

Die Gegenwart

9. Band, Nr. 1-26 - Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Stilke
Berlin
1876

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louise-Straße.



Register.

Neunter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.		Seite
Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Von Bluntschli	113, 131, 150	
Zur Reform des höheren Schulwesens. Von einem praktischen Schulmann	145	
Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission. Von Theobald Ziegler	337	
Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung. Von Karl Blind	385	

Inland.

Unsere Lage. Eine Neujahrsbetrachtung. Von W. Wackernagel	1
Der Schmerling-Artikel der „Provinzial-Correspondenz“. Von Politicus	18
Ueber Ursprung und Wesen der „Reptilien“. Von einem alten Journalisten	49, 67, 83
Gentleman oder Ehrenmann? Von H. B. Dppenheim	273
Delbrücks Rücktritt. Von Politicus	305

Ausland.

Franz Deak. Von Walter Rogge	97
Glas Tschernagortza. Von Abel	228
Die orientalische Frage. Von Rhenanus	51
Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von S. Vambéry	178, 196
Ein Vorläufer der Sofas. Von W. Goldbaum	369
Der Kulturkampf in Frankreich. Von Montanus	321
Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschichte. Von Montanus	209
Gambeita in Marseille. Von Fritz Prussien	148
Dizraels Kaisergründung. Von Karl Blind	241, 259
Aus Holland. Fiscus und todte Hand. Von Th. Wenzelburger	289
Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel	325, 355
Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff	372, 387, 401

2. Volkswirtschaftliche Aufsätze.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. V. von Unruh	65, 81, 100, 115, 133
Herkunft und bisherige Entwicklung der Reichseisenbahnidee. Von Wolfgang Eras	353
Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse. Von W. B. A. Gumprecht	225

3. Vermischte Aufsätze.

Franz Wallner. Von F. H. Eugler	78
Michael Etienne. Von Aliquis	71
Dingelstedt. Von S. Schlesinger	69, 107
Der Heimgang der Königin Louise. Von Hermann Kindt	120
Freiligrath. Von Paul Lindau	197
Freiligrath und Bret Harte. Von H. Kindt	393
Anastasius Grün. Von Robert Hamerling	260
Herbart. Rede gehalten 4. Mai 1876. Von M. Lazarus	290
George Sand †. Von Paul Lindau	390
Ueber George Sand. Von demselben	402
An Professor Willroth in Wien. Von Berthold Auerbach	17
Zur deutschen Doctorfrage. Von Bluntschli	323
Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit. Von Karl Blind	161
Ueber die Geschichte der deutschen Pressfreiheit. Von Julius Weil	257, 274
Seefischen. Von A. Lammerz	33

	Seite
Polarausrüstungen. Von Julius Payer	117
Eischiffahrt. Von demselben	338
Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Ebe	173, 188
Ein Winterabendmonolog. Von Johannes Scherr	213
Moderne Menschen. Fritz Faulmeyer. Von Gerhardt von Amynor	44
Eine Planderei mit Victorien Sardou. Von Gottlieb Ritter	59
Heilkünstler und Mirakel. Von Karl Prümer	21
Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas	53
Das Costümfest der Münchner Künstler. Von Christian Weber	157
Einmal zur Probe. Von Julius Wolff	140
Wie citirt wird. Von Otto Buchwald	186
Wie commentirt wird	187
Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach	215, 262
Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne	90, 137
Louis Agassiz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn	265, 314
Der bestverleumdete Naturforscher. Von Carus Sterne	335
Der Bund der Naturwissenschaftler mit der Philosophie. Von Ludwig Moiré	210
Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne	200
Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten? Von Otto Zacharias	110
Macaulay als Schriftsteller	405

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Zum Neujahr. Von Wilhelm Busch	5
Eine Ode des Horaz. Verdeutsch von Emanuel Geibel	23
Zwei Oden des Horaz. Verdeutsch von demselben	69
Im Sturme. Von Jul. Wolff	153
Goldbarg. Von Klaus Groth	163
Aus Jugentagen. Von Wilhelm Jensen	212
Ei du Bütte. Von Klaus Groth	243
Opt Feld allein. Von demselben	402

b. Essays.

Agnes le Grave. Von Gustav Karpeles	166
Am Grabe von Adam Smith. Von Arthur von Studnik	129
Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobjucht. Von Robert Hamerling	179, 231
Vincenzio Tedeschi und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von S. Pennisi da Calanna	293
Goethes Drama „Der Falke“. Von Karl Bartich	109
Heines „Maicliff“ in Neapel. Von Woldemar Raden	377
Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß	10, 27
Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien. Von H. M. Richter	104
Die Leistungen des K. Schauspielhauses unter der Verwaltung des Hrn. von Hilfen. Von Paul Lindau	326, 341, 363
Das goldene Buch des „Théâtre français“. Von demselben	135, 151, 168, 183
Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des deutschen Theaters. Von R. Elcho	246, 264
Olympia. Von L—l	41, 57
Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weissenfels	3, 20, 35
Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carriere	5, 23
Das Häßliche und das Lächerliche. Von demselben	243
Volksliteratur. Von A. Lammerz	233

	Seite
Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Lingg	276. 374
Der Gassenhauer als Epidemie. Von Paul Lindau	235
Variationen über ein Gukstow'sches Thema. Von Daniel Sanders 40. 74	74
Die orthographische Guillotine. Von Wilhelm Scherer	102
Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Von Daniel Sanders	251
Zu den Verhandlungen der orthogr. Konferenz. Von demselben	278
Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung. Von demselben	357
Die Orthographie und D. Sanders. Von F. Naehly	309. 332

c. Literarische Kritik.

Ein Drama aus dem Morgenlande „Masveros und Esther“ von Dr. J. L. Chronik. Bespr. von Paul Lindau	7
„Im Paradiese.“ Roman in 7 Büchern von Paul Heyse. Bespr. von demselben	37. 54
Ein geistlicher Streber. (L'abbé Tigrane. Von Fabre). Von dem- selben	84
Novellen von Marie v. Olfers. Eine ästhetische Studie von Friedrich Spielhagen	163
„Zwischen Ruinen.“ Roman von L. Kompert. Bespr. von D. v. Leizner	181
„Im Banne des schwarzen Adlers.“ Roman von R. Gottschall. Bespr. von Eugen Zabel	359
„Das Leben der Seele.“ Besprochen von A. Hornicz	408
Karl Braun-Wiesbaden. — Bilder. Reisebilder. Studien. Besprochen von Friedrich Kapp	410
Die deutsche Reichsrechtsliteratur. Von Karl Braun-Wiesbaden 193	193
Bismarck-Literatur. Von demselben	249. 279. 311
Baron Helfert's „Geschichte Oesterreichs“. Von Walter Rogge	24
Die amerikanische Säcularfeier. „Aus und über Amerika“ von Fr. Kapp. Von Ludwig Bamberger	306
„Jack.“ Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet. Bespr. von D. Franz Genzichen	155
Japan. The history of Japan by Francis Ottiwel Adams. Bespr. v. R. L.	12

d. Bühnenkritik.

„Citronen.“ Schwank in 4 Aufz. von Julius Rosen. Bespr. von Paul Lindau	29
„Fervéal.“ Schauspiel in 4 Act. von Victorien Sardou. Bespr. von demselben	75
Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelm- stadt. Bespr. von demselben	92
„Carolina Brochi.“ Schauspiel in 5 Aufz. von H. Kette. Bespr. von demselben	123
„Arria und Messalina.“ Tragödie in 5 Acten von A. Wibrandt. Bespr. von demselben	218
Vom Theater. Von demselben	267
Ueber Kleits's „Penthesilea“. Von demselben. Vor der Aufführung	287
Nach der Aufführung	298
Gastspiel der Meininger. Bespr. von demselben. „Rätchen von Heilbronn“	316
„Der Erbförster.“ „Wilhelm Tell“	345
„Der eingebildete Kranke“	380
„Ein vornehmer Mann.“ Pöffe in 3 Act. von Moser und Jacobson. Bespr. von D. v. Leizner	30
„Der neueste Scandal.“ Schauspiel in 3 Acten von Th. Barrière. Bespr. von demselben	139

5. Musik und bildende Künste.

	Seite
„Don Juan“ — „Fidelio“ — Brülls „Das heilige Kreuz“. Von H. Ehrlich	14
Musikalische Aufführungen. Von demselben	77
Richard Wagners „Tristan und Isolde“. Von demselben. Vorstudien	171
Nach der ersten Aufführung	220
Verdis Requiem für Alessandro Manzoni. Bespr. von demselben	268
„Die sieben Todsünden“ von A. Goldschmidt. Besprochen von dem- selben	317
Zur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar. Goethes „Faust“ mit Musik von Lassen. Von demselben	329
Ueber die erste Aufführung von Rich. Wagners „Tristan und Isolde“. Von Paul Lindau	201
Prof. Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie“. Von H. Ehrlich	93
Das Stoffgebiet der Musik. Von M. Carriere	308
Einiges zu Mozarts Leben. Von Graf Maurin Rahus	282
Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal 378. 396	378. 396
„In der Morgendämmerung.“ Gemälde von Hermanns. Bespr. von D. v. Leizner	43
Aus dem Verein Berliner Künstler. Von demselben	247
Das Gipsmodell des Goethedenkmal's von E. Schaper. Bespr. von Max Bauer	237
Französische Kunst in Rom. Von Günther v. Freiberg	296
Der „Salon“ von 1876. Von Albertus	364. 394
Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publikum und Quellen der Popularität“	72. 83
Kunstgeschichtliche Revue I. Ein Ehrendenkmal Dürers. Von Adolf Rosenberg	252

6. Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das Falschment des Herrn Tjälde. Von Björnsterne Björnson an Dr. Alex. Meyer, Berlin	46
Ueber „Staatskirche“ und „Hochkirche“. Von F. K.	47
Alexander Meyer an Herrn Advokaten Berent	79
Ueber Ernesto Rossi von Einem Abonnenten	79
Ueber L.—s Olympiakartikel. Von Georg Markow'sky	127
In Sachen Göbners. Von L. Spielmann	127
Zum Artikel „Cardinal Raušer“ in Nr. 50, 1875 d. Bl. Von E. Ch.	127
Uebersetzungen des Horaz. Von C. B.	127
Ueber das Uhrwerk des Thomas. Von E. Leinhaas	127
Zum Aufsatz „Schiller als Redakteur“. Von Hermann Uhde	207
Ueber das Costüm des Joab in der „Alhafia“. Von C. Würde	207
Ueber den Ausdruck des Auges. Von A. L. Brück	223
Ueber den Werth der Kritik. Von Leopold von Sacher-Masoch 239	239
Ueber Agnes le Grave. Von Hermann Pilz	255
Eine Anfrage und eine Antwort. Ueber einen Ausspruch Bismarck's Ueber dasselbe	371
Ein Leipziger Professor und die Geschichte des Dramas. Von F. L. Klein	319
Zu dem Aufsatz „Einiges aus Mozarts Leben“. Von Hermann Uhde	348
In Sachen Faust's. Von M. Carriere	367

7. Notizen.

Seite 15. 30. 45. 61. 78. 94. 111. 125. 142. 158. 175. 191. 204. 222.
238. 264. 270. 286. 302. 318. 334. 347. 367. 382. 398. 412.

8. Bibliographie.

Seite 222. 238. 283. 399. 413.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 5gepaarte Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere Lage. Eine Neujahrsbetrachtung von Wilhelm Wackernagel. — Das geistige Leben in Württemberg. Von S.-W. — Literatur und Kunst: Zum Neujahr. Von Wilhelm Busch. — Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carriere. — Ein Drama aus dem Morgenlande. „Maspero und Esther“ von Dr. F. L. Chronit. Besprochen von Paul Lindau. — Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß. I. — Japan. The History of Japan by Francis Ottiwell Adams. Besprochen von H. L. — Aus der Hauptstadt: Musikalische Aufführungen. Königliche Oper: Don Juan — Fidelio — Brülls „Das heilige Kreuz“. Besprochen von G. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Unsere Lage.

Eine Neujahrsbetrachtung
von
Wilhelm Wackernagel.

Am Wendepunkt des Jahres pflegt nicht bloß der Geschäftsmann aus dem „Soll und Haben“ seines Hauptbuchs sich über den Stand seines Vermögens zu vergewissern, wobei ultimo 1875 freilich mancher zweifelhafte Posten auf der Creditseite erscheinen mag, der diese rechnungsmäßige Sicherheit mit einem vielleicht verhängnisvollen Fragezeichen belastet; auch der Publicist ist wohl oder übel in der Lage, den politischen Dingen gegenüber, welchen er im Laufe der letzten zwölf Monate ihren Werth im Einzelnen zugewogen, eine Jahresbilanz zu ziehen. Hierbei ereignet es sich nun nicht minder, daß so manche schwebende Forderung, die genau zu prüfen die Mittel zur Zeit noch fehlen, zu einem Tagescourse in das „Haben“ aufgenommen werden muß, der sich hinterher vielleicht niemals realisiren läßt. Wem fällt da nicht die eine und andre Forderung ein, die vor zehn Jahren ihrem Inhaber jederzeit nach Belieben realisirbar erschien, und die, als das Geschäft gemacht werden sollte, sich als uneinziehbar erwies, so daß dem Betreffenden, der zur weiteren Fristung seines Prestige nothwendig eines „Erfolges“ bedurfte, nichts anderes übrig blieb, als das stets gewagte Unternehmen einer executio ad faciendum, bei dem schon mancher, der zu scheeren auszog, geschoren heim geschickt wurde. Auch in die politische Bilanz, die am Schlusse des Jahres 1875 zu ziehen ist, geht unter den Forderungen, welche Dieser und Jener bei der „Weltgeschichte“ angemeldet hat, wohl mehr als eine mit über, deren grundbücherlicher Eintragung ein vorsichtiger Hypothekenrichter sich schwerlich unterziehen würde, da besagte hohe Frau sich zu einer persönlichen Willensbekundung nicht citiren läßt und es überhaupt nicht liebt, daß ihr Name unnütz im Munde geführt werde. Um nicht durch derartige Einwendungen von gegnerischer Seite in ihren Anrufungen der Weltgeschichte als des Weltgerichts gestört zu werden, haben bekanntlich in älterer und neuerer Zeit Völker, Staaten und Parteien klugen Sinnes sich eigene Geschichtsbegriffe gebildet und den Glauben an die Möglichkeit einer werththätigen Freundschaft derselben je nach dem Bildungsstande durch Beilegung mehr oder weniger persönlicher Eigenschaften zu kräftigen gesucht. So glaubt denn Jeder an den besonderen Rechtsschutz, dessen sich seine Forderungen an die Weltgeschichte erfreuen, und es ist diesem Glauben an eine allwaltende Gerechtigkeit auch sicher eine große geschichtliche Bedeutung beizumessen, da ein unerschütter-

liches Rechtsbewußtsein und eine unauslöschliche Zuversicht in den „Sieg der gerechten Sache“ den einzelnen Menschen wie ganze Völker zu einer höchsten Anspannung der Kräfte im Handeln wie im Leiden befähigen, welche schon oft wider „groß“ Macht und viele List“ sich siegreich erwiesen hat.

Angefihts von Kämpfen, deren treibende Motive aus nationalen und religiösen, aus staatlichen und kirchlichen Gegenätzen aufspringen, in welche jeder Einzelne durch Anerkung verflochten ist — nur ist sich dessen der Eine mehr, der Andere minder bewußt — kann auch das geschichtliche Urtheil sich nicht lösen von dem Boden, worauf der Richterstuhl erhöht wird. Der Einzelne kann freilich wählen, auf welchen Boden er mit seinem Urtheil treten will, nur darf er nicht glauben, darum unparteiisch zu sein, weil er — gleichviel aus welchen Gründen — eine andere Partei als die, der er zuvor angehörte, ergreift. Bei Dingen, die materielle Interessen berühren, ist Unparteilichkeit nun vollends unmöglich. Von der wenn auch niemals olympisch unbefangenen, so doch immerhin reinen Höhe eines geschichtlich gegebenen Standpunktes zieht die von wechselnden äußeren Einflüssen abhängige Neigung, vor allem das für wahr zu halten, was man im eigenen Interesse herbeiwünscht, das Urtheil in trübere Tiefen hinab, wo der Betreffende dem Irrlichte augenblicklichen Vortheils nachschleichend, schließlich oft froh ist, statt das Gold der Wahrheit, eine Hand voll Regenwürmer zu finden, lassen sich doch mit diesem Köder immerhin die für die blinde Menge ausgeworfenen Angelu bestecken. Es hat im Laufe des letzten Jahres gerade bei uns im Deutschen Reiche nicht an Gelegenheit gefehlt, diesem zweifelhaften Gewerbe auf die Schliche zu kommen. Angefihts der demnächst bevorstehenden Erneuerung der beiden größten parlamentarischen Körperschaften im Reiche, des preussischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags wird es eine ernste Pflicht der deutschen Publicistik sein, die Wacht der Wahrheit zu halten und dafür zu sorgen, daß in dem großen Kampfe ernst historischen Stils, der auf deutschem Boden zwischen zwei Weltanschauungen entbrannt ist, nicht aus schwächlichen Opportunitätsmotiven der falsche Schein eines friedlichen Ausgleichs für einen Sieg jener hehren Sache ausgegeben werden kann, welcher die Sympathien aller Freunde der Freiheit und Wahrheit diesseit und jenseit des Oceans bisher zur Seite gestanden haben.

Eine solche Mahnung an der Schwelle des neuen Jahres dem deutschen Volke zuzurufen, würde überflüssig erscheinen, wenn nicht mancherlei Anzeichen dafür sprächen, daß die Träger und Vertreter von materiellen Interessen der verschiedensten Art, die bei der neuen Ordnung der Dinge wider früheres Soffen nicht ihre Rechnung gefunden haben, von der Sache,

die sie bislang unterstützten, sich mißmüthig abzuwenden und auf Befriedigung jener Interessen im Wege der Coalition mit allerlei Gegnern zu speculiren beginnen. Durch die großen Verluste, welche verschiedene weit ausgebreitete Industriezweige, von deren Blüthe das Wohlergehen einer zahlreichen Bevölkerung bedingt ist, in den letzten Jahren betroffen haben, ist bei den beteiligten Unternehmern und demnächst auch bei der in Mitleidenschaft gezogenen Bevölkerung der Glaube erzeugt worden, daß ihr „Nothstand“ durch die neue Ordnung der Dinge im Reiche, vornehmlich durch dessen wirtschaftliche Gesetzgebung verschuldet sei. Wie könnte es anders sein, als daß diese unzufriedenen Elemente zumeist von einer gründlichen Umkehr der gegenwärtigen Reichsgesetzgebung Abhülfe ihrer Noth erhoffen? Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß derartige Nothstände jeder Zeit die Entstehung ungesunder Parteibildungen und Bündnisse begünstigt haben; es kommt hierbei nur darauf an, daß sich die geeigneten Objecte finden, bei welchen im Wege des Compromisses der Austausch von Leistung und Gegenleistung herbeigeführt werden kann.

Wir haben bereits eine solche Gruppe mißvergnügter Interessenvertreter bei den letzten Wahlen, damals ohne sichtbare Zeichen der Gunst von oben her, mit den politischen Gegnern des Reichs gemeinsame Sache machen gesehen, die „Agrarier“, um den ihnen damals angehefteten und seitdem verbliebenen *nom de guerre* zu gebrauchen; dieselben standen freilich mit wenigen Ausnahmen schon zuvor auf dem Boden eines bestimmten politischen, des altconservativen Programms, wenn sie dieses auch in der Wahlbewegung klüglich verhüllten und sich vor allem als die berufenen Vertreter der „landwirtschaftlichen Interessen“ bekannnten. Jetzt nun werden alle Hebel angelegt, um die durch die wirtschaftliche Gesetzgebung des Reichs bedrohten „industriellen Interessen“ zur Plattform eines neuen Parteiprogramms zusammenzurücken, hinsichtlich dessen es freilich noch nicht festzustehen scheint, ob es in seiner politischen Spitze sich lediglich gegen die bisherige Reichstagsmehrheit wenden und von deren Sprengung einerseits die Befreiung der Reichsregierung von „täglich lästiger werdenden Rücksichten“, andererseits die Erlösung der deutschen Industrie aus ihrem Dornröschenschlaf verkünden — oder aber ob es gleichzeitig auch gegen das preußische Ministerium, welches sich bisher als das festeste Bollwerk wirtschaftlicher Freiheit im Reiche erwiesen hat, den Sturmbock anschieben wird.

Wenig Gewicht würde auf dergleichen Kampfesrüstungen zu legen sein, wenn zwischen der liberalen Mehrheit des Reichstags und dem leitenden Staatsmanne des Deutschen Reiches das nämliche Verhältniß bestände, wie zwischen der Mehrheit des englischen Unterhauses und dem englischen Premierminister; man würde sich dann sagen, daß gegenüber einer Coalition von Sonderinteressen, selbst wenn sie des größeren Effects wegen das Mißzeug einer politischen Partei sich anlegt, die Mehrheit des Reichstags und ein mit ihr sich in allen großen Fragen eins wissender Reichskanzler ruhig auf das von ihnen mit Ehre und Ernst gewahrte allgemeine Interesse hinweisen könnten, um die Sache, soweit sie politisch von Bedeutung ist, damit abgethan zu haben; die sogenannten „reichsfeindlichen Elemente“ würden dann lediglich von einer Enttäuschung mehr Act zu nehmen haben, oder vielmehr sie würden Angesichts eines solchen Verhältnisses zwischen der Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler gar nicht erst auf das Glatteis trügerischer Erwartungen sich hinauswagen.

Alle Speculationen auf einen Wechsel der Reichstagsmehrheit und damit auf eine Umkehr der Reichsgesetzgebung haben zu ihrer Voraussetzung die Thatsache, daß im Deutschen Reiche, wie in Preußen — beider Geschichte sind auch in diesem Punkte untrennbar verknüpft — kein parlamentarisches Regime herrscht, sondern daß die Regierung, bis zur leitenden Spitze hinauf, von Männern geführt wird, welche ohne Rücksicht darauf, ob sie in den gesetzgebenden Körperschaften eine Majorität besitzen oder nicht, auf ihren Posten berufen worden sind, und die dann von Fall zu Fall die etwa als dienlich erscheinenden

Mittel anzuwenden haben, um für Vorlagen oder einzelne Bestimmungen solcher, von deren Nothwendigkeit sie überzeugt sind, eine Majorität zu Wege zu bringen. So bietet denn unser parlamentarisches Leben die eigenthümliche Erscheinung dar, daß, um ein Bild zu gebrauchen, die Quelle des gegenseitigen Vertrauens zwischen Regierung und Parlamentsmajorität keine permanente, sondern eine „intermittirende“ ist. Strömt diese Quelle, wenn die aus der Tiefe des Volksgemüths hervorbrechenden Andern unter starkem Druck ihr reichen Zufluß zuführen, mit mächtigem Rauschen einher, so glaubt man zu dieser Zeit, daß Volk und Regierung, Reichstagsmehrheit und Reichskanzler ein Herz und eine Seele sind. In ihnen allen ist es derselbe Geist, der sich kundthut, jener nationale Geist, welcher das Deutsche Reich als seinen politischen Körper sich gestaltet hat, und der dann in jedem seiner Organe, mögen sie nun von Unten oder von Oben her sich angegliedert haben, gleich mächtig walitet. In den Tagen jedoch, wo dieser nationale Geist nach längerer Thätigkeit wieder in Abspannung versinkt, da versiegt auch allmählich jene Lebensquelle des gegenseitigen Vertrauens, und ihr weiterer Lauf, der oben bald dem Blicke dürr und steinig daliegt, regt nur einen ärgerlichen Streit darüber an, wer an dem kümmerlichen Kinnal, das sich noch aus der früheren Fülle her erhalten hat, das Recht der Wassernutzung habe, nebenherlaufender Anschuldigungen wegen heimlichen Abgrabens nicht zu gedenken.

Seit der großen Wendung, die mit dem Jahre 1866 in der politischen Geschichte der deutschen Nation eingetreten ist, hat in periodischer Wiederkehr ein Mißtrauen zwischen der Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler sich eingefunden. Jene Mehrheit, die als eine durchaus national gesinnte gelten muß, wenn auch auf ihrem äußersten Flügel in Freiheitsforderungen weitergehend, als die große Mehrheit des deutschen Volkes — die Ultramontanen rechnen dabei nicht mit; *duo quum faciunt idem, non est idem* — zur Zeit für gut hält, ist dazu bereit der Reichsregierung zu bewilligen, was diese um nationaler Zwecke wegen nothwendig braucht, wobei natürlich über das Maß des nothwendig zu Bewilligenden eine Verschiedenheit der Ansichten erlaubt sein muß, wie eine Verständigung darüber auch noch stets erzielt wurde; hier wird immer jenes Vertrauen walten, welches ein Staatsmann für sich beanspruchen kann, dem die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches ein monumentum aere perennius gesetzt hat. Dieselbe liberale Mehrheit wird aber zu einer fast argwöhnischen Vorsicht genöthigt, wenn die Forderung an den Reichstag herantritt, von den freiheitlichen Errungenschaften der Vorjahre, die auf politischem Gebiete zudem nicht eben umfangreich sind, etliche wieder aufzugeben. Und das ist in der bekannten Strafrechtsnovelle dem Reichstage zugemuthet worden. Daß in den veränderten Verhältnissen eine Nothwendigkeit für derartige Restriktionen vorliege, ist zwar mit großem Nachdruck behauptet worden; die Reichstagsabgeordneten, die doch aus dem ganzen Reiche sich sammeln, kennen die Verhältnisse aber auch und zwar durch mehrhundertfältige Autopsie und aus den verschiedensten amtlichen und privaten Stellungen heraus. Muß da nicht der Glaube an ein Mißtrauen des leitenden Staatsmannes in die Reichstagsmehrheit Wurzel schlagen, als wenn dieselbe ihm bei einer ersten Veranlassung zu Strafverschärfungen wie die jetzt in Vorschlag gebrachten, die Mittel, deren er zur Aufrechterhaltung der Regierungsautorität und der öffentlichen Ordnung bedarf, verweigern möchte? Oder — denn auch diese Frage läßt sich aufwerfen — sollte die gegenwärtige Reichstagsmehrheit überhaupt nur einer Probe auf ihre Gefügigkeit unterzogen werden? Diese Eventualität würde auf die Absicht eines Versuchs schließen lassen, die gegenwärtige Reichstagsmehrheit, da sie die Probe nicht bestanden hat, bei den nächsten Wahlen durch eine andre zu ersetzen. Und durch welche? Etwa durch eine conservativ-liberale Regierungspartei? Es könnten auf eine solche Absicht die Bohrversuche gewisser als officiös oder doch als inspirirt geltender Zeitungen schließen lassen, durch

welche wohl das Gefüge der nationalliberalen Partei und die Ausichten von etwaigen Sprengversuchen ermittelt werden sollen. Ein etwaiger höherer Auftrag dazu scheint nicht zu bestehen; auch hat bis jetzt unter etwas Verwitterungsschutz das anstehende Gestein sich durchaus fest erwiesen.

Die zweite Combination wäre die einer conservativ-kericalen Regierungsmajorität; ob eine solche geplant werden kann, hängt zunächst von der Geneigtheit der Regierung zu Zugeständnissen an den Vatican ab, wobei die Kirche sich vermuthlich mit einer ausgiebigen Sicherstellung des klericalen, in Sonderheit des episcopalen Einflusses auf die Bevölkerung begnügen und zu diesem Zwecke die Kirchengesetze formell anerkennen, der Staat aber bei der verheißenen Revision den Forderungen der Kirche Befriedigung verschaffen würde. Ob zur Herstellung eines solchen modus vivendi im Vatican zur Zeit schon Lust herrscht, ist indessen zu bezweifeln; dort werden die kirchlichen Fragen mehr als an irgend einer andern Stelle nach Erwägungen der hohen Politik gelöst oder je nachdem vertagt. Zunächst wird man dort wohl erst abwarten, ob Frankreich, dies Schwert der Kirche, nachdem es im Feuer der Volkswahlen einem neuen Schweißproceß unterzogen worden, sich an der Hand des frommen Marschalls Mac Mahon zu einem tauglichen Rüstzeug der Rache für das politische und kirchliche Sedan erweisen wird, welches letztere ja bekanntlich unsre gläubigen Katholiken an jedem zweiten September durch ein Glockeninterdict als einen dies nefastus ausdrücklich gekennzeichnet haben.

So bleibt denn schließlich, bis die Zeichen sich schärfer vom Himmel abheben, als Drittes, was, wie wir meinen, dem deutschen Volke und Reiche allein frommt, nur übrig, daß, wie seit 1866 die fortschreitende Bewegung im Reiche und in Preußen immer noch ähnliche Störungen, wie in dieser Reichstagsession erfahren und zuletzt glücklich überwunden hat, derselbe Zwang, der bisher die von Zeit zu Zeit stärker herantretende Abneigung, die sich aus der Grundverschiedenheit der politischen Anschauungen zwischen der liberalen Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler ergibt, überwältigt hat, auch weiter fortwirken wird. „So lange“ — um mit goldenen Worten der „Berliner autographirten Correspondenz“, die aus berufenem Munde kommen, diese Neujahrsbetrachtung zu schließen — „so lange aus dem positiven Zusammenwirken der Regierung und der liberalen Partei die Kräftigung des Reichs und eine Befestigung seiner Institutionen zu erwarten ist, darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß die Störung der Harmonie wie bisher nur eine zeitweilige ist und in positiver Thätigkeit schnell sich überwinden läßt. Während noch der unerquickliche Streit um die Strafrechtsnovelle geführt wird, warten bereits die großen Justizgesetze ihrer Vollendung, tritt die Verkehrseinheit des Reichs in den Vordergrund, und verwandelt sich die Absicht einer besseren Organisation der Reichsverwaltung aus einem Gegenstande bloßer Erörterungen in ein sichtbares und nächstes Ziel, welches bald die vereinte Kraft aller Reichsfreunde in Anspruch nehmen wird“.

So mag denn, wie jede der Mühe werthe Arbeit den Menschen über Trübsal und Verbitterung hinweghebt, auch die Arbeit im Dienste des Reichs an jedem, der dazu berufen ist, im neuen Jahre ihre erlösende Kraft bewahren.

Das geistige Leben in Württemberg.

Unter den deutschen Kleinstaaten hat von jeher kein anderer ein so besonderes Studieninteresse erregt als Württemberg; der Grund dafür liegt nicht in etwaigen Merkwürdigkeiten, welche der Staat als solcher vielleicht aufzuweisen hatte — im Guten wie im Schlimmen, sondern in der Eigenartigkeit des dort sesshaften schwäbischen Volksstammes. Nicht nur scharfsichtige Fremde haben sich angelegen sein lassen, darüber ihre kritischen Untersuchungen anzustellen, sondern auch

schwäbische Schriftsteller versuchten fort und fort, die Eigenheiten ihrer Landsleute nach den verschiedensten Aeußerungen des Lebens darzustellen und haben sie gewöhnlich am härtesten beurtheilt. Was ihnen aus Gründen, die wir noch des Näheren hervorheben werden, tadelnswerth erschien, war dem Ausländer zunächst nur ein Gegenstand der Curiosität. Er sah eine sehr scharf geschnittene Individualität und eine spröde Subjectivität in diesem Volksstamm, die schwer mit dem allgemeinen nationalen Gedanken in Einklang zu bringen schien, und indem man Volk und Staat als sich deckende Begriffe auffaßte, wählte man hier mit dem hartnäckigsten Charakter des deutschen Particularismus zu thun zu haben. Eine solche Auffassung war den hervorragenden heimischen Schriftstellern und selbstständiger denkenden Geistern aber entschieden fremd und wurde ihnen immer widernatürlicher. Sie hielten Volk und Staat auseinander, und während sie mit den Eigenartigkeiten ihrer Landsleute sich innig verbunden fühlten, wandten sie für den Particularismus ihres Staats mehr Freimuth in der Beurtheilung als sogenannten Patriotismus auf. Württembergische Geschichtsbücher gegen preussische gehalten werden in dieser Beziehung einen auffälligen Unterschied zeigen, und wenn es auch wahr ist, daß über die neuere württembergische Staatsgeschichte bis zum ersten Viertel dieses Jahrhunderts nicht viel Rühmenswerthes zu sagen ist, so verdient jener Umstand doch eine besondere Beachtung, um so mehr, wenn man erwägt, wie selbstgefällig sich die Württemberger als ein besonderes, abgeschlossenes Nationchen betrachteten. Ihr politischer Kleinstaat galt ihnen als eine feste Burg und noch vor einem Jahrzehnt würde die große Masse des schwäbischen Volks ihn gegen jede Zumuthung, etwas von seiner Souveränität abzugeben, fanatisch vertheidigt haben. Im „Bürgerkrieg“ von 1866 glaubten die Schwaben zuversichtlich, mit den „preussischen Schneidergesellen“ leicht fertig zu werden, und erst als die herbe Enttäuschung durch die Thatsache erfolgt war, näherte sich murrend und grollend der allgemeine Volksinn jenem geistigen Lebens im Lande, welcher längst über den Horizont des Kleinstaats hinauszubringen suchte. Württemberg ist ein organischer Theil des neuen Deutschen Reichs geworden und der Schwabe von sonst ist jetzt durchweg, auch wenn er auf dem Schein seines Schwabenthums besteht, die reichstreuere Seele, die sich denken läßt. Eine solche Umwandlung, so tief innerlicher Art, muß wohl erstaunlich scheinen und verdient eine andere Erklärung als die aus bloß realistisch politischer Auffassung der geschichtlichen Ereignisse. Der Zusammenbruch des politischen Particularismus in Württemberg wäre so schnell und glatt nicht möglich gewesen, wenn nicht das geistige Leben daselbst instinctmäßig diesen Fall vorbereitet und in seiner langsamen stetigen Arbeit den innigsten Anschluß an Deutschland, speciell an den Norden, und trotz mehr Anti- als Sympathie für dessen Wesen, angebahnt hätte. Auf diesen Vorgang muß man Gewicht legen, will man über die ideelle Bedeutung der deutschen Ereignisse klar werden, von denen ein plötzlich so ideenfeindlich gewordenes Geschlecht, wie das heutige, nur die äußern Hebel und Wirkungen, die Schlachten und politischen Schlusssätze der Diplomatie, in's Auge zu fassen und zu begreifen beliebt. Wie die deutsche nationale Idee und Wiedergeburt ihren Ursprung wesentlich nur in der deutschen Poesie und Literatur hat, die ein Jahrhundert lang die Geister dafür bearbeitete und in steter Empfänglichkeit hielt, so war es die geistige Arbeit auch allein, die im Einzelnen Sprödigkeiten und Eigenwilligkeiten innerhalb des deutschen Volksthum überwand, die jeder Nachgiebigkeit gegen höhere Ideenmacht zu spotten schienen. Es ist ein unverdientes Geschick, daß unsere Literatur mit ihrem Sprachrohr, der Presse, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hat, aus falschem Ergebnissinn des Volkes auch in dessen Augen selber zu einer so hinschwindenden moralischen Bedeutung sinken konnte, nachdem die Schnitter die reife Frucht davongetragen!

Der Eigenartigkeit des schwäbischen Volksstammes und

des dahinein gewachsenen württembergischen Dynastenstaats entspricht das geistige Leben daselbst in merkwürdiger Weise. Es ist zunächst ebenfalls als eine Geschlossenheit individuellen Charakters erkennbar und von so stark subjectiver Eigenthümlichkeit, wie diese unter keinem anderen der deutschen Volksstämme auch nur annähernd ähnlich aufzuweisen wäre. Eine Menge von originalen Geistern ist aus diesem Winkel Deutschlands hervorgegangen, von welchem auch die zwei Herrschergeschlechter der Hohenstaufen und Hohenzollern — von den Wesen nicht zu reden — ihren Machtsflug über die deutsche Nation genommen. Die Reformation hat hier, umdräut von mächtigen Gegnern, in schweren Kämpfen sich behauptet und viele Männer gefunden, die an dem Werk wohl oder übel immer weiter zu arbeiten suchten. Einem Keplers Wiege hat dort gestanden, und in stetem Nachschub sind glänzende Namen immerfort in die Reihen der deutschen Wissenschaft und Poesie getreten, genug darunter, welche außerhalb der Heimat als Sterne unserer Literatur aufgingen. Wieland, Schiller, Schelling, Hegel, Uhland, Schwab, Vischer, Strauß — mit diesen Schwaben nennt man Fundamente, Säulen und Klammern unserer Nationalliteratur.

Im grellsten Gegensatz zu diesem Reichthum ausgezeichnet, universeller Geister bietet ihre gemeinsame Heimat einen Staat mit einer Bevölkerung dar, welche sich ihrem Gedeihen so ungünstig, ja fast so feindselig als möglich erwies. „Kein augustisch Alter blühte, keines Medizeers Güte lächelte der deutschen Kunst,“ so konnte Schiller von allen deutschen Dynastien sagen, und von den württembergischen galt dies mindestens der Literatur gegenüber ganz besonders. Der Stuttgarter Hof legte fast niemals Wohlwollen für Genies und Talente an den Tag, die nicht zum Nutzen seiner Kleinstaaterei verwendbares Material bildeten; selbst die berühmte Karlschule war nur eine herzogliche Stiehhoberei, die für Pflege des geistigen Lebens nicht das Geringste geleistet und den eifernen Herzog, der wie andere deutsche Despoten in Jugenderziehung zu machen Laune hatte, oft in die Lage des Goethe'schen Zauberlehrlings gebracht hat. „Theologen und Schreiber,“ sagt Mümelin in einer Schilderung Altwürttembergs, „hielten Alles in Bänden und ließen nichts aufkommen, was in ihren Kram nicht taugte. Andernwärts gab es Edelleute, die die Welt gesehen hatten und auf ihren Burgen unabhängig genug waren, auch in geistigen Dingen ihre eigenen Wege zu gehen. Es gab einen gelehrten Beamtenstand, der der Geistlichkeit sich an Bildung ebenbürtig wußte und in der Lage war, ein Gegengewicht zu bilden. Es gab ein städtisches Bürgerthum und darunter einzelne Familien, die ihren Stolz in die Pflege einer höheren Bildung setzten. In Württemberg fehlten die Stände und Stellungen, die einer freien Bildung Raum boten“.

In solchem Staat, der mit all seinem großen und schwerfälligen Apparat für ein reges, in Wechselwirkung kommendes Leben gar keinen Platz und keine Gelegenheit bot, ergänzte sich nun durch Laune der Natur ein Geschlecht von Talenten, welches geistiges Leben mehr oder minder heftig ersuchte und beim Mangel desselben um so begieriger war, sich geltend zu machen und aus der Umwallung des particularistischen Stammes hinaus in den großen Strom des nationalen Lebens zu treiben. Wen diese Einengung bedrückte, wer als selbstständiger Denker höheren Flug zu nehmen Neigung spürte, der brach aus und suchte innerhalb eines weiteren Horizontes eine Zuflucht, um sich zu „entschwäbeln“. Die Andern aber, die im Lande bleiben oder bleiben mußten, bildeten unabsichtlich eine festverkettete Genossenschaft, weil sie unter einander auf sich allein im Austausch ihrer Ideen angewiesen waren. Daran änderte auch die Umgestaltung des neuen württembergischen Königreichs im modernen Sinne durch König Wilhelm in diesem Jahrhundert so gut wie nichts, da die bisherigen Elemente des Staats durch den Zuwachs an Bauern, hieberden Kleinhandwerkern und altreichsstädtischen Zünftlern in den neu erworbenen Landestheilen kaum eine innere Veränderung erlitten.

Diese stille Genossenschaft wesentlich literarischer Talente, wie sie in Württemberg durch die erwähnten Gesellschaftsverhältnisse entstanden ist, mahnt in etwas an jene république des lettres, wie sie die französischen Encyclopädisten im vorigen Jahrhundert unter sich gebildet und die sie auch zuweilen L'Eglise nannten, und als deren Patriarch bekanntlich Voltaire in Ferner verehrt wurde. Keineswegs, daß sie derselben in Bezug auf Kameraderie, auf gegenseitiges Lobpenden, ähnelten; denn dafür waren sie alle zu unverrückbare Schwaben, als daß sie aus irgendwem viel Wesens machten. „Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn Einer bin auch ich,“ singt Uhland recht schwäbisch im Ausfluß des volkstümlichen Egoismus, der zu Liebe der verehrten Individualität den Andern lieber hinterrücks, schmählich und übelwollend als anerkennend und ermunternd zu behandeln pflügt. Auch darin ist mit jener französischen république des lettres keine Parallele zu ziehen, daß die württembergische in gewissen Salons und Vereinen ihre Mittelpunkte gefunden hätte, denn abermals recht schwäbisch bleibt Jeglicher dort gern für sich allein und will von Gesellschaften und Geplauder bei Leibe nichts hören und sehen. Es sind geradezu Ausnahmen besonderer Art gewesen, daß im Hause Gustav Schwab's in Stuttgart und noch mehr Justinus Kerners in Weinsberg literarische Geister aus aller Welt zusammenkamen. Aber insofern ist jene hervorgehobene Ähnlichkeit der schwäbischen Literatur-Genossenschaft mit der encyclopädischen wohl zutreffender, als auch sie eine Welt für sich darstellte und in eigenen Ideen arbeitete, die gegenüber dem realen Schwabenthum kaum minder revolutionären Ursprungs waren, wie die der Encyclopädisten innerhalb des Franzosenthums vor hundert Jahren. Wenn diese durch Aufstellung neuer Staats- und Gesellschaftstheorien die allgemeine Umwälzung der europäischen Verhältnisse einleitete, so arbeitete jene dem deutschnationalen Geiste zur Förderung, was indirect dem württembergischen Kleinstaat so entgegen als möglich war. Darauf mag nicht besondere Betonung gelegt werden, daß die schwäbischen Schriftsteller als Zeitgenossen der französischen Revolution im Lob und Preis derselben auch wirklich ganz dicht an die Seite der Encyclopädisten rückten, denn diese Erscheinung ist eine für die deutsche Literaturwelt jener Zeit ziemlich gemeinsame; aber um so schärfer hebt sich der Umstand hervor, daß sie dem hohen Selbstbewußtsein des schwäbischen Volks von seiner Eigenart entgegen in demselben keinerlei Befriedigung fanden. Und bei alledem waren sie und wollten sie so gute Schwaben sein, wie irgendwelche ihrer Landsleute. Die wenigsten von ihnen überschritten die Grenzen ihres amuthigen Ländchens und gar nach Norddeutschland hin, wo für sie die Barbaren wohnten, wie für die Römer außerhalb Italiens. Alle studirten durchweg auf der Landesuniversität Tübingen, die ja wesentlich nur für die Württemberger da ist, und wie dieselbe kaum nennenswerthen Zufluß an Schülern von außerhalb erhält, so erschöpft dort auch der Sohn des Landes mit Stolz seine Vorbereitung zu dem von ihm erwählten Lebensberuf. Die schwäbische literarische Republik, als die einzige frisch sprudelnde Quelle geistigen Lebens in Württemberg, besteht aber durchaus nur aus studirten Leuten, ehemaligen tübingen Stiftlern und Zöglingen; irgend ein nicht also geweihter Geist findet sich darin nicht vor, ein begabter Dilettant, ein frei, autobiographisch entwickeltes Talent kommt in diesen geschlossenen Kreis nicht hinein, hat in Schwaben überhaupt sich selten im höheren Streben bemerkbar und erfolgreich gemacht. Zumeist Theologen, die ja mehr als die Hälfte aller studirten Leute in Württemberg betragen, dann Juristen, gelegentlich ein Mediciner — das sind die Träger des geistigen Lebens in Württemberg, und wenn man danach schließen kann, wie wenig vermittelt dasselbe mit der großen Masse des Volkes ist, so wird man auch ungemein bemerkenswerth finden, daß diese tübingen Studirten in literarischer Arbeit zu Gunsten der großen nationalen Idee zu einer Selbstverleugnung ihres ursprünglichen particularen Wesens gelangten. Sie behielten auch nach

der Universität noch den Schwaben, aber sie ließen dort den eigentlichen Württemberger zurück.

S. 28.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Zum Neujahr.

Von Wilhelm Busch.

Bald, so wird es Zwölfe schlagen.
Prost Neujahr! wird Mancher sagen;
Aber Mancher ohne rren,
Denn es gibt vergnügte Herren.

Auch ich selbst, auf meinen Wunsch,

Mache mir ein wenig Wunsch. —

Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angethan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife;
Da spricht Mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich, dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen. —

Schweigend läste ich das Glas.

(Ach, wie schön bekommt mir das.) —

Sonst, wie erfreulich war es,
Wenn man so am Schluß des Jahres,
Oder in des Jahres Mitten,
Zum bewußten Schrein geschritten
Und in süßem Traum verloren
Emsig den Coupon geschoren;
Aber igo auf die Scheere
Sichert eine Trauerzähre,
Währenddem der Unterkiefer
Tiefer sinkt und immer tiefer. —

Traurig leere ich das Glas.

(Ach, wie schön bekommt mir das.) —

Henriette, dieser Name
Füllt mich auch mit tiefem Gram.
Die ich einst in leichten Stoffen
Herzbellemmend angetroffen
Nachts auf dem Casinoalle;
Sie, die später auf dem Walle
Beim Biewiet der Philomela
Meine unruhvolle Seele
Hochbeglückt und tief beseligt,
Sie ist andertweit verehlicht,
Ist im Standesamtsregister
Aufnotiret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen,
Nächstens käme sie in Wochen. —

Grollend läste ich das Glas.

(Ach, wie schön bekommt mir das.) —

Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergänglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuschneiden,
Daß die Denkkraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet;

Und es sprechen dann die Braven:

Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, ob schon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —

Schaudernd leere ich das Glas.

(Ach, wie schön bekommt mir das.) —

Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duff zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Häßliche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behinderungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag ich angstbekommen,
Da denn gar nicht hinter kommen? —
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ewig'e Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Uberschüttet mich mit Klarheit! —
Doch vor allem hoff' ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Piffigste von Allen,
Fängt das Licht in Mäuselallen. —

Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.

(Ei, wie schön bekommt mir das!)

Uh! Mir wird so wohl und helle.
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Mäven, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Bejisse,
Und ich tauche in das Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen.

Von M. Carriere.

Wir selbst sind Einheit des Bewußtseins in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, bleibendes Selbstgefühl im Wechsel der Empfindungen; wir bedürfen der Eindrücke der Außenwelt, damit wir uns von ihnen unterscheidend zu uns selbst kommen; wir sind Sinnlichkeit und Vernunft, und unsere Lebensaufgabe ist der Einklang von beiden; wo er erreicht wird, da haben wir das Wohlgefühl der Lebensförderung, Lebensvollendung. Wir haben es im Schönen; es ist dasjenige, was unsere Sinne angenehm anregt, indem es zugleich unsern Geist befriedigt, eine Erscheinung, die ganz vom Gedanken durchdrungen und gebildet unmittelbar als Verwirklichung der Idee im Gegenstand uns einleuchtet, die Harmonie innerer Einheit und äußerer Mannigfaltigkeit. Wir verstehen aber die Welt von uns aus. Weil wir selbst durch Laute und Geberden unsere Stimmungen und Gedanken kund geben, werden wir durch das was wir von andern hören und sehen an die Seelenzustände erinnert, die uns zu ähnlichen Aeußerungen getrieben; weil der Gram uns beugt, und wir uns aufrichten mit muthiger Kraft die Last des Lebens zu tragen, pflanzen wir die Trauerweide auf Gräber, und empfinden in der dorischen Säule das freudige Emporstreben wie den Druck des Gebälks. Und das Schöne ist nicht fertig außer uns vorhanden, es erzeugt sich aus unsrer Subjectivität, im

fühlenden Geiste. Erst in uns erklingen die an sich stummen Wellen der Luft, erst in uns werden die Schwingungen des Aethers zur Empfindung von Licht und Farbe; sie müssen in regelmäßiger Ordnung und Gestalt, in einfachen Verhältnissen sich bewegen, wenn sie das Wohlgefühl der Harmonie in uns erzeugen sollen, und daß diese Verhältnisse nicht bloß sind oder gedacht werden, daß sie empfunden und genossen werden, daß sie klingen und leuchten, darauf kommt es an. Wenn sie zugleich von einem idealen Gehalt durchdrungen oder beseelt sind, wenn sie dem Geist diesen offenbaren, dann fühlen wir unsere ganze seelisch-sinnliche Natur durch sie angesprochen und in ihre Harmonie eingestimmt, und das Wohlgefallen, das wir daran haben, weil unser eigenes Wesen dadurch gefördert und befriedigt wird, macht sie zum Schönen.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich die Aesthetik dargestellt. Erschien auch das Schöne als unser Gefühl und unser Geschmacksurtheil, so war die Frage: wie müssen die Gegenstände beschaffen sein, die es in uns erwecken, in deren Zusammenwirken mit uns es entspringt? Dies Objective hat man seit Schelling und Hegel vornehmlich untersucht, es schien, als ob das Schöne an sich das Vollendete sei und außer uns bestünde, so daß wir nur passiv es aufnahmen, und auch die Jünger Herbarts, die das Schöne in die reine Form und deren Verhältnisse setzen, trachteten diese zu bestimmen; besonders hat Zeising auf diesem Gebiet mit Erfolg gearbeitet, ohne der genannten Schule anzugehören, vielmehr der Genosse philosophischer Bestrebungen, die den Idealrealismus bekennen. Neuerdings nun wendet sich die Forschung gerade dem subjectiven Proceß zu. Konrad Hermann mahnt daran, daß die Aesthetik vom Empfinden ihren Namen habe, und Hermann Siebeck hat eine Schrift über das Wesen der ästhetischen Anschauung geschrieben, die wir willkommen heißen und an die wir einige Betrachtungen anknüpfen wollen.

1. Die ästhetische Apperception.

Wir wissen zunächst von unsern Empfindungen; aus ihnen entwerfen wir die Bilder der Dinge und versehen sie außer uns auf die Gegenstände, die sie erregt haben. Darin stimmt Kant und die neuere Naturwissenschaft überein. Wir gewinnen durch unsere Sinne fortwährend neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen; Siebeck unterscheidet davon die Anschauung, die erst dadurch entsteht, daß die Wahrnehmung eine bereits in uns vorhandene Vorstellungsgruppe hervorruft, an welche sie angeknüpft und so dem erkennenden Geiste angeeignet wird. Zunächst sehe ich das Gesicht, die aufgerichtete Gestalt, die Kleidung; die Wahrnehmung fällt unter das Vorstellungsbild vom Menschen, und nun schaue ich den Menschen, das fühlende, wollende, denkende Wesen im Gegenstand an; er ist mir nichts Fremdes, die neue Wahrnehmung fügt sich in den geordneten Schatz meines Bewußtseins ein. Vieles ist in der Anschauung unter der Einheit des Begriffes verbunden. Die Seele kann immer nur eine Empfindung oder Vorstellung mit voller Klarheit im Bewußtsein haben, sie muß darum trachten, eine Vielheit von solchen zu einem psychischen Gesamteffect zusammenzufassen. Wir nennen Apperception den Vorgang, durch welchen wir den frischen Sinnesindruck in das Gewebe unseres Vorstellungslebens einfügen, einem Kreis desselben ihn eingliedern, einen Begriff in ihm anschauen. Hat das Kind aus Eichen, Buchen und anderen Laubbälzern die Vorstellung des Baumes sich gebildet, und eignet es sich den Anblick einer Tanne durch denselben an, so wird zugleich sein Begriff vom Wesen des Baumes erweitert, mit dem neuen Element der Nadeln bereichert. Wir fragen bei allem Neuen, was es sei und wo wir es hinthun sollen; es wird aus einem Fremden zum Bekannten, sobald wir es dem alten Bestand unserer Erkenntnisse eingeordnet und diesen dadurch vermehrt haben. Fügt es sich ihm nicht ein, so ist die Bildung eines neuen Begriffes erforderlich. Vor den Augen des Kindes bewegen sich Dinge in der Luft; es faßt sie unter der Vorstellung des Vogels zusammen, und apperzipirt nun unter dieser auch den Blitz und die Sonne, jener wird zur gestügelten Schlange, diese zum Schwanz des Himmels. Ein anderer apperzipirt die Sonne unter der An-

schauung des Auges, sie wird zum Auge des Himmels, Gottes. Dann lernt man aber die großen Unterschiede des hier Zusammengefaßten kennen, legt die Elemente auseinander und ordnet sie anderen Begriffen ein. Ich füge dies hinzu, weil ich später darauf zurückkommen werde.

Für jeden Gegenstand sind verschiedene apperzipirende Gruppen möglich; das sind die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen man ihn betrachten kann. Häufig angewandte Anschauungen stellen sich um so leichter ein. Nun hat aber alles, was wir thun und leiden, seine Resonanz in unserm eigenen Wesen, alle Empfindungen, Vorstellungen, Handlungen sind eine Veränderung unieres Zustandes, und das Gefühl besteht darin, daß wir dessen inne werden, und je nachdem die Veränderung unser Wesen hemmt oder fördert, ihm widerspricht oder entspricht, macht sie uns Schmerz oder Freude, ist sie Unlust oder Lust. Siebeck bezeichnet nun mit Stimmung das Ergebnis aus der Berührung mehrerer Vorstellungen im Bewußtsein. Und wie jedes Wesen sich selbst am nächsten ist, und wie wir die Welt von uns verstehen, so werden wir Siebeck Recht geben, wenn er sagt: Für den Menschen, welcher sich in der Erscheinungswelt orientiren will, existirt die Vorstellung eines Verhältnisses, das sich ihm unabweislich und unausbleiblich aufdrängt, weil es ihm von der eigenen Erscheinung geboten wird, die Vorstellung des Zusammenseins von Geistigem und Sinnlichem, vom Sinnlichen als Ausdrucksmittel des Geistigen. Unser geistiges Leben beginnt mit sinnlichen Eindrücken und den dadurch hervorgerufenen Strebungen und Gedanken, und wo wir sinnliche Außendinge unterscheiden oder vergleichen, üben wir an ihnen eine über die Sinneswahrnehmung hinausgehende geistige Thätigkeit. Wo das Geistige ein Erscheinendes wird, bedarf es eines Sinnlichen, um zum Ausdruck zu gelangen, aber es gibt diesem seinem Träger auch sein geistiges Gepräge; die Bewegung des Armes durch unsern Willen ist eine andere, als wenn sie bloß durch äußeren Mechanismus erfolgte, wie ein blindes Zuden einer Reflexbewegung oder wie das eckige Zappeln einer Marionette. Der Gesichtspunkt des bejeelten Sinnlichen ist für unsere Auffassung das Gegebene und überall gegenwärtig, wo uns das Äußere ein Inneres auszudrücken scheint. Nun findet aber das Zusammensein des Sinnlichen und Geistigen seine vollkommenste Darstellung in der erscheinenden Persönlichkeit; das Geistige manifestirt sich in der ganzen Gestalt und in Geberden, Mienen, Lauten, in Stellung und Haltung. Und wo wir ein Sinnliches als Ausdruck des Geistigen auffassen, da mußhet es uns angenehm an, indem es unserm eigenen Wesen entspricht. Wo immer Formen und Bewegungen der Welt an die der erscheinenden Persönlichkeit erinnern und anklingen, apperzipiren wir den Gegenstand durch dieselbe, ja es fällt uns schwer mit der Vorstellung eines vom seelenhaften Ausdruck entblößten Sinnlichen Ernst zu machen, — eben so das Geistige ganz ohne sinnliche Gestalt zu denken. Das Kind personificirt alle Dinge, ebenso die Jugendphantasie der Menschheit im Mythos. Was aber so an unser eigenes Wesen anklingt, füge ich hinzu, das erregt und befriedigt uns zugleich, das erscheint harmonisch und erweckt die Lust der Harmonie in uns; wir empfinden die Harmonie als das unserm Wesen gemäße, unser Wesen Vollendende, und das ist das ästhetische Wohlgefühl.

Jede Persönlichkeit, fährt Siebeck fort, hat einen eigenthümlichen Charakter, ist etwas Individuelles. Alle ihre Ausprägungsformen zeigen sich als gegenseitig durch einander bestimmt und mit einander zusammenstimmend. Im Nebeneinander und Nacheinander der Laute und Geberden, der Bewegungen und Handlungen ist nichts Unverträgliches, nichts von außen Aufgezwungenes, vielmehr entwickelt sich alles von innen heraus nach eigenem Gesetz; wir schauen in der Persönlichkeit unmittelbar das in ihr liegende Gesetz ihrer einzelnen Erscheinungsweisen an, als dessen Verkörperung wir sie auffassen; die Persönlichkeit ist die Darstellung dieses Gesetzes selbst. Das Zusammenstimmen der einzelnen Züge und der Zusammenhang der Bewegungen, das wir bei der Betrachtung der bejeelten Gestalt unmittelbar fühlen und schauen, ist eben die äußerlich gewordene innere Einheit des eigenthümlichen Charakters. Jede Persönlichkeit aber ist ein eigengeartetes Wesen und trägt das Gesetz der Eigenthümlichkeit ihres Er-

scheinens in sich selbst. Und wo nun das Mannigfaltige sich auf solche Weise zweckmäßig zusammenschließt und zur Einheit ergänzt, da erweckt diese Zusammenstimmung auch eine uns anmuthende Stimmung, wir appercipiren den Gegenstand unter der Anschauung der Persönlichkeit, da erfreut uns der Einklang des Unterschiedenen zur Einheit. „Offen und klar steht jede schöne Erscheinung als solche vor uns da, wir schauen in und mit ihr zugleich unmittelbar das Gesetz ihres in der Erscheinung gegebenen Seins an, welches alles Neben- und Nacheinander ihrer Formen bestimmt. Diese Formen wachsen eine aus der anderen gegenseitig hervor, wie hervorquellend aus einem inneren Princip, das doch zugleich nicht ein hinter der Erscheinung liegendes ist, sondern in und mit dem Aeußeren unmittelbar vor Augen liegt.“

Daß alles Schöne frei innerhalb gesetzlicher Normen erscheint, die es aus eigener Triebkraft auf originale Weise erfüllt, habe ich in meiner Aesthetik ausführlich erörtert; Siebeck citirt Schillers Briefe an Körner, wo dieser sagt, daß die Formen, in welchen die Sinneswelt durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit seien; wir sind dann nicht veranlaßt, den Grund außerhalb ihrer zu suchen; schön heißt darum auch eine Form, die sich selbst erklärt.

Wo nun das Sinnlich-Aeußere dem Geist als ein von innen heraus Gegliedertes und Geordnetes erscheint, da muthet es ihn nach Art der eigenen Persönlichkeit an, da braucht er dem Gegebenen sein eigenes Gepräge nicht erst arbeitend aufzudrücken, da tritt ihm das Sinnliche selbst als ein Geistdurchdrungenes entgegen, da steht er mühelos in ungetrübter Anschauung seines Gleichen. So ist der Geist in ungehemmter Beschäftigung seiner Kräfte begriffen, und das unmittelbare Bewußtwerden dieser Förderung seines Wesens ist das Lustgefühl des Schönen. Hier stimme ich mit Siebeck überein, und ich glaube auch, daß die Apperception durch die eigene Persönlichkeit das Ursprüngliche in der Auffassung des Schönen ist, zweifle aber, daß wir sie auf unserm gegenwärtigen Bildungsstandpunkt bei der Lectüre eines Gedichts, beim Anhören einer Symphonie, bei der Anschauung eines Tempels oder einer Landschaft vollziehen. Wir tragen die Idee der Einheit des Geistigen und Sinnlichen, der Verschmelzung des Unterschiedenen zur Harmonie, der organischen Entwicklung allerdings auf Grundlage unsrer eigenen Natur, aber nun in allgemeiner Weise in uns, wir sind gewohnt Kunst und Natur unter diesem ästhetischen Gesichtspunkte aufzufassen, und wo das, was unsere Sinne gern annehmen, das Angenehme, zusammentrifft mit Gedanken, die den Geist befriedigen, mit einer Anschauung des Freien und zugleich Geordneten, des Mannigfaltigen und doch zum Gesamteindruck Verschmelzenden, da fühlen wir uns eingestimmt in die Harmonie, die wir in uns aufnehmen, da genießen wir das Schöne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama aus dem Morgenlande.

„Ahasveros und Esther“ von Dr. F. B. Chronik (Berlin 1875, E. Schöfjinger).

Unter den zahlreichen Dramen, die sich im Laufe der Zeit im Redactionszimmer angehäuft haben, und die, da sie zum weitest größten Theile auf der Bühne nicht aufgeführt werden, dem größern Publicum unbekannt bleiben, ist das morgenländische Schauspiel „Ahasveros und Esther“ von Dr. Chronik — ich will nicht sagen das bedeutendste, denn durch ein solches Urtheil würden sich vielleicht andere verdienstliche Autoren gekränkt fühlen, aber doch gewiß der merkwürdigsten eins. Der Verfasser scheint, nach einigen Bemerkungen zu schließen, an die Bühnenaufführung gedacht zu haben. Eine solche halte ich indessen schon aus äußerlichen Gründen nicht für sehr wahrscheinlich. Der häufige Scenenwechsel, der sich nach der ganzen Anlage des Stückes schwer beseitigen läßt, würde der Darstellung auf unserer modernen Bühne die erheblichsten Schwierigkeiten entgegenstellen. Fünf und mehr Verwandlungen in einem Acte würden uns doch

allzusehr befremden, namentlich wenn die Scene, welche eine umfangreiche Verwandlung erheischt, wie z. B. die dritte im ersten Act, höchstens eine Minute dauert. Aber halten wir uns bei diesen und andern kleinlichen Bedenken nicht lange auf, sondern versuchen wir es, uns mit dem Inhalte dieser Dichtung, soweit es uns möglich ist, vertraut zu machen und einige markante Stellen zu verzeichnen.

Der erste Act beginnt mit einem echt meiningen'schen Gruppenbilde. Ein festliches Gelage zu Susa; vornehme Fürsten der Perser und Meder, Haman, Frauen aus dem Harem und andre Gäste sind hier in echt orientalischem Luxus zu üppiger Schwelgerei gelagert. Ahasveros besteigt den Thron und redet die Versammlung mit den Worten an:

„Ich bin gnädig; weil ich's will!“

Gleich die Motivirung seiner Gnade zeigt uns den Tyrannen; und um dieser gnädigen Gesinnung auch einen wahrnehmbaren Ausdruck zu geben, will er seinen Gästen einen unerhörten Genuß bereiten: die sonst stets verborgen gehaltene schönste Frau des Harems, Königin Wasti, soll sich den entzückten Blicken der Gäste zeigen.

„Und staunend sollt erbliden ihr die Perle,
Der Muschel baar, die sie verhüllt.
Ich will's!“

Aber die Perle will lieber in ihrer Muschel bleiben, und trotz des ausdrücklichen Befehls verweigert sie ihr Erscheinen. Darauf versetzt Ahasveros wiederum als echter Tyrann:

„Ich zürne!“

(Er pausirt. Sämmtliche Gäste bedecken ihre Gesichter und machen sich auf, um sich zu entfernen.)

„Ahasveros, er zürnet!“

Um darüber keinen Zweifel zu lassen, läßt er den übeln Botschafter hinrichten. Damit schließt die erste Scene. Ahasveros ist dieser Auftritt außerordentlich unangenehm. Er befragt seinen Haman, was er nun thun müsse, und Haman, der abwechselnd niederknien und aufstehen muß, rath ihm, Wasti zu verstoßen. Ahasveros findet den Rath gut und befiehlt, daß Wasti sieben Monate lang, palastverwiesen, ihren Ungehorsam beweinen und dann getödtet werden soll. Dafür findet der Dichter folgende poetische Umschreibung:

„Dann wird an ihrem Schwanenhalse
Mein Schwert bequem ein Denkmal zeichnen.“

Ahasveros decretirt — er ist nun einmal im Zuge — außerdem, daß von Stund ab das reine Männerregiment eingesetzt werden soll.

„Daß jederzeit jedweder Mann,
So viel er Frauen halten kann,
Ob drei, ob zehn, ob sieben,
Ob mehr ihm sollt belieben, —
Gebietet sei von Haus und Schloß,
Von Feld und Vieh und Weib und Roß.“

Wie mächtig sich da in dem gekränkten Herzen des großen Mannes die Verachtung des weiblichen Geschlechts ausspricht! Zwischen Vieh und Roß wird das Weib gestellt. Aufmerksam wollen solche Verse gelesen sein, damit man die Kraft der poetischen Conception ganz verstehe. Endlich wird Haman noch „der ehrenden Berufung“ begnadigt, von den Dienerinnen Wastis

„Se zehn und sieben, nach Befinden,“

zu enthaupten. Haman dankt für die Gnade, indem er dem Herrscher, der bis jetzt auf Seite 6 bereits zwanzig Menschen getödtet hat, den Rath ertheilt, sich unter den Schönsten des Landes die Schönste zu erküren.

Während nun Haman durch das Land zieht, läßt sich der König die Magier kommen. Er verlangt von ihnen, sie sollen ihm einen Traum deuten, den er vergessen hat. Darüber sind diese natürlich sehr bestürzt. Der Erste der Magier Mamukahn bemüht sich vergeblich dem König klar zu machen, daß es über

Magierkräfte hinausgehe, dieses seltsame Verlangen zu befriedigen; vergeblich versucht er den König durch Aufzählung alles dessen, was die Magier thun, zu rühren.

„Und es opfert die Magie
Kleines und auch großes Vieh.
Und wir fasten, hungern, lechzen,
Und wir flennen, heulen, krächzen,
Singen Lieder, weiche, warme,
Daß die Götter es erbarme.“

Auch hier müssen wir wieder zu einem sprachlichen Hinweis auf Halt machen. Die Prädicate, die im gemeinen Sprachgebrauche für gewöhnlich nur auf Leipziger Brezeln angewandt werden, — „warme, weiche“ — wirken hier in Verbindung mit den magischen Liedern einigermaßen überraschend; vielleicht ist es dieser Umstand, der Ahasveros veranlaßt, Mamufahn herrisch zu unterbrechen.

„Genug!
Könnt bei der Götter Mühnen und Gebattern
Das Deuten ihr ergattern,
Warum nicht auch die Träume?“

Er gibt ihnen Frist sich zu besinnen, und da sie den vergessenen Traum nicht errathen und deshalb auch nicht gedeutet haben, werden sie dem Tode überliefert. Eine Scene zwischen Haman und Mardocheus, in welcher Mardocheus dem Gewaltigen trotzt, beschließt wirksam den ersten Act.

Im zweiten Acte macht Haman, der es nicht verwinden kann, daß ein Israelit nicht vor seiner Allherrlichkeit sich gebeugt habe, seinem Herrscher den Vorschlag, das ganze Volk Israel ausrottet zu lassen.

„Hört man die Ebräer in den Gassen,
Wie sie den Jehova reden lassen;
So wär' zu Allem er capabel,
Und der Ahasver eine Fabel.
Ich bitte, mache Ehre Deinem Namen,
Steuere Ahasverlich
Der Widerspenstigkeit, der störrigen.“

Ahasveros — ein wahrer Tyrann, wie ich nicht genug betonen kann — ist, wenn es sich um Morden handelt, immer dabei. Schmunzelnd gibt er seine Zustimmung zu dem Vorschlage Hamans.

„Schreibe ein Verhängniß aus*
In Ahasvers Namen,
Hinzurichten das Ebräervolk
Vom Wirbel bis zur Zehe.
Erdroßle, spieße, brate, einerlei!“

Welch' ein entsetzlicher Mensch, dieser Ahasveros. Es ist ihm Alles einerlei!

„Macht's Vergnügen meinem Haman,
Stich Et'chen die Augen aus
Und schneide den Andren die Ohren ab
Und geißle die Weiber
Und wärge den Säugling.“

Mit feinsten dichterischer Ironie läßt Dr. Chronik den Haman darauf sagen:

„O Wohlthäter, Du der Menschheit!“

Ahasveros hat seinen guten Tag und gleich auf der folgenden Seite erzählt er uns, daß er einem seiner obersten Beamten den Befehl gegeben habe, die „falschen Brüder“ aufzufinden — diejenigen, welche die besten Brüder auch nicht sind.

„Und, wo Du solchen Bruder findest,
Sag', ich laß durch's Beil ihn grüßen.“

Wie wenig Aehnlichkeit hat dieser Ahasveros mit unserm deutschen Dichter, der seinem kleinen Frühlingssiebe den Auftrag gab:

„Wo du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen“.

Der Beamte, es ist der schon genannte Mamufahn, dessen Tod

ich irrthümlich bereits früher gemeldet hatte, wird dann noch mit folgenden allerhöchsten Worten beehrt:

„Schalt der Schätle!
Bist unwerth meines Fußtritts.
Heb' dich von mir, Henterfütter!“

Er wird dem Henter überliefert, aber zum Trost schickt ihm Ahasveros die Weiber und Kinder des Mamufahn auf die Richtstatt mit; auch sie werden enthauptet. Sehr richtig sagt der Poet:

„Mit dem Henter feilschen,
Ist Ahasvers schwache Seite nicht“.

Bis jetzt, wir sind auf Seite 22 angelangt, haben wir also folgende Todesfälle zu verzeichnen: erstens den Vorkämmerer von Wastis Ungehorsam; ferner Wasti, der allerdings eine Galgenfrist von sieben Monaten geschenkt ist; ferner 17 Dienerrinnen der Wasti; endlich Mamufahn, seine Weiber und Kinder und die Magier. Da man nicht genau weiß, wie stark die Familie des obersten Magiers ist, und wie viele Berufsgegenossen er zählt, so läßt sich die Zahl der Opfer gar nicht angeben.

Die Juden sind, wie man sich dies mit einiger Phantasie leicht vorstellen kann, über den Befehl, „vom Wirbel bis zur Zehe vernichtet zu werden“, natürlich einigermaßen aufgeregt. Mardocheus läßt uns nicht darüber in Zweifel. Nachdem er mit seiner Nichte Esther berathen hat, ob es nicht möglich sei, daß sie durch ihre Schönheit den Sinn des Gewaltigen ändere und ihn zu einer freundlicheren Beurtheilung der jüdischen Leute bestimme, schließt er das Gespräch mit folgenden Worten:

„Nun muß den Fluch ich über Haman sprechen!“

Und nun geht es los. Mardocheus ist, wie alle Charaktere des Dichters, ein Mann, der keine Halbheiten liebt, er flucht sich gründlich aus:

„Fluch! ob seinem Scheitel,
Fluch! an seiner Ferse,
Fluch! den Pfosten seines Hauses,
Fluch! der Schwelle seines Ehebettes,
Fluch! der Wolke, die ihm Felder neigte,
Fluch! dem Thau, der sie erquickte,
Fluch! u. s. w.“

Noch vierzehn Mal kehrt der Fluch wieder und bisweilen ganz gründlich, z. B.:

„Fluch! seinen Weibern,
Fluch! ihrer Leibesfrucht,
Die Töchter schände ihm der Feind,
Die Söhne führe er gefangen
Und biete sie als Sklaven feil,
Die Keiner doch will kaufen.
Fluch! seinem Lebenslicht,
Es verpraßle vor der Zeit.
Fluch! seinem Tod,
Sein Leichnam sei dem Thier zum Fraß.“

Als Esther allein bleibt, setzt sie das Geschäft des Fluchens mit ungeschwächten Kräften fort. Für eine Maib spricht sie sich allerdings etwas reif aus. Sie sagt unter Anderem:

„Mein Athem speie Flammen ihm in's Antlitz,
Jeder Fuß brenn' ihm ein Brandmal ein,
Und wenn ihm hülend schon
Die Sinne schier vergehen,
So will die Kohlen ich der Eiserstucht
Noch schüren auf dem Haupte dieses Feindes,
Die martern, foltern, wie die Unterwelt.
. Oder anders.
Hingegeben will ich ihm versagen,
Lodend, neckend
Und die Lohse der Begehrlichkeit,
Verzehrend, wie Jehovas Strafgericht,
Wird mit tausend Zungen lecken
An dem Mörder meines Volkes“.

Wie gesagt, etwas reif für ein junges Mädchen!

Wiederum führt uns der Dichter in die Gesellschaft von Haman und Mhasveros. Der Tyrann ist bei guter Laune. Er schäkert:

„Haman, wer ist's werth, daß er Dein Genker sei?
Ich befehle: selber sei Dein Genker“.

Aber das ist nur ein sinniger Scherz. Vorläufig denkt Mhasveros gar nicht daran seinen lieben Haman zu tödten, aber tödten möchte er doch. Es macht ihm nun einmal Spaß.

„Näme Esther jeht,
Es ruf' der Tod ihr Willkommen!
. . . . Mein Haman, welche Wollust ist es, tödten,
Ein Weib, ein schönes, ein geliebtes,
Ich hab' an Wafft sie geschlürft.
Die Erfahrung fehlt dem Haman.
Wie das Weib entblöht sich windet flehentlich,
Wie das Weib entblöht sich spiegelt
In dem entblöhten Stahl! . . .
Wie die Schöne, wie sie zuckt, ha! . . .
Und sich verhaucht . . . und blaß entschummert, blaß! . . .
Nicht wahr? mein Haman,
Mhasveros kann auch gemüthlich sein.“

Das nennt der garstige Mensch gemüthlich sein. Aber bei unterschiedenen Menschen spricht sich eben jede Eigenthümlichkeit ihres Seins in entschiedener Weise aus. Mhasveros gibt für sich und seine Gemüthlichkeit selbst die schönste Erklärung, wenn er sagt:

„Nur, wer forsch ist in der Liebe,
Kann forsch im Hasse sein“.

Die Forschheit ist der vorherrschende Zug im Charakter des Mhasveros. Er steht entschieden auf dem Standpunkt des Halle'schen Professors Leo. Er wünscht sich einen frischen, fröhlichen Krieg, der das scrofulöse Gefindel zertritt. Er ist entschiedener Anhänger des Hechts im Karpfenteich. Er sagt:

„Es müssen Händel in der Welt sein
Und Härten, rauh und reißend.
Solches unterhält, erfrischt.
Sonst wird's flau und weichlich
Und schaal und fahl.
Die Rotte lasse man gewähren!
Sie hause fürbaß, nach Geschmack,
Raube, spieße, hänge, brenne, brate,
Doch nobel und mit Sachverständniß“.

Es ist noch eine Scene da, die uns von der außerordentlichen Energie dieses Mannes eine klare Vorstellung gibt.

Ein Satrap legt dem König zur Unterzeichnung 777 Todesurtheile vor; um den König nicht mit dem Unterschreiben zu ermüden, hat er die 777 auf ein Pergament geschrieben. Aber der König ist Freund von runden Zahlen, und er wünscht, daß das achte Hundert voll gemacht werden soll. Der Satrap hat noch über einige andere Verbrecher zu verfügen, die eigentlich nicht zum Tode, sondern zum Kettschleppen, Bastonaden

„Und so und so und dergleichen“

verurtheilt sind. Mhasveros ist empört, daß man ihn mit solchen Kleinlichkeiten behelligt; nach einigem Bestimmen fährt er aber fort:

„Doch, sie sind einmal gebracht
Vor des Königs Ansehn;
Reihe sie der Todesliste an.
Und weil Du gebracht sie
Vor des Königs Ansehn, unbefugt,
Deinen Namen mit!“

Jetzt verzichten wir darauf zu zählen. Wir verzichten überhaupt darauf, den Dichter in der spannenden Handlung seines Dramas weiter zu verfolgen. Daß auch Haman gestürzt wird, ist wohl aus der biblischen Geschichte bekannt, er wird gehenkt. Das genügt natürlich Mhasveros nicht

„Fatal doch! daß bloß einen einzigen Kopf
Die Menschen zu verlieren haben,

Haman hat der Söhne zehn:
Dauet zehn Gerüste!“

Indessen auf Fürbitte des Marдохäus werden die Söhne diesmal nicht mitgeschlachtet.

Mit dem Ausbruch des Königs zum Kampfe gegen die Mohren, findet das Drama seinen effectvollen Abschluß. Hadassa-Esther zieht den Säbel, den einst ihr Vater trug, und Mhasveros, in ihren Anblick versunken, ruft aus:

„Wie Hadassa eine Heldin wird,
Schön'res kann kein Auge schauen,
Keiner mag's dem Auge trauen.
Wenn der Jaha einzig ist;
Als ein Jaha ist er's nur:
Eine Jahn aber nach der Schnur
Ist Hadassa in Montur“.

Darauf kommt der Hofnarr nebst einem Chor von Hoffängerin und Sängern in morgenländischem phantastischem Aufputz, und folgendes lustige Stüdlein beschließt die ernste Handlung:

„Mhasver und Esther
Und volles Orchester,
Sie ziehen im Brause
Zu blutigem Schmause,
Zu nehmen der Bande
Der Mohren die Lande.“

Mhasver und Esther
Berennen die Nester
Der schwarzen Empörung
Im Reich der Bethörung.

Sie waschen die Köpfe
Den Schwarzen, die Böpfe,
Durchschneiden den Schwarzen
Den Faden, wie Parzen.

Sie lehren die Mohren,
Sie lehren sie Mores,
Die Mohren, geboren,
Zu werden kapores.

Die Mohren, gewaschen,
Die Weisheit sie naschen,
Die Massen sich kreuzen,
Die Spreu mit dem Weizen.

Die Mohren, gewaschen,
Die Weisheit sie naschen,
Sich kreuzen die Massen,
Sie können's nicht lassen.“

Contre la force il n'y a pas de résistance.

„Und König wird heißen
Der Schwarzen, wie Weißen
Und bringt sie in's Meine
Mhasver der Etne.“

Mhasver und Esther
Sind Bruder und Schwester,
Die Schwarzen, die heißen,
Die Schwarzen zu weißen,
Und Persien wird Frieden
Mit Israel beschieden.“

Zum Schluß verwahre ich mich noch ausdrücklich dagegen, einen vollkommen erschöpfenden Bericht über dieses Drama gegeben zu haben. Nur auf Einzelheiten habe ich hinweisen wollen, nicht um irgend welche Kritik an diesen zu üben, sondern einzig, um dem Leser die Bekanntschaft mit einem Schauspiel zu vermitteln, das ihm, da es wahrscheinlich nicht aufgeführt werden wird, sonst unbekannt bleiben würde, und das doch wohl bekannt zu werden verdient.

Paul Lindau.

Die modernen Bühnenverhältnisse Englands.

Von Johannes Froelch.

Durch den in der „Gegenwart“ kürzlich*) veröffentlichten Aufsatz über die deutschen Bühnenzustände aus der geistreichen Feder des englischen Goethebiographen Lewes ist die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschland auf die entsprechenden Zustände in England gerichtet worden, denn diese sind es, die als der eigentliche Anlaß jener anerkennenden Auslassungen zu betrachten sind. Der Verfasser glaubte daher einem öffentlichen Wunsche entgegenzukommen, indem er das, was er als deutscher Zuschauer den modernen Erscheinungen auf der Londoner Bühne gegenüber empfand und erlebte, wenn auch in kurzen Umrissen, zu einer Skizze der modernen Londoner Theaterzustände zusammenstellte und zur Veröffentlichung bringt. In Sachen der Kunst aber verhält sich noch mehr als Paris zu Frankreich die englische Metropole zu Großbritannien als maßgebend, und was in der Hauptstadt nicht gedeiht, blüht in den Provinzen noch weniger.

Der Satz, daß das Theater überall mehr oder weniger von einer Kunstanstalt zu einem reinen Unterhaltungs- und Vergnügungsmittel herabstiege, mit welchem Lewes seine Betrachtung einleitet, findet in der That nirgends eine so beschämende Bestätigung wie in England. Der deutsche Theaterfreund, welcher von den goldenen Tagen Garricks und Kembles träumend, hinüber nach London gekommen ist, steht vor der Klust zwischen dem Sonst und Jetzt wie vor einem großen, unerklärlichen Räthsel. Erst allmählich gewinnt er aus dem Charakter der Themsestadt den Schlüssel dazu. London hat 38 Theater — welche Zahl! — aber wie verschieden das Publicum und die Talente der Darsteller in diesen Vergnügungsanstalten, wie verschieden sie selbst an Größe und Glanz der Ausstattung sind: eine gleiche Tendenz befeelt sie doch alle. Vom vornehmen Drurylanetheater an, dessen bessere Plätze man nur im Frack und weißen Handschuhen und einer kleinen Capitalanlage besuchen kann, bis zum armeligsten Thaliatempel des Eastend, wo man den Schauspielern Kupfermünzen und Drangen zuwirft, der Preis der Logen Sixpence beträgt und der Fremde sich nur mit Gefahr in durch ihre Anständigkeit auffallenden Kleidern zeigen kann, haben sie alle beinahe den einzigen Zweck, „Geld zu machen“ und in Folge davon, den heruntergekommenen Geschmack des großen Publicums zu häufeln. Man macht hier auch gar kein Geheimniß daraus von Seiten der Regie und nimmt soviel wie keinen Anstoß daran von Seiten des Gesamtpublicums und der „Kritik“. Es ist eben hier Alles „Geschäft“, und wer gute Geschäfte zu machen versteht, besitzt auch John Bulls Hochachtung und Beifall. Im Allgemeinen herrscht eine große Selbstzufriedenheit mit den Bühnenzuständen: „denn wo findet man so viel Theater wie bei uns, wo solche Sängerinnen wie in unserer italienischen Oper, wo so viel Heiterkeit wie in unseren Poffen und Pantomimen, wo so viel tanzende Weine wie in der Alhambra und vor allem wo so viel ausverkaufte Häuser?“ Eine Stimme wie Lewes ist die eines Propheten in der Wüste und seine Schrift hat ihm wenig Dank eingebracht.

Wie er hervorhebt, existirt kein inneres Verhältniß zwischen dem Staat oder dem Hof und dem Theater. Das war früher anders. Alles was davon geliebt, ist, daß jede Bühne ihr Existenzrecht vom Staat erkaufen muß, den Titel „Her Majesty's theatre“ führt und dem Schicksal unterworfen ist, an den heiligen Sonntagen von Staatswegen geschlossen zu sein und, falls der Anstand u. auffällig verletzt wird, geduldig Verweis und Strafe in Empfang zu nehmen. So sind sie denn alle Privatunternehmungen. Mit Ausnahme der italienischen Oper, die übrigens nur drei Monate im Jahr als solche benutzt wird, und von drei bis vier anderen Theatern, wie „Prince of Wales“, „Theatrum“ und „Haymarket“, die sich in Wahl der Stücke wie in Vorzüglichkeit der Darsteller weit über das Gros der anderen erheben,

ohne jedoch von dem Beeinflußtwerden der allgemeinen Geschmackrichtung sich frei zu halten, — bis auf diese Ausnahmen werden sie nach dem probaten Erfahrungssatz geleitet „die Menge muß es bringen“ und sind somit Pflanzstätten desjenigen, was der großen Menge gefällt: von Burlesken, Sensations- und Spectakelstücken.

Unter solchen Verhältnissen kann ein echtes Künstlerthum selbstverständlich sich nicht entwickeln. Ein weiteres Gemüth ist die ausschließliche Pflege des Virtuositenthums, die besonders in den besseren Theatern ihre Höhe erreicht. Beinahe jedes Theater hat in seiner Art ein paar vorzügliche Schauspieler, die ihr Vebelang eine sehr kleine Auswahl von Paraderollen spielen, in denen sie es zu einer großen Routine bringen, die Nebenrollen dagegen sind oft Leuten anvertraut, deren Fähigkeiten sie höchstens berechtigten, *Coullissen* zu schieben. Auch Jene sind „vorzüglich“ nur, wenn man vergißt, was für unvergängliche Lehren einst Shakespeare von denselben Brettern durch Hamlets Mund den Schauspielern gab. Regeln wie die, daß der Komiker nicht mehr sagen solle, als in der Rolle steht, gehören einem gänzlich überwundenen Standpunkt an, und man beilehigt sich des Gegentheils. Die Sprache ist durchweg, selbst im Salonlustspiel, eine traditionelle Bühnensprache, geschraubt und affectirt, der das Streben nach Realismus nicht gelingen will, die Bewegungen sind übertrieben, eine Rücksicht auf das Ensemble existirt nicht. Dadurch ist die Möglichkeit einer illusorischen Entrückung der darstellenden Handlung in das Reich der Wirklichkeit auch beim naivsten Zuschauer von vornherein auf den Aussterberat gesetzt. Diese Zustände werden uns erst dann begreiflich, wenn wir die Art, wie das Repertoire sich gestaltet, in's Auge fassen.

Ein Stück, sei es alt oder neu, wird nämlich, wenn es einmal auf die Bühne kam, hier ununterbrochen Abend für Abend fortgegeben, so lange es das Haus leidlich füllt. Auf diese Weise kommt es vor, daß das ganze Jahr hindurch auf einer Bühne ein und dasselbe Stück gegeben wird: die vier Millionen Einwohner erlauben das! Decocqs „La fille de Madame Angot“ hatte auf zwei Theatern zugleich noch ein zäheres Leben; Irving, das „Morgengestirn der neuen Zeit“, spielte den Hamlet (!) 200 Mal hintereinander. Von vornherein wird ein Theaterzettel für die ganze Folge der Vorstellungen gedruckt. Die Ausstattung kann auf diese Weise glänzend hergestellt, die Stücke können auf das sorgfältigste vorbereitet werden: es geht Alles am Schnürchen. Wie aber soll eine Künstlernatur es aushalten, Monate hindurch ein und dasselbe Stück zu spielen? Ich halte es für ebenso unmöglich, als daß ein echter Maler dreißig Mal hintereinander dasselbe Bild malen könnte. Auch ein Künstler wird auf diese Weise zum Handwerker. Der Weg zum Virtuositenthum für die Besseren, zur Maschine für die Mittelkräfte ergibt sich dabei von selbst.

Die soeben aufgezählten Ursachen des Verfalls der Schauspielkunst sind alle nur solche, die aus den übrigen verrotteten Theaterverhältnissen sich ergeben. Natürlich stehen beide in Wechselwirkung mit anderen Zuständen, die außerhalb des Theaters liegen. Jeder, der einige Zeit in London verlebte, fühlt bald, daß die hiesige Bühne als Theil des Ganzen, das man „London“ nennt, nicht viel anders sein kann, daß die Schuld ihrer Hauptmängel nicht so sehr den zunächst dabei Beteiligten zur Last fällt, als dem Charakter und Wesen der englischen Metropole, dieses Häusermeers, das sich an den Ufern der Themse ausdehnt. — Dem Londoner Theater fehlt ein Publicum, das von ihm ästhetischen Kunstgenuß fordert: — der gebildete Mittelstand hat schon seit lange seine Theilnahme dem Theater entzogen. Er that dies nicht aus purem Mangel an Interesse, sondern nur weil die Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe nach den Anstrengungen des Tags diejenige zum Schauspiel überragte. Mit dem gewaltigen Wachsthum der Stadt rückten die Wohnungen des gebildeten Wohlstandes immer weiter hinaus in die ländlichen Umgebungen, meilenweit fort von dem Mittelpunkte der Stadt, wo auf dem Strand und in dessen nächster Umgebung die Theater sich sammelten. Tagsüber war der Hausherr mit seinen Geschäftsbüchern, seine n

*) S. Jahrg. 1875, Nr. 44.

Acten etc. in rastloser Arbeit beschäftigt; kaum gönnte er sich die Zeit für ein flüchtiges „Bunch“, und Abends erst, um 5 oder 6 Uhr, eilt er nach beendetem Tagwerk müde und erschöpft zum Omnibus oder zur Eisenbahn, die ihn in den Schooß seiner Lieben und vor sein wohlverdientes solides Dinner bringt. Wer verdankt es ihm, der doch überhaupt keinen Anspruch darauf macht, für etwas Enthusiasmus zu haben, wenn er des Theaters wegen den wohlverdienten Genuß dieser beiden Glücksmomente sich nicht verkümmern lassen will; wer den Familiengliedern, wenn sie ein behagliches Zusammensein im home einer nächtigen Reise in's Theater und zurück vorziehen. Die Entwicklung des gepriesenen Londoner Familiencomforts, in der That der Edelstein des englischen Lebens, gereichte der Existenz eines echten Theaterpublicums zum Untergang. Den Junggefallen der besseren Stände bietet der Club, was dem Familienvater das home. Von ihnen geht ab und zu der und jener in's Theater, der seiner Mätresse ein Vergnügen machen will, oder wenn dies oder jenes Stück, dieser oder jener Schauspieler „sensational“ wird, Aufsehen erregt. Bei der ganzen Classe kommt noch das zähe Beharrungsvermögen, nach in den Kopf gesetzten Regeln zu leben, als wirksamer Factor hinzu. — Nur dadurch, daß man die großen Winterconcerte auf die Nachmittagsstunden verlegte, konnte man jenes Publicum für diese gewinnen. Dahin gehen dann die Familienglieder ohne den Gatten, der sich vom Geschäft nicht los machen kann. — Nun meine man aber nicht, daß deshalb die Theater wenig besucht wären, — es sind eben nur die upper 100,000, die Kunstansprüche machen dürften, welche wegfallen. — Denn von Natur ist der Engländer ein gar schaulustiger Geselle, schon seine Spiele, seine Rennen und Wettrennen, Football- und Cricketturniere, seine Lordmayor-, Katzen-, Gemälde-, Schenkfrauen-, Hunde-, Blumen-, Kleinkinder- und Viehausstellungen beweisen, daß er nicht nur gern sich sehen läßt, sondern auch gern seinem Nächsten den entsprechenden Gegendienst leistet. So kommt es auch, daß die Theater im Allgemeinen sich einer beispiellosen Frequenz erfreuen und daß ausverkaufte Häuser, das selten erreichte Ziel der Sehnsucht deutscher Theaterintendanten, hier durchaus nichts Außersordentliches sind.

Dieses Publicum setzt sich im Allgemeinen aus dem „jungen London“, ich meine die jungen Männer jeglichen Standes, die noch nicht den Spruch „my house is my theatre“ zum Motto ihres Lebens gemacht, aus Vertretern des mittleren und niederen Mittelstandes zusammen und aus der Demimonde, deren Zahl hier in die Hunderttausende sich verliert, und die überall auf den Plätzen der öffentlichen Belustigung sich hervordrängt. Natürlich finden wir in den Logen ab und zu Vertreter der besten Stände (— von der italienischen Oper, deren Auditorium sich nur aus den letzteren zusammensetzt, sehe ich überhaupt in dieser Betrachtung mit Recht ab —), aber wie gesagt, dies sind Ausnahmen, und der Gesamtcharakter eines Londoner Theaterpublicums wird dadurch nicht geändert. Auch der Umstand, daß der letztere in den Tagen, wo Irving Hamlet spielen gesehen zu haben und vom Signor Salvini entzückt zu sein, Modefache war, sich in der That änderte, darf kaum als wesentliches Moment betrachtet werden. — Man darf dies Publicum wirklich sehr dankbar nennen und das Goethe'sche „mit wenig Wiß und viel Behagen“ vertheilt sich hier so, daß ersterer auf der Bühne producirt, letzteres im Hause zu erregen nie verfehlt. Und um ehrlich zu sein, was die Leute suchen, das finden sie hier auch in Hülle und Fülle: eine leichte, erheitende Unterhaltung, die an die Denkfraft keine Ansprüche stellt, frohen Scherz und Unsinn, der sie über den Ernst des Lebens für wenige Stunden hinwegtäuscht. Auch die Tugend der Geduld muß man ihnen nachrühmen. Die Durchschnittszeit einer Vorstellung dehnt sich von 7 Uhr Abends bis 1/2 12. Man gibt selten weniger als drei Stücke. Einer Tragödie wird, umgekehrt wie bei den Griechen, wo das Sathyrspiel der Trilogie folgte, stets ein kurzes Lustspiel vorausgeschickt. Die meisten Theater sind klein und die Luft wird gar bald drückend. Als Hamlet gegeben wurde, war gewöhnlich im Publicum eine viel größere Zahl von Dummheiten vorgekommen, ehe auf der

Bühne im fünften Act die allgemeine Sinnlosigkeit begann. Aber never mind — es wird fortgefessen!

Es würde nun an der Zeit sein, das Repertoire selbst etwas näher in Augenschein zu nehmen. Ich sagte schon, daß Possen und Spectakelstücke es seien, aus denen es sich hauptsächlich zusammensetzt, daß beinahe Clownsgeächter das einzige ist, was von den verklungenen Gesängen des Schwans von Avon in seiner Heimat nachhallt. In der That, das Resultat der Prüfung ist traurig. Denn was bleibt übrig, wenn man die importirten Offenbachianen und Lecocqs bestrickende Melodienbouquets, die Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Universalcochard für Sensationsproducte jeglicher Art, Paris, abzieht und nach nationalen Erzeugnissen forscht? Paris ist in Sachen der Kunst nun einmal für London, was Athen einst dem classischen Rom war. Hervorragende Namen von neueren englischen Theaterdichtern sind nicht zu nennen. Die großen Dichter Englands vom Anfang dieses Jahrhunderts, Byron und Shelley, vergaßen in ihren dramatischen Werken die Forderungen der Bühne; — fast scheint dasselbe mit Swinburne der Fall zu sein, obgleich ich „Chastelard“ zum Beispiel für sehr Bühnenfähig halte. Auf jeden Fall ist er im Auge des englischen Publicums nur Buchdramatiker. Ob die neueste poetische Gabe Tennhons, das Drama „Queen Mary“, auf der Bühne gleichen Eindruck erzielt, wie es dem Leser macht, wird die Zukunft erst lehren. Irving im „Lyceum“ wird es Anfang dieses Jahres auf die Bühne bringen. Auch Bulwers „Money“ steht zu vereinzelt da, um für die Bedeutung des modernen englischen Lustspiels in's Feld geführt werden zu können. So müßten sich die Engländer also an das bewährte Classische halten, und was für Schätze besitzen sie! Aber Shakespeare, — „ja Shakespeare, es ist wahr, er ist unser größter Dichter, — aber für unsere Zeit paßt er doch kaum noch auf die Bühne. Ja, in der Schule, für die reifere Jugend, die muß ihn lesen —“. Wer lacht da? — Das ist kein vereinzelter Urtheil, das ist die öffentliche Stimme hier zu Lande. Ja Shakespeare (!) gilt auch als Buchdramatiker in seiner Heimat; — wie sich die Zeiten ändern! Er war fast ganz von der Bühne verbannt und wenn auch neuerdings durch die virtuose Irving'sche Darstellung des Hamlet und das Gastspiel des Italieners Salvini, der hier ein Vierteljahr den Otello nach dem Muster seines Meisters Rossini unter ungeheurem Erfolg spielte, das Interesse für Shakespeare als aufzuführenden Dichter wuchs, so sind die unterschätzenden Ansichten von dem größten Dramatiker, wie sie auch Lewes andeutet, zu verbreitet und eingewurzelt, daß ich nicht Illusionär genug bin, daran große Erwartungen zu knüpfen. Sheridan's und Goldsmith's Lustspiele erfreuen sich größerer Beachtung und werden dieselben auch im Prince of Wales-Theater musterhaft zur Aufführung gebracht. — Uns bleiben dann noch von modernen nationalen Producten ein paar Lustspiele wie „Paul Pry“ und der ewige „Betler aus America“, die einzig ihres nationalen Charakters wegen in der Wüste der Concurrenzlosigkeit wie blühende Oasen sich ausnehmen; — ein paar dramatisirte Romane — moderne Sensationsstücke, wie „East Lynne“, „the new Magdalen“ von Collins und schließlich eine handvoll Rühr- und Schauergemälde, von denen man glauben möchte, sie seien directe Nachahmungen der blutdürstigen Nachahmer von Marlowe, die aber, weil sie sich vom Untergrund des realen Londoner Lebens abheben, an Werth gewinnen. Die sogenannten comic operas, ein Gemisch von recitirendem Lustspiel, Gesang, Ballet und Clownskünsten, und die ehrwürdig-lustigen Christmassettemimes bilden den bevorzugten Nachtrag.

(Schluß folgt.)

Japan.

The History of Japan by Francis Ottiwell Adams. 2 Vols.
London, Henry S. King & Co.

Herr Adams, der Verfasser des sehr bedeutenden Werkes über die Geschichte von Japan, das uns vorliegt, hat vor den meisten Schriftstellern, welche während der letzten Jahre über das „Land der aufgehenden Sonne“ geschrieben haben, zunächst den gewiß sehr großen Vortheil, daß er das Land, zu dessen Historiker er sich gemacht hat, genau kennen lernen konnte und genau kennen gelernt hat. Herr Adams war während einer Reihe von Jahren zunächst erster Gesandtschaftssecretär in Jeddo und später, während einer langen Abwesenheit seines Chefs, Sir Harry Parkes, Geschäftsträger daselbst für England. In diesen seinen officiellen Eigenschaften war es ihm nicht nur ein Leichtes, eine regelmäßige Verbindung mit vornehmen und wohlunterrichteten Japanesen herzustellen und aufrecht zu erhalten, sondern er konnte auch seine Kenntniß von japanischen Zuständen aus andern und sicherern Quellen schöpfen, als diejenigen, welche selbst dem wißbegierigsten Reisenden während eines kürzern oder längern Aufenthaltes in Japan zur Verfügung stehen. Unter Berücksichtigung der Thatsache, daß Herr Adams ein umsichtiger, gewissenhafter und fleißiger Mann ist, wie dies eine selbst oberflächliche Lectüre seines Werkes zeigt, genügt der oben angeführte Umstand bereits, um seiner Geschichte einen besondern und großen Werth zu geben.

Seit dem Jahre 1854 ist eine sehr bedeutende Anzahl von Büchern über Japan erschienen. Sämmtliche Nationen, welche seitdem mit dem geheimnißvollen Lande in Verbindung getreten sind, haben dazu beigetragen, um das moderne Lesematerial über Japan zu vergrößern. In England, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, America und, wenn ich nicht irre, auch in Italien und Rußland sind seit den letzten zwanzig Jahren so viel Bücher über Japan veröffentlicht worden, daß deren Zusammenstellung schon allein eine sehr umfangreiche Bibliothek bilden würde. Die hervorragendsten dieser Werke verdanken ihren Ursprung wissenschaftlichen und politischen Missionen, welche, von ihren respectiven Regierungen mit guten Mitteln ausgestattet, in der Lage waren, Bedeutendes zu leisten und in einzelnen Fällen auch recht Tüchtiges geleistet haben. Die Kenntniße der japanesischen Flora und Fauna haben unter andern durch die Publicationen deutscher Gelehrten einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs erhalten. Dasselbe ist jedoch nicht von unvorer Kenntniß der Geschichte und der politischen Verhältnisse Japans zu sagen. In dieser Beziehung haben die kostspieligen Missionen wohl Umfangreiches, aber nur wenig Besseres geleistet, als die unabhängigen Reisenden und Schriftsteller, welche sämmtlich mit mehr oder weniger Fleiß und mit mehr oder weniger Scharfsinn die ältern classischen Werke von Kämpfer, Thunberg und Siebold excerptirt, commentirt und abgeschrieben haben. Dies soll nicht gerabzu tadelnd bemerkt werden. Die genannten Pseudohistoriker konnten mit dem besten Willen nichts Werthvolleres liefern, als sie uns gegeben haben. Zu der Zeit, als sie nach Japan kamen, standen dem Fremden nur noch wenig authentische Documente zur Verfügung, und diejenigen, deren Einsicht vielleicht gestattet gewesen wäre, waren in den meisten Fällen werthlos, da Uebersetzungen aus dem Japanesischen davon nicht existirten, und da diejenigen Fremden, die es unternommen hatten, eine Geschichte von Japan oder geschichtliche Notizen über dies Land zu geben, der japanesischen Sprache nicht mächtig waren. Dieser Umstand zwang sie, immer wieder auf die alten Documente zurückzufallen. Daher auch die beinahe vollkommene Uebereinstimmung, die man in den meisten dieser Arbeiten bemerkt. Einige Schriftsteller hatten eine neue und noch schlechtere Methode angewandt: anstatt sich auf die oben genannten Classiker zu berufen, deren Werke immerhin eine große Autorität verdienen, hatten sie bei japanesischen Dolmetschern neue Kenntniße zu erwerben gesucht. Die Mittheilungen, die sie auf diese Weise empfangen, wurden nur in seltenen Fällen controlirt. Da nun

aber die Dolmetscher gewöhnlich ungebildete und unzuverlässige Leute waren, so entstanden aus den von ihnen gemachten Erzählungen die albernsten Fabeln, die von dem leichtgläubigen Reisenden einem noch leichtgläubigeren Publicum als neu gefundene Wahrheit aufgetischt wurden.

Herr Adams hat diese Uebelstände in großem Maße überwinden können. Herr Satow, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft in Jeddo, ist einer der seltenen Europäer, ja ist vielleicht heute noch der einzige Europäer, der der japanesischen Sprache vollständig mächtig ist. Der eiserne Fleiß dieses jungen Gelehrten hat Herrn Adams viele neue und werthvolle Documente geliefert, welche seiner Geschichte von Japan ein starkes Gerippe gegeben haben. Man findet in der zweibändigen History of Japan endlich einmal etwas Neues und gleichzeitig etwas Zuverlässiges. Es ist nicht dieselbe abgemaachte Geschichte der Eigenthümlichkeiten des Mikadothums und der Taikunherrschaft, des geistlichen und des weltlichen Kaisers, die seit zweihundert Jahren in allen Büchern, die über Japan veröffentlicht sind, in mehr oder weniger interessanter Form wiederholt worden ist. Auch die Geschichte des Abschlusses der Verträge zwischen Japan und den Westmächten hat endlich einen gewissenhaften und wohlinformirten Historiker gefunden; endlich zeigt die Arbeit des Herrn Adams die wahren Ursachen der jüngsten Revolution in Japan, welche die Taikunherrschaft beendet, das Verhältniß zwischen den Deimios (Fürsten) und der Armee bedeutend modificirt und die Stellung des Mikado an der Spitze des Reiches in einfacher und verständlicher Weise definiert hat.

Diese Ereignisse der letzten zwanzig Jahre haben übrigens die Aufmerksamkeit des englischen Geschichtsschreibers hauptsächlich, ja beinahe ausschließlich beschäftigt. Der alten und uralten Geschichte von Japan widmet Adams kaum hundert Seiten; dagegen vierhundert starke Seiten des ersten Bandes und der ganze zweite Band (dreihundertundfünfzig Seiten) sich mit der Geschichte von Japan seit dem Jahre 1853 beschäftigen. Es darf deshalb auch gesagt werden, daß Herr Adams einen andern Titel für sein Werk hätte wählen sollen, als er es gethan hat. Anstatt dasselbe eine „Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart“ zu nennen, hätte er es als eine „Geschichte von Japan seit dem Jahre 1853“ oder noch richtiger als eine „Geschichte des diplomatischen Verkehrs zwischen England und Japan seit Abschluß der jüngsten Verträge“ bezeichnen sollen. Das Versehen, welches der Autor bei Wahl des Titels begangen hat, vermindert jedoch den Werth seiner Arbeit im Wesentlichen nicht. Die fabelhafte Vorzeit von Japan ist für die bedeutende Majorität der Leser ohne Interesse. Die Mythologie dieses Landes, deren Götter, Halbgötter und Helden Tausende und Hunderttausende von Jahren leben, kann nur den Alterthumsforscher, den Fachgelehrten, der sich zur Aufgabe gestellt hat eine bestimmte Frage über den Ursprung der Mythen und Religionen zu lösen, interessieren. Der Laie ist durch diese kolossalen Lügen, die nicht einmal vor der europäischen und indischen Mythologie den Reiz der poetischen Darstellung haben, einfach und unnütz gelangweilt. Auch die japanesische Geschichte des Mittelalters ist, im Allgemeinen wenigstens, für den europäischen Leser ohne Werth. Ein Buch, das diese Geschichte ausführlich und gründlich behandelte, würde zwar auch seinen Leserkreis finden und könnte große Verdienste haben, aber es würde eben ein anderes Werk sein, als das, was Herr Adams schreiben wollte. Dieser bezweckte in seiner Arbeit uns mit dem heutigen Japan bekannt zu machen und dies ist ihm in einem bisher unbekanntem Grade gelungen. Ganz vollständig ist die Arbeit nicht und hier müssen wir wieder auf den Fehler aufmerksam machen, den Adams in der Wahl des Titels begangen hat. Um das heutige Japan ganz kennen zu lernen wäre es nöthig, neben dem vorliegenden Werke Arbeiten deutscher, französischer, americanischer und russischer Historiker zu lesen, welche der Verbindung zwischen Japan und den andern Westmächten dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet hätten, die Herr Adams der Verbindung zwischen England und Japan hat zutheil werden lassen.

Die vorliegende Geschichte von Japan ist keineswegs ein polemisches Werk, wie z. B. ein böswilliger Franzose es heute über Deutschland schreiben würde; aber es kann als ein Buch bezeichnet werden, welches Japan vom exclusiv englischen Standpunkte aus beleuchtet. Dies verhindert nicht, daß man in demselben allgemeine und wichtige Beobachtungen und Bemerkungen findet, die von Jedermann, der sich mit japanesischen Verhältnissen beschäftigen will, gelesen und reiflich erwogen werden sollten. Ich rechne dazu ganz besonders alles das, was Herr Adams über die zu schnelle Civilisation der Japanesen sagt. Dieselbe kann richtig mit einer Treibhauspflanze verglichen werden, die unter dem Einfluß künstlicher Reizmittel ein unnatürlich rasches Wachstum gehabt und der man nicht Zeit gelassen hat, gesunde und starke Wurzeln zu schlagen. Rauhe Luft kann die zarte Pflanze leicht tödten; ein Sturm würde sie jedenfalls entwurzeln. Japan, das heute Eisenbahnen und Telegraphenlinien besitzt, welche von japanesischen Beamten verwaltet und von japanesischen Capitalisten ausgebeutet werden; — Japan, das seine Landesfinder auf europäische Universitäten schickt, wo dieselben durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit eine gewisse Aufmerksamkeit erregt haben; — Japan, das auf den großen Weltausstellungen mit den ersten Nationen der Welt in gewissen industriellen Zweigen concurriren konnte, — Japan ist dessenungeachtet doch ein nur halbcivilisirtes Land, und wenn es in fünfzig Jahren wirklich in sich aufgenommen haben sollte, was es während der letzten zwanzig Jahre auf der Oberfläche angenommen hat, so würde dies mehr sein, als seine besten Freunde heute zu hoffen berechtigt sind.

Das schöne reiche Land, das Jeder, der es kennen gelernt hat, auch lieb gewinnen mußte, hat an Herrn Adams einen strengen, aber sicherlich sehr zuverlässigen und guten Freund, und das Studium seiner Geschichte kann jedem gebildeten Japanesen, dem das Wohl seines Vaterlands am Herzen liegt, kaum genügend anempfohlen werden.

Die Ausstattung der „History of Japan“ ist eine vorzügliche; der Preis derselben für deutsche Börsen leider etwas hoch. Die Vorrede dazu ist von Berlin datirt, wo der Verfasser, der lange Zeit erster Secretär an der englischen Botschaft in Deutschland war, den größten Theil seiner umfangreichen Arbeit vollendete. Wir begrüßen in dem auf deutschem Boden entstandenen Buche eine Arbeit, die deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit Ehre gemacht haben würde.

H. L.

Aus der Hauptstadt.

Musikalische Aufführungen.

Königliche Oper.

Don Juan (Fräulein Kunz als Zerline). — Fidelio (Fräulein Brandt als Fidelio). — Brülls neue Oper: „Das goldene Kreuz“.

Die Königliche Oper hat in der vorvergangenen Woche zwei Kunstfesttage gefeiert; am 16. December gab sie „Don Juan“, am 17. December „Fidelio“, und beide Werke in großentheils vortrefflicher Ausführung. Die Mozart'sche Oper ist für den Verfasser dieser Besprechung noch immer das Höchste, was die dramatische Musik hervorgebracht hat. Stände der zweite Act auf gleicher Höhe mit dem ersten, der in immerwährend aufsteigender Linie Herrliches und Herrlicheres bietet, enthielte jener zweite Act nicht mehrere Scenen, die, so vortrefflich sie auch componirt sind, doch entweder den Gang des Ganzen aufhalten, oder im Werthe nicht gleich stehen, so ließe sich fast behaupten, daß überhaupt kein Kunstwert an vollendeter Schönheit und Wirkung mit Don Juan verglichen werden könne, denn was dieses Werk von dem Duett zwischen Don Juan und Zerline, in dem Quartett, in der Raucharie, in dem himm-

lischen Maskenterzett bis zum Finale an Unmittelbarkeit und hohem Schwunge der Erfindung, an dramatischer Wahrheit und Charakteristik, an unübertroffener Kunst des Baues und zu gleicher Zeit an überströmendem Wohlklange bietet, das weist jeden Vergleich von sich, das ist einzig und ewig. Der Verfasser ist ein großer Bewunderer und Verehrer der großartigen Schöpfungen Wagners und betont dies hier ausdrücklich; aber so oft er die ersten Töne des Maskenterzettes vernimmt, ist es ihm, als käme dieser Gesang aus jenem überhimmlischen Reiche, das Plato im Phädrus schildert, und wohin nur die Liebe der unsterblichen Seele durch den von den Göttern verliehenen höheren Sinn bringt. Die Ausführung war eine der besten, vielleicht die beste, die wir hier seit Jahren gehört haben. In der Rolle der Zerline trat Fräulein Kunz aus Wien als Gast auf. Die Höflichkeit gebietet, von ihr zuerst zu sprechen. Die junge Dame besitzt viele Vorzüge, welche ihr eine glückliche Theaterlaufbahn erleichtern: musikalische Bildung, Tactfestigkeit, deutliche Aussprache und ein sehr feines anmuthiges und sicheres Spiel. Die Stimme ist zwar nicht groß und stark, aber sie würde ganz gewiß viel vortheilhafter klingen, wenn Fräulein Kunz das Tremuliren aufgäbe, das selbst in großen tragischen Rollen nur sehr selten angewendet werden soll, aber in heiteren Gesängen jeden Erfolg beeinträchtigt. Das Publicum nahm die junge Gattin sehr freundlich auf. Von den anderen Darstellern müssen wir vor Allen Frau von Woggenhuber (Donna Anna) und Fräulein Lehmann (Donna Elvira) hervorheben, die beide Ausgezeichnetes leisten. Der künstlerischen Individualität des Meisters Beß scheint die Partie des Don Juan nicht zu passen — Herr Salomon dagegen befindet sich als Leporello ganz in seinem Elemente. Der Ausstattung und der scenischen Einrichtung muß besonderes Lob gezollt werden, nur den Feuer regnenden Schlund am Ende möge die Regie beseitigen; das ist eine Spielerei, für welche sich wohl kein Mensch mehr interessirt, selbst auf der letzten Gallerie befanden sich im Don Juan nur solche Hörer, die um des Werkes Willen gekommen sind.

Am 17. December, der als Geburtstag Beethovens gilt*), wurde „Fidelio“ aufgeführt, das Werk voll wunderbarer Schönheiten, die noch heute nicht alle gleichmäßig erkannt sind — noch hat sich dem großen Publicum die hehre Größe des Grabbuett's zwischen Rocco und Leonore (im 2. Acte) nicht erschlossen, ein Stück, das in kurzem Zeitraume die schärfsten Gegensätze der Empfindungen in unerreichter Weise wiedergibt. Die Titelrolle wurde zum ersten Male von Fräulein Brandt gesungen; wir haben die hochgeschätzte Künstlerin nie schöner singen hören. Sie verband das höchste Pathos und Muth der Leidenschaft mit jenem Einhalten der künstlerischen Schönheitsgrenze, welches bei classischen Partien zu den Hauptbedingungen der vollendeten vollkommen wirksamen Leistung gehört. Kein Ton war forcirt. Alles klang voll und schön; auch das Spiel war vollendet, in jeder einzelnen Bewegung, wie in der Haltung. Das Publicum dankte der Künstlerin durch allgemeinen enthusiastischen Beifall und Hervorruf. Was Niemand als Florestan leistet, ist bekannt; wir wollen nur hinzufügen, daß er an jenem Abende auch stimmlich vortrefflich disponirt war. Fräulein Lehmann (Marcelline) und Meister Beß (Bizarro) verdienen besonderen Dank für die vortreffliche aufopfernde Durchführung ihrer Partien, nachdem sie noch Abends zuvor in so anstrengender Weise beschäftigt waren. Auch Herr Fricke als Rocco trug das Seinige zum Gelingen der Vorstellung bei. Chor und Orchester waren an beiden Tagen unter Ceteris unsehbarer Leitung ausgezeichnet.

Am 22. December hat die Königliche Oper zum ersten Male „Das goldene Kreuz“, Oper in zwei Acten von J. Brüll, Text von Mosenthal (nach dem Französischen) aufgeführt. Wenn wir nicht sehr irren, so ist bisher noch keine Oper des Hrn. Brüll gegeben worden — wir haben es also mit einem dramatischen Opus I. zu thun, und diesem Standpunkte gegenüber muß das künstlerische Resultat als ein sehr erfreuliches bezeichnet werden; eine andere Frage ist die, ob die Gattung, welche dieses Opus I. vertritt, Musik nach Art eines Singspiels mit Couplets und Romanzen noch dauernde Lebenskraft besitzt. Gerade „Das

*) Thayer, wohl der verlässlichste unter allen Biographen Beethovens, weist darauf hin, wie das einzige authentische Document, das einigermaßen zur Feststellung des Datums dienen kann, der Taufschein, den 17. als den Tag der Taufe angibt, und daß in Bonn die Sitte herrschte, hierzu den Tag nach der Geburt zu wählen; also hätte Beethoven am 16. das Licht erblickt.

goldene Kreuz", in welchem sich ein unleugbar sehr bedeutendes Talent für diese Gattung bekundet, hat uns am meisten überzeugt, daß die Zeiten der Spieloper vorüber sind, und daß die komische dramatische Musik von vorneherein andere Grundlagen zu suchen hat. Selbst die besten und berühmtesten französischen Spielopern üben heute nicht die mindeste Zugkraft mehr aus, wenn nicht die Mitwirkung der ersten Sänger und Sängerinnen, die man in Helbenpartien zu sehen gewohnt ist, das Publicum anlockt. Wir möchten einmal das Opernhaus sehen, wenn in Fra Diavolo nicht Niemann und Fräulein Haut auftreten! Wer will heute noch den „schwarzen Domino“ oder „Teufels Antheil“ sehen und hören um der Musik willen, und nicht weil gerade ein interessanter Gast die Hauptrolle wiedergibt? Und, was hier wohl hervorzuheben ist: diese beiden Erzeugnisse Aubers waren von Hause aus für die Pariser komische Oper, für das Theater componirt, welches allein die Gattung der Spieloper vertritt. Nur in Deutschland hat man dieses zierliche Gewächs vom heimischen Boden in die große Oper verpflanzt; aber es gedeiht nicht mehr, und besonders die Nachahmungen, selbst wenn sie national-deutsche Färbung tragen und mit so großem Talente erzeugt sind, wie die Oper Brülls, erwecken kein eigentliches künstlerisches Interesse mehr. Ist der Text sehr gut, dann beeinträchtigt er die musikalische Wirkung, und ist er es nicht, dann machen die gesprochenen Scenen den Gang nur noch schleppender. Was nun den Text des „goldenen Kreuzes“ betrifft — von der Composition wird später noch ausführlicher die Rede sein —, so kann Mosenthal nichts eigentlich Schlechtes machen, aber die französische Fabel datirt aus einer Zeit, wo man alle möglichen sentimentalen Zwischenspiele ohne viel zu denken und zu fragen acceptirte, während heute auch der wenigst kritische Zuhörer und Zuschauer schon bemerkt, daß diese oder jene Ver- oder Entwickelung nur bei einer nicht mehr zu findenden Naivetät des Publicums wirken könnte. Nicolas, ein junger Müller, will eben Hochzeit halten; zu gleicher Zeit kommt die Requirirung in den Ort, Kaiser Napoleon I. hat den Kriegszug nach Rußland beschlossen, alle jungen Leute müssen sich stellen. Den jungen Bräutigam trifft das Loos; seine Verlobte und seine Schwester Christine sind in Verzweiflung, sie wollen ihn nicht weg lassen, aber er muß ziehen, wenn er nicht einen Ersatzmann stellen kann. Aber wo einen solchen finden? Christine, seine schöne und lebenswürdige Schwester, die ihn zärtlichst liebt und bisher alle Freier abgewiesen hat, ruft die jungen Männer des Dorfes, welche durch das Loos von der Militärpflicht befreit geblieben, herbei, und erklärt, demjenigen ihre Hand zu reichen, der für den Bruder in den Krieg zieht; sie will ihm das goldene Kreuz, das sie am Halse trägt, das Vermächtniß ihrer Mutter, als Pfand des Gelübnisses übergeben, und er soll, wenn er es nach zwei Jahren wiederbringt, ihr Gatte werden. Die Herren, welche ihr noch vor wenigen Minuten ihre Dienste eifrig angeboten hatten, zeigen sich sehr abgeköhlt, als es sich darum handelt, ihre Haut zu Markte zu tragen; gern folgen sie der Mahnung ihrer Cousinen, Tanten, Schwester etc., welche ihnen verbieten, auf das Anerbieten Christines einzugehen, entfernen sich und lassen die Arme in Verzweiflung zurück. Da kommt ungeahnte Rettung. Zugleich mit dem Sergeanten Bombardon, der die Einberufenen abholt, war ein junger Edelmann, Gontran, in das Dorf gekommen; warum? wieso? das wird nicht erklärt, daß er nicht etwa Militär war, wird der Leser gleich ersehen — wir hören nur aus einer coupletartigen Romanze, daß der junge Mann sehr unglücklich in der Liebe gewesen ist, und nun den Schauplatz seiner Leiden schieben will zu Fuße, und in Gesellschaft des zufällig ihn treffenden Bombardon. Er ist ungesehener Zeuge der rührenden Aufopferung, der Verzweiflung Christines und verliebt sich in sie. Er faßt den heroischen Entschluß, sich Bombardon als Ersatzmann für Nicolas zu stellen, und dieses Opfer bringt er, ohne sich zu nennen, ohne sich Christinen, die er liebt, zu zeigen; das Kreuz, dieses wichtigste Document läßt er durch Bombardon in Empfang nehmen. Warum er so handelt, das wird wieder nicht erklärt; wir können dem Leser die richtige Erklärung geben: Gontran nennt und zeigt sich nicht am Schluß des ersten Actes, damit der zweite überhaupt möglich werde, denn in diesem erscheint er wieder im Hause Nicolas, aber unerkannt. Als die Allirten in Frankreich einbrangen, hatte der junge Müller als Freiwilliger gegen sie gekämpft, war verwundet, aber von Gontran vom Tode gerettet worden, und leistete diesem, der im selben Augenblicke von einer Kugel getroffen ward; den Gegendienst (so erzählt er singend), daß er ihn aus der Schlacht trug. Gontran bleibt nun im Hause bis zu seiner Genesung, Christine pflegt ihn, die Beiden lieben

sich, aber Keiner gesteht es dem Andern. Er schweigt aus unbekanntem Gründen, sie, weil sie gewärtig sein muß, daß ihr das Kreuz wiedergebracht wird, und sie ihr Gelübde zu halten hat. Endlich kommt es doch zu einer Erklärung und damit — zum Bruch. Denn Christine, der Gontran sich endlich als den einstigen Retter des Bruders entküllt, verlangt das Kreuz von ihm, und das besitzt er nicht. In Rußland, wo er sich einstens verwundet dem Tode verfallen wähnte, hat er es einem Kameraden gegeben, der es wiederbringen sollte, aber nicht erschienen ist. Christine hält den Geliebten für einen Lügner, und trennt sich von ihm, er geht, um sein Bündel zu schnüren. Nun kommt Bombardon; er ist der Kamerad, dem Gontran das Kreuz gegeben, und hält Gontran natürlich für todt und bringt Christine das Pfand; sie will nun in ein Kloster gehen, weil sie den Geliebten doch nicht ehelichen kann, da singt Gontran hinter der Scene ein Liedchen, der Sergeant erkennt die Stimme, Christine erinnert sich auch mit einem Male diese Töne vernommen zu haben — das Weitere ergibt sich von selbst. Wir haben den Text nur deshalb so ausführlich erzählt, um ganz genau darzulegen, warum die Musik eine singpielartige sein mußte, das heißt, eine solche, in welcher weder die Komik, noch die Leidenschaft entschieden zum Ausdruck gelangen kann, sondern eine Mittelstimmung vorherrscht. Der Verfasser kann sich für diese Gattung nicht sehr erwärmen und gesteht aufrichtig, daß ihm Kunstzeugnisse, die weniger Vielseitigkeit des Talents aber mehr Einheitlichkeit des Stils boten, mehr Interesse abgewonnen haben. Aber der Wahrheit ihr Recht zu geben, muß er rückhaltlos eingestehn, daß die Musik des Herrn Brüll ein selten grazioses und lebhaftes Talent zeigt, das gerade um so höher zu schätzen ist, als es sich in einer unserer Zeit so fern stehenden Gattung mit so großer Frische und Natürlichkeit entfalten konnte. Denn nochmals sei es hier betont: die Gattung Musik, in welcher Vortrag und manche kleinere Meister vor Jahren sich auszeichneten, besitzt heute für die eigentliche Oper keine dauernde Lebensfähigkeit. Der Verfasser erinnert sich, wie er vor etwa 12 Jahren von einem Musikfreunde in Frankfurt am Main dringend eingeladen ward, mit ihm Weigls „Schweizerfamilie“, gute, deutsche, „keusche“ Musik, zu hören. Freudig folgte er, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit; und — o Wunder! — der zuerst gähnte, war nicht er, der Geladene, sondern der Andere, der Enthusiast! Unter den einzelnen Nummern der Brüll'schen Oper sind hervorzuheben: der erste Brautchor, die Romanze Gontrans, dann das ganze Finale des ersten Actes, in welchem ein kleiner Männerchor „Was wünschen Sie, Madamell Christine“ von ganz ausgezeichneter Wirkung ist. Im zweiten Act zeigt ein Quartett den feinen anmuthigen Musiker; das Couplet Bombardons des Invaliden klingt so freundlich, so gemüthlich, daß der Zuhörer momentan ganz vergißt, wie diese Musik dem empfindsamen Genre einer entwichenen Periode angehört — wie gut componirt muß es also sein! Die Aufführung war ganz vortrefflich; die Künstler sangen mit Lust und Liebe; die Hauptrollen Christine und Bombardon lagen in den Händen der ebenso vortrefflichen Sängerin, als graziosen Darstellerin, Fräulein Lehmann, und des immer sicheren Herrn Krolow, neben ihnen wirkte in gleich ausgezeichnete Weise Fräulein Horina als Braut, Hr. Ernst als Gontran und Hr. Schmidt als Nicolas. Auch der Chor sang frisch und wirksam unter Capellmeister Radeckes Leitung. Das Haus war spärlich besetzt; die Nähe des Weihnachtsfestes und die gleichzeitig stattfindende zweite Aufführung des Weihnachtsoratoriums in der Garnisonkirche trugen die Schuld dieser geringen Theilnahme; aber das anwesende Publicum zeigte sich sehr lebhaft angeregt und tief Darsteller und Componisten nach jedem Actschlusse mit stürmischem Zuruf.

S. Ehrlich.

Notizen.

Die Unglücksfälle zu Wasser und zu Lande mehren sich. Man hatte sich von dem Schrecken der bekannten Explosionen und Schiffbrüche noch nicht erholt, als schon wieder die Kunde einlief von einem Zusammenstoß zweier Schiffe auf einem französischen Fluß und von dem bedeutlichen Dampfen des Besuv. Die Welt muß irgendwo aus den Fugen sein und es ist ein schlechter Trost, daß die Aufgabe, sie wieder in Ordnung zu bringen, unsere Kräfte übersteigt. Auch die Insurrection in der Herzogewina will noch nicht zur Ruhe kommen. Dieser Zustand allerdings hat für die Blätter den relativen Vortheil, daß er ihnen einen ergiebigen Stoff liefert, worauf es doch vor Allem ankommt. Wären die Zeiten nicht so flau und die Annoncen so knapp, würde sich vielleicht ein Consortium von Zeitungsverlegern empfehlen, das den bösnischen Revolutionären mit Geldunterstützungen etwas unter die Arme griffe. Es fragt sich nur, ob das Geschäft einen genügenden Profit abwerfen würde. Schlimmsten Falles lassen sich auch interessante Schlachtberichte erfinden. Die Herausgeber öffentlicher Organe sind freilich jetzt in einiger Verlegenheit. Die ausländische Rubrik soll auf höheren Wunsch beschränkt, das Publicum mit Impfschwanz, Ausprägung von Nickelmünzen, Musterschutz und ähnlichem bundesrätlichem Kleinkram abgeseifigt werden. Das ließe sich auch schon mit geringen Kosten einrichten, aber was werden die Abonnenten dazu sagen? Man wird das nicht etwa trivial nennen und den Ton als unpassend kritisieren. Die Presse ist jetzt in Ungnaden und verdient kaum eine bessere Behandlung. Wer ruhig seinen Weg geht, wahrheitsgetreu zu schreiben versucht und nicht am officiösen Strang ziehen oder vielmehr sich ziehen lassen will, der wird verlästert und verdächtigt, unter dem Freudengetöse einer Anzahl für solche Manöver stets hilfsbereiter Schreiber. Man soll sich auch ja nicht beikommen lassen, für diesen oder jenen Abgeordneten, der jetzt gerade nicht in Gunst steht, ein Wort zu sprechen. Das würde schlecht angeschrieben werden und könnte für den Urheber Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Wir wußten ja längst, daß hier zu Lande nicht nur auf Befehl gesprochen und geschrieben, sondern auch geliebt und gehaßt wird. Die sorgfältig gepflegte, erkünstelte Abneigung gegen England hatte keinen andern Ursprung. Neuerdings ist darin allem Anschein nach eine Art Wandlung eingetreten. Menschenkenner prophezeien, es werde die Zeit kommen, wo alle Welt von einer so namenlosen Schwärmerie für England ergiffen sein werde, daß besonnene Leute sich zu Warnungen vor Anglo-manie gedrängt sehen könnten. Bis vor Kurzem indessen war ein spöttisch vornehmes Hinweggehen über England, um nicht mehr zu sagen, sehr beliebt. Und doch hatten es unsere insularischen Vektoren wahrlich nicht um uns verdient. Der gebildete Theil der Nation begleitete unsere literarische und wissenschaftliche Entwicklung seit geraumer Zeit mit ungeheuchelter Sympathie, wenn ihnen auch unsere frühere bundesstädtliche Zerrissenheit keine wärmere Bewunderung für unser Staatswesen einflößen konnte, als wir selbst empfanden. Wie hatten aber Carlyle, sowie seine Schule Deutschlands Dichterhelden und Philosophen studirt und das Verständniß derselben ihren Landsleuten vermittelt! Carlyle hat den schönen, von Treitschke angeregten Glückwunsch deutscher Gelehrten und Schriftsteller zu seinem neulich gefeierten achtzigsten Geburtstage als einen wohl erworbenen Dank hinnehmen können. Carlyle war stets ein wunderbares, höchst begabtes und lebenswürdiges Original. Als ihn an demselben Geburtstage ein Mitglied des Parlaments besuchte und in der Unterhaltung fragte, ob er Darwin lese, antwortete Carlyle in seinem breiten, schottischen Accent: Nein! Ich interessire mich nicht dafür, ob meine Vorfahren Affen waren. Aber ich fürchte, daß, wenn es mit den gegenwärtigen Moden in Frauentracht, Literatur und Theater so weiter geht, unsere Nachkommen sehr bald zu Affen werden könnten! Carlyles Frau war ihm geistesverwandt und lange Jahre eine treue Gefährtin. Eines Tages wollte sie eine Bekannte besuchen, fühlte sich aber unwohl und gab nur ihre Karte ab. Dann befahl sie dem Kutscher, sie durch den Park zu fahren. Der Wagen hatte schon dreimal denselben Weg hin und her zurückgelegt, als dem Kutscher das stille Verhalten der sonst lebhaften alten Frau auffiel. Er stieg von seinem Sitz, öffnete die Thür und fand Madame Carlyle todt. Es war für den Gelehrten ein harter Verlust. Seitdem hat er allein mit seinen Büchern und Idealen gelebt. Für Deutschland hegt er unwandelbar dieselbe Anhänglichkeit und Ver-

ehrung. Von unserem Zeitungsweisen, den Beziehungen der Regierung zur Presse und der Art und Weise, wie Politiker und Journalisten mit einander umgehen, scheint Carlyle zum Glück wenig gehört zu haben. Die Kenntniß würde auch seine Ehrfurcht vor deutschen Gewohnheiten schwerlich vermehren.

* * *

Vom Büchertisch.

Badische Biographien, herausgegeben von Friedrich von Weech. 2 Theile. Heidelberg 1875, Bassermann.

Dieses mit Sorgfalt, Fleiß und Geschmack gearbeitete Werk hat einen etwas abschreckenden Titel. Man glaubt, es sei von Badenfern über Badenfer und für Badenfer geschrieben und gehe die übrige Welt nichts an. Dies ist ein großer Irrthum, und wir ergreifen das Wort, um diesen Irrthum zu zerstören und durch Wegräumung dieses Hindernisses dem Buch seine Wege zu bahnen. Wir erhalten hier über ein halbes Tausend Biographien von theils berühmten, theils wenigstens beachtenswerthen deutschen Männern, welche dem Großherzogthum Baden theils durch Geburt, theils durch ihre Lebensschicksale, theils durch ihre Leistungen angehören. Alle diese Lebensbilder sind nicht aus particularistischem, sondern aus gut deutschem Herzen geschrieben; die politischen großentheils von dem Herausgeber, dem verdienstvollen Vorsteher des badischen General-Landesarchiv, dem Geschichtschreiber der badischen Verfassung und der badischen Großherzoge, Herrn von Weech; die übrigen von anderen gewiegten Fachmännern Deutschlands. Wir finden hier Vielez, das wir in unseren Staats-, Conversations- und sonstigen encyclopädischen Legicis vergeblich suchen, und wir finden Alles in ansprechender Form. Hier hat die Redaction (was man so selten bei dergleichen Werken findet) es verstanden, einen vernünftigen und zweckmäßigen Plan nicht nur mit sorgfältiger Ueberlegung zu entwerfen, sondern auch mit energischer Hand gleichmäßig und consequent durchzuführen. Wir greifen auf gutes Glück aus dem Register einige Namen heraus: der maßvolle Staatsmann Beck und der tolle Minister von Bittersdorf; der alte parlamentarische Kriegsknecht von Jystein und der gediegene Nebenius, welcher in Gemeinschaft mit den preussischen Staatsmännern Massen und Kühne den Zollverein schuf; die Diöcesen Rotteck und Welcker, sowie Bassermann und Mathy, und der Bischof von Weissenberg, ein Vorläufer des Altkatholicismus; die Schauspielerin Karoline Bauer und der clericale Minister Ribacier von Meysenbug, alle Hierden der vier Facultäten von Heidelberg und von Freiburg im Breisgau, und die Lehrer des Carllsruher Polytechnicums, deren Ruhm weit über die roth-goldenen Grenzpfähle reicht; der alemannische Dichter Hebel und der gelehrte Freiherr von Laßberg; der große Staatsalterthümmer Christ. Friedrich von Doeck und der confuse Symboliker Kreuzer; der Componist Lachner und Frau Haizinger, geb. Morstadt, eine Hierde der Bühne und zugleich eine Schwester des Prof. Morstadt in Heidelberg, welcher sogar auf dem Ratheder von ihr zu sprechen liebte, und zwar nicht sehr brüderlich; der große Botaniker Alexander Braun, jetzt in Berlin, und der hochbegabte Kunst- und Kulturhistoriker Julius Braun, der leider schon 1869 verstorbene Verfasser der „Historischen Landschaften“ und der „Mohamedanischen Welt“, — alle haben sie höchst kundige, in Inhalt und Form ausgezeichnete Biographien gefunden, und diese wenigen Namen werden ohne Zweifel schon hinreichen, um dem Buche jeden particularistischen Odeur zu nehmen und es als eine nothwendige Ergänzung jeder deutschen Bibliothek erscheinen lassen. Dieselbe enthält zugleich auch die Biographien der Großherzoge und der übrigen Mitglieder des Großherzoglichen Hauses, vereinigt unter dem Titel „Großherzogliches Haus Baden“. Wir finden hier u. A. auch die Notiz, daß Napoleon I. 1806 auch der Dynastie Baden den Königsitel anbot (eben so gut wie den Dynastien Württemberg, Bayern und Sachsen), daß aber der Großherzog Carl Friedrich (geb. 22. November 1728, gestorben 11. Juni 1811) dies Danaergeschenk in seiner „bescheidenen und nüchternen“ (und fügen wir hinzu: patriotischen) Gesinnung zurückwies.

A. B.-B.

Inserate.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von C. Radenhausen.
2 Bände. 21 M.

Das Kapital

von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 M.

ISIS.

Der Mensch und die Welt.
Von C. Radenhausen.
2. Auflage. 4 Bände. 12 M.

Das „Neue Berliner Tageblatt“

bringt Anfangs Januar eine feisende Novelle von
Ludwig Habicht: „Unter Stürmen“
u. d. Gratiaßeilage z. „Neuen Berl. Tageblatt“,

„Berliner Gartenlaube“
eine spannende Erzählung von
J. D. S. Lemme: „Engel“.

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
N.W., 32. Louisenstr.

In den nächsten Tagen wird ausgegeben:

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten

von
Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.

Der Haeckelismus in der Zoologie

von
Carl Semper,
Prof. der Zoologie und vergleichenden Anatomie
in Würzburg.
Preis: 80 Pfennige.

Diese Brochüre des bedeutenden Zoo-
logen ist ein scharfer Angriff ge-
gen Haeckel.

Sie ist bestimmt, das grosse gebildete
Publikum auf die Irrthümer und Hypo-
thesen aufmerksam zu machen, die den
Haeckel'schen Lehren vielfach zu
Grunde liegen. In durchaus populärer
Form geschrieben, wird die kleine
Schrift sowohl dem wissenschaftlichen
Fachmanne als auch dem gebildeten
Laien von grossem Interesse sein.

Hamburg.
W. Mauke Söhne,
vormals Perthes-Besser & Manke.

Soeben erschien:

Mendelssohn's Walpurgisnacht.

Vollständiger Klavierauszug. Preis 5 M.
Partitur 12 M. Stimmen 13 M. 50 S.
Gross Quart. Druck von Metallplatten.

Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. In diplomatischer Sendung.
Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer
Widmung an den K. K. Hofschauspieler
Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 S.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart

von
Paul Lindau.

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 M. 50 S.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag.
— Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. —
Hammerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. —
Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik
über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. —
Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emeric Graf Stadion.
— Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

tritt mit dem 1. Januar 1876 in ihren 24. Jahrgang. Derselbe beginnt mit der bereits
angekündigten Erzählung:

„Im Hause des Commerzienrathes“ von G. Marlitt,
welcher sich die Fortsetzungs- und Schluscapitel von Levin Schüding's „Der Doppelgänger“
und später:

„Wineta“ von G. Werner

anschließen werden. Von den demnächst erscheinenden belehrend-unterhaltenden Artikeln heben
wir vorläufig hervor:

Das rothe Quartal. Aus der Geschichte der Pariser Commune. Von Professor
Johannes Scherr. — Um eines Knopfes Willen. Aus dem Eisenbahnleben. Von M. W.
von Weber in Wien. — Aus dem jüdischen Familienleben. Von S. von Rosenthal.
— Ein entlaufener Lehrling. Künstler-Charakteristik. Von Herman Schmid. Mit
Gruppenbild von Grützner in München. — Louise. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier
der Mutter unseres Kaisers. Mit Abbildungen.

Die Verlags-Handlung von Ernst Keil in Leipzig.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einbanddecken

zum 8. Bande der „Gegenwart“
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit
blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à
1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART“.

Georg Stilke.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro Spaltene Petitzette 40 Pf.

Inhalt:

An Professor Billroth in Wien. Von Berthold Auerbach. — Der Schmerling-Artikel der „Provinzialcorrespondenz“. Von Politicus. — Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weissenfels (Fortsetzung). — Heilkünstler und Mirakel. Von Karl Brämer. — Literatur und Kunst: Eine Ode des Horaz. Verdeutscht von Emanuel Geibel. — Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carrière. — Baron Helferts Geschichte Oesterreichs. IV. Band. Von Walter Rogge. — Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß II. (Schluß). — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Citronen.“ Schwank in vier Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — „Ein vorsichtiger Mann.“ Posse in drei Acten von G. v. Moser und Jacobson. Besprochen von Otto v. Leizner. — Notizen. — Inserate.

An Professor Billroth in Wien.

Von Berthold Auerbach.

Berlin, 31. December 1875.

„Ich möchte nicht, daß man mich mit den jetzt so beliebten modernen Judenschimpfern zusammenwürfe . . . die bedeutenden Männer unter den Juden sind meist zugleich Schwärmer, Idealisten, Humanisten, oft im allerhöchsten Sinne des über uns Alle erhabenen Nazareners.“

So beginnt S. 152 die große Anmerkung in Ihrem Buche (Lehren und Bernen der Medicinischen Wissenschaften zc.). Wenige Zeilen weiter heißt es „dem unbegabten Juden fehlt die eigentliche Freude an der Romantik des Martyriums“ und S. 154 schließt die Anmerkung:

„Daß bedeutende Menschen aller Zeiten und aller Nationen sich in den großen allgemeinen menschlichen Fragen stets sympathisch begegnen werden, ist klar. Doch eben so klar ist mir auch, daß ich innerlich trotz aller Reflexion und individueller Sympathie die Kluft zwischen rein deutschem und rein jüdischem Blut heute noch so tief empfinde, wie von einem Teutonen die Kluft zwischen ihm und einem Phönizier empfunden sein mag“. Zwischen diesem Anfangs- und Endsatze heißt es dann u. A. . . „was man jüdische Deutsche heißt, sind doch eben nur zufällig deutsch redende, zufällig in Deutschland erzogene Juden, selbst wenn sie schöner und besser in deutscher Sprache dichten und denken, als manche Germanen vom reinsten Wasser. . . Es ist daher weder zu erwarten noch zu wünschen, daß die Juden je in dem Sinne deutsch-national werden, daß sie bei nationalen Kämpfen so zu empfinden vermöchten wie die Deutschen selbst . . . es fehlt ihnen dazu die gesammte mittelalterliche Romantik“ zc. —

Inmitten meines nun halb vierzig Jahre geübten Berufes konnte ich die Abwehr dieser Auslassungen getrost anderen zum Kampfe geeigneteren Kräften und der klärenden Zeit überlassen.

Zudem aber — Sie mögen das schwärmerisch, sentimental oder gar undeutsch empfunden nennen — schämte ich mich für unser Vaterland, daß durch eine Entgegnung noch weiter und auch dem Auslande gegenüber kund werden sollte, welsch eine Degeneration der Gesinnung bei uns noch möglich ist.

Oder ist es denkbar, daß ein Engländer sich so weit erniedrigen würde, Disraeli zu sagen, er sei ein zufällig englisch redender, in England geborener Jude?

Ich hatte und habe die Zueversicht, daß die besten Männer

des Vaterlandes die Schmach einer solchen Kundgebung wie die Ihre empfinden und von sich weisen.

Nun erhalte ich mit Ihrer Handschrift Ihre „Antwort an den Leseberein der deutschen Studenten in Wien“ unter der Adresse: „An den Deutschen Dichter Berthold Auerbach in Berlin. Vom Verfasser“.

Es ist eine eigenthümliche Art vieler Oesterreicher, uns vor den Augen des Briefträgers einen besonderen Ehrentitel zu geben, und Sie, als eingewanderter Preuße, haben diese Sitte sich angeeignet.

In dieser Zusendung sehe ich nun Berechtigung wie Verpflichtung, ein offenes Wort über Ihre Auslassungen gegen die Juden im Allgemeinen und die jüdischen Studenten Wiens insbesondere an Sie zu richten.

Wenn Richard Wagner vom Hause Wahnsfried Unzulänglichkeiten künstlerischen Schaffens durch Theoreme zu verwischen und durch Zertrümmerung Anderer zu heben sucht, wenn er in der Gerechtigkeit des Verfolgungswahnes (und es drängen sich doch verachtungswürdige Juden genug an ihn) das Judenthum für das verantwortlich macht, was ihm in den Compositionen von Meyerbeer und Mendelssohn als widerstrebend und seiner allein seligmachenden Unfehlbarkeit entgegenwirkend erscheint, so läßt sich mit dem in sich befriedigten Wahn nicht wohl streiten.

Sie aber betonen, daß Ihr Buch „nach wissenschaftlicher Methode aufgebaut“ sei, Sie rufen, nicht ohne rhetorischen Aufpuß, „Immanuel Kant, den Kaiser unseres nationalen idealen Deutschlands“ an und stellen sich hiermit selber vor die zuständige Gerichtsbarkeit der Logik.

Es war noch im September, daß ich im schönen Aufsee helle Morgenstunden und einen heiteren Mittag in Gesellschaft von Phöniziern mit Ihnen erlebte. Sie hatten schon damals (Ihre Vorrede datirt vom October) die scharfen Pfeile im Köcher. — Es ist nicht germanisch, sich als Gastfreund zu geben, während man Widersacher ist.

Doch das ist persönlich. Gehen wir zur Sache.

Sie verlangen den Wahrspruch der Logik, plädiren aber sofort für mildernde Umstände, indem Sie (S. 12 Ihrer Antwort) sagen: „rein individuelle Bemerkungen sind von ganz secundärer Bedeutung“.

Diese Werthbestimmung der Bedeutung mag für Sie selber gelten, muß sie aber auch für die Verletzten gelten? „Wissenschaftliche Untersuchungen sind rücksichtslos,“ sagen Sie. Unbedingt zugegeben! Aber die Rücksichtslosigkeit darf sich nicht bloß gegen Andere, sie muß sich auch gegen eigene der Vernunft und Sittlichkeit widersprechende Angewohnungen wenden,

Daß den Juden das Martyrium fehlt, ist gewiß eine sehr „individuelle“ Bemerkung von Ihnen. Sie wissen — und als Maun, der über Lehren und Lernen spricht, müssen Sie es wissen —, daß die Geschichte der Juden, der begabten und unbegabten, ein achtzehnhundertjähriges Martyrologium ist. Und das hat bis heute noch nicht geendet. Oder glauben Sie, es ist kein Martyrium, noch heute und einem Manne Ihres Rufes erklären zu müssen: wir sind nicht zufällig deutschredende, zufällig in Deutschland erzogene Juden und wir empfinden vollkommen als Deutsche?

Sie sagen: den Juden fehlt die gesammte mittelalterliche Romantik. Welchen Antheil an der Romantik des Mittelalters haben denn die Bauern, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Leibeigene waren? Sie verbannen uns in's Exil der Fremdheit und wollen nicht wissen, daß die Geschichte des Judenthums, zumal in Deutschland, alle Phasen der deutschen Kultur-entwicklung mit durchgemacht hat. Die Juden sind von germanischer Bildung erfüllt, bevor Ihre Landesgenossen, die Slaven und Wenden, germanisirt wurden. Und haben Sie vergessen, wie empörend es aufgenommen wurde, als Ihr Colleague Quatrefage darzuthun versuchte, daß Frankreich nicht von den Deutschen besiegt worden sei, sondern von den Preußen, die Slaven und Wenden seien?

Es ist nicht „methodisch wissenschaftlich“, wie Sie Ihre Auslassungen aufbauen.

Als wir uns — ich kann das Persönliche hier unmöglich vermeiden — im Sommer 1870 trafen, bewährten Sie in den Lazarethten Ihre hülfreiche Kraft mit ruhmvoller Tapferkeit. Ihre Hand war fest bei den Operationen; hat Ihnen diese Hand nicht gezittert, da Sie jene Worte niederschrieben, mit denen Sie die Verwundeten und Gefallenen jüdischer Confession entehrten und beschimpften?

Sie müssen selbst anerkennen, daß es im Kampfe um's Dasein Kampfgesetze geben muß. Aber jeder Unparteiische wird diese Ihre Art der Kampfesführung von der Ehrenmenschur verweisen. Denn es ist rein inquisitorisch, eine unbeweisbare nationale Empfindung zu heischen, und es ist mehr als inquisitorisch, hinzuzufügen, es wäre nicht zu wünschen, daß die Juden germanisch empfänden. Ihre Begründung baut sich also folgendermaßen auf: Ich, Professor Billroth, sage, die Juden sind keine Deutschen, denn ich, Professor Billroth, wünsche, daß sie keine Deutschen seien. Quod erat demonstrandum.

Und nun wieder Ihre objective „wissenschaftliche Rücksichtslosigkeit“.

Sie schildern mit Worten, die ich nicht wiederholen mag, die intellectuelle und ökonomische Unzulänglichkeit der „Streber“ und schließen: „es sind meistens nicht Deutsche, sondern vorwiegend schlimme galizische und ungarische jüdische Elemente“.

Ist das wissenschaftlich, hinter Verschanzungen von „meistens“ und „vorwiegend“ gedeckt, allgemeine Gesetze aufzustellen?

Sorgfältige gründliche Untersuchung in Beobachtung und Experiment, Zurückhaltung des Urtheils, bis das Ergebnis sich evident herausstellt, das sind doch wohl Forderungen, die der Naturforscher vor Allem zu erfüllen hat. Und der Menschenfreund wird, wenn er nicht über ein todes Präparat, sondern über ein lebendiges Object sich auszusprechen hat, und nun gar über eine Generation, wenn sie sich auch in ihrem Bildungsdrange oft ungeschickt geberdet — sich behutsam und mit Bedacht aussprechen.

Sie aber, haben Sie bedacht, was es heißt, in jugendlichen Gemüthern den Racenhaß zu wecken und zu stacheln?

Sie rufen das Gentlemen-Bewußtsein in den Jünglingen an. Ist der ein Gentleman, der den Gedrückten, Verschühterten, Mittellosen höhnt?

Die Aufregung in der öffentlichen Stimme, die Vorgänge in Wien sind durch diese Auslassungen hervorgerufen. Sie aber, Sie vermeiden in Ihrer Antwort an die Studenten jedes ausdrückliche Wort hierüber. Sie sprechen von „theilweise heikeln Verhältnissen“ und sagen „rein individuelle Bemerkungen sind von untergeordneter Bedeutung“. Ich möchte dieses Letzte auch als Zeichen

annehmen, daß Sie Ihre wohl erst im Niederschreiben zum fixen Gedanken gewordene Ausführung über die Fremdheit der Juden jetzt gern vergessen wissen möchten. Aber „Immanuel Kant, der ideale deutsche Kaiser“, befiehlt kategorisch, daß man den Muth habe, eine begangene Fahrlässigkeit zu bekennen. Und „Aergert dich dein Auge, so reiß' es aus“, hat derjenige ausgesprochen, der, wenn er leibhaftig vor Sie hinträte, Ihnen, dem Teutonen, als ein mit der Racenfremdheit belasteter Phönizier erscheinen würde.

Haben Sie die Folgen ermessen, die der von Ihnen als natürliche Thatsache aufgestellte Racenhaß haben kann?

Es kann auch geistige Höllemaschinen à la Thomas geben.

Ein Dämon, der weder teutonisch noch phönizisch ist, füllt geräuschlos arbeitende Säcke, die zu unbestimmbarer, aber zu gegebener Zeit mit ihren Explosivstoffen verheerend ausbrechen können.

Das wollten Sie nicht, das können Sie nicht gewollt haben.

Warum aber wollen Sie nicht offen eine Uebereilung erkennen und suchen in Ihrer Antwort mit einem verschämten Satze darüber weg zu kommen?

Sie haben mir Ihre Schrift gekendet, ich glaubte Ihnen und mir diese Antwort schuldig zu sein.

Zum Schluß nur noch eine Erinnerung. In den nächsten Tagen wird an die gesammte gebildete Welt ein Aufruf ergehen zu einem Denkmal für Spinoza. Wie? Müssen Sie nicht einen teutonischen Widerspruch empfinden, daß man auf germanischem Boden ein Denkmal jeze dem Phönizier, der noch dazu die von Ihnen als Erniedrigung gebrandmarkt Besonderheit hatte, durch einen Nebenwerb, durch Glaszylinder, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen?

Der Schmerling-Artikel der „Provinzialcorrespondenz“

Daß jenes als sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens in Wort und Schrift gepriesene „herzliche Einverständniß der drei Kaiserreiche“ nicht bis an das Ende der Tage dauern wird, weiß Jedermann auch ohne besondere Information; schon in der Kinderlehre zog der biblische Weisheitspruch bei uns ein, daß jedes Ding seine Zeit habe. Indessen auch wer von der Vergänglichkeit alles Irdischen noch so tief durchdrungen ist, trachtet doch mit Eifer danach, von solchen Dingen, denen er für sich und die Seinigen etlichen Werth beimißt, nach Möglichkeit das Ende fernzuhalten und zur besseren Erreichung dieses Zweckes den Einflüssen, von denen der frühere oder spätere Eintritt eines so unerwünschten Ereignisses abhängt, mit Aufbietung all' seines Scharfsinns nachzuspüren, auf daß er ihnen nach Möglichkeit wehre. Das „herzliche Einverständniß der drei Kaiserreiche“ ist ja nicht durch eine magische Kraft der aus Millionen Herzen sich erhebenden Friedensgebete gegen zeitweilige Störungen und schließlich Zerstörung gefeit; es beruht auf politischen Berechnungen, deren Elemente nur eine Zeit lang als constant gelten können, deren Wandelbarkeit aber stets im Auge behalten werden muß und zu einer unerlässigen sorgsamten Beobachtung aller auf die Veränderung einwirkenden Einflüsse nöthigt. Unvorsichtigkeit in dieser Hinsicht könnte sich eines Tages durch politische Fehlschlüsse von verhängnißvoller Tragweite rächen. Wir machen uns keiner willkürlichen Unterstellung schuldig, wenn wir dem leitenden Staatsmanne des Deutschen Reiches, der um die Herbeiführung jenes „herzlichen Einverständnisses“ sich so hohe Verdienste erworben hat, auch ein besonders geschärftes Verständniß aller jener, der größeren Oeffentlichkeit sich entziehenden Vorgänge beimessen, die auf die Dauerhaftigkeit jener Friedensbürgschaft von Einfluß sind. Die meisten der Schritte, welche auf die Förderung günstiger, auf die Abschwächung und Abwehr schädlicher Einflüsse hinielen, entziehen sich zunächst der öffentlichen Kenntniß und sind

zumeist nur in ihren letzten Wirkungen zu verspüren; es ist deshalb betreffs der Zweckmäßigkeit dieser Schritte ein abschließendes Urtheil nicht gut möglich. Ueber eine gewisse Phase der deutschen Politik Frankreich gegenüber ist beispielsweise erst durch die Enthüllungen des Processes Arnim ein Licht verbreitet worden, in welchem manche ihrer Zeit schwer verständliche und vielfach falsch beurtheilte Vorgänge ihre nachträgliche Aufklärung gefunden haben. Damals handelte es sich für die deutsche Politik darum, die autokratische Stellung des leitenden Staatsmannes der französischen Republik, Mr. Adolphe Thiers, vor der Unterhöhlung durch Parteiströmungen zu schützen, die sich in wilder Gährung einherwälzten. Es wurde jene Absicht bekanntlich nicht erreicht; wenn schließlich diejenigen, die dabei das Schiffelein der Monarchie flott machten, kläglich scheiterten, so war jede ihnen gewährte Ermuthigung von deutscher Seite darum doch nicht minder ein politischer Fehler und die richtige Beurtheilung der Lage bei uns auf Seiten derer, welche die Stellung des Herrn Thiers zu stärken bedacht waren. Derartige wider die officiële Regierung eines Staates sich kehrende Einflüsse unschädlich zu machen, ist für eine an Erhaltung jener Regierung interessirte Politik eine äußerst schwierige und überdies sehr heikle Aufgabe, und doch kann dieselbe nicht von der Hand gewiesen werden, wenn die Leiter jener Politik sich nicht hinterher den Vorwurf der Unvorsichtigkeit zuziehen wollen. Wohl verstanden, es darf sich hierbei nicht um eine von persönlichem Interesse eingeebete Patronage handeln; sondern die auf die Erhaltung einer bestimmten Person in leitender Stellung gerichtete Action muß durch die Ueberzeugung gedeckt sein, daß ein Wechsel der Person zugleich auch einen Wechsel der für die politischen Angelegenheiten des interessirten Staates leitenden Gesichtspunkte mit sich führt, der die guten Beziehungen zu demselben gefährden kann. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß seit längerer Zeit schon gewisse Vorgänge in Oesterreich von Seiten unsres leitenden Staatsmannes mit einiger Besorgniß beobachtet werden, so daß derselbe es für zweckdienlich hielt, einmal zu erkennen zu geben, wie wenig die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich durch einen Wechsel in der Person des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, zur Zeit Graf Andrassy, gefördert werden könnten. Denn darum handelt es sich doch bei dem bekannten Sensationsartikel der „Provinzialcorrespondenz“, der auf eine unmittelbare Eingebung des Fürsten Bismarck zurückzuführen ist, wobei man immerhin sich hinzudenken mag, daß Graf Andrassy im voraus von der Lancirung eines solchen Artikels verständigt worden ist und damit sich wohlzufrieden erklärt hat. Die Einzelheiten jenes Artikels treten hinter dessen hochpolitischer Tendenz weit zurück; ein Streit um sie ist daher ein müßiger publicistischer Zeitvertreib. Der Toast des Herrn von Schmerling auf dem Aneipabend der „Concordia“ wurde lediglich um deswegen zum Ausgangspunkt gewählt, weil er das Stichwort zu einer Polemik über Oesterreichs Beziehungen zu Deutschland gab. Hätte Herr von Schmerling, statt über „die Ideale, die sich im ersten Anlauf nicht erreichen lassen“, mit Bezug auf seine großdeutschen Bestrebungen in der Paulskirche zu sprechen, lediglich seinen unverbrüchlichen Liberalismus im Brillantfeuer erstrahlen lassen, er wäre sicher nicht von dem halbamtlichen Organe der preussischen Regierung als der Chef einer Parteicoalition dargestellt worden, die, wenn sie an's Ruder gelangte, Oesterreichs gute Beziehungen zum Deutschen Reiche in ihr Gegentheil umkehren möchte. Ob es taktisch richtig war, gerade diesen Anlaß zu ergreifen, darüber läßt sich streiten; es scheint indessen diesseits so etwas wie „Gefahr im Verzuge“ gewittert worden zu sein, und darum wurde die erste, wenn auch nicht beste Gelegenheit, die sich bot, ergriffen, um Oesterreich nicht sowohl vor dem liberalen „Minister“ Schmerling, als vielmehr vor denjenigen zu warnen, die durch eine kluge Ausbeutung der neuerdings mit allen Mitteln der politischen Toilettenkunst aufgefärbten „Popularität“ Schmerlings, trotzdem ihnen der liberale Odeur aus den dazu benutzten Schminkepföpfchen höchst widerwärtig ist, dem Ministerium

Muersperg einen Theil der Verfassungspartei abwendig zu machen beflissen sind. Indem so Herr von Schmerling zum persönlichen Mittelpunkt eines Tableaus gemacht wurde, welches er nicht selber gestellt hat, mußten die Blicke auch solcher Gruppen ihm erwartungsvoll zugekehrt erscheinen, die in dem „Minister“ Schmerling sicher nicht ihren Führer verehren, die ihm vielmehr dieselbe Opposition wie dem Ministerium Muersperg machen würden. Die feudale, die föderalistische, die clericale Partei würden sich, und zwar widerwillig genug, die Bundesgenossenschaft Schmerlings nur so lange gefallen lassen, als nöthig wäre, das Werk zu vollbringen, welches derselbe mit seinem liberalen Namen der öffentlichen Meinung gegenüber decken soll; dies Werk gethan, würde der „Minister“ Schmerling, wie schon einmal, in irgend einem Grafen Belcredi seinen Nachfolger erhalten. Mit Recht wird deswegen von denjenigen österreichischen Liberalen, die nicht behufs Erreichung augenblicklicher Vortheile für die nothleidende Industrie ihre politische Reputation preiszugeben bereit sind, auf die Unnatürlichkeit einer Coalition, wie die eben angedeutete, hingewiesen und an Herrn v. Schmerling als einen Mann von gesundem politischem Verstande appellirt, daß er sich baldmöglichst gegen die ihm unterstellten Absichten verwahre. Herr v. Schmerling kann indessen nicht in Abrede stellen, daß er selber wenig zur Abwehr des Rufes beigetragen hat, der ihm anhaftet. Sein politisches Vorleben darf als bekannt vorausgesetzt werden; in allen Figuren desselben klingen zwei leitende Motive durch: die Erhöhung der Machtstellung Oesterreichs im Innern durch straffe Zusammenfassung seiner staatlichen Organisation und nach außen hin durch Angliederung eines möglichst erheblichen Theiles von Deutschland, ohne daß er freilich über die Natur dieses letzteren Verhältnisses jemals zu irgend welcher Klarheit gelangt wäre. Herr v. Schmerling ist deswegen allen denjenigen in Oesterreich ein willkommenes Bundesgenosse, welche aus irgendwelchen Gründen jenen beiden Bestrebungen Vorschub leisten. Er ist, um bei der Gegenwart stehen zu bleiben, der Mann, auf den die zu Ungarn im Gegensatz befindlichen, an sich sehr verschiedenartigen Elemente ihre Rechnung bauen; er ist gleichzeitig der Mann, dem die Reider des neuen Deutschen Reichs unter Preußens Könige als Kaiser mit verständnißvollem Blicke lauschen, wenn er von den Idealen spricht, die sich auf den ersten Anlauf nicht erreichen lassen. Ein „Ministerium Schmerling“ würde demnach bedeuten: einmal Wiederaufnahme der Versuche, Ungarn in einen österreichischen Gesamtstaat einzugliedern und zweitens wenn nicht offene, so doch geheime Begünstigung aller Anschläge, welche darauf gerichtet sind, die einheitliche Entwicklung Deutschlands zu stören, die Machtstellung des Deutschen Reichs zu schwächen.

Welche Folgen eine derartige innere und äußere Politik für Oesterreich-Ungarn haben müßte, liegt auf der Hand. Die Beunruhigung der Ungarn wegen feindseliger Anschläge gegen ihre Selbstständigkeit ist gewachsen, seitdem jenseit der Leitha der Name „Schmerling“ mit verdächtiger Frequenz genannt wird. Man erinnert sich, daß Herr v. Schmerling Staatsminister war, als jene kaiserliche Botschaft vom 23. August 1861 an den Reichsrath erging, in welcher die Auflösung des ungarischen Landtags, der, unter Berufung auf die ungarische Verfassung, zu jenem Reichsrathe nicht wählen wollte, mitgetheilt wurde, worin es hieß: „Die ungarische Verfassung war durch die revolutionäre Gewalt nicht nur gebrochen, somit von Rechtswegen verwirkt, sondern auch factisch beseitigt“. Von einem Staatsmann, der Ungarn gegenüber zu dieser „Verwirklichungstheorie“ sich bekannte, können die Ungarn sich nichts Gutes versprechen, und die ungarische Presse hat deswegen auch den gegen Herrn v. Schmerling gerichteten Artikel der Provinzialcorrespondenz seiner Tendenz nach als eine Diversion zu Gunsten der von allerlei verborgenen Gefahren bedrohten ungarischen Selbstständigkeit dankbar acceptirt. Daß Graf Andrassy, der bisher mit unbefangenen Urtheil die auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie geleitet hat, mit einem ungarfeindlichen Ministerium in Wien

zur Seite nicht einen Tag im Amte bleiben könnte, begreift sich leicht und eben darum wird den auf Herbeiführung eines solchen Ministeriums hinielenden Anschlägen von allen denen Vorstüb geleistet, welche die besonnene Politik des Grafen Andrassy durch eine andre, sensationellere, ersetzen möchten. Beiläufig ist derselbe, weil er als „Ungar“ nie herein willigen wird, daß die materiellen Interessen Ungarns durch rücksichtslose Erhöhung der Zollsätze geschädigt werden, den österreichischen Schutzzöllnern eine sehr unbequeme Persönlichkeit, und man darf deswegen sicher sein, daß, je lauter eine österreichische Zeitung für die Forderungen der österreichischen Industrie ihre Stimme erhebt, desto heller auch das Lob des Herrn v. Schmerling in ihren Spalten erklingt. Auf dem Gebiete der „hohen Politik“ ist Graf Andrassy ebenso sehr den „großdeutschen“, wie den „großslawischen“ Politikern Oesterreichs persona ingrata; er hat ohne Vorbehalt die für Oesterreich durch den Prager Frieden geschaffene Lage acceptirt; er erblickt in der sorgsamten Pflege freundschaftlicher Beziehungen zur deutschen Reichsregierung seine ebenso durch das Interesse Oesterreichs wie Ungarns gebotene Aufgabe; er hat die Unfruchtbarkeit jener Beust'schen Maxime erkannt, welche darin bestand, in jeder europäischen Frage eine Stellung zu wählen, die zu derjenigen Preußens überall zu durchkreuzen, auch wo Oesterreich-Ungarn keinen Vortheil davon hatte. Kein Wunder, daß die namentlich in Armeekreisen noch verbreitete „Revanche-partei“, der eine solche Politik der Rancüne in Ermangelung äußerer Erfolge wenigstens eine gewisse „innere Befriedigung“ verschafft, dem Grafen Andrassy nach Möglichkeit Schwierigkeiten bereitet. Es tritt der Umstand hinzu, daß die äußere Machtstellung Oesterreichs eine straffe Heeresorganisation verlangt, während die ungarischen Politiker noch bis vor kurzem eine Verfügung über die „ungarischen Truppen“ der k. k. Armee nicht ohne die Zustimmung der ungarischen Regierung concediren wollten; um die ungarfeindliche Stimmung in Armeekreisen nicht noch mehr zu schärfen, wird neuerdings auf diesen Punkt kein so nachdrücklicher Accent mehr gelegt. In den nämlichen Armeekreisen hat man aus Thatendrang neuerdings wieder eine Patronage großslawischer Ideen übernommen. Die Ausdehnung der Monarchie über jene slavischen Landschaften, welche gegenwärtig Schauplatz des Aufstandes gegen die Pfortenregierung sind, ist nun aber den Ungarn, die von ihrem nationalen Standpunkt aus eine Verstärkung der slavischen Nationalitäten innerhalb der Monarchie nicht wünschen können, ein sehr unsympathischer Gedanke. Ein Grund mehr für die dem Grafen Andrassy abholden Elemente, sich mit jenen Thatendurstigen Armeekreisen in Fühlung zu setzen und ein Project zu begünstigen, welches ohne die Zustimmung der beiden andern Ostmächte gewiß nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung hat; man scheint in Wien zu wissen, daß von Seiten der deutschen Reichsregierung in diesem Punkte der nächstern Politik des Grafen Andrassy der Vorzug eingeräumt wird. Die rücksichtslose Betreibung einer Actionspolitik im Orient von Seiten Oesterreichs müßte nothwendig das bisher den Frieden Europas verbürgende „herzliche Einverständnis der drei Ostmächte“ erschüttern, da dieses eben darauf beruht, daß keine der drei Mächte in Fragen der hohen Politik allein vorgeht oder sich mit der zweiten Macht hinter dem Rücken der dritten verständigigt.

Aus den verschiedensten Parteilagern und Interessentengruppen her schaaren sich die Strömungen zusammen, welche sub auspiciis Schmerlingii die Stellung des Grafen Andrassy unterwählen, die zu befestigen die deutsche Reichsregierung für ihre Aufgabe hält, weil allen jenen Strömungen eine mehr oder weniger ausgesprochene Abneigung gegen ein freundschaftliches Zusammengehen Oesterreichs mit Deutschland gemeinsam ist, dessen Fortdauer doch als eine der wesentlichsten Bedingungen für den Frieden Europas im Interesse des letzteren nicht dringend genug gewünscht werden kann. Wenn somit an dem vielgenannten Artikel der halbamtlichen „Provinzialcorrespondenz“ die redliche Absicht keinem Zweifel unterliegt, so bleibt nur zu

wünschen, daß diese unter der hier und da fehlerhaften Ausführung nicht Schaden erlitten haben möge.

Berlin, Anfang Januar 1876.

Politicus.

Das geistige Leben in Württemberg.

(Fortsetzung.)

Diesen Zug schwäbischer Denker und Dichter nach dem Ideal deutscher Nationalgröße, dem sie ohne Zaudern die politische Selbstherrlichkeit des württembergischen Staats opfern wollten, kann man schon zu einer Zeit bemerken, da überall anderswo in Deutschland dieser demokratische Nationalpatriotismus noch sehr in den Kinderjahren ging und der dynastische Sonderstaatspatriotismus als der allein seelig machende galt. In einer verdienstlichen Schrift hat erst neuestens N. Wohlwill reiches Material darüber gesammelt („Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815“). Schon Schubart schreibt 1774 in seiner „deutschen Kronik“ z. B. Folgendes wie eine Prophezeiung: „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden und unser sind wieder ihre fetten Triften und Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen“. Bei älteren Dichtern wie Huber, Gemmingen, Thill findet man lebendigste Erinnerungen an die untergegangene Größe des Deutschen Reichs und Mahn- und Wehrufe an das deutsche Nationalgefühl. Hölderlin schilderte in flammenden Worten die Entwürdigung Deutschlands im „Hyperion“, und nicht mit Unrecht schreibt man die nachgefolgte Nacht seines Geistes dem Ingrimm über die nationale Schmach zu, obwohl sein Heimatsstaat Württemberg speciell doch dabei ausnehmend glücklich fuhr. Der Philosoph Schelling gründete in derselben Unglückszeit eine „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“, welche „die vielfach getrennten Geister und Bestrebungen vereinigen und gleichsam die Verhandlungen einer unsichtbaren, durch ganz Deutschland verbreiteten Akademie“ darstellen sollte. Ebenso wie Fichte in Berlin gab Rehsies in Stuttgart „Reden an das deutsche Volk“ auch desselben Geistes heraus, die bedeutendes Aufsehen erregten. Und geht man auf die spätere Zeit und ihre Dichter und Denker in Schwaben über, so begegnet man fort und fort in ihren Schriften dem Pulsschlag der nationaldeutschen Idee, in Gustav Schwab, in Uhland, in Justinus Kerner, in Bauer, Seeger, Waiblinger u. s. w. Die Geschichtszeit der Hohenstaufen als die deutscher Macht und Herrlichkeit wird ein Lieblingsgegenstand dichterischer, dramatischer Bearbeitung, weil man sich nach einer Wiederkehr derselben sehnt, wenn man auch noch keine bestimmte Vorstellung hat, wie sich dies ermöglichen soll. Sogar der rein lyrische, in seine Gefühls poesien sich einspinne Wörcke beschäftigt sich damit und J. G. Fischer nimmt mit einem Drama darüber den Wettkampf mit seinen Vorgängern auf. Blättert man in seinen, in Karl Gerok und in Schönhardts Gedichten, die der neuesten Zeit angehören, so stößt man auch in ihnen auf die Sehnsucht nach dem nationalen Ideal oder auf den Jubel über die äußere Verwirklichung desselben durch den letzten französischen Krieg.

Viel bestimmter und ihres Ziels bewußter kämpften für den gleichen Zweck innerhalb der Arena des württembergischen Sonderstaats die bedeutenderen publicistischen und politischen Kräfte. So gute Schwaben wie Paul Pfizer, Robert und Moritz Wohl fanden in dem constitutionellen und durch seine freie Verfassung allen deutschen Staaten voranstehenden Württemberg doch nicht die Stützen des von ihnen erstrebten deutschen Liberalismus, sondern sie erhofften alles Heil von der Errichtung eines Deutschen Reichs, traten als große Käufer dafür in

dem ersten deutschen Parlament auf und scheuten sich nicht, in offener Bekämpfung gegen ihre Heimatsstaatswirtschaft die Ungnade des dortigen Regiments auf sich zu nehmen. Wischer, machte er in seinen ästhetischen Arbeiten eine Pause, suchte seine Erholung und sein Gleichgewicht mit dem öffentlichen Geist in schneidenden Kritiken der deutschen Zustände, wobei unter allen Umständen die Kleinstaaterei als etwas gar nicht mehr für lebensfähig zu Erachtendes behandelt wurde. Erst großdeutsch, söhnte er sich nach dem Sieg der klein-deutschen Politik auch mit dieser aus, weil doch das alte Glend der Scherbenwirtschaft in Deutschland zu Ende gekommen. David Strauß gar rührte die preußische Trommel mit einer Zuversicht und Ungeduld, welche seinen politischen Gesinnungsgegnern in Württemberg, die dem doch am Preußischen sich eben nicht erbauten, förmlich anstößig erschien. Andere wieder, wie Kümelin, unterzuchten die württembergischen Zustände mit einer unerkennbaren Liebe für das Volksthümliche darin, aber nach der historisch-politischen Seite mit dem freien Blick, der sich nur auf dem höheren Standpunkt eines deutschen Idealismus gewinnen ließ. Sie beklagten, daß der Blick nach Außen dem Schwaben in der Regel fehle, um zu erkennen, daß seine eigene Welt nicht „bis an's Ende aller Dinge“ bestehen könne, und entgegengesetzt der schwäbischen Selbstgenugthuung wünschten sie und vermittelten es auch, daß von außen ein Licht in das württembergische Eden gehalten werde, damit die Schwaben erkennen, wie ungenügend ihre kleine Welt sich in Beziehung zu den großen Kultur- und Nationalaufgaben ausnehme. Und nun nehme man noch hinzu, daß die in Württemberg außerordentlich umfangreiche theologische Gesellschaft mit dem langen Schweif des Pietismus, welcher auch eine Summe, wenn auch einseitigen geistigen Lebens umfaßt, nach Preußen gravitirte, als dem Hort des Protestantismus, und in dem politischen Erfolg dieses Staats, auch auf Kosten der württembergischen Souveränität, unter allen Umständen eine Stärkung ihrer Sache erkannte und sympathisch begrüßte.

Gegensätze zu diesem Zug der Geister aus dem politischen Gebilde Württembergs hinaus fallen kaum in's Gewicht und wo sie als solche erscheinen, wird man bei genauerer Prüfung erkennen, daß meistentheils als württembergischer Staatspatriotismus aufgenommen wurde, was lediglich eine davon ganz unabhängige Liebe zum Heimatlande und zur Eigenart des Volksstammes war. Es waren dichterisch dankbare und naheliegende Stoffe, die Uhland, Schwab, Kerner, Hauff und andere aus der Sagenzeit oder der alten Geschichte Schwabens herausgriffen und besangen, Züge des Volks, die überall poetischer Verklärung werth sind, landschaftliche Reize, die sie mit der Innigkeit von Kindern des Landes verherrlichten. Wenn dies ihrem Volke schmeichelte und sie ihm als echte Schwaben lieb und werth machte, so war dies doch niemals als Signatur eines particularistischen Patriotismus aufzufassen. Verdross es doch Justinus Kerner genug, daß man von einer besonderen „schwäbischen“ Dichterschule sprach und ihn dazu rechnete; stand doch Uhland sowohl als knorriger Volksmann wie als deutscher Idealist, der sich von württembergischen Reitern in Stuttgart zusammenhauen lassen wollte, dem politischen Kleinstaat, dem er angehörte, schroff genug gegenüber, wie denn der König instinctiv ihn nicht als Patrioten, wie er sie als solche anerkannte, gelten lassen wollte und bekanntlich übel genug auf ihn zu sprechen war.

Wer von Dichtern und Denkern nicht die Neigung hatte, mitzuthun und um seine Forderungen an das Leben in kühnem Anlauf gegen eine widerstrebende Wirklichkeit zu kämpfen, der vergrübelte sich und suchte dafür Ersatz in der Welt der Gedanken, Träume und Gefühle. Passiv fügte er sich willig dem Weltlauf und machte sich indessen in der Phantasie seine eigene Welt. So erklärt sich auch die Liebhaberei Kerners an den Erscheinungen des Magnetismus und der Geisterseherei, eine reine Schrulle, die wesentlich aus der Abneigung des kaufmännischen, milden Schwaben gegen die Politik entstand; er amüfirte sich statt dessen in seiner Weinberger

Claufe mit dem Auffsühren einer Geisterwelt, die in die irdische herein ruge. Mörike und Ludwig Bauer spannen sich in eine phantastische Region ein und hielten nächtliche Zwiegespräch mit Nixen und Gnommen, machten sich Märchen und eigene mythische Menschengeschichten. „König Orplid“ mit seiner einsamen Insel blieb auch in späterer Zeit noch eine Lieblings-einbildung Mörikes. Waiblinger flüchtete sich zu der alten Griechenwelt; Reuchlin beschäftigte sich mit Italien; Hauff, dessen Erfolg mit dem Roman „Die Lichtensteiner“ ihn hätte bestimmen müssen, aus der württembergischen Geschichte ähnliche populäre Stoffe zu verarbeiten, wandte sich nicht wieder dahin, sondern gefiel sich darnach in Märchen und Phantastien im Bremer Rathskeller und in den Memoiren des Satans. Die Romane D. Müllers und Mylius', die Lyrik der neueren Dichter, wohin sie auch immer den Sinn der Leser versetzen, haben doch niemals ihre schwäbische Innigkeit auf den Realismus übertragen, welcher dem nationalen Idealismus gegenüberstand.

So schwebte der württembergische Specialgeist, wie er in der Masse des Volks als ererbtes Gut mit der Empfindlichkeit jedes Particularismus gewohnheitsmäßig gepflegt wurde, gleichsam in der Luft; die Intelligenz nährte und stärkte ihn nicht; sie hing mit ihm landsmannschaftlich und sittenvoll innig zusammen, aber eine politische Berechtigung gestand sie ihm nicht zu. Eine solche mißachtete sie und verspottete sie vielmehr. Dies mußte wohl von oben nach unten wie eine auflösende Säure wirken. Je mehr gerade die moderne Staatsregierung Württembergs bedacht darauf war, ihren Sonderstaat zu schaffen und zu stärken, ihn zu einer politischen Aufgabe vorzubereiten, wäre diese auch nur um Fels im Meer zu sein, wenn dies in Aufruhr einstürzte, desto morscher wurden die Stützen, welche die Regierungskunst errichtet hatte. Das geistige Leben fraß sie durch. Ueber der Sorge um den dynastischen Staat vergaß man außerdem die Pflege eines, über die praktische Nützlichkeit gehenden Volksinteresses an dem Staat. Von oben herab wurde unter der langen Regierung König Wilhelms die Masse der Bürger gegen den Staat vielmehr gleichgiltig gemacht, das politische Interesse im Volk eingeschlafert oder auf's Materielle abgelenkt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Gemüther für den nächsten Anstoß von außen um so empfänglicher waren. Die Intelligenz des Landes gehörte längst dem Lande nur noch äußerlich an; sie empfing den ersehnten Mauerbrecher des Particularismus im Festgewand mit freudigen, siegesfrohen Mienen, und das Volk als Masse, einen Moment verblüfft über diesen Vorgang, vertauschte dann ohne Widerstreben den Württemberger mit dem Reichsdeutschen und begnügte sich, den inwendigen Schwaben zu behalten.

(Schluß folgt.)

Heilkünstler und Mirakel.

Auf der Piazza Montanara in Rom spielt sich beständig ein Stückchen echt römischen Volkslebens ab. Ein wahrer Höllenlärm, ein Durcheinander, in dem das Auge lange vergebens nach einem Ruhepunkt sucht. In der Mitte des Platzes steht eine Reihe fliegender Apotheken in Gestalt ausgeschirrter Dohnkutschchen, die Deichselbäume sind aufgerichtet und an denselben hängen: Bruchbänder, Aëstiersprizen, Liebeszauber, menschliche Embryos in Spiritus, Prachtexemplare von Backenzähnen, Fläschchen mit wunderthätigen Medicamenten in allen Farben; ganz oben flattert die italienische Tricolore. Auf dem Boche steht der „Hüllschirurg“, in der Hand hält er eine lange Trompete und wartet auf das Commando seines Vorgesetzten. Im Wagen selbst befindet sich der bebrillte „Herr Doctor“ in höchst-eigniger Person. Oben sind zwei junge Landleute eingestiegen. Mit wenig Eleganz wird dem Ersten der Mund möglichst weit geöffnet und die Augen des Doctor Eisenbart suchen nach dem kranken Zahn. Jetzt hat er ihn gefunden! Man erwartet nun

die Procebur des Zahnausziehens — aber soweit soll es vorläufig noch nicht kommen. Das Opfer muß erst den Kopf dem Publicum zuwenden, das größtentheils aus Campagnolen besteht und der Herr Doctor beginnt seinen Vortrag: Der Patient könne dem Himmel danken, daß er ihn heute hierher geführt, da er morgen vielleicht schon unrettbar verloren gewesen wäre. Das Publicum solle sich nur gütigst den Schaden selbst ansehen; für jeden andern Arzt wäre das Ausziehen des kranken Zahnes ein Ding der Unmöglichkeit, aber wie das hochverehrte Publicum gleich sehen könne, würde die Operation sehr gut von Statten gehen &c.

Nach Schluß seines Vortrages holt der Doctor aus der Tasche einen unscheinbaren Haken, den er sich sehr wahrscheinlich aus einem gefundenen Stück Eisen selbst angefertigt hat: das ist der Anfang der Folterqualen seines Opfers. Der Kopf wird demselben kreuz und quer gezogen und der Schmerz des Patienten, der in den mannigfaltigsten Fragen seinen Ausdruck findet, erregt großes Vergnügen unter den Zuschauern. Da ertönt ein Schrei. Der Doctor fordert den Hülfsschirurgen zum Erlaßen auf und augenblicklich schmettern ohrenzerreißende, alles übertönende Klänge durch die Luft. Dem zweiten Patienten, der noch des Doctors harret, ist aber der Schrei des Ersten so zu Herzen gegangen, daß er mit einem Satz aus dem Wagen springt und schleunigst das Weite sucht. Endlich hat der Doctor den Zahn und triumphirend zeigt er das corpus delicti. Bewundernswerther Nachfolger Aesculaps, dich wird Zeus' Blitzstrahl nicht treffen! Der arme Patient hängt über dem Wagen schlag, das Gesicht todtentbleich, ein beklagenswerthes Bild menschlicher Hinfälligkeit. Der Doctor mit seiner Apotheke und seinem Publicum wären ein reizendes Motiv für einen Maler, wie Teniers.

Daß solche Heilkünstler noch Patienten finden, ist zu verwundern. Viele Landleute und auch manche Städter aus den niederen Ständen bedienen sich größtentheils dieser Wunderdoctoren, zur Abwechslung auch mal des Santo Bambino, eines starken Concurrenten der Heilkünstler.

Mit dem Santo Bambino hat es nämlich folgende Bewandniß: In der Kirche Santa Maria in Ara coeli, auf derselben Plage erbaut, wo ehemals der Tempel Jupiters stand, befindet sich wie in vielen Kirchen und Klöstern ein Miraculum, dessen sich die Herren Patres bedienen, um ihre leeren Geldbeutel zu füllen. Das Miraculum von Ara coeli ist ein kleines Christuskind, das allerlei Krankheiten und, wenn ich nicht irre, auch schon die modernen, wie Trichinosis &c., curirt, besonders aber sich der Frauen annimmt. Außer einem renommirten Arzte ist er übrigens auch ein vortrefflicher Rechenmeister, denn er hat es in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer höchst eleganten eigenen Equipage gebracht, in der ihn die Patres zu den Kranken führen.

Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, wie ich die Bekanntschaft des Bambino machte.

Ich wohnte mit einem deutschen Freunde bei einem ehemaligen Stallmeister Pius' IX. Der gute Padrone litt beständig an Asthma. Bei besonders heftigen Anfällen hatte seine Gattin nichts Besseres zu thun, als aus dem Keller einen uralten wurmförmigen Heiligen, St. Antonio, hervorzuholen, und hoffte dann, indem sie ihm einige Stunden hindurch bunte Kerzen vor ihm verbrannte, denselben zu bewegen, ihren Mann zu heilen. Der Heilige ließ sich aber sehr selten aus seiner Ruhe bringen.

Eines Tages bat mich die Padrona, auch ich möge ihren alten Antonio bitten, den Medicinern in's Handwerk zu fassen und ihren Gatten zu curiren, stand aber glücklicherweise später davon ab, als ich ihr erklärt hatte, daß ich noch zu wenig mit der italienischen Sprache bekannt sei, um mich geläufig und erfolgreich mit einem so berühmten Heiligen zu unterhalten.

Mein corpulenter Freund kam nicht so gut davon wie ich. Eines Abends kehrte er, nichts Böses ahnend, aus der Osteria nach Hause zurück. Beim Oeffnen der Thagenthür drangen ihm Weibrauchdünste entgegen. Der Padrone war schwer erkrankt und der Arzt schon fortgeschickt, um dem Santo Bambino Platz zu machen. Alle möglichen Arten von Mönchen waren anwesend,

denn der Kranke hatte viele Freunde unter den Geistlichen, denen sein Weinkeller, der köstliche Schätze barg, jederzeit offen stand. Außerdem hatte der Padrone nur ein Kind, ein überaus hübsches Mädchen von 15 Jahren, der Typus einer Römerin, welche die Geistlichen vor kurzer Zeit in ein Kloster gebracht und damit das letzte Hinderniß aus dem Wege geräumt hatten, um das nicht unbedeutende Vermögen des Alten, nach dem Tode seiner Gattin, ohne Weiteres in den großen Schooß der allein seligmachenden Kirche fließen zu lassen.

Eine bunte geistliche Musterkarte umstand das Bett des Alten und murmelte ohne Unterlaß mit den nichtsagendsten Gesichtern von der Welt ihr Pater noster und Ave Maria. Beim Eintritt meines Freundes kam die Padronin in Hast auf ihn zu und flehte und bat ihn unter vielen Thränen, auch zum St. Antonio zu beten für das Leben ihres Mannes. Was half's? Mein Freund hatte ein gutes Gemüth und legte sich auf die Kniee. Was er dort gebetet, möge ihm der Himmel verzeihen!

Kurze Zeit nach der Ankunft meines Freundes kam ich. Vor dem Hause stand eine feine Equipage, es war, wie ich später erfuhr, das Eigenthum des Dr. Bambino von Ara coeli. Im Hausgang schon roch es stark nach Weihrauch, ich schlich deshalb auf den Behen zum Schlüsselloch und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich inmitten von Kapuzinern, Franziskanern und Jesuiten meinen dicken protestantischen Freund knien sah. Von Zeit zu Zeit rieb er sich die Schweißtropfen von der Stirn und schüttelte dann und wann mit dem Kopfe. Trotz des Ernstes der Situation war mir das Lachen näher als das Weinen. Armer Freund! Da brachte auch ein Pater Franziscaner den Bambino. Die kleine medicinische Heiligkeit hatte, trotz ihres jugendlichen Alters, sehr ausgeprägte, fast männliche Züge, daß sie sich aber durch ein hippokratisches Gesicht ausgezeichnet hätte, kann ich nicht behaupten. Sie trug sich äußerst elegant, selbst an Edelsteinen fehlte es nicht. Zu weitem Betrachtungen ließ man mir keine Zeit. Es entstand eine Unruhe unter den Betenden, und ich hielt es für gerathen, schleunigst das Weite zu suchen. Ich flüchtete mich in eine Osteria, die der Sammelplatz vieler Deutscher war, auch von meinem Freunde stark frequentirt wurde, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht gar lange, so kam mein Freund, ich empfing ihn mit einem Gelächter, das er sich im ersten Augenblick nicht erklären konnte. Anfangs starrte er schweigend vor sich hin, als er aber erfuhr, daß ich Alles durch das Schlüsselloch mit angesehen hatte, versiel er in tiefe Melancholie, die erst nach und nach mit Hilfe vieler Gläser Chianti-Weins verschwand.

Der Bambino hatte diesmal seine Schuldigkeit nicht gethan, unser guter Padrone starb in der folgenden Nacht und wir drückten ihm die müden Augen zu. Seine Gattin war rasend vor Schmerz; mit aufgelbtem Haar durchweilte sie die ganze Nacht hindurch die Zimmer, schrie, jammerte und betete, daß es einen Stein erweichen konnte. Wir Alle waren auf's tiefste ergriffen von dieser leidenschaftlichen Scene, nur St. Antonio blickte nach wie vor vergnügt von seinem Postament.

Drei Tage nach diesem Vorfall hörte ich schon in früher Morgenstunde die laute Stimme der Padronin und als ich genau hinhorchte, da war es, als legte sich mir eine kalte Hand auf's Herz. Dasselbe Weib, das vor drei Tagen, vom gewaltigsten Schmerz zerrissen, an dem Todtenbette ihres Gatten geweint und gebetet hatte, zankte sich heute mit einem Unverwandten um ein kleines Guthaben ihres verstorbenen Mannes. Die Trauer dauert in Italien nur kurze Zeit und man hat dort nicht zu viel Ehrfurcht vor der Majestät des Todes. Wir Deutsche sind darin doch etwas pietätvoller, denn wenn bei uns die Schollen auf die Hüfte einer geliebten Mutter, eines verehrten Vaters oder eines theuren Freundes fallen, so begraben wir diesen Todten nicht nur zwischen die Ringmauer unseres Friedhofs, sondern auch tief in unser Herz.

Die Wunderdoctoren, ehemals stereotype Figuren deutscher Jahrmärkte, sind als solche längst verschwunden. Man würde sie bei uns auch nicht eher dulden, bis sie von deutschen Universitäten vollgültige Diplome brächten, in welchen ihnen auf's be-

stimmteste versichert wird, daß sie ungehindert ein Expeditionsgeschäft in das bessere Jenseits errichten dürfen. In Italien, wo die medicinische Wissenschaft noch in der Wiege der Kindheit liegt und eben angefangen hat an den Krücken geborgten Wissens die ersten Schritte zu machen, gibt es Wunderdoctoren und Mirakel in Hülle und Fülle, welchen der Schlangenstab Askulaps zur Wünschelnthe geworden ist, die ihnen den Weg zu den Taschen der Narren zeigt.

Häufig kommt es in Italien vor, daß es den Kranken, namentlich in kleineren Orten, an guten Ärzten fehlt, doch finden sie oft Ersatz an der wahrhaft vortrefflichen Krankenpflege der Italienerinnen. Unermüdlige Pflege und aufopfernde Liebe einer guten weiblichen Seele sind ja die schönsten Sonnenstrahlen, die auf das Krankenbett fallen und der Natur den Weg zur Heilung bahnen. Trotzdem möchte ich meine Landsleute warnen, sich namentlich nicht der Pflege junger Italienerinnen anzubetrachten, die sehr leicht eine Herzkrankheit zur Folge haben kann, von welcher kein Arzt, kein Wunderdoctor, kein Mirakel heilt.

Karl Prümer.

Literatur und Kunst.

Eine Ode des Horaz.*)

Verdeutschet von Emanuel Geibel.

An Lyde.

Gott Merkur, Du Meister, von dem Amphion
Durch sein Spiel selbst Steine zu rühren lernte,
Und Du wohlkautmächtige, siebenjährtig
Löbende Leyer,

Stumm noch jüngst und wenig gesucht, doch heute
Froh begrüßt bei Mählern und Götterfesten,
Gib ein Lieb mir, welchem das Ohr der harten
Lyde sich neige,

Die, nach Art dreijähriger Füllen, wild noch
Schweift und zaumlos, keine Berührung duldend,
Süßer Brautkuss fremd und dem Wunsch des feurig
Werbenden spröde.

Du vermagst ja reizend Gethier und Wälder
Nachzuziehen, Du hemmest im Lauf den Sturzbach,
Ja, den Thorwart drunten am Styr, den grausen
Cerberus zwangst Du

Dir entzückt zu lauschen, wiewohl von hundert
Mattern rings sein Furienhaupt umstarrt war,
Und der dreifach züngelnde Rachen gräßlich
Geifer und Qualm schnob.

Selbst Tritons, Tythos' finstre Züge
Ueberflog ein Lächeln, es stand mit trocknen
Eimern plötzlich Danaus' Schaar, vom süßen
Zauber gefesselt.

Hör', o Lyde, höre der Schwestern Unthat
Und das Loos, das ihnen am nie gefüllten
Faß verhängt ward, welchem die Flut am Boden
Wieder entrieselt.

*) Nicht im Classischen Niederbuch enthalten.

Bang und qualvoll büßen sie dort, die Argen,
Die verrucht, in nimmer erhörtem Frevel,
Die verrucht ihr Eisen in's Herz der eignen
Gatten gestoßen.

Eine nur von Allen, der Hochzeitfackel
Würdig, brach, hochherzige Falschheit ühend,
Ihrem falschen Vater das Wort, und ewig
Preist sie die Nachwelt.*)

Auf, so weck' ihr Ruf den verhehmten Jüngling,
Auf, damit nicht ewiger Schlaf von wannen
Du's nicht ahnst, Dir nahe; den eignen Schwäher
Fürcht' und die Schwestern,

Die entmenscht, wie Löwinnen junge Stiere,
Mann für Mann hinwürgen; doch ich vermag's nicht.
Keinen Mordstahl hab' ich für Dich und keine
Bande, Geliebter.

Mag mich schwer mit Ketten der Jorn des Vaters,
Weil ich Dein mich, Aermster, erbarmt, belasten!
Mag er fern mich über das Meer in's Land der
Wüste verbannen!

Flieh, o flieh mit eiligem Fuß und Segel!
Noch sind Nacht und Liebe Dir hold; es schütze
Dich ein Gott und meinem Gedächtniß schenk' einst
Thränen der Behmuth.

Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen.

Von M. Carrere.

2. Gliederung und Modification des Schönen; das Erhabene.

Daß das Schöne durch seine Form gefällt, daß es ein uninteressirtes Wohlgefallen erweckt, dies wird mit Kant von der neueren Aesthetik allgemein angenommen. Gerbart und nach ihm vornehmlich Robert Zimmermann suchen es indeß nur und ausschließlich in den harmonischen Formverhältnissen und behaupten, daß diese rein und an sich ohne alle Rücksicht auf den Inhalt gefallen, daß sie die Schönheit über jeden Stoff ausgießen wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte leuchtet. Nun gefällt uns das alcäische Versmaß in der freien Symmetrie der auf- und absteigenden Bewegung, die das unruhige und dann aus der Steigerung sich beruhigende Wogen des aufgeregten Gemüths trefflich abbildet, so paßt es für Stimmungen und Gegenstände die ihm gemäß sind; aber man übersehe einmal Goethes Lied: Ueber allen Gipfeln ist Ruh oder Heines Fichtenbaum und Palme in alcäische Strophen, und man wird inne werden wie diese Gedichte ihren höchsten Reiz einbüßen gleich Schmetterlingen, denen man den Blütenstaub abstreift, ja man wird durch den Widerspruch von Form und Inhalt verlezt werden. Andererseits hat Hegel und die an ihn sich anschließende Aesthetik vornehmlich den idealen Gehalt im Schönen betont, die Tiefe der Gedanken, die herzerhebende Bedeutung des dargestellten Stoffes, die Befriedigung des sittlichen Geistes; wir müssen daran erinnern, daß dies alles erst durch die sinnlich anschauliche, sinnlich angenehme Form zur Schönheit wird. Der Gegensatz löst sich, wenn wir die Form nicht als etwas der Sache äußerliches, sondern als den Ausdruck des Wesens selbst ansehen, nicht als eine fertige Schablone, die den Dingen aufgeprägt wird, in die sie hineingegossen werden, sondern als das Ergebniß eigener

*) Hypermetra.

Lebenshätigkeit, welche sich selbst begrenzt und von andern unterscheidet; sehen wir in der Form das selbstgesetzte Maß innerer Bildungskraft, dann erst sehen wir die Sache ästhetisch an, dann tritt uns das seelenhafte Organisationsprincip in der Gestalt selbst anschaulich entgegen, dann haben wir die Fneinbildung des Idealen und Realen, die Schiller für Schön erklärt. Wie sich Einheit im Unterschiede durch die Symmetrie und Proportionalität kundgibt, das hat namentlich Zeising untersucht. Wird uns nun in der Form zugleich das Wesen und die Bedeutung der Sache klar, dann ist das Schöne angeschauter Zweckmäßigkeit, die durch das Ebenmaß ihrer Erscheinung uns wohlgefällt. Alles Schöne ist etwas Individuelles, ein Einzelnes, in welchem der gattungsmäßige Typus, das allgemeine Bildungsgesetz auf eigenthümliche Weise klar hervortritt. Jeder Gegenstand hat aber nothwendig diese drei Momente: Stoff, Form, Größe; es gibt in der Wirklichkeit keinen formlosen Stoff, keine für sich seienden reinen Formen, und der geformte Stoff hat seine Realität in Raum und Zeit, seine Größe. Darum glaube ich, daß wir das Schöne nach diesen drei Gesichtspunkten zu betrachten haben. Der Stoff hat dann die doppelte Bedeutung des innern Gehaltes, welcher dargestellt wird, und des Materials, in welchem er zur Erscheinung kommt. Das Reizende, Rührende, Interessante, Gehaltvolle sind solche Modificationen des Schönen, in welchen der Stoff vornehmlich zur Wirksamkeit kommt. Während die Schöpfungen von Rafael, Mozart, Sophokles vornehmlich durch ihre formale Vollendung uns entzücken, ist Correggio reizend durch den Zauber des farbigen Hellbuntfels, Dante, Lessing, Schiller durch Tiefe und Höhe der Weltanschauung hervorstechend; die Fagade des Straßburger Münsters, Michel Angelos Deckengemälde in der Sixtina, Handels Halleluja machen durch ihre Größe den ersten und überwältigenden Eindruck, ohne daß sie des Adels und Wohlklangs der Form entbehren, wodurch sie aufhören würden schön zu sein. Und so steht mir das Erhabene nicht neben dem Schönen, wie seit Burke und Kant in den meisten Aesthetiken, sondern innerhalb des Schönen. Das Erhabene ist ein Schönes, das durch seine Größe die Idee des Unendlichen in uns erweckt, die wir aber nun im Gegenstand selbst anschauen; der Sternenhimmel, das Meer, der siegreiche Held, das Götterbild wird uns unmittelbar ihr Träger, und wir haben hier die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die gleichfalls als eine Bestimmung der Schönheit angegeben zu werden pflegt.

Daß in allem Schönen ein besonderes Merkmal sich zuerst geltend macht und für uns zum Primären und Vorwiegenden werden kann, ja gewöhnlich wird, das erkennt auch Siebeck an; aber die angegebene Gliederung, die bis jetzt nicht angefochten, sondern lieber ignoriert wurde, hat er nicht angenommen und nicht widerlegt. Auf andern wissenschaftlichen Gebieten kommt so etwas kaum vor, in der Aesthetik herrscht immer noch die Meinung, als ob da Jeder von vorn anfangen und seine Einfälle zum Besten geben solle, ganz unbekümmert um das bereits Geleistete; so kommt der Schein zur Geltung, daß es hier gar keine gesicherten Resultate gebe. Ein falscher Schein, an dem die Aesthetiker selbst schuld sind. Weil ich in meinem Buch diese gesicherten Resultate mit Erwähnung der Männer, denen wir sie verdanken, und am liebsten mit ihren Worten gegeben, sie zum Ganzen geordnet und meinen eignen Forschungen und Ideen verbunden habe, wollen Kritiker wie Schasler nur von meiner reproducirenden Thätigkeit reden, und meint selbst Lessing mir keine wissenschaftliche Eigenthümlichkeit in der Aesthetik zusprechen zu können, während er mein Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung preist. Nun kommt es aber gerade in der Aesthetik auf die Erkenntniß und Würdigung des Besonderen an, auf die Bestimmung der Stilprincipien der verschiedenen Künste und Kunstepochen oder Nationen und Meister, ja auf das Verständniß der einzelnen Werke, und wer mir hierin einiges Verdienst zuerkennt, dem sage ich selber wieder, daß ich auch auf diesem Gebiet stets die Vorgänger reden ließ, sobald ihr Wort mir das treffende und genügende schien. Was müßte das für ein eckler Thor sein, der sich anmaßte eine Wissenschaft — die das Werk

von Jahrhunderten und von Tausenden ist — aus seinen zehn Fingern herauszujaugen!

Doch kehren wir zu Siebeck und zum Erhabenen zurück. Dessen unmittelbar hervortretender Charakterzug, sagt er, sei das Unbegrenzte, es sei diejenige Art des Schönen, in welchem die Begrenzung zurücktritt. Das erinnert dann an die „Gestaltlosigkeit“ Weißes, an Bichers Bestimmung: „das Erhabene sei formlos und geformt in Einem, es überbreite das Maß in's Unendliche und halte es dennoch fest“, ein Widerspruch allerdings, nur daß er nicht im Erhabenen, sondern in der Definition liegt. Das Unbegrenzte ist das Formlose, Unbestimmte, das ist niemals schön; das Erhabene ist ein Gewaltiges, oder gerade durch ebenmäßige Form begrenzt. Siebeck nennt das Erhabene ein Unharmonisches; denn die Harmonie sei eine Einheit des Mannigfaltigen; Mannigfaltigkeit aber vom Erhabenen ausgeschlossen. Wie? Der Kölner Dom hat keine Mannigfaltigkeit? Die Fülle derselben ist eben nur beherrscht von den großen Hauptformen. Das Weltmeer hat seine Wogen, der Himmel seine Sterne, die Eroica ihre Töne, und zwar mannigfaltige, und grade in ihrer Zusammenstimmung zu Einem Eindruck erwecken sie das Gefühl des Erhabenen. Eintönigkeit ist öde, leer, langweilig, aber keine erhabene Schönheit. Der Homerische wie der Phidiasische Zeus, der Gottvater von Michelangelo und Cornelius, Lessing's Prometheus und Christus am Kreuz, Alexander der Große und Moses sie alle entbehren ja eines Reichthums an Zügen keineswegs, sie sind ebensowenig unharmonisch, vielmehr steht alles Besondere im Einklang; sie machen auch nicht den Eindruck des Unbegrenzten, aber den einer überwältigenden Größe, zu der wir uns erheben, indem wir uns vor ihr beugen; wir fühlen unser Herz erweitert, indem wir sie in uns aufnehmen, wir sind dem Gewöhnlichen entrückt und in den Kreis des Vollendeten erhoben. Siebeck hat einen Irrthum aufgegeben, den vor mir Herder und mit mir Zeising bekämpfte, nämlich das Erhabene vom Schönen zu trennen, wie Burke und Kant gethan; er ertheilt aber dem Erhabenen solche Bestimmungen, die es wieder außerhalb des Schönen stellen. Meine Kategorie von einem Schönen, das wesentlich durch Größe wirksam ist — daß er sie mir nicht zurechnet, kommt mir ganz selbstverständlich vor — kennt er auch; daselbe soll eine dem Erhabenen verwandte Modification des Schönen sein; hier bleibe die Größe innerhalb des Maßes und der Begrenzung, das Erhabene aber imponire durch einen Zuwachs an Größe, der über die Begrenzung hinausgeht. Dann gibt es aber einfach kein Erhabenes als das Grenzen- und Bestimmungslose, das reine Sein = Nichts. Es kommt in der Aesthetik nicht darauf an, daß man fertige Gedankenbestimmung auf die Gegenstände überträgt, sondern daß man das lebendige Gefühl und die Anschauung des Gegenstandes als das Thatsächliche nimmt und beides bestimmt und erklärt. Man darf das Aesthetische nicht von der Metaphysik aus maßregeln, wie die Anhänger von Hegel oder Herbart manchmal thun; mein Bestreben ist lieber von der Aesthetik und Ethik aus auf das Princip des Seins meine Schlüsse zu machen, und so die Metaphysik zu berichtigen und zu erweitern. Ich frage: Wie muß Grund und Zweck des Seins beschaffen sein, damit das Schöne wirklich werden und erklärt werden kann?

Baron Helferts Geschichte Oesterreichs.

(4. Band.)

Von

Walter Rogge.

Se dankbarer wir dem Freiherrn von Helfert für die Genauigkeit sind, womit er uns in seiner „Geschichte Oesterreichs seit dem Ausgange des Wiener Octoberaufstandes“ sämtliche Details jener Zeit zur Anschauung bringt: um so natürlicher ist andererseits der Wunsch, das ohnehin so weitläufig angelegte Werk nicht noch fortwährend durch höchst umfangreiche Einschübe bis zur

förmlichen Unförmlichkeit anschwellen zu sehen. Der erste Band enthielt die Niederwerfung des Octoberaufstandes; den zweiten, der den Stand der Revolutions-Reaction im Spätherbst 1848 recapitulirt, kann man ohne Schaden um den Zusammenhang der Ereignisse ungelesen lassen. Erst der dritte führt mit der Geschichte des Thronwechsels die eigentliche Darstellung weiter; und von dem vierten ist wieder das erste Drittel, welches die allgemeine Weltlage um die Jahreswende analysirt, vollkommen überflüssig. Nur die beiden andern Abschnitte, welche die ungarischen Angelegenheiten bis zum Einmarsch des Fürsten Windischgrätz in Pest, gleich nach Neujahr, erzählen, gehören zum Ganzen. Diese breiten, halbe und ganze Bände umspannenden Entrefilets haben sachlich durchaus gar keinen Zweck, als etwa den, das durchweg verurtheilende Verdicht des Verfassers über die Revolution in aller Herren Ländern abzugeben. Aber einerseits ist ja dies Verdicht wohl bekannt genug; und andererseits kann es kaum dilettantenhafter formulirt werden, als es hier geschieht. Pragmatische, concis zusammenfassende Historiographie ist Helferts Sache nicht: sie würde auch am allerwenigsten zu der behäbigen Miniatur-Malerei passen, in der sich seine Geschichte Oesterreichs ergeht. So kommt es, daß jene Intermezzi ihre thatsächliche Dürftigkeit, die gegen den großen Reichthum an Facten und Quellenstudien in dem Kerne des Wertes grell abstechen, durch eine recht unangenehm berührende Art von Geistreichheit zu verdecken suchen. Daß der Autor zu einer Geschichte Oesterreichs nicht eingehendere Studien über den Verlauf der Reaction in ganz Europa hat machen wollen, gereicht ihm gewiß nicht zum Vorwurf. Eben deshalb aber hätte er auch sich und uns diese Chronik ersparen können, zu der contrerevolutionäre Gemeinplätze den verbindenden Text und pelle-mels ausgeschüttete Anekdoten den Ansatz liefern mußten. Um dem Leser klar zu machen, wo wir hinaus wollen, sei nur das eine Beispiel erwähnt, daß der Verfasser, während er auf 20 Seiten die ganze Geschichte Preußens im November, December und Januar zusammenfaßt, noch Raum findet, außer sehr vielen anderen Hiftörchen in aller Ausführlichkeit auch die von dem Obrist Webern zu erzählen, der seinem Bataillon bei dem Einmarsch in Halle auf dem Ringe inmitten des „herbeigebrönten“ (sic!) Volkes gesagt haben soll: „In Halle, Kinder, gibt es drei Sorten von Einwohnern, erstens Hallenser, zweitens Halloren und drittens Hallunken; diese letztern empfehle ich eurer besonderen Sorgfalt!“

Wenn dies Urtheil ein gutes Drittel der ganzen Arbeit trifft, einen und einen Drittel Band von vier Bänden, durften wir damit weder zurückhalten, noch es unmotivirt hinstellen. Was nun den wirklich auf Oesterreich bezüglichen Theil des vierten Bandes betrifft, so ist die Erzählung des Winterfeldzuges in Ungarn mit der bekanntesten Anschaulichkeit und in der angenehmen lesbaren Schreibweise des Autors abgefaßt. Davon ist weiter nichts zu sagen. Der Hauptwerth aber beruht in den Documenten, die dem Baron Helfert aus den Papieren der Familie Windischgrätz zur Verfügung gestellt sind und die er theils im Anhang ihrem Wortlaute nach rubricirt, theils im Contexte seiner Darstellung analysirend zu Grunde legt. Hier erscheint denn endlich die Frage auch actenmäßig gelöst: ob Fürst Felix Schwarzenberg es nicht anfangs mit seinen Verfassungs-Experimenten ganz ehrlich gemeint, und nur an den Bürgerkriegen in Ungarn und Italien, dann an dem separatistischen Widerstande der Magyaren gescheitert sei, bis ihm endlich die Wogen der allgemeinen europäischen Reaction über den Kopf gewachsen. Umgekehrt, nicht Einen Augenblick hat der Fürst an die Einlösung seines Wortes gedacht — ohne die Schwierigkeiten im Innern in Deutschland, in der Weltlage wäre es aber auch nie verpfändet worden! Schon in „Bunsens Biographie“ von seiner Wittwe (II. Band S. 486 und 522) finden wir eine aus den letzten Tagen des Jahres 1848 datirende österreichische Denkschrift erwähnt, die Friedrich Wilhelm IV. jenem zur Beurtheilung übergab und über welche derselbe sein Verdicht in den Worten zusammenfaßte: „Oesterreich will nichts missen, weder den Volks- noch den Staatenhaufen; Frankfurt soll gesprengt werden; als Grundlage der Restauration tritt eine Mediatirung Deutschlands zu Gunsten

der sechs Könige hervor, kurz, eine unerhörte Gegenrevolution, die zugleich zeigt, was man für Oesterreich selber beabsichtigt, eine Polonisirung Deutschlands unter Oesterreich, dies Reich selbst durch Militärgewalt unter dem Scheine eines Centralausschusses in Wien regiert. . . Eine Contrerevolution, die ihres Gleichen nicht hat weder an Kühnheit noch an Verderblichkeit. Schon die bloße Annäherung an die Ausführung dieses Plans setzt voraus, daß man die deutsche Nationalversammlung und die Centralgewalt sprengt, um der dann in vielen Theilen Deutschlands unvermeidlichen Anarchie mit Waffengewalt und Militärherrschaft entgegenzutreten. Das ist so klar, daß man wohl nicht weit geht, als politischen Hauptzweck im Geiste des Urhebers jenes Planes aufzustellen, eine solche Anarchie solle hervorgerufen werden, damit die militärische Reaction desto schneller und sicherer erfolge. Sie setzt ferner voraus, daß die österreichische Verfassung auf militärisch und polizeilich geregelte Provinzialstände mit einem gelehrigen und machtlosen Ausschusse in Wien zurückgeführt werde, die preußische bis zum Vereinigten Landtage zurückgeschoben, die der vier Königreiche auf dieselbe Art gestaltet, alle übrigen vernichtet werden.“ So schrieb Bunsen am 13. Januar 1849. In seiner Lebensbeschreibung ist die Depesche, welche die Grundlage seiner Kritik bildet, nicht abgedruckt. Wer aber jetzt in dem Anhang zu Helferts Buch die Actenstücke liest, die den Briefwechsel zwischen Trautmanzdorff, dem österreichischen Gesandten in Berlin, dem Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Brühl von Mitte December bis Ende Januar über die deutsche Frage bilden, der wird zugeben, daß Bunsen wahrlich nicht übertrieben hat. General Graf Brühl war dreimal in dieser Zeit von Friedrich Wilhelm IV. nach Olmütz gesendet worden: das höchst umfangreiche Memorandum, das ihm der österreichische Premier am 13. December einhändigte, verbirgt die letzten Gedanken des Fürsten kaum noch unter dünnem Schleier. Ist es aber wirklich diese Denkschrift, worauf Bunsens Verdicht sich bezieht, so feiert der politische Scharfblick des Politikers, den man sonst so gern als Marquis Posa zum bloßen Romantiker stempelt, nachträglich einen glänzenden Triumph durch den Abdruck der „geheimen“ Depesche Schwarzenbergs an den Grafen Buol, k. k. Gesandten in Peterssburg, vom letzten Tage des ablaufenden Jahres. Der Premier benutzte hier nämlich die „durch den Bankbeamten v. Lucom — heute seit lange Generalsecretär der Nationalbank — gebotene sichere Gelegenheit, um Sr. Exc. ganze und ungetheilte Aufmerksamkeit auf die deutschen Angelegenheiten zu lenken“. — Dem Grafen Buol also theilt Schwarzenberg „die Hauptumrisse seines zur weiteren Ausarbeitung noch nicht gereiften Planes“ mit. Wenn derselbe auch jetzt nur „in großen Hauptzügen gezeichnet worden“, so läßt er doch „im Wesentlichen auf folgende Punkte heraus“ . . . und hier läßt der Fürst nun alle jene Verzierungen bei Seite, die er in der Denkschrift für den Grafen Brühl nothwendig besunden.

„Oesterreich — so heißt es wörtlich in diesem Schreiben Schwarzenbergs — strebt nach Einheit als Monarchie. Politische, commercielle oder legislative Schranken dürfen fortan zwischen den einzelnen Theilen des Reiches nicht länger bestehen. Aber Oesterreich will seine tausendjährigen Rechte als erste deutsche Macht, es will seine, im Laufe der Zeit gewachsene Stellung in Deutschland nicht aufgeben. Von diesen beiden leitenden Gedanken ging das k. k. Cabinet aus, als es über die künftige Gestaltung Deutschlands seinen Entschluß faßte. Deutschland und Oesterreich sollen in sechs große Kreise zerfallen: Oesterreich mit allen seinen Bestandtheilen, Preußen desgleichen, sowie die übrigen vier Königreiche. Ihnen wären nach Maßgabe der geographischen Lage und sonstigen Verhältnisse die übrigen deutschen Kleinstaaten unterzuordnen. Ein jeder dieser Kreise habe seinen selbstständigen gesetzgebenden Körper, sein Finanz- und Heerwesen. Den Mittelpunkt des sechsgliedrigen Staatenbundes bildet ein Directorium, dessen Sitz, wenn man will, Frankfurt sein kann. Die oberste Leitung und Präsidentschaft bleibt bei Oesterreich. Gegen den Wechsel in derselben, sei es zwischen Oesterreich und Preußen, oder noch mit Hinzuziehung des an der Trias gern festhaltenden Baiern erklären wir uns entschieden. Als erste Bedingung er-

gibt sich die Quasi-Mediatifirung aller nicht königlichen Staatenkörper Deutschlands: sie ist unvermeidlich aus dem einfachen Grunde, weil das Leben auf die Länge sich durch künstliche Mittel nicht fristen läßt, sobald die inneren Kräfte erstarben sind.“ Se. Durchlaucht demonstirt das ad oculos an dem Herzoge von Nassau, der mit seinen 1,200,000 Thln. Revenuen „mit Recht für den glücklichsten Fürsten und ersten Privatmann der Welt gelten könnte“, wenn ihm nicht der Abgang eines österreichischen oder preussischen Regimentes seinen Herzogshut, den er an die souveränen Nassauer verloren, und seine Einkünfte gekostet hätte, die er gegen eine Civilliste von einigen 20,000 Thln. eintauschen mußte. Somit liege auch für die Duodezfürsten selber der Vortheil der Manipulation auf der flachen Hand. „Diesen Erfahrungssatz, den ich wahrhaftig Curer Exc. gegenüber nicht näher zu erörtern brauche, vor Augen gehalten, erweist sich die unabwiesbare Nothwendigkeit, die kleinen Staaten durch innige Verschmelzung, nicht durch Applanirung mit den größeren Körpern zu stärken.“ Bunten hatte mit prophetischem Blicke gesehen. Das war das „Siebzig-Millionen-Reich der Slavogermanen“, in dem Deutschland dem Hause Habsburg Heeresfolge zu leisten hätte, um ihm wieder seine frühere Weltherrschaft zu erobern. Am liebsten hätte man für dies mitteleuropäische Reich auch ein eigenes Sprachidiom geschaffen in jenem Feldwebel-Deutsch, für das man damals vom Rothen-Thurm-Passe bis nach Ragusa Propaganda machte und in den Ausdrücken wie „ein zu Stande gebrachter Aufwiegler“ oder „etwas längst schon hätte dagewesen sein Sollenendes“ als Musterproben der „Germanifation“ galten — während die Werke Goethes und Schillers verbotene Waaren blieben. Das Siebzig-Millionen-Reich war das fortdauernde Ziel österreichischer Wünsche, dem es auf jedem Wege, heute durch die Forderung der Aufnahme Gesamt-Oesterreichs in den deutschen Bund, morgen durch die Agitation Brucks für den Anschluß an den Zollverein, näher zu kommen trachtete. Selbst Villafranca markirt nur eine Etappe in diesen Bestrebungen, keineswegs ihren Abschluß. Denn der Frankfurter Fürstentag sowie die gleichzeitigen Hegerien Reichbergs gegen den Handelsvertrag des Zollvereins mit Frankreich sind nichts anderes, als die Wiederaufnahme des Projectes von dem Siebzig-Millionen-Reich mittelst der alten politischen und wirtschaftlichen Hebel.

Aber es kam noch ein dritter Hebel hinzu, der furchtbarste von allen, der Ultramontanismus, der erst dem Despotismus in Oesterreich seine eigentliche byzantinisch-theokratische Lösung gab und von dessen Anwendung man sich Wunderdinge auch für Deutschland versprach. Man sage nicht: Schwarzenberg starb ja aber schon im Frühjahr 1852, und das Concordat stammt erst vom Herbst 1855 her. Die Aprilpatente von 1850, das eigenste Werk des Fürsten, enthielten bereits in nuce das ganze Concordat und waren eigentlich nur noch in die Formen einer bilateralen Convention zu bringen. Und über ihre politische Bedeutung war man sich in Wien vollkommen klar. „Den Protestantismus in den Erblanden auf den Aussterbe-Stat zu setzen, können wir ruhig den Bischöfen überlassen — sagte Bach —, anders aber ist es in Ungarn: da muß die Staatsgewalt kräftig nachhelfen; denn dort ist er die extreme politische Opposition. Haben wir ihn dort entwurzelt, dann ist auch Ungarn eine deutschslavische Provinz, in der das slavische Element als Gegengewicht gegen die liberalen Schrullen des deutschen Bürgerthums dient und der Magharismus nur noch als sporadische Erscheinung auftritt.“ Gar erst nach Abschluß des Concordats ward in Wien die Lösung ausgeheilt: „durch den Vertrag mit Rom hat der Kaiser seinen Unterthanen auch staatliche Garantien — wie wohl etwas nicht augenfällig und etwas verborgen (!) — von ganz anderem Gewichte gegeben, als die verschiedenen Ersten und Zweiten Kammern Deutschlands sie bieten“. Nach außen hin aber hieß es: „im Concorde hat der Kaiser gesprochen, die Markgrafen werden folgen; er hat die Bahnen vorgezeichnet, in welche jetzt die kleinen Staaten und ein gewisser großer einzulenken haben“. In der That vereinbarten Darmstadt, Württemberg, Baden ihre Verträge mit Rom in unmittelbarer Anknüpfung an die Unterhandlungen Oesterreichs. Wäre der Canonendonner von

Solferino nicht dazwischen gekommen, so hätte in Karlsruhe mit den Jesuiten die Vorhut des österreichischen Einflusses, der den preussischen brechen sollte, ihren Einzug gehalten.

Daß Schwarzenberg es Ende 1848 darauf abgesehen, durch einen militärischen Handstreich mit Beihilfe Preußens sein Project zu verwirklichen, steht deutlich in der erwähnten Denkschrift, die Graf Brühl Mitte December aus Olmütz nach Berlin mitnahm. „Es ist klar, daß, um den Zweck nicht zu verfehlen, die Vorkehrungen in tiefster Stille und mit einem Geheimniß (von welchem insbesondere die Centralgewalt und ihre Organe nicht auszuschließen wären) getroffen werden müssen. Die Wege der gewöhnlichen Communication von Cabinet zu Cabinet werden zu diesem Behufe verlassen werden. . . . Am besten würden die betreffenden Insinuationen durch abzuwendende vertraute Personen dergestalt zu machen sein, daß der jeweilige Abgesandte des einen Hofes — auch zur Bethätigung des vollkommenen Einverständnisses zwischen beiden — im Namen Weider zu sprechen beauftragt würde.“ Auch in dem oben analysirten Geheim-Schreiben an Buol in Petersburg wird dieser Diplomat beauftragt, den dortigen Hof wegen der mit ihm verschwägerten Fürstenhäuser von Weimar, Oldenburg, Darmstadt und Altenburg zu sondiren, die im entscheidenden Augenblicke suchen dürften, am Czaren einen Rückenhalt gegen ihre Mediatifirung zu gewinnen. Daß Schwarzenberg — wie Bunien meint — durch Vergewaltigung der Frankfurter und der kleinen Fürsten sogar recht gern ein Stück Anarchie provocirt haben würde, um desto gründlicher militärisch einschreiten zu können: ist in der Denkschrift für Brühl gleichfalls klar zwischen den Zeilen zu lesen. „Es bliebe — heißt es in dem Documente am Schlusse — schließlich noch ein Fall zu erörtern übrig, und es wäre jener, daß in der Zwischenzeit bis zur Kriftis in der Verfassungsfrage im südwestlichen Deutschland der offene Aufstand ausbräche.“ Dann hätte der alte, in lothaler Weise nicht aufgelöste Bundestag einzuschreiten, an welchem Werk sich auch Oesterreich, nach Maßgabe der ihm im Augenblicke der Gefahr zu Gebote stehenden Kräfte, und jedenfalls durch eine Abtheilung derselben symbolisch zu betheiligen hätte. Bekanntlich lehnte selbst Mantouffel diese Symbolik, zu deren Bethätigung Oesterreich früher das Corps unter Segebidisch am Bodensee zusammengezogen, im Sommer 1849 für Baden ganz entschieden ab, was eigentlich den ersten Anlaß zu dem diplomatischen Bruch der beiden Vormächte Deutschlands gab. Was aber soll ein Unbefangener von einer Politik halten, die am Rhein dem Hirngespinnste des Siebzig-Millionen-Reiches nachjagt, während sie zur selben Zeit die russische Hilfe erbitten muß, um den Bürgerkrieg an der Donau zu bewältigen?

Ein wahrhaft bengalisches Licht verbreitet über jene Zeit die „geheime“ Depesche Schwarzenbergs an den österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Trautmansdorff, d. d. Olmütz, 24. Januar 1849. Wir bedauern nur, sie aus Raumangel hier nicht vollständig abdrucken zu können — einen so eigenthümlich pikanten Gegensatz bildet das Schriftstück zu der heutigen Lage der Dinge. Hier wenigstens die charakteristischsten Stellen des Documentes: „Exc. Bericht liefert den Beweis, daß man in Berlin weder den Willen noch den Muth besitzt, den einzigen Weg zu einer geordneten Lösung der deutschen Frage einzuschlagen. Vielleicht auch nicht die Kraft. So wenigstens ließen sich die, wohl nicht ganz unbegründeten Bedenken deuten, die Graf Bülow und dann Graf Brandenburg gegen die Einberufung der Landwehr erhoben. Wir müssen nach den Aeußerungen beider Minister auf die aufrichtige und thatkräftige Mitwirkung Preußens verzichten. Verschiedene Triebfedern scheinen hier mitzuwirken: das Gelüste, die erste Rolle in dem neuen Bundesstaate, vielleicht in dem wiederaufgelegten (sic!) Kaiserreiche zu spielen. . . . Das Bewußtsein der eigenen Schwäche, entspringend aus den inneren Zuständen eines Volkes, das bis in die untersten Schichten aufgewühlt und seit lange der positiven Elemente staatlichen Lebens, der Elemente des Glaubens, der Treue und des Gehorsams beraubt ist. Umsonst sucht der König, dessen Aufrichtigkeit wir selbst im Angesichte solcher Erfahrungen nicht bezweifeln,

umsonst sucht er in dem Wörterbuche vergangener und in seinem Reiche erforderlicher Zustände Namen für Dinge, die nicht mehr sind. Sein Ministerium, mehr oder minder der Ausdruck einer mächtigen Partei in Preußen, geht, unbeirrt durch den Willen seines Gebieters, den eigenen Weg und verweist die Worte des Königs in das Gebiet der frommen Wünsche. Die an den Grafen Bülow und Brandenburg gemachten Erfahrungen sind die vollkommensten Widersprüche gegen die Erklärungen des Königs. Denn die Sendungen des Grafen Brühl nach Olmütz haben die Verständigung nicht gefördert; sie haben höchstens, wenn wir dessen noch bedurft hätten, auf die Ohnmacht des Königs und die Richtung der statt seiner regierenden Minister ein bedauerliches, aber helles Licht geworfen. Nicht ohne Absicht erwähne ich der Stellung des Königs und seiner, nicht so sehr aus dem Willen, als aus der Schwäche Sr. Majestät hervorgehenden Unverläßlichkeit. Bei der halben, nach beiden Seiten hin schillernden Politik des preussischen Cabinets wird es dringendes Bedürfnis, schon heute so viel auszusprechen: Se. Majestät sind der Kaiser von Oesterreich, der erste deutsche Fürst. Es ist dies ein Recht, geheiligt durch die Tradition und den Lauf der Jahrhunderte, durch die politische Macht Oesterreichs, durch den Wortlaut der Verträge — Se. Majestät sind nicht gesonnen, auf dies Recht zu verzichten, wolle Ew. Exc. sich darüber nach Maßgabe der Umstände am rechten Orte, gewissermaßen wie für einen nicht vorherzusehenden Fall, in schonender, aber bestimmter Weise aussprechen“.

Das muthet den Leser heute, nach 27 Jahren, eigenthümlich an. Wie aber mag ein Mann von Helferts Geist sich solchen Erfahrungen gegenüber heute noch den Werth seines Geschichtswerkes empfindlich dadurch beeinträchtigen, daß er dasselbe gleichzeitig zu einem Panegyrikus auf die damalige Politik Oesterreichs und deren Lenker gestaltet?

Die modernen Bühnenverhältnisse Englands.

Von Johannes Froesch.

(Schluß.)

II.

Ich fürchte fast, meine Leser haben nach alledem wenig Lust bekommen, mit einigen Proben aus diesem dramatischen Zeichenzug näher bekannt zu werden. Nichtsdestoweniger glaube ich es der Gerechtigkeit und Vollständigkeit dieser Skizze wegen ihnen schuldig zu sein. Denn nur so kann ich dem abstracten Tadel das concrete Lob anfügen.

Wohl an, um uns aufzuheitern, betreten wir zuerst die Pforten des Haymarkettheaters. „Our American cousin“ — „Der Better aus America“ — wird zum 101. Male gegeben, der Verfasser wird verzeihlicher Weise vom Theaterzettel verheimlicht. Dafür hebt er aber hervor: Mr. Sothorn in his original character: Lord Dundreary. Ebenso kündigte man die mehrerwähnten Vorstellungen des Hamlet an: Mr. Irving in his new creation of Hamlet. Das wäre das Virtuositenthum auf dem Theaterzettel. Doch treten wir ein, wir bekommen ein Lustspiel zu sehen, was längst schon Patricierrechte auf den englischen und amerikanischen Bühnen sich erworben hat. Ja, es wird nicht mit Unrecht in erster Linie unter den englischen Lustspielen neuester Schule genannt. An sich jeden inneren Werthes entblößt, ist sein großer Vorzug der, daß es zwei Charakterkomikern schrankenlose Gelegenheit gibt, ihre Talente zu entwickeln. Das Stück ist wegen seiner Personen da, aber die Personen nicht des Stückes wegen. Wir kommen auf die Vermuthung, daß jener Mr. Sothorn, der virtuose Darsteller der einen Hauptrolle, die er nun Jahr aus Jahr ein abwechselnd in England und America gespielt hat, dieselbe sich auf seinen Leib habe schreiben lassen. — „Guten Morgen, lieber Herr N.“ redete er vielleicht vor mehreren Jahren den Lustspielverfertiger an, der sich Vater des unfrigen nennt — „guten Morgen. Wie geht's Ihnen? Sie sind Lustspiel-

fabrikant“. — Ja, stammelte Jener. „Und arbeiten Sie nur mit der Scheere oder auch selbstständig?“ — Mein Herr, ich bin... — „Schon gut. Sehen Sie, lieber Herr N., ich komme, mir bei Ihnen eine Rolle zu bestellen. Passen Sie auf! Einen überspannten Lord, reich, selbstbewußt, dumm, im Grunde gutmüthig, nachlässig in Geberde und Sprache, eitel und dabei von jenem unerschütterlichen Gleichmuth, der solchen Herren eigen ist! Ich fühle besonderes Talent für diese Rolle und wenn Sie selbe hübsch fertig bringen, Ihr Schade soll es nicht sein! Ich denke, Sie kennen mich — ich bin Sothorn. — Apropos, sechs Kostümwechsel mindestens setze ich natürlich voraus!“ — Herr N. machte sich an die Arbeit, schmiedete Situationen für seinen Helben und der Wurf gelang: Lord Dundreary ward der Mittelpunkt eines Zugstücks, das heute noch allabendlich ein ausverkauftes Haus erzielt und die Räume desselben von ununterbrochenem Beifalls-lachen erschüttert. Und wir — lachen mit. —

Um den Lord recht grell zu beleuchten, wurde ihm ein Antipode geschaffen. Ein americanischer Farmer, der in „englische“ Salonverhältnisse kommt, bieder, treu, kräftig in Worten und Werken, der „brave Mann“ des Ganzen. Dieser Better aus America und jener Lord sind beide zu gleicher Zeit Gäste einer Familie, in der an liebenswürdigen, heirathslustigen Töchtern kein Mangel ist. Dieselbe befindet sich dicht am Rande eines Bankrottes, der durch den nicht mehr ungewöhnlichen deus ex machina einer Erbschaft und den Edelmuth des americanischen Betters verhindert wird. Der Lord heirathet schließlich eine von den Töchtern, der Americaner eine im Landweien aufgewachsene Cousine, deren praktischer Sinn ihn entzückt, und die Nebenpersonen „kriegen“ sich auch, so daß nach dem letzten Act der Vorhang vor sechs glücklichen Paaren fällt. Doch ehe dies geschieht, haben wir die beiden Typen des Lords und des Farmers, von jedwelliger Seite beleuchtet, ausgenießen können. Die Komik des Lords in ihrer gelassenen Unfreiwilligkeit ist einzig und wirkt auf die Lachmuskeln des Publicums endlos. Man muß dies aber auch von Sothorn spielen sehen. Hier kann man den Festlandlord, wie er in der Schweiz zur komischen Figur geworden, im eigenen Daheim studiren und, o Wunder! — er nimmt sich hier noch lächerlicher aus.

Natürlich ist alles übertrieben, aber die groteske Komik der Darstellung macht es vergessen. Wenn der Americaner zum Zeitvertreib vor dem Zubettegehen eine kleine Pistolenschießübung anstellt, zu der ihn ein einzelner Nagel in der Thür zur Schlafkammer des Lords reizt, den er als Scheibe braucht, so ist dies mit den Haaren herbeigeht. Wenn aber danach der unfirigte Lord mit vorgehaltener Bettdecke bleich und zitternd herausstürmt, Hüffe rufend, und die sämmtlichen weiblichen Hausgenossen mit Nachtlichtern und Wehgeschrei in Nachtjacketen und Schlafhaube die Stube füllen und der gute Better, der sich in sein Blockhaus geträumt, gar nicht weiß, was passiert, da ver-gibt man momentan dem Verfasser die Sünde. —

Vom Lächerlichen zum Tragischen ist nur ein Schritt, nur wenige Schritte führen uns von Haymarket nach dem Adelphi-Theater, das den Ruhm hat, das volkstümliche Nährstück zu pflegen. Die großen Umwälzungen, welche von den Bestrebungen eines Diderot in Frankreich, eines Lessing in Deutschland ausgehend, das bürgerliche Drama erfahren, die Veredelungen, welche an den ersten Anfängen in England, bürgerliches Leben zum Gegenstand dramatischer Behandlung zu machen, auswärts vorgenommen wurden, sind beinahe spurlos an England selbst vorübergegangen. Von jener Höhe dramatischer Gewalt im Dienste erschütterndster Tragik, wie sie Heibel in Deutschland erreicht, von jenem psychologisch vertieften (wenn auch verkehrten) Zuge und der Feinfühligkeit für dramatische Entwicklung, welche die Franzosen auszeichnet, stehen die bürgerlichen Dramen des heutigen England gleich weit ab. Dieselben Stoffe, welche unter der Feder eines Dickens, eines Thackeray zu Meisterwerken geformt wurden, in denen der moderne Roman seine größten Triumphe feiert, sie haben nur zu dramatischen Arbeiten Anlaß gegeben, welche vor dem ästhetischen Richterstuhl nicht viel mehr werth sind als jene ersten Anfänge

eines Billo und Cumberland. Das beste, was ich von ihnen kennen gelernt, wollen wir hier im „Abelphi“ uns ansehen.

Es heißt „Lost in London“ (In London verloren), Drama in drei Acten von Watts Phillips. Dasselbe übt schon seit Jahr und Tag seine gewaltige Zugkraft ununterbrochen, von einem Theater zum andern wandernd, aus. Wahrlich, sein technischer Werth ist sehr gering, aber sein poetischer, aus dem vollen Menschenleben herausgerissener Inhalt, macht seine Popularität begreiflich. Es ist die alte Geschichte, die ewig sich erneuert: ein reicher Dandy, der ein unschuldiges schönes „Mädchen vom Lande“ aus der Hütte der Väter entführt, ein von der „Welt“ wie von einem Märchen träumendes junges Weib, das den Vorflüsterungen von der Herrlichkeit und Pracht des Lebens in der großen Hauptstadt nur zu gläubig lauscht; ein kurzer Rausch verträumter Freude und dann das schreckliche Ende für die arme Bethörte, die dann verlassen, verarmt, verloren untergeht — „verloren in London“ an Leib und Seele. Es ist dieselbe Geschichte, die du hier auf den Straßen wandelnd, in Ballfäden, in Theatern um dich blickend, auf hunderten, tausenden Gesichtern lesen kannst, oft nur leise unter der täuschenden Schminke hervorschimmerkend; mit vielen Variationen wohl, aber alle mit demselben trostlosen Ende: — in London verloren! Ich halte es für eine glückliche, gesunde Idee des Verfassers, daß er nicht die Verführte zur Heldenin, sondern den armen verlassenen Alten, der geglaubt hatte mit treuer Vaterliebe dem jungen Mädchen, das er an seine Seite fesselte, Ersatz für jugendliche Liebesleidenschaft zu bieten, zum Helden des Stückes gemacht. Sie war sein Alles; seine Hoffnung, wenn ihm der Schweiß des Fleißes von der Stirne perlte; seine Freude, wenn er Abends heimkam von der Arbeit. Der Schlag hat ihn in's Innerste gebrochen; Krankheit wirft ihn auf's Lager. Genesen hält's ihn nimmer daheim, er greift zum Wanderstabe, der ihn hineinführt in das Häusermeer, um seine Tochter zu suchen. — Eine Fülle ergreifender Scenen, freilich auf Zufälligkeiten aufgebaut. — Er findet sie, doch nur, um sie todt in die Arme zu schließen und sie ob des Todes glücklich zu preisen.

Es ist freilich nicht das „große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, das uns hier ergreift, aber die Frage nach diesem verstummt, wenn im Herzen durch die Misere, die auf der Bühne sich abspielt, die Erinnerung lebend wird, wie sie da draußen im brausenden London für Tausende zum furchtbar lebendigen Schicksal wird. — Die Darstellung entspricht hohen Anforderungen nicht, besonders die Trägerin der weiblichen Hauptrolle war ihrer Aufgabe, wie alle Schauspielerinnen fast durchweg auf der Londoner Bühne, nicht gewachsen. Als beste englische Tragödin darf ich im Gegensatz dazu die einzige Miß Ada Cavendish, die ich in Collins' „New Magdalen“ sah, hervorheben.

Zum Schluß lassen Sie uns nach der Opéra comique pilgern; Ihre Begriffe von der Londoner Bühne würden nach den beiden Proben, die ich eben gegeben, — in der That jede das Beste ihrer Art, — doch noch zu gut. Dieses Theater wetteifert mit der berühmten Alhambra, dem Tempel der Offenbach'schen Muse, der das größte Ballet der Welt zur Verfügung steht, darin, die sogenannte comie opera, die Gesangsposse, die unglücklichste der Töchter der dramatischen Muse, dem Londoner Publicum in möglichst glänzender Weise vorzuführen. Hier ist die Eleganz und Pracht der Costüme und Decorationen dasjenige, worauf das größte Augenmerk verwandt wird, und worüber das heftigste Urtheil ein ungetheiltes ist. Mit Recht werden daher der talentvolle Bekleidungskünstler Alfred Thomson und die genialen Decorateurs Selbin und Hann auf dem Theaterzettel besonders hervorgehoben. In den besseren Theatern muß man rügen, daß die Stücke den Eindruck machen, als wären sie nur dazu da, dem Spiel einzelner mimischer Virtuosen einen Rahmen zu geben. Hier aber würde das noch ein Lob sein, denn mir dünkt, die Mehrzahl der Personen hier ist nur da, um den Kunstwerken Meister Thompsons Fleisch und Blut zu geben. Die Actricen sind nicht viel mehr als Gliederpuppen für die schimmernden Gewänder, unter deren Farben die des Tricot,

des Stiefbruders der classischen Nacktheit, vorherrscht, nicht viel mehr als Staffagen zu den glänzenden Gruppierungen und Bildern. Heute wird „Ixion rewheeled“, d. i. „der an's Rad gehetzte Ixion“, von F. C. Burnaud gegeben.

Tiefere Kenner der griechischen Mythologie kennen die Sage von Ixion, dem schönheitsstrahlenden König der Thessalier, der als Gast des Olymps die Gastfreundschaft Jupiters arg mit Undank belohnte, indem er den Verführungskünsten der Juno nicht zu widerstehen vermochte, und wie er zur Strafe im Hades an ein immer sich drehendes Rad geschmiedet wurde. Daß diese interessante, aber etwas schmutzige Götter- und Helden-geschichte, in der die Juno sich einmal für die metamorphischen Schwanz-, Stier- und Goldregenerexperimente ihres Herrn Gatten revanchiren konnte, auch wieder im Gedächtniß eines größeren Publicums heimisch werde, scheint die einzige höhere Tendenz dieses Opus zu sein. Der Titel erklärt das Stück. Die Götter Griechenlands — Pallas Athene als alte Jungfer mit langen blauen Strümpfen, Zeus mit Stierhörnern in einen Schwanengefüllt, Venus in einem Gewande, das eigentlich nicht zu sehen ist; — Liebes-scenen mit küsterner Musik aus allen möglichen Opern, besonders Offenbachs und des Fürsten des Tages, Secoca, entlehnt; — ein ausgelassenes Götterfest mit bacchantischem Tanzvergnügen; — einige ganz humoristische Scenen, Eiferjüchteleien und dergleichen — das ist alles.

Außer den Rollen des Pluto und des Zeus ist Alles von Damen gegeben. Die Besitzerin und Leiterin des Theaters, Miß Amy Sheridan, spielt die Venus; sie mag einmal hübsch gewesen sein. Ich weiß nicht, welcher Tannhäuser ihr das Theater geschenkt hat. Unter den anderen Damen ist gar manche von Jugend und Schönheit umstrahlt. Doch kann man sich des Gefühls nicht erwehren, wenn man sie da oben die Blicke nach den Bouquet spendenden Privatlogen werfen sieht, daß diese Wesen sich noch im verjährten Zustand eines glänzenden schmutzigen Zigeunerthums befinden. Die Tugend ist nicht ihre beste Freundin, und gern vertauschen sie den Soccus mit den liebedlichen Pantöffelchen der Philine, und in ihrem Spiel prägt sich dies aus. Man glaubt eher in einem liebeheißenden Harem zu sein, als in einem Theater. — Steht die Ausführung in solchen Stücken mit der glänzenden Ausstattung in rechtem Verhältniß, so können dieselben in der That einen augenblicklichen Eindruck machen, der die Sinne verwirrt und berauscht. Man vergleicht sie in ihrer Wirkung dann nicht mit Unrecht mit dem süßen, schnellverschäumenden Champagner. Wenn aber klägliche Minderlichkeit und jämmerliche Coquetterie sich darin spreizt, mit ein oder zwei Ausnahmen, die uns in dieser Umgebung mehr mit Bedauern als mit Entzücken erfüllen, da ekeln sie einen nur an, wie in entforckten Flaschen alt gewordener Schaumwein. Auch ist ein zu großer Contrast mit dem ganzen Lebensston der Außenwelt zu überwinden, wenn man im bigotten London Cancan tanzen sieht.

Um das Bild einigermaßen zu vervollständigen, müßte ich nun noch Irving's Darstellungsweise und die Christmassetimementen erwähnen. Irving wird von Vielen für den Johannes einer neuen Blüthezeit des Londoner Theaters angesehen. So von Leves. Kann ich auch dies nicht zugeben, denn er ist nur ein begabterer Virtuos als seine Collegen, so muß ich zugeben, daß sein Spiel ein fein durchdachtes, psychologisch vertieftes ist und oft mit packender Gewalt ergreift. Auf die Eigenart der Pantomimen einzugehen, die von Alters her in sämmtlichen Theatern von Weichnachten an oft bis in den März hinein gegeben werden, gestattet mir kaum der Raum. Sie sind ein Mischmasch von Tanz, Clownscherzen, Märchenträumen, Declamation, Mord und Geistererscheinung, enthalten aber meist so viel gesunden, altlondoner Humor, daß man sie ruhig mit als das Gesundeste unter den modernen Bühnenerscheinungen bezeichnen kann.

Auf Leicestersquare, auf welchem die Alhambra steht, die man ihres Ballets wegen wohl auch das Londoner „Weinhaus“ nennt, steht in der Mitte die marmorne Statue Shakespeares. Es machte mir oft einen ironischen Eindruck, wenn ich Nachts die zahllosen Besucher desselben aus den Pforten dieses größten

Theaters herausdrängen sah, und es schien mir, als ob ein mitleidiges Lächeln um die Lippen des großen Briten spiele beim Anblick dieser seiner Enkel, die ihm den Rücken zuwendend, Offenbach'sche Melodien trällernd, dahin strömten. Und die Worte des Parzenlieds aus Goethes „Iphigenie“ kamen mir in die Erinnerung:

Es horcht der Verbannte,
Der Alte, die Kinder —
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt! —

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Citronen.“

Schwank in vier Aufzügen von Julius Rosen.

Frau Katharina Scherr, eine der Personen, deren Bekanntschaft wir im neuesten Schwank von Rosen machen, irrt sich, wenn sie Voltaire die Maxime zuschreibt, man müsse Hammer oder Ambos sein. Voltaire sagt in seinem „essai sur les moeurs des nations“ allerdings etwas Aehnliches: „Le pape Clément VII écrivait, qu'il était entre l'enclume et le marteau“; nämlich in der bedrängten Situation zwischen Karl V. und Franz I. Auf die unangenehme Situation, in der man sich zwischen einem Hammer und dem Ambos befinden würde, will aber die verehrte Frau Scherr offenbar nicht anspielen. Sie meint, daß man vom Schicksal darauf angewiesen sei, entweder zuzuschlagen oder geschlagen zu werden, und daß der kluge Mensch darauf bedacht sein müsse, lieber Hammer als Ambos zu sein. Um für diesen Grundjag eine Autorität anzuführen, hätte Frau Scherr nicht in die Weite zu schweifen brauchen; in dem zweiten cophytischen Biede hat Goethe das in sehr schönen Versen ausgesprochen:

„Geh! gehorche meinen Winken,
Nütze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein!
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Junge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Reiben oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein.“

Frau Scherr citirt das Bild vom Hammer und Ambos übrigens nur, um keinen Gebrauch davon zu machen und um ein anderes dafür zu wählen. Sie überträgt die französische Redensart: „quand on a pressé l'orange, on jette l'écorce“ in's Deutsche und sagt: „Man ist im Leben entweder Citrone oder Citronenpresser. Wir wollen die Citronen pressen und dann beiseite werfen“. Alle Personen ihrer Umgebung werden von ihr somit als Südfische angesehen — und daher denn der Titel des Lustspiels.

Möge ein Anderer den Versuch machen, die unendlich verwickelte, aber sehr drollige Geschichte, die Rosen uns vorträgt, nachzuerzählen; ich gestehe, daß ich mich an die Aufgabe, diesen Knäuel von Mißverständnissen und Verwickelungen zu entwirren, nicht heranwage. Da ist z. B. ein Graf Hölklau, der Fräulein Margarethe Hanninger liebt, von dem aber Frau Katharina Scherr glaubt, daß er sie liebe, während Hölklau selbst der Ansicht ist, daß Fräulein Margarethe wieder einen Andern liebt. Da ist der junge Dr. Paul Scherr, der die Gouvernante Fräulein Adefe liebt und von ihr wiedergeliebt wird, aber ebenfalls, ich weiß nicht durch welches Mißverständnis zu dem Glauben verleitet wird, daß diese wieder einen Andern liebe. Da ist noch ein Fräulein, Marie Scherr, die den Dr. Hirse

liebt, aber wiederum durch eine Reihe von seltsamen Verwickelungen zu der irrigen Auffassung veranlaßt wird, daß Dr. Hirse die Gouvernante liebe — vielleicht auch eine andere; ich entsinne mich dessen nicht mehr genau. Ich weiß nur, daß drei Liebespaare in dem Stücke von Anfang an einig sind, und daß jeder der Liebenden für sich auf irgend eine Weise zeitweilig zu der Meinung gebracht wird, seine Geliebte oder ihr Geliebter liebe irgend Jemand anders. Obgleich diese Verwickelungen mehr eine glückliche Combinationskunst als eine reiche Erfindungsgabe bekunden — denn sie unterscheiden sich wenig die einen von den andern —, so ist das Ganze doch ein lustiges, ausgelassenes Spiel, dem man, wenn auch nicht mit tieferer Theilnahme, doch mit einer Art von behäglichem Neugier, und gewöhnlich in bester Stimmung, oft sogar unter recht herzhaftem Lachen zuschaut. Der Verfasser treibt das Spiel, so lange es ihm beliebt — diesmal vier Acte hindurch; und das ist vielleicht etwas viel. Das Stück würde noch komischer wirken, wenn es kürzer wäre. Daß es bei den, trotz des complicirt aussehenden Mechanismus, eigentlich sehr einfachen Mitteln vier Acte hindurch die Zuschauer nicht ungeduldig macht und sogar fast ohne Unterbrechung belustigt — schon das allein ist ein neuer Beweis für die Bühnenkundige Geschicklichkeit und das Talent des reichbegabten Verfassers.

Durch die Bezeichnung „Schwank“, die Rosen für sein lustiges Stück gewählt, hat er die Hauptbedenken, die sich gegen dasselbe erheben ließen, eigentlich schon beseitigt. Das Lustspiel präcendirt neben vielem anderen auch eine consequente Durchführung der Charaktere. Das anspruchslosere Genre der Posse und des Schwanks läßt es sich genügen, die Figuren als einfache Factoren der komischen Situation zu verwerthen, ohne besondere Rücksichtnahme auf ihre Eigenart. Die lustigen Personen in den „Citronen“ müssen sich denn auch eine ziemlich willkürliche Behandlung seitens des Dichters gefallen lassen; sie kommen und gehen, wie das Mädchen aus der Fremde. Man weiß nicht, woher sie kommen, und ihre Spur ist schnell verloren, sobald sie Abschied von uns nehmen, aber sie sind immer da, wenn sie gebraucht werden. Und wenn man ihnen auch die tiefere Sympathie nicht zuwendet, so sind sie doch gern gesehen, weil sie eben ganz bescheiden sind.

Einen harmlosen Schwank nun gar auf die Wahrscheinlichkeit und gesellschaftliche Möglichkeit hin prüfen zu wollen, wäre ein ganz unrichtiger Standpunkt, auf den sich der Kritiker stellen würde. Ob sich ein Hausfreund mit der Dame vom Hause die Scherze gestatten darf, mit denen uns der Dr. Hirse in den „Citronen“ unterhält, ob es wahrscheinlich ist, daß sich ein Major in einer Damengesellschaft einen Kausch antrinkt, der ihn vollständig unzurechnungsfähig macht — darauf kommt es hier nicht an. Es handelt sich nur darum, ob wir über dies und das lachen, und da wir lachen, hat der Autor Recht. Die Scene, in welcher der mehr als angeheiterte Major drei Tassen schwarzen Kaffee hintereinander austrinkt, immer in dem Glauben, daß es die erste Tasse ist, wirkt unwillkürlich komisch. Sehr hübsch ist auch die Scene im ersten Act, in welcher ein schüchternes Liebespaar dadurch zum Aufstehen veranlaßt wird, daß ein hilfsbereiter Freund ein kleines Mädchen zwischen sie schiebt, dem abwechselnd der schüchterne Liebhaber und die schüchterne Liebhaberin ihre Liebesungen angebeihen lassen.

Die Sprache in den Rosen'schen Stücke könnte bisweilen etwas gewählter sein, aber sie ist durchweg heiter, bisweilen sehr übermüthig und mitunter recht witzig. Einige Scherze, die wohl zu stark gepfeffert sind, könnten füglich wegbleiben. Aber auch das muß man sich im Schwank gefallen lassen.

Das heitere Stück fand einen wohlverdienten Erfolg. Es wurde auch ganz vorzüglich dargestellt. Unsere besten Lustspielkräfte waren in demselben verwandt. Fr. Frieß-Blumauer, die mit jeder neuen Rolle einen neuen Beweis ihrer künstlerischen Meisterkraft gibt; Fr. Diebste, der den Dr. Hirse namentlich im gewüthlichen Verkehr mit seiner kleinen Jugendfreundin ebenso lebenswürdig wie draustisch, Fr. Oberländer, der die Kauschscene mit größter Decenz und dabei doch mit vollster Wirkung darstellte und bei offener Scene mehrfach applaudirt wurde, — waren in den Hauptrollen beschäftigt. Die Hrn. Berndal, Dehnick, Krause, Fr. Meyer und Reichardt mußten es sich diesmal mit bescheideneren Aufgaben genügen lassen, deren Erfüllung sie sich aber mit peinlichster künstlerischer Sorgfalt erfolgreich unterzogen. In Fr. Hofmeister lernen wir eine junge Künstlerin von sehr angenehmem Außern kennen, die natürlich spricht und für das jugendlich-naive Fach eine hübsche Begabung bekundet. Ensemble und Inszenierung waren tadellos.

Das Stückchen „Im Alterthums-Cabinet“ von Otto Sigl, welches den Abend eröffnete, ist ziemlich matt; das geistreiche Spiel des Fr. Keffler und die Frische des Hrn. Ludwig thaten alles Erdenkliche, um in die Monotonie und Ereignislosigkeit Leben und Bewegung zu bringen.

Paul Lindau.

„Ein vorsichtiger Mann.“

Posse in drei Acten von G. v. Moser und Jacobson.

Wir werden an guten Possen stets ärmer, und niemals noch war die Sehnsucht nach einem durchschlagenden Werke dieses Genres so groß wie heute. Die Stimmung der Zeit ist sehr flau und läßt nur Trauerspiele gedeihen, welche die Melancholie des Publicums noch mehr vermehren. „Ein vorsichtiger Mann“ ist zwar nicht bestimmt, das ganze deutsche Vaterland dauernd zu erheitern, aber er enthält manche Scene, die unwiderstehlich komisch wirkt und stürmisches Gelächter hervorrufen muß. Der ästhetischen Kritik hält das Product nicht Stich, denn das Sujet ist von einer geradezu seltenen Magerkeit. Ein Rentier leidet an Verfolgungswahn und sucht in jedem Menschen so lange einen Schurken, bis er durch ein polizeiliches Sittenattest vom Gegenteil überzeugt worden ist. In jedem Ueberdof, den ein Besucher mitbringt, vermuthet er ein Arsenal von Einbruchswerkzeugen und Wurdwaffen. Im Garten sind Selbstschüsse angebracht; der alte Helm und schäbige Uniformrock eines Policeman werden zur Herstellung einer Spitzbubenheuche benutzt, die nicht weit von der Gitterpforte angebracht, jedem Frevler die Ueberzeugung beibringen soll, daß das Auge des Gesetzes mache. Eine Erzählung des Gerippes ist aus einem sehr einfachen Grund unmöglich, das Stück hat nämlich nur Fleisch, und der Zusammenhang des Ganzen ist höchst oberflächlich, der Titelheld soll zwei jungen Leuten je 10000 Thlr. übergeben, die er in seinem Depot hat, und er genügt nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse dieser Pflicht. Das ist das Ganze — es ist keine Entwicklung und keine Verwicklung da, aber eine Fülle von komischen Situationen, die mit merkwürdiger Kenntniß der Bühnenvirkung geschrieben sind. Auch hier läßt Moser die Personen kommen, wenn er sie braucht, und wirft sie mit göttlichem Leichtsinn wieder weg, wenn sie unnütz sind, niemals verlegen um einen beiläufigen Grund für ihr Erscheinen, stets nur bedacht, komische Wirkung zu erreichen, der Zuhörer schüttelt anfangs den Kopf, aber die drollige Scene überwindet jede Skepsis und im Strom des Gelächters ertrinkt rettungslos das ästhetische Bewußtsein. Der Ballettänzer, der seine freie Zeit, in welcher er die Kunst nicht auf der Bühne ausübt, dazu benutzt, sich im Tanz zu vervollkommen, der mit einem Luftsprung zur Thüre hinein, zum Fenster hinausfliegt, seine Liebe mit einer Ballettpantomime erklärt und einst noch den Geist mit einer Piouette aufgeben wird, ist eine eben so unmögliche Gestalt, wie der Träger des Titels, aber er ist von ebenso großer komischer Wirkung. Wenn der Vorhang am Schluß fällt, und man nach Hause geht, so nimmt man gar nichts mit, aber man hat die Ueberzeugung, sich sehr gut unterhalten zu haben.

Die Darstellung war ganz vorzüglich, man spielte sehr rasch, und um so rascher, wenn eine schwache Scene dadurch ein für den Augenblick täuschendes Leben erhalten sollte. Helmerding und Engel waren unübertrefflich, ebenso Fr. Wegener, die mit sehr gutem Erfolg einige Couplets sang, die an das Genre der Gallmeier erinnern. Die Couplets verdienen besondere Anerkennung, denn sie beweisen das Bestreben, die Pfade der Abgebrauchten Verspottung magistratlicher Geniestreiche zu verlassen, und sind auch in der Form besser als die dem Publicum sonst gebotenen.

Otto v. Leizner.

Notizen.

Die Neujahrsreflexionen der Blätter, die auf die festlichen Weihnachtstartikel folgten, nahmen sich diesmal etwas sorgenvoll aus. Es schweben mancherlei Fragen, die eine gehobene Stimmung nicht recht aufkommen lassen. Das Wischen Herzegowina will noch immer nicht aus der Welt verschwinden. Die orientalische Wolke erhält sich am Horizont und das Dreikaiserbündniß hat die Hauberformel, sie zu bannen, noch nicht gefunden. Im Inneren glaubt zwar kein Vernünftiger an die Rückkehr der Conservativen, die eine Verabschiedung der Nationalliberalen gestatten werde. Aber das Gerede von neuen Majoritäten, obgleich satzungswiderlegt und verleugnet, hat immerhin den Beweis geführt, daß die obrigkeitliche Cenjur für das Betragen der Regierungsfreunde zum Quartalswechsel nicht durchweg günstig ausgefallen ist und Besserung Noth thut. Die liebenswürdigen Anschuldigungen gegen die Lasker'sche Parteinäunze, durch gute Freunde vermittelt, werden denn auch auf Umwegen fortgesetzt. So konnte ein friedliches Wohlbehagen nicht Platz greifen und die Sylvesterbetrachtungen der Blätter haben den Eindruck jener mühselig unterdrückten Gefühle wiedergespiegelt. Ein Lichtblick in der etwas verdunkelten politischen Atmosphäre war die Nachricht von den Ausgrabungen in Olympia, die dem deutschen Kunstinteresse wenigstens indirect zu statten kommen. Es konnte doch einmal in den Zeitungen ein anderes Gericht servirt werden außer der üblichen Nachrichtenkost, wie sie dem Publicum Tag für Tag geboten wird. Eine Siegesgöttin war aus dem Staube der Vergessenheit, der sie seit Jahrhunderten bedeckt hatte, für die staunende Mittwelt auferstanden. Es ist ja das beneidenswerthe Loos der antiken Künstler, daß ihre Schöpfungen, wo sie erscheinen, stets neues Leben athmen und die Bewunderung der spätesten Generationen fesseln. So gut wird es den unsrigen nicht beschieden sein. Ob einmal später Nachgrabungen in Berlin stattfinden werden, muß man dahin gestellt sein lassen. Die hiesigen Museen besitzen allerdings eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Bildwerken aus dem Alterthum. Es fragt sich indessen, ob sie die Kosten der Nachforschungen in jener ferneren Zukunft lohnen würden. Die Statuen und Büsten selbst werden sich nach der Wiederkehr des zweifelhaften Tageslichts unter dem grauen nordischen Himmel schwerlich sehnen. Schon jetzt blicken sie so gut wie die verwandten Gypsabgüsse in der Regel verdrießlich drein. Man merkt es ihnen an, daß sie sich desorientirt fühlen und ein unstillbares Heimweh nach Italiens goldenen Fluren empfinden. Wie anders wirken dort die himmlischen Zeichen der Vergangenheit auf die Beschauer ein, auf die naivsten sowohl wie auf hochgebildete Jünger der Kunstschulen. Eine an den Füßen gelähmte vornehme Reisende mußte sich voriges Jahr auf einem Rollstuhl durch die Galerien Roms fahren lassen. Als einmal ihr Bedienter erkrankt war, wurde ein Bauernkind, das seit einiger Zeit zuweilen im Hotel Dienste that, für diese Handleistung requirirt. Der brave Junge war niemals im Capitol gewesen, und als er, seine zufällige Gebieterin in ihrem Stuhl fahrend, in den Saal des sterbenden Sechters trat, sah er sich erstaunt um, rief fast erschrocken: Tutti dei! und sank anbetend auf die Kniee. Mehlnliches würde sich in Berlin schwerlich jemals ereignen. Die Besucher der schönen Räume in den Palästen unseres Lustgartens sehen ihrerseits oft unbefriedigt, halb gelangweilt aus, und sollte die deutsche Hauptstadt wirklich einmal durch ein Naturereigniß verschüttet werden, würden gleichmäßig frostige Nachkommen die Zweifel, ob die Mühe der Excavationen, wie man in Italien sagt, im Verhältniß zu dem Ergebnis stehen möchte, wahrscheinlich bestätigen. Auch Münzsammler werden kaum ein lebhaftes Verlangen nach Exemplaren kundgeben, die nach der von Kennern geäußerten Ansicht das Problem ungelöst lassen, ob man nicht vielmehr Uniformknöpfe vor sich habe. Nach dem Parlamentsgebäude für das Deutsche Reich würde längere Zeit ebenso vergebens geforscht werden, wie nach der Stelle, wo der Jupitertempel in Rom gestanden hat, ob auf dem Plage der Kirche Maria Araceli oder gegenüber. Im October vorigen Jahres äußerte der Gärtner des Palastes Caffarelli, wo die deutsche Gesandtschaft wohnt, seine Freude darüber, daß das Aufwühlen des Erdreiches nun wohl bald ein Ende haben werde. Die Gelehrten hätten ja doch nichts gefunden, und man werde ihm seinen Garten nun wohl endlich in Ruhe lassen. Dieser Gärtner ist übrigens ein recht gebildeter Mann; er wollte auch kein

Trinkgeld annehmen. Wegen der Fundamente des Jupitertempels werden wohl die Italiener Recht behalten, die sie auf dem Gipfel von Araceli suchen. Der Ort des deutschen Parlamentsgebäudes jedoch wird ein ewiges Räthsel bleiben, und die kühne Vermuthung dereinstiger Archäologen, daß es gar kein solches gegeben habe, wird zwar zuerst paradox erscheinen, aber von Jahr zu Jahr zahlreichere Anhänger finden, auch von den Bädeler und Gsell-Fels in den neuesten Ausgaben des Jahres 3000 als die am meisten beglaubigte verzeichnet werden.

* * *

Vom Blüthezeit.

Seit bereits fünf Jahren gibt der allgemeine österreichisch-ungarische Beamtenverein ein literarisches Jahrbuch „Die Dioskuren“ heraus. Anfangs konnte die Befürchtung Platz greifen, daß sich das Unternehmen zu sehr nach der Richtung jener „Taschenbücher“ entwickeln werde, deren Blüthezeit die Zwanzigerjahre gewesen sind. Der Band für 1876 beseitigt dieses Vorurtheil durch die Gediegenheit der meisten Beiträge und ebenso durch deren Vielseitigkeit, die es aber mit feinem Sinn vermeidet, aus dem Buche die literarische Musterkarte einer „österreichischen Productivassociation für Literatur“ zu machen.

Die Poesie unseres Nachbars trägt heute wie vor dreißig Jahren ihren eigenthümlichen Stempel, und eigenthümlicher Weise ist ihre Originalität meistens dort zu suchen, wo ihre Fehler beginnen. Es gibt unter den deutsch-österreichischen Dichtern von Bedeutung sehr wenige, die so original sind, daß ihnen das große Mutterland — man mißdeute den Ausdruck nicht — keine ähnlich gearteten Talente an die Seite stellen könnte. Nur in den Ausschreitungen der Muse kann Deutschland mit Oesterreich nicht concurriren — wir haben bis heute noch keinen Sacher-Masoch mit seinen „Idealen“, nicht einmal einen Emmerich Stadion können wir unser nennen.

Die Lyrik, seit jeher in Oesterreich fleißig geübt, findet in dem V. Bd. der Dioskuren eine fast vollständige Vertretung, und es sind nicht gerade die besten Namen, die das Beste bringen, zumeist fällt die Schwäche der Beiträge von Rob. Hamerling auf, die, wenn ich nicht sehr irre, bereits veröffentlicht sind. Wie der hochbegabte Autor des „Mhasver“ und des „Königs von Sion“ im Stände ist eine Strophe zu schreiben, wie die letzte des Gedichtes „Schönste Waldstelle“, ist geradezu ein psychologisches Räthsel. Der Leser entscheide.

Und was wie Schleim der Schnecke glänzt
Auf einer Blumenstirn,
Ein kleiner Tropfen ist's vielleicht —
Von menschlichem Gehirn.

Selbst das schöne Gedicht „Rollende Räder“ vermag diese Geschmacksverwirrung nicht vergessen zu machen.

Anast. Grün ist durch die stimmungsvollen Verse der „Beranda“, vertreten, v. Leitner, J. Nep. Berger, L. Bowitzsch, Egon v. Ebert, L. Anzengruber Autor des „Waxer von Kirchfeld“, der formgewandte Friedr. Marx, Ludw. Aug. Frankl, Adolf von Tschabuschnigg, Karl Beck, E. v. Saar, kurz alle bedeutenderen Lyriker begegnen uns in zum größten Theile interessanten Dichtungen.

Unter den novellistischen Beiträgen zeichnet sich „Gutmann“ von Friedrich Uhl besonders aus. Der Stoff ist sehr einfach. Ein höherer Beamter, der mit Tochter, Schwester und einem Neffen in sehr bescheidenen Verhältnissen lebt, hat allen Einfluß angewendet, um einem jungen Kollegen eine Stelle zu verschaffen, die demselben die Möglichkeit bietet einen Hausstand zu gründen. Er hat es gethan in der Hoffnung, seiner geliebten Tochter einen tüchtigen Gatten gewinnen zu können, doch als der Augenblick der Entscheidung kommt, zeigt sich, daß der junge Mann bereits durch eine Ehrenpflicht an ein anderes Mädchen gekettet ist. Gewiß ein ein höchst einfacher Vorwurf, aber seine Ausführung ist von einer so feinen Einfachheit, fern von jener coquetten Simplicität einer jüngern Richtung der österreichischen Novelle, und nebenbei in der Sprache so klar und schlicht, daß man die kleine Erzählung mit inniger Freude liest. Nur Eines hätte der Autor vermeiden können, den Tod Leopoldinens.

Eigenartig in der Form sind Josef Rank's „Wandelbilder am Dorfbrunnen“, aber der Stoff — ein junger Bauer tödtet seine Frau aus Eifersucht — ist in seiner Motivierung abstoßend. Sehr interessant

sind G. Form's „Kleine Memoiren“, zwar skizzenhaft gehalten, aber in den seelischen Momenten fesselnd.

Wie werthvoll übrigens auch mancher poetische Beitrag ist, die hauptsächlichste Bedeutung des Buchs liegt in den Uebersetzungen und literarhistorischen Skizzen. Darauf sollte die Redaction den Hauptverth legen, denn gerade von Oesterreich aus, wo sich die verschiedensten Nationen berühren, kann eine Würdigung literarischer Individualitäten ausgehen, die ohne diese Vermittlung uns vollständig fremd bleiben, so eifrig wir auch auf diesem Gebiete arbeiten. Die Artikel über den ezechischen Dichter Mächa, über Presern, den einzig wirklich bedeutenden Poeten der Slowenen, über die ungarische Dichterin Julie Szalk, die kaum 24 Jahre alt, an einen gehaftten Mann gefesselt sich selbst getödtet, die Essays über den Polen Syrokomba, einen Dichter jenes Pessimismus, der alle Kraft zu frischem Leben und zu kräftiger That aufsaugt, und über rumänische Volkspoesie sind im höchsten Grade des Dankes werth. Ebenso verdienen die Uebersetzungen und Charakteristiken italienischer Dichter durch den geistreichen Cerri vollste Anerkennung.

Die „Dioskuren“ verdienen die Theilnahme der deutschen Lesewelt.

* * *

Heutigen Tages erscheinen sehr viele Bücher, welche mit ihren Autoren eine auffallende Nechlichkeit in einem Punkte tragen, die nämlich, daß man nach der Lectüre genau weiß, daß weder Buch noch Verfasser Individualitäten sind. Dugendmensen und Dugendbücher; keinen Funken selbstständigen Denkens oder Empfindens, alles nur Schablone. Um so angenehmer berührt eine Erscheinung, die einen ganz bestimmten Charakter hat, ihr vollkommen eigenthümliches Costüm, ihre ebenso individuelle Haltung. „Hypochondrische Plaudereien“ betitelt sich das Buch, Gerhard von Amynator ist das Pseudonym des Autors. Es ist kein Schriftsteller von Fach, der uns entgegentritt, aber ein sehr gebildeter Mensch, der sich in den verschiedensten Wissensgebieten und in fast allen Literaturen umgesehen, der sich in der heute herrschenden Tyrannis des conventionellen Urtheils seine eigenen Anschauungen bewahrt hat und — darin liegt der höchste Werth — die Menschen sehr genau kennt. Der Titel hat etwas Abschreckendes, aber er ist wie eine Vogelscheuche auf einem Fruchtbaum; ein alter, erfahrener Vogel weiß dennoch, daß die Früchte gut munden, und läßt sich nicht abschrecken. — Amynator ist gar kein Hypochonder, der auf jeden Sonnenstrahl mit einem bitteren Hohn-gelächter antwortet, keiner jener modernen Pessimisten, die öffentlich „Wasser predigen und im Geheimen Wein trinken“, sondern eine Natur von echt humoristischer Begabung, die es nicht nur versteht, sehr unterhaltend zu scherzen, sondern ebenso scharf satirisch für ihre Anschauungen zu kämpfen; die Stoffe seiner Plaudereien sind sehr kunterbunt, das ist unleugbar, der Autor schreibt, um bildlich zu sprechen, im Schlafrock, aber es ist stets derselbe Mensch mit scharfen, klugen Augen und einem leisen Lächeln um den Mund, der, wie es scheint, nicht nur das Spotten, sondern wohl auch das Küßen geübt hat. Ueber die Vielseitigkeit der Stoffe kann eine kleine Auswahl aus dem Inhaltsverzeichnis den besten Aufschluß geben: Wälderhumburg; Kindertollette; Erdbummheit; die Schwägerin; Soiréen; die Schleppe der reichen Frau; Straßenfiguren; der passirte Sopran; die gute Gesellschaft; der Weibmann; im Atelier von Reinhold Wegas; Homöopathischer Dilettantismus; Titelhuch z. z. Daß nicht alle Plaudereien im Werthe gleich sind, ist natürlich; der Autor hat noch nicht die strenge Selbstkritik gewonnen, die übrigens sogar berühmte Schriftsteller in eben dem Maße verlieren, als ihr Ruhm zunimmt, aber alle die genannten Federzeichnungen sind vortrefflich und zeigen eine abgeschlossene Natur, einen Schwärmer, der von je die Kunst geübt hat Weltmann zu sein, eine Natur, die jeder Beschränkung der geistigen Freiheit abhold, aus Ueberzeugung an ihrer inneren Religion festhält, die, von echtem Liberalismus erfüllt, sich aristokratisch von den pöbelhaften Ausschreitungen jener Partei abschließt, der Freiheit und Maßlosigkeit derselbe Begriff ist. Wir empfehlen die erheiternde und anregende Lectüre auf das wärmste.

D. v. L.

Inserate.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von C. Radenhausen.
2 Bände. 21 M.

Das Kapital

von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 M.

ISIS.

Der Mensch und die Welt.
Von C. Radenhausen.
2. Auflage. 4 Bände. 12 M.

Im Verlag von Otto Wigand in Leipzig erschienen soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben Jesu.

Eine Sage

von

dem Schicksale und Erlebnissen der Bodenfucht, insbesondere der sogenannten palästinenfischen Erstlingsgarbe, die am Passahfeste im Tempel dargebracht wurde.

Von

M. Anklischer.

Preis 2 M.

Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausg. von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.
Jedes Heft 75 S.

Diese bereits weit verbreitete und rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine „Deutsche Revue“, die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet ihren Lesern in größern zusammenhängenden Artikeln und in Specialrevuen ein umfassendes Zeitgemälde der Gegenwart. Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Bewegungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch in Beselocalen und Journalcirceln nicht zu entbehren.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, das erste Heft des neuen Jahrgangs vorzulegen.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

gr. 8. eleg. geb. Preis 7 M. 50 S.

In Leinwand gebunden 9 M.

Band 2 erscheint im Laufe des Jahres 1876.

Die drei ersten Abhandlungen: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Der Humor als psychologisches Phänomen — bilden unter sich eine gewisse Steigerung, indem der Verfasser in der ersten von dem practischen Boden der Philosophie für die Welt anhebend, in der letzten bis zu den höchsten Fragen des menschlichen Geistes vorbringt. Vermehrt ist diese Auflage durch eine Abhandlung aus dem Gebiete der Völkerpsychologie — das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit —, deren erste Grundlegung damit einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wird.

Ein, soweit es der Stoff gestattet, populärer Ton, empfiehlt diese geistvollen Essays der Lectüre aller denkenden Köpfe.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harwitz und Gohmann) in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienen soeben und ist vorrätzig in allen Buchhandlungen:

NEUNUNDSECHSZIG JAHRE
AM
PREUSSISCHEN HOFES.

AUS DEN ERINNERUNGEN DER OBERHOFMEISTERIN
GRÄFIN SOPHIE VON VOSS.

Ein Band. Velinpapier. Geheftet 9 M. Gebunden 10 M. 80 S.

Erste bis dritte unveränderte Auflage.

Ein Memoirenwerk, wie ein solches bisher kaum bekannt geworden ist. Die Autorin, vom Jahre 1745 bis Ende 1814 „an Hof“, schildert das Leben an den Höfen Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's des Grossen und der nachfolgenden Regenten aus unmittelbarer Anschauung. Eigentliche Politik wird nicht vorgetragen; sie kommt zur Erscheinung, nur insofern sie die persönlichen und privaten Verhältnisse der königlichen Familien beeinflusst.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita.“

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder an Länschen in Mecklenbörger Mundort
von Eduard Hobein.

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 M.

Geb. mit Goldschnitt 3 M.

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 M. 50 S.,
geb. m. Goldschn. 2 M. 50 S.

Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. broch. 436 Seiten mit einer Illustration.
Preis 5 M. 60 S.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajerland. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod“ des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien“ des Malers Sancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhaß in Ungarn. — Minister Schöffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

Die „Deutsche Roman-Zeitung“

beginnt das erste Quartal des neuen Jahres mit

Benedicta. Erzählung von Karl Detlef. 2 Bände und darauf

Des Misstrauens Opfer von A. E. Brachvogel. 4 Bände.

Das vorige Quartal enthielt: Solo Raimund; Verwaist, Mühlhausen; Kinder des Sträflings.

Wöchentlich ein Heft von fünf Bogen! — Preis vierteljährlich 3 M. 50 S.

Dafür zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von OTTO JANKE in BERLIN, Anhaltstrasse 11.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von H. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstrasse 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro gespaltene Zeile 40 Pf.

Inhalt: Seefachen. Von A. Sammers. — Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weissenfels. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Im Paradiese. Roman in sieben Bänden von Paul Heyse. Besprochen von P. L. — Variationen über ein Gogol'sches Thema. Von Daniel Sanders. — Olympia. Von L.-L. — **Aus der Hauptstadt:** „In der Morgendämmerung.“ Gemälde von Hermanns. Besprochen von D. v. Leizner. — **Moderne Menschen.** Fritz Faulmeyer. Von Gerhard von Amynor. — **Notizen.** — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal das Fallissement des Herrn Tjalbe. Von Berent (Björnstjerne Björnson). — **Christus und Muhamed.** Von J. R. — **Inserate.**

Seefachen.

Von A. Sammers.

Die öffentliche Aufmerksamkeit folgt in Deutschland nur längs eines sehr schmalen Küstenfaumes den Ereignissen und Interessen des Seelebens ohne Unterbrechung; allein der traurige Unfall des transatlantischen Dampfers „Deutschland“ an der Themsemündung, die noch aufregendere Explosion in Bremerhaven haben doch für ein paar Wochen grade Blicke und Sinne der ganzen Nation seawärts gelenkt. Gleichzeitig ist die Unfertigkeit in der Organisation der Reichsverwaltung uns wieder einmal zu lebhafterem Bewußtsein gekommen durch Vorgänge in der höchsten politischen Sphäre. Sollte aus dieser Constellation nicht endlich ein hinlänglich starker und nachhaltiger Impuls hervorgehen, die staatliche Leitung der Handelsseefachen in eine befriedigendere Lage zu bringen? — Aschenbrödel hinterm Heerde weg in die ihr gebührende Stellung unter den Töchtern des Hauses zu versetzen? Bisher hat, alles in allem genommen, die commerciale Seeschiffahrt von der Gründung des Deutschen Reichs noch kaum großen Vortheil gezogen. Und doch wäre es an sich ebenso leicht, daß das Reich sich hier tiefempfundene Verdienste erwürbe, als es den guten deutschen Patrioten, welche unsre Kauffahrtsschiffe ausrüsten, führen und bemannen, neben anderen besser bedachten Berufsständen zu gönnen sein würde!

Die Untersuchung der Ursachen, aus denen der „Deutschland“ gestrandet und so lange ohne Hilfe geblieben ist, hat zwar oberflächlicher Nationaleitelkeit allenfalls den Trost gewähren können, daß auch die britischen Anstalten zum Schutze wider die Gefahren und Versuchungen der See noch Lücken zeigen; nüchterne nationale Selbsterkenntniß aber hätte mehr Grund auf der Frage zu haften, was man denn an unsrer ebenfalls nicht ganz von Sandbänken freien Küste mit einem derartigen Strandungsfall wohl anfangen haben würde? Wir hätten für dessen Untersuchung sämtliche in England vorhandene Einrichtungen, von der Leichenschau bis zum Seeschiffahrtsgericht, erst ähnlich aus dem Nichts hervorstampfen müssen, wie die Strafe für fahrlässig verschuldete Explosionen nach dem minder leicht vorherzusehenden abscheulichen Attentat auf die „Mosel“. Nicht als ob der Gedanke an die Einsetzung von Seegerichten niemals aufgetaucht oder niemals bis in die das folgenreiche Verbe sprechenden offiziellen Regionen vorgebrungen wäre. Im Gegentheil die sechs Seestaaten haben sich unter Vermittlung des Reichskanzleramts schon vor Jahren ernstlich damit beschäftigt. Das Bedürfniß konnte nicht ge-

leugnet werden; die Schwierigkeiten der praktischen Ausführung mußten sicher als sehr gering erscheinen. Gleichwohl verstummt die Angelegenheit plötzlich vor Jahr und Tag. Sie war im Gestrüpp der auf diesem Punkte höchst mangelhaften und verworrenen Reichsorganisation hängen geblieben. Die bitteren Eindrücke von dem Untergang des Dampfers „Schiller“ vermochten noch nicht sie mobil zu machen; der „Deutschland“ mußte auch erst noch stranden, glücklicherweise (bei allem momentanen Unglück) zu einer Zeit wo der Reichstag versammelt war und die stille Beschwerde der nautischen Kreise wirksam aufnehmen konnte.

Diese nautischen Kreise haben seit dem Umschwung von 1866 versucht sich einen vorwärts treibenden agitatorischen Stachel aufzusetzen, aber bisher mit keinem besonderen Erfolg. Ihr Gesamtverein war eine Früh- und Fehlgeburt. Eine allzu feurige und strebsame Einheitsbegeisterung trieb seine Urheber, die kleinen, allmählich wachsenden Anfänge und die unentbehrlichen Mittelglieder der Entwicklung zu überspringen, um nur gleich in Berlin tagen und unmittelbar auf die leitenden Reichsorgane drücken zu können. Aber da diese für gewöhnlich schon an dem sonst auf sie wirkenden Drucke dringlicher Bedürfnisse genug haben, so lassen sie sich nicht von der ersten besten Interessentenversammlung imponiren. Man muß ihrer ewig überbürdeten Abspannung das neue Interesse schon sehr klar zu machen vermögen, man muß ihnen die specielle Forderung sehr einleuchtend und geschäftlich bequem machen, zumal wenn sie außerhalb des Erfahrungskreises der zur Entscheidung berufenen Persönlichkeiten liegt, wenn der Anruf bei ihnen den gewünschten Widerhall finden soll. Der Deutsche nautische Verein konnte sich weder als Gesamtrepräsentation der nautischen Interessen legitimiren, noch war er so verfaßt und wurde er so geleitet, daß seine Ansprüche an die Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs sich Beachtung erzwingen. Man ließ ihn ruhig tagen, fordern und hörte nicht auf ihn, — es sei denn rein physisch, insofern der eine oder andere Ministerialrath ihm wohl einmal die Ehre der passiven Assistenz erwies.

Vielleicht hat bewußt oder unbewußt der Vorgang der 1865 zu Kiel begründeten und seitdem ununterbrochen von Bremen aus geleiteten Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger bei der übereilten Centralisation des nautischen Vereinswesens einige Jahre später in die Irre geleitet. In ihrem Falle hat es sich allerdings vollkommen bewährt, nicht in langsamem Vorwärtsschreiten von unten nach oben zu organisiren, sondern in rascher getrofter That von oben nach unten. Es war eigentlich nur erst der eine ostfriesische Rettungsverein vor-

handen, als die allgemeine deutsche Rettungsgeſellſchaft entſtand; raſch jedoch bedeckte ſich nun der Oſtſee- wie der Nordſeeſtrand mit Stationen und verwaltenden Vereinen, und was noch gewiſſer nur der Centraliſation verdankt wurde, das war die Bildung zahlreicher bloß ſammelnder, aber viel Geld ſammelnder binnländiſcher Bezirksvereine oder Agenticen. So wurden die Mehrkoſten weit ausgehender Leitung, bedingt durch einen zu beſolenden Generalsecretär mit eigenem Bureau, zehnfältig wieder eingebracht. Allein in dieſem Falle handelte es ſich um eine Jedem einleuchtende, ſo gut wie gar keine Streitpunkte und ſchlechterdings keine Interſſenconflicte darbietende große einfache Aufgabe der Humanität. Was die nautiſchen Vereine dagegen ſollten und wollten, iſt: die Anſprüche, die Einſichten eines beſtimmten Standes zur Geltung bringen, wo nicht gegen einen feindlichen Widerſtand, ſo doch gegen die Gleichgültigkeit und Unkunde und die anderweitige Geſchäftsüberhäufung ſelbſtbewußter Machthaber oder Geſetzgeber. Das erreicht man nicht durch ein improvisirtes Freiwilligenaufgebot unter mehr oder minder namenloſen Führern. Dafür mußte man ſich erſt in geduldiger Arbeit und Selbſtüberwindung Credit erwerben, alle theilhaftigen Kreiſe in das Vereinsnetz hereinziehen ſuchen, vorſichtig aufſteigen von der localen Stufe zur provinziellen und von da zu der höchſten nationalen, nicht alle möglichen Gegenſtände auf einmal in Angriff nehmen, ſondern erſt den einen und darauf den andern, dann ſich aber auch nicht eher beruhigen, als bis man mit dem einen vorgenommenen Dinge an ein leiðliches Ziel geziehen.

Die überſtürzende Haſt, mit welcher die Sache betrieben worden iſt, hat verhindert, daß auf eine hinlänglich feſte Einwurzelung der das Ganze ſtützenden Localvereine die gebührende Aufmerkſamkeit und Sorgfalt verwandt ward. So ſehen wir denn noch heute manche derſelben unſicher von der einen Haltung zur andern ſchwanken, während in der Leitung des Geſammtvereins neuerdings alle Jahre der eine Platz, Verein und Mann den anderen ablößt. Dabei kann ſich natürlich keinerlei conſequente, die Vereinsforderungen bis an's Ziel verfolgende Politik herausbilden; anſtatt feſter zuſammenzuwachsen, löſt der nationale Verband ſich immer mehr in eine lockere Föderation auf, deren jährlich wiederkehrende Verſammlungen eine Art immerhin ganz intereſſanter, aber praktiſch kaum je durchſchlagender akademiſcher Diſcuſſionen zu Tage fördern. Es kommt hinzu, daß wenn auch nicht grade die Interſſen, ſo doch manchmal die Gewohnheiten und Anſchauungen der Oſtſee-Bewohner von denen der Nordſee-Bewohner abweichen, wo es dann wegen der mangelnden Mittelglieder zu keinem richtigen Ausgleich kommt. An der Weſer iſt deshalb bereits der Gedanke aufgetaucht, zunächſt einmal alle Kraft auf die Herſtellung eines leiſtungsfähigen und umfaſſenden Nordſee-Verbandes zu lenken. Damit wird der vorſchnellen Centraliſation gleichſam von ihrer Urſprungſtätte her das Urtheil geſprochen.

Die deutſche Rhederei miſcht ſich ähnlich wie die deutſche Landwirthſchaft aus Großbeſitz und Kleinbeſitz. In den großen Seefäbten wie Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig u. ſ. f. ſind die Seefchiffe überwiegend im Beſitz einzelner Großhandelsfirmen oder Geſellſchaften, von denen die meiſten eine Mehrzahl derſelben unterhalten. In Koſtock, Elſſeth, Papenburg und anderswo pflegt jedes einzelne Schiff umgekehrt eine Mehrzahl von Eigenthümern zu haben, oder ſein Capitän iſt zugleich der alleinige oder hauptſächliche Inhaber. Hierdurch erhalten die nautiſchen Vereine an verſchiedenen Orten eine recht verſchiedene Interſſenſchaft zu vertreten. Aber die Interſſenſchaft, welche ſie vertreten wollen, tritt ihnen deshalb noch nicht allenthalben vollzählig bei. Ein hervorragender Danziger Rheder z. B. hat ſich zwar im vorlehten Jahre der Mühwaltung des Vereins-Präſidenten unterzogen, aber die großen Kaufleute Hamburgs und Bremens, welche zugleich Rhederei betreiben, haben ſich in den dortigen nautiſchen Vereinen von jeher ſelten oder niemals blicken laſſen. Sie be-

gnügen ſich auch für die Wahrung ihrer Rhederei-Interſſen mit dem directeren oder ſtärkeren Einfluß, welchen ſie durch die Handelskammer oder den Senat ihrer Stadt auszuüben im Stande ſind. Ich weiß nicht, ob es irgend welchen Mitteln und Veranſtaltungen gelungen ſein würde, dieſe empfindliche Lücke in dem nicht ſowohl bloß zahlenden als mitthätigen Publicum der nautiſchen Vereine zu ſtopfen; da ſie leider vorhanden iſt, beraubt ſie dieſelben grade deſſenjenigen Elements, das auf die Staats- und Reichsorgane am eheften unmittelbaren Einfluß hätte gewinnen können, und das ſich wohl auch am wenigſten leicht bei der theoretischen Rolle beruhigt haben würde, welche der Geſammtverband der Vereine factiſch ſpielt. Den Mangel nachträglich auszugleichen, wird, wie in ähnlichen Fällen immer, äußerſt ſchwierig ſein. Ein öffentlich agitirender Verein wächst ſelten oder nie weſentlich über den Rahmen hinaus, den er in der erſten Zeit nach ſeiner Entſtehung erreicht. Der Nationalverein und der Proteſtantenverein ſind dafür handgreifliche Beläge.

So viel zu einiger Erklärung des Phänomens, daß auch die ſelbſthätige Vertretung der Interſſentenden den hervorgehobenen Mangel in der Reichsverwaltung nichts weniger als erſetzt. Exiſtirten heute die nautiſchen Vereine als ein die ganze Küſte umfaſsender Verband noch gar nicht, fühlten ihre Träger ſich nicht jeht natürlichermaßen ermüdet und entmutigt durch ſo langes ergebnisloſes Thun, ſo würden die Ereigniſſe des Monats December ſie ſicher auf den Plan gerufen haben, und ſie hätten dann einmal den biſher ſtets entbeherten Vortheil gehabt, vor einer aufmerkſamen Nation zu reden. So aber werden ſie in dieſem oder dem nächſten Monat zu einer ihrer alljährlichen Unterhaltungen in Berlin zuſammentreten, wenn der preußiſche Landtag, der Schlußact der Reichstagsſeſſion und wer weiß was für andere Vorgänge noch den öffentlichen Sinn längſt wieder von den Seefachen abgezogen haben. Möchte dann ein Entſchluß der ſchaffenden Reichsgewalt ſie deſto angenehmer überräſchen, — der Entſchluß, dieſem wichtigen und umfangreichen Verwaltungszweige nachgrade eine ſeiner Bedeutung entſprechende Stellung und Beſetzung angedeihen zu laſſen.

An der nützlichſten, ſchleunigſt lohnenden Arbeit würde es dann nicht fehlen. Die Angelegenheit der Einſetzung von Seegerichten darf beipielsweiſe bereits als ſpruchreif angeſehen werden. Man braucht die eingeklaſſen Verhandlungen mit den Seestaaten nur aufzuwecken, etwa eine kurze Auseinanderſetzung mit dem Reichsjuſtizamt hinzuzufügen, und die Vorlage an den nächſten Reichstag wäre alsbald fertig.

Allein nicht bloß um ſachgemäße Vorbereitung und ſichere Förderung von Geſezentwürfen oder dergleichen handelt es ſich. Für dieſe laſſen ſich zur Noth auch noch die einzelſtaatlichen Behörden oder der Referent im Reichskanzleramt brauchen. Selbſt einzelne Inſtitute wie die Deutſche Seewarte haben unter wirksamer Geburtshilfe der Admiralität das Licht der Welt bereits erblicken können. Was hauptſächlich Noth leiðet bei der gegenwärtigen Verkümmern der hier in Betracht kommenden Organe, das iſt das unausgeſetzte Eingreifen wachſamer und fürſorglicher Verwaltung von Tag zu Tage. Auf einen der Stoffe ſolcher ſelbſtändigen, hinlänglich hochgeſtellten und machtbegabten Verwaltung iſt durch das Schickſal des „Deutſchland“ mittelbar hingewieſen worden. Es hat ſich freilich als falſch herausgeſtellt, daß der Norddeutſche Lloyd ſeine Capitäne durch beſondere Prämien zu rüchſichtsloſem Daraufloſfahren ſtachelte. Aber der Vorwurf, der hier abglitt, iſt auf den Poſtverwaltungen ſitzen geblieben. In einem an ſich ſehr löblichen, doch einſeitigen und durch ſeine Wirkungen verhängnißvollen Eifer verlangen ſie meiſt — ich laſſe die deutſche außer Spiel — von Dampferlinien oder einzelnen Dampfern, denen ſie ihre Briefbeutel anvertrauen ſollen, ein beſtimmtes hohes Maß von Geſchwindigkeit. Die Poſtbeförderung iſt ein ſo erhebliches Stück Fracht, daß, um daſſelbe zu erlangen, nichts geſcheut werden darf. Das Geſchwindigkeitsmaß folglich, an welches ſie geknüpft wird, muß ein Capitän trotz Nebels, Schneesturms, widrigen Windes und

verkehrsreicher Passagen innehalten, oder seine Rheder daheim machen ihm unvermeidlich ein böses Gesicht. Etwas thut in derselben Richtung wohl auch der Vorzug, welchen das reisende Publicum, namentlich das an maghaffig schnelle Dampferfahrten gewöhnte americanische Publicum dem schnellsten Schiffe oder der die schnellsten Schiffe enthaltenden Linie zu geben geneigt ist; aber den stärksten Druck übt doch die Postverwaltung, welche eine solche Forderung stellt. Nun fällt es mir nicht ein zu meinen, eine Postbehörde könne von der Rücksicht auf Schnelligkeit bei der Wahl ihrer Beförderungsmittel absehen. Aber diejenige Schnelligkeit, welche auf Kosten der Sicherheit des Schiffes und seines Inhalts erzielt wird, ist nicht mehr im Interesse ihrer Zwecke und Pflichten. Sie muß nach der Schnelligkeit suchen, welche guter und zweckmäßiger Bau des Schiffes sammt seiner Maschine sowie die kundigste Führung verbürgen können — nicht nach der, welche durch Vernachlässigung pflichtschuldiger Vorsicht erzwungen wird. Es wäre der berühmten Postverwaltung des Deutschen Reiches würdig, hierin mit gutem Beispiel weisend offenbar voranzugehen. Aber sie dürfte allerdings erwarten, die Anregung dazu von dem noch höheren Interesse und der allseitigen Sachverständigkeit einer obersten Reichsseebehörde zu erhalten.

Das geistige Leben in Württemberg.

(Schluß.)

Wie in England die „oberen Zehntausend“ als die eigentliche Aristokratie und das in's Gewicht fallende Gesellschaftselement hingestellt zu werden pflegen, so ist es ähnlich in dieser Beziehung mit jener oberen Schicht von Württembergern, in welcher sich die Spannkraft des geistigen Lebens im Lande sammelt. Es sind ihrer allerdings nur ein paar Hundert, und insoweit sie als productive Talente sich geltend machen, kann man behaupten, daß Jeder in dieser literarischen Republik wieder seine Republik für sich bildet. Die Einen sitzen in Tübingen, die Andern in Stuttgart in gewöhnlich warmen Nestchen, als Professoren, Schulmeister, Staats- oder Gerichtsbeamte, Advocaten; die Andern haben eine Stellung in einer der kleineren Oberamtsstädte, oder leben als Pfarrer, Aerzte, auch wohl als Privatleute in gemüthlicher Abgeschlossenheit auf dem Lande. Die Beschäftigung mit den Müssen und Lieblingswissenschaften wird von ihnen zumeist aus innerem Bedürfnis getrieben; ist ihnen auch Ehrgeiz nicht fremd, so kann man doch behaupten, daß sie einen solchen nicht für eine berufsmäßige Beschäftigung als Schriftsteller einzusetzen pflegen. Sie langen meist nur nebenbei nach dem Kranz eines Ruhmes, den landsmannschaftliche Vetterchaft ihnen auch oft aus bloßer Gefälligkeit reicht. Gelegentlich — da sie gewöhnlich alle in Tübingen als Studenten mit einander commercirt haben — besucht Einer den Andern, um ein paar Tage bei dem alten Freunde zuzubringen und zu sehen, was er in seinem Studierzimmer treibe. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgt Jeder die literarische Arbeit, die auf dem großen Markt erscheint. Die deutschen Zeitschriften sind ihm eine Quelle behaglichen Genusses; je mehr er davon lesen kann, desto befriedigter ist er. Es ist immer der Sinn rege für die geistige Arbeit außerhalb der württembergischen Umhegung, die auch jetzt noch in seiner Vorstellung existirt; er ist begierig darnach und empfänglich dafür, wie die Blume nach Sonnenschein, und was von auswärtigen Blättern gebracht wird, hat wie in jedem Kleinstaatslande jeden Tag auf dem Laufenden gehalten zu werden. Jeder in dieser oberen Schicht kennt ja den Andern und die Zeitung des Landes enthält deshalb für Jeden immer so etwas wie Familiennachrichten. Der „Schwäbische Merkur“ sorgt

dafür und ist deshalb die allgemeine Hauszeitung in diesen Kreisen, wie in ganz Schwaben, und wo Schwaben leben. Alle anderen Blätter in Württemberg, den amtlichen und ziemlich vielseitigen „Staatsanzeiger“ ausgenommen, sind durchweg nur für die localen Verkehrsbedürfnisse bestimmt, und ein paar, die mehr bedeuten wollen oder eine Partei vertreten, kommen doch in gar keinen Betracht gegen die vaterländisch-schwäbische Unentbehrlichkeit des „Merkur“. Durch seine „Schwäbische Chronik“ beruhigt er täglich alle Gewissen, die Neugier und die geistigen Gemohnheitsbedürfnisse der württembergischen Staatsbürger; er verzeichnet sorgsam alle Schriften von und aus Schwaben, die neu erschienen sind, und dies bildet den Barometer des geistigen Lebens im Lande; er bringt die Alle interessirenden Personal- und Familiennachrichten aus ganz Württemberg, und neben seinen localen Mittheilungen auch besondere Aufsätze, die gleichsam als eine offene Correspondenz der Mitglieder der schwäbischen Literaturrepublik angesehen werden, als eine Abzweigung der Beilage der „Augsburger Zeitung“, dieser Correspondenz der deutschen Gelehrtenwelt. Nach alledem, was wir schon von der Strömung der Intelligenz in den württembergischen Kreisen gesagt haben, ist es nur als dies bekräftigend hervorzuheben, daß der „Schwäbische Merkur“ bedingungslos reichsbegeistert ist.

Neben den einheimischen Elementen, welche in allgemeiner Bezeichnung als literarische sich geltend machen, besteht seit Jahren in Stuttgart, als dem Centrum des geistigen Lebens in Württemberg, eine literarische Fremdencolonie, als deren verstorbenen Senior Wolfgang Menzel anzusehen war. Von den Mitgliedern derselben sind einige, wie Professor Lübke, Theodor Wehl, in Amtstellung thätig; andere, wie Edmund Hofer, Hackländer, Walekrode, verfolgen ihren freien literarischen Beruf; wieder andere, wie Freiligrath, leben procul negotiis in Muse und nach Neigung ihren Studien. Obgleich in einer Stadt, hat doch fast Jeder von ihnen, ländlich, sittlich, sich in sein eigen Heim verkapelt. Dieser und Jener hatte anfänglich wohl Versuche gemacht, die verwandten Geister gesellschaftlich zu vereinigen; aber bald hat er dann Abstand davon genommen, nachdem er erkannt, daß der Boden dazu nicht günstig ist. Es mag nur der glücklichen Natur Hackländers gelungen sein, eine Art von Mittelpunkt geistigen Lebens innerhalb dieses kleinen Kreises zu bilden und in denselben auch schwäbische Freunde, die er sich in seiner früheren Stellung als königlicher Gartendirector erworben, hineinanzuziehen. Für eine höhere Geselligkeit fehlen eben in Stuttgart die nothwendigen Bedingungen. Nicht allein ist die schwäbische Natur einem dabei unvermeidlichen Hervortreten der Person und einer Beobachtung äußerer Formen entschieden abhold, es mangelt auch überhaupt an Elementen in der Bevölkerung, welche solches gesellschaftliches Leben ermöglichen können. Zwischen der wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Schicht und derjenigen der allgemein gebildeten Classe gibt es doch eine weite Kluft. In dieser letzteren hebt sich aus dem dicken materialistischen Volkswesen wohl der zahlreich vertretene Buchhändler hervor, der Fabrikant, hier und da ein Bankier, ein Kaufmann; aber alle diese Einzelheiten verbindet kein gesellschaftlicher Zug, und ebenso wenig wie es aristokratische Salons gibt, hat die bürgerliche Wohlhabenheit für Luxus in geistiger Beziehung irgend eine Neigung. Der materialistische Sinn ist bei Parvenus wie altgeessenen Familien so vorherrschend, daß Jemand um seiner blos geistigen und künstlerischen Eigenschaften willen auch gar nicht als gesellschaftliche Potenz angesehen wird, und dies wird denn doch immer als die Vorbedingung für die Herstellung höherer Geselligkeit gelten müssen und für den Antheil von Personen daran, die ohne Mängel berechtigt sind, ihre geistige Bedeutung geachtet zu wissen.

Die gesellschaftlichen Bedürfnisse werden denn durchweg nur in den Vereinen, Kränzchen, geschlossenen Coterien befriedigt, deren es überaus zahlreiche in Stuttgart und den anderen Städten des Landes gibt. Da ist jeder zwanglos und nimmt von der geistigen Nahrung, die man gelegentlich

bietet, nicht mehr als ihm beliebt. Von einer besonderen Bedeutung dieser Gesellschaften für das geistige Leben des Volks kann man nur bedingungsweise reden. Seit Jahren besteht in Stuttgart, ähnlich der „grünen Insel“ in Wien, ein Künstlerverein unter dem Namen „Das Bergwerk“. Er umfaßt anfänglich sehr viele literarische, künstlerische und intelligente Köpfe; aber wie alle derartigen gesellschaftlichen Gebilde verlor auch dies nach seiner Vollendung an Interesse und bot in dem bleibenden Rahmen mehr ermüdende Einseitigkeit als Anregung, so daß es als ein belebender Factor der Stuttgarter Gesellschaft nur gelegentlich zur Geltung gekommen ist. Viel fruchtbarer als alle anderen solcher Kreise und Clübbchen für das geistige Leben erscheinen dagegen die vielen Gesangsvereine, die sich über ganz Württemberg verzweigt haben. Sie pflegen im Gesange doch das deutsche Lied und dadurch wird eine Beziehung zwischen Volk und Dichter vermittelt, die mehr und mehr an Innigkeit gewinnt; außerdem fehlt es ja auch innerhalb dieser, bis in die Dorfarbeiterkreise reichenden Vereine nicht an Festen, an denen die betriebene Sache durch Reden idealisirt und immerhin der Sinn der Anwesenden nach Regionen über der gemeinen Wirklichkeit gelenkt wird. Jedes Städtchen, viele Dörfer haben solche Vereine, in denen der jüngere Arbeiter den Stamm bildet, und dem er oft treu bleibt, wenn er selbstständiger Handwerker geworden und verheirathet ist. Auch andere Elemente treten hinzu und bezeigen ihren Eifer. Man kommt an gewissen Abenden zusammen und übt Lieder ein; im Sommer werden dann mit der Fahne Ausflüge gemacht, und ein Verein in einem benachbarten Ort besucht, mit Frauen und Schächern und Kindern. Inmitten der frohen Geselligkeit sittigt diese ein Vortrag im Chor oder im Quartett, und da in den Liedern Freiheits- und Vaterlandsliebe, poetische Stimmungen und edle Gedanken zum Ausdruck gelangen, so bleibt auch eine Empfänglichkeit dafür in den schwäbischen Gesangsvereinen, die unter sich einen großen Bund bilden, zurück. Der Liederkranz in Stuttgart ist denn auch allen anderen Privatvereinen voran als eine Pflegestätte geistigen Lebens anzusehen. Er besteht jetzt fünfzig Jahre und ist der erste derartige Gesellschaftsverein in Deutschland. Unter dem Scepter des Gesanges vereinigt er alle Classen der Gesellschaft von der einfachsten bürgerlichen Stellung bis zu den höchsten Stufen der staatlichen Organisation, der Wissenschaft und Kunst. Mit Eifer und Liebe huldigt man hier dem Cultus berühmter Männer deutscher Nation; eine Schillerfeier z. B. wird seit seinem Bestehen alljährlich würdig in Scene gesetzt und das Schillerdenkmal in Stuttgart, das erste in Deutschland und von Thorwaldsens Hand, verdankt ihm seine Aufstellung. Und abermals entsprechend der Entfremdung des sonst so zäh an seinem Eigenen haftenden schwäbischen Sinnes von dem württembergischen Particularismus, war er eins mit der Intelligenz des Landes im Sehnen und Hoffen nach dem Aufgehen des Kleinstaats in einem einzigen Deutschland. Wie dieser große Liederkranz, so betonte sein Vorstand bei seinem jüngsten Jubelfeste, lange Jahre hindurch in seinen Liedern dem Sehnen und Hoffen und dem Harren des deutschen Volks auf politische Einigung, auf die Auferstehung eines großen und mächtigen Deutschlands begeistertsten Ausdruck gegeben hat, so bethätigte er auch in Zukunft bei jeder Gelegenheit seine Hingebung an das nunmehr geeinigte deutsche Vaterland.

Ueberhaupt ist die Musik als das bedeutendste volkstümliche Bildungsmittel in Schwaben, speciell in Stuttgart, hervorzuheben. Bei jeder Oper im Theater ist es menschengefüllt, wie oft auch das Repertoire derselben sich wiederhole. Sonntags führt man nie etwas Anderes als eine große Oper auf, will man das Publicum nicht arg enttäuschen. Zu den classisch gehaltenen Abonnementsconcerten der Hofcapelle drängt sich auch die nicht zu den Wohlhabenden gehörende Bürgerschaft, vor Allem die Frauen- und Mädchenwelt, in großen Massen, und nicht minder bei jeder anderen ausnahmsweisen Gelegenheit eines Concertes edleren Stils. So vielfältig man diese Vorliebe des Stuttgarter Publicums für gute Musik bemerken

kann, so auffällig ist es, daß in einer Stadt von ziemlich hunderttausend Einwohnern volkstümliche, öffentliche Concerte so äußerst selten und dann gewöhnlich recht mittelmäßig geboten werden. Es ist geradezu nur Opern- und Salonmusik, die als Bildungsmittel erscheinen. Ist für die erstere entschieden Schau- und Sinneslust der Bevölkerung als begünstigend zu erachten, so für die letztere allerdings auch sehr stark die Stuttgart ganz eigenthümliche Menschenclasse von naiver Bildungsmüthigkeit. Dieselbe besteht aus den zarten Backfischen der vielen Mädchenpensionate, aus den Schülerinnen des Conservatoriums, aus der großen Zahl der weiblichen Musikquälerinnen, die in allen Häusern der besseren Stadtviertel den modernen Erziehungsunfug der Pianinopaukerei nach Vorschrift treiben, oder in Rehlenanstrengungen ihre Nachbarn ungestraft zur Verzweiflung bringen dürfen; sodann aus vielen, zu längerem Aufenthalt gekommenen Fremden in Stuttgart und dem nahen Cannstatt, wohlhabend gewordenen Americanern, die sonst dergleichen nicht zu hören bekamen, englischen und norddeutschen Familien, die aus Mangel anderer Geselligkeit bei jeder solchen Gelegenheit, classische Musik oder guten Gesang zu vernehmen, sich zur Bezeugung ihrer vornehmen und gewählten Neigungen in Bewegung setzen. In ganzen Colonnen, bemuttert oder begattet, rücken diese Gruppen in dem Zuhörerraum auf und hören die Aufführungen mit der Genugthuung an, wieder ein Stück Bildung mit heimzutragen. Ob's wahr ist, mag freilich dahingestellt bleiben.

Außer diesem starken Pensionen- und Fremdenelement ist aber auch ein großer Theil Einheimischer zu beachten, welche meist in demselben Sinne begierig nach geistiger Kost sind und diese unbedingt nehmen, wo sie in bequemer Art ihnen geboten wird und, nur dankbar für das Gebotene, kritiklos gegen daselbe sind. In Verbindung mit denen, welche wirklich im Strom des geistigen Lebens sich fortbewegen, mag man dieses aus allen Gesellschaftskreisen sich sammelnde Schülerpublicum als das Ferment der Bildung in der hauptstädtischen Gesellschaft auffassen, als die erspriessliche Vermittlungskraft zwischen der Region geistigen Lebens und derjenigen der materialistischen Dichtäuterei. Man erkennt leicht und immer wieder dieses Publicum in den Vorlesungen, welche den Winter über auf eine specielle königliche Anordnung hin im großen Saal des Königsbaues seit Jahren gehalten werden und zu denen Jedermann unentgeltlich Zutritt hat. Den verschiedenen Professoren aus Tübingen und Stuttgart, welche für diesen gemeinnützigen Zweck eintreten, ist die Wahl ihrer Vorträge frei überlassen; aber so bunten Charakters auch dadurch die Aufeinanderfolge derselben wird und wie wenig populären Stoffs sie zuweilen sind, immer ist eine Zuhörerschaft von ein paar Tausend zugegen und lauscht andächtig, oft in drangvoller Enge und in der Dual der Saalhitze, dem Redner.

In ähnlicher Beziehung zum geistigen Leben ist schließlich auch das Theater in Stuttgart zu erwähnen. Bei den Opernvorstellungen voll, gähnt bei Schauspielen oft große Leere aus dem Zuschauerraum entgegen. Es ist dies freilich eine Erfahrung, die man auch anderwärts macht; wenn sie aber für Stuttgart als charakteristisch bemerkt zu werden verdient, so deshalb, weil zu einem großen Theil nur ein Publicum diese Vorstellungen besucht, welches dieselben nicht anders als einen Cursus in Literaturgeschichte behandelt. Daher genügt es ihm, ein classisches Stück einmal gesehen zu haben und ein weiteres Mal vermöchte daselbe ihm nur unter außerordentlichen Anlässen, wie bei dem Gastspiel eines berühmten, noch nicht gesehenen Mimens, Anziehungskraft zu bieten. Man wird zu Duzenden junge und ältere Leute auf den Plätzen finden, die mit dem Band Goethe, Schiller, Shakespeare oder Lessing in der Hand die Aufführung eines Stückes dieser Dichter nach dem gedruckten Text sorgsam verfolgen, ähnlich wie bei einer Oper mit dem Libretto. Heute die Einen, ein ander Mal die Andern, und damit ist der Zweck dieses Theaterbesuchs erfüllt. Lustspiele und Stücke moderner Autoren werden geringer für solchen Bildungscursus angeschlagen und daher seltener besucht;

neuen Werken gegenüber, die doch sonst ein Lockmittel für eine Bühne zu bilden pflegen, verhält man sich schlechterdings mißtrauisch und übereilt sich nicht, sie zu sehen. Es kommt hinzu, daß bei einem solchen Publicum der kritische Geist äußerst gering ist und Wenige nur sich selbst ein Urtheil zu machen vermögen, die Meisten immer erst von Andern ein solches zur Richtschnur nehmen. Und dann die Unfreiheit des Einzelnen, wie sie das Erbübel kleinstädtischer Verhältnisse ist, die ja denn doch noch in dem räumlich groß gewordenen Stuttgart dem socialen Leben anhaften. Unbeschränkte Meinungsäußerungen sind ganz unerträglich mit der engen Sphäre desselben. Jedermann kennt da Jedermann, man sieht jeden Abend im Theater eine Menge bekannter Gesichter, denen man bei jedem Ausgang begegnet, und eine lauernde, lauschende, klatschende Aufsicht wird über jedes Mitglied der Gemeinschaft wohl oder übel ausgeübt. Man darf also nicht zu oft im Theater gesehen werden, gar, wenn man der großen Gemeinde zugerechnet sein will, welche die Theater als Gebäude des Teufels verabscheut.

Unter solchen Umständen kann es sich wohl erklären, daß das Hoftheater, obgleich es das einzige ständige in Stuttgart, ja, überhaupt der einzige abendliche Zufluchtsort für den verlassenen Fremden ist, nicht zu seiner Rechnung kommt, und andererseits, daß die öffentliche Kritik wenig Einfluß sowohl auf den Geschmac des Publicums, wie auf die Leistungen des Theaters hat. Es muß hier ein wahres Kunststück sein, ein Wochenrepertoire aufzustellen, und die Direction ist nie sicher, daß es der Cassire nicht umstößt, indem er nachweist, daß das angelegte Stück bei der letzten Aufführung nur eine elende Cassie machte. Das Publicum aber ist nachsichtig und hat unter den darstellenden Künstlern seine Lieblinge, wozu Gewohnheit in erster Reihe die alten Mitglieder rechnet, denen der klatschende Beifall des Parkets sicher ist, auch wenn sie in Mittelmäßigkeit Ungewöhnliches leisten. Oeffentliche, tadelnde Kritik würde das Publicum wie der betroffene Künstler nur vom Standpunkt persönlicher Beleidigung auffassen. Die Hofbühnen kleinstaatlicher Residenzen werden denn auch immer als literarische Bildungs-Vorbereitungsanstalten in der hier erwähnten Art oder als bloße Unterhaltungsstätten sich geltend machen, denn als das höhere geistige Leben fördernde, bewegende, es zurückspiegelnde Kunstinstitute. Sie bleiben ihr eigener, althergebrachter Sonderstaat und der dort in den Hafen gelaufene Künstler, der keinen stachelnden Antrieß mehr von außen erhält, auch keinen mehr will und nöthig zu haben braucht, schwindet mit der beschränkten Umgebung, die Entwicklung wird gehemmt, die Gedanken werden gedrückt, und er findet nur in einem überschwänglichen Selbstbewußtsein von der eigenen Wichtigkeit Befriedigung, verzweigt in der Selbstzufriedenheit aus der Abwesenheit einer Vergleichung im großen Ganzen. Er wird für sein Publicum mehr Vortragsmeister, als daß er Künstler bleibt, und das Publicum seinerseits fühlt sich im Theater mehr zu Hause, als daß es sich in Beziehung zu dem wirklichen geistigen Leben gebracht sieht, welche nur die frei von hohem Standpunkt wirkende Kritik vermitteln kann.

Schmidt-Weissenfels.

Literatur und Kunst.

Im Paradiese.

Roman in sieben Bänden von Paul Heyse.
(Berlin 1875, Wilhelm Herz.)

Wer von Berufs wegen dazu gezwungen ist, jährlich so und so viel Unfertiges und Unkünstlerisches sich durch die Hand gehen zu lassen, ohne daß im Kopf und Herzen etwas anderes davon zurückbleibe als Verdrossenheit und Widerwillen, der fühlt erst recht die wohlthätige Empfindung, die ihm ein feines und

edles Kunstwerk gewährt. Mag er auch an Einzelheiten Anstoß genommen haben, und mag er bei der leidigen Ungewohnheit, die ihm die Mittelmäßigkeit octroyirt hat, sich gerade dieses Unstößige besonders zu merken und mit dem Bleistift sorglich zu notiren, der holden Naivetät verlustig gegangen sein, jener Naivetät, die über dem wohlthuenden Ganzen die kleinen Schäden überfieht, — die Freude an dem Schönen und Gelungenen wird ihn doch um so mehr berücken. Er wird diese Freude, gerade weil er so viel Unerfreuliches gesehen, um so stärker empfinden, und dem, der sie ihm verschafft hat, um so dankbarer sein.

Dieses Gefühl des Dankes habe ich voll und ganz während der Lectüre des Romans „Im Paradiese“ gegen Paul Heyse empfunden. Mußte ich auch hier und da in Gedanken auf dem Wege, den mich der Dichter führt, stehen bleiben, um Bedenken zu äußern, die sich mir aufnöthigten, um mit mir über das Gefühl in's Klare zu kommen: weshalb ich in diesem oder jenem Punkte eine abweichende Meinung hatte, oder um die Bewunderung, die ich empfand, zu überwinden — das wohlthätige Behagen an dem schönen, künstlerischen Werke ließ mich über alle kleinen Bedenklichkeiten hinwegsehen. Ich war dem Dichter erkenntlich für die liebevolle und intime Betheiligung, die er mir an anregenden Gesprächen gestattete; ich empfand so etwas wie Bewunderung vor seiner freien Auffassung, vor seinem weiten Gesichtskreise, vor dem vornehmen Trotz gegen alles Banale, gegen die bloß durch die Sitte geheiligte Gemeinheit, vor seiner Opposition sogar gegen das allgemein Sanctionirte, gegen das, was man sittlich und moralisch zu nennen pflegt, und das sich dennoch beugen muß unter einer höheren als der unter uns Modernen verabredeten Sittlichkeit. Mit einem Worte, die geistige Erhebung, die ich dem Dichter verdanke, ließ mich die kleinen Schwächen, oder wenigstens die Dinge, die mir als Schwächen erschienen und die man als solche nur wahrnehmen kann, wenn man mit beiden Füßen so recht auf der platten Erde stehen bleibt, schnell vergessen.

Schon bei den „Kindern der Welt“ habe ich meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß durch dieses Werk Paul Heyse in die Reihe der ersten deutschen Romanschriftsteller eingetreten ist. Sein neuester Roman hat diese Ueberzeugung in mir noch mehr befestigt. Der Roman „Im Paradiese“ erscheint mir in jeder Beziehung reifer und fertiger; namentlich hat Heyse die starken Compositionsfehler, die die Wirkung seines ersten Romans schädigten, vollständig überwunden.

Während in den „Kindern der Welt“ mit dem Abschluß des vierten Buches (des zweiten Bandes) die Geschichte eigentlich ihr Ende erreicht hat und die folgenden zwei Bücher — um einen starken Ausdruck zu gebrauchen — eher den Eindruck einer mühseligen Nachschrift, als den einer Vollendung des Romanes machen, fällt die Composition des neuesten Romanes die ganze Breite der sieben Bücher vollständig. Die Inspiration bricht nicht wie dort vor dem Ziele erschöpft zusammen, sie erreicht dasselbe mit ungeschwächter Kraft. In lichtvoller, klarer Anordnung sind die Gestalten aufgestellt, eine jegliche mit dem Lichte, das ihr zukommt, und mit richtiger Vertheilung des Schattens. Ohne Gewaltthätigkeit werden sie zu Gruppen zusammengeführt und ohne Schroffheit von einander getrennt, um sich zu andern Gruppen zu vereinigen. Die Lebensfäden der Einzelnen werden von kunstvoller Hand mit einander verschlungen, zu Knoten geschürzt und ebenso kunstvoll wieder entworfen.

Der Leser muß in dem Romandichter gewöhnlichen Schlages immer mit Bangen eine Art von Schloßwärter erblicken, dessen Führung er ohne Gnade überantwortet ist. Dieser alte Castellán, der sein auswendig gelerntes und tausendmal wiederholtes Programm über die Sehenswürdigkeiten herplappert, nimmt nicht im mindesten Rücksicht auf den Zuschauer, zwingt diesen, bei Gleichgültigkeiten so und so lange zu verweilen, und jagt bei anderen Dingen, die dessen volle Theilnahme in Anspruch nehmen würden, hastig vorüber. Der verständniß- und liebevollen Leitung Paul Heyses darf sich der Leser getrost vertrauen.

Unmerklich wird man von diesem feinsinnigen Führer von der einen zur andern Gruppe geleitet. Wir verweisen bei dem

Einzelnen gerade so lange, wie wir es wünschen, und die neuen Bekanntschaften, die wir machen, lassen uns das Bedauern, liebgewordene Freunde zu verlassen, schnell verschmerzen. Denn diese neuen sind noch liebenswerther, noch fesselnder. Und überdies sehen wir ja die alten Freunde wieder; und bei jedem Wiedersehen werden sie uns sympathischer, weil sie unter den veränderten Verhältnissen, unter denen wir sie nun wieder treffen, Gelegenheit zu Handlungen gehabt haben, die unsere Freundschaft für sie, unseren Respekt vor ihnen oder zum mindesten unser Interesse an ihnen nur noch verstärken können. Immer fertiger erscheinen sie vor unsern Blicken.

Geradezu bewundernswürdig ist die Kunst, mit welcher Paul Heyse alle Gestalten seines Romans gleichzeitig beherrscht und gleichzeitig fortentwickelt. Für eine solche Kunst braucht freilich ein so steriler Negativus wie Julian Schmidt, der es meines Wissens in seinem Leben noch nie versucht hat, seine kritische Heiligkeit auch nur durch die geringste Selbstschöpfung zu profanieren, kein Verständnis zu besitzen; und es ist ganz und gar nicht verwunderlich, daß er mit der Lieblosigkeit und dem überlegenen Selbstgefühl der schöpferischen Ohnmacht vornehm und absprechend über ein Buch, wie die Heyse'sche Dichtung, aburtheilt.

Jedes Mal, wenn die Versuchung, oder richtiger gesagt, die Nothigung an mich herantritt, den Inhalt eines umfangreichen Romans wiederzugeben — und dieser Roman in sieben Büchern und drei Bänden ist sehr umfangreich — habe ich in mir die Verpflichtung gefühlt, mich gegen die Voraussetzung, als ob ich ein getreues Bild des Inhalts zu geben beabsichtigen könnte, zu verwahren. Zu dieser Verwahrung sehe ich mich auch jetzt wieder veranlaßt. Gleichwohl kann ich mich der undankbaren Aufgabe einer solchen mißlichen Nacherzählung nicht wohl entziehen, wenn ich es nicht darauf ankommen lassen will, von allen Lesern dieses Artikels, die den Heyse'schen Roman noch nicht gelesen haben, ungenügend oder gar nicht verstanden zu werden. Ich gebe also keine versuchte Copie des farbenreichen Bildes, das uns Paul Heyse entrollt, nicht einmal eine Farbenskizze, sondern nur in ganz flüchtiger Bleistiftzeichnung die Contouren, die von dem Vorwurfe und der Anordnung des Gemäldes dem Leser, wenn er seine Phantasie freundlichst zu Hülfe nehmen will, ungefähr eine Vorstellung geben können.

Da ich nun mit dieser Arbeit beginnen will — es ist wirklich eine Arbeit — fällt mir gleich eine Eigenthümlichkeit Paul Heyse's auf: er erzählt uns zu viel Vorgeschiedten. Diese, die an und für sich gewöhnlich sehr fein erdormen und spannend sind, erscheinen mir doch mindestens zum Theil recht entbehrlich. Ich habe an Dickens und Balzac immer die Kunst bewundert, wie diese Meister uns von ihren Gestalten, die doch wahrlich Fleisch und Blut haben, regelmäßig nur das wissen lassen, was wir durchaus wissen müssen. Heyse fühlt noch das Bedürfnis — ich sage „noch“, denn im Romane hat der gereifte Schriftsteller ja erst sein Opus II zu verzeichnen —, die Menschen, die er uns darstellt, aus allen möglichen Verhältnissen ihrer Vergangenheit heraus zu erklären. Das ist oft gar nicht nöthig, wir sehen sie lebensvoll genug vor uns. Wir errathen die Geheimnisse einer verlorenen Jugend, ohne daß wir positiv zu erfahren brauchen, aus welchen Motiven eine frühere Verlobung zurückgegangen ist, und wie sich die zehn schönsten Jahre eines unglücklichen Lebens in der Pflege einer geisteskranken Mutter verzehrt haben. Ein paar knappe Sätze würden vollständig ausreichen, um uns zu orientiren. Mit der liebevollen und poetischen Schilderung all der traurigen Einzelheiten bleiben wir am Neben-sächlichen kleben. Durch diese Schilderung schwellen die Bände ungebührlich an. Unter drei Bänden thut es kein rechtschaffener deutscher Romanschriftsteller mehr. Heyse wäre, wenn er nur wollte, mit seiner großen Begabung der drastischen Charakterisirung in wenigen Worten der Mann dazu, mit dieser Eigenthümlichkeit, die ich für eine Unsitte halte, zu brechen. Wir würden dem Dichter, der uns den einbändigen Roman bringt, dankbar und freudig zurufen.

Freilich müßte dann manche interessante Erörterung über Fragen, die unsern Verstand und unser Gemüth bewegen, müßte

manche witzige, sinnige und geistreiche Episode, die, weil sie eben eine jener löblichen Eigenschaften besitzt, freundlich aufgenommen wird, obgleich sie sich eigentlich etwas vorlaut einstellt, ganz unbarmherzig ausgemerzt werden. Aber, ehrlich gestanden, im Roman würde ich das nicht als ein Unheil beklagen. Es kommt wohl vor, daß sich ein ungebetener Gast in eine geschlossene Gesellschaft verirrt, und daß er durch seine munteren Späße den Freundeskreis erheitert; wenn er aber zur Thür hinaus ist, wenn man sich ausgelacht hat, gesteht doch der Eine dem Andern, daß es am Ende noch gemüthlicher gewesen wäre, wenn das fremde Element sich nicht hineingedrängt hätte. Dabei thut man dem Fremden, der ein ganz vortrefflicher Mensch sein mag, oft schändes Unrecht. So ist es auch hier. Die Iyrischen und halb humoristischen Stoßpfeiler des Schlachtenmalers, das hellenisch Hölderlin'sche Gedankenpathos des Cornelianers, das mehr als scherzhafte, wirklich poetische Puppenpiel in der Künstlergesellschaft, — all diese Einschüßel eines liebenswürdigen Poeten sind an und für sich reizende und oft mehr als reizende dichterische Werke. Aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob sie nicht recht in diese Gesellschaft taugten. Da ich sie nun aber einmal kennen gelernt habe, möchte ich ihre Bekanntschaft doch nicht missen; indessen wäre es mir lieber, ihnen irgendwo anders zu begegnen, — da, wo sie wirklich zu Hause sind.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Gesprächen über die wichtigsten künstlerischen Fragen, die von den verschiedenen Künstlern und Kunstfreunden geführt werden. Die Leute sprechen allerdings wie wahre Künstler und Kunstverständige, und wir folgen ihren Gesprächen mit wirklichem Vergnügen und Gewinn. Bald geben sie Wahrheiten, die wir selber empfunden haben, einen glücklichen Ausdruck; bald enthüllen sie uns Wahrheiten, die uns noch nicht recht zum vollen Bewußtsein gefommen waren. Immer fühlen wir unsern Geist angeregt und uns innerlich befriedigt. Aber wiederum können wir nicht umhin, uns zunächst ganz leise, leise, dann lauter und schließlich ganz laut zu gestehen, daß diese Abhandlungen, so fesselnd sie an sich auch sind, uns doch von der Theilnahme an dem Geschehe der uns lieb gewordenen Persönlichkeiten ungebührlich lange fern halten. Es gibt Augenblicke, wo wir von einer Stimmung so völlig beherrscht werden, daß wir selbst dem geistreichsten Menschen nur mit halbem Ohre zuhören. Geradezu unwillig wird man, wenn man von einem lebhaft erregenden Schauspiel abgelenkt wird, um eine solche Abhandlung mit anzuhören; besonders dann, wenn man gewahr wird, wie künstlich der Uebergang von der Handlung zur Abhandlung hergestellt worden ist. Die Heyse'schen Persönlichkeiten machen es, um ihre geistreichen Auffassungen über Kunstgesetze, Kunststrichtungen und dergleichen an den Mann zu bringen, bisweilen wie der bekannte Erzähler der Jagdgeschichten, der, wenn er eine Anekdote auf dem Herzen hatte, sich an seinen Nachbar mit der Frage wandte: „Stiel da nicht eben ein Schuß?“ und auf die Erwiderung dieses Letzteren, daß er nichts gehört habe, fortfuhr: „Da fällt mir eine Geschichte ein“.

Daß die Künstler, wenn sie unter sich sind, über Kunst sprechen, ist natürlich und ungezwungen. Wenn aber der übrigens prächtig gezeichnete Oberleutnant, um seine Liebhaberei für die Schwarzkunst der Silhouetten-schneiderei zu motiviren, sich zu einem längeren Vortrage über die Bedeutung der Silhouette in der Vergangenheit und ihre Beziehungen zur antiken und modernen Kunst gemüthigt sieht, so wirkt das schon komisch. Daß nun aber gar ein ganzer Künstler wie der treffliche Jansen sich dazu hergibt, mit einem traurigen Tropf von Aesthetiker, einem vom abgedroschenen Stroh unleidlicher Gemeinplätze vollgepfropften Flachschädel, sich in eine ernsthafte Debatte über die Stellung der Musik in der Hierarchie der Künste einzulassen, das scheint mir ganz erzwungen und nicht logisch zu sein. Diese gefällige Beredsamkeit vermag ich mit dem ernsthaften und einsilbigen Manne, der eben nur das sagt, was er wirklich zu sagen hat, und der sich den Teufel darum schiert, was so ein trauriger Kunstschwäger in einer gemischten Gesellschaft an Weisheit producirt, nicht wohl zu vereinbaren. Hier ist Heyse, wie ich glaube,

in denselben Fehler wieder verfallen, den er in den „Kindern der Welt“ begangen hatte. So wie dort vom Privatdocenten bis zum Schuhmachermeister herab alles philosophirt, so wird hier durch die Bank zu viel ästhetisirt.

Heyse hat einen Roman geschrieben mit zwei Helden, denen die entsprechenden zwei Heldinnen zur Seite stehen. Er hat die große Aufgabe gelöst, für beide Gruppen gleichermaßen die Theilnahme zu erwecken und dafür zu sorgen, daß die eine der anderen nicht den Weg vertritt, daß sie beide in gleich günstiger Beleuchtung stehen. Die beiden Helden hat er durch das Band einer langjährigen Freundschaft an einander geknüpft. Er hat sie scharf von einander in ihrem Herkommen, in ihrer Entwicklung, in ihren Charaktereigenheiten und in ihrem Alter geschieden. Zwischen den beiden Heldinnen aber besteht eine merkwürdige Familienähnlichkeit; nicht gerade äußerlich, aber feilsch stimmig die beiden weiblichen Wesen, Julie und Irene, merkwürdig zusammen.

Jansen ist ein knorriger Bauernsohn von jenseits der Elbe, ein ernsthafter, bedeutender Künstler. Der viel jüngere Felix Freiherr von Weiblingen stammt aus einer altadligen Familie, ihm ist die Kunst nur eine Geliebte, die seine Liebe nicht erwidert. Jansen lebt zurückgezogen in einem kleinen Kreise von Künstlern, die ihn verstehen, in dem entlegensten Stadtviertel von München. Sein treuer Begleiter ist sein alter Hund, der denselben Namen führt, wie der getreue Vierfüßler des philosophischen Quackalbers in Victor Hugos „L'homme qui rit“, Homo. Sein Privatleben ist selbst seinem nächsten Umgange unbekannt. Seit Jahren trägt er ein trauriges Geheimniß mit sich herum. Er hat eine gefeierte Schauspielerin mit unschuldsvollen Augen geheirathet, sie hat ihm ein Kind geschenkt und hat ihn betrogen, Homo ist zum Verräther an ihr geworden. Der Hund hat das corpus delicti, das dem armen Jansen den Beweis ihrer Treulosigkeit gab, herausgeschnobert. Sie sind von einander gegangen, sie hat ihren Namen geändert und ist zu ihrer Heimat, nach der sie sich immer im Geheimen gesehnt, zur Bühne zurückgekehrt. Jansen hat das Kind bei guten Leuten untergebracht, Niemand weiß davon etwas, er gilt für ledig.

Auch Felix hat schon schmerzliche Erfahrungen gemacht, die sein junges Leben grauam durchkreuzt haben. Er hat sich mit einer weitläufigen Verwandten, Irene, vor Jahren verlobt. Während der langen Jahre seiner Verlobung — die aus Respect vor der leztwilligen Verfügung von Irezens Mutter lange Jahre gewährt hat — hat er, um die Zeit abzukürzen, große Reisen gemacht und auch gewisse galante Abenteuer nicht ganz verschmäht, die man unter den außergewöhnlichen Verhältnissen indessen milde beurtheilen darf. Eines derselben, vielleicht das einzige wirklich verhängliche mit einer pikanten Engländerin auf Helgoland, ist Irene zu Ohren gekommen. Sie hat die Geschichte sehr tragisch aufgefaßt, und die Verlobung ist zurückgegangen. Felix hat dem heimatlichen Kleinstaate den Rücken gefehrt, ist nach München geflüchtet und hat sich dort in die Arme des Freundes Jansen geworfen — in der Kunst sucht er eine Trösterin zu finden. Das Wiedersehen der beiden Freunde wird von Heyse mit der herzlichsten Gemüthlichkeit geschildert. Just zu derselben Zeit macht Jansen die Bekanntschaft eines alleinstehenden, edlen und bildschönen Mädchens, das die erste Jugend hinter sich hat. Er verliebt sich in sie und Julie erwidert seine Liebe. Er ist jetzt entschlossen, um jeden Preis die Fesseln, die ihn noch an seine treulose Frau ketten, zu sprengen. Aber diese, der das gemerbzmäßige Komödie spielen in Fleisch und Blut übergegangen ist und die die Gefühlskomödie auch im Leben forsetzt, will nur unter einer Bedingung, von der sie weiß, daß Jansen sie nicht erfüllen kann, in die Scheidung einwilligen. Sie will das Kind, aus dem sie sich nota bene gar nichts macht, ihm nehmen. Sie hat Jansen nicht aus den Augen verloren und läßt ihn scharf bewachen. Sie hat Kenntniß von dem Verhältniß, das sich zwischen ihrem früheren Gatten und dem schönen Mädchen geknüpft hat, und sie hält es für richtig, jetzt auf den Schauplatz, wenn auch incognito, zu treten. Auf dem Künstlerfeste, auf dem Jansen und seine Braut Julie erscheinen, hat sie

Gelegenheit, unter einer Maske das Pärchen zu beobachten, und dieser Versuchung kann sie nicht widerstehen. An der Hand eines Nichtsahnenden mißt sie sich unter das lustige Wöllchen. Aber der alte Homo erkennt sie, knurrt sie wüthend an, schnappt nach ihrem Domino, stellt sie, um den Jagdausdruck zu gebrauchen, und nur die brutale Entschlossenheit ihres geheimen Verehrers, eines jungen Griechen, der auch auf dem Ball ist und sie erkennt, befreit sie aus der beschämenden und gefährvollen Situation. Der junge Grieche ersticht das treue Thier. Jetzt entschließt sie sich, das Kind zu stehlen und schleunigst mit diesem die Stadt zu verlassen. Der Grieche begleitet sie. Wirklich gelingt es ihr, das Kind aus der treuen Hut seiner Pflegerktern zu entführen. Aber ihr Plan, die Kleine mit sich zu nehmen, wird durch Jansens Braut Julie, die zufällig die klagende Stimme des Kindes erkennt, und die es der Mutter entreißt, vereitelt. Inzwischen hat Jansen erfahren, daß sein Kind von einer Unbekannten unter einem geschickten Vorwande von den Pflegerktern fortgelockt ist, und daß seine Frau mit dem Griechen die Stadt verlassen hat. Ein Freund ist dem mit Koffern beladenen Wagen, in dem er die Insassen erkannt hat, begegnet. Jansen entschließt sich sofort, den Flüchtigen zu folgen; der Vorsprung, den sie haben, ist ein so geringer, daß er die Hoffnung hegen darf, sie bald einzuholen; sein treuer Freund Felix begleitet ihn. In einem Dorfe unweit von München wird die Spur in der That aufgefunden. In dem Hofe eines Bauern-Gasthofes steht der abgespannte Wagen, Felix begegnet dem Griechen und sorgt dafür, daß dieser während der Entscheidung unschädlich ist, und Jansen tritt in das Zimmer, in dem er seine Frau wiedersteht. Dort erfährt er, daß es ihr nicht gelungen ist, das Kind mit sich zu nehmen, und daß es wohl aufgehoben ist. Der ganze Zorn, den er gegen die Treulose Jahre lang mit sich herumgetragen, entladet sich. Felix hört die erhobene Stimme, fürchtet, daß sein Freund die Herrschaft über seine Sinne verlieren könnte, und öffnet die Thür. Frau Jansen erblickt ihn, und sie, die bisher den vollen Troß und eine gewisse ironische Ueberlegenheit sich bewahrt hatte, bricht bei seinem Anblicke ohnmächtig zusammen. Jansen wirft einen Blick auf Felix, den der Schrecken bei dem Wiedersehen völlig entgeistert hat, der nach einem Augenblicke stumpfer Betäubung sich aufrafft und dann, ohne ein Wort zu sagen, davon stürzt. In der Frau seines treuesten Freundes hat er die rothhaarige, pikante Dame mit den seelenvollen Augen wieder erkannt, die sich in Helgoland als Engländerin ausgegeben hatte. Felix, der inzwischen die völlige Ausöhnung mit Irezen gefeiert, wird von der Höhe seines Blicks erbarmungslos in die tiefste Tiefe des menschlichen Jammers herabgerissen. Er wagt es nicht, dem treuesten und besten Freunde wieder unter die Augen zu treten, dessen Lebensglück er gewissenlos zerstört hat; die eben wiedergefundene Braut — er kann sie jetzt nicht wiedersehen. Er nimmt Abschied von ihr und geht Gott weiß wohin.

Jansen ist von dem Schlage, der ihn getroffen hat, ganz betäubt. Nur das liebende Weib, nur Julie begreift, daß es noch ein Mittel gibt, den Niedergeschmetterten aufzurichten. Ihr idealer Heroismus scheut sich nicht, allen Vorurtheilen der Welt Troß zu bieten. Da sie das Bewußtsein erlangt hat, daß sie jetzt, da Jansen die gesetzliche Scheidung nicht herbeiführen kann, ohne seinen besten Freund als Zeugen der Untreue seiner Frau zu nennen, das Weib des geliebten Mannes nach den Gesetzen der Gesellschaft und den Geboten der Kirche nicht werden kann, schüttelt sie alle Bedenken mit der wunderbaren Tapferkeit, die nur die wahre Liebe verleiht, ab und entschließt sich, sein Weib vor Gott und ihrem Herzen zu werden. Im Kreise der Freunde wird die Hochzeit ohne priesterliche Weihe und sogar ohne standesamtliche Buchung fröhlich begangen, und das glückliche Paar gründet sich in dem sonnigen Italien eine neue Heimat. Auch Felix und Irene finden sich wieder.

Das ist in ganz groben Umrissen so ungefähr der Inhalt des mit feinsten Künstlerkraft ausgeführten Romans. Die kritischen Bemerkungen, zu welchen diese immer anregende Dichtung herausfordert, bleiben dem Schlußartikel vorbehalten.

Variationen über ein Gutzkow'sches Thema.

Von Daniel Sanders.

Das Gutzkow'sche Thema, von dem Verfasser als ein „kleines grammatikalisches Scherzo“ bezeichnet, findet sich in Nr. 21 des vor. Jahrg. dieser Zeitschrift unter dem Titel „Fürwort für ein Fürwort“ und erhebt Einspruch gegen das Uebermaß des durch die Zeitungspressen eingebrungenen breiten, altfränkischen welcher, welche, welches, um dem leichtbeschwingten der, die, das und, wo das von Präpositionen abhängige Relativpronomen sich auf Sachen bezieht, den Verschmelzungen mit den Präpositionen (wie woran, worauf, worin u., wobei, wodurch, womit, wovon u.) wieder mehr den Weg zu bahnen.

Ganz besonders eigen mußte mich dies Thema berühren, wie der geneigte Leser sofort begreift, wenn ich ihm mittheile daß er auf den nahezu 3000 eng gedruckten, dreispaltigen Seiten meines „Wörterbuches der deutschen Sprache“ überall, wo ich selbst darin das Wort habe — also abgesehen von den angeführten Belegstellen — gewiß nur höchst selten Formen des bezüglichen Fürworts welcher begegnen wird, nicht als ob ich an und für sich ein abgesetzter Feind dieses Relativpronomens wäre, sondern einfach, weil die Rücksicht auf Raumersparniß mir gebot, bei einem so häufig wiederkehrenden Worte den kürzern Formen unbedingt den Vorzug zu geben, wie aus derselben Rücksicht in den Belegstellen die am häufigsten wiederkehrenden Namen eines Bürger, Goethe, Herder, Jean Paul, Klopstock, Lessing, Schiller, Koss und Wieland die Bezeichnung durch den bloßen Anfangsbuchstaben sich in meinem Wörterbuch haben gefallen lassen müssen.

Während nun ich, der ich den Raum möglichst zu Rathe zu halten suchen mußte, die kürzern Formen des bezüglichen Fürworts vielleicht über Gebühr bevorzugt habe, so glaube ich bemerkt zu haben, daß umgekehrt namentlich, wie auch Gutzkow angibt, Zeitungsreiber, welche einen gewissen Raum — und, wie ich hinzufügen möchte, Kanzelredner, welche eine gewisse Zeit — auszufüllen suchen müssen, sich mit Vorliebe der breiteren und gedehnteren Formen bedienen und freilich dann auch in verwandten Gemüthern und Geistern willige Nachahmung finden, wie denn Gutzkow selbst nach seinem eignen Geständniß sich in seinen frühern Schriften von dieser Ansteckung nicht frei erhalten hat. Aber eben deshalb hat er in richtiger Erkenntniß bei der Umarbeitung den kürzern und gefügigeren Formen eine größere Ausdehnung eingeräumt. Ich bin in der glücklichen Lage, nach brieflicher Mittheilung mit des Schriftstellers eigenen Worten angeben zu können, worauf hauptsächlich, in sprachlicher Hinsicht, er bei dieser Umarbeitung sein Augenmerk gerichtet. „Ich tilge“ — so schreibt er — „Unklarheiten, unvermittelte Uebergänge, falsch durchgeführte Bilder, das breite „welche“, die Ueberzahl der Fremdwörter und sehe dabei auf einen wohlgefällig in's Ohr tönenden Rhythmus“. Für diese Bestrebungen würde einem Schriftsteller von Gutzkow's Bedeutsamkeit bei einem Wolfe mit ausgebildeterem Sinn für Schönheit der Form*) gewiß sofort eine allgemeinere und lautere Anerkennung zu Theil geworden zu sein, als dies — wenigstens meines Wissens — bisher in Deutschland der Fall gewesen. Jedenfalls aber wird es mir vergönnt sein, die Gelegenheit benutzend, auf einen Vergleich der Gutzkow'schen Schriften in ihrer ältern und in ihrer neuern Gestalt hinzuweisen als auf eine Quelle reicher Belehrung für alle Diejenigen, die ihrem deutschen Stil eine höhere Formvollendung zu geben wünschen. Es ergehen in Bezug auf Sprachliches an mich so viele Anfragen, daß bei dem besten Willen ich nicht im Stande bin, sie alle einzeln zu beantworten, zumal wo dies nur durch eine längere, ausführliche und eingehende Auseinandersetzung geschehen könnte, wie bei der von verschiedenen Seiten her sich häufig wiederholenden Anfrage junger bildungsbeffissener Leute nach einer Anleitung, ein richtiges, reines, gutes und schönes

Deutsch zu schreiben. Um so erwünschter muß es mir sein, hier so vielen Fragestellern wenigstens eine Art Gesamtantwort ertheilen zu können, indem ich überzeugt bin, daß ihnen für ihre Schreibweise der größte Gewinn daraus erwachsen muß und wird, wenn sie bei der angerathenen Vergleichung sich zum Bewußtsein und zur Klarheit zu bringen suchen, warum ein so bedeutender, sorgfältiger und feinhörender Schriftsteller die frühere Darstellungsform verworfen und sie durch die jetzige zu ersetzen und zu verbessern gesucht. Doch habe ich vielleicht in dem Vorstehenden von dem Recht, den Variationen meines Themas eine mit demselben nur lose zusammenhängende Einleitung voranzuschicken schon einen zu ausgedehnten Gebrauch gemacht und lenke deshalb nun sofort in das zu verändernde Thema ein.

Man würde Gutzkow's kleines grammatikalisches Scherzo gründlich mißverstehen, wollte man seinem Fürwort für die bei Manchem heute über Gebühr vernachlässigten kürzern Formen der Relativpronomina die Deutung unterlegen, als wolle er die Formen des bezüglichen Fürworts welcher ganz aus der heutigen deutschen Schrift und Rede verbannen. Das ist gewiß so wenig seine Absicht, wie ich, der ich, durch die Raumnoth im deutschen Wörterbuch gedrängt, für diese Formen, wo es nur irgend anging, die kürzern gebraucht, im Allgemeinen aus dieser Noth eine Tugend zu machen gedente. Im Gegentheil will ich in meiner Veränderung des Themas hier die Münze, deren eine Seite Gutzkow seinem Zweck gemäß den Lesern vor die Augen gehalten, umkehren, um auch die Gegenseite zur Anschauung zu bringen, also Fälle aufweisen, in denen auch nach heutigem Gebrauche als Relativpronomen die Formen von welcher theils alleinberechtigt, theils den entsprechenden Formen von der vorzuziehen sind. Zum großen Theil freilich finden sich die hergehörigen Bemerkungen schon in meinem „Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ (1875. 9. Auflage — die erste erschien 1872), doch — der Einrichtung und dem Zweck dieses Buches gemäß — an verschiedenen Stellen und mehr in kurzen Andeutungen, so daß durch die zusammenfassende Verbindung jener Bemerkungen mit manchen dort nicht erwähnten und durch die nähere Ausführung hier auf das Ganze doch ein neues und helleres Licht fällt.

„Nur welcher, nicht der steht als adjectivisches Fürwort neben einem Hauptwort“ — heißt es unter der Aufschrift: Bezügliche Fürwörter in dem angeführten Buche S. 28. Statt der dort angeführten Beispiele aber gebe ich hier mit Absicht eines von Gutzkow, nämlich aus seinen „Lebensbildern“ (Stuttgart 1870) Bd. 1, S. 288, wo es heißt:

Mylord, gelobt mir ferner, daß Ihr in Frankreich in das erste Gotteshaus unseres Glaubens tretet — in Calais findet Ihr ein solches, wenn auch ohne Glocken und ohne Thurm, welche Wahrzeichen ein kehrisches Bethaus in Frankreich nicht frei in die Luft strecken darf.

Es bedarf für den deutschen Leser keiner weitern Auseinandersetzung, daß hier für das vor dem Substantiv Wahrzeichen stehende adjectivische Relativpronomen welche nicht die stehen kann, und dies gilt auch noch, wenn auf das adjectivische Relativpronomen nicht ein eigentliches Substantiv, sondern ein Adjectiv folgt. Als erläuterndes Beispiel hierzu gebe ich aus demselben Buche Gutzkow's (S. 122) den folgenden Satz:

Sie brachte das Dessert von seinem Backwerk und Früchten, zu welchen letzteren sogar spanische Trauben gehörten, die man, sorgfältig in Sägespäne verpackt, zu Schiffe versendet.

Hier dürfte für das hervorgehobene welchen nicht die entsprechende Form von der stehen, obgleich — ohne den Zusatz des letzteren — es füglich heißen könnte:

Sie brachte das Dessert von Früchten, zu denen sogar spanische Trauben gehörten u. s. w.

Doch in solchen Fällen, wo als Relativpronomen ausschließlich die Formen von welcher, nicht von der zur Anwendung kommen können, wird kein Deutscher im Gebrauch schwanken; anders dagegen ist es in Fällen, wo grammatisch die Wahl zwischen beiden Relativpronomen freisteht, wo aber durch die wahllose Anwendung des einen oder des andern die Deut-

*) Vgl. hierüber Du Bois-Reymond „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache“.

lichkeit oder die Uebersichtlichkeit leidet. Ich habe hier zunächst die Fälle im Auge, von denen ich in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten“ S. 2 unter der Ueberschrift: Abhängigkeitsverhältnisse des zweiten Grades gehandelt, wo es heißt:

„Bei Relativsätzen bietet der Wechsel der bezüglichen Fürwörter (welcher, der) ein Mittel, die Verschiedenheit zwischen neben- und untergeordneten Sätzen hervorzuheben. Durch Unterlassung solcher Abwechslung oder durch willkürlichen Wechsel verliert derartige Satzgefüge an Uebersichtlichkeit und Klarheit“.

Die zur Erläuterung nöthigen Beispiele wähle ich wieder aus dem bereits mehrermähnten ersten Bande der Gutzkow'schen „Lebensbilder“. Dort finden wir auf S. 68 folgenden Satz:

Jetzt waren es die Geschichten der Fibustier, die Reisen zu den Patagoniern und ähnliche Werke, die den Sinn für Abenteuerliches, welchem damals manche kühne Entdeckung ihren Ursprung verdankte, im Leben jener nur in Deutschland völlig erstarren Zeit reichliche Nahrung gaben.

Hier ist der Relativsatz des ersten Grades: „die dem Sinn für Abenteuerliches Nahrung gaben“ durch eine Form des Relativpronomens der eingeleitet, dagegen der davon abhängige Relativsatz des zweiten Grades: „welchem manche Entdeckung ihren Ursprung verdankte“ durch eine Form von welcher. Man versuche es, entweder jenes die durch welche zu ersetzen oder dies welchem durch dem: und man wird sogleich wahrnehmen, daß in beiden Fällen die Uebersichtlichkeit des Satzgefüges verdunkelt und zugleich der wohlgefällige Klang im Satzbau geschädigt wird. Auf derselben Seite des Buches findet sich noch ein anderer hergehöriger Satz:

Im Grunde war der junge Rechtsgelehrte froh, die schuldige Rücksicht, die er auf zwei Menschen zu nehmen hatte, die ihm so nahe rücken sollten, hinter sich zu haben.

Hier wird nach meiner Ueberzeugung jedes feinhörende Ohr an den hervorgehobenen beiden die Lust nehmen und es schon als eine Verbesserung empfinden, wenn etwa das zweite gegen welche umgetauscht würde. Noch besser freilich, glaube ich, könnte der ganze erste Relativsatz beseitigt werden:

Im Grunde war der junge Rechtsgelehrte froh, die schuldige Rücksicht auf zwei Menschen, welche ihm so nahe rücken sollten, hinter sich zu haben.

Man vergl. noch S. 164 ff.:

Kings um sie her fanden sich die an und für sich schon so traurigen Spuren, die ein Fest, das beendet ist, zurückzulassen pflegt, wo es für den Zwischensatz des zweiten Grades wohlklingender hieße: „welches oder wenn es beendet ist“ oder noch besser: „nach der Beendigung“; ferner S. 260:

Eben wollte der nächste Wanderer, der einen schönen Tressenhut gefunden und aufgehoben hatte, der wahrscheinlich einem Trunkenbold gehört hatte, in die Bischofsplatzstraße eintreten u., wo ich für das erste relative der lieber setzen würde: nachdem er u.; ferner S. 315:

Jetzt mußte sie auch noch dem Andrang der Menschen wehren, die eine so merkwürdige Persönlichkeit, die man allgemein den „redlichen Finder“ nannte, kennen lernen wollten, wofür ich, um die in einander geschachtelten Relativsätze zu vermeiden, lieber sagen würde:

die eine so merkwürdige, allgemein „der redliche Finder“ genannte Persönlichkeit kennen lernen wollten, und endlich S. 225:

Bitterst du, Schurke, um die Briefe, die man von der Hand einer Tochter der Hölle finden wird, eines Weibes, das Frankreich, das Ängstlich auf Englands Grund losgelassen hat, um hier die Herzen zu verderben, Abtrünnige von ihren Pflichten zu gewinnen, dich aber vornehmlich von dem Schwur, den du meinem Kinde gethan hast, als du den Ring an ihren Finger stecktest?

Hier würde die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit des Satzgefüges offenbar erhöht werden, wenn an die Stelle der beiden hervorgehobenen das beide Mal welches gesetzt würde (s. u.).

(Schluß folgt.)

Olympia.

Von L. — I.

Mehrere Jahrhunderte lag Griechenland, dieses Land, auf welchem das begabteste Volk der Erde sein Culturleben entwickelte, unter den verwilderten Zuständen des Mittelalters und der neueren Zeit begraben, und nur von Zeit zu Zeit glückte es, aus der Gruft einer ruhmreichen Vergangenheit ein Stück Alterthum hervorzuziehen, das uns von dem hohen Geistesleben dieses Volkes Kunde gab. Wenn auch in Athen, welches vor allen die Aufmerksamkeit auf sich zog, noch manche Entdeckung gemacht wurde, so blieb dagegen der Peloponnes lange Zeit ein völlig unbekanntes Land. Erst als die Venetianer am Ende des 17. Jahrhunderts in den einigermaßen gesicherten Besitz der Halbinsel Morea gelangten, fing man an, sich der Erforschung auch dieses Theils, zunächst aber auch nur der Herstellung und Verbesserung geographischer Karten zuzuwenden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der heutige Name Morea „Feigenblatt“ bedeutet, während die Alten die Gestalt der Halbinsel des Pelops mit dem Blatte ihres Lieblingsbaumes, der Platane, verglichen. Die Karten, welche die Venetianer zeichneten und von denen noch einige in den Archiven Venedigs zu finden sind, waren noch sehr unvollkommen. Schon mehr zur Aufdeckung des Landes geschah zu jener Zeit durch die Franzosen, welche damals das Protectorat über die christliche Welt im Orient ausübten. Man zeichnete abermals geographische Karten, als brauchbar erwiesen sich indessen erst die von d'Anville und seinem Schüler Barbis du Bocage im 18. Jahrhundert, welche auch in dem berühmten Werke des Barthélemy: „die Reise des jungen Anacharsis durch das alte Griechenland“, vielfach benutzt worden sind. Die Hauptthätigkeit entwickelten jedoch Engländer, welche aus Privatmitteln es sich angelegen sein ließen, das Land zu erforschen und in dieser Beziehung leisteten im Anfang des 19. Jahrhunderts Dodwell, Gell und Leake für die Topographie Griechenlands sehr Bedeutendes. Eine vollständige trigonometrische Karte der Halbinsel erschien nun im Auftrage Frankreichs, welches Morea besetzt und weitere Ermittlungen angestellt hatte, im Jahre 1831, und eine andere Karte im Jahre 1833 von Huilou Dublaye aus welcher sowie aus dessen Werke: „Ueber die Ruinen von Morea“, die Resultate der physikalischen und historischen Forschungen zur Anschauung kamen. Inzwischen hatte man sich auch mehr den Kunstdenkmälern zugewendet, und namentlich haben die Ausgrabungen der Franzosen im Jahre 1829 bei Olympia, wo über den Zeustempel Näheres ermittelt wurde, wichtige Aufschlüsse gegeben. Leider sind diese Ausgrabungen wieder abgebrochen worden; dieselben regten aber zu weiteren Forschungen mächtig an, und unternahm es nunmehr deutsche Gelehrte und Forscher, wie z. B. Wolf, Niebuhr, Boeckh, Ludwig Ross, Karl Dfries Müller und Ernst Curtius noch mehr Licht zu verbreiten. Lezgerem, welcher in seinem berühmten Werke: Peloponnesos 1851/52 die umfassendsten Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Landes und seiner Alterthümer gegeben hatte, gelang es endlich, auf Grund seiner Beziehungen zum preussischen Königsstamme, in Sonderheit zum Kronprinzen, an maßgebender Stelle derartige Anregung zu geben, daß er beauftragt wurde, mit Griechenland über die Ausgrabungen bei Olympia im Namen Preussens einen Vertrag abzuschließen. Dieser Vertrag, welcher noch im letzten Augenblicke an der Opposition der griechischen Volksvertretung zu scheitern drohte, ist vom rein wissenschaftlichen Interesse eingeleitet worden, und können die ausgegrabenen Alterthümer, wie bekannt, nur insoweit für Preußen, beziehungsweise für Deutschland erworben werden, als Doppelrepliken aufgefunden werden; im übrigen ist nur die Abnahme von Abgüssen gestattet.

Olympia war von alter Zeit her eigentlich der Sitz eines Drakels, nachdem der alte Naturgott der Pelasger, Zeus, daselbst die Erde mit seinem Blitze gespalten hatte, wurde aber erst später, als nicht bloß die Ummohner, sondern auch die übrigen Hellenen das Drakel besaßen und allmählich Spiele hier einführten, ein allgemeines Heiligtum der Hellenen, in welchem vor Allen nun-

mehr dem hellenischen Könige aller Götter und Menschen geopfert wurde.

Dieses Olympia liegt in dem Pisatis genannten Theile der peloponnesischen Landschaft Elis und zwar in der Nähe der Westküste Griechenlands, der Insel Zante (Zakynthos im Alterthum) gegenüber. Auf Grund nur kurzer oberflächlicher Andeutungen bei Herodot (Buch 2, Cap. 7) und Pindar (Olymp. 2, 3. 85) ist Olympia häufig mit der alten, am Alpheios gelegenen Stadt Pisa für identisch gehalten worden, Olympia bezeichnet aber eigentlich das Thal bei Pisa, welches die Heiligthümer des olympischen Zeus umschließt. Dieses Thal ist im Norden und Osten von dem olympischen Gebirge (nicht mit dem bekannten Götterfuge Olympos an der nördlichen Ostküste Griechenlands in Thessalien zu verwechseln) begrenzt, von welchem nach dem Alpheios zu, ziemlich isolirt und steil in die Ebene der heilige mit herrlichen Pinien besetzte Berg des Saturn, Kronion genannt, hineinragt; im Süden strömt der schöne und breite, in Arkadien entspringende und dem Meere zufließende Alpheios und im Westen rieselt der kleine in den Alpheios sich ergießende Bergbach Kladeos, auf dessen jenseitigem Ufer die sich daselbst erhebenden Hügel das Thal schließen. Der Alpheios ist bei Olympia 180 Fuß breit und ungefähr 5 Fuß tief. Seine Ufer, obgleich weiterhin südlich von Bergen und Höhenzügen begrenzt, sind flach, und treten seine Gewässer, welche nach dem Verlassen der Gebirge in der Nähe von Olympia gelb und trübe werden, häufig über, Sand und Schlamm mit sich führend. Rund herum ist alles unbewohnt und wenig bebaut; geringe Trümmer und eigentlich nur die einzigen des Zeus Tempel geben davon Kunde, daß hier eine große Vergangenheit begraben liegt. Der wichtigste Theil des Heiligthums war die sogenannte Akis, ein von Mauern umgebener, mit Delbäumen, Palmen, Platanen und Pappeln besetzter heiliger Hain, in welchem sich die Hauptheiligtümer, wie der Tempel des olympischen Zeus, der Tempel der Here, sowie das Prytaneum, das Theater und mehrere andere Gebäude befanden. Zwischen den Bäumen waren unzählige Weihgeschenke, Standbilder von Göttern und Siegern aus Erz und Marmor aufgestellt, mit Inschriften über die Veranlassung der Stiftung versehen. Zur Zeit des älteren Plinius († 79 n. Chr.) standen hier noch gegen 3000 Statuen. An dem Tempel des Zeus stand der nach der Sage von Herakles gepflanzte heilige Delbaum, von welchem die Zweige für die bei den olympischen Spielen erlangenen Siegeskränze von einem Knaben mit goldenem Messer geschnitten wurden.

Die die Akis umfassende Mauer soll von Herakles gegründet sein und lief, gegen Westen zu, den Kladeos entlang, doch sind hier keine Spuren davon mehr zu entdecken; nur am Südrande dürften noch geringe Trümmer von zusammengefügtten Steinen als die Ueberreste dieser Mauer anzusehn sein. In dieser Umfassungsmauer waren verschiedene Eingänge angebracht, für die Processionen und Festzüge diente aber nur ein Thor, durch welches die westlich von Elis her über den Kladeos in der Nähe seiner Mündung in den Alpheios kommende Processionsstraße der Eleer führte.

Das Olympieion oder der große Tempel, auch Tempel des Olympischen Zeus genannt, wurde nach dem Falle von Pisa, wo die Verwaltung der Heiligthümer aus den gemeinschaftlichen Händen der Pisäer und Eleer in die alleinigen der letzteren übergegangen war, nach der 50. Olympiade begonnen und über 100 Jahre später entweder weiter aufgebaut oder durch einen neuen prächtigeren ersetzt. Der Zeus Tempel, wie er zur Zeit des Pausanias zu sehen war, wurde unter Leitung des großen Pheidias erbaut; er war ringsum von dorischen Säulen umgeben, 68 Fuß hoch, 230 Fuß lang, 95 Fuß breit. In dem vorderen Giebel prangte, von Paionios aus Marmor gehauen, die Gruppe: König Dinomaos von Pisa und Pelops in Gegenwart des Zeus und umgeben von vielen Helden, im Wettlauf mit einander kämpfend; in dem andern hinteren Giebelfelde war von Alkamenos das Gesecht der Lapithen und Centauren bei der Hochzeit des Peirithous dargestellt. Von diesen Werken des Paionios und des Alkamenos hat man einige nur unbedeutende Stücke auf-

gefunden, das Meiste dürfte noch unter dem Schutte und dem angeschwemmten Boden begraben liegen.

Bemerkenswerth ist, daß man über dem Fußboden, von welchem man einen kleinen Theil mit schönen Zeichnungen in Mosaik von geschliffenen Kieselsteinen entdeckte, einen anderen Fußboden von buntem Marmorsteinen und Marmor aufgefunden hat, welcher offenbar aus späterer römischer oder byzantinischer Zeit herrührt; denn es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß Olympia wenigstens bis Justinian in Ehren gehalten und conservirt wurde.

Die beiden Eingangsthüren des Zeus Tempels waren von Erz und darauf Arbeiten des Herakles eingegraben, der Tempel mit Marmorplatten gedeckt und auf den Giebeldächern befanden sich Bajen und Siegesgöttinnen aus vergoldetem Erz. Unter der Siegesgöttin des vorderen Giebels war ein von den Lacedämoniern gestifteter goldner Schild mit dem Medusenhaupt in der Mitte als unheilabwehrendes Schutzmittel aufgehangen.

Eine eingehendere Beschreibung der Herrlichkeiten dieses Tempels, welche Pausanias hier gesehen hat, müssen wir uns versagen, da wir uns bei dem größten Meisterwerke, das die Kunst geschaffen, etwas länger aufhalten wollen.

Es war dies das kolossale Bild des Zeus von Pheidias. Zeus, mit wallendem Haar und vollem Barte, saß auf einem mit vielem Bildwerk geschmückten prachtvollen Throne, der wiederum auf einem imposanten Unterbau ruhte, und reichte der Gott mit seinem Haupte bis an die Decke des Tempels, den Eindruck machend, als ob er sich von seinem Sitze erheben und Alles mit sich fortreißen wollte. Von der Basis bis zum Scheitel maß das Kunstwerk 60 Fuß. Die Statue, von Gold und Eisenbein, hielt in der rechten Hand eine Siegesgöttin, gleichfalls von Gold und Eisenbein, in der linken einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze. Auf dem goldenen Mantel, welcher die nackte Figur umging und bis auf die Füße niederwallte, waren Blumen, besonders Lilien, sowie Thiere eingeschnitten. Der Thron war aus Gold, Eisenbein, Ebenholz und edlen Steinen zusammengesetzt, mit Malereien und Reliefdarstellungen geschmückt. An dem oberen Theile des Thrones über dem Haupte des Zeus sah man auf einer Seite die mit Eurynome erzeugten drei Grazien und auf der andern die mit Themis erzeugten drei Horen. Zu den Füßen des Gottes war nach Pausanias die Inschrift angebracht: „Mich arbeitete Pheidias von Athen, der Sohn des Charmides“. Auf einem Finger des Zeus hatte Pheidias die Worte: „Schön ist Pantarkes“ eingegraben, welches der Name eines von ihm geliebten schönen Jünglings war. Diese mächtige, alles Menschliche überragende Gestalt, welcher man wegen einer sie umgebenden Abgrenzung nur bis zu einer gewissen Entfernung nahen konnte, machte einen überwältigenden Eindruck, nicht bloß wegen der Kostbarkeit des Materials und der prachtvollen Arbeit, als vielmehr wegen des erhabenen Ausdrucks, welchen der Künstler dem Kopfe zu geben verstanden hatte, eines Ausdrucks, in welchem die ganze Größe und Majestät des Götterkönigs sich darstellte. Nach dem Ausspruche der Alten „erlöste sein Anblick die Seele vonummer und Schmerzen und machte alles Erdenleid vergessen“. Es wurde als ein Unglück angesehen, wenn Jemand nicht wenigstens einmal in seinem Leben sich den Anblick dieses Götterbildes verschafft hatte. Die früheren Künstler hatten Zeus ohne alle Würde und ohne besonders unterscheidende Charakterzüge dargestellt, hier hatte Pheidias aber ein Ideal geschaffen, welches unübertroffen für alle Zeiten mustergültig bleiben sollte. Nach Strabo (Buch 8) und Plutarch (Aemil. Cap. 1) soll Pheidias zur Schaffung dieses Idealgebildes durch die Schilderung Homers, welcher den Götterkönig mit einem Augenwinke die Höhen des Olymps erbeben läßt, begeistert worden sein, und wahrlich schön und erhaben erscheint Zeus in folgender Schilderung (Iliade Ges. 1, B. 526):

„Nie ist wandelbar, oder betrüglisch,
Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret.
Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbeben die Höhen des Olympos.“

Doch kehren wir zu den Gebäulichkeiten der Altis zurück. Nördlich vom Zeus-Tempel lag das mit Bildsäulen im Innern geschmückte Pelopion zu Ehren des Pelops gegründet. Dasselbe war zum Todtencultus bestimmt.

Am Eingang in die Altis lag das Hippodamion zu Ehren der Hippodameia, der Tochter des Königs Dinomaos. Dieselbe kam deswegen bei den olympischen Spielen zu Ehren, weil im Wagenrennen um ihren Besiz gestritten worden ist. Ihrem Vater war nämlich geweissagt worden, daß er durch seinen künftigen Schwiegersohn umkommen werde. In Folge dessen ordnete er für die Freier Wettrennen zu Pferde an mit der Bedingung, daß die Besiegten von seiner Hand fallen sollten. Nachdem bereits viele Freier auf diese Weise getödtet waren, gelang es endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers sich über den König, der hierbei umkam, den Sieg zu verschaffen; er heirathete Hippodameia und zeugte mit ihr Atreus und Thyestes.

Am Fuße des Kronions lag das Heraion oder der Tempel der Hera (Juno) von dorischer Bauart und diente hauptsächlich zur Aufbewahrung werthvoller Alterthümer und Geräthe.

Zwischen dem Heraion und dem Tempel des Zeus, ungefähr in der Mitte, erhob sich der sogenannte große Altar, auf welchem nicht bloß die Kämpfer, sondern auch die andern sich hier versammelnden Fremden behufs der Gottesverehrung Opfer brachten.

In der Nähe des Kronions lagen die Schatzkammern zur Aufbewahrung der kostbaren Geschenke und etwas weiterhin die Rennbahnen, und zwar das Stadion für die Wettläufe zu Fuß und der Hippodrom für die Wettrennen zu Pferde und auf Wagen.

Das Stadion war 600 griechische Fuß oder 125 Schritt lang, und wurde diese Länge, welche also ungefähr den vierzigsten Theil einer deutschen oder geographischen Meile ausmacht, bei den Griechen später ein förmliches Längenmaß, indem größere Strecken nach Stadien gemessen wurden. Das Stadion war vorn offen und bestand aus zwei gleichlaufenden Seiten, die in einen sich schließenden Halbkreis endeten. Um die drei geschlossenen Seiten herum, welche von einem Erdaufwurf gebildet waren, befanden sich die Sitzreihen für die Zuschauer. Andere Stadien waren nicht so einfach, und bestanden die Sitzreihen bei denen zu Korinth und Athen, welche überhaupt prächtig gebaut waren, aus Marmor.

Der Hippodrom war noch einmal so lang, also 1200 Fuß, und hatte eine Breite von 600 Fuß; derselbe wurde zwölfmal in der Länge durchlaufen.

Von den Gebäulichkeiten sind ferner noch das Prytaneion, für die Verwaltung der Heiligthümer durch die Cleer und für die Speisung der Sieger bestimmt, und das Theater bemerkenswerth.

Zur Abführung des Regen- und Schmutzwassers führten große geräumige Abzugscanäle nach dem Apheios, an dessen Munde man auch die Mündungen einiger derselben, wenn auch nur undeutlich, wahrnehmen kann. Diese Canäle dürften, wenn sie weiter aufgedeckt und zurück nach dem Heiligthum verfolgt würden, wohl zur Auffindung der einen oder der andern Gebäulichkeit, deren Gewässer sie aufnahmen, führen; auch dürfte in denselben selbst noch Manches zu finden sein, da Nero, welcher nicht bloß in Rom und Neapel, sondern auch in Olympia als Sänger, Citherspieler und Wagenlenker auftrat und von den entarteten Römern und Griechen als Sieger ausgerufen und bekränzt wurde, aus Eifersucht auf die früheren Sieger deren Bildsäulen umstürzen und in die Canäle werfen ließ.

Außerhalb der Mauer der Altis lagerten die herbeigeströmten Fremden und Kämpfer unter Zelten und in Wirthshäusern und überließen sich ungezwungener Heiterkeit. Hier machte man Käufe und Verkäufe sowie andere profane Geschäfte, und wird das Treiben daselbst einem heutigen Jahrmarkt nicht unähnlich gewesen sein. Die Zelte und provisorischen Wirthshäuser wurden in der Regel nach Beendigung jedes Festes wieder abgebrochen, allmählich erstanden auf dieser Stelle jedoch feste Gebäude für diejenigen Personen, welchen das ganze Jahr hindurch

die Aussicht oblag, und für Andere, welche ein Interesse hatten bleibend in der Nähe zu wohnen, wie Handwerker, Verkäufer und Gastwirthe. Unter den Gasthäusern ist vor Allen das Leonidaion zu nennen, in welchem zur Zeit der Antonine die römischen Großen einzukehren pflegten.

Ehe wir des Näheren auf die olympischen Spiele selbst eingehen, wollen wir noch einmal des Flusses Apheios gedenken, welcher für die heilige Stätte nicht ohne Bedeutung und häufig ein Gegenstand der Dichtung und der Verehrung war. Der Sage nach verliebte sich Apheios in die Nymphe Arethusa, welche, um sich seinen Nachstellungen zu entziehen, über das Meer bis Sicilien floh, wo sie, unter Anrufung der Diana um Schutz, in eine Quelle verwandelt wurde, die noch heutigen Tages zu Syrakus den Fremden gezeigt wird. Doch Apheios mußte auch über das Meer bis zu ihr zu gelangen, und seine mit dem Opferblute Olympias gerötheten Gewässer mit den ihren zu vermischen. In dieser Fabel dürften nicht undeutlich die Beziehungen wieder zu erkennen sein, welche die Kolonien auf Sicilien in Hinblick auf Abstammung und Cultus mit dem Mutterlande verbanden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

„In der Morgendämmerung.“

Gemälde von Hermanns.

Selten noch hat ein in Berlin ausgestellt Bild einen solchen Erfolg gehabt, wie ihn errungen zu haben Hermanns, ein Brüsseler Maler, sich rühmen darf. In den Kreisen, die sich für Kunst interessiren, rief das Gemälde endlose Debatten hervor, in die sich sogar das „moralische Gefühl“ als höchster Richter einmengte, von Verlehung der Sittlichkeit sprach und über das Werk mit zum Himmel geschlagenen Augen den Stab brach.

Ehe man ein Urtheil sprechen kann, ist es nöthig, den Stoff so klar zu schildern, als es mit Worten überhaupt möglich ist. — Es ist ein trübter Frühmorgen des Winters. Die Großstadt beginnt langsam zu erwachen, von den Barrièren und aus dem Arbeiterviertel strömen die Handwerker nach ihrem Beschäftigungsort. Ein betagter Zimmermann eilt von einer Tochter, die im Korbe das lange Mittagbrod trägt, und von dem Sohne begleitet, nach dem Bauplatz. Es ist kalt, und vor Frost zitternd, beschleunigen sie ihren Schritt, den plötzlich eine eigenthümliche Scene hemmt. Aus einem Café, dessen Stammgäste Lebemänner und Lebefrauen bilden, tritt nach einer nächtlichen Orgie eine Gesellschaft. Ein Roué im eleganten Ballkleide, das ebenso wie die vornehmen aber verlebten Jüge die Spuren einer tollen Nacht an sich trägt, ist eben von der letzten Stufe der Treppe hinabgestiegen, die nach dem Vestibul des Restaurant führt. An seinem linken Arm hängt eine halbberauschte Cocotte, die den Cavalier nach einem Wagen ziehen will, der an der Straßenecke sichtbar ist. Aber er ist unschlüssig, denn eine zweite Dame, eine üppige Blondine, hat ihren linken Arm um seinen Nacken geschlungen und blickt mit verführerischem Lächeln in seine Augen, die ihr mit schläfriger Bästernheit entgegenschauen, während ein cynisches Grinsen um den Mund spielt. Hinter dieser Gruppe treten zwei Herren, auch von Damen begleitet, aus dem Eingang.

Der alte Arbeiter ist stehen geblieben, als hätte ihn der Schlag gerührt, der Kopf ist auf die Brust gesunken — er hat das blonde Mädchen erkannt — es ist sein Kind, der verlorne Schatz, den er einst gehütet wie seinen Augapfel, dessen heller Blick, dessen heitere Stirne die Gütte zufriedener Armuth beglückt hatte, bis sie einmal nicht nach Hause gekommen war. Er hatte gewartet, er hatte sie gesucht überall — aber umsonst —, sie blieb verloren und was er jetzt sieht, zeigt, daß sie es ist für immer.

Während der Vater und die Geschwister um das tägliche Brod kämpfen, und oft das bleiche Elend an der Schwelle treue Wache hält, durchschwelgt sie die Nächte und hat die Thüren vergessen, ist mit Schmach

bedeckt immer tiefer gesunken — bis zur Dirne. Wie entwickelt sich die vom Maler festgehaltene Scene weiter? Es ist sonderbar, daß dieses Bild die Phantasie so lange foltert, bis sie den Stoff fortgesponnen hat. Vielleicht wendet das Mädchen die Augen, die jetzt sinnbethebend an diesem Herrbilde der Mannheit hängen, nach rechts, und der schwimmende Blick wird zu starrem Eis bei dem Anblick der Gruppe, die den Vater und die Geschwister vereint. Der Athem stockt, tiefe Blässe und brennendes Roth jagen über das Antlitz, und der Gedanke durchzuckt ihr Gehirn: „Was werden sie thun?“ Da richtet der Alte den Kopf empor, er zerrt die zweite Tochter, die mit unfäglichen Schmerz nach der Verlorenen zurückblickt, und den ahnungslosen Knaben fort und eilt hinweg. Ja, es zerreißt ihm das Herz, er möchte aufschreien in seinem Weh, aber sie soll nicht wissen, wie elend er geworden, fort, fort! Einen Augenblick schwanke das Mädchen, da schlägt ein cynisches Hohnlachen des Roué an ihr Ohr und der Trost des Bösen erwacht, ein Lächeln, für das keine Sprache Worte hat, umzuckt den schönen Mund. Es ist ja zu spät — darum weiter auf dem Pfade, — bis im tollen Rausche alles versunken ist, der lezte Rest von Schaam, und die Erinnerung. Und zulezt?! Was — die Seine ist tief! — — — So endet die fünfactige Tragödie, deren Höhepunkt uns Hermanns mit erschütternder, quälender Wahrheit vorführt. Die ganze Auffassung der Scene zeigt den Franzosen mit seinem angeborenen Talent, das dramatisch Wirkame eines Stoffes zu erfassen; sie zeigt den Realisten, der ohne Bedenken jede Consequenz zieht, wenn sie ihm vom Leben geboten scheint; sie zeigt den echten Künstler in der Richtung des Technischen und in der meisterhaften Charakteristik; sie zeigt — mir scheint es wenigstens so — einen Menschen, dem es daran gelegen war, ein Werk zu schaffen, das durch seine Kühnheit und Größe den Namen des Autors mit einem Male berühmt macht. Hermanns ist eine viel zu begabte Künstlernatur, um nicht über den Hauptfehler seines Bildes, die Lebensgröße, vollkommen im Klaren zu sein, — er muß es wissen, daß dadurch nicht nur die coloristische Durchführung leidet, sondern ebenso das Verlebende der Scene, die ganz nach dem Leben photographirt ist, sich vom Feinlichen zum Widerlichen steigern muß. Aber er wollte einen packenden Eindruck hervorbringen, und das ist ihm im höchsten Grade gelungen.

Die Hauptmacht des Bildes liegt in der Charakteristik, die von genialer Kraft Zeugniß gibt. Daran kann sich ein guter Theil unserer jungen Künstler ein Beispiel nehmen, alle jenen aufgeblähten Mittelmäßigkeiten, die nach dem kleinsten Erfolge, den ihre Clique sanctionirt, aufhören zu lernen, mit abgeflachten Linien weiter arbeiten, ihre Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit für Genialität, ihren absoluten Gedankenmangel für „malerisches Princip“ ausgeben, die von den ältern Meistern mit lässiger Gönnermiene, von den alten mit Achselzucken sprechen. Ja die Lebenden behalten immer Recht.

Die Malweise von Hermanns ist nicht ohne den Einfluß von Courbet entstanden, aber der Maler hat dessen Studitäten nicht angenommen und ist auch nur in seltenen Zügen von dem Hange nach der Darstellung des Häßlichen angekränkt. Sein Auge sieht mit einer selbst in Frankreich seltenen Schärfe. Bei fast allen Darstellern des modernen Lebens hat sich die Linie mit der Zeit conventionell entwickelt, hier ist noch die unmittelbare Frische der Auffassung, die, auf das ernste Studium der menschlichen Gestalt begründet, die individuellen Züge festzuhalten versteht. Die Bewegung und Haltung ist bis in das Kleinste folgerichtig durchgeführt; die schlaftrige Mattheit der halbberauschten Cocotte, die sinnliche Berbe der Blondine, die Schlappheit des Roué, die Haltung des alten Arbeiters u., alles ist studirt, und kein einziges Glied des Körpers widerspricht irgendwie der Logik der Situation — kurz es sind keine geistlos und slavisch copirten Modelle, sondern Gestalten, die sich auf der Kenntniß der Wirklichkeit in der Phantasie entwickelt haben.

Es ist nicht gerade zu wünschen, daß unsere Künstler sich auf das gleiche Stoffgebiet werfen, aber viele können aus dem Bilde lernen, wie man arbeiten soll.

Zum Schluß noch ein Wort an die Tugendhaften. In vielen Kreisen begegnete mir die Ansicht, das Bild sei geradezu gemein, man könne es ein junges Mädchen gar nicht sehen lassen. Abgesehen davon, daß dieses Bild den Höhepunkt einer besonderen Kunstanschauung darstellt, abgesehen davon, daß kein Künstler für Bacchische arbeitet, ist die ganze Opposition der „Tugendhaften“ einer der Widersprüche, an denen unsere moderne Gesellschaft überreich ist. Man führt die jungen Damen unter mütterlicher Obhut, die jeden Blick der Töchter erst die Jollischranke ihres

Auges passieren läßt, in Stücke, wie „Sphinx“, „Monsieur Alphonse“, „Dame mit den Camilien“, in Operetten von Offenbach und Lecocq, in denen allen die Ehe verspottet, mit Füßen getreten wird, in denen man das Evangelium vom Recht der Leidenschaft predigt, und es nur zu wundern ist, daß zum Schluß der Autor nicht erscheint und sagt: „Meine Herrschaften, gehen Sie hin und thun Sie dergleichen, es endet im Leben fast nie so tragisch — man liebt sich im Sturm, jagt sich Liebwohl und findet Erseh!“ Man läßt die jungen Mädchen in den besten Familien Romane lesen, wie die eines Sacher-Masoch sind — und dann schlägt man vor dem Bilde Hermanns die Hände zusammen, in dem wohl etwas Verlebendes, aber auch ein Zug sittlichen Ernstes liegt. Es ist eben eine jener hohlen Lügen, die selten aus keuscher Empfindung, sondern meistens aus falscher Brüderlie stammen, eine sanctionirte Heuchelei.

O. v. Leizner.

Moderne Menschen.

Fritz Faulmeier.

„Abjaffung des Christenthums — Lassalle und Schweizer haben die Lehre und That Christi übertroffen und ein neues Evangelium gebracht. Wiedererziehung der Göttin der Vernunft, indem Gott für einen Reactionär erklärt und beseitigt wird — Hinrichtung jedes Vernünftigen, der sich zu diesem neuen Cultus nicht bekehren will. Abjaffung der Ehe; das Weib ist Gemeingut, Nationaleigenthum, eine Sache, die gekauft, verliehen, verpfändet und als Object in die Cessio honorum aufgenommen werden kann. Kindererziehung durch den Staat. Abjaffung der Armut — Jeder ist Actionär und Theilhaber am allgemeinen Wohlstande — Staatshilfe für Jeden, der sich eigenjännig an der unidirektionalen Besitzlosigkeit nicht betheiligen will und Miene macht, in den langgewöhnten Pauperismus zurückzufallen. Die auri sacra fames wird begraben, das Erbrecht aufgehoben und Eigenthum als Diebstahl erklärt. Abjaffung der stehenden Heere und des Krieges und Einführung der allgemeinen Völkerverbrüderung. Besiegung des ewigen Friedens innerhalb der vereinigten europäischen Föderativrepubliken. Präsident der Menschheit ein Cigarrendreher; derselbe hat jedoch, um ihm alle Gelüste nach der Diktatur zu benehmen, weder Sitz noch Stimme in irgend welchem politischen Körper und existirt in einem mystischen Dunkel, ungesehen und mit unbekanntem Pflichten. Um Thronfolgestreitigkeiten vorzubeugen, wird er für unsterblich erklärt und die Lehre von seiner immer wieder geborenen werdenden Incarnation dem Dogma von der alleinseligmachenden Vernunft einverleibt. Abjaffung des modernen Staates, der Wissenschaft und der Künste und Anrührung des gesellschaftlichen Urbreiß. Trotz des ewigen Völkerfriedens Volksbewaffnung. Beseitigung der modernen Kultur unter gleichzeitiger Abjaffung aller Intoleranz und Polizeiherrschaft. Größte individuelle Freiheit, gleiches Recht für Alle, Beseitigung jeder Steuer, Abjaffung aller Stände, Rangunterschiede, Titel und Würden; das Wort „Zweihänder“ wird Anrede und Prädicat jedes Menschen mit alleiniger Ausnahme des präsidirenden Dalai-Lamas, dessen gelbe Mütze (er selbst bleibt unsichtbar) mit „Majestät“ begrüßt wird. Große einzige Productivassociation der europäischen Zweihänderfamilie mit Staatscredit; Zukunftsperspective: Glückseligkeitsbacchanale und Rhythmantänze; man singt Lobhymnen auf die Vernunft. Im Hintergrunde ein prächtiger Brand, aus dessen Flammen geborstene Säulenschäfte und zerschmetterte Capitale hervorleuchten, die den Untergang der Cultur versinnbildlichen. Abtötung der Arbeitermarjeillaise — der Taumel erreicht den höchsten Grad — allgemeine Anästhesie — — Anbruch des social-demokratisch-communistischen Zeitalters.“

Aus diesen Momenten setzte sich das Tableau zusammen, das der frühere Vergolder und Lackirer, jetzige Cigarrendreher Fritz Faulmeier, vor dem geistigen Blicke seiner staunenden Zuhörer eben entrollt hatte. Der Saal war nicht anheimelnd — wenige Gasflammen gossen auf die Köpfe der nach Hunderten zählenden Versammlung eine Art Rembrandt'sches Hellbuntel, und Tabatsqualm und Bier- und Branntweindünste lagerten wie die Wasserstoffgase der Pythischen Orakelhöhle über dem Ganzen. Fritz Faulmeier gehört zu den Langhalsen mit nicht vorpringendem Kiefergerüst, wie ihn auch seine in ununterbrochener Linie stehenden Zähne, sein aufrechter Gang, sein platt auftretender Fuß, seine Sprache und Behaarung im Allgemeinen als einen homo sapiens kennzeichnen. Alle

übrigen Leistungen seiner Person lagen außerhalb des rein Menschlichen, und ich lasse dahin gestellt, ob sie über oder unter das Niveau desselben zu setzen sind. Er trank mehr geistige Getränke, als ein normaler Zweihändermagen zu verarbeiten vermag — er fluchte mehr als irgend ein zelotisches, intolerantes Kirchenoberhaupt Centralasiens, das an irgend welchem Festtage den ganzen orbis terrarum, soweit er nicht zu demselben Glauben schwört, mit dem Anathema zu belegen pfllegt. Auch seine Logik war eine unmenschliche, und die größten und handgreiflichsten Widersprüche ruhten, trotz Aristoteles, Bacon, Leibniz und Locke, im Gehirn Fritz Faulmeyers friedlich neben einander und störten ihn nie in seiner Nachtruhe. Ich erinnere mich, daß ich als Schulfunge oft an seinem Häuschen vorübergegangen bin und sein blinkendes Firmenschild gelesen habe. Damals war er noch Vergolder und Lackirer und nährte sich schlecht und recht von seiner Hände Arbeit. Das Jahr 1848 aber hat es ihm angethan. Die vielen politischen Bürger- und Handwerkerversammlungen, auf denen die kreisende Maus kleinstädtisch-kannegießender Bierbedürftigkeit Berge des ungeheuerlichsten Blödsinns gebar, hatten ihm den Kopf verdreht und des Archimedes *dos μοι τον στω**) war an ihm zur Hälfte in Erfüllung gegangen: er hatte in der That einen Standpunkt außerhalb der realen Welt gefunden und bei dem Versuche, dieselbe aus den Angeln zu heben, allerdings nicht die Welt, wohl aber sein eigenes Hirn verrückt. Sein Geschäft ging sichtlich bergab — und je mehr es kränkelte, desto eifriger schimpfte und wetterte er in allerlei Volksversammlungen, bis der völlige Ruin eine Thatfache wurde und die Gerichte seinen Laden schlossen. Der bankrotte Vergolder machte nun verschiedene gesellschaftliche Wandlungen durch, bis er endlich als socialdemokratischer, Evangelist und Reiseprediger auftauchte, sein Leben, soweit er sich als Priester seiner heiligen Sache nicht von den Opfergaben des Altars nähren konnte, durch Cigarrenarbeit fristend. Wie weit er es in der letzteren Kunst gebracht haben mag, weiß ich nicht — wenn Jama Recht hat, so find der Cigarren, die er raucht, etliche mehr, als deren, die er dreht —, als socialdemokratischer Apostel hat er sich aber seinen Namen gemacht. Die Versammlungen, in denen er predigt und hegt und schimpft und schürt, sind immer Kopf an Kopf besucht („vollgerammt“ berichten seine Leiborgane), und er candidirt unter der Schaar seiner sinnbethörten, bedauernswerthen Hörer und Anhänger um einen Sitz im Reichstage.

Die Theorien, Gemeinplätze, Schlagwörter und logischen Salto mortale, die er heut Abend zum Besten gegeben hatte, waren das gärende Product seiner Beschäftigung mit unverdauten und unverdaulichen Broschüren, Flugschriften und Tagesblättern der neuen, gesellschaftsfeindlichen, socialen Schule, und was ihm an feinerem, eingehendem Verständnis, an Bildung und Formgewandtheit des Ausdrucks gebrach, das ersetzte er durch einen verben, kausischen Realismus der Metaphern und durch den Cynismus seiner vor nichts zurückweichenden Schlussfolgerungen. Uner-schütterlich und unberührt durch die Demonstrationen einer manchmal nicht ganz zu vermeidenden, zaghaft-schüchternen Gegnerschaft, pfliegte Fritz Faulmeyer den Witz seiner schon tausendmal wiederholten Beglückungslehren todt zu hegen, und selbst die öftere Anwesenheit eines Polizeibeamten störte ihn nicht in seiner socialdemokratischen Infallibilität; er war das ächte Bild der Unverschämtheit, wie es sich aus mangelnder Schulbildung, Rohheit der Sitten, Genußsucht und einem theilschen Größenwahnsinn zusammensetzt. Dazu bligte es manchmal wie Menschenverachtung und Hohn um seine dicken, grobkörnlichen Lippen — ich glaube, der Mann war sich der Hinfälligkeit seiner Tiraden hin und wieder bewußt, und daß er sie dennoch vortragen durfte und kurzschichtige, selbstmörderische Seelen fand, die auf das Raubgold seines Bombastes wie auf Edelmetall schworen, das mochte ihn wohl mit Eitel an seinem eigenen Geschlechte erfüllen. Jeder Schwindler, der mit dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen erwerbsmäßig Taschenspielerkünste treibt und jahraus, jahrein dieselbe Melodie pfeifen muß, damit die Gimpel sich anlocken und fangen lassen, hat Augenblicke, wo er sich etwas von jener „gesinnungstüchtigen Opposition“ wünscht, die ein geistreicher König Preußens an einem revolutionären Dichter liebte, oder wo er jenen englischen Minister zu begreifen anfängt, der sich eine Opposition schaffen zu wollen erklärte, wenn er keine gehabt hätte. Aus den armseligen Heerden, die das Auditorium Fritz Faulmeyers zu bilden pfliegen, konnte eine solche Opposition schwerlich erwachsen, und wo etwas, was ihr nur ent-

fernt ähnlich sah, einmal bescheiden das Haupt erhob, da wurde es von seinen fanatischen Helfershelfern todt geschrien oder halbtodt geprügelt. So lag ein Zug von Eitel und Verachtung um den Mund des Pseudoapostels und eine Erinnerung an jenes überzeugungsvolle „Hier stehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir — Amen!“ unseres großen Kirchenreformators, war auf dem Gesichte Faulmeyers nirgends zu entdecken. „Hier stehe ich,“ ja, das war eine Thatfache, eine nicht wegzuleugnende — aber er stand nicht wie Luther, um keiner Gewalt und Versuchung zu weichen, sondern seine gemachte Ueberzeugung war so fadenscheinig, daß man instinctiv fühlte, wie dieser Wolf im Schafskleide für einen höheren Preis auch in ein anderes Lager überzugehen jeden Augenblick bereit sei. „Ich kann nicht anders“ — auch dieses wohlthuende Wort erkante nicht aus seinem Vortrage. Dieser Mann konnte wie er wollte — seine Rede war nicht das Product einer inneren Nothwendigkeit, sondern die wandelbare Wirkung seiner äußeren, heruntergekommenen Lage. Hätte ich dem Redner sein zwangsweise verkauftcs Häuschen, sein feileres Geschäft mit dem vergoldeten Firmenschild wiedergeben und die jüngsten Jahre seines verbummelten, arbeitsscheuen und verklumpten Lebens austreichen können — hier, in diesem Raume und vor dieser Versammlung würde er so nicht gestanden, so nicht gesprochen haben.

Der Vortrag war beendet, und Fritz Faulmeyer hatte sich nicht gescheut, die letzten Consequenzen seiner wahnwitzigen Grundsätze und Prämissen zu ziehen. Ihm war jene antike Sensitivität eines Timotheus unbekannt, der auf seinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia das Gesicht des Vaters derselben lieber verhüllt darstellte, als es in dem ihm zukommenden Grade des Schmerzes zu zeigen und dadurch die Grenze des Schönen zu überschreiten, er hatte ohne Jagen den Untergang der modernen Gesellschaft erschöpfend geschildert und den bluttriefenden Triumph der von ihm vertretenen Sache auf den rauchenden Trümmern der Cultur ausgemalt. Weisfalsalben der naiven Zuhörer beglückten ihn und wie ein Fuchs den Hühnerstall, so verließ der Held des Abends die Rednerbühne.

Gerhard von Amyntor.

Notizen.

Die Nachrichten aus Frankreich werden bald wieder ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Die Wahlen stehen dort in einigen Wochen bevor, und wahrscheinlich wird eine conservativ-republicanische Majorität aus den Urnen des allgemeinen Stimmrechts hervorgehen. Jedenfalls werden die neuen Kammerer sich anständig annehmen und nicht bonapartistisch zusammengetrommelt sein. Man wird nicht leugnen können, daß das so oft todtgesagte Frankreich sich überraschend schnell erholt. Es soll in Paris wieder Alles sehr flott hergehen. Einige Zeitungs-Correspondenten haben allerdings das Neujahrs-geschäft als ähnlich still, wie das Berliner um Weihnachten beschrieben. Aber Privatbriefe lauten anders und schildern nicht ohne eine gewisse Eifersucht das fröhliche Pariser Treiben am Sylvesterabend und am folgenden Tage. Genau um Mitternacht war Frost mit einigem Schneegestöber eingetreten, während die glücklichen Bewohner der französischen Hauptstadt bis dahin mildes Wetter gehabt hatten. Man kann darauf wetten, daß sie seit October jedenfalls die Sonne häufiger erblickt haben als die Berliner, die fast verlernt hatten, wie sie aussah. Es fehlte nicht viel, so hätte auch von Berlin gemeldet werden können, was ein Neapolitaner, allerdings mit einiger Uebertreibung, nach der Rückkehr von einem Winteraufenthalt in London seinen Landsleuten erzählte. Er behauptete nämlich, wenn in London einmal die Sonne scheine, werde dies der Stadt durch einen Kanonenschuß angezeigt. Jedenfalls wurden auch wir seit den letzten Monaten durch klaren Himmel nicht verwöhnt, und vielleicht hat auch das zu der politischen Verstimmlung beigetragen. Was helfen die schönsten nationalen Impulse, wenn alle Welt den Schnupfen hat! Um auf Frankreich zurückzukommen, so scheint die neuliche Strafpredigt von hoher Seite, daß man sich zuviel mit jenem Nachbar beschäftige, noch keine rechten

*) Gib mir (einen Punkt), wo ich stehe.

Früchte getragen zu haben. Diese sonderbaren Leute an den Ufern der Seine haben das Geheimniß, bei allen Wendungen ihres Geschicks interessant zu bleiben. Wie sie es anfangen, weiß der Himmel. Unsere brave, tüchtige Heimat steht dagegen trotz aller sonstigen Fortschritte immerhin etwas ab. Wir sind groß, stark, mächtig geworden. Man respectirt uns ganz anders als früher; aber Kenner wollen bemerkt haben, daß wir nicht immer amüßant wären. Derjelbe Staatsmann, der es mißbilligte, daß die geringsten Vorgänge bei den Franzosen unsere Theilnahme oder doch unsere Neugierde wachhielten, soll früher geäußert haben, das Verweilen während eines einzigen Jahres in Paris sei für die geistige Entwicklung wichtiger als ein mehrjähriger Curfus auf einer deutschen Universität. Eine derartige Regelei auszusprechen, hätte sicherlich niemand ohne Berufung auf solche Autorität jemals gewagt. Und wer hat nicht selbst bemerkt, wie vorstarke Personen, wenn sie von Paris zurückkommen, mit einem male herab und mittheilungsvoll erschienen. So anregend hatte die pariser Luft auf sie gewirkt. Nicht ganz klar ist auch ein anderer Vorwurf von derselben maßgebenden Seite an jenem verhängnisvollen Parlamentabend erschienen, daß die deutsche Presse nämlich sensationelle Neigungen verrathe. Man hatte, offen gestanden, wenig davon verspürt, sondern wenigstens bei einem Theil der vaterländischen Blätter eine gelassene Apathie wahrnehmen wollen. Wer durch seinen Beruf veranlaßt ist, viele Zeitungen zu lesen, wird sich oft genug nach einer padenden Nachricht, und wäre sie auch nicht ganz wahr, oder einem frischen Gedanken vergebens gesehnt haben. Hat der einheimische Journalist einmal eine interessante, aber etwas problematische Neuigkeit, so fühlt er beim Schreiben, wie ihm der Censor über die Schulter sieht und in der Angst vor einem officiösen Dementi wendet er die Sache so lange hin und her, begleitet sie mit so vielfachen Wenn und Aber, daß die Spitze abbricht und das Publicum um sein Vergnügen kommt. Damit weiß man in Frankreich besser umzugehen, wie York Sterne sagt. Aber auch der englische Humor ist hier nicht übercal zu Hause. Ein vorbriefflich angelegter Professor der Psychologie, der gefragt wurde, woher dieser Mangel eines Bruchtheiles der deutschen Schriftsteller stammen möge, wollte die negative Erscheinung durch einen gewissen, einigen diesseitigen Staatsbürgern mit Recht oder Unrecht nachgesagten Neid erklären. Wer neidisch ist, meinte er, könne nicht harmlos scherzen, so wenig wie böse Menschen Lieder hätten. Vielleicht ändert sich das Alles mit den Jahren. Wir sind wenigstens im Reiche noch sehr jung und werden gewiß bei längerer Erfahrung manchen Fehler verlieren, an mancher gesellschaftlichen Tugend reicher werden. Wer möchte sagen, ob nicht dereinst selbst Moltke sein bekanntes, etwas hartes Wort von vor zwei Jahren zurücknehmen und eingestehen wird, daß, wenn wir uns rechte Mühe geben, wir eben so liebenswürdig sein können wie andere Völker.

Bühnenjubiläen.

Rudolf Gottschall macht in der „Nationalzeitung“ auf zwei bevorstehende Bühnenjubiläen aufmerksam. Am 1. Februar feiert Franz von Dingelstedt, der jetzt oberster Leiter des K. K. Hofburgtheaters in Wien ist, sein 25jähriges Directorjubiläum, und am 1. Juni Sr. Exc. Herr B. von Hülsen das 25jährige Jubiläum als Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin.

Zu diesen beiden kommt noch ein drittes Bühnenjubiläum hinzu, auf das wir alle Freunde des deutschen Theaters und namentlich alle deutschen Bühnenvorstände angelegentlichst aufmerksam machen möchten. Am 15. Februar werden fünfzig Jahre seit der ersten Aufführung des dramatischen Erstlingswerks von E. A. Görner verfloßen sein. Dies erste Lustspiel „Gärtner und Gärtnerin“ wurde am 15. Februar 1826 in Freiberg aufgeführt. Während der letzten fünf Decennien hat Görner, der unausgesetzt der Bühne als darstellendes Mitglied und vorzüglicher Regisseur angehört hat — er war früher Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin, dann Director am Hoftheater in Neustrelitz und ist augenblicklich Oberregisseur an einer der hervorragendsten Bühnen Deutschlands: am Thalia-Theater in Hamburg — nicht weniger denn 148 Stücke geschrieben, von denen 117 im Buchhandel erschienen sind. Einige derselben, wie „Der geadelte Kaufmann“, „Englisch“, „Das Salz der Ehe“, „Eine kleine Erzählung ohne Namen“, „Ein glücklicher Familienvater“, „Tautchen Unverzagt“, „Sperling und Sperber“, „En-

passant“ und in letzterer Zeit namentlich die Weihnachtsmärchen, sind über alle Bühnen unseres Vaterlandes gegangen. Wenn die Hauptproduction Görners in eine Zeit gefallen wäre, in der die Rechte der dramatischen Dichter schon durch das Gesetz geschützt gewesen wären, und in der eine gewissenhaft geleitete Genossenschaft der dramatischen Autoren die Wahrnehmung dieser Rechte überwacht hätte — der fruchtbare und oft so glückliche Bühnenschriftsteller würde sich ein Vermögen erworben haben, das ihm in seinem Alter ein behagliches Wohlleben und den Seinigen die Zukunft sicherte. Aber leider ist es Görner wie allen seinen Zeitgenossen, die für die Bühnen in Deutschland gearbeitet haben, ergangen. Die Theaterdirectoren und Agenten haben sich an seinen Werken bereichert, und der Dichter selbst ist leer ausgegangen. Der jetzt siebzigjährige Mann hat keine Schätze angesammelt; er hat für seine Familie nichts ersparen können, er hat nach einem langen, mühevollen und erfolgreichen Leben nicht einmal das tröstliche Bewußtsein, daß, wenn er die Augen schließt, für seine Familie genügend gesorgt ist. Der 15. Februar dieses Jahres würde den Bühnenvorständen die Gelegenheit bieten, einen Theil der Schuld, die ihre Vorgänger an Görner begangen haben, wieder abzutragen. Wenn ein Comité, das aus einigen der maßgebenden Bühnenleiter, Regisseure, Schauspieler und dramatischen Dichter bestehen könnte, die Vorstände der deutschen Theater dazu aufforderte, das fünfzigjährige Jubiläum E. A. Görners durch ein Benefiz für den verdienstlichen Bühnenveteranen zu feiern, so würde der Versuch, in der ehrenvollsten Weise eine Sünde der Vergangenheit wieder gut zu machen, gewiß erfolgreich sein.

Möchte diese Anregung auf fruchtbaren Boden fallen.

§. 3.

* * *

Die „Deutsche Warte“, redigirt von Dr. Bruno Meyer, hat mit dem 1. Januar dieses Jahres zu erscheinen aufgehört. So verdienstlich auch die Bestrebungen des letzten Herausgebers gewesen sind, vermochte er dennoch die Sünden der Vorgänger nicht zu tilgen. An neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Presse ist kein Mangel; neben der „Seeereszeitung“, deren Probenummer vortrefflich redigirt ist, liegen uns „Die deutsche Warte für Gesundheitspflege“ vor, die Richard Lesser in Eisenach herausgibt. Das Programm dieses Blattes ist sehr originell; es will nicht nur verschiedene Heilmittel, die bewährt sind, zu allgemeiner Kenntniß bringen, sondern Surrogate für Nahrungsmittel und Inhalationsapparate u. dgl. liefern. Hausapotheken, Inhalationsapparate u. dgl. alles ist durch die „Deutsche Warte“ aus den besten Quellen zu beziehen. Der Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, ist ein sehr nützlicher, kann aber nur durch den thätigsten Antheil des Publicums wirklich segensreich werden.

* * *

Wir machen darauf aufmerksam, daß binnen kurzer Zeit im Verlag von F. A. Perthes in Gotha eine deutsche Uebersetzung des interessanten Buches „Japan“ von Udam, über welches wir eine eingehende Besprechung gebracht haben, erscheinen wird. Die Uebersetzung rührt von Dr. Emil Lehmann in Hamburg her.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das Fallissement des Herrn Fjalde.

Die Frage, ob Herr Fjalde, der Held im Björnson'schen „Fallissement“, insolvent oder insufficient ist, hat uns eine ganze Reihe von Meinungsäußerungen aus kaufmännischen und juristischen Kreisen zugeführt, deren Abdruck wir uns leider schon aus räumlichen Gründen versagen müssen. Dagegen ist es wohl nicht mehr als recht und billig, dem Nächsthetheiligten das Wort zu geben.

Björnsterne Björnson beehrt uns als „Advocat Berent“ mit folgender Zuschrift, welche Edmund Lobedanz in Kopenhagen in der charakteristischen Weise des Advocaten Berent in's Deutsche übertragen hat.

Herrn Dr. Alexander Meyer, Berlin.

Obwohl ich Ihnen für die günstige Meinung, meinen Charakter betreffend, danke, beklage ich, daß ich dem Ihrigen, den ich mir nach Ihrem Artikel „Die Bilanz des Herrn Tjälde“ lebhaft vorstellen kann, nicht mehr entspreche.

Wie ich sehe, mißbilligen Sie meine Art des Eindringens bei Herrn Tjälde (den abermals vor die Lampen zu ziehen, mir leid thut). Sie zweifeln an der Möglichkeit, daß es in der Wirklichkeit so zugehen kann. Ich antworte Ihnen lediglich darauf, daß es in meiner langen Praxis nicht das erste Mal ist, daß die Leute Dieses oder Jenes von dem, was ich gethan habe, für unmöglich erklärten.

Der, welcher bisweilen die Aufgabe hat, sich in das Geschäft eines Andern einzudrängen, um diesen zu hindern mehr Schaden zu thun als nothwendig ist, fängt damit an, seinen Mann und dessen Lage zu studiren. Dies thue ich sehr sorgfältig.

Ich wußte also, mit wem ich es zu thun haben würde. Ich wußte, daß Herr Tjälde dem Bevollmächtigten der Banken „mehr als gerne“ seine sogenannte Bilanz vorlegen würde. Nur mußte der Vorwand mit Vorsicht gewählt werden. Unsererseits mußte kein Zweifel, seinerseits keine Absicht verrathen werden.

Wenn sich gleichzeitig 25 Auswege dargeboten hätten, Geld zu schaffen — Herr Tjälde hätte sie alle miteinander ergriffen! Hatte er nicht für den Augenblick hinreichend Gebrauch für alles Geld, was er bekommen konnte, — er schuf sich denselben durch eine neue Berechnung über eine neue Speculation, denn darin bestand ja seine Krankheit.

Demnach wußte ich, daß er, an die Möglichkeit eines neuen Auswegs denkend, mir alle Thüren sperrweit öffnen würde, und zwar auf das allerleiseste Ersuchen hin; als er es wirklich that, — kann mir es da Jemand verdenken, daß ich eintrat und mich festsetzte, indem ich es darauf ankommen ließ, ob Jemand im Stande sei, mich wieder hinaus zu treiben?

Was ihre Großhändler und Fabrikanten im Nationaltheater zu Berlin auch sagen mögen, — ich finde es auch jetzt nicht so wunderbar, daß Herr Tjälde nicht dazu im Stande war.

Daß ich ihn gerade in Betreff seiner eignen sogenannten Bilanz sprechen wollte, — darüber kann Niemand sich mit Recht wundern, der im geringsten die Art von Kaufleuten kennt, wozu Herr Tjälde damals leider gehörte.

Das wäre also das, was mein individuelles Verfahren betrifft; hierauf ein wenig über meine individuelle Moral, — oder, um es sofort zu sagen, auch ein wenig über die Ihrige.

Sie können nicht einsehen, daß Herr Tjälde damals insolvent war (außer Stande seine Wechsel zu bezahlen). Sie glauben, er sei bloß (?) insufficient gewesen (also, daß seine Activa längere Zeit geringer waren als seine Passiva). Verehrter Herr! Dies bloß erschreckt mich, aber noch mehr erschreckt mich Ihre Annahme, daß man ihm dennoch hätte helfen müssen, damit er sich „über Wasser hätte halten können“. Sie stützen dies auf den Zustand der Masse nach einer, wie ich sagen darf, guten Administration durch 2 oder 3 Jahre. Damit werden Sie ziemlich allein stehen.

Es geht nämlich nicht an, die Administration der Masse durch die Banken, welche Geld genug haben, das Holz-, Schiffbauerei- und Brauereigeschäft durch jede Krise zu führen, und zugleich Besonnenheit besitzen, keine fremden Speculationselemente hineinzumischen, — es geht nicht an, sage ich, das zum Maßstab zu nehmen, wie Herr Tjälde sich mit fremdem Gelde, zu enormen Zinsen in der Krise, und in der ewigen Versuchung, die die Macht der Gewohnheit unwiderstehlich gemacht hatte, allerlei ungehörige Projecte mit hineinzumischen, hätte durchhelfen können.

Zu allen Zeiten und überall werden sicherlich die Gläubiger, für welche hier gehandelt werden sollte, sich verbitten, daß ihre Interessen nach einer Beurtheilung des Status wahrgenommen werden, wie Sie sie in diesem Falle aufgestellt haben; — wollen wir durchaus von ungesunden Grundsätzen reden, dann glaube ich, daß dieser dazu gehört.

Sie sind ebenfalls unzufrieden mit dem Werth, wozu ich Herrn Tjälde's Besitzthümer, an Grund und Boden zc. reducirte; Sie beklagen, daß die „juristischen und landwirthschaftlichen Literaturen“ die Frage sehr schwabend nennen, nach welchen Regeln Grundstücken in eines Geschäftsmannes Bilanz ein Werth gegeben werden soll, und fügen hinzu, daß, wenn das Obertribunal in Berlin nach den meinigen urtheilte, aller Handel bedroht wäre.

Ich beschränke mich darauf, das Obertribunal in Berlin zu beklagen, das wahrscheinlich in jeder Woche eine bestimmte Entscheidung in Etwas treffen muß, das die juristische und landwirthschaftliche Literatur in der Schwebe bleiben läßt, meine indessen im übrigen, daß der Zustand des Hauses Tjälde damals nicht durch die Genannten beurtheilt wurde, sondern von den Creditoren der Masse durch mich.

Wenn ich das Pfand, wie es vorlag, für besser halten wollte, als was eine augenblickliche Realisation daraus machen würde, so geschah es nicht, weil ich überhaupt unter andern Umständen, und einem andern Mann gegenüber, nicht auch hätte anders handeln können. Darüber läßt sich keine allgemein gültige Entscheidung treffen. Sollte ich einmal die Ehre haben, Ihr Interesse, mein Herr, wahrzunehmen, einem verdächtigen Schuldner gegenüber, so hoffe ich, daß Sie mir danken werden, wenn meine „individuelle“ Ansicht von den Verhältnissen Ihr Geld gerettet hat.

Wenn Sie gleichzeitig Mitleid mit dem haben, den ich behandeln mußte, und finden, daß ich zu hart gewesen bin, so daß Sie sich „verstimmt“ fühlen, so erlaube ich mir, dieses letzte „individuell“ zu finden; ich kann selbst mein Urtheil in dieser Beziehung nicht ändern, wenn etwa mehrere ebenso fühlen sollten.

Ich stehe nämlich schroff Ihnen und diesen mehreren in demjenigen gegenüber, was Sie zu einer „substantiellen Sittlichkeitsmacht“ erhoben haben wollen. Ich bin ziemlich bejahrt und gehöre zu einer strengeren Schule.

Christiania, den 30. December 1876.

Berent, Advocat.
(Wjörnsterne Wjörnson.)

* * *

Sehr geehrte Redaction!

In dem Aufsätze: „Christus und Muhamed“ (Nr. 52 der „Gegenwart“, S. 421) redet Herr Th. Wenzelburger von der „High-Church“ in England und nennt sie die verächtlichste „aller Kirchen“. Erlauben Sie in Bezug darauf einem regelmäßigen Leser Ihres geschätzten Blattes die kurze Bemerkung, daß es eine „Hochkirche“ als Kirche überhaupt nicht gibt. Herr Wenzelburger ist es gegangen wie vielen anderen: er verwechselt eine Richtung der englischen Staatskirche mit dieser selbst. „High-Church“ ist nichts anderes als die seit 1833 neu aufgekommene „anglo-katholische“ (tractarianische oder puseyitische) Partei der „englisch-bischöflichen“ oder „Staatskirche“, die in England selbst „the Anglican Church“, häufiger „the Establishment“ oder „the Established Church“ (d. h. the Protestant oder Reformed Church as by Law established), auch „the United Church of England and Ireland“ heißt, welche letztere Bezeichnung aber seit der Aufhebung der Staatskirche in Irland in Wegfall kommen muß. Eben dieser Kirche gehören außer der „hochkirchlichen“ Partei auch ihre Gegner, die „Law Church“ (die sogenannte „evangelische“ Partei) und die „Broad Church“ an. Daraus dürfte sich ergeben, daß es zum mindesten auf einer Ungenauigkeit beruht, wenn man die Begriffe „Staatskirche“ und „Hochkirche“ identificirt.

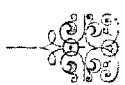
Außerdem darf ich wohl die Berichtigung beifügen, daß es eine „Missionsanstalt“ in Calcutta gar nicht gibt, wie auch, daß die Baseler Missionsanstalt gar keine Missionäre in Niederländisch-Indien besitzt. In ihren „Berichten“ kann mithin Herr Wenzelburger das nicht gelesen haben, was er als die Quintessenz ihrer Erzählungen mittheilt. Vielleicht ist ihm hier eine Verwechslung mit den Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft in Warmen begegnet.

G. in W., 4. Jan. 1876.

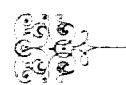
S. A.

Inserate.

1843]



Illustrirte Zeitung.



[1876

Wöchentliche Nachrichten über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Musik, Theater und Mode.

Auf die in Leipzig seit 1843 wöchentlich erscheinende „Illustrirte Zeitung“ werden Bestellungen für 1876 zum vierteljährlichen Preis von 6 Mark in allen Buchhandlungen, Post- und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

(H. 36749)

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten

von

Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S. erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin, N.W., 32. Louisestrasse

Instruktive Clavierwerke

von

A. Loeschhorn.

- Op. 3. Etude de Salon. M. 1.75.
 Op. 96. Aus der Kinderwelt. Leichte character. Tonbilder. Heft I. u. II. à M. 2.00.
 Op. 100. Aus der Kinderwelt. II. Serie. Heft I. u. II. à M. 2.25.
 Op. 101. Drei instruktive Sonaten. Nr. 1. i. C., Nr. 2. i. Am., Nr. 3. i. D. à M. 1.75.
 Op. 113. Leichte u. instruktive vierhändige Stücke. Heft I., II. u. III. à M. 2.00.
 Op. 118. Charakteristische Studien. Heft I., II. u. III. à M. 4.00.
 Op. 124. 126. 128. Sechs leichte Sonatinen. à M. 1.50.
 Verlag v. **C. A. Challier & Co.**, Berlin.

Für Redactionen!

Ein akademisch gebildeter junger Mann, der bereits literarisch thätig gewesen, sucht Stellung bei einer belletristischen Zeitschrift oder beim Feuilleton einer größeren Zeitung. — Gest. Offerten sub J. R. 9294. an Rad. Mosse, Berlin S.W., erbeten.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

In der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin S.W., ist erschienen:

SACHS' eneyklopäd. Wörterbuch

der französischen und deutschen Sprache. Von den Autoritäten des Faches, wie Sanders, Herrig, Schmitz, Diez, Tobler, Bartsch etc., als das beste seiner Art empfohlen.

(Vergl. Gegenwart Nr. 21. v. 1875.)

A. Grosse Ausgabe.

I. Theil (Franz.-deutsch). eplt. brochirt 28 M., gebunden 32 M.
 II. Theil (Deutsch-franz.).

1. April 1874 i. Lfrg. à 1 M. 20 S. erscheinend.

B. Hand- u. Schul-Ausgabe.

I. Theil (Französisch-deutsch). broch. 4 M. 50 S., geb. 6 M.

In unserem Verlage erscheint demnächst:
 Grosse Sonate f. P. u. Violine,
 Grosses Trio f. P., Violine u. Cello
 aus dem Nachlass von
FRANZ BENDEL.

Früher erschienen in unserm Verlage von demselben Componisten:

- Op. 126. Roccoco-Tanz f. P. M. 1.75.
 Op. 127. Kindesträume f. P. M. 1.25.
 Op. 128. Valse de Concert f. P. M. 2.00.
 Op. 129. Serbischer Marsch f. P. M. 1.75.
 Op. 130. Mondnacht auf den Lagunen. Salonstück f. P. M. 2.00.
 Op. 131. Ballade f. P. M. 2.50.

C. A. Challier & Co., Musik-Verlag. Berlin.

Neuestes Werk über die Marine.

Burger, Buch u. d. deutschen Flotte. Preis nur 30 S. (Bzg. v. Büttmann & Gerriets Nachf., Varel.)

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen
 von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 M. 50 S., gebd. m. Goldschn. 2 M. 50 S.

Deutsche Romanzeitung

Verlag von **Otto Janke** in Berlin.

Man abonniert auf das neue Quartal für 3½ Mark bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

bietet für den in guten Lese-Instituten üblichen Leihpreis die neuesten Erscheinungen der beliebtesten deutschen Schriftsteller als Eigentum. Der neue Jahrgang 1876 bringt folgende Romane: Verwaist, von Golo Raimund. — Die Kinder des Sträflings, von Balduin Möllhausen. — Das Buch mit sieben Siegeln, von Karl Adalbert. — Benedicta, von Karl Detlef. — Des Mißtrauens Opfer, von H. C. Brachvogel. — Ein Adjutant Napoleons, von W. Raven. — Einen großen Roman von W. Jensen. — Feuilleton von R. Schweichel u. c.

Einbanddecken

zum 8. Bande der „Gegenwart“ sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART“.

Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
 Druck von **H. G. Teubner** in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisestrasse 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Bu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“. Plaudereien eines alten Journalisten. I—III. — Die orientalische Frage. Von Rhenanus. — Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas. — Literatur und Kunst: Im Paradiese. Roman in sieben Bänden von Paul Heyse. Besprochen von Paul Lindau. II. — Olympia. Von L.—I. (Schluß.) — Eine Plauderei mit Victorien Sardou. Von Gottlieb Ritter. — Notizen. — Inserate.

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“.

Plaudereien eines alten Journalisten.

I.

Seit etwa vier Wochen schon wird in Deutschland das Thema der officiellen Presse mit außerordentlichem Eifer discutirt. Man kann kein Blatt in die Hand nehmen, ohne darin auf Berichte zu stoßen darüber, was der Reichskanzler über seine Beziehungen zu der Presse gethan und gesagt hat, oder gesagt haben soll, woran sich dann Erwägungs- und Zweifelsgründe aller Art knüpfen. Wir wollen versuchen, einige Klarheit in dieses etwas verworrene Thema zu bringen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns über die Begriffe verständigen und die Thatfachen Revue passiren lassen. Wir bitten jedoch von vornherein den geehrten Leser, sich keinen Hoffnungen auf „Enthüllungen“ oder Sensationsnachrichten hinzugeben. Alle diese Dinge sind ziemlich allgemein bekannt. Sie werden nur in der Hitze der Debatten zuweilen von der Parteien Haß und Gunst entstellt. Wir dagegen wollen uns bestreben, sie sine ira et studio nach bestem Wissen und Gewissen darzustellen, indem wir uns auf die Grundfragen beschränken und Nebensächliches mit Stillschweigen übergehen.

Was ist ein „Reptil“?

Dies Wort ist in aller Leute Mund, man denkt sich etwas sehr Schlimmes dabei, aber man weiß nicht recht, was. Die Meisten kennen noch nicht einmal seinen Ursprung, obgleich es seit kaum einem Dustrum erst im Gebrauch ist.

Das Wort hat folgende Entstehung:

Am 29. Januar 1869 hatte das preussische Abgeordnetenhaus die Beschlagnahme der dem König Georg V. ausgeworfenen Fonds discutirt und beschlossen. Am 30. Januar folgte die Berathung des Gesetzes wegen Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, welche Beschlagnahme jetzt durch das Aussterben der kurfürstlichen Dynastie hinfällig geworden ist. Der Bundeskanzler und preussische Ministerpräsident Graf Bismarck nahm an beiden Tagen theil an der Debatte. Gegenüber den Rednern der Opposition, der Clericalen, sowohl als der radicalen, welche die Agitationen, die von Peking und von Horsowitz (oder Prag) ausgingen, wie die Ansammlung einer Welfenlegion auf französischem Gebiet, die Eingabe des Kurfürsten an die Mächte des Auslands, worin er dieselben auffordert, gegen Preußen einzuschreiten und ihm „seinen“ Thron wieder zu verschaffen, welche alle diese Dinge als höchst harmlos und gleichgültig darzustellen bemüht waren, gab der Ministerpräsident in wenigen großen Strichen ein Bild,

das eigentlich nur den Politikern von Fach verständlich war. Er deutete an, welche Wolken sich seit 1866 zeitweise an dem europäischen Himmel gezeigt hatten, um den Frieden in Frage zu stellen, und wie stets nach Maßgabe der Steigerung einer wirklichen oder scheinbaren Bedrohung des Friedens auch jene Agitationen sich immer mehr gesteigert und einen bedrohlichen Charakter angenommen, welchen er, Graf Bismarck, nicht habe ignoriren dürfen, wenn er sich seiner Pflichten und seiner Verantwortlichkeit gegenüber Preußen und Deutschland bewußt war. „Der schlaftrunkene Kämmerling des König Duncan,“ sagte er mit einem seiner packenden Gleichnisse, „sah den Dolch des Macbeth nicht; aber die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es, die Augen offen zu haben und wach zu sein“.

Heute sind wir über die Ereignisse besser unterrichtet als damals. Wir wissen, daß infolge der Entrevue in Salzburg der Friede im Westen bedroht war, und daß nur der höchst unerwartete Ausbruch der spanischen Revolution diesen Zettlungen ein Ende gemacht hat. Wir wissen, daß Gefahren auch im Südosten sich zeigten, wo der großrumänische Minister Bratianu bewaffnete Banden in Bulgarien einfallen ließ und gegen Ungarn rüstete, und daß diese Gefahren erst schwanden, als am 28. October 1868 statt des aggressiven Bratianu das conservative Ministerium Ghika-Cogolnitscheanu in den Donaufürstenthümern an die Spitze der Geschäfte trat. Heute, wenn wir diese Reden vom 29. und 30. Januar 1869 lesen und dabei auch an die Ereignisse von 1870 denken, werden wir sie besser verstehen, als damals; — im Gegensatz zu andern Reden, welche wir heute schon nicht mehr verstehen, weil die Nullitäten von damals, um die sie sich drehen, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Gegenüber denjenigen Rednern, welche fürchteten, die Einkünfte der kurhessischen Fonds würden mißbräuchlich zu Spionage verwendet, äußerte Graf Bismarck:

„Ueberall wo Fäulniß ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit reinen Glacehandschuhen anfassen kann. Dieser Thatfache gegenüber sprechen sie doch nicht von Spionierwesen! Ich bin nicht zum Spion geboren meiner ganzen Natur nach. Aber ich glaube, wir verdienen Ihren Dank, wenn wir uns dazu hergeben, bössartige Reptilien zu verfolgen bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben. Probieren Sie doch selbst erst, ob Sie Pech anfassen können, ohne sich zu bejudelein“.

Er fügte noch hinzu, daß auf diesen Fonds Verpflichtungen hafteten gegenüber dem hessischen Lande, und daß es für die Regierung Ehrensache sei, dieselben gewissenhaft zu erfüllen; und in der That sind die Einkünfte der Fonds vorzugsweise zu Gunsten des Theaters, der Schlösser und Parks und der Kunst-

sammlungen weiland Kurhessens verwendet worden. Doch, wir wollen nicht Bekanntes wiederholen, sondern nur constatiren, daß die „Reptilien“ vom 30. Januar 1869 datiren.

II.

Das Wort „Reptil“ war neu in der parlamentarischen Sprache, welche sich gewöhnlich in ziemlich ausgefahrenen Geleisen bewegt. Es kitzelte das Ohr und nahm die Aufmerksamkeit der Presse in Anspruch. Infolge dessen übertrug sich der naturwissenschaftliche Ausdruck auf das Gebiet der Politik, und zwar vermittelt einer bemerkenswerthen Verschiebung.

Es ist ein eigenthümliches Ding mit den politischen Partei- und Schlagworten. Sie ändern, so lange sie überhaupt noch beweglich sind, über Nacht Sinn und Bedeutung. Es ist bekannt, daß z. B. die Parteinamen *Wigh* und *Gueuse* (*gueux; les gueux, les gueux sont les gens heureux*, sagt *Béranger*) ursprünglich Schimpfnamen waren, welche die Gegner ausgesprochen hatten. Die beschimpfte Partei adoptirte sie, um sie in Ehrennamen zu verwandeln. Sie wurden Parteinamen mit fester Währung, circulirendes Medium vom „legal tender“. Aus tollem Schimpf wurden sie ehrbarer, solider, stehender Glimpf.

Mit dem „Reptil“ ging es anders. Das geflügelte Wort war gegen die Agenten von Giezing und Prag gerichtet, namentlich gegen diejenigen, welche mit dem Auslande Beziehungen verdächtiger Art unterhielten, — was bekanntlich in Deutschland infolge unsrer zerrissnen viel- und kleinstaatlichen Vergangenheit für minder schmachvoll gehalten wird als in allen andern europäischen Staaten.

Alein die weltlichen, clericalen und volksparteilichen Organe bemächtigten sich des Wortes, um es zurückzuschieben. Sie machten es damit ähnlich, wie mit dem Worte „Culturkampf“, welches den Prof. Rudolph Virchow zum Urheber aber in dem vulgären Sprachgebrauch einen Beigeschmack erhalten hat, mit welchem sein berühmter Autor schwerlich einverstanden sein wird. Die Gegner der Politik des Fürsten Reichskanzler, — sowohl diejenigen, welche das Deutsche Reich abschaffen, als auch diejenigen, welche (was im Grunde genommen dasselbe ist) es der Vogtschaft der Kirche, und namentlich eines ausländischen Kirchenobern, unterordnen wollen — nannten „Reptil“ Jeden, welcher in der Presse thätig ist und dabei geheime Beziehungen zu den Behörden hat. Dieser Begriff ist der herrschende geworden, und heute kann man in dem *Voltersdorff-Theater* hören, wie eine schlesische Bäuerin, sie wird von der *Gallmeyer* gespielt, unter den Berliner Curiositäten, welche sie zu sehn wünscht, auch den „Reptilienfonds“ nennt.

Jene Definition ist freilich außerordentlich dehnbar und unklar. Wir sind daher genöthigt, nachdem wir im Obigen den Ursprung des „Reptils“ festgestellt haben, in dem Nachfolgenden dessen Begriff, Natur und Wesen zu untersuchen.

III.

Man wird das „Handbuch des Deutschen Reichs“ und das „Handbuch über den königlich preußischen Hof und Staat“, beide officiell und von der königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei von H. v. Decker verlegt, vergeblich nachschlagen, um ein „Preszbureau“ darin zu entdecken. Das alphabetische Sachregister des letzteren springt von „Predigerseminar“ auf „Priesterseminar“, ohne des dazwischen liegenden „Preszbureaus“ zu gedenken. Gleichwohl wissen wir, daß der wirkliche Legationsrath Dr. Megidi, welchen das Staatshandbuch ohne weitere Bezeichnung als vortragenden Rath im auswärtigen Amt, und daß der Geheimen Oberregierungsath Dr. Hahn, welchen dasselbe in gleicher Weise als vortragenden Rath im preußischen Ministerium des Innern aufführt, als Chef von Preszbureauz gelten, der erstere für das Deutsche Reich und der letztere für den preußischen Staat. Das einzige Presbinstitut, welches wir im Reichs- und Staatsbudget ausdrücklich und namentlich aufgeführt finden, ist „das Institut des preußischen Staatsanzeigers“, bestehend aus dem Geheimen

Regierungsrath Zitelmann (welcher zugleich neben dem Kreuzzeitungs-Wagener und Max Dunder vortragender Rath im preußischen Gesamtstaatsministerium ist) als Curator und dem Rechnungsrath Schwiager als Redacteur und Redanten. Wir haben aber diese beiden Herren noch niemals als „Reptilien“ bezeichnen hören, wahrscheinlich, weil sie ganz der Deffentlichkeit angehören, d. h. auf dem Blatt, in dem Staatshandbuch und in dem Budget, genannt sind, während der Begriff „Reptil“ den Beigeschmack des Clandestinen hat. Der preußische Staatsanzeiger, welcher jetzt zugleich auch deutscher Reichsanzeiger ist, hat einen streng amtlichen Charakter, jedoch auch einen nichtamtlichen Theil. Die Provinzialcorrespondenz, welche Herr Hahn dirigirt, hat keinen streng amtlichen Charakter, aber auch keinen nichtamtlichen Theil. Sie ist officios, d. h. man ist zu der Annahme berechtigt, daß nichts darin steht, was bei den Ministern Anstoß erregt, und daß jedenfalls ihre Grundanschauung in allen Stücken ministeriell ist. Zunächst steht sie unter dem Minister des Innern. Allein die übrigen Minister können diesen ihren Collegen requiriren; und das war neulich bei dem Schmerlingartikel offenbar geschehen, und zwar von dem Minister des Auswärtigen. Auch hatten, beiläufig bemerkt, die österreichischen Blätter, welche in dem Schmerlingartikel eine unbefugte Einmischung in innere österreichische Angelegenheiten erblickten, sehr Unrecht. Wenn Herr von Schmerling uns seine Frankfurter Heldenthaten von 1848 und 1863, welche in Wirklichkeit Attentate gegen die deutsche Nation waren, in ruhmrediger Weise vorführte und Wiederholungen derselben in Aussicht stellt, so müssen wir uns sagen: „Das geht uns an“ (*tua res agitur*); und die Pflicht der Aufrichtigkeit, welche die Voraussetzung unsrer Freundschaft bildet, gebietet uns, unsern Freunden in Oesterreich zu sagen, daß wir uns solche großdeutsche Velleitäten verbitten; im Uebrigen freilich mag Herr von Schmerling, was ihm beliebt thun und unterlassen.

So lange die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ officiële Beziehungen hatte, lag die Pflege derselben vorzugsweise in den Händen des Legationsraths Megidi, der namentlich während der acuten Zeit des Culturkampfes weit mehr that, als Titus der römische Imperator. Der letztere schrieb jeden Tag eine Zeile („*nulla dies sine linea*“), Herr Megidi schrieb jeden Tag wohl ein Duzend Artikel, und es war nicht bloß die Norddeutsche Allgemeine, die er versorgte. Auch pflegten sich die Herren von der Presse um Information an ihn zu wenden; und ich verstehe hier unter den „Herren von der Presse“ sowohl jene Gelehrten, welche nicht Journalisten, sondern „Publicisten“ genannt werden wollen, als auch jene bescheideneren Existenzen, welche mit der Bezeichnung eines Journalisten zufrieden wären, wenn man sie nur mit der des Penny-a-liner verschonen wollte. Die Information wurde mündlich und in den ungewungensten Formen der Conversation ertheilt. Es ist begreiflich, daß hierdurch die Treue der Wiedergabe nicht gefördert wurde. Die Mittheilungen gingen durch „Media“ von verschiedener Auffassung und erlitten dadurch so mannichfaltige Modifikationen, daß oft Correspondenten, welche sich derselben Quellen berithmten, in unheilbare Widersprüche und in öffentliche Fehde geriethen, während sie im Stillen sich mit dem Spruche des Fridolin, des frommen Knechts des Herrn, trösteten, welcher lautet: „Herr, dunkel war der Sinn“.

Im Allgemeinen ist es bekannt, daß je tiefer der Stein, welchen man in eine Cisterne wirft, sinkt, desto mehr die Schnelligkeit und das Gepolter wächst. Ähnlich wachsen die Stimmungen und die Gerüchte. Was auf der Stirne des ersten „Medium“ vielleicht nur ein finsternes Wölkchen war („*nubecula cito transitura*“, sagt der heilige Augustinus), das wird im Munde des dritten „Medium“ am Ende gar schon „ein Krieg in Sicht“, der ganz Europa in Angst bringt.

(Schluß folgt.)

Die orientalische Frage.

Als vor einigen Monaten der Aufstand der christlichen Bevölkerung in der Herzegowina ausbrach und kurz darauf der türkische Staatsbankrott erfolgte, sah sich das erstaunte Europa plötzlich vor der wieder brennend gewordenen orientalischen Frage, welche dringender denn je ihre endgültige Beantwortung erfordert. Mögen auch Einzelne der europäischen Staatsmänner für wünschenswerth halten, dieselbe momentan noch mit Palliativmitteln zu behandeln, so kann man sich doch darüber keiner Illusion mehr hingeben, daß die Tage der türkischen Herrschaft gezählt seien, daß fernerhin das Regiment der Muhamedaner in Europa eine Unmöglichkeit sei. Diesen Punkt muß man sich vor Allem klar machen, denn es gibt noch immer Türkenfreunde genug unter uns, welche eine Belebung des Orients durch Reformen nach europäischem Muster für möglich halten.

Die Türken sind nie die Träger irgend einer Art von Civilisation gewesen. Sie waren kein wanderndes Volk, welches seine Wohnsitze wechselnd, wie dies in früheren Jahrhunderten öfter der Fall gewesen, auch seine Kultur in die neue Heimat verpflanzte, sondern es waren räuberische Heerschaaren, die einen Einfall in Europa machten. Das griechische Reich, zu schwach diesem Angriff der fanatischen Horden zu widerstehen, unterlag nach tapferer Gegenwehr und die türkischen Armeen ergoffen sich wie ein verheerender Strom über die wehrlosen Nachbarländer, welche alsbald erobert und mit Feuer und Schwert unterjocht wurden. Ungleich den andern Muhamedanern in Africa und Spanien, haben die Türken daher auch nicht staatenbildend wirken können, sondern sie blieben stets die fremden Eroberer, die Herren, welche über Sklaven herrschten.

Durch grausame Unterjochung waren die Türken in den Besitz der Herrschaft in Europa gelangt, durch dieselben Mittel nur wußten sie sich in derselben zu erhalten. Land und Leute wurden als gute Beute betrachtet, die zur Bereicherung der fremden Eindringlinge dienten. Die einzelnen Provinzen waren auf Gnade und Ungnade den zu ihrer Regierung ernannten Paschas übergeben, welche mit der ungezügeltsten Willkür in denselben schalten und walten konnten, vorausgesetzt, daß der Sultan in Constantinopel den von ihm jährlich verlangten Tribut erhielt. An eine Verbesserung des materiellen Wohlstandes der Bevölkerung dachte selbstverständlich keiner der kleinen und großen Herrscher, sondern bis auf das Blut wurden jene gepreßt, da sie in den Augen der Muhamedaner nur dazu da waren, deren Wohlleben zu sichern und zu vergrößern. Entstanden von Zeit zu Zeit in Folge zu harter Gelderpressungen und allzugroßer Grausamkeit in den Provinzen Empörungen, so wurden diese mit stets zunehmender Härte und durch Ströme von Blut unterdrückt. Das Loos der unglücklichen christlichen Bevölkerungen konnte sich nur verschlimmern, denn allein durch die rücksichtsloseste Handhabung ihrer bisherigen Regierungsmethode konnten die Türken ihre Herrschaft behaupten. Aber lange sollte es nicht mehr dauern, daß ihnen die ungestörte Anwendung derselben vergönnt blieb.

Trotzdem das Leben der Christen bei den Türken gar keinen Werth hatte und diese nach Belieben darüber verfügten, konnten sie es dennoch nicht verhindern, daß die christliche Bevölkerung bedeutend an Zahl zunahm und in einzelnen Provinzen den Muhamedanern überlegen ward. Damit fanden die Unterdrückten allmählich wieder ihr Selbstbewußtsein, und es nahte der Augenblick, wo die Christen das sie erdrückende Joch nicht länger tragen wollten noch konnten. In Griechenland, wo das Mißverhältniß zwischen Muhamedanern und Christen am größten war, brach endlich der offene Aufstand aus und es entbrannte ein Krieg auf Tod und Leben. Als aber die Griechen, ungeachtet der verzweifeltsten Anstrengungen, den geordneten türkischen Heeren zu erliegen drohten, erwachte endlich das christliche Gewissen Europas: es ergriff offen Partei

gegen die Ungläubigen und verhalf seinen Glaubensbrüdern zur Freiheit und Unabhängigkeit. Der christlichen Bevölkerung der andern Provinzen war der Weg gezeigt, auf welchem sie hoffen durften mit der Zeit die Befreiung von dem Joch der Moslems zu erhalten. Die Moldau, Wallachei und Serbien zögerten auch nicht dem gegebenen Beispiel zu folgen und mit europäischer Unterstützung eine Stellung zu erringen, welche thatsächlich unabhängig war und nur dem Schein nach die Oberherrschaft des Sultans wahrte.

Für die Pforte war mit der Einmischung der Großmächte in ihre innern Angelegenheiten ein entscheidender Wendepunkt eingetreten: sie stand fortan unter deren Vormundschaft und verdankte ihre Existenz nicht mehr der eigenen Kraft und Macht, sondern der Toleranz Europas, die Türken verloren den Glauben an sich, das Damoclesschwert, welches über ihrem Haupt schwebt, kam ihnen endlich zum Bewußtsein. Die Weitsehenden unter den türkischen Staatsmännern verhehlten sich nicht länger, daß der Anfang ihres Endes begonnen habe. In ihrer Schwäche erkannten sie indessen ein neues Element der Stärke und durch kluge Benutzung der unter den Großmächten herrschenden Eifersucht konnten sie hoffen, die eigene Existenz zu verlängern. Dieses Spiel gelang ihnen über Erwarten, und es ist schwer abzusehen, wie lange sie dasselbe noch mit Erfolg hätten fortführen können, wenn nicht in Folge des Krimkrieges die Verührungen mit Europa so lebhafter und vielfacher Art geworden wären, daß der traurige innere Zustand des Reiches und besonders die verzweifelte Lage der Christen nicht länger verborgen bleiben konnten. So empfanden denn auch beim Abschluß des Pariser Friedens die Westmächte die Verpflichtung, trotzdem sie die Protectoren der Türkei waren, sich des Wohles der christlichen Unterthanen anzunehmen und durch das Verlangen von Reformen deren Loos zu einem erträglicheren zu machen. Mit Versprechungen war man in Constantinopel denn auch nicht geizig — das Papier ist geduldig — und man gestand bereitwillig alle Reformen zu, die Europa glaubte verlangen zu müssen; aber diese waren nur todt Buchstaben, und es wurde weiter regiert wie in der Vergangenheit, denn der Koran war und blieb stets oberstes Gesetzbuch: wer nicht an ihn glaubte, hatte nach wie vor keine Existenzberechtigung. Dieses ist der Cardinalpunkt, welcher die vollkommene Unfähigkeit der Muhamedaner erklärt, wirkliche Reformen irgend welcher Art einzuführen. Der Koran lehrt sie, daß sie eigentlich zu Herren der Schöpfung berufen seien, daß das Vorhandensein der Andersgläubigen schon eine Usurpation sei. Können diese nicht vertilgt werden, so müssen sie Sklaven sein, eine Gleichberechtigung zu gemeinsamem friedlichem Leben darf der Türke nicht anerkennen, denn der Koran verbietet es. Aber alle Reformen, welche die christlichen Mächte verlangen, und diese basiren auf der Gleichberechtigung der Christen mit den Muhamedanern, verstoßen gegen die Gebote des Koran. Deshalb kann auch die türkische Regierung nie die Absicht haben, jene zur Ausführung zu bringen, denn abgesehen davon, daß sie nicht die Macht hat, die Opposition der muhamedanischen Bevölkerung zu überwinden, würde sie durch Beiseitesetzung des Koran sich ihrer einzigsten Basis berauben. Wenn man also stets dieses Axiom sich vor Augen hält, daß der Muhamedaner keine Reformen will, weil es ihm der Koran nicht erlaubt — so wird man damit den wahrhaftesten Maßstab zur Beurtheilung des Werthes aller türkischen Reformversprechungen erhalten.

Unter solchen Umständen scheint es uns aber die Pflicht zu erheischen, nicht länger durch dilatorische Maßregeln die orientalische Frage als eine offene zu behandeln, welche, ein Krebsgeschwür in Europa, jeden Augenblick den Weltfrieden in Gefahr bringen kann. Frieden wollen und müssen wir haben: das allgemeine Interesse erheischt es daher, daß diejenigen dunkeln Punkte am Horizont entfernt werden, welche eine beständige Bedrohung desselben sind. Noch nie war die europäische Constellation eine so günstige wie in dem gegenwärtigen Augenblick zur Beseitigung der Gefahren, welche am Bosphorus den

europäischen Frieden in Frage stellen. Sämmtliche Großmächte sind durch ein gemeinsames Interesse, welches in dem Bedürfnis nach Frieden gipfelt, vereinigt, und keine kann mehr glauben, an der Erhaltung der Türkei ein besonderes politisches Interesse zu haben.

In dieser Beziehung haben im Verlauf der letzten 20 Jahre die Ansichten nicht nur eine wesentliche Modification, sondern sogar eine radicale Umänderung erfahren. Die Hauptschwierigkeit lag bisher in dem Antagonismus von England und Rußland, indem ersteres wählte, die Türkei sei reformfähig, und deren Existenz ihm unumgänglich nöthig zur Behauptung seiner Suprematie im Mittelländischen Meer und zur Sicherung seiner indischen Besitzungen. Durch die seit dem Pariser Frieden von 1856 an gemachten Experimente ist es nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß kein politisches Recept mehr den kranken Mann vom Tod erretten könne. Die Times als leitendes Organ der öffentlichen Meinung in England predigt jeden Tag, daß die fernere Erhaltung der Türkei ein Ding der Unmöglichkeit sei; sie habe ihre Unfähigkeit bewiesen, Reformen irgend welcher Art auszuführen, und das Interesse Europas erheische es, ihrer Scheinexistenz ein Ende zu machen. Dieses Aufgeben der traditionellen englischen Politik hat einen doppelten Grund.

Durch die Erbauung des Canals von Suez ist der sicherste und kürzeste Seeweg nach Ostindien erschlossen worden. So lange England über diese Verkehrsstraße unbedingt verfügen kann, findet es seine Stellung im Mittelmeer wie auch seine indischen Besitzungen hinreichend gesichert und bedarf zu diesem Zweck der Türkei nicht mehr. Dieser Ueberzeugung hat es bereits in der letzten Zeit Ausdruck verliehen, indem es, die Geldverlegenheit des Chedive benutzend, die in dessen Besitz sich befindende Hälfte aller Canalactien erwarb. Diese mit Geschick und Entschlossenheit ausgeführte Maßregel ist daher auch nicht als eine reine Finanzoperation zu beurtheilen, sondern vielmehr als eine hochpolitische That, durch welche England direct sein Interesse und seine Theilnahme an den Vorgängen der continentalen Politik documentirte. Andererseits dürfte auch England in dem raschen und siegreichen Vordringen der Russen in Centralasien eine nicht zu vernachlässigende Mahnung erkennen, die türkische Frage aus der Welt zu schaffen, ehe in der Nähe der indischen Grenze russische und englische Truppen mit den Waffen in der Hand beobachtend einander gegenüber stehen werden, und vielleicht ein Krieg zur Erhaltung seines indischen Reiches unvermeidlich geworden ist. Wenn aber England, bisher der mächtigste Protector der Türkei, seine schirmende Hand von dem wankenden Reiche abzieht: wer soll es noch schützen? wer ihm helfen? — Doch Rußland wahrlich nicht.

Seit dem vorigen Jahrhundert arbeitet Rußland mit allen Mitteln, direct und indirect, an der Zerstörung der Türkei. Seine politischen Interessen zwangen es, seine Grenzen bis an das Schwarze Meer vorzuschieben und die Racen- und Religionsgemeinschaft mit der unterjochten christlichen Bevölkerung der Türkei gab ihm hinreichenden Grund, sich in die inneren Angelegenheiten derselben zu mischen. Diese Gemeinsamkeit der Interessen ist aber mehr als ein bloßer Vorwand, sie ist eine bestehende Thatsache, deren das Volk in Rußland sich sehr wohl bewußt ist: dieses Gefühl ist dort viel allgemeiner und stärker vertreten, als man es gemeinlich glaubt, und wird bei dem in der Bevölkerung herrschenden religiösen Fanatismus in dieser Beziehung ein nicht zu unterschätzender Druck auf die Entschlüsse der Regierung geübt, welche nicht so absolut ist, wie man es gewöhnlich anzunehmen beliebt. Vor dem Krimkrieg hatte es Rußland kein Hehl, daß es durch die Zerstückelung der Türkei einen namhaften Ländererwerb machen wolle, um durch den Besitz der Donaufürstenthümer seine Grenze wenigstens bis an die Donau vorzuschieben und Herrin deren Mündung zu sein, sowie auch durch die Einnahme von Constantinopel für seine Flotten den Ausgang in das Mittelmeer zu erhalten. Durch die Bildung von Rumänien müssen diese Pläne jeden-

falls eine wesentliche Modification erleiden, indem dieser neue Staat von der Karte Europas nicht mehr zu entfernen sein wird. Auf welche Weise aber Rußland gegenwärtig die Verhältnisse im Orient zu ordnen wünscht, ist nicht recht ersichtlich, da es mit jeder Aeußerung darüber außerordentlich zurückhaltend ist. Nur der eine Punkt dürfte über jeden Zweifel erhaben sein, daß es mit aller Macht darauf drängen wird, die Sperrung der Dardanellen für Kriegsschiffe aufzuheben, dabei auf den Besitz von Constantinopel wahrscheinlich verzichtend, obwohl die Times ihm selbst dies gönnen würde, nun der Suezcanal so gut wie in Englands Händen ist. Jedemfalls befindet sich Rußland in der günstigen Lage, den Zerlegungsproceß der Türkei mit vollkommener Ruhe ansehen zu können, ohne als unmittelbarer Nachbar durch denselben in Mitleidenchaft gezogen zu werden. Das baldige Ende der türkischen Herrschaft in Europa ist ihm gewiß: es braucht seinerzeit nichts zu thun, um deren Auflösung zu beschleunigen, da das gewünschte Endergebnis unausbleiblich ist. Trotzdem dürfte selbst Rußland zu dessen Erreichung der gegenwärtige Moment als besonders günstig erscheinen, da die noch ungefährdete und ungeschwächte Allianz der drei Kaiserhöfe eine friedliche Lösung zu garantiren scheint, und die Erfahrungen des Krimkrieges ihm bewiesen haben, daß es ohne Allirte schwerlich sein Ziel erreichen dürfte: die Unterstützung Deutschlands wird es wohl als einen Act der Dankbarkeit für die im deutsch-französischen Krieg so wohlwollend bewahrte Neutralität ohne Weiteres in Anspruch nehmen.

Deutschland hat glücklicherweise kein directes politisches Interesse bei der Regelung der orientalischen Frage zu vertreten und wird wenig dadurch berührt, von wem die europäische Türkei fortan regiert werden soll, oder in wessen Händen sich Constantinopel befinden wird. Nur gerade insoweit sind wir dabei theilhaftig, als es unser gegenwärtiges Bedürfnis erheischt einen Weltkrieg zu vermeiden, die Allianz der Kaiserreiche zu erhalten und das dualistische System in Oesterreich-Ungarn zu stützen und zu kräftigen. Wir befinden uns in der vorwiegend günstigen Lage, unser politisches Gewicht als Vermittler und Friedenserhalter in die Waagschale legen zu können.

Weit empfindlicher und unmittelbarer wird Oesterreich als Grenznachbar durch die beständigen Wirren in der Türkei berührt. Nächst Frankreich ist Oesterreich der friedensbedürftigste Staat Europas: nur durch eine längere Friedensperiode wird es im Stand sein, das stets bedrohte Gleichgewicht seines Budgets herzustellen und seinem neuen complicirten Staatsorganismus Lebensfähigkeit zu verleihen. Ein wesentlicher Bestandtheil seiner Unterthanen hat Stammverwandte in der Türkei, deren Leiden sie zu den ihrigen machen. Jede staatliche Erschütterung dort vibriert in Oesterreich auf eine gefährliche Weise nach und ruft Volksleidenschaften wach, welche, einmal entfesselt, das mühsame und gefährvolle Werk der Reichsbildung jeden Moment wieder zu zerstören drohen. Oesterreich am wenigsten von allen Staaten dürfte sich mit Palliativen begnügen, um die Scheinexistenz der Türkei noch einmal für etliche Jahre zu verlängern. Sein Interesse erheischt unbedingt einen dauernden Frieden und deshalb definitive Regelung derjenigen Fragen, welche den Frieden Europas wie den Frieden in seinem Innern gefährden können.

Bedenkt man schließlich, daß Frankreich noch zu sehr mit der Ordnung seiner inneren Angelegenheiten und mit der Ausheilung der erlittenen Kriegsschäden beschäftigt ist, um versuchen zu können, im Orient eine maßgebende Stellung einzunehmen und sich von England zu trennen, daß Italien, als sechste Großmacht, weder ein Interesse noch die Macht hat, sich in Opposition zu den nordischen Kaiserreichen zu setzen, so muß man nothgedrungen zu der Schlussfolgerung gelangen, daß die politische Constellation für die friedliche Lösung der türkischen Frage nie günstiger war als in diesem Augenblick. Eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bildet allerdings die Frage, wie man die Erbschaft des todtten Mannes theilen solle. Wir

fühlen uns auch keineswegs berufen als Rathgeber oder Prophet über diesen heiklen Punkt aufzutreten, denn die Rolle beider ist unter allen Umständen eine undankbare. Hat sich aber die Ueberzeugung allgemein Bahn gebrochen, daß der Türkei nicht mehr zu helfen sei, daß sie trotz aller Trüdes und Versprechungen weder reformfähig noch reformwillig sei, daß es endlich die gebieterische Pflicht verlangt, uns unsrer Glaubensbrüder anzunehmen und der Anomalie ein Ende zu machen, über Millionen von Christen eine kleine Minorität von Ungläubigen regieren zu lassen, was ein Hohn, eine stete Beleidigung unserer heiligsten Gefühle ist, so wird sich auch unzweifelhaft den Cabinetten der Weg zeigen, um dem politischen Elend der Türkenwirthschaft ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Orients in eine solche Bahn zu leiten, daß sie, ohne eine stete Bedrohung des europäischen Friedens zu sein, einer naturgemäßen Entwicklung entgegengehen können.

Rhenanus.

Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas *).

Die Bremerhavener Katastrophe hat die ganze Welt in Aufregung versetzt, und die große Zahl der unglücklichen Opfer ist beklagenswerth genug, um nicht von der ganzen civilisirten Welt betrauert zu werden. Bei all dem schrecklichen Unglück drängt es uns aber auch, den Mann kennen zu lernen, dessen Scharfsinn, allerdings ohne Ahnung davon zu haben, dem merkwürdigsten Verbrecher unsres Jahrhunderts diente.

Durch die Tagespresse ist bereits Jedermann bekannt, daß dieser Mann der in Bernburg wohnende Thurmuhrmacher und Mechaniker J. J. Fuchs ist. Ein Theil der österreichischen Presse will aber mit aller Gewalt diese Ehre auf einen Wiener Uhrmacher, Namens Rind, übertragen wissen. Das illustrierte Wiener Extrablatt macht sogar in seiner Nr. 1, Jahrgang 1876, die geistvolle Bemerkung: „Nachdem der Uhrmacher Fuchs in Bernburg das Rind'sche Werk so bedeutend verschlechtert hat, kommen wir zu dem Schluß: Wir Wiener können doch stolz sein, bei uns ist ein Rind gescheider, als in Preußen der schlaueste Fuchs“. Abgesehen von allem andern — Bernburg in Preußen! —

Wir sind nun in der Lage, von dem Betheiligten eine ungeschminkte, wahrheitsgetreue Erzählung der Entstehungsgeschichte des berühmten Uhrwerkes zu bringen.

Einem in Leipzig wohnenden damaligen Uhrenhändler wurde im Monat März des Jahres 1873 durch den dortigen amerikanischen Consul ein Herr zugeführt, der sich auf der abgegebenen Karte Mr. William R. Thomas nannte, er wünschte einen tüchtigen Uhrmacher empfohlen zu haben, der im Stande sei, ihm ein Werk zu bauen, welches mehrere Tage laufen und schließlich durch den Druck oder Schlag auf einen Mechanismus an einer Maschine einen Einfluß ausüben sollte; darauf aufmerksam gemacht, daß seine Aufgabe nicht so leicht sei, wie er und mancher Laie wohl glauben möge, erklärte Thomas, dies aus der Erfahrung zu wissen, da er schon mit verschiedenen Uhrmachern und Mechanikern erfolglos in Verbindung getreten sei.

Herr J. J. Fuchs in Bernburg wurde dem Thomas als derjenige empfohlen, der seine Aufgabe, sofern sie zu lösen sei, gewiß lösen würde. Ende Ostermesse (April) 1873 kam Fuchs wie gewöhnlich nach Leipzig und wurde dem Thomas zugeführt,

* Vor einiger Zeit richteten wir an Herrn J. J. Fuchs in Bernburg die Bitte, über das Uhrwerk des Verbrechers Thomas uns eine genaue Beschreibung zu geben. Herr Fuchs glaubte dieser Aufforderung nicht entsprechen zu können, beauftragte indessen einen Freund mit der Abfassung des von uns gewünschten Auftrages, und dieser, der sowohl den Mechanismus des Uhrwerkes wie überhaupt den Verkehr, der zwischen Thomas und Herrn Fuchs bestanden hat, ganz genau kennt, sendet uns den obenstehenden Bericht, den wir somit als authentisch bezeichnen dürfen.

D. Red.

letzterer war jedoch damals nicht im Stande, seine Idee oder Aufgabe in deutscher Sprache klar auszudrücken, weshalb Fuchs nicht recht begriff, was verlangt wurde, dem Auftrag auch keine Wichtigkeit beimaß und später nicht daran dachte, denselben auszuführen.

Auf der Weltausstellung in Wien hatte Thomas Gelegenheit, die von Fuchs erbaute Thurmuhr mit frei schwingendem Pendel ohne Steig- oder Hemmungsrad, die bei Männern von Fach so großes Aufsehen erregte, zu bewundern, und er mag sich bei dieser Gelegenheit der Worte des Leipziger Uhrenhändlers erinnert haben, ging aber demungeachtet zu einem Wiener Uhrmacher (wahrscheinlich Rind) und ließ sich ein Werk bauen. Am 9. März 1875 kam er mit diesem Werk nach Bernburg zu Herrn Fuchs; auf dem Kistendeckel klebte noch die Grenzsteuermarkte Bodenbach, das Werk selbst war in eine Menge Wiener Zeitungen eingeschlagen, und Thomas konnte nicht genug bedauern, daß das Werk ganz und gar nicht seinen Forderungen genüge und namentlich sehr unzuverlässig sei. Er erzählte Fuchs, daß er seine Uhr in Wien bewundert und auch in dieser Stadt viel Lobenswerthes über seine Leistungen gehört habe, er vertraue daher ganz seinem Genie, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, da die Sache jetzt Eile habe. Fuchs gewahrte mit Bewunderung, daß der Mann jetzt ganz leidlich Deutsch sprach, wenn auch noch immer etwas gebrochen, und ließ sich die Aufgabe nochmals stellen.

Thomas sagte, er brauche ein starkes Werk, welches zehn Tage lang durchaus unhörbar ginge, in jeder Lage seinen gleichmäßigen Gang oder Lauf behalte, da er es an der Peripherie eines großen Rades anschrauben würde. Bei der Umdrehung des Rades komme das Werk Kopf über, Kopf unter, am zehnten Tage solle ein Hebel auslösen und eine starke Stange mit großer Kraft herunterstoßen, an dieser Stange würde er dann später den Mechanismus seiner Erfindung anbringen, der dann, mit einem Seidenwebstuhl in Verbindung gebracht, im Stande sei, 1000 Fäden mit einem Ruck zu durchschneiden. Er brauche zunächst ein solches Werk für eine große Seidenweberei in Rußland und würde, wenn das Werk seinen Anforderungen genüge, alsdann noch 20 Stück gebrauchen.

Es ist wahr, Fuchs fand die Aufgabe etwas wunderlich, namentlich hinsichtlich des geräuschlosen Ganges, allein, wer wie Fuchs schon so viel Wunderliches gebaut hat, der kommt ohne vieles Fragen schnell zu dem Schluß, daß es sich um eine Erfindung handle, die der Betreffende nicht Jedem auf die Nase binden kann und will. Fuchs nahm den Auftrag an, zu dem bedingenen Preise von 100 Thalern das Werk zum 1. April 1875 zu liefern.

Jetzt kommen wir zur Ausführung des Werkes und werden sehen, wie schön, einfach und sicher Fuchs diese durchführte. Das Wiener Werk war nicht einmal als Modell zu gebrauchen und wurde gleich bei Seite gestellt. Der Laie wird glauben, daß die Hauptschwierigkeit in der Construction der Schlagstangenauflösung mit ihrer starken Wirkung lag. Das konnte für einen Mann, wie Fuchs, nebensächlich sein, aber ein Werk bauen, welches geräuschlos 10 Tage lang mit einiger Regelmäßigkeit seinen Lauf oder Gang vollende, ist außer von Fuchs noch von keinem erreicht worden.

Er baute ein von zwei sehr starken Federn getriebenes Laufwerk mit Windfang. Da aber ein solches Laufwerk auf die Länge von zehn Tagen niemals regelmäßig laufen kann, und um kein Tick-Tack zu hören, eine Hemmung, die das Werk regulirt haben würde, nicht angebracht werden durfte, so schraubte er an beide Seiten des Windfangflügel seine Stahlfedern, die sich frei bewegende Messingkugeln trugen. Ist das Werk nun ganz aufgezogen, so ist die Kraft der Federn am stärksten und dann sind die Umdrehungen des Windfangs die schnellsten, die feinen Stahlfedern entfernen sich also vom Mittelpunkt (der Achse) des Windfangs, die Messingkugeln legen sich an die Wand eines auf der Platte befestigten Reifens und hemmen so den Lauf des Werkes, allmählich, wenn die Kraft der Federn schwächer wird und die Umdrehungen des Windfangs langsamer werden, treten die Federn mit den Kugeln in ihre frühere Stellung zurück. Auf diese Weise kann natürlich niemals eine mathematische Genauigkeit erzielt werden,

aber das so konstruirte Werk lief gleichmäßig mit einer Differenz von 6 bis 8 Stunden in 10 Tagen.

Wir werden hier an das Ei des Columbus erinnert. Fuchs hat nichts weiter gethan als das System eines Dampfmaschinenregulators angewandt, aber Niemand ist vor ihm auf die Idee gekommen.

Während am Werke gearbeitet wurde, ist Thomas noch zwei Mal nach Bernburg gekommen und freute sich über den guten Fortgang der Sache.

Die Auslösung der Schlagstange ist nun auch auf so einfache sichere Weise konstruirt, daß wir glauben möchten, der Stoß oder der Fall jenes verhängnißvollen Fasses ist nicht schuld an der zu frühen Auslösung; vielmehr ist anzunehmen, daß das Werk falsch gestellt war. Die Zeitungsberichte sagen ja auch, daß es Thomas sehr unangenehm berührt habe, als ihm der Bremer Uhrmacher gestanden, er habe das Werk aufgezoogen. Thatsächlich hat Thomas bei Ertheilung seines Auftrages die Möglichkeit eines Falles oder starken Stoßes nicht erwähnt; es wäre ja ein leichtes gewesen, dagegen Sicherheitsvorrichtungen anzubringen. Die gegebene Aufgabe noch übertreffend, war eine Theilscheibe von 1 bis 10 angebracht, um das Werk in der Gewalt zu haben und an jedem beliebigen Tag auslösen zu lassen.

Am 20. April 1875 kam Fuchs mit seinem Werk nach Leipzig und wurde schon auf dem Bahnhofe von Thomas empfangen. Hatte er schon vorher bei den Begegnungen mit Thomas stets Gelegenheit, die den Americanern eigne Höflichkeit zu bemerken, so überraschte ihn doch diese große Aufmerksamkeit. Beide gingen in ein Zimmer des Hotel de Bologne; das Werk wurde in Thätigkeit gesetzt, auf alle mögliche Weise geprüft und von Thomas die größte Freude über den ganz und gar geräuschlosen Lauf desselben wiederholentlich ausgedrückt. Die Schlagstange wurde mehrere Male ausgelöst, bei welcher Gelegenheit der Mahagonitisch, worauf das Werk stand, erheblich beschädigt wurde, — so groß war der durch zwei starke Spiralfedern bewirkte Druck. Thomas war mehr als befriedigt und mit freudestrahlendem Gesicht bezahlte er außer den 100 Thalern die von Fuchs mehr verlangten 25 Thaler, ohne ein Wort dagegen zu sagen. Das Werk hatte eine Größe von 21 Cm., eine Breite von 31 Cm. und eine Tiefe von 14 Cm. Die Platten waren aus Eisen, alles Uebrige aus Messing und Stahl gefertigt, das Gewicht des ganzen Werkes betrug 40 Pfund und war mit seiner hintern Platte auf eine große Holzplatte geschraubt, mittelst welcher es an dem großen Rade befestigt werden sollte.

Thomas entließ Fuchs unter der Versicherung, daß er ihn bald wieder besuchen würde wegen Lieferung der übrigen Werke. Fuchs hat Thomas nie wiedergesehen, und als nach den Telegrammen die ersten Zeitungsberichte von Thomas und einem Uhrwerke sprachen, wurde es ihm klar, daß seine Arbeit bei jenem entsetzlichen Verbrechen verwandt worden war. Er schrieb bei aller Aufregung sofort an die Staatsanwaltschaft in Bremen, diese sprach in einem Dankschreiben den Wunsch aus, das Wiener Werk an das Amtsgericht in Bremerhaven zu schicken, welcher Wunsch auch sofort erfüllt wurde.

Die Beschaffenheit des Wiener Werkes kennen zu lernen, wird die Leser gewiß auch interessieren, zumal österreichische Blätter wie z. B. die „Neue freie Presse“ dem Werke Eigenschaften beilegen, die es durchaus nicht besitzt.

Das Wiener Werk mißt 21 Cm. im Quadrat, hat nur ein Federhaus, ist ebenfalls ein Laufwerk mit Windfang, aber ohne Regulator wie bei dem Schlagwerk einer Uhr, es läuft ganz unregelmäßig, 3, 4, höchstens 5 Tage; die N. F. P. spricht von 12 Tagen.

Bei Construirung der Hebelvorrichtung, von der die Schlagstange gehalten und ausgelöst wird, hat sich der Erbauer von dem alten System des Schlagwerks einer sogenannten Wiener Stuhluhr nicht trennen können. Die Sache ist bedeutend complicirter als beim Fuchs'schen Werk und erscheint mehr als spielender Versuch; kräftige Sicherheit bietet es gar nicht, hat auch nur eine Spiralfeder, die die Schlagstange nach der Auslösung herunterzieht.

Die N. F. P. spricht von einer 10" langen Schlagstange mit Zündnadel oder Zündstift; alles dieses existirt nicht. Die Schlagstange ist höchstens 6" lang und hat an ihrem Ende nichts aufzuweisen. Auch wird von einer Scheibe mit Ziffern gesprochen, die nicht vorhanden ist, auch nichts nützen könnte, da das Werk ganz unregelmäßig läuft.

Es ist für Herrn J. J. Fuchs in Bernburg gewiß ein schmerzliches Gefühl, eine scharf durchdachte fernige Arbeit geliefert zu haben, die so teuflischem Zwecke diene; aber die Ausföhrung des Werkes selbst ist ein neuer Beweis für die Meisterchaft des genialen Erbauers, der sich schon durch mehrere andere bedeutende Erfindungen in seiner Kunst (namentlich durch die neue Construction der Thurmuhren) einen Namen gemacht hat.

Literatur und Kunst.

Im Paradiese.

Roman in sieben Bänden von Paul Heyse.
(Berlin 1875, Wilhelm Herz.)

II.

In den zweiten und dritten Band — man gestatte den der Bühnensprache entlehnten Ausdruck — hat Paul Heyse verschiedene Gruppen von Figuren gestellt, die wohl zu den gelungensten und liebenswürdigsten Schöpfungen des Dichters gehören. Einzelne darunter sind mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Man merkt dem Dichter an, welche Freude er an der Ausföhrung gehabt hat. Andere sind ganz skizzenhaft gehalten, aber in wenigen Strichen mit einer wunderbaren Schärfe charakterisirt.

Zu den Ersteren rechne ich die altungferliche Blumenmalerin Minna Engelsen, die sich in den bescheidenen Grenzen ihres hübschen Talentes zurechtgefunden und sich allgemach mit ihrer weiblichen Keizlosigkeit um so mehr befreundet hat, als sie zu den bedeutenderen Künstlern, mit denen sie verkehrt, in überaus gemüthlichen kameradschaftlichen Beziehungen steht; ihren Atelier-nachbar, den Schlachtenmaler Maximilian Rosenbusch, gewöhnlich Kötschen genannt, der in seiner Werkstatt alles mögliche Gerümpel ansammelt, auf dessen historischen Ursprung er schwört, der die blutigsten Schlachten und gleichzeitig die zartesten lyrischen Gedichte componirt, die Flöte bläst, und weiße Mäuschen füttert, der mit dem philosophischen Franzosen sagt: „pourquoi se priver du superflu, quand on n'a pas le nécessaire?“, wenn er am meisten zu thun hat, am wenigsten arbeitet, für lustige Motria aber unter allen Umständen die erforderliche Zeit findet; ferner den dicken Eduard Roffel, dessen schönes Talent in der Bequemlichkeit des Wohllebens leider zu lange feiert — er erinnert etwas an den epikureischen Doctor aus den „Kindern der Welt“ —; endlich den Cornelianer Philipp Emanuel Rohle, der sein Leben für eine „weiße Wand“ geben möchte, um diese mit Fresken im großen Stile zu bedecken, der alle möglichen philosophischen Speculationen und Abstractionen in breit angelegten Gemäldechiffen darzustellen trachtet. Durch ihre Lebenswahrheit vornehmlich reizvoll sind die rotthe Benz und der Oberleutenant Mohns von Schnez. Diese beiden Figuren: das Mädchen aus dem Volke mit der wunderbaren Mischung von Tugend und Leichtsin, von gesundem Menschenverstand und schnellfertiger Unüberlegtheit, die durch eine entzückende Herzengüte mißsamen verbunden werden, und der kunstverständige Offizier a. D., der mit der Welt zerfallen ist, den die Vorurtheile seines Standes antwidern, der sich deswegen dem lustigen Künstlerkreise nähert, allerdings um auch dort nur zu kritisiren, — diese Figuren, von deren gesunder Natürlichkeit man aus einer Anhäufung von Prädicaten keine Vorstellung gewinnen kann, die man betrachten muß, wie Heyse sie selbst gebildet hat, sind geradezu meisterhaft.

Mehr im Hintergrunde erblicken wir noch andere in kräftigen Umrissen entworfen: den früheren Schauspieler Elfinger, den ein Unglück von der Bühne entfernt und dem Kaufmannsstande zugeführt hat; den alten Schöpff; die russische Gräfin Melida im zweideutigsten Parfum und ihren Freund, den Griechen; die beiden Münchener Bürgermädchen Fanny und Nanny; die gut katholische rundliche Wittwe, Frau Babette; den alten Lebemann, den Vater der rothen Benz, und seine aristokratische Sippe; die Schauspielerin Lucie, Jansens treulose Frau, und ihre vorzügliche Theatermutter; den brutalen altbayerischen Hiesl u. s. w. Unter diesen oft nur ganz discret angedeuteten Gestalten gefällt mir eine, die nur zweimal ganz flüchtig durch die Erzählung huscht, ganz besonders: die schweigsame bleiche Frau von Schnez, die gute, liebevolle Dulderin, die vor aller Welt ihren Gram verbirgt, keinen Freund, keinen Vertrauten besitzt und sich still abhärmt mit dem Gedanken, das Lebensunglück ihres geliebten Mannes verschuldet zu haben.

Beim Lesen des neuesten Romanes von Heyse wird man zunächst nur durch die künstlerische Form, durch die geistvollen Zwiegespräche und durch die treffenden Schilderungen gefesselt. Wir machen Bekanntschaften, die uns interessieren, aber es geschieht wenig, um uns zu spannen. Die verschiedenen Persönlichkeiten, die kommen und gehen, haben beim Beginn der Geschichte wenig Fühlung mit einander. Sobald aber Paul Heyse diese Beziehungen knüpft, ist das, was der Romanleser „Spannung“ zu nennen pflegt, voll und ganz da. Dies geschieht, als Julie in Jansens Atelier in dem soeben ausgeführten Kopfe einer splittersafarnackten Eva ihr wohlgetroffenes Portrait erkennt. Uns selbst überrascht diese Entdeckung nicht minder, als die tiefbeschämte und erzürnte Jungfrau. Wie meisterlich hat es Jansen verstanden, die Gefühle, die das schöne Mädchen in ihm wachgerufen, vor allen seinen Bekannten und vor uns zu verbergen! Deshalb also haben wir ihn eines Abends vor Juliens Hause getroffen! deshalb ist er seit einiger Zeit noch schweigsamer und abgeschlossener als gewöhnlich! Und er hat nie mit Julie gesprochen; in der schönen Hülle, deren Schönheit der Künstler so ganz versteht, ahnt er die schöne Seele, und seine Ahnungen betragen ihn nicht.

Hier zeigt sich recht deutlich, wie wenig mit dem oft citirten Worte Ben Affbas, das namentlich ganz jugendliche Flugschwäzker mit Vorliebe variiren, bewiesen wird. Die Liebe des Künstlers offenbart sich dadurch der Geliebten, daß diese in ihrem, von dem Liebenden heimlich ausgeführten Portrait ein berebtes Zeugniß der Gefinnungen des stummen Anbeters erhält — das ist zu tugenden Malen schon da gewesen! Es wäre auch kein Unglück, wenn sich Paul Heyse ein etwas neueres Motiv gewählt hätte. Aber was thut's, wenn die Ausführung so zart, so poetisch ist wie hier!

Der Umschwung im Gemüthe Juliens, von der Empörung über die ihr zugefügte Beleidigung bis zur vollen Erwidrerung der leidenschaftlichen Liebe Jansens ist mit unvergleichlicher Wahrheit und Feinheit geschildert. Man begreift, daß sie den ersten Kuß erwidert, daß ohne Wangen das erste leise „Du“ über ihre Lippen geht. Und wie reizend ist der kleine Zug beobachtet: als Jansen die Geliebte plötzlich verlassen, wirft Julie einen flüchtigen Blick auf den Spiegel, freut sich unbefangen ihrer Amnuth, die einen solchen Mann an sie gezogen, und sagt leise vor sich hin: „Julie Jansen“. Sie versucht, wie ihr Vorname mit dem Vaternamen des Geliebten zusammenklingt.

An solchen reizenden Einzelheiten ist das Buch überreich. Wie allerliebft ist z. B. des Schlachtenmalers fröhliche Verzweiflung, als er einen Korb bekommen hat. Er redet sich ein, sehr traurig gestimmt zu sein, und auf einmal überrascht er sich dabei, wie er ein lustiges Liedchen trällert. Wie liebenswürdig ist die Scene in der Kirche: der Kuß, den Röschen seinem Bürgermädchen heimlich gibt, als beide sich gleichzeitig bücken, um das Gebetbuch, das ihr aus der Hand gefallen ist, aufzuheben.

Daß Heyse nicht nur annuthige, sondern auch geradezu ergreifende und hoch dramatische Scenen mit energischer Poesie durchzuführen versteht, hat er schon in den „Kindern der Welt“ bewiesen und beweist es hier auf's neue. Man lese die berebten

Schilderungen der Vorgänge im Gasthose am Starnberger See; die Beschreibung des Tanzes, den Felix mit der rothen Benz ausführt, während Irene entsetzt vom Treppenabsturz aus zuschaut; des nächtlichen Zweikampfes zwischen dem rohen Schifferjungen und seinem vermeintlichen Nebenbuhler! Ach, das Aufzählen ist eine mißliche Sache; zumal das Aufzählen von Schönheiten — man verfällt unwillkürlich in den trockenen Ton eines „catalogue raisonné“.

Wenn, wie ich vorhin sagte, die Beziehungen der einzelnen Figuren zu einander in diesem Romane etwas spät geknüpft werden, so hat der Dichter dieselben im weiteren Verlaufe, wie mir scheint, zu fest gezogen und auch solche Gestalten mit einander verbunden, die, nach meinem Geschmacke, besser ledig und ungebunden geblieben wären.

Hier berühre ich den Punkt, den ich für den fehlerhaftesten der Dichtung halte.

Ich stehe vor einer Summe von Widersprüchen, deren Lösung ich vergeblich gesucht habe. Einen Widerspruch finde ich zunächst in dem sich sehr deutlich manifestirenden Wunsche des Verfassers, nicht als der Poet für höhere Töchterschulen und Backfische zu gelten, und in dem Bestreben, trotzdem allen hasenhaften Bedenken zuguterleht gerecht zu werden.

Heyse legt es offenbar darauf an, nicht von jungen Mädchen gelesen zu werden. Er nimmt sich bisweilen sogar überflüssige Freiheiten, die augenscheinlich darauf berechnet sind, die zarte und unerfahrene Weiblichkeit von der Lectüre abzuschrecken. Die ganze Figur der russischen Gräfin Melida ist nichts anders als eine Scheuche für unschuldige Töbchen. Im Uebrigen ist diese slawische Halbbarbarin, die ein bißchen auf allen trübren Gewässern herum abenteueret, von einer erschrecklichen Wahrheit. Man kennt diese irrenden Existenzen, von denen Niemand sagen kann, woher sie kommen, deren Gegenwart undurchsichtig ist, und deren Zukunft Niemand kümmert. Sie sind eben da, leben im Hotel mit ihrem Koffer, mit einem discreten Kammermädchen und sind häufig begleitet von irgend einem dunklen Ehrenmanne, der an einer außerhalb der Controlle liegenden Universität als Professor docirt haben will.

An dieser Gräfin Melida finden die lichtscheuen Mächte, die das Geschick der Helden grausam durchkreuzen, einen natürlichen Halt. Beide sind mit einander wahlverwandt. Die Bundesgenossenschaft zwischen der Gräfin Melida und der Schauspielerin Lucie, einstens Frau Jansen, ist durchaus logisch. Und auch hier zeigt sich die Ueberlegenheit des neuesten Romanes seinem Vorgänger gegenüber. Die Unheilsthäter im „Paradiese“ sind ungleich feiner und natürlicher, als der allzu teuflische Bösewicht in den „Kindern der Welt“, der Candidat Lorinjer. Es genügt dem Dichter indessen nicht, die Beiden, Melida und Jansens Frau, die Schauspielerin Lucie, durch den Corpsegeist des abenteuernden Leichtsinns miteinander zu verbinden: Die Gemeinsamkeit des Hasses muß sie noch fester an einander ziehen. Der Gatte der treulosen Lucie muß auch von Melida verabscheut werden. Paul Heyse hat das so plausibel gemacht, wie nur möglich; er hat ein starkes Motiv genommen und sich dabei nicht darum bekümmert, ob es anstößig sei. Jansen erfreut sich zunächst des zweifelhaften Vorzugs, von der Gräfin Melida, wenn auch nicht mit wohlgefälligen, so doch mit verlaugenden Augen betrachtet zu werden. Sie hat nicht übel Lust, in dem großen Cotillon des Lebens, den sie seit Jahren durchtanzt, ihm die nächste Extratour zu reserviren. Mit der halb naiven, halb cynischen Gelassenheit der slawischen Halbwelt bittet sie den Bildhauer ihr Portrait zu machen, — ihr ganzes Portrait, ohne irgend welche Beschränkung der räumlichen Verhältnisse. Der ehrliche Jansen ist über diesen sonderbaren Auftrag im höchsten Grade erstaunt, und es entschlüpft ihm in seiner Antwort eine sehr unbedachte und allerdings nicht sehr höfliche Bemerkung, die die Eitelkeit der gefallsüchtigen Russin auf's tiefste verletzt und aus der zur jeder Gefälligkeit bereiten Wohlgesimmten seine tödliche Feindin macht. Die Ungefehllichkeit Jansens vergegenwärtigt der Gräfin die entsetzliche Wahrheit, daß ihre Reize am Verblühen sind. Der galante Dichter glaubt nun der Ver-

schmähten für die mangelhafte Galanterie seines Helben vielleicht eine kleine Genugthuung schuldig zu sein, und auch dieses Mal war es ihm nicht gut möglich, das Gebiet des Lustfögen zu vermeiden. Die Reparatur, die eine solche Dame für verschmähte Liebe findet, gedeiht eben nicht auf anständigem Boden. Der junge Grieche gibt ihr das Vertrauen zu ihrer Schönheit wieder.

Durch diese Einzelheiten, deren dichterische Berechtigung ich durchaus nicht bestreiten mag, erhält das Buch in der Mitte des zweiten Bandes doch einen Hautgout, der manche Leserin abschrecken wird. Das hat Paul Heyse gerade so gut gewußt, wie es ihm irgend ein Kritiker auseinandersetzen könnte. Und mir gefällt es, daß er die Forderungen seiner Dichtung höher stellt, als die eines prüden Leserkreises. Bis zu diesem Punkte, bis zur Tröstung der Melida durch den Griechen, gehe ich mit ihm mit. Aber Paul Heyse geht noch weiter, und soweit vermag ich ihm nicht zu folgen.

Wir sind heutzutage nicht allzu zimperlich. Das Vorhandensein und der Erfolg eines Buches, wie des berüchtigten von A. Belot, beweist, daß sogar das Ungeheuerlichste und Schmutzigste durch eine discrete Darstellung sich möglich machen kann. Aber die discrete Behandlung ist obligatorisch. Das ungefehminte, häßliche, anstößige Wort gibt uns einen Ruck; wir vertragen es nicht. Die Untersuchung der Frage, ob wir im Rechte oder im Unrechte sind, ist sehr gleichgültig. Die Thatsache, daß wir uns unverhüllte Verheerungen im Ausdruck nicht gefallen lassen, steht fest. Johannes Scherr ist wohl der einzige Schriftsteller, dem man es gestattet, einen jener unzweideutigen Kraftausdrücke aus dem Sprachschätze von Kabeleis und Luther zu gebrauchen. Zu diesen gehört auch ein von Paul Heyse auf Seite 53 des zweiten Bandes angewandtes Prädicat, das mir hier — dieser Vorwurf läßt sich sonst niemals gegen den feinfühlenden und tactvollen Schriftsteller erheben — geradezu geschmacklos erscheint. Außerdem ist es überflüssig. Es läßt sich, ohne die Verständlichkeit irgendwie zu beeinträchtigen, durch ein Duzend erlaubter Umschreibungen ersetzen. Wo weg damit!

Diese Einzelheit und die verhänglichen Situationen, denen Heyse nicht aus dem Wege gegangen ist, kann ich mir, wie gesagt, nur aus dem Verlangen des Dichters erklären, das auch Gutzkow in seinen „Rückblicken“ ausspricht: vornehmlich von Männern gelesen zu werden. Aber dann ist, wie ich ebenfalls schon andeutete, die ängstliche Rücksichtnahme auf die allerweiblichsten Bedenken, wie sie sich durch die massenhaften Verheirathungen gegen den Schluß des Buches kundgibt, nicht recht zu verstehen.

Schon in den „Kindern der Welt“ hatte Paul Heyse eine merkwürdige Neigung, alle ledigen Weiber an den Mann zu bringen, verrathen. Schon damals konnte man sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine so energische alte Jungfer, wie Christiane, unter die Haube gebracht würde, daß die gute Wittwe Valentin mit dem kleinen Faunkönig, daß der Doctor mit seiner Soubrette, daß Toinette mit einem langweiligen Aristokraten vermählt würden.

In dem neuen Romane geht's noch bunter her.

Paul Heyse besitzt eine merkwürdige Kunst, das Unverheirathetsein glaubwürdig zu machen. Er schafft wahre Typen von Hagestolzen und Mädchen, die entweder alte Jungfern sind, oder wenigstens die Bestimmung in sich haben, solche zu werden. Der wohlhabende Faulenzer Koffel; Köschchen mit seinen weißen Mäusen und seiner Flöte; die lebenswürdige Minna Engelsen, die beste Freundin aller Unverheiratheten, und die rothe Jenz, die gar nicht nach dem priesterlichen Segen verlangt, wenn sie nur den Rechten findet, von der man aber niemals glauben darf, daß sie ihre Ehe mit einem Unrechten priesterlich einsegnen lassen werde — das alles sind Figuren, die so unverheirathet sind, wie nur irgend möglich, und die, um in ihrer Lebenswürdigkeit zu bleiben, unverschämte enden sollten.

Der Dichter hat sie allesamt vermählt! Koffel mit der rothen Jenz, Rosenbusch mit Minna Engelsen und noch verschiedene andere dazu.

Wozu diese Concessionen an das Gewöhnliche? Wozu auf

die „milde Rauheit, die sich Bahn durch Felsen bricht“, die „Rauheit und die Klauheit“, die Chaußen liebt, folgen lassen? Denn ich kann mich von dem Eindruck nicht los machen, daß diese Ehen allesamt herzlich langweilig werden, und daß die daran Theilhabenden, die im unverheiratheten Zustande so lebenswürdig, so charakteristisch waren, dieser schätzenswerthen Eigenschaften durch die Verbindung, die ihnen gar nicht taugt, verlustig gehen. Wer, wie Paul Heyse, den Muth zeigt, dem Conventionalen im Laufe der Erzählung an entscheidenden Punkten zu trotzen, der sollte dieselbe Unverzagttheit auch zuguterletzt bewahren, und sich um den sogenannten „beröhnenden Abschluß“ nicht kümmern. Wen verlangt denn überhaupt nach einer solchen Veröhnung? Welchem Leser ist es wohl aufgefallen, daß das Schicksal einer der interessantesten Epochen des Romans, der Gräfin Melida, mit einem Fragezeichen endet? Würde es nicht geradezu verkehrt haben, wenn auch für diese fragwürdige Existenz noch ein Abschluß irgend welcher Art, ein veröhnlicher oder unveröhnlicher, gefunden wäre? Hätte uns der Dichter gestattet, anzunehmen, daß Koffel, der durch den Krieg ruinirt und zu seiner Kunst zurückgekehrt ist, als Maler Schönes leistet; daß Rosenbusch seine Schlacht bei Lügen verkauft und seine Motive, die er während des Krieges angeammelt hat, zu künstlerischen Werken verwerthet; daß die rothe Jenz bei dem wiedergefundenen Papa lustig aufwächst, und wartet, bis der Rechte kommt; daß Minna Engelsen nach wie vor ihre Blumenstücke malt und in demselben herzlichen Verkehr mit ihren Freunden bleibt, in dem wir sie kennen gelernt und lieb gewonnen haben — wir wären vollkommen befriedigt gewesen! Und der Gedanke, daß diese uns so sympathischen Freunde „unversorgt“ bleiben, hätte uns wahrlich nicht bekümmert.

Am stärksten aber zeigt sich der Widerspruch zwischen der Auflehnung gegen das Conventionalle und der Fügung unter das Conventionalle in dem Verhältnisse Jansens zu Julie.

Bei der Skizzirung des Inhalts dieses Romans habe ich erwähnt, daß Julie, um den durch harte Schicksalsschläge niedergeworfenen Jansen wieder aufzurichten, sich entschließt, sein Weib ohne den Segen der Kirche und ohne die Registratur des Standesamts zu werden. Das ist die eine Seite des Verhältnisses, die Auflehnung gegen das Conventionalle.

Daß diese Kühnheit viele unserer Moralpharisäer in Harnisch gebracht hat, ist ganz natürlich. Nach meinem Erachten würde Julie aber geradezu unsittlich handeln, wenn sie anders handelte. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich nicht auf dem radicalen Standpunkte der „freien Liebe“ stehe und nicht für die Aufhebung der Ehe und sonstige Forderungen eines utopistischen Zukunftsstaates plädiere. Daß aber unsere gesellschaftlichen Vereinbarungen und auch diejenigen, die den Grundbau unserer ganzen socialen Ordnung bilden, unter außergewöhnlichen Bedingungen nicht Stand halten und dem Gebot einer höheren Sittlichkeit sich beugen müssen, — das möchte wohl schwerlich zu bestreiten sein. Diese außergewöhnlichen Bedingungen sind hier gegeben. Jansen und Julie lieben sich aus tiefster Seele; nur in ihrer Vereinigung können sie existiren, von einander gerissen, gehen sie zu Grunde. Die Launen und die Bosheit einer Dritten verhindern, daß diese Vereinigung unter den üblichen Bedingungen sich erfüllen könne. Da Jansens Frau nicht in die Scheidung willigen will, bleibt den Liebenden — abgesehen von der Bigamie, für die sich Jansen doch wohl nicht entscheiden mag, — nur die Wahl: entweder zu Grunde zu gehen und zwei edle Existenzen der Gehässigkeit und Caprice eines erbärmlichen Weibes zu opfern, oder sich hinwegzusetzen über das als schädlich verabredete und als sittlich festgestellte und Eins zu werden. Julie erkennt dies; sie weiß, daß ihre Liebe ihr den Geliebten und der Welt einen großen Künstler erhält, und sie entschließt sich zu dem Uebergange von der sittsamen zu der nichts versagenden Bräutlichkeit.

Die Thatsache verlegt mich nicht; ich sehe in ihr nur den Ausdruck einer großartig angelegten Natur. Aber die Ausföhrung will mir, ehrlich gestanden, nicht recht behagen, und ich glaube, sie trägt die Schuld daran, daß man mehr Anstoß daran

genommen, als vonnöthen war. Ich bin immer der Ansicht gewesen: gewisse Dinge soll man nicht motiviren. Man macht sie dadurch, daß man sie als gut zu erweisen sucht, eher schlecht. Julie überlegt nach meinem Geschmacke zu viel. Sie spricht zu vernünftig und zu logisch über ihren Entschluß. Sie macht uns das, was wir lieber als aus dem unbewußten Impulse des Herzens geschehen sehen würden, zu plausibel. Sie sollte auch keine Gäste dazu laden, um ihre wilde Hochzeit in fröhlicher Gesellschaft Gleichfühler zu begehen. Mit der Sache hätte auch das Ceremoniel beseitigt werden sollen. Und wenn man auch Thränen ernsthafter Nührung dabei vergißt, dieses Hochzeitsfest ist doch nur Komödie, — unangenehme Komödie sogar. Hätte sich Julie schweigsam in Jansens Arme geworfen, hätte sie nicht viel Aufsehens von der Sache gemacht, ihre unbedenkliche Hingabe unter den gegebenen Bedingungen als selbstverständlich erachtet, und wäre sie mit dem Geliebten auf und davon gegangen — mir wäre sie liebenswerther, wäre sie sympathischer als jetzt, da sie sich die Wichtigkeit ihres Schrittes durch ihre Gesellschaft attestiren läßt.

Gleichviel, die Verbindung Jansens mit Julien ist auf alle Fälle eine kühne dichterische Conception, und da sie nun einmal ausgeführt ist, würde ich dem Dichter Dank gewünscht haben, wenn er es dabei belassen hätte.

Aber — und nun kommen wir zu der andern Seite des Verhältnisses, die mir im Widerspruche zu dem eben geschilderten zu stehen scheint — schließlich, sobald seine gesetzliche Frau sich zur Scheidung entschlossen hat, heirathet Jansen nun doch Julien. Dadurch scheint die bisherige Ehelosigkeit eigentlich nur ein Spiel mit dem Feuer gewesen zu sein, an dem sich der Dichter die Finger zu verbrennen fürchtet, und das er rechtzeitig löst. Da er es nun doch einmal unternommen, uns mit dem Gedanken, daß Julie und Jansen in der außerehelichen Verbindung das reine und ruhige Glück des Lebens finden, vertraut zu machen, und da er uns auf diese Weise über die Grenzlinie des allgemein Anerkannten hinübergeführt hat, hätte er uns nicht in die Schranken des gesellschaftlich Statuirten zurückführen sollen. Denn nun bemerken wir erst, daß wir außerhalb gewesen sind; und die ängstliche Zurückführung beweist, daß man uns zu weit geführt hat.

„Der Kinder wegen“ entschließt sich Jansen dazu. Jansen irrt sich. Mag unsere Gesellschaft auch ein solches Verhältniß selbst nicht toleriren, sie ist vorurtheilsfrei genug, um ihre Mißstimmung nicht an der zweiten Generation zu äußern. Wer wird denn heutzutage noch nach dem Trauscheine seiner Eltern gefragt? Die uneheliche Herkunft hat Gott sei Dank aufgehört ein Makel zu sein, und wenn die Kinder tüchtig sind, kümmert sich niemand darum, ob sie in der Ehe geboren sind oder nicht.

Damit hätte ich die Hauptbedenken, die ich gegen das Werk habe, ausgesprochen. Wenn ich noch hinzufüge, daß nach meiner Ansicht Felix den unbewußten Ehebruch zu tragisch auffaßt; daß es wohl richtiger gewesen wäre, wenn er, anstatt auf und davon zu stürzen, und im Gasthose einen langen Brief zu schreiben, sich mit seinem Freunde ausgesprochen hätte; daß ferner mich das Hineinspielen des Kriegs in die ziemlich zeitlos gehaltene moderne Erzählung einigermaßen befremdet hat — so habe ich alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe.

Aber alle diese „Wenn und Aber“ schnellen in die Höhe, wenn ich den Genuß, den das hoch bedeutsame Werk Paul Heyjes mir gewährt hat, in die Waagschale werfe. Der Roman „Im Paradiese“ ist ein breit angelegtes, mit Liebe und Kunstsinne ausgeführtes Werk, das eine liebevolle Aufnahme verdient. Es regt den Geist an, es greift an's Herz, es fesselt im besten Sinne des Wortes.

Paul Lindau.

Olympia.

Von J.—t.

(Schluß.)

Unter den öffentlichen Spielen der Griechen: den Pythischen bei Delphi, den Isthmischen bei Corinth, den Nemeischen bei Nemea in der Landschaft Argolis und den Olympischen bei Olympia haben die letzteren die größte Bedeutung und Berühmtheit erlangt.

Der Sage nach wurden die Olympischen Spiele schon von Herakles gegründet, sie kamen aber erst zu größerem Ansehen, als zwischen dem Spartanschen Gesetzgeber Lykurgos 884 v. Chr. und dem Könige Iphitos von Elis auf Anregung des Delphischen Orakels ein Vertrag geschlossen war, nach welchem von den Doriern und Aeern dem Olympischen Zeus alle vier Jahre gemeinsame Opfer bei dem alten Pifa am Alpheios dargebracht werden sollten. Während dieser Zeit der Festfeier und der Wettkämpfe, welche mit derselben verbunden waren, sollte Waffenruhe und Gottesfriede zwischen beiden verwandten Völkern herrschen. Später traten auch noch andere Staaten des Peloponneses in diese Religionsgemeinschaft und den Gottesfrieden ein, und diese Feste und Spiele waren bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. ein allgemeines Nationalfest aller Hellenen des Festlands wie der Inseln und Kolonien, bei welchem sich alle hellenischen Völker als Glieder eines großen Ganzen fühlten. Die Aeer waren die Anordner der Feier, bestimmten die Zeit und verkündeten durch Herolde, daß überall in den griechischen Ländern Waffenruhe während des heiligen Festmonats herrschen müsse, und daß die zu den Spielen reisenden Griechen unberlehtlich sein sollen. Wer diesem Gebot zuwiderhandelte, wurde aus der Festgenossenschaft ausgeschlossen, bis er das Vergehen durch Geldbußen an das olympische Heiligthum gesühnt hatte.

Da diese Spiele für das Culturleben der Griechen von großer Bedeutung wurden, so berechnete man auch nach denselben die Zeit d. h. also nach Olympiaden oder Zeitabschnitten von vier Jahren, in welchen die Feier der Olympischen Spiele gesetzmäßig wiederkehrte. Diese Art der Zeitrechnung beginnt aber erst mit dem Jahr 776 v. Chr., wo nach dem Siege des Aeers Korobos im Wettkaufe zuerst ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in den Spielen angelegt und weiter fortgeführt wurde, und hört mit der 293. Olympiade d. h. also mit dem Jahr 394 n. Chr. unter der Regierung Theodosius des Großen, wo die Spiele ihr Ende erreichten, auf. Doch eine derartige Zeitrechnung war nicht gleich allgemein eingeführt und kam erst durch den Geschichtschreiber Timäus aus Sicilien, ungefähr 300 Jahre vor Christo mehr in Aufnahme, indem bis hin die Sitte bestand, die Zeit nach der Amtsdauer der Magistratspersonen zu bezeichnen, in Athen nach dem Archon Epomymos, in Sparta nach dem ersten Ephoros.

Die Spiele begannen am 11. Tage des Attischen Monats Hekatombaion am ersten Vollmonde nach der Sommer Sonnenwende, also im Juli, bei Anbruch des Tages, nachdem am Abend vorher eine unter Opfern dargebrachte Festlichkeit stattgefunden hatte, und dauerten fünf Tage lang. Anfänglich liefen die Wettkämpfer nur einmal das Stadion entlang, später zwei und mehrere Male, sogar 12 bis 25 mal, wobei die Läufer während des ganzen Laufes so schnell als möglich mit gleicher Geschwindigkeit rennen mußten. Später kam das sogenannte Pentathlon (Fünfkampf) auf, bei welchem von Einem im Sprung, Lauf, Schleudern des Diskus (Wurfscheibe), Speerwurf und Ringen der Wettkampf unternommen und wenigstens in drei Arten derselben der Sieg errungen werden mußte, um die Palme zu erlangen. In diesen Uebungen gelangten Manche zu kaum glaublichen Leistungen, wie z. B. der berühmte Athlet Milon, von dem erzählt wird, er sei so stark gewesen, daß er mit einem Ochsen auf der Schulter die Rennbahn durchlaufen hätte. Zu den oben gedachten Spielen kam bei größerem

Wohlstande auch der Wettkampf zu Pferde und der mit dem Zwei- und Viergespann, wobei manche Unfälle vorkamen, wenn die Kasse durchgingen, stürzten oder an einander rannten, Wagen zerbrachen oder die Lenker auf der Rennbahn geschleift wurden.

Auch gab es musikalische und dichterische Wettstreite, welche in der Regel den Schluß bildeten. Der Lauf galt indeß von allen Wettkämpfen, weil er die älteste derselben Art war, als der vornehmste und als der ehrenvollste, wenn auch die Reichen, die sich gern mit Prunk umgaben, den Wettkampf im Wagenrennen vorzogen. Die Unfälle kamen übrigens nicht bloß bei dem Wettrennen zu Pferde und zu Wagen, sondern auch bei den übrigen Kämpfen, insbesondere bei dem Ringen und dem Faustkampf vor, welcher letztere auch noch zu den verschiedenen Kämpfen hinzutrat. Die Erbitterung erreichte hierbei oft einen so hohen Grad, daß die Gesundheit und selbst das Leben eingebüßt wurde, obgleich es durch strenge Gesetze und bei Verlust des Siegeskranzes verboten war, den Gegner zu tödten. Nichts desto weniger erhöhte die Gefährlichkeit und Grausamkeit der Kämpfe die Lust und das Vergnügen der Zuschauer. Zur Ehre der Griechen muß aber eingeräumt werden, daß der Faustkampf, bei welchem die Faust, um desto kräftigere Schläge austheilen zu können, mit einem lebernen Riemenhandschuh (caestus) bewaffnet war (nur der Kopf war gegen die Schläge mit einer eisernen Kappe geschützt), meist nur von roheren Menschen aus niederem Stande geübt wurde (Pausanias Buch 6 Cap. 9). Das Pankratium, eine Zusammensetzung des Ringens und des Faustkampfes, war weniger gefährlich, da die Kämpfer hierbei, nicht wie bei dem eigentlichen Faustkampf, den Leib des Andern umklammern und festhalten durften, und daher auch die Faustschläge gelinder ausfielen. Bei dem Speerwurf wurde der Speer einfach nach dem bestimmten Ziele geschleudert. Das Discuswerfen bestand darin, daß eine linsenförmige, glatt zugerichtete Scheibe von Metall oder von Stein in kreisender (Hom. Iliade 23, 840) Bewegung geschwenkt und dann mit aller Kraft in die Luft geschleudert wurde, um sie so weit als möglich auf der Erde fortrollen zu lassen. Bei dem Sprunge kam es ebenfalls darauf an, die größtmögliche Entfernung zu erreichen.

Der Zutritt zu den Spielen war, mit Ausnahme der Priesterinnen der Demeter (Ceres), Männern allein gestattet, da die Kämpfer, welche anfänglich nur mit einem Gürtel bekleidet waren, später ganz nackt im Stadion erschienen. Die Frauen der Griechen waren von allem öffentlichen Leben ausgeschlossen. Diejenigen, welche trotz dieser Vorschrift dennoch bei den Spielen erschienen, sollten nach dem hierüber erlassenen Gesetze von einem Felsen hinabgestürzt werden.

Bevor die Athleten und Kämpfer die Arena betraten, mußten sie vor dem Hellenodiktes (Hellenenrichter) nachweisen und schwören, daß sie sich 10 Monate lang zu den bevorstehenden Wettkämpfen geübt hätten, daß sie hellenischen Ursprungs, frei geboren und im Besitze der bürgerlichen Ehren seien, auch daß sie keine unehrenhafte List bei den Kämpfen gebrauchen würden. Wenn Jemand dem Entgegenstehenden auszusagen konnte, worüber die Herolde das Volk besonders befragten, so wurden die Kämpfer von den Wettspielen ausgeschlossen.

In welcher Weise die musischen, insbesondere die musikalischen und dichterischen Wettstreite gekämpft wurden, namentlich ob das Spiel auf der Flöte, dem Salpinx (Muscheltrompete) und der Cithar die gymnastischen Kämpfe begleitete oder getrennt von denselben ausgeübt wurde, ist aus den Angaben der alten Schriftsteller nicht recht ersichtlich. In der Regel hielten die Musikanten bei einem Altar und der Nähe des Stadion ihre Wettkämpfe ab. An andern Orten wie in den Säulenhallen vor den Tempeln oder sonstigen erhöhten Stellen producirten sich Sophisten in Auseinandersetzung der gewagtesten Behauptungen, Rhapsoden im Singen von Bruchstücken aus Werken berühmter Dichter, Maler und Künstler stellten ihre Kunstwerke aus; Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber lasen ihre Werke vor (Lucian in Herod. Cap. 3), nach allen Seiten hin bei dem Volk, welches sich um sie sammelte, Aufmerksamkeit, Gehör und Bewunderung in Anspruch nehmend. Hierbei möge als Curiosum erwähnt wer-

den, daß Euripides, welchem geweissagt worden war, daß er in den Wettkämpfen Sieger werden würde, von seinem Vater zum Athleten erzogen und dann nach Olympia gebracht worden ist, wo er indeß wegen seiner zu großen Jugend als Kämpfer nicht angenommen wurde. Seine Siegeskränze erhielt er erst später, aber nicht als Athlet, sondern als Dichter in den Kleusiniischen und Theseischen Kampfspielen.

Die Sieger in den Olympischen Spielen wurden, nachdem sie von dem Herold ausgerufen und mit ohrenererschütternden Beifallsrufen begrüßt worden waren, in den Tempel des Zeus geführt und dann mit Delzweigen, welche von dem bei dem Zeustempel stehenden Olivenbaum abgebrochen waren, bekränzt, welche Auszeichnung, so einfach und werthlos sie an sich war, doch zu der Zeit, wo noch Sittenreinheit herrschte, als das Kostbarste galt, was dem Menschen zu Theil werden konnte. Uebrigens genossen die Sieger sonst noch große Ehren und Auszeichnungen, indem auf sie Loblieder gesungen und ihnen Bildsäulen gesetzt wurden; in ihrer Heimat hatten sie den Ehrenplatz bei öffentlichen Schauspielen und Befreiung von öffentlichen Abgaben und Lasten. Auch wurden sie im Prytaneum zu Athen öffentlich gespeist und während ihres ganzen Lebens in jeder Weise geehrt und bevorzugt.

Die bekränzten Sieger brachten dem Olympischen Zeus Dankopfer dar und feierten heitere und festliche Gelage.

In früherer Zeit konnte der Sieg nur durch eigne Kraft, Muth und Geschicklichkeit erworben werden, später wo die Wettrennen zu Pferde und mit dem Wagen aufkamen, begannen aber leider sich Auffassungen geltend zu machen, welche den Schwerpunkt des Sieges auch in andere Verhältnisse verlegten. So war z. B. in der Altis neben der des Reiters auch die Statue seines Pferdes aufgestellt (Pausanias, Buch 6, Cap. 13), da daselbe, unbekümmert um den von ihm abgeworfenen und im Sande liegenden Reiter, weiter fortgelaufen und zuerst an's Ziel gelangt war. Ferner brauchten bei den Wettrennen zu Pferde und zu Wagen diejenigen, welche die kostspielige Ausrüstung übernahmen, nicht selbst in der Rennbahn aufzutreten, und sie errangen dann durch ihre Diener, die als Kossbändige und Lenker sich in den Kampf und die Gefahr begaben, mühelos den Sieg. So wurden, wie die Verzeichnisse der Sieger ergeben (das vollständigste Verzeichniß der Sieger findet man in Ed. Corstius „dissertationes agonisticae“), auch Könige, welche nur die Wagen ausgerüstet hatten, als Sieger ausgerufen, wie z. B. die Könige Gelon und Hieron von Syrakus (Pindar Olymp. 1, 2.), sowie auch mehrere Städte. Alcibiades, welcher, wie Thucydides (Buch 6, Cap. 16) und Plutarch (im Alcib.) erzählen, einmal sieben Gespanne in die Rennbahn geschickt hatte, wurde für drei dieser Wagen als Sieger ausgerufen und gekrönt. Es kam auch vor, daß einzelne Sieger die errungene Ehre Andern zuwiesen, welchen sie besonders zugethan waren oder deren Günst sie sich erringen wollten. So ließ z. B. nach Herodot (Buch 6, Cap. 103) Cimon an seiner statt den Pisistratus von Athen als Sieger feierlich ausrufen und erkaufte sich dadurch die Rückkehr aus der Verbannung; auch überließ derselbe Cimon ein anderes Mal seinem Bruder den Sieg.

Eine derartige Cession, wenn man es so nennen darf, war indeß nur bei Wettrennen zu Pferde und mit dem Wagen gestattet. Doch kamen auch bei anderen Kampfarten Ungehörigkeiten vor, indem Einzelne zu Geschenken ihre Zuflucht nahmen, um ihren gewaltigeren Gegner zu einer Mäßigung seiner Ueberlegenheit zu veranlassen oder um die Kampfrichter zu bestechen. Welcher Kämpfer einer solchen Handlungsweise überführt war, wurde mit Ruthen gepeitscht, und sein Name nebst dem begangenen Verbrechen durch Inschriften auf Statuen des Zeus, deren mehrere in der Altis aufgestellt waren, der Nachwelt (Thucyd. Buch 5, Cap. 50. Paus. Buch 5, 21 und 62) überliefert.

Trotz dieser Schattenseiten, welche wir im Interesse der Wahrheit nicht verschweigen durften, können die Olympischen Spiele für das Leben des griechischen Volkes nicht hoch genug angeschlagen werden. Denn zunächst gaben sie dieser in viele Staaten zersplitterten Nation einen neutralen Mittelpunkt, in

welchem die Eiferucht und Feindschaft der verschiedenen Staaten ausruhen konnte, und dann kamen sie hier allmählich auch zu dem Bewußtsein, daß sie alle Glieder eines großen Ganzen seien, und daß nur durch ein inniges selbstloses Zusammenhalten alle diese Gemeinwesen belebt und gefördert werden und sowohl nach Innen wie nach Außen zu Kraft und Stärke gelangen könnten. So waren die Olympischen Spiele nicht bloß eine Arena zur Weckung und Bildung des politischen Sinnes, sondern auch zur Förderung alles geistigen, sittlichen und künstlerischen Lebens, in welchem das ideale Streben dieses begabten Volkes seine schönsten Blüten trieb. Die begrabene Stätte dieser Spiele, nach drei Jahrtausenden aus dem Stauberschlummer erweckt, wird auch heute noch den erstaunten Epigonen eine reiche Fundgrube des Genusses und der Mittel zur Veredelung werden.

Eine Plauderei mit Victorien Sardou.

Es war am Abend der ersten Aufführung von Sardou's neuem Stück „Ferréol“ am Gymnase Dramatique. Vor dem Theatergebäude, das schmucklos mitten in den Häuserreihen des Boulevard Bonne-Nouvelle steht und mit der großen nüchternen Freitreppe nichts weniger als einem Musentempel gleichsieht, wogte eine unabsehbare Menschenmenge hin und her. Lange Züge geduldig Dueue-Machender harrten auf die Öffnung des zweiten Bureau, wo die Billets für die billigeren Plätze verausgabt werden, und waren umgeben von mehr als tausend Neugierigen, die gekommen waren, um das fashionable Publicum der Premiere zu sehen, und umschrien von den unvermeidlichen Zeitungsverkäufern. Drinnen aber im Peristyl des Hauses standen die Glücklichen, mit ihren sichern Billets in der Tasche, und bildeten fröhlich plaudernde Gruppen. Da waren Selben von der Börse, Träger der besten Namen aus dem Faubourg St. Germain, Größen der Akademie und der Coulissenwelt, Deputierte, eigens von Versailles hergekommen, und besonders viele Ritter vom verfehlten Beruf. Daß das Stück, worüber die Versammelten in wenigen Minuten zu Gericht sitzen sollten, fast ausschließlich den Gesprächsstoff bildete, braucht wohl nicht erst constatirt zu werden. „Ferréol“ und Sardou — diese beiden Worte waren auf Aller Lippen. Wer das Publicum einer ersten Vorstellung kennt, weiß gewiß, daß das Gefühl seines Richter-amtes, das ihm heute zufällt, es doch im Grunde die von Horaz so sehr empfohlene aequa mens vergessen läßt. Sogar das kühlere Publicum der berliner und wiener Bühnen ist in einer gewissen ganz unverkennbaren Aufregung. Und nun gar der französische, der pariser Publicus! Die kleinen beweglichen Herren sprechen verzweifelt viel und verdächtig schnell und laut, und die in ihren besten Toiletten strahlenden Damen suchen es ihnen noch zuvor zu thun: die Augen Aller blißen lebhafter als gewöhnlich, die Arme fuchteln fast lebensgefährlich in der Luft, und im Gedräng auf Treppen und Corridoren glaubt man zu schieben und man wird geschoben — wie noch nie. Ja, man ist aufgeregt und man will es sein! Aber wehe dem armen Autor, wenn die Aufregung nicht der Mühe werth war, wenn die große Erwartung sich nicht erfüllt, wenn das Stück mit einem Wort mißfällt! Ja, dann haben die paar hundert Unternehmer für dramatischen Erfolg, die Claque unter dem Büfste und auf den Gallerien, vergebliche Arbeit: jeder Versuch das Stück zu retten und Tiraden, Abgänge und Actschlüsse energisch zu beklatschen, wird durch die unerbittliche Opposition vereitelt. Mag die Schlachordnung der Claqueurs noch so scharfsinnig disponirt sein: sie sind doch nur eine verschwindende und mißliebige Minderheit. Eine Stelle begeistert euch zu unbezahlbarer Kraftanstrengung? das Publicum zischt euch nieder. Euer Herz erweicht sich bei einer rührenden Scene und ihr schwenkt auf Commando eure Schnupftücher und bekundet so eure Erregung

von Furcht und Mitleid? Ach, ein höhnisches Gelächter des ganzen Hauses spottet eurer Nührung! Das Stück ist einmal des Schweißes der Ehlen nicht werth, — und die Fanatiker der ersten Vorstellungen sind furchtbar in ihrem Borne!

Wenn aber schon das Publicum so aufgeregt ist, wie mag es erst der arme „Dichter“ sein! *Jacta est alca!* er hat keine Macht mehr über sein Werk und hilflos sieht er sich einem Heer von Richtern gegenüber. Selbst wer schon oft dieser vielköpfigen Hydra nahte, selbst ein gewohnter Held des Bühnenerfolgs, wie Victorien Sardou, befindet sich bei einer Premiere meist in fieberhafter Aufregung.

Ich mische mich unter die Menge befrachteter Herren und decolletirter Damen, welche das Foyer des Gymnase füllt. An einem Thürpfeiler gelehnt steht der Correspondent der „Times“ mit seinen Collegen vom „Standard“, vom „Daily News“ und von der „Morning Post“. Es sind Engländer, nüchterne, kalte Menschen, — aber auch bei ihnen ist eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen. Bloß der Berichterstatter des „Daily Telegraph“ schaut ruhig und eifrig drein und streichelt gelassen seine weiße Cravatte, als handelte es sich bloß um eine kleine Execution im Newgate.

„Sehen Sie dort die pariser Vertreter der englischen Presse!“ ruft ein bekannter Feuilletonist des „Figaro“ und zeigt seinen ihm umstehenden Bekannten die schweigende Gruppe der Albions-söhne. „Sardou hat ihnen Billets zusenden lassen und damit ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben.“

„In der That,“ ergänzt Francisque Sarcey, der strenge Theaterkritiker des „Temps“, — „es ist dies eine Höflichkeit, die wir den englischen Collegen längst schuldig sind. Wenn wir in London weilen, so stellen uns die dortigen Theaterdirectoren mit der größten Lebenswürdigkeit ihre Fauteuils zur Disposition. Es ist nichts als billig, daß wir in Paris dem guten Beispiel folgen.“

„Umso mehr, als wir Briten die Unabhängigkeit des Herzens doch bewahren werden,“ — wirft der Correspondent der „Times“, G. Stephens, lächelnd ein, denn er hat Sarcey's Worte nicht überhört. Die beiden Gruppen englischer und französischer Journalisten vereinigen sich; man wechselt Handschläge, Complimente und landläufige Redensarten. . .

Unterdessen hält draußen am äußersten Ende der Freitreppe ein zweispänniger Wagen. Ein Herr steigt aus. Es ist Sardou. Paul Lindau hat einmal das Äußere des großen Komödienschreibers mit dem eines Candidaten der Theologie verglichen. Dieser Eindruck wird gegenwärtig noch erhöht, da Sardou, der Mode folgend, jetzt einen bis an die Knöchel reichenden schwarzen Wintermantel mit Gurt (Wolter Coat) trägt, wodurch seine hagere Gestalt derjenigen eines katholischen Pfarrers mit Soutane noch mehr zum Verwechseln ähnlich sieht. Rechnet man hierzu noch das bleiche, glatt rasirte Gesicht, die schlichten Haare und die eingefallenen Wangen, so steht der Candidat der Theologie in täuschender Ähnlichkeit vor uns. Nur das Auge, das im Gespräch lebendig wird, verräth vielleicht, daß es weniger im Dreibier, als in Komödienbüchern zu lesen gewohnt ist und nichts von religiösem Eifer wissen will.

Der Pseudo-Cand. theol. erklimmt hastig die steinernen Stufen und begrüßt mich. Ich gebe meinem Erstaunen Ausdruck, Sardou in einer seiner Premieren zu sehen, denen er nur selten beizuwohnen pflegt.

„Freilich thue ich es sonst nicht,“ erwidert der Verfasser des „Ferréol“, „ich hasse die Aufregung einer Premiere. Die lächerlichste Kleinigkeit ruiniert den guten Erfolg eines Stückes. Sie wissen, wie es mir in den „Pattes de mouche“ ging? Sie spielen es in Preußen unter dem Namen . . . Brief . . . Brief . . .“

„Der letzte Brief,“ kam ich zu Hilfe.

„Sekte . . . ja . . . eine unmögliche Sprache, Ihr Deutsch! . . . Nun also, Pattes de mouche! Es handelt sich darin bekanntlich um einen Liebesbrief, der schließlich verbrannt werden soll. Wir sind in der Generalprobe, der Saal ist voll Zuschauer. Man lacht und japplaudirt. Die Fidiibus-Szene kommt: der compromittirende Brief wird zum Fidiibus gemacht und soll nun angezündet werden. Aber o weh! er will nicht Feuer fangen. Daß

das Publicum unruhig wird, hat am Ende jetzt wenig zu sagen, aber in mir erwacht der qualvolle Gedanke: Gott, wenn der Fidius heute Abend in der Premiere nicht brennen will! Und diese Furcht wird in mir zur fixen Idee. Gewiß, er wird sicher nicht brennen und das Stück ist verloren! Ich verlebte einen abscheulichen Nachmittag. Der Fidius von heute Abend stand fortwährend vor meiner Seele, feuerfest wie ein patentirter Geldschrank. Ich war in furchtbarer Aufregung. Ich legte mich schlafen, aber der drohende Fidius verschlechte den wohlthätigen Schummer. Ich schritt zum äußersten: ich nahm zehn oder noch mehr Tropfen Opiumtinctur, um mich zu betäuben. Ich trug Niemand auf, mich zur Theaterstunde zu wecken, denn es lag mir nichts mehr daran, meiner Execution im Gymnase beizuwohnen und — der Fidius brennt ja doch nicht! Ich schlief endlich ein; ich hätte nicht mehr erwachen mögen. Natürlich träumte mir von dem vermaledeiten Fidius! . . . und mit einer Lebendigkeit sag' ich Ihnen! . . . Ich sah das ganze Gymnase in Flammen . . . die Logen brannten und das Parterre war eine zum Himmel schlagende Lohe. Die Coullissen gleichen Flammen und der Hintergrund einer feurigen Masse. Mitten drin aber stand ich und fühlte heiß und heißer, wie meine Kleider in's Ver sengen kamen . . . meine Beinkleider fielen mir wie Zunder vom Leib und meine Haare tropften wie glühende Wachsthränen zu Boden. In brennender Hand hielt ich den Fidius, aber er — nein, er brannte nicht!

„Und Abends?“ warf ich nach einer Pause ein.

„Halbtodt vor Aufregung wohnte ich der Vorstellung bei. Glücklicherweise ging Alles gut: der Fidius fing Feuer und das Stück hatte einen schönen Erfolg. Damals aber versprach ich mir, kein Stück mehr zu schreiben, dessen ganzer Verlauf durch eine solche Außerlichkeit bedingt wird und keine Premiere zu besuchen, deren Erfolg nicht mit Sicherheit vorauszusehen ist.“

„Ah, dann ist ja Ihre Anwesenheit ein gutes Zeichen.“

„Ich glaube sicher an den Erfolg des »Ferreol«!“

In diesem Augenblick spielten die elektrischen Glockenzüge und gaben das Zeichen zum Anfang. Ein Händedruck — und Sardou verschwand hinter einer Thüre mit der Aufschrift: *Entrée des artistes*.

Das ästhetische Tribunal ist drinnen im Saale bereits versammelt und trägt die gewöhnliche Physiognomie der ersten Vorstellungen. Im Parterre die Claque, auf den Fauteuils d'Orchestre die Habitués der Premieren und in den Logen die Damen der Halbwelt neben denen der Gesellschaft: Fräcke und weiße Cravaten, weiße Schultern und Diamanten . . .

Berlin und die Leser der „Gegenwart“ kennen das Stück von der Aufführung am Residenztheater. Es ist mir in diesen Zeilen weniger um den „Ferreol“ zu thun, als um den Verfasser dieses Dramas am Abend der ersten Aufführung. In den drei Zwischenacten sprach ich ihn; er hatte allen Grund, mit der Aufnahme zufrieden zu sein. Keine Spur von Aufregung war an ihm zu bemerken; er nahm die Gratulationen seiner Bekannten mit derselben Gelassenheit hin, wie die Einwände gegen die Wahrscheinlichkeit der Handlung und Motive. An letztem fehlte es nicht, doch Sardou hatte stets eine Entschuldigung, eine Verification. Einig aber waren Alle darüber, daß der „Ferreol“ zu den bestgemachten Stücken der neufranzösischen Dramatik gehört. Wie kam nur der Mann zu dieser bewunderungswürdigen Bühnentechnik?

Sardou erzählte an jenem Abend einige Episoden aus seiner Carriere, und da sie für das Werden dieses Dramatikers charakteristisch, für Mitstrebenbelehrend, für Alle aber interessant sein dürften, so will ich von der Blanderei mit Victorien Sardou etwas ausplaudern.

„Es ist ganz natürlich,“ sagte der Dichter unter Anderm, „daß ich nicht früh genug anfangen konnte, Theaterstücke zu schreiben. Ich kann mich in der That keiner Periode meines Lebens besinnen, wo ich keine solchen schrieb. Eine Uebung in der Bühnentechnik kann ich allen Schülern, die einmal Meister werden wollen, aus eigener Erfahrung bestens empfehlen. Daß man sich stets an die größten Muster halten soll, ist selbstver-

ständlich, — aber das bloße Lesen thut es nicht allein. Mein Lehrmeister in der Technik der Komödie ist Scribe, dieses große und fruchtbare Talent. Ich studirte seine Stücke nach einer bestimmten Methode. Ich las nämlich nur den ersten Act, worin die Prämissen liegen. Dann nahm ich Feder und Papier und setzte diesen ersten Act mit den gegebenen Voraussetzungen in meiner Weise fort. War ich fertig, so las ich das Stück von Scribe zu Ende und verglich damit meine Fortsetzung. Auf diese Art kam ich hinter Feinheiten und Kunstgriffe, die selbst das kritische Auge des Lesers gar nicht bemerkt und die doch von entscheidendem Gewichte sind.“

„So zählen wohl Ihre unbekannteren Stücke nach Legionen?“ warf Jemand ein.

„Sie sind gar nicht zu zählen. Lassen Sie mich hier nur von meinen seriösen Anfängen plaudern. Ich schrieb mit achtzehn Jahren eine fünfactige Tragödie in Versen, den „Othon le grand“; dann eine Komödie in Alexandrinern: „Les Amis imaginaires“. Die Grundidee dieses Stücks habe ich lange Jahre nachher wieder aufgenommen . . .“

„Gewiß in „Nos intimes“?“

Sardou nickte und fuhr fort: „Mit Paul Feval, der heute in seinen Theatervorträgen für das théâtre pour tous so eifrig pläbirt, schrieb ich zusammen das Drama „Le Bossu“. Es ging nicht. Ich brachte dem Director ein ferneres Drama: „Fleur de Liane“; aber der gute Mann starb und man sprach nicht mehr von meinem Stück. Endlich schrieb ich eine Tragödie: „Reine Ultra“, wo folgender Vers vorkam:

„Un trône est trop étroit pour qu'à deux on y tienne“.

Ich gab mein Meisterwerk dem damaligen Director des Theaters von Belleville, der zu einer, von der berühmten Rachel organisirten Truppe gehörte, die die Provinz bereifte. Ich eilte mit hoch klopfender Brust zu der großen Tragödin und begann begeistert die Lectüre. Aber schon nach den ersten Versen unterbrach mich die Rachel: „Wo spielt denn eigentlich Ihre Tragödie?“ fragte sie. — In Schweden! — „Dann nehmen Sie sie nur gleich wieder mit: ich spiele nur in Griechenland!“ Und lachend verabschiedete sie mich. Die „Reine Ultra“ aber vergrößerte meinen Stoß unbrauchbarer Theatermanuscripte.“

„Und wie kamen Sie denn ein vogue?“ fragte ich. „Die Journalistik hat ihr Talent wohl sogleich anerkannt?“

„Ach, seien Sie still mit der Journalistik! Wenn ich reüssirte, so verdanke ich es zum allermindesten der Hülfe unserer Presse. Neue Talente werden von ihr mit Mißtrauen angesehen. Das erste Stück, welches Erfolg hatte, waren die „Premières armes de Figaro“. Die Journale gaben den Erfolg zu, setzten ihn aber wie gewöhnlich auf Rechnung der Schauspieler. Rochefort lieferte damals die Theaterreferate für den Charivari und überschüttete mich mit seinen Sarkasmen. Er schrieb meinen Namen auch hartnäckig falsch und mit einem x am Schlusse. Ein Anderer endlich, Edouard Fournier, hatte gleichzeitig ein Stück bei der Romischen Oper liegen, das die „Premières barbe de Figaro“ hieß. Diese zufällige Ähnlichkeit der Titel hat mir denn auch dieser Herr nie verziehen, und bei jedem neuen Stück von mir beist er sich, alle die vergessenen Romane und Dramen zu bezeichnen, wo ich meine Inspirationen suche.“

„Bernünftigerweise machen Sie sich aber nichts daraus.“

„Nein, gar nichts.“

Ein Herr mit intelligentem Gesichtsausdruck, der bis dahin schweigend gehorcht hatte, erhob sich und klopfte Sardou auf die Schultern.

„Bei mir müssen Sie aber eine Ausnahme machen,“ sagte er. „Wohl haben meine Kollegen den Anfänger nicht gerade glimpflich behandelt, aber ich — gestehen Sie's nur — habe Ihnen eine glänzende Carriere vorausgesagt. Meine Correspondenz in der „Independance belge“ muß Ihnen doch Freude gemacht und Muth gegeben haben.“

„Es ist wahr, mein lieber Pène.“

„Ja, ich plauderte damals aus, daß Victorien Sardou nicht

nur ein hoffnungsvoller Dramatiker, sondern auch ein vorzügliches Medium sei. *)

Bei diesem Wort schauten alle Anwesenden auf Sardou, in Erwartung, der gutgelaunte Dichter werde sich nun auch über diese mysteriöse Seite seines Wesens äußern. Er aber erhob sich rasch und sah lächelnd nach der Uhr.

„Nun, Sardou? Was sagen Sie?“ hieß es von allen Seiten, indes der Befragte Hut und Mantel ergriff.

„Daß es sehr spät ist und daß ich nach Hause will,“ war die ausweichende Antwort.

„So entkommen Sie uns nicht!“ rief ein Neugieriger.

„Es ist so,“ sagte der Herr von vorn, „Sardou steht mit den Geißern auf sehr vertrautem Fuße. Kürzlich stellte sich Einer auf Sardous Schloß in Marly ein und setzte sich ihm in Feder und Tinte. Er bediente sich der Hand unseres Freundes, um das wunderbare Haus Mozarts, ich weiß nicht auf welchem Planeten, zu zeichnen. Es war ein herrlicher Ballast aus Instrumenten der vergangenen und gegenwärtigen Zeit und der — Zukunftsmusik.“

„Hoffentlich spielten sie aber nicht alle zugleich,“ bemerkte ich.

„Spotten Sie nicht, meine Herren!“ rief jetzt Sardou.

„Ich gestehe, daß ich glaube, meine besten Stücke unsichtbaren und übernatürlichen Mitarbeitern zu verdanken. Ich schreibe in einem Zustande von Hallucination; ich sehe alsdann ein imaginäres Theater, dessen Schauspieler mir den Dialog dictiren. Ihr Spiel zeigt mir den Gang der Handlung, welche ich von dieser Bühne in der Einbildung auf die weltbedeutenden Bretter verpflanze. Das ist mein ganzes Verdienst, meine ganze Kunst.“

Und schnell, wie um einer Fortsetzung dieses Themas auszuweichen, wandte er sich an mich, indem er dem Ausgang zuschritt.

„Für Ihre Landsleute habe ich noch eine Art Uebersetzung.“

„Wieso?“

„Diese Herren kamen bis jetzt sehr billig zu meinen Stücken. Ich ließ diese in meiner Einfachheit gleich nach der ersten Aufführung drucken. Das hatte zur Folge, daß eine ganze Schaar von Uebersetzern sich auf die vogelfreie Deute warf, sie bearbeitete und den Theatern und Verlegern als erwünschte Kost vorsetzte.“

„Ach, wie Sie wissen, gehöre auch ich zu diesen Sündern. Die Uebersetzung Ihrer „Familie Benoiton“ gehört zu meinen ersten dramatischen Stilübungen.“

„Das wird fortan unmöglich sein, denn ich lasse jetzt ganz einfach meine Komödien erst dann drucken, wenn Sie nicht mehr Bühnennovitäten sind und Ihre Verlagsbuchhändler und Theaterdirectoren das Eigenthums- und Aufführungsrecht schon längst erworben haben. So habe ich wenigstens die Verwerber in der Hand und kann mit ihnen verhandeln und abschließen, wie ich will.“

„Dazu wünsche ich Ihnen von Herzen viel Glück. Sie dürfen aber nicht wieder fünf Milliarden fordern, wie für den »Rabagas«!“

Paris.

Gottlieb Ritter.

*) Wenn dieser Bericht ganz correct ist, so hat Sardou der Pariser Presse entschieden Unrecht gethan. Sie hat — in allen ihren hervorragenden Organen, das Journal des Debats mit Jules Janin an der Spitze — dem jugendlichen Verfasser der „Battes de Mouché“ wie einem Messias im Lustspiele enthusiastisch zugejubelt. D. R.

Notizen.

Zwei Geheimnisse haben die denkende und schreibende Welt in der letzten Zeit lebhaft beschäftigt: Die Note Andrassy's über die Wirren im Orient und die in Berlin tagende orthographische Commission. Die letztere war von augenscheinlich größerem Interesse, denn die orientalische Frage wird in der einen oder anderen Weise einmal gelöst werden und alsdann der Vergangenheit angehören, während die Orthographie, die Deutschland von hier auferlegt werden soll, für alle Zeiten beabsichtigt ist. Das Geheimniß, mit welchem sich die Commission während der Dauer ihrer Beratungen umgab, hatte übrigens seinen guten Grund. Man wollte verhindern, daß die Vorschläge nicht in verfrühter Weise den Witzblättern anheimfielen, ganz ähnlich wie Andrassy die vorzeitige Discussion seines Reformprogramms durch die Presse gescheut hatte. Schließlich konnte Beides der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden, und an Judiscretionen hat es ja auch die Zeit über nicht gefehlt. Man erfuhr bald, daß es der orthographischen Commission namentlich auf eine Beseitigung der Kalligraphischen Buchstaben ankam, die uns indessen durch langen Brauch lieb geworden sind. Es soll dadurch offenbar Raum und Zeit erspart werden, was unserer rasch lebenden Generation vollkommen entspricht. Wir sind ja fast immer auf der Eisenbahn, für welche auch eine ganze Literatur existirt. Die schönen dreißiger Jahre, wo man in tiefer Ruhe arbeiten, lesen, studiren konnte, sind für immer dahin. Die gemüthlichen Briefe von vier Quartseiten, die den geistigen Verkehr durch ganz Deutschland vermittelt hatten, sind durch Correspondenzkarten ersetzt, und statt dieser sind in vielen Fällen telegraphische Depeschen beliebt. Man gratulirt und condolirt in zwanzig Drachworten und von späterer Herausgabe eines Nachlasses interessanter Episteln, wie sie Schiller und Goethe nebst anderen literarischen Notabilitäten gewechselt haben, ist keine Rede mehr. Unser Leben ist reich, voller, aber auch unruhiger geworden. Ob dadurch glücklicher, mögen Philosophen untersuchen. Wer solche Betrachtungen in die bekannte Kategorie der Lobeserhebungen vergangener Zeiten rangiren möchte, der sei auf die Statistik der Nervenaffectionen verwiesen und auf die Nothwendigkeit der Luftcuren, die unseren Vorfahren unbekannt war. Jetzt soll nun gar durch Auslassung einer ganzen Reihe von Buchstaben das Niederschreiben dessen, was uns durch den Kopf gehen mag, in ein noch rapideres Tempo versetzt werden. Wir sträuben, die äußere Harmonie vor allem der typographischen Schrift, die in Deutschland ohnehin viel zu wünschlich übrig läßt, dürfte nicht dabei gewinnen. Hoffentlich wird die neue Orthographie wenigstens nicht durch Reichsgesetz den Einzelstaaten octroyirt werden. Dagegen möchte man doch im voraus protestiren. Keine Redaction wird sicherlich ihre Mitarbeiter zu der Anwendung einer Reform zwingen, die unseren Gewohnheiten widerstrebt und Jünglinge wie Männer in vorgerückten Jahren ihre Rechtschreibung umzulernen zwingen würde. Man sollte es bei der Umwandlung von Pfunden und Lothen, von Thalern und Groschen in wer weiß welche Decimalwerthe genug sein lassen und nicht Alles von heute zu morgen revolutioniren wollen. Wir sind zum Glück keine Türken, welchen eine Verbesserung ihres Status quo, wie man sich euphemistisch ausdrückt, in irgend einer höflichen Form anbefohlen werden kann. Mit unserem orthographischen Zustand sind wir ganz zufrieden, und für irgend notwendige Verbesserungen werden wir schon selber sorgen. Die Türkei ist freilich Dank ihrer Verschwendung und Mißwirtschaft in anderer Lage. Der Sultan wird sich trotz alles Sträubens dem europäischen Druck nicht entziehen können und schließlich nachgeben müssen. Die Börse hat sich neulich einmal wieder auf die Nachricht des ottomanischen Protestes hin ganz unnützigerweise allarmiren lassen. Ueber die Art und Weise, wie politische Nachrichten auf die Finanzleute wirken, ließe sich ein Buch schreiben, aber es würde wenig helfen. Die Besucher des Fortunatempels in der Burgstraße sind ebenso unberechenbar wie unverbesserlich, ganz wie ihre Collegen der Rue Vivienne in Paris. Hinterher beklagen sie sich über die Presse, und ginge es nach ihren Wünschen, würde in den Räumen des Börsegebäudes mit faustdicken Lettern angeschlagen: Vor Zeitungschreibern wird gewarnt! Bortheilhafter wäre ein gewisses Maß von selbstständigem Nachdenken und der Versuch, sich gegen scheinbar bedrohliche Wendungen im Orient, die auch weiterhin nicht ausbleiben werden, etwas zu stärken. Die Herren wissen doch sonst gut zu rechnen und sollten in der Schätzung politischer Dinge endlich die Kinderschuhe ablegen. Als bei den Ber-

handlungen in Versailles Herr Thiers von der Zumuthung der fünf Milliarden zuerst nichts hören wollte und behauptete, eine solche Menge Franken ließe sich gar nicht zählen, und wenn man von Christi Geburt angefangen hätte, soll sein Widerpart entgegen haben: Ich habe Jemand bei mir, der von Erschaffung der Welt zählt, und der wird schon damit fertig werden! Die Intelligenz moderner Finanziers ist denn auch von feiner Seite bestritten. Um so räthselhafter bleibt, wie sie sich durch den Scenenwechsel der hochpolitischen Komödie, welche man die orientalische Frage nennt, Schlaf und Appetit stören lassen können.

* * *

Das japanesische Postwesen.

Kürzlich ist uns ein seltsames Document zugekommen: Der vom 30. Juni 1875 datirte Bericht des Postdirectors von Japan über das Postwesen dieses Landes —, ein Bericht, ebenso zusammengestellt wie die Berichte europäischer Postdirectionen, aber doch ganz anders anmuthend, wenn man bedenkt, um welches Reich es sich da handelt! Dieses Heftchen spricht Wände zur Ehre jener Inseln im äußersten Osten Asiens und ist ein eclatanter Beweis von der Rapidität des Fortschritts, den die moderne Cultur in Japan macht.

Postinstitutionen nach europäischen Begriffen existiren in Japan erst seit dem Jahre 1872. Die Einnahmen der Postämter bestehen hauptsächlich aus dem Erlös für Porto, Marken, Karten und dgl. Francatur-befehlen; die Ausgaben aus Gehalten, Bauten, Unterhalt von Wagen und Pferden, Möblierung der Postämter, Druckkosten u. s. w. Während des am 31. December 1874 vollendeten dritten Geschäftsjahres betrugen die Einnahmen 352,244.89 Yen. Die directen laufenden Spejen beliefen sich auf 475,541.27 Yen, die anderen Ausgaben (Bauten, Reparaturen u.) auf 26,649.44 Yen. Daraus ergibt sich ein Deficit von 42.6 Procent. Dabei waren aber die letztjährigen Einnahmen sogar um 56 Procent höher als die von 1873; die Ausgaben sind daher kolossal gestiegen. Die Steigerung der Einnahmen läßt sich erklären aus der Vermehrung der Postlinien und Postämter, aus der wachsenden Beliebtheit der alten Postlinien, sowie theilweise aus der Zunahme der Zahl der erscheinenden Bücher, Zeitungen und Broschüren. Das Anschwellen der Ausgaben rührt hinwiederum von der Errichtung des Hauptpostgebäudes in der Hauptstadt und zahlreicher Provinzämter her, ferner von der Vermehrung der Linien. Für 1875 rechnet man auf ein Deficit von 90,000 Yen. Natürlich, denn die Routen und Bureauz, die fortwährend eröffnet werden und die bis in die entlegensten Gegenden sich erstrecken sollen, kosten sehr viel, während sie vorläufig nur wenig einbringen. Es scheint der japanesischen Regierung ernstlich darum zu thun zu sein, für die Bequemlichkeit ihrer Unterthanen zu sorgen, ohne die damit verbundenen Opfer zu scheuen; sie scheint wohlweislich zu bedenken, daß diese Opfer sich im Laufe der Zeit sehr gut rentiren können. Ein anderer Umstand tritt hinzu, um das Deficit zu vergrößern. Bis her sind die Postfunctionen in den Provinzen zumeist in den Händen von Privatpostmeistern, die für das Versetzen derselben einen äußerst geringen Gehalt beziehen; sie haben sich bisher damit zufrieden gegeben, weil sie, wie der Bericht sagt, „Stolz waren, der Regierung zu dienen, weil sie, den Werth des Postwesens einsehend, es für ehrenvoll hielten, ohne große Belohnung das öffentliche Wohl zu fördern“. Der Postdirector fügt nun hinzu, daß keine Aussicht vorhanden ist, dieser ideale Zustand werde noch länger vorhalten; es werde daher nöthig sein, die Postämter in eigne Regie zu nehmen, was natürlich höhere Beamtengehälter zur Folge hat. Ein bedeutender Spejenposten ist auch zum Theil das Zeitungswesen; das für den Transport eines Theiles der in Japan erscheinenden Blätter erhobene Porto bildet nur den fünften Theil der darauf haftenden Auslagen. Je mehr also, desto schlechter! Während 1873 nur 526,000 Exemplare expedirt wurden, betrug die Zahl der 1874 versandten Exemplare bereits 2,630,000 (= + 400 Procent).

Während des letzten Jahres betrug der Umsatz in gewöhnlichen Briefen 16.7 Millionen Stück, in recommandirten 0.27 Millionen Stück, in Buch- und Musterpaketen 33.824.) Frei von Francatur und Porto waren 178.109 Stück. Die Postrouuten hatten Ende December eine Länge von 25.217 engl. Meilen, was einem Plus von 87.6 Procent gegen das Vorjahr entspricht. Es bestanden Ende 1874 3.244 Postämter (gegen 1500 Ende 1873), 617 Privatmarkenverkäufer, 476 Straßenbriefkasten. 18.726 Briefe waren, falsch oder unvollkommen adressirt, davon wurden jedoch, nach geschickener Nachfrage, 14.689 an Mann gebracht; die übrigen

gingen an's Bureau für unbestellbare Sachen. Natürlich fehlte es auch nicht an Diebstählen und Raubanfällen; der Postdirector berichtet ganz ungeschminkt darüber. Wir wollen nur erwähnen, daß für 562.37 Yen Geld und für 770.42 Yen Marken gestohlen und Postwagen um 1085.13 Yen beraubt wurden; das meiste wurde eruiert und ersetzt. Die Zahl der gestohlenen Briefe betrug 480, die der verlorenen bloß 24. — Alle diese Daten zeugen von einer interessanten und vielversprechenden Entwicklung des japanesischen Postwesens. A.

* * *

Vom Büchertisch.

Frankreich und England in Nordamerica.

Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt von Franz Parkman.
Das Ancien Régime in Canada von demselben.

Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung mit einem einleitenden Vorwort von Dr. Friedrich Kapp, Mitglied des Reichstags. Stuttgart 1875. 1876, Aug. Berth. Neudach.

Es gibt verschiedene Arten, Bücher zu recensiren. Entweder schreibt der Recensent das Buch so vollständig aus, daß der Leser der Recension sich der Mühe überhoben glaubt, das Buch selber zu lesen; oder der Recensent jagt für den Fall, daß er das Buch für empfehlenswerth hält, nur so viel, als nöthig ist, bei seinem Leser das Verlangen nach Erwerb und Kenntnißnahme des Buches zu wecken. Die letztere Methode scheint uns im Interesse des Autors und des Publicums, des Gemeinwohls und der Wissenschaft den Vorzug zu verdienen; und wir wenden sie in dem vorliegenden Falle um so lieber an, als Herr Parkman in den oben genannten Büchern und in denjenigen, welche noch folgen werden, uns Deutschen ein Gebiet erschließt, welches uns bisher vollständig terra incognita war, während uns das wissenschaftliche wie das praktische Interesse gebietet, uns Kenntniß davon zu verschaffen.

Herr Francis Parkman, der am 16. September 1823 in Boston, der geistigen Capitale der „Vereinigten Staaten“, geborene Sproß einer alten und angesehenen Puritanerfamilie, hat sein Leben der Aufgabe gewidmet, die Colonisationsversuche und die wirklichen Colonisationen Frankreichs in der Neuen Welt, die Art, wie es seine americanischen Colonien regierte, seine Kriege mit England und mit den Rothhäuten, und endlich den großen Kampf, den auf der einen Seite die Monarchie, der Feudalismus und der Katholicismus, auf der andern Seite die Demokratie, die Republik und der Protestantismus auf dem Boden von Nordamerica um die Oberherrschafft geführt haben, und der mit dem Unterliegen der älteren Trias geendigt hat, zu erforschen und zu beschreiben. Herr Parkman hat nicht aus zwölf vorhandenen Büchern ein dreizehntes gemacht, sondern seine Geschichte und deren Schauplatz mit der größten Hingebung studirt. Er hat wiederholt die Gegenden bereist, wo Frankreich und England mit einander um America rangen; er hat Monate lang unter den Dakotahs und unter anderen Rothhäutstämmen verweilt, in deren Wigwam gewohnt und sie auf ihren Jagdzügen begleitet; er hat die Prairien und die „Rocky Mountains“ durchschweifend, und weiß uns Land und Leute mit bewundernswerther Anschaulichkeit zu schildern, (wobei wir gelegentlich auch erfahren, daß die Schilderungen, welche uns James Fenimore Cooper vor vierzig Jahren in seinen „Quellen des Susquehanna“ und in seinen „Lezten Mohikanern“ gab, in Betreff der historischen Treue viel zu wünschen übrig lassen). Sodann hat Herr Parkman nicht nur die vorhandenen Geschichtsquellen genau studirt, sondern auch eine Reihe neuer Urkunden und Aufzeichnungen, sowohl auf americanischem als auf europäischem Boden, neu entdeckt und in den „Anmerkungen“ extrahirt. Aber er versteht nicht nur Geschichte zu erforschen, sondern auch Geschichte zu schreiben. Sein großes Buch, welches den Gesamttitel führt „Frankreich und England in Nordamerica, geschichtliche Erzählungen“ und in folgende einzelne Werke zerfällt:

1. Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt, 1865;
2. Die Jesuiten in America im siebzehnten Jahrhundert, 1867;
3. Das Ancien Régime in Canada, 1874;
4. Die Entdeckung des großen Westens, 1864,

ist ein Muster historischer Darstellung, welche es versteht, die Personen zu beleben, und die Ereignisse im Flusse zu halten; und wenn der Verfasser auch noch so strenge ist in Beurtheilung der Fehler, welche Frankreich in America gemacht hat, (und als solche zu bezeichnen sind: Despotische Reglementirungs- und Regierungswuth von Paris aus, wo man

nicht das geringste Verständniß hatte von den Verhältnissen des Landes jenseits des Wassers, und die tolen Bemühungen der europäischen Junter- und Priesterkaste, ihre feudalen Antiquitäten und Clericalen Curiositäten, welche sogar in Europa schon nicht mehr recht gedeihen wollten, neu anzupflanzen in dem jungfräulichen americanischen Boden), so ist er doch voll Gerechtigkeit gegen die Personen, indem er dem Glaubenseifer, dem Patriotismus und der Opferwilligkeit des Adels und des Klerus volle Anerkennung zutheil werden läßt; und so gibt er uns denn ein farben- und formenreiches Bild von den Thorheiten und den Tugenden, den Thaten und den Dummheiten seiner Helden, der französischen „Pioniere im Westen“. Während der erste der oben genannten beiden Bände diesen Pionieren gewidmet ist, bildet den Glanzpunkt des andern die Schilderung der eben so wohlmeinenden als verkehrten und erfolglosen Experimente des sogen. „aufgeklärten Despotismus“ des Grand-Monarque Louis XIV., welcher heute das Land einer ausbeutungslustigen Handelsgesellschaft, mit hundert Monopolen und Privilegien, preisgibt, morgen dasselbe einem Bischof und einer vorzugsweise aus Jesuiten bestehenden Priesterkaste ausliefert, um dann übermorgen, wenn er merkt, daß die Kirche den Staat aus dem Besitze der Gewalt hinauszubringen versucht, seine Offiziere und Soldaten scheidt, sowie einen Gouverneur und einen Intendanten, welche jedoch der eifersüchtige König so zu einander stellt, daß sie sich gegenseitig nicht nur controliren sondern auch paralyßiren mußten; daneben wollte die „väterliche Regierung“ in dem neuen Lande alle wirtschaftspolizeilichen Vorschriften des alten Europa, Stapelrecht, Marktzwang u. s. w. einführen; sie schickte Schiffsladungen von Frauen hinüber, zusammengelesen aus allen französischen Armen- und Krankenhäusern, und unterstützte diese Sendung von „Königsmädchen“ durch Prämien für Eheschließung und zahlreiche Kinder. Kurz, der „L'état c'est moi“ wollte alles und konnte nichts.

Herr Parkman hat eine ganz neue historische Quelle erschürft, die mit frischem und anmuthigem Hauch durch das Dunkel und die Einsamkeit der kanadischen Wälder hindurchbricht, um sich, später zu einem mächtigen Strom angewachsen, in den großen Ocean der Weltkulturgeschichte zu ergießen.

Diese kulturhistorischen Perspektiven weist mit gewohntem Geiste das einleitende Vorwort des americankundigen deutschen Reichstagsabgeordneten Rapp nach, welchem das deutsche Publikum dankbar sein muß für die Einführung eines so vortrefflichen Autors.

Die Uebersetzung ist gut und lesbar.

A. B.-B.

* * *

Bonifacius

der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa.

Von H. Werner.

(Leipzig 1875, Weigel.)

Der Verfasser dieser geistvollen und gelehrten kirchenhistorischen Studie ist ein protestantischer Pfarrer, der liberalen Richtung angehörend, mit der Methode und dem Rüstzeug der kritischen Forschung wohl vertraut, voller Verständniß für den innigen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, des geschichtlich Gewordenen mit dem geschichtlich Werden. So erscheint er besonders geeignet, an die Lösung einer Aufgabe sine ira et studio zu treten, die mit den kirchenpolitischen Kämpfen der Jetztzeit, des Staates mit dem Papismus, so viele Berührungspunkte gemeinsam hat, ja den Keim und Ausgangspunkt für den großen Entscheidungskampf zwischen dem Papstthum und den weltlichen Gewalten bildet, der das ganze Mittelalter hindurch die Welt mit Waffenlärm erfüllte und jetzt erst auf geistigem Felde zum Austrag gelangen soll. Und Werner verdient das Lob, eine wissenschaftliche Arbeit, keine tendenziöse Parteischrift gegeben zu haben. Er tritt dadurch zu seinem Vorgänger Seiters, dessen Buch bisher als die bedeutendste Arbeit über Bonifacius galt, in einen wohlthuenden Gegensatz, da es dem letzteren nur darum zu thun war, durch Bonifacius die katholische Kirche zu verherrlichen. Seiters' Buch, das schon 1845 erschien, genügte überhaupt nicht mehr dem heutigen Standpunkt der Forschung; nach ihm haben Rettberg und Andere das Wort ergriffen, die Quellen sind inzwischen sorgfältiger untersucht worden, und Werner befriedigt mit seiner zusammenfassenden, selbstständigen und abschließenden Arbeit ein wahres Bedürfnis. Namentlich die Hauptquelle für das Leben und Wirken des Bonifacius, seine Briefe, sind erst vor wenig Jahren mustergültig durch den verstorbenen Jaffé edirt worden, Dünkelmann u. A. haben dieselben kritisch untersucht — der Verfasser scheint die Arbeit Dünkelmanns übersehen zu haben —

auch die alte Lebensbeschreibung des Bonifacius hat inzwischen einen Platz in den Monumenta Germaniae gefunden. Aber immer noch bleiben die Quellen selbst schwierig zu erklären, die Briefe namentlich leiden an trockner Kürze, geschraubtem Stil, Zweideutigkeit, so daß hier dem Scharfsinn des Erklärers noch ein weiter Spielraum gelassen ist.

Doch ich verliere mich in wissenschaftliche Details über ein Buch, das nach Anlage und Darstellung für einen größeren Leserkreis berechnet ist. Wir können diesen Entschluß des Verfassers nur freudig begrüßen und hätten nur gewünscht, daß derselbe uns überall auch nur seine Ansicht vorgetragen und die Discussion über streitige Punkte ganz vermieden hätte. Es kann dem Laien zwar nicht gleichgültig sein, ob ihm nur die Rolle des Nachsprechers oder des Urtheilers zugebach wird; aber es liegt doch die Gefahr nahe, daß der nicht fachkundige Leser vor schnell ermüde und den Faden des Ganzen verliere. Zudem ist das Buch stark angefüllt, 450 Seiten circa bei solch engem Druck! Dennoch möge sich Keiner, dem es um ein ganzes und ein volles Verständniß für die Entwicklung der päpstlichen Macht in Deutschland zu thun ist, die Lectüre des Werner'schen Buches entgehen lassen.

Die Gestalt des großen Missionars ist eine der anziehendsten des früheren Mittelalters, gleich bedeutend nach der politischen, wie kirchlichen und kulturhistorischen Seite. Von dem Mittelpunkt seines Wirkens aus knüpfen sich alle Fäden, die das Netz der römischen Hierarchie über Deutschland ausspannten. Unter drei Päpsten, ein volles Menschenalter hindurch, hat er die ganze kirchenpolitische Entwicklung in seiner Hand gehalten und seit Gregor I., dem Großen, und Gregor VII. ist Bonifacius unbedingt die bedeutendste Kraft, welche auf die Geschichte der Christenheit eingewirkt hat. Ganz erfüllt von hohen Idealen, ganz hingeeben dem Dienste der römischen Kirche, hat er gleichwohl dem römischen Stuhl gegenüber seine selbstständige Haltung bewahrt und sich nicht geschent, dem Stellvertreter Gottes auf Erden die heftigsten Vorwürfe zu machen, der ihm nur da als unsehbar gilt, wo sein Thun und Lehren mit dem Geist der katholisch-hierarchischen Weltordnung identisch ist. Eben diese Weltordnung will Bonifacius in Deutschland und Europa einführen. „Die Romanisirung, die Aufnützigung des römischen Primates und des römischen Rechtes, darin besteht die Leistung des Bonifacius.“ Dabei beehrte er für sich selbst gar nichts, trug schwer an seinen Sorgen und Arbeiten, um schließlich fern im rauhen Friesenlande am Abend seines thatenreichen Lebens einen tragischen Ausgang zu finden.

Aber die Keime, die Bonifacius gepflanzt hat, sie sind vielfach zu einem die Christenheit überwuchernden Unkraut geworden. Von seinem Auftreten ab datirt in Deutschland die Vernichtung der Selbstständigkeit der deutschen Kirche und Bischöfe, die Anknüpfung des ganzen kirchenorganismus an Rom, die Unterwerfung unter die Machtprüche des römischen Bischofs. Der große Rettberg hat mit wenigen Worten es gesagt: „Er, Bonifacius, hat die nationale und selbstständige Entwicklung der deutschen Kirche unterbrochen, hat sie unter die Zucht Roms gestellt.“ Die Politik der deutschen Fürsten hat dann das Unglück noch verschlimmert, aber dies war nur die einfache und gerade Folge von dem Werke des Bonifacius. Doch auch das große Verdienst kann Bonifacius nicht abgesprochen werden, daß er auf den damaligen Zustand der Kirche klärend eingewirkt, daß er die Reste der altrömischen und altgriechischen Kultur auf deutschen Boden hinübergeleitet hat, wodurch die Berührung des germanischen Volksgesistes mit dem Reichthum der altclassischen Bildung ermöglicht werden konnte.

Von höchstem Interesse, gerade für die Jetztzeit, ist in dem Lebensbilde des Bonifacius die Gestalt des großen Frantensfürsten, des Wesfegers der Araber, des Retters der Christenheit, des gewaltigen Sammers, Karls. Er tritt in einen sich scharf abhebenden Gegensatz zu dem Apostel der Deutschen. Man könnte es modern so ausdrücken, daß Karl Martell die Ansprüche und Gerechtfame des Staates, Bonifacius die der Kirche und des Papstthums vertritt. Neben der Charakteristik des Glaubenshelden sind es die Ausführungen Werners über Karl Martell und sein Verhältniß zur Kirche und zu Bonifacius, die zu den gelungensten und geistvollsten Partien des Buches zählen. Wir begegnen freilich keiner neuen Auffassung; die Thatsache steht fest, daß Karl kein Freund der Kirche gewesen. Aber was sich zum Erweise derselben im Einzelnen herbeibringen ließ, hat Werner zu einem klaren Bilde vermocht. Dieser Abschnitt ist des allgemeinsten Interesses würdig, und wir bedauern nur, auf ein näheres Eingehen an diesem Orte verzichten zu müssen.

Moriz Meyer.

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von
Wolfg. Müller v. Königswinter.
Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 M., geb. 5 M.

1. Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch.
2. Rheinfahrt. Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. Lorelei. Rheinisches Sagenbuch.
4. Im Ritteraal. Rheinische Historien.
5. Rheinisches Märchenbuch.
6. Rheinische Idyllen.

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers von Rheine in neuer wesentlich vermehrter Auflage. Freunde einer lebensheiteren, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unersetzlichen Quell der anmutigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Freihandel!! — Nicht Schutzzoll!

Als Separatdruck aus der „Gegenwart“ erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die volkswirtschaftliche Reaction.

Von H. V. von Unruh,
Mitglied des Deutschen Reichstages.

Inhalt: 1. Volkswirtschaftliche Bildung und Zollerperimente. — 2. Volkswirtschaftliche Erfahrungen. — 3. Volkswirtschaftliche Theorien und Parteien. — 4. Der Nutzen der Industrie.

3 1/2 Bogen 8. In Umschlag geheftet. — Preis: 75 S.

Ferner erschien vor Kurzem:

Volkswirtschaftlicher Katechismus.

Ein Abc- und Lesebuch
für

Volkswirthe u. solche, die es werden wollen,
von H. V. von Unruh,

Mitglied des deutschen Reichstages.

Inhalt: Von den Zöllen. — Von den Vortheilen und Nachtheilen der Fabrik-Industrie und den Schutzzöllen. — Von der volkswirtschaftlichen Theorie und Praxis und der Handelsbilanz. — Von den Handelsverträgen.

4 1/2 Bogen 8. Geh. Preis 1 M. ord.

Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Demnächst erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Spir, A., Empirie und Philosophie.

Vier Abhandlungen: 1) Die naturalistische Ethik unserer Zeit; 2) Der Antagonismus in der Wissenschaft; 3) Ueber das Verhältniss von Leib und Seele; 4) Zum ewigen Frieden in der Philosophie. Nebst einem Anhang, Erläuterungen enthaltend, und einer Tafel (Skizze d. kritischen Philosophie von Spir). 5—6 Bogen br. 1 M. 50 S.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Spir, A., Denken und Wirklichkeit.

Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2 Bde. 14 M.

— Moralität und Religion. br.

1 M. 80 S.

J. G. Findel in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Bienenstraße 110.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt

von

C. Belj.

(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)

Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 M.

Die Verfasserin hat mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Maj. des Königs ihre Studien im königl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus handschriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Werk ist zum erstenmal das Verhältniß des Herzogs Karl und Franziska's von Hohenheim, seiner späteren Gemahlin, streng historisch, d. h. ohne jede romanhafte Ausschmückung, geschildert, und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu Schiller, Schubart und anderen berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.



Neujahr 1876. Betriebs-Gründung.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege

Eisenach.

Centralstelle f. d. Verbreitung in- u. ausländischer, der Ernährung, Kräftigung u. Heilung förderlicher Produkte u. Fabrikate.

I. Abth. für Ernährung und Kräftigung. — II. Abth. für Heilmittel. 1. Section: Pharmazeutische Präparate (nur im Großhandel). 2. Section: Diätetische Hausmittel und private Gesundheitspflege. — III. Abth. für Apparate zu Heilzwecken und zum Schutze gegen Krankheiten; Verbandmittel. — IV. Abth. für Beseitigung der Gesundheitswidrigkeit der Wohnstätten. — V. Abth. für hygienische Literatur.

Die erste Nr. der für Freunde des Unternehmens als Manuscript gedruckten „Mittheilungen der D. W. f. G.“ steht auch weiteren Kreisen gratis und franco zu Diensten. Dieselbe giebt ein Bild der Aufgaben dieses zeitgemäßen gemeinnützigen Instituts, seiner Unternehmungen und die Preisliste der von ihm zu beziehenden Artikel.

In den größeren Städten des Reichs und an den Hauptplätzen des Auslands werden General-Dépôts für sämtliche Abtheilungen des Instituts errichtet, sowie besondere Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel an allen bedeutenden Orten.

Correspondenten in Berlin:

Dr. H. Friedländer, Bes. der Kronen-Apotheke, Friedrichstr. 160.

Max Rahnmann, Bes. der Schwan-Apotheke, Spandauerstr. 77.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Besitzer Richard Lesser,

Inhaber der großen goldenen Medaille des Kaisers von Oesterreich.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Goethe und Schiller.

Von

Hermann Hettner.

In zwei Abtheilungen.

Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. geheftet.

Preis zus. 14 M. 50 S.

Soeben erschien:

Hans und Grete.

Schauspiel in 5 Acten

von

Friedrich Spielhagen.

Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4 M. 25 S.

Ultimo.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Verlag von L. Staadmann in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten

von

Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.
erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
N.W., 32. Luisenstrasse.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in
Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Soeben erschienen
die ersten Nummern
des 29. Bandes.

Probenummern sind
in jeder Buchhandlung
vorhanden.

Abonnements werden
durch jede Buchhandlung vermittelt.
Preis pro Band von 24 Nummern 12 M.

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gepaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Urruh. — Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“. Blaubeieren eines alten Journalisten. IV. V. (Fortsetzung). — Literatur und Kunst: Zwei Oden des Horaz. Verdeutschelt von Emanuel Geibel. — Zwei Jubiläen in Wien. I. Dingelstedt. Von Sigmund Schlegelinger. 1. II. Michael Etienne. Von Aliquis. — Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität“. — Variationen über ein Gutzkow'sches Thema. Von Daniel Sanders. (Schluß). — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Ferrisol.“ Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Brühl. Gernsheim. Rudoff. Riels „Fern im Osten“. Besprochen von H. Ehrlich. — Franz Wallner. Von F. S. Kugler. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. An Advocat Berent. Christiania. Von Alexander Meyer. — Inserate.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. B. v. Urruh.

I.

Seit einiger Zeit ertönt von den verschiedensten Seiten der Ruf, die sämmtlichen deutschen Eisenbahnen müssen vom Reiche erworben und einheitlich verwaltet werden. Auch im Reichstage ist die Sache in der Sitzung am 24. November 1875 von dem Abgeordneten Stumm zur Sprache gebracht worden und hat anscheinend nur einen principiellen Gegner an dem Abgeordneten Windthorst gefunden, der den Grundsatz ausspricht, daß der Staat nicht Gewerbetreibender sein solle. Von anderer Seite wurde nur auf die großen im Wege stehenden Hindernisse hingewiesen und dabei von dem Abgeordneten Laster gleichzeitig ausdrücklich erklärt, daß er ein unbedingter Anhänger des Staatseisenbahnsystems sei. Die Frage wird augenscheinlich bis jetzt nicht als eine politische angesehen. Es befinden sich Freunde und Gegner in allen Parteien wie beim Bankgesetz. Zu den ersten gehört fast die ganze Presse Norddeutschlands und auch ein Theil der Süddeutschen.

Es bedarf nur flüchtigen Nachdenkens, um die gewaltige Wucht und Bedeutung einer solchen Maßregel zu erkennen. Zunächst fällt in die Augen, daß bis jetzt noch kein wirklicher Großstaat sich darauf eingelassen hat, die Eisenbahnen zum Staatsmonopol zu machen, im Gegentheil hat Oesterreich große, auf Staatskosten erbaute Bahnen an Privatgesellschaften verkauft. Ganz dasselbe ist in Rußland geschehen. Auch das schroff centralisirte Frankreich befaßt sich bis jetzt nicht mit eigentlichen Staatsbahnen und deren Verwaltung, sondern hat sich darauf beschränkt, durch directe und indirecte Unterstützung von Privatgesellschaften ein vorher wohlüberlegtes großes Netz von Eisenbahnen hervorzurufen und der Staatsbehörde einen über die Sicherung des Betriebs hinausgehenden Einfluß auf die Verwaltung zu sichern. In England und Nordamerika ist es bis jetzt noch Niemand eingefallen, auf Staatskosten Eisenbahnen zu bauen und zu betreiben. Nur Italien hat in neuester Zeit die große nördliche Linie nothgedrungen einer im wesentlichen französischen Gesellschaft abgekauft und soll Neigung haben, auch die südliche Linie von Rom nach Neapel zu erwerben. Ob es dazu und zur dauernden Durchführung bei dem bedenklichen Zustande seiner Finanzen und unter dem Zwangscourse seiner Banknoten im Stande sein oder genöthigt werden wird, die Staatsbahnen wieder zu verkaufen oder zu verpachten, wird die nicht allzuferne Zukunft lehren.

In Preußen, dem größten deutschen Einzelstaat, bestehen seit 27 Jahren Privat- und Staatsbahnen nebeneinander. Auch im letzten Jahrzehnt sind Concessionen zum Bau von Eisenbahnen an Privatgesellschaften erteilt und gleichzeitig Bahnen auf Staatskosten erbaut worden. Bei Einführung der Eisenbahnsteuer unter dem Minister von der Heydt schien es so, als ob man zum System der reinen Staatsbahnen übergehen wolle: denn das Gesetz enthielt die Bestimmung, daß der Ertrag der Eisenbahnsteuer bei jeder einzelnen Bahn zum Ankauf von Stammactien derselben Bahn verwendet werden müsse. Die Privatbahnen sollten also durch sich selbst allmählich amortisirt werden. Indem diese Bestimmung später im Wege der Gesetzgebung wieder aufgehoben, und die Steuer zur allgemeinen Staatscasse eingezogen wurde, ist augenscheinlich der Gedanke an Erwerbung der Privatbahnen aufgegeben worden.

Man hört nicht, daß in Oesterreich, Frankreich oder Rußland der Ankauf der Privatbahnen von der öffentlichen Meinung gefordert werde. Daß ein solches Verlangen bei uns sich geltend zu machen beginnt, erklärt sich leicht aus dem Zustande des deutschen Eisenbahnwesens. Die frühere Zerissenheit Deutschlands verhinderte von Haus aus jeden einheitlichen Plan zur Herstellung eines geordneten Eisenbahnnetzes. Jeder der 28 souveränen deutschen Staaten baute oder concessionirte Eisenbahnen, wann, wie und wo er wollte, gewährte oder verweigerte an seinen Grenzen Anschlüsse anderer Bahnen nach Belieben. In jedem der 28 Einzelstaaten stehen die Privatbahnen unter anderen Gesetzen, die Staatsbahnen unter anderer Verwaltung. Auf den einzelnen Theilen großer zusammenhängender Verkehrsstraßen galten bis vor kurzem 3, 4 ja noch mehr verschiedene Betriebsreglements. Zwischen Berlin und Cöln mußten früher die Reisenden 4—5 mal umsteigen. Sogar innerhalb desselben Staats wurden für ein und dieselbe Route, deren einzelne Theile verschiedenen Gesellschaften gehören, oft keine durchgehenden Billets verkauft und das Gepäck nicht durchgebirt. Wenn nun viele solcher Uebelstände nach und nach, hauptsächlich durch die entstandenen Vereine einer Anzahl Bahnverwaltungen beseitigt worden sind, so bleiben doch andere, sehr erhebliche Mängel, namentlich beim Transport der Güter, bestehen. Der Präsident des deutschen Reichseisenbahnamts führte in der Sitzung am 24. November 1875 an, daß zur Zeit auf den deutschen Eisenbahnen gleichzeitig 1357 Gütertarife gelten, und von 63 gleichsam souveränen Eisenbahnverwaltungen unter 25 Bundesregierungen gehandhabt werden. Die ungeheure Zahl der Tarife erklärt sich zum Theil aus der ganz verschiedenen Classification der Güter und der Verschiedenheit der bei jeder Classe an-

gewendeten Frachtfäße in jedem der 25 Staaten, sogar innerhalb desselben Staates auf verschiedenen Bahnen. Kein Wunder, daß selbst Eisenbahngüterbeamte, besonders auf den Zwischenstationen, nicht im Stande sind, anzugeben, wie viel die Fracht für eine bestimmte Sorte von Transportgegenständen, welche über mehrere Bahnen laufen müssen, beträgt. Will der Absender die Güter frankiren, so wird ihm auf manchen Stationen vorläufig ein jedenfalls ausreichendes Pauschquantum abgefordert und der Ueberschuß nach erfolgter Abrechnung unter den Bahnen, daher erst nach längerer Zeit und zuweilen erst auf Erinnern zurückgezahlt. Eine auch nur annähernd richtige Vorausberechnung der Fracht von Seiten des Absenders ist entweder ganz unthunlich oder nur auf Grund der Erfahrungen bei früheren Transporten ausführbar. Es kommt aber auch vor, daß bei zwei Sendungen derselben Art von Gütern nach denselben Orten verschiedene Fracht berechnet wird, je nachdem die Meinung in Betreff der Classe wechselt, zu der das Gut zu rechnen ist. Noch unsicherer wird die Vorausberechnung der Fracht für solche Gegenstände, deren Fracht auf einzelnen, aber nicht auf allen deutschen Bahnen nach Wagenladungen berechnet wird.

Endlich findet auf gewissen langen Linien für bestimmte Güter eine zum Theil erhebliche Ermäßigung der tarifmäßigen Fracht für durchgehende Güter statt. Derselbe wird mit dem Ausdruck „Differenzialtarif“ bezeichnet und beruht auf einem Abkommen zwischen mehreren Verwaltungen, deren Bahnen eine zusammenhängende, große Verkehrsstraße bilden. Der Zweck einer solchen freiwilligen Herabsetzung der Fracht ist die Heranziehung von Gütern, welche sonst einen andern Weg einschlagen oder gar nicht versendet werden würden. Selbstverständlich wird nur so viel unter die bestehenden Tarifsätze gegangen, daß bei weiten Transporten mit vollbeladenen Zügen, also vollständiger Ausnutzung der Maschinenkraft und des Materials, immer noch ein angemessener Nutzen übrig bleibt.

So wünschenswerth und willkommen nun jede Frachtermäßigung ist, so lassen sich doch manche Uebelstände nicht verkennen, die daraus erwachsen, daß die niedrigen Sätze nur für gewisse Güter gelten, welche den ganzen Weg vom Endpunkt zu Endpunkt durchlaufen; die Fracht nach dazwischen, sorglich näher gelegenen Orten, ist also theurer als nach dem entfernteren Endpunkt. Es erregt Unzufriedenheit im theilhaftigen Publicum, wenn z. B. Getreide aus Ungarn wohlfeiler nach Steier gebracht wird als von Breslau. Noch gehässiger erscheint der Differenzialtarif dort, wo es sich nicht um eine Concurrenz mit dem Auslande durch wohlfeilen Transit, sondern um Bahnstrecken innerhalb des Landes handelt.

Vielefache begründete Beschwerden sind gegen die mangelhaften Fahrpläne und Anschlüsse auf Eisenbahnen gerichtet. Bis zum Jahre 1867 konnten Beschwerden über die beim Eisenbahnverkehr vorkommenden Mängel nur innerhalb des eigenen Landes, d. h. des Einzelstaats wirksam sein, oder höchstens diplomatische Verhandlungen mit den souveränen deutschen Nachbarstaaten hervorrufen. Der Zustand war auf diesem gemeinsamen deutschen Gebiet derselbe, wie zur Zeit des alten Bundestags auf allen andern, etwa mit Ausnahme der Demagogenhäfen, der Maßregeln gegen die Presse etc.

Darauf wurde in der Verfassung des Norddeutschen Bundes vom Juni 1867, Abschnitt VII. Artikel 41—47, der Versuch gemacht, Abhilfe der beim Eisenbahnverkehr unleugbar vorhandenen Uebelstände anzubahnen; aber die damalige politische Lage und das Bestreben, den Bund und eine Verfassung für denselben zu Stande zu bringen, nebst der Rücksicht, dem späteren Beitritt der süddeutschen Staaten keine Hindernisse in den Weg zu legen, gestatteten nicht, jene Bestimmungen so zu fassen und so weit auszudehnen, daß die wirksame Anwendung und Durchführung völlig gesichert erschien und keine Zweifel übrig ließ. Mehr als die Artikel 41—47 enthalten, war damals nicht zu erlangen, aber der Inhalt besteht wesentlich nur in der Angabe der Ziele, nicht in der Gewährung der Mittel

zur Erreichung derselben. Dennoch war bei dem Anschluß der süddeutschen Staaten im Jahre 1870 die Zustimmung Bayerns zu den Artikeln 42—45 und dem ersten Abzug von Artikel 46 nicht zu erlangen. Die Selbstständigkeit Bayerns im Eisenbahnwesen bildet eines seiner Reservatrechte.

Je mehr der Verkehr nach dem französischen Kriege stieg, um so greller und drückender trat die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes hervor. Die Angelegenheit wurde mehrfach im Reichstage zur Sprache gebracht. Der Reichskanzler interessirte sich lebhaft dafür und äußerte im Privatgespräch die Meinung, daß die Verfassungsbestimmungen ausreichten, um den Verkehr auf den deutschen Eisenbahnen zu regeln, Ordnung und Klarheit hineinzubringen, daß es aber an einem geeigneten Organ fehle. Das Eisenbahnamt wurde geschaffen, eine geeignete und bewährte Kraft auf seine Spitze gestellt. Nun, meinte man im Publicum, wird das langersehnte Ziel erreicht werden. In der That kam ein allgemeines deutsches Betriebsreglement zu Stande; es wurde vielen auf einzelne Fälle sich beziehenden Beschwerden im Wege der Verhandlung mit den Regierungen der Einzelstaaten abgeholfen; aber der Wirrwarr von 1357 Tarifen, die verschiedene Classification der Güter, die bei manchen Transportinteressenten besonders verhassten Differenzialtarife bestehen fort und ein als ganz nothwendig anerkanntes Eisenbahngesetz für ganz Deutschland, wenn auch mit Ausschluß Bayerns, ist bis jetzt dem Reichstage nicht vorgelegt worden, ja der Zeitpunkt, zu welchem dies geschehen wird, läßt sich noch gar nicht bestimmen. Wer die Verhältnisse kennt und unbefangenen Urtheil, muß zugestehen, daß hieran das Reichseisenbahnamt nicht Schuld ist, sondern der Mangel ausreichender Verfassungsbestimmungen.

Nach Artikel 42 sind die Bundesregierungen verpflichtet, die deutschen Eisenbahnen wie ein einheitliches Netz zu verwalten. Ist eine solche Verwaltung möglich, wenn sich dieselbe in den Händen von 25 einzelnen Bundesregierungen befindet, die bestehenden Gesetzgebungen in diesen 25 Einzelstaaten in Bezug auf die Privatbahnen stark von einander abweichen und den Regierungen nicht die Befugnisse ertheilt werden, welche unentbehrlich sind, um die Bahnen als Theile eines einheitlichen Netzes zu behandeln? Selbst wenn die 25 Einzelregierungen sich die nothwendigen Vollmachten durch Localgesetze in ihren Staaten verschaffen wollten und könnten, so wird doch Niemand, der das Eisenbahnwesen kennt, bestreiten, daß entweder die Verwaltung der sämmtlichen Eisenbahnen Deutschlands als einheitliches Netz oder die wirksame Aufsicht darüber in einer Hand liegen und von einer mit weitgehenden Befugnissen ausgerüsteten Centralstelle aus gehandhabt werden muß. Jede Zerplitterung hebt die einheitliche Verwaltung oder Aufsicht auf. Der Abschnitt VII der deutschen Verfassung spricht im Artikel 42 nur von der Verpflichtung der einzelnen Bundesregierungen. Diese also sollen die Verwaltung und Aufsicht selbst führen und können nach der bisherigen Bestimmung der Verfassung nicht gezwungen werden, dieselbe einer Centralstelle zu überlassen. Nach dem Wortlaut des Artikel 45 kann einer solchen nicht einmal die wirksame Controle über die Verwaltung der Eisenbahnen übertragen werden, weil dem Reich nur die Controle über das Tarifwesen zusteht. Es soll dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt, und für gewisse Transportgegenstände thunlichst der Einpennigtarif eingeführt werde. Ein positives Recht, gleichmäßige Tarife und eine Herabsetzung der jetzt bestehenden Frachtsätze anzunehmen, den Einpennigtarif einzuführen, wo er noch nicht angewendet wird und denselben auf gewisse Transportartikel auszudehnen, steht dem Reiche nicht zu. Seine Organe sind augenscheinlich nur auf Verhandlungen mit den Einzelstaaten und auf Verständigung mit diesen angewiesen. Dabei ist noch zu erwägen, daß gleichmäßige Tarife und Herabsetzung derselben weder von den Einzelstaaten, noch von dem Reiche sich durchführen lassen, ohne den zu höheren Frachtsätzen Berechtigten Entschädigung zu gewähren. Gewisse Eingriffe in das Privat-

eigenthum sind in allen Culturstaaten zulässig, aber nicht ohne Schadloshaltung. Wer die Entschädigung zu tragen hat, ob die Einzelstaaten oder das Reich, darüber schweigt die Verfassung. Ohne nähere Bestimmungen über diese und andere wichtige Punkte oder eine Verständigung über jeden einzelnen derselben von seiten sämtlicher Einzelstaaten ist der Erlaß eines befriedigenden deutschen Eisenbahngesetzes unausführbar. Mit Ausdrücken wie: möglichst und thunlichst kommt man nicht von der Stelle.

Wie sollen unter solchen Umständen die in der Verfassung angegebenen Ziele erreicht werden? —

Eine Antwort, wenngleich keineswegs die allein mögliche, lautet: „Erwerbung der sämtlichen deutschen Eisenbahnen, sie mögen den Einzelstaaten oder Gesellschaften gehören, durch das Reich“. Damit, sagt man, sind alle Schwierigkeiten überwunden. Das Reich kann die Eisenbahnen als einheitliches Netz verwalten, gleichmäßige und niedrige Tarife einführen, kurz, alle jetzt vorhandenen Uebelstände beseitigen, auch neue Eisenbahnen, sogar ohne Rücksicht auf die wahrscheinliche Rente, bauen. Das Eisenbahnparadies ist fertig.

Aus dem bereits Angeführten ergibt sich, daß die Forderungen, die in der Presse und im Reichstage erhoben werden, keinesweges allein auf Beseitigung der anerkannten Mängel gerichtet sind, zu denen namentlich die ungleichmäßige Classification der Güter und die Verschiedenheit und große Anzahl der Tarife gehören, sondern viel weiter gehende Ziele in's Auge fassen. Der Abgeordnete Stumm hat dieselben in der Reichstagsitzung vom 24. November 1875 klar und deutlich bezeichnet. Er verlangt nicht nur ein einheitliches Tarifsystem, sondern einheitliche Tarife, „deren Nothwendigkeit die Spagen auf dem Dache verkünden“. Darunter versteht er nicht nur die gleichförmige Classification der Transportgegenstände, sondern die Festsetzung von gleichmäßigen, festen, auf allen Bahnen gültigen Tarifsätzen für jede Classe. Er behauptet ferner, daß das Publicum das Recht hat, zu verlangen, daß es die Tarife selbst für jede Entfernung auszurechnen im Stande ist. Daß unter den einheitlichen Tarifen sehr niedrige, also starke Herabsetzungen der Frachtsätze gemeint sind, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß er bereitwillig anerkennt: „Der (nothwendige) Eingriff in die Privatrechte der Einzelstaaten und der Eisenbahnen habe gewisse Bedenken“.

Die deutsche Verfassung hat zu so weit gehenden Forderungen dadurch Veranlassung gegeben, daß sie von der möglichsten Herabsetzung der Tarife und der thunlichsten Einführung des Einpennigtarifs spricht, ohne die Mittel und Wege anzugeben, wie und auf welchen Kosten man dazu gelangen soll? Man kann mit Recht behaupten, daß solche vagen Bestimmungen gar nicht in die Verfassung eines großen Reichs gehören und ihre schädlichen Wirkungen sogleich bei dem Anschlußvertrage mit Bayern gezeigt haben, dem kaum zugemuthet werden konnte, seine, dem Staate gehörigen Eisenbahnen der Gefahr der Entwerthung auszuweisen, namentlich durch den Frachtsatz von 1 Pfennig per Centner und Meile auf gebirgigen Bahnen.

Die Transportinteressenten sind offenbar der Meinung, daß das Hauptziel, die erhebliche Herabsetzung der Frachten, nach gleichmäßigen Sätzen leichter zu erreichen sein wird, wenn sämtliche Bahnen Eigenthum des Reichs sind, als auf dem Wege einer durchgreifenden Aenderung des Abschnitts VII der deutschen Verfassung, Einführung einer mit den nöthigen Befugnissen ausgerüsteten Centralaufsichtsbehörde und Erlaß eines befriedigenden Eisenbahngesetzes. Man hört im Privatgespräch die Behauptung aufstellen, daß es bei Staatsbahnen ebenso wenig auf den Ertrag und die Verzinsung des Anlagecapitals ankomme als bei den Chausseen. Es kann daher nicht befremden, daß alle bei dem Gütertransport auf Eisenbahnen Beteiligten die Erwerbung sämtlicher Bahnen durch das Reich verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“

Blaubereien eines alten Journalisten.

(Fortsetzung.)

IV.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Verfasser (autographirter Privatcorrespondenzen auf den Bureaus Information sammeln und daher zuweilen Nachrichten haben, welche, wenn sie richtig sein sollen, nur aus officieller Quelle geschöpft sein können. Wenn aber das Publicum daraus schließt, daß nun auch Alles, was in dieser Correspondenz steht, officiell oder gar *altioris indaginis* sei, so ist dies ein Irrthum, welcher leicht um sich greift, weil der Herausgeber der autographirten Correspondenz keinerlei Beruf fühlt, solchen Verlässen gegen die Logik entgegenzutreten und die Scheidung zwischen Thatsachen und Meinungen stark zu betonen.

Vor einem Vierteljahr brachte einmal eine solche Correspondenz kurz hinter einander drei oder vier hochschützollnerische Artikel. Wollte sie damit „Sensation machen“ oder „der Protection dienen“, wer weiß das, — man soll Niemandem Motive unterschieben, „et la recherche de la paternité est interdite“. Kurz die Artikel waren da, und sie gingen durch einen großen Theil der Presse als „höchst beachtenswerth“. Die Interessenten zeigten sie einander, wie den ersten Maihäfer, als Symptom des nahenden Frühlings. „Der Reichskanzler ist dem Schutzzoll gewonnen, Wagener war bei ihm in Barzin, woselbst er eine ganz kleine geheime Privat-Enquête über die Lage der deutschen Industrie vorgenommen; man wird sehen, wenn der Reichstag kommt.“ So wurde im Anfang heimlich geflüstert und dann laut auf der Straße verkündigt, zur Befriedigung der Einen, zur Beunruhigung der Andern. Viele glaubten es damals. Wer glaubt es heute? — Niemand. *Transeat cum ceteris*.

Man erinnert sich an jenen Militärsauptmann, welcher über die Bewegungen des Feindes Rapport erstattete. Das Schreiben fiel ihm schwer, aber das schriftliche Werk gelang seiner Meinung nach über die Maßen. Er unterschrieb und war im Begriff zuzufiegeln. Da erhielt er neue Kunde, daß Alles nicht wahr sei. Ein anderer hätte den Rapport zerrissen, er aber, der am besten wußte, welche Mühe er gekostet, schrieb darunter: „Post-christum: Uebrigens ist alles Obige erstunken und erlogen“, dann siegelte er und schickte ihn fort. Von ihm könnte die Presse die Kunst und die Kaltblütigkeit im Dementiren erlernen.

Parlamentarier erzählen folgenden Ausspruch (in früheren gelehrten Zeiten würde man es wenigstens ein spartanisches *ἀπόφθεγμα* genannt haben) des Reichskanzlers über die Presse: „Die Stellung des Zeitungscorrespondenten hat einige Ähnlichkeit mit derjenigen des Directors oder eines Agenten der geheimen Polizei. Ein solcher Agent muß berichten, und wenn er es aus den Tagen saugen sollte. Er ist zum Berichten da. Berichtet er nichts, so geräth er in eine schlimme Alternative: Entweder es passiert nichts, — dann ist sein Posten überflüssig. Oder es passiert wohl, aber er erfährt und meldet nichts, — dann ist er ein unbrauchbarer Mensch. Gegen dieses „entweder — oder“ ist nicht aufzukommen, und folglich muß er unter allen Umständen berichten. *Quand même*.“

Es wäre indessen ein großer Irrthum, anzunehmen, Herr Legidi sei die einzige Quelle gewesen. Man kann seine Information auch aus anderen Messorts und von anderen geheimen Quellen beziehen. Nur die Minister Delbrück und Camphausen gelten für gänzlich unnahbar. Ferner werden als Quellen bezeichnet die Mitglieder der fremden Gesandtschaften und die deutschen Mitglieder des Bundesraths. Kenner von feiner Zunge versichern sogar, die eine Correspondanz schmucke entschieden nach dem Alsterbassin, die andere nach dem Nejenbach und die dritte nach den grünlischen Wellen der Tzar. Manchmal vermuthet man auch eine Mischung dieser Gewässer. Sie

ist aber nicht immer gelungen. Warum sollte sie auch? Bekanntlich lassen sich auch nicht alle Weine mischen; warum sollten es denn alle Gewässer? Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es in den Augen radicaler und clericaler Zeitungen ein Laster ist, aus der Spree, und eine Tugend, aus der Har oder dem Nejenbache zu schöpfen. Auch die Abgeordneten des Reichs- und des Landtags werden als Quelle benützt. Sie sind jedoch minder ergiebig und willig als die bundesrätlichen Quellen. Die ersteren fließen nämlich nur, wenn man sie preßt, was in den Foyers und Corridoren zu geschehen pflegt.

Auch die verschiedenen politischen Parteien haben ihre Preßbureaus, welche kenntlich sind an den verschiedenen Buchstaben: BAC, NLC, DC, DBC, u. s. w. Herr Wehrenpennig war unter dem Ministerium Schwerin-Muerswald Director des preußischen Preßbureaus; er trat mit den liberalen Ministern zurück; aber „parce qu'on revient toujours à ses premières amours“, ist er jetzt doch wieder Director des Preßbureaus, jedoch nicht des preußischen, sondern des national-liberalen, welches er leitet mit einem Geschick und Tact, dem selbst Gegner die Anerkennung nicht verjagen. Am stärksten ist die officielle Presse bei der archaisch-hierarchischen Partei entwickelt, welche man, soweit sie römisch ist, die „klericale“ nennt. Alle ihre Blätter werden von Beamten geschrieben, d. h. von Beamten der römisch-katholischen Kirche. Unter diesen Priestern, oder Kirchenbeamten, schreiben die der niedrigsten Rangklasse am eifrigsten. Man nennt sie Capläne; sie sind unter den Kirchenbeamten daselbe, wie die „Streber“ unter den Staatsbeamten. Nach der Versicherung des Herrn Majunke hat sich die Zahl der klericalen Blätter in den letzten Jahren von 3 auf 103 gehoben. Dies ist natürlich ohne einen sehr großen Reptilienfonds gar nicht möglich. Denn das gläubige Landvolk liest und hält selten die Zeitung. Für sein geistiges Nahrungsbedürfnis genügt die Predigt und der Reichthum.

Endlich haben auch die ausländischen Regierungen ihre Reptilien, und manches derselben correspondirt von Wien, Paris oder Rom aus für deutsche Redactionen, welche den betreffenden Herrn für einen zwar wohl unterrichteten, aber völlig unabhängigen Gentleman halten.

Man sieht, der Reptiliengarten des Herrn ist groß, und es ist keine Aussicht, ihn schwinden zu sehen. Nur der Kanzler des Deutschen Reichs hat seine Stellung zu demselben verändert.

V.

Der Reichskanzler versichert, er habe, mit Ausnahme seiner officiellen Beziehungen, der directen zum Reichsanzeiger und der indirecten zu der Provinzialcorrespondenz, den Verkehr mit der Presse abgebrochen.

Es ist natürlich, daß die Opposition Widerspruch und Zweifel dagegen erhebt. Aber man wird sich erinnern, daß die Offenherzigkeit des Fürsten Bismarck im Laufe der letzten drei Jahre öfters auf Zweifel und Widerspruch stieß, und daß dies den Opponenten zuweilen recht übel bekommen ist. Sie hätten besser daran gethan, den freimüthigen Aeußerungen zu glauben und sie zu beachten. Ob die Opponenten auswärtige Diplomaten oder inländische Politiker waren, macht auf diesem Gebiete vielleicht keinen wesentlichen Unterschied.

Wenn man sich diesem Thema unparteiisch, d. h. ohne Bosheit und ohne Vorkluge, gegenüberstellt, so muß man sich fragen, welche Gründe liegen vor, die Aeußerung des Reichskanzlers in Zweifel zu ziehen?

Der bisherige Zustand schabete der öffentlichen Autorität, sowie der freien Entwicklung der Parteien und ihrer Repräsentation in der Presse. Statt darüber zu erstaunen, daß der Reichskanzler diesem Zustande jetzt ein Ende gemacht hat, sollte man sich wundern, daß er ihn so lange hat dauern lassen.

Könnte es dem Deutschen Reich und seinem Kanzler von Nutzen sein, daß die Vollblut-Reptilien, die Halbblut-Reptilien und die Pseudo-Reptilien einander öffentlich in den Haaren lagen? Daß entweder die schulmeisterlichen Ankündigungen, welche die Officiösen, namentlich in einem Leipziger Organ,

den deutschen und den preußischen Abgeordneten von Zeit zu Zeit mit der afterweijesten Miene der Ueberlegenheit applicirten, Erbitterung erregten in den Kreisen, auf welche sich zu stützen der Reichskanzler und der Ministerpräsident gewohnt war, oder daß die Blätter, welche die Sache des Reichskanzlers führten, im Bewußtsein ihrer officiösen Stellung sich eine jede lebhafteste Erörterung verjagten und sich eine solche Beschränkung auferlegten, daß man von ihnen sagen konnte, sie lallten, als wenn ihre Zungen in Fesseln lägen („tamquam e vinculis sermocinantur“, sagt der heilige Augustinus)? Weder jene Rolle des Schulmeisters mit der Ruthe, noch diese Rolle der Quenna mit den Schönheitspflasterchen erwies sich sehr wirksam.

Ohne Zweifel war es recht angenehm, zuweilen ein Artikelchen in die „Norddeutsche Allgemeine“ oder in die „Post“ oder an einen ähnlichen Ort „glisiren“ lassen zu können. Aber was war die Wirkung? Entweder wurde der Artikel als ein officieller erkannt, oder nicht. Im letzteren Falle verschwand er unbeachtet unter der Masse. Im ersteren Falle, und namentlich im Wiederholungsfalle, kam das Blatt in den Ruf der — sit venia verbo — Officiösität. Nun bringt aber das Blatt nicht nur officiöse, sondern auch selbst gemachte und entlehnte Artikel. Bei den letzteren kann es unter Umständen für den Reichskanzler außerordentlich unangenehm werden, wenn sie das inländische Publicum, oder wenn sie gar das Ausland für officiös hält. Was ist dagegen zu machen? Soll der Reichskanzler das Blatt einer präventiven Censur unterwerfen? Das geht nicht, aus tausend verschiedenen Gründen. Es genügt, davon nur einen zu nennen: Das Blatt würde so langweilig werden, daß es kein Mensch mehr zu lesen begehrt. Soll er die unbequemen Artikel in dem Blatte selbst dementiren? Das würde das Blatt vollends discreditiren. Oder soll er das quasi-officiöse Blatt in dem officiösen und das officiöse in dem officiellen rüffeln? Das ist vielleicht schon einmal dagewesen, allein eigentlich geht es doch auch nicht auf die Dauer.

Es wäre also nichts übrig geblieben, als „um Irrthümer und Verwechslungen vorzubeugen“, das Blatt — sagen wir, um das Beispiel beizubehalten, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung — in einen officiellen und in einen nichtofficiellen Theil zu trennen, so daß ersterer als die Aeußerung des Reichskanzlers und der letztere als die Aeußerung der Redaction gilt. Aber alles das kann ja doch der deutsche Reichskanzler und der preußische Ministerpräsident viel billiger und besser haben. Wozu hat er denn die Provinzialcorrespondenz und den Reichsanzeiger?

Wenn der Kanzler sich auf dieses Festland zurückgezogen und die Stricke, durch welche er mit jenen Kattern und Brandern etwa zusammenhing, gekippt hat, so kann man ihm dazu nur gratuliren. Er stand sich nicht gut bei dem früheren Verfahren und steht sich jetzt unzweifelhaft besser.

Und wir auch. Wir wissen, woran wir sind, und werden den Leuten, welche fortfahren, officielle, officiöse, quasi-officiöse und sonstige derartige Gesichter zu schneiden, einfach den Glauben verweigern. Wenn uns wieder eine Zeitung mit officiösen Miene „den Krieg in Sicht“ bringt, dann werden wir statt — wie wir dies im vorigen Frühjahr leider gethan haben — den Krieg zu fürchten, die Zeitung auslachen, und wenn wir wieder, wie im October v. J. geschehen, mit einer Menge geheimnißvoller Andeutungen überhäuft werden, als habe sich der Reichskanzler der Reaction und dem Schutzoll oder gar dem † † † Gott-sei-bei-uns Wagener verschrieben, so werden wir einfach antworten: „Steht es im Reichsanzeiger? Nicht? Nun dann sind wir auch nicht verpflichtet, daran zu glauben!“

Das ist freilich unbequem für einige Blätter, welche es lieben, zu sehn oder wenigstens zu schildern, wie der Feind im Begriffe ist, das Capitol zu ersteigen, denn dies berechtigt sie zum Schnattern; und sie schnattern so gerne, die guten capitulirten Gänse.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Zwei Oden des Horaz.*)

Verdeutsch von Emanuel Geibel.

An Postumus.

Ach, unaufhaltsam, Postumus, Postumus,
Fliehet Jahr um Jahr; kein frommes Gebet bewahrt
Vor Kunzeln Dich, noch vor des Alters
Nah'n und der Siegesgewalt des Todes,

Und magst dreihundert Stiere Du täglich auch
Dem mitleidlosen Hades zur Sühne weihn,
Der streng im düstern Bann den riesigen
Geryon hält und den Sohn der Gaa**),

Im Bann des Stromes, welchen wir allzumal,
So viel der Erde labende Frucht uns nährt,
Dereinst durchschiffen müssen, sei'n wir
Könige, sei'n wir geringe Bauern.

Umsonst entzieh'n dem blutigen Mars wir uns,
Dem Wogensturz der heulenden Adria,
Umsonst zur Herbstzeit ängstlich meiden
Wir den verderblichen Hauch des Südwindes;

Wir sehn trotzdem durch's Dunkel den stotternden
Cocht einst schweifen, sehen des Danaus
Unsel'ge Töchter und des Hüfers
Sisyphus ewig verlorne Mühsal.

Von Hof und Haus, vom blühenden Weibe mußt
Auch Du hinweg, und unter den Däumen wird,
Die Du gepflegt in kurzer Herrschaft,
Nur die Cyprisse getreu Dir bleiben.

Dann schlürft ein klüg'rer Erbe den Cäuber,
Den Du mit hundert Kiegeln verwahrt, und tränkt
Den Marmorgrund mit edlen Tropfen,
Wie sie beim Pontifermahl nicht fließen.

An Virgil.

Schon von Thracien her weht es wie Lenz und sanft
Auf beruhigtem Meer schwellen die Segel an.
Nicht mehr starren die Ur'n, braust der Gewässer Strom,
Ungezwollen vom Winterschnee.

Ihres Stys gedenkt, baut sich die Schwalbe jetzt
Klaglich zwitschernd das Nest; sie, des Cecropstammes
Unauslöschliche Schmach, weil sie des Königes
Wilbe Lüfte zu wild gerächt.***)

Am zartgrünenden Hang singen die Hirten rings
Bei den Lämmern ihr Lied zu der Schalmeyen Ton,
Und erfreuen den Gott, welcher Aradiens
Schattengipfel und Heerden liebt.

Durst auch, theurer Virgil, brachte der Frühling mit,
Aber willst Du bei mir ächten Calenerfaß
Schlürfen, sonst nur ein Gast adliger Jünglinge:
Liefre Narden für Wein zum Fest.

*) Nicht im Classischen Niederbuch enthalten.

**) Lithos.

***) Prokne wurde zur Schwalbe verwandelt, weil sie ihrem Gemahle Tereus, der mit ihrer Schwester gebuhlt, den eignen Sohn Stys um Mahle vorgekehrt hatte.

Schon ein schmales Gefäß zaubert den Krug herauf,
Der im Keller mir noch ruht beim Subjucius;
Junger Hoffnungen Schwall birgt er im Schooß und spült
Kräftig Sorgen und Gram hinweg.

Kann Dich solch ein Gelag reizen, so komm und laß
Nicht Dein Scherflein daheim; wahrlich Du sollst mir nicht
Unbesteuert vom Rausch meiner Focale glühn,
Wie an fürstlicher Gönner Tisch.

Laß denn jeden Verzug, laß die Geschäfte ruhn!
Und des Grabes gedenk, slicht in des Lebens Ernst
Froh, so lang' es vergönnt, Scherze des Augenblicks;
Süß ist Thorheit am rechten Ort.

Zwei Jubiläen in Wien.

I.

Dingelstedt.

Von Sigmund Schlessinger.

1.

Nicht mit der Präntension, der Literatur- und Theatergeschichte vorzuarbeiten, auch nicht mit der trockenen Genügsamkeit, aus dem biographischen Lexikon heraus- und in dasselbe hineinzuschreiben, am allerwenigsten aber in der Absicht, mit den obligaten Jubelartiklern oder Jubiläumsspöttern Chorus zu machen, bringe ich Einiges von den Eindrücken, welche ich aus der persönlichen Verührung mit Dingelstedt, und zwar mit dem Burgtheaterdirector Dingelstedt empfangen habe, hier zu Papier. Es sollen damit nur manche, vielleicht nicht unwichtige Striche zu dem noch nicht fertig dastehenden Bilde eines bedeutenden und interessanten Menschen gefügt werden, bei dem, in beneidenswerthem Gegenjage zu dem gewöhnlichen Schaffenstribe der Sterblichen, das geistige Können weit über das Wollen hinausragt, der in seinem Bereich die Dinge zu meistern und die Menschen an sich heranzuzwingen vermag, wie der von den Göttern Begnadeteste Siner — wenn er eben nur will. Und er will's zuweilen nicht, weil das Blut des Dichters und des die Lebensweiten erfassenden Weltmannes ihn über sein Bereich hinausführt, weil ihn alsdann das Gerüste eines Theaterpodiums zu eng, die Arbeit auf demselben zu leicht und gering dünkt, weil ihn in solchen Stunden das großende Empfinden eines Mißverhältnisses beschleicht, welches ihn nicht auf anderen, größeren, für das Getriebe der Weltmaschinerie bedeutungsvolleren Schauplätzen zum Vollgebrauche seiner, in dem Talente zur Führung einer Theaterdirection noch lange nicht zusammenhummirten Kraft gelangen lasse. Es war um die Zeit des Arnimprocesses, als wir eines Tages wieder auf dieses, von der Wiener Kritik vielbehandelte Thema vom far niente kamen, welches bei ihm, wie gesagt, durchaus nicht ein dolos, sondern ein mißvergnühtes far niente ist. „Das ist das ewige Einerlei Eurer Wortwürfe — eiferte er — Euer Um und Auf, mir zu sagen, daß ich nicht arbeiten kann.“ „„Das zu sagen, fällt keinem Menschen ein — replicirte ich — wir wissen es, daß Sie arbeiten können, wenn Sie wollen, das heißt, wenn es Sie interessiert. Ich will Ihnen zugeben, fuhr ich fort, daß es gewaltigere Interessen und mächtigere Lebensfactoren gibt als das Theater, es steht auch für mich nicht gerade im Mittelpunkte der Weltaction, und recht oft nehme ich mir die Freiheit, mich für vieles Andre viel lebhafter zu interessieren, aber ich bin auch kein Theaterdirector.““ „Nun ich bin es, meinte er, aber das hindert mich trotzdem nicht, mich gerade jetzt für den Proceß Arnim lebhafter zu interessieren als für das neue Stück, welches wir gerade probiren.“ — „Soll ich Ihnen etwas sagen? Sie wären viel lieber Gesandter, als Theaterdirector.““ — „Und soll ich Ihnen etwas sagen? Ich wäre wahrscheinlich ein viel besserer Gesandter, als ich ein Director bin.“ Das lieft sich wohl seltsam beim Anlaß eines 25 jährigen

Theaterjubiläums, und die angeschlagene Tonart paßt schlimm in eine Jubelcantate hinein; aber ich sagte es ja, daß ich durchaus keine solche beabsichtige — und dann ist es doch vielleicht selbst dafür die eigentlich richtige Tonart, denn sie ist ja die des Jubilanten selber. Vor etlichen Tagen fand ich ihn empfindlich unwohl in seinem Bureau, sichtbar von den Folgen einer starken Erkältung afficirt. Im vorigen Jahr hatte ihn eine ähnliche Affection, gerade während der glanzvollen Shakespeare-Woche, im Krankenzimmer festgehalten; der Wiederkehr einer solchen Eventualität durch rechtzeitige Schonung vorzubeugen, empfahl sich als natürlichste Vorsichtsmaßregel. „Am liebsten, sagte er, bliebe ich vom 1. Februar angefangen in der Patientenstube; da wär's mit dem ganzen Jubiläum vorbei.“ Und das war nicht die gewöhnliche Eitelkeitsfoketterie des die Krone weg-schiebenden Theater-Cäsars. Ich werde nicht so naiv sein, zu behaupten, daß alle die diversen Ovationen, mit denen er über-raucht werden soll, und die, um ihn vor allzu überwältigenden Pflöcklichkeiten zu bewahren, bereits haarflein in den Tagesblättern angekindigt sind, ganz ohne angenehm streichelnde Wirkung an seinem Gemüthe abgelenkt werden — gestehen wir's doch nur, daß keiner von uns sich nicht gestreichelt fühlen würde — aber es ist doch nur ein Theaterjubiläum. Und das macht's. Die Theaterherrlichkeit ist allerdings auch eine Herrlichkeit, aber immer und immer nur mit der Donnerkeule des Zeus aus den Soffitten herab in die aus Brettern, Leinwand und Pappendeckel cadixte Welt hineinfahren zu können, das wird zu Zeiten monoton. Und die Monotonie treibt dann leicht zur Selbstironisirung, die ebenso leicht in das ironisirende Spiel mit den Andern überschlägt. Aus der Zeit der Dingelstedt'schen Theaterherrschaft in München und zwar vom Schlußtage derselben wird darüber ein kleiner, aber sehr charakteristischer Zug erzählt. Mit seiner Demission in der Tasche geht Dingelstedt an dem Theatergebäude vorbei, vor welchem die Schaar der Statisten, der Probestunde harrend, steht. Die Kunde von der Abdication des Gewaltigen ist noch nicht zu ihnen gedrungen. Bei seinem Unblick fliegen natürlich alle Hüte von den Köpfen, er aber winkt mit dem, nicht in tragischen, sondern in lustspielhaften Mephistolinien gehaltenen Hohnlächeln, das in solchen Momenten um seine Lippen schlängelt, den in Ehrfürchtigkeit ersterbenden Grüßern zu: „Laßt das, Kinder, nicht mehr nothwendig, ich bin Euer Director nicht mehr“. Die Opferwilligkeit, ihm einen Griff nach der Hutkrämpfe zu widmen, auch wenn er aufgehört habe, Director zu sein, nuthete er der Statistenseele nicht zu, und begehrte er gar nicht von ihr. Und als ich ihn eben jetzt bei der Gelegenheit an diese Anekdote erinnerte, sagte er: „Nun ja, warum hätten die armen Teufel noch länger ihre Hüte umsonst abnützen sollen? Den neuen Director hätten sie ja dann auch grüßen müssen“. Da ist's wohl zu glauben, daß auch die Jubiläumstimmung in ihm eine gemischte ist. Das Eine steht fest, daß hier in seiner nächsten Umgebung kein Mensch eine Ahnung davon bekam, was für ein Lebensdatum der 1. Februar 1876 für ihn bedeute und der 1. Februar 1851 für ihn bedeutet habe, ehe die Signalnotiz von Leipzig hier anlangte. Hätten die Künstler des Burgtheaters nur einen leichesten Schatten wahrgenommen, der sie allenfalls auf die Spur leiten konnte, daß er von einem derartigen Ereignisse voraus geworfen werde, sie hätten sich um eine Verlegenheit leichter gefühlt. Am Neujahrstage nämlich hatten sie dem dichterisch-scenischen Nachbildner der Königsdramen, dem Regisseur-poeten der Shakespeareaufführungen das schon lange vorbereitete prächtige Gedendalbum überreicht, welches die Charakterbilder aller Mitwirkenden in den sieben Historien vereinigte. Kaum war diese sinnigste und passendste Guldigungsgabe aus ihren Händen, da pläzte die Kunde unter sie, daß sie der eigentlichsten Gelegenheit zur Ueberreichung des Albums vorgegriffen, daß der 1. Februar der richtige Tag dafür gewesen wäre. Was nun an diesem Tage? Schwieriges Erwägen, großer Priegekrath und als Resultat desselben der Beschluß, daß man keine andre Ehrengabe bringen könne, als, *faute de mieux*, einen einfachen — Lorbeerkranz. „Für die Probe thut's Shakespeare auch so, ohne bengalisches Feuer!“ hörte ich Dawson einmal zu einem dienst-beflissenen Regisseur sagen, der ihn fragte, ob man in den

Geistes-scenen des Hamlet auf der Probe schon das bengalische Feuer spielen lassen solle. Für ein ungewohntes und unvor-bereitetes Publicum muß es schon der bloße Vorbeer thun.

Dem sich selbst nicht schonenden, unbarmherzigen Sarkas-mus Dingelstedts hieße es nun in der That viel zumuthen, wenn er, bei einer noch so reichen Dotis der Anlage zum Sich-geheimchelt-fühlen, Affairen, wie ein solches Jubiläum, ganz aufrichtig ernst nehmen sollte, er, der wichtigere Theaterdinge nicht ernst zu nehmen liebt. Das heißt, die *faible convenance* von seinem directorlichen Nichtsthun gehört so ziemlich in's Jabelsthum; im Gegentheil, es geschieht ihm nicht selten, daß er, um zu beweisen, wie wenig er selbst das Detail vernachlässige, zu viel thut und sich um minutiöse Dinge kümmert, um die wirklich jede Minute verschwendet ist. Er ist im Stande, sich um die Controлле und um die Kosten der Reinigungs-geschäfte zu kümmern, welche der Beier und der Abstreuber im Theater zu vollbringen haben. Die künstlerische Theaterarbeit im großen Stile aber führt er, wo er seine Persönlichkeit einsetzen zu müssen glaubt, mit einer Entfaltung geistiger und physischer Energie, welche schon Manchen, der das „Nichtsthun“ auf's Wort genau hingenommen und geglaubt hatte, verblüfft dreinschauen ließ. Er hat, wenn er in das Arbeiten auf den Proben hineinkommt, eine Fähigkeit darin, der nicht viele von den jüngern Kräften Stand halten. Die beinahe vierzehntägigen Proben zu Wilbrandts „Mero“, die er mit ungebrochener Frische vom frühen Morgen bis spät in den Nachmittag hinein durchmachte, haben es in letzter Zeit erst wieder erwiesen. Doch ist die Arbeit gethan, und ist sie selbst gelungen, und haben sich die Ergebnisse derselben nicht bloß zu einem Erfolge für das Theater, sondern zu einem per-sönlichsten Erfolge für ihn selbst gestaltet, so verläßt er das Haus doch nicht mit dem hellen, vollen Frohgefühl des Errungenen und Geklungenen — denn es ist ja doch schließlich nur ein Spiel, nur Theaterpiel. Und das Leben hat doch Größeres zu bieten, Größeres an Arbeitsaufgaben, Größeres an Erfolgen. „Als ich gestern nach Hause fuhr“ — sagt er kürzlich, nach der Auf-führung eines neu in Scene gesetzten Stückes, welches in der Neubesehung sehr gefallen hatte — „da, ja, da freute ich mich im Grunde über den Abend, aber ich mußte doch immer wieder denken, ob denn das Alles der Mühe werth sei, so viele Lebenszeit und Lebensmühe daran zu wenden.“

Und das eben ist die scharfe Scheidung des Wesens Dingel-stedts von jenem Laube. Dingelstedt behandelt das Theater nur als ein einzelnes Geistes- und Arbeitsresort, dem er von den in ihm vorhandenen Kräften und Fonds so viel zureicht, als er eben zur Bestreitung dieses Resorts für nöthig erachtet, ohne sich dabei irgendwie auszugeben, und das Bewußtsein, daß noch immer ein Ueberfluß von schaffenslustigen und schaffensfähigen Elementen sich unverwendet in ihm auf die faule Haut legt, macht ihn verdroffen, maltratirt, unbefriedigt und verleitet ihn manchenmal, selbst die Kraft nicht zu verwenden, die er dem Theater zugewiesen hat. Laube dagegen hat mit der begeisterten, ja fanatischen Einseitigkeit und Selbstum-grenzung des bekehrungsglühenden Missionärs sein ganzes Denken, Fühlen, Wollen, Können und Arbeiten in den einzigen Begriff, auf das einzige Gebiet des Theaters zusammengedrängt — es brauchte ihn nicht ganz in Anspruch zu nehmen, wenn er sich nicht ganz in Anspruch nehmen ließe, sich ihm nicht ganz und gar hingäbe, sich nicht so in die Theatermission hineinversenkt hätte, daß er außer derselben nichts weiter kennt. Das gibt seinem ganzen Staate etwas von dem Gläubigkeitsanstriche eines theokratischen Regiments und durch seine ganze Gemeinde geht der Zug der Prophetenmacherei. So hat Laube den concen-trirteren Blick aus dem Leben in's Theater hinein, Dingelstedt den weiteren vom Theater weg in's Leben hinaus und wieder zum Theater zurück. So hat Jeder von Beiden eben in dieser geschiedenen Eigenheit seinen Vorzug und auch wiederum seine Schwäche.

„Ich meine darum auch, daß ich und Laube einander sehr gut ergänzen würden,“ sagte Dingelstedt einmal bei Gelegenheit eines Gesprächs, in welchem eben diese Charakterverschiedenheit

zur Rede kam. Und es war das keine bloße Phrase, er selbst hatte Anlaß gefunden und genommen, dies Experiment dieses Sichergänzens mit einem praktischen Griffe anzufassen. Zu Beginn der Winterjaison 1873—74 war in der Wiener „Concordia“ der Gedanke angeregt worden, ob sich nicht zum Besten des Pensionsfonds eine ganz außerordentlich combinirte Theatervorstellung zu Wege bringen lasse und zwar die Scenirung des zweiten Theiles von „Faust“ im Opernhause mit Heranziehung der hervorragendsten Kräfte sämtlicher Wiener Theater. Ich übernahm es, die Geneigtheit Dingelstedts zu einem solchen Projecte zu erforschen. Es war eine hochinteressante Stunde, welche ich da erlebte, und in der ich den poetischen Arbeitsdämon Dingelstedts in sprühende Action treten sah. Wie auf den Druck an eine geheime Feder flog bei den ersten Worten, in denen ich ihm das geplante Unternehmen auseinandersetzte, eine Thüre seines Gedankenschanzes auf und zeigte mir in demselben, kunstvoll geordnet und zu augenblicklicher Instandsetzung bereit, alle Behefte, deren wir zur Verwirklichung des Planes bedurften. In rasch aufgezauberten Umrissen gestaltete sich vor mir, mit gedungen commentirenden Worten von ihm erläutert, der Aufbau der ganzen Vorstellung, die Eintheilung, Zusammenfassung und Scenirung des ungeheuren Materials und zwar nach eigener Sichtung und eigenem Grundriß, unabhängig von den anderwärts versuchten Aufführungen und den dabei in Anwendung gekommenen Bühneneinrichtungen. Was nun die Frage der Betheiligung aller Wiener Theater bei dem Werke betraf, so griff er den Gedanken mit aller Lebhaftigkeit auf und vor allem interessirte ihn die Aussicht, einmal mit Laube zusammenzuarbeiten. „Sagen Sie ihm — ermächtigte er mich — daß ich gern bereit bin, ihm die Oberregie über die ganze Vorstellung zu lassen und ihm den ersten Platz einzuräumen, denn schließlich ist er ja doch der Aeltere und in Wien der Populärere. Es soll heißen: „In Scene gesetzt von Laube und Dingelstedt“, nicht „von Dingelstedt und Laube“. Nur daß meine Bearbeitung aufgeführt wird, behalte ich mir vor, und daß mir die großen Massenscenen überlassen werden, denn die glaube ich besser machen zu können, er soll die Einzelscenen über sich nehmen, denn die versteht er besser herauszuarbeiten“. Der Gedanke blieb unausgeführt, weil bei der so trostlos waltenden Mißgunst der Verhältnisse die Säckelwärter der „Concordia“ nicht die Verantwortung auf sich zu nehmen wagten, die Casse des Pensionsfonds in das Risiko der großen Scenirungskosten, welche erforderlich erschienen, zu engagiren, ohne daß irgendwelche Garantie für den Cassenerfolg vorhanden war. Aber ich hatte mich überzeugt, daß der Plan, zu welchem da die Initiative genommen werden sollte, schon längst in Dingelstedt fertig datag, und glaube darum immer, daß er in ihm nicht begraben bleibt. Auch ein interessantes Streiflicht über sein inneres Verhältniß zu Laube war mir gegeben, ein Streiflicht, welches er ein anderes Mal mit der Bemerkung verstärkte: „Mein eigentlicher intim geistiger Umgang in Wien könnte und müßte doch nur Laube sein, wenn uns nicht gar zu Vieles auseinanderhielte“. In den Archiven der „Concordia“ liegt aber noch zur Stunde das Schreiben, in welchem sich Dingelstedt bereit erklärt, ihr die zugesagte Bearbeitung des „Faust“ mit allen daraus erwachsenden materiellen Rechten und Vortheilen als Eigenthum, nicht für Wien allein, sondern allerwärts, wo diese Bearbeitung zur Aufführung käme, zu überlassen.

Wie sich dieses freundschaftliche Verhältniß Dingelstedts zu der Wiener Journalistik aus feindseligsten Anfängen, die ihm in den Zeiten seines Operndirectorats genug böse Stunden machten und ihm oft die galligsten, offen allerdings nicht eingestandenen Unmuthswallungen entlockten, zu solcher Cordialität entwickelte, das gehört zu den merkwürdigsten Erfolgen des Directors, wie des Menschen, denn Beide thaten dabei in gleicher Weise mit. Manche Gegnerschaft, die sich von der Bühne aus, nicht verschonen ließ, wick dem Zauber der persönlichen Unterhaltung des witzfunkelnden Plauderers und dabei doch nach der Tiefe der Dinge langenden ernstlichen Sprechers und manche auch diesem Zauber widerstehenden persönlichsten Antipathieen wurden durch den von der Gerechtigkeit auferlegten Pflichtzwang der Anerkennung bei

unbestreitbaren Leistungen des Directors weggedrängt. Denn „wir Wilden sind doch bessere Menschen“ — als ein hochgeehrtes Publicum sammt allen Theaterdirectoren und Schauspielern, wobei auch Minister mit eingeschlossen sind, anzunehmen sich geneigt fühlen — und nach langem kritischen Hader einmal herzlich und mit voller Lust des vollen Rechtes loben zu können, das erlabet das Gemüth. In Wien vollends, wo die eigentliche kritische Lust weit schärfer im Publicum selbst, als in den Zeitungsblättern ihren Zug verspüren läßt wo die Lust am „Verreißen“ nicht von der Journalkritik in's Publicum, sondern von diesem in die Journale hineingetragen wird, und die öffentliche Stimme am Morgen nach einer ersten Vorstellung demjenigen Kritiker die Palme zuerkennt, der „am stärksten“ ist, im „Verreißen“ nämlich. Denn Lob ist doch gewöhnlich „langweilig zum Lesen“. Um so erstaunlicher, wie es Dingelstedt gelang, den Umschwung zu seinen Gunsten in der Kritik und mit ihrer Hilfe auch im Publicum zu vollbringen.

(Schluß folgt.)

II.

Michael Etienne.

Kein Orden schmückt seine Brust und kein Titel seinen Namen, obwohl er zu den einflußreichsten und bedeutendsten Männern Oesterreichs gehört. Er heißt schlechtweg Michael Etienne, und das Adelsdiplom, dessen er sich rühmt, erwarb ihm seine Gesinnung, den Orden, der ihm werth ist, sein Verdienst. Jetzt begehrt er das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum seiner journalistischen Thätigkeit, oder vielmehr: es wird von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern begangen, und da wird vielleicht — trotz ihm — in den weitesten Kreisen zum ersten Male von der tonangebenden Wirksamkeit die Rede sein, die er als Herausgeber und Chefredacteur der „Neuen Freien Presse“ seit elf, als Journalist überhaupt seit fünfundsiebenzig Jahren entfaltet. Er hat sich gern mit seiner Person hinter den gewaltigen Erfolgen, deren sein Blatt sich rühmen darf, versteckt und nicht einmal den Ruhm der Selbstverleugnung, welche er übte, für sich beansprucht. Aber so anonym bleibt Niemand, daß nicht einmal der Tag käme, an welchem er sich so zu sagen demaskiren muß, und — „ohne Choral und Glockengeläute“ gesprochen — der Demiurg, welcher leitend und bestimmend hinter der „Neuen Freien Presse“ steht, ist davor gesichert, daß man seine persönliche Bedeutung auch nur einen Augenblick unterschätze.

Wenn die Presse den Namen einer Großmacht verdient, so gehört Michael Etienne zu den obersten Würdenträgern dieser Macht, und wenn der Journalismus des ihm oft gespendeten Ruhmes werth ist, daß er am selbstlosesten und hingebendsten dem Geiste der Zeit dient, so ist Michael Etienne hinwiederum eine der festesten Säulen des deutschen Journalismus, eine Fierde an Gesinnung und Begabung, deren tiefinnersten Werth man einem Deutsch-Oesterreicher nicht erst zu demonstrieren braucht, die aber auch weit über Oesterreichs Grenzen jedesmal anerkannt wird, wenn von dem Einflusse der „Neuen Freien Presse“ auf die öffentliche Meinung Europas die Rede ist.

Der journalistischen Großthaten Michael Etienne's wird an seinem Ehrentage in Wien ohne Zweifel tausendfache Erwähnung geschehen. Man wird sich der schwingvollen und von loderndem Pathos getränkten politischen Gedichte erinnern, mit denen er die Iden des Märzens begrüßte, wird die Broschüre für die Pressfreiheit, welche er bald darauf, im April 1848, in die wogende Brandung des Tages warf, mit Dantesworten registriren und endlich den glänzenden publicistischen Siegeslauf preisen, den er, ein heimgekehrter Exulant, seit 1856 als spiritus rector der „Presse“, seit 1864 als Chef der „Neuen Freien Presse“ bis zum heutigen Tage mit continuirlicher Ausdauer zurückgelegt. Es ist ein kleines, den gehenden oder kommenden Tag mit einer

leichtbeschwingten Glosse zu begleiten, die, heute geschrieben, morgen in den Kistenpapierkorb des athemlos dahineilenden Zeitgeistes hinabwandert. Aber den Ereignissen ihre Bahn vorzuzeichnen, sie gleichsam mit astronomischer Genauigkeit auf Jahre hin voraus zu berechnen, das ist eine copernicanische That, wenn sie auch nicht, wie diejenige des Thorerer Weisen, ihrem Urheber die Unsterblichkeit verbürgt. Und der Beweise einer solchen politischen Sternkunst hat Michael Etienne eine Fülle gegeben. So lange er als Publicist die Feder führte, stand es bei ihm als ein unbewerkbares Axiom fest, daß Europa so lange nicht der Ruhe genießen werde, als Louis Napoleon in den Tuileries das Scepter führte. Er hatte, während er in Paris das Brot der Verbannung aß, den Decembervormann sich genau aus der Nähe betrachtet, war von demselben sogar wegen seiner Correspondenz an norddeutsche und rheinische Blätter für eine Weile nach Mazas spedit worden; als er dann, im Verkehr mit Deutschen, welche im Jahre 1855 zur Pariser Weltausstellung kamen, von unbezwinglichem Heimweh ergriffen, nach Wien zurückgekehrt war, da schlug durch sechzehn Jahre seine Feder wahre Bataillen gegen den Usurpator und sie ruhte nicht, bis die Nemesis denselben hinwegfegte. Aber noch in anderer Richtung ist sein ahnender Blick den Thatfachen vorausgesehen. Er hat zu einer Zeit, als in Oesterreich das Gefühl der Revanche für Magenta und Solferino jegliche politische Reflexion beherrschte, den Frieden mit Italien gepredigt, hat während des nordamerikanischen Bruderkrieges die Sache der Südstaaten mit lapidarer Entschiedenheit bekämpft und im Jahre 1870 voll Begeisterung den Sieg der deutschen Waffen verkündet, deren Glanz im Morgenroth von Wörth und Spicheren ihm in die Seele schien wie der Glanz der Gerechtigkeit und Wahrheit gegenüber der Finsterniß napoleonischer Lüge.

Wir wissen, daß ein publicistisches Heldenbrevier nicht dem Thatenregister eines Feldherrn gleicht. Hier stehen die Siege blank und sauber numerirt, wie die Jahreszahlen in einem historischen Zeitfaden; dort ist es ein stetes Ringen und Kämpfen, dem der Erfolg lange, oft allzu lange vorenthalten ist. Deswegen ist auch der Journalist der einzige Märtyrer in dieser raschen Zeit, denn sein Herzblut rinnt ungeschont und ohne Prahlerei idealen Zielen nach. Aber wenn unter allen Publicisten des letzten Vierteljahrhunderts die Deutschen am selbstlosesten im Gefolge der Cultur und Freiheit einherschritten, wenn sie, allen anderen voran, die Sendung verkündeten, welcher ihre Nation und Sprache im Reigen der Völker entgegenging, so ist Michael Etienne ein echter deutscher Publicist und noch dazu ein glücklicher, denn er hat mehr als die meisten seiner Collegen, der Feder neben dem Schwerte ihre ebenbürtige Stellung, dem Geiste neben der Macht seinen dominirenden Einfluß erworben.

Man hat es hundertmal gesagt, daß es die „Neue Freie Presse“ sei, welche den geistigen Zusammenhang zwischen den Deutschen des Mutterlandes und denen Oesterreichs vermittele, pflege, aufrechthalte, indem sie ein Rendezvous biete für die bedeutendsten Schriftsteller der Nation. Man hat es nicht minder anerkannt, daß sie, ein Zufluchtsort der edelsten deutschen Stile, auch für die Reinheit der deutschen Sprache ein mächtiges Bollwerk darstelle, und was die unserem Volke eigenthümliche universalistische Fülle anbetrifft, so ist ein Wort bezeichnend, welches Bang, der Todfeind der „Neuen Freien Presse“ aussprach, als er, ein Unterlegener, gegen die phänomenalen Erfolge des neuen journalistischen Unternehmens die Waffen streckte. „Das ist keine Zeitung“, seufzte er, „das ist eine Encyclopädie“. Sechzehn Jahre hatte die „Presse“ unter Bangs Leitung die öffentliche Meinung Oesterreichs souverän beherrscht und die Federn Etiennes und Friedländers waren ihr Wehr und Waffen gewesen. Da begründeten im Jahre 1864 die beiden Letzteren die „Neue Freie Presse“, und so groß war ihre journalistische Reputation, daß ihr Blatt bereits am ersten Tage seines Erscheinens mit 8000 Abonnenten auf den Plan marschiren konnte. Friedländer ist acht Jahre später gestorben, und das inzwischen mit rapider Schnelligkeit emporgestiegene Unternehmen liegt nunmehr bereits seit einem Quadriennium mit seiner ganzen Wucht auf den

alleinigen Schultern Etiennes. Und der starke Mann hat es durch die Wogen der Zeit getragen, unverfehrt, ohne Wank und Schwank, wie trübe auch die wirtschaftlichen Schatten über diesen vielgeprüften Tagen sich lagern. Die mit und neben ihm in dem Palaste auf der Fichtegasse am Wehstuhl der Geschichte sitzen, wissen es, daß er ein deutsches, will sagen ein echt kameradschaftliches Herz im Busen trägt, und indem sie dessen eingedenk sind, daß sie auf die respectable, sociale Stufe, deren in Wien der Journalismus sich erfreut, nicht zum geringsten Theile durch Etiennes Mitwirkung emporgehoben wurden, gehen sie frisch und unverdrossen in den Intentionen des Unternehmens, das er leitet, auf.

Noch in mancher andern Richtung ließe sich in Michael Etienne das Vorbild eines deutschen Publicisten nachweisen und feiern. Die Offenheit seines Wesens, die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Fülle und Folgerichtigkeit seines Stils und der poetische Schwung, der seiner Sprache eigen, führen allesammt auf den nämlichen Grundzug seines Naturells zurück. Und er ist seinem Blute nach nicht einmal ein ungemischter Deutscher, denn sein Vater, ein Professor an der Wiener militärischen Ingenieurakademie, war von Geburt Franzose, während die Mutter Therese, geborne Hügelmann, allerdings eine echte Wienerin war. Michael Etienne hat sich seine deutsche Gesinnung gleichsam von seinem Blute erkämpfen müssen, aber der Reiz seiner Individualität ward dadurch nur um so größer, daß die französische Form genöthigt ward, sich dem deutschen Wesen, der französische Glanz, sich der deutschen Gehiegenheit zu accommodiren. Wie anziehend diese Mischung ist, das beweist am besten die persönliche Vorliebe, welche Heinrich Heine für Etienne empfand. Der Wiener Flüchtling, welcher nach den blutigen Octobertagen in die Fremde gegangen war, durfte durch etliche Jahre der Vertraute des Dichters sein, und er hat damals über Heines Leben in der Zeitschrift „Zris“ einige treffliche Schilderungen entworfen, welche Adolph Strodtmann, da er die Biographie Heines schrieb, als Quelle benutzen konnte.

Eine reichverzweigtes Journalistenleben, dem von den Kämpfen und Kümernissen des Standes in seinen Anfängen nichts erspart geblieben, und das jetzt auf der verdienten Sonnenhöhe nach Gebühr gefeiert und gewürdigt ist — ein solches Leben läßt sich nicht mit ein paar Strichen in charakteristischer Treue nachzeichnen. Heute steht Michael Etienne im achtundvierzigsten Jahre seines Daseins und die volle Kraft zusammengefaßter Männlichkeit spricht nicht bloß aus seinem Aeußern, sondern auch aus Allem, was er schreibt, und aus der lebhaft stolzen Art, wie er denkt und empfindet. Wenn es die Aufgabe eines festlichen Erinnerungsblattes wäre, photographische Genauigkeit zu dem Ausdruck innerster Sympathie zu gesellen, dann freilich bliebe diese anspruchslöse Skizze weit hinter dem Vorschein zurück. Aber — stat voluntas! Niemand kann besser als der Journalist selber die Grenzen kennen, die seiner Feder gesetzt sind, aber es freut sich auch Niemand mehr als er, wenn sein Thema edler und bedeutender ist als die Kraft seines Wortes.

Alquis.

Ueber moderne italienische Kunst.

Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität“.

Wenn man den heutigen Italienern Richtungslosigkeit in ihrer Kunst vorwirft, so kann man hiebei ihre Monumentalkunst eigentlich nicht im Auge haben. Dieselbe hat auch bis auf die in allerneuester Zeit aufgetauchten Ausnahmen im Ganzen vernünftigerweise an den guten Vorbildern gehalten, mit denen das Land gesegnet ist; so die Architektur, die Sculptur und die Malerei. Daß an den neuen Werken die Mängel, an denen unsre Zeit hauptsächlich leidet, Phantasielosigkeit der Erfindung und Schablonenmäßigkeit der Ausführung mehr als anderswo auffallen, kann nicht Wunder nehmen, sind sie doch hier zu Lande in eine Nachbarschaft gestellt, die wohl auch Andern durch ihren

Glanz gefährlich werden möchte, denken wir uns z. B. nur einmal die Monumente der neuen Berliner oder Wiener Aera mitten nach Florenz oder Rom hineinversetzt. Zu Ehren der modernen italienischen Kunst muß man aber sagen, daß Dinge, wie sie z. B. in der Münchener Maximilianstraße zur Schau stehen, bis jetzt hier noch nicht gesehen worden sind, selbst nicht an der aus Oberitalien her einbrechenden zeitgemäßen Geschwindigkeitskunst.

Eigentliche Prachtbauten sind in der neueren Zeit wohl kaum von Grund auf aufgeführt worden, wohl aber hat man vieles schon vorhandene Beschädigte restaurirt, oder Unfertiges vollendet. So vorzüglich in Rom, wo Pius IX. in diesem Sinne eine ziemlich bedeutende Thätigkeit beurlaubte. Was am besten einen Begriff von dem hierin Geleisteten geben kann, sind die Wiederherstellungen von S. Lorenzo und S. Paul fuori le mura (letztere schon von Leo XII. begonnen), und wie weit dieses Geleistete auch hinter den Ansprüchen, zu denen man hier zu Lande sich unwillkürlich verleitet fühlt, zurückstehen möge, es würde unbillig sein, den besten Willen nicht anzuerkennen. Der Pracht des angewandten Materials, aber auch der Tüchtigkeit in der technischen Behandlung desselben werden wir in Deutschland kaum etwas Aehnliches zur Seite zu stellen haben; die Steinmetzarbeit, die Marmorhauerei, das Mosaik sind hier immer noch in den Händen eines geübten Kunsthandwerkerstandes, dem der Architekt, der Bildhauer und der Maler etwas zuzumuthen dürfen, wie sie es denn auch bei jeder Gelegenheit thun.

Im Ganzen ist der Sinn für Verhältnisse bei den italienischen Architekten ein besserer geblieben als bei den unsrigen, obwohl gar Manches wieder erlernt werden muß. In San Lorenzo z. B. hat der Architekt dem Maler einen zu großen Maßstab für die Ausführung des oberen Bilderfrieses erlaubt, und es ist dies um so tadelswerther, als in den alten erhaltenen Mosaikresten des Triumphbogens der richtige Maßstab vorgezeichnet war. Dagegen ist die Wandtäfelung von S. Paul durchgängig in zu kleine Felder getheilt; man dachte wohl die Größenwirkung des ganzen Raums hiedurch zu erhöhen, hat aber des Guten etwas zu viel gethan, und der Raum wirkt nun etwas leer. Doch war dies ein Fehler, der wohl unserer Zeit überhaupt angerechnet werden muß, welcher selbst das Innere von St. Peter nicht groß genug wirkt, und die sehr wenig Gefühl für das würdevolle künstlerische Verfahren hat, das die materielle Größe der Schönheit der Verhältnisse unterordnete.

Die Leistungen moderner Sculptur und Malerei, welche uns in den genannten und in manchen andern Kirchen unter die Augen treten, über die Achsel anzusehen, haben wir keinen Grund, Namen wie Teneruni, Jacometti, Bobetti, Cocchetti, ja selbst Fracassini und Mariani würden auch bei uns einen guten Klang behaupten. Vielleicht haben sogar die Künstler, die ihn tragen, ihre Vorzüge vor manchen der unsrigen, sie verstehen unter anderm ihr Handwerk verhältnißmäßig gut und brauchen nicht vor der Ausführung von Kolossalfiguren oder großen Wandmalereien zurückzuschrecken oder dieselbe in die Hand von Gehülften zu legen. Besonders die Bildhauerei zeichnet sich aus und die Arbeiten Tenerunis und Jacomettis (des letzteren Gruppen an der Scala fanta) gehören wohl zu den allerrespectabelsten Leistungen unserer Zeit, sie zeugen von edlem und maßvollem Formensinn, ihre Ausführung ist eine gewissenhafte, und an monumentaler Wirkung übertreffen sie z. B. das, was Thorwaldsen Aehnliches hier hinterlassen hat. Das Gleiche darf man wohl auch für den Florentiner Dupré in Anspruch nehmen, aber wohlverstanden soll Alles dieses immer nur im Vergleich mit gleichzeitigen Nichtitalienern hervorgehoben werden, welche den Stilkennzeichen Conventionalismus und Erfindungsarmuth vorwerfen und uns nur allzufelten durch die sonderbaren Einfälle ihres Originalgeschmackes und durch ihre Nachlässigkeit in der Arbeit für ihr tapferes Abbrechen mit aller Tradition entschädigen.

Wie für die Herstellung von Kirchen hat man auch Vieles für öffentliche Plätze und Gartenanlagen gethan. Griff man hier in schon vorhandenes Altes ein, so liegen auch hier manche Mißgriffe zu Tage. Die älteren Architekten Italiens bis auf

die Popszeit hinab zeichneten sich durch einen äußerst entwickelten Sinn für Reichtum der Anlagen und für malerische Massenwirkung aus, sie ließen sich hier keinen Vortheil entgehen. Niemand hat besser wie sie verstanden den Platz zu wählen oder die Umgebung, auch die landschaftliche, zur Hervorhebung des Monuments mitwirken zu lassen, Niemand besaß in so hohem Grade die Routine, günstige perspectivische Effecte hervorzuzaubern oder uns über Unregelmäßigkeiten des Terrains, oft mit der größten Kühnheit des Verfahrens, hinwegzutäuschen. Man könnte über dieses Capitel ein ganzes Buch schreiben, es mögen hier nur einige Beispiele stehen. So die Anlage des St. Peterplatzes in Rom, dessen ganze zur Rechten liegende Seite bedeutend höher liegt als die gegenüber befindliche, ohne daß es dem Auge besonders auffällt; so der Prospectus der spanischen Treppe, bei welchem es den Architekten vortrefflich gelang, den Nichtparallelismus der Treppen mit der Vorderseite des Obelisken und der Kirchenfacade, welche die Anlage krönen, zu verdecken.

Eine solche Anlage war auch die Piazza Barberina in Rom, auf welcher trotz der continuirlichen Steigung des ganzen Platzes der in der Mitte befindliche Brunnen in einer Mulde zu liegen schien. Diese angenehme Wirkung ist durch die dem Verkehr allerdings bequeme Ebnung des Platzes verschwunden, der Brunnen liegt jetzt nüchtern am kahlen Abhang und man hätte doch recht gut den früheren sachgemäßen Ausdruck des Eingesenktseins erhalten können. Schlimmer noch ist man mit der herrlichen Piazza Navona verfahren. Diese bildete ehemals mit ihren Prachtbrunnen in der Mitte eine vollständige Mulde, und obgleich deren Senkung noch nicht einen Meter betrug, so war doch mittheilte derselben eine sehr bedeutsame perspectivische Wirkung erzielt. Stand man auf dem den Platz umgebenden Trottoir, so erstanden dem Blick, welcher der sanften Senkung und der ihr entgegengewirkenden Steigung der Muldenform folgte, die gegenüberliegenden Gebäude anscheinend doppelt mächtig. Zu dieser Wirkung half der Umstand mit, daß man den in der Mitte stehenden Kolossalbrunnen seiner ganzen Höhe nach sah. Da nämlich die perspectivischen Fluchtlinien des unteren und mittleren Theiles dieses Brunnens unter und in die Sockelgliederungen der dahinterliegenden Kirche fallen — weil der ganze Brunnen factisch tiefer steht —, so war es für die zurückliegenden Gebäude doppelt wichtig, die ganze Höhe des Brunnens fühlbar werden zu lassen, denn wenn man über ein in der That als kolossal empfundenenes ein andres dahinterliegendes kolossales hervorragen sieht, so erscheint dieses nun doppelt imposant. Der ganze Kunstgriff war der Natur vortrefflich abgelautet, in welcher gleichfalls über sanfte gleichmäßig sich abdachende und ebenso gleichmäßig gegenüber sich hebende Mulden plötzlich senkrecht aufsteigende Felsen höher wirken als sie sind, besonders wenn wir sie über in der Mitte des Thales stehende Bäume hin erblicken. Dieser Fall kommt in der römischen Campagna hundertfältig vor und täuscht uns so oft über die wahren Größenverhältnisse. Eine tief eingerissene Schlucht, über welche wieder jähe Felsen emporragen, gewährt dem Auge bei weitem nicht das gleich wirkungsvolle Schauspiel, weil dem Bilde die bestechenden Gegensätze fehlen.

Jene schöne Wirkung hat man nun, seit der Platz in der Mitte erhöht und geebnet wurde, zerstört. Jetzt sieht man den Fuß des Brunnens nicht, er ist in eine enge Vertiefung eingepropft, der Brunnen erscheint hiedurch verkrüppelt und kleiner. Die mittlere Erhöhung des Platzes hat gleiches Niveau mit dem umlaufenden Trottoir, und da sie über die zwischen ihr und den Trottoir befindliche Straße um ein ganz genau als niedrig Meßbares, um eine Stufe, emporragt, so wirkt der ganze Platz eben, und die gegenüberliegenden Gebäude scheinen eher in der Erde zu stecken, als sich besonders majestätisch zu erheben.

Der Sinn für wirkungsvolle Anordnung und Ausbeutung der Localität hat also bedenklich abgenommen, und es macht sich dieses dann auch bei Neuanlagen sichtbar. So stattlich die neuen Aufgänge zu S. Pietro in Montorio in Rom und zu S. Miniato in Florenz auch sind, das Verhältniß zwischen den Dimensionen des als Unterbau wirkenden Aufganges und denen

des krönenden Moments ist in beiden Fällen kein glückliches, der Unterbau nimmt das Auge zu sehr in Anspruch. Bei S. Miniato hat man auch noch andre Mißgriffe begangen, die weniger zu entschuldigen sind, besonders da sie gegen allbekannte Erfahrungssätze über Größenvirkung und Andros verstoßen. Man hat auf dem oberen Plage eine Bronzecopie des Buonarrotischen David aufgestellt. Nun stand das Original — bekanntlich in weißem Marmor ausgeführt —, wie Feder weiß, ehemals auf der Piazza della Signoria und hob sich leuchtend und groß von dem dunkeln Hintergrunde, den ihm der Palazzo Vecchio gab, hervor. Drogen auf der Piazza S. Miniato aber setzt sich das dunkle Bronzebild von der hellen Luft ab, und diese schneidet mit ihrem Glanze in seine Contouren verkleinernd ein. Gänzlich verfehlt war es aber, die ruhenden Figuren aus der Medicerapelle, die dort wie Reliefs wirken, um den freistehenden Sockel des David her zu lagern. Da sie nun als freie Figuren erscheinen, so machen sie den Eindruck, als befänden sie sich in sehr unbequemer und gequälter Lage, ganz davon zu schweigen, daß man die unvollendeten Marmorstatuen gar nicht hätte in Bronze abgießen sollen, da doch dieser die Unfertigkeit nicht wohl verzeihen werden kann.

Im Allgemeinen haben sich in der Architektur, auch im Nutz- und Privatbau, Rom und Florenz auf höherer Stufe erhalten als Norditalien. Bei den Architekten dieser Städte bethätigt sich, wo nur irgend Raum gegeben ist, ein würdiger Sinn, zum allermindesten spricht er sich in der Solidität der Ausführung aus. Eigentliche Unsolidität und Flitterhaftigkeit wird erst jetzt aus dem Norden her eingeführt.

Das Allerabscheulichste entwickelt hierin leider der Hof bei seinen Bauten. Die neuen königlichen Lust- und Jagdschlösser sind wahre Fundgruben von Flitterhaftigkeit und — Langweiligkeit des Aussehens, und nur schwer ist es zu begreifen, wie man z. B. in der Nähe Roms, wo noch jedes einfache Bienenhaus den Stempel der Architekturverständigkeit trägt, solches Zeug aufstellen kann, wie z. B. die neue königliche Villa vor Porta Salara. Neben ihrer sentimentalen Fagade, die aussieht, als wäre sie von einer Scheuren'schen Ballkarte in Buntdruck gestohlen und ihnen als Schweizerhäuschen angemalten Steinlasten hat auch der Torloniageschmack noch blendende architektonische Vorzüge aufzuweisen.

(Schluß folgt.)

Variationen über ein Gutzkow'sches Thema.

Von Dantel Sanders.

(Schluß.)

Es erscheint überflüssig, noch aus andern Schriftstellern erläuternde Beispiele hinzuzufügen, und so wenden wir uns gleich zu einem andern Fall, in welchem der Deutlichkeit halber die Formen von der als Relativpronomen besser gemieden werden, wenn nämlich auf das Relativpronomen ein artikelloses Hauptwort folgt, zu welchem, nach dem Anschein im ersten Augenblick, die voranstehende Form von der als Artikel gehören könnte.

Ein Beispiel hierfür bietet in dem zuletzt aus Gutzkow angeführten Sage das unmittelbar vor Frankreich stehende Relativpronomen das, wofür, wie oben bemerkt, deutlicher und besser welches stände. Auf derselben Seite des Gutzkow'schen Buches findet man noch ein anderes hergehöriges Beispiel:

Laß die Hand von mir fern, die Hand, die Worte des Verraths hat niederschreiben können!

Freilich nur, so lange man nicht das Ende des Relativsatzes gehört oder gelesen, wird man daran denken können, das die vor Worte als dazu gehörigen Artikel zu fassen; aber ein welche statt die würde von vornherein auch die vorübergehende falsche Auffassung beseitigt haben und so schreibt z. B. auch Gutzkow a. a. O., S. 17:

Bei alledem war Ellinor gewohnt, die Männer, von denen sie las oder hörte, mit Sam zu vergleichen. Die, auf welche Väter und Großväter Hoffnungen setzen durften, hatten immer blitzende schwarze Augen u. . . wie Sam.

Hier wäre für das hervorgehobene welche ein die offenbar eine Verschlechterung, da sie den Leser im ersten Augenblick verleiten würde, dies Wort als Artikel mit dem nachfolgenden Väter zu verbinden. Wir fügen noch aus anderen Schriftstellern zwei Beispiele der tadelhaften Anwendung hinzu und stellen ihnen eines aus Goethe für die empfehlenswerthe Weise gegenüber. Im 22. Jahrgang der Gartenlaube Nr. 37 finden wir folgenden — gewiß Vielen beim ersten Lesen ganz unverständlichen — Saganfang:

Die steinernen Apostelköpfe, die Kanzel und Altar der Rudisborfer Schloßkirche umkreisten, hatten wohl oft u.

Um wie viel deutlicher hieße es:

Die steinernen Apostelköpfe, welche Kanzel und Altar der Rudisborfer Schloßkirche umgaben u.

Ähnlich verhält es sich, wenn Kaiser Maximilian von Mexiko in seinem ohne Nennung seines Namens erschienenen Buche „Aus meinem Leben“ Bd. 5, S. 52 schreibt:

Die Engländer, die Humanität mit Politik zu einen wissen, speisen das Lager,

wofür es deutlicher hieße:

Die Engländer, welche u.

Wenn dagegen Goethe im 15. Cap. des 1. Buchs von Wilhelm Meisters Lehrjahre schreibt:

Und so ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrtensäulchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspanen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Natur geben kann,

so verdient hier das vor dem artikellosen Rosenlauben stehende welche unbedingt den Vorzug vor dem kürzern die u. A. m.

Haben wir im bisherigen namentlich Fälle behandelt, in denen als Relativpronomen besonders aus Rücksicht auf Deutlichkeit und Klarheit sich Formen von welcher für die Anwendung empfehlen, so gehen wir nun zu andern Fällen über, in denen diese Formen aus Rücksichten des Wohlklangs vor den entsprechenden von der den Vorzug beanspruchen dürfen.

Das deutsche Ohr verwirrt freilich nicht unbedingt den unmittelbaren Zusammenstoß zweier der, die u., aber für manche Formen gilt er doch mit Recht für ungemein hart, und ganz unerträglich wird der Zusammenstoß in mehr als zwei solchen ganz oder fast ganz gleichlautenden Formen. So können ohne besondern Anstoß zwei der als Formen des bestimmten Artikels unmittelbar auf einander folgen, z. B.: Der der That Verdächtige ist entflohen, — wo außerdem das erste der in der Aussprache gedehnter ertönt als das unmittelbar folgende zweite (etwa zu bezeichnen: Der der That u.). Man vergleiche nun Verbindungen, wie z. B.: Der des Mordes Verdächtige ist entflohen. Die Flucht der der That Verdächtigen u. Die Flucht des des Mordes Verdächtigen u. Grammatisch richtig ist freilich auch diese letzte Verbindung; aber trotzdem wird jedes nur einigermaßen feinhörende Ohr sie doch als unerträglich hart verwerfen. Vgl. z. B. noch: Die die Gedichte enthaltende Sammlung — und, viel härter und verwerflicher: Das das Gedicht enthaltende Buch u. So kann auch dem Relativpronomen der wohl unmittelbar ein der als bestimmter Artikel nachfolgen oder als Determinativpronomen vorangehen, vgl.: Derjenige, welcher der That (oder des Mordes) verdächtig ist u. — und: Derjenige, der der That verdächtig ist u. — und: Der, der des Mordes verdächtig ist u., wo für die gewöhnliche Prosa die erste Darstellungsweise jedenfalls die beste ist, während die andern doch nicht geradezu unbedingt verwerflich sind, wie mit dreimaliger Wiederkehr derselben Form: Der, der der That verdächtig ist u. Ähnlich am füglichsten: Diejenigen, welche die Anzeige gemacht u.; auch minder gut, doch noch erträglich: Diejenigen, die die Anzeige gemacht u.; dagegen freilich grammatisch richtig, aber doch durch den Mißklang unerträglich hart: Die, die die Anzeige gemacht u. Beispiele solch eines unerträglich

harten dreimaligen Zusammenstoßes wird man bei guten Schriftstellern natürlich vergeblich suchen; aber zwei solche der oder die sind, wie gesagt, nichts geradezu Unerhörtes, zumal bei Dichtern, wo der Zwang des Silbenmaßes mitbestimmend einwirkt. J. B. sagt in Lessings Nathan (Ausg. V, Austr. 5) der Tempelherr:

Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend Etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, Das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der Alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte,

vgl. in Schillers Dido (Strophe 50):

Ich bringe die Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht

und in der 7. Strophe von Schillers Hero und Leander:

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Staub verholner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün,

und aus Schillers Gedicht „An die Freunde“ den in den Citatensatz des deutschen Volks übergegangenen Vers:

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten z.;

aber auch ohne die Noth des Silbenzwangs findet sich in der Prosa z. B. bei Goethe in der bekannten Stelle aus Ottiliens Tagebuche (Ausg. in 40 Bdn. XV, 182):

In Nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen gegen Die, die wir lieben;

und in allen drei Bearbeitungen des „Göy“ steht (f. Bd. IX, 85; XXXIV, 86; XXXV, 86):

Gott segne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder; vgl. III, 315; XVI, 139; 248; und so schreibt auch Gutzkow in dem von uns viel angeführten ersten Bande seiner „Lebensbilder“ S. 18:

Wie alle Frauen Ursache haben bei dem Gedanken an Die, die nicht ihres Geschlechtes sind, eine Wallung mehr der Furcht als der Freude zu empfinden;

und zugestanden muß werden, daß in solchen Fällen die Pause zwischen den beiden die das Harte des Zusammenstoßes wesentlich mildert; doch möchte im Allgemeinen hier in der Prosa immer ein die, welche vorzuziehen sein, wie z. B. Gutzkow a. a. D., S. 198 schreibt:

„O, wo gibt es für mich andere Schwüre als die, welche ich Ihnen geweiht! z.

man vergleiche auch die Weise Luthers, durch das — in der heutigen Prosa freilich veraltete — Relativpronomen so den Zusammenstoß zweier die zu vermeiden, z. B. in der bekannten Stelle aus der Bergpredigt:

Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für Die, so euch beleidigen und verfolgen! Matth. V, 44, vergl. Lucas VI, 28;

und ferner z. B. Goethe XVI, 40 (Meisters Lehrj., Buch I, Cap. 10):

Wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer an's Land springt u. A. m.

Wir brauchen nun nur noch kurz zu bemerken, daß auch außer in den erwähnten Fällen noch in manchen andern der Silbenfall für das Relativpronomen welcher spricht, scharfer hervortretend in der gebundenen Rede —, die im Allgemeinen freilich immer die kürzeren und flüchtigeren Fügewörter vorzuziehen wird —, doch von sorgsamem Schriftstellern auch in der Prosa nicht vernachlässigt. Wir müssen uns hier auf wenige Andeutungen beschränken. Das Relativpronomen welcher kommt z. B. in Schillers „Glocke“ und in Goethes „Zueignung“ gar nicht vor und nur je einmal in Schillers „Spaziergang“ und in dem ersten Gesang von Goethes „Hermann und Dorothea“. Dort heißt es, ziemlich gegen das Ende:

Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
Reimet; der rohe Vassal hofft auf die bildende Hand
und hier im sechsten Verse:

Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist immer ein Ständchen;
aber z. B. im Anfang von Hoffens Odyssee wechselnd:

Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirt zc. . . .

Dem sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben,
Törichte, welche die Kinder dem leuchtenden Sohne Hypertions
Schlachteten zc.,

vgl. in Lessings Nathan (I, 1):

Und die Phantasie,

Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz und bald
Das Herz den Kopf muß spielen zc.

Wir verzichten darauf, z. B. in Lessings „Minna von Barnhelm“ den glücklichen Wechsel zwischen den Formen von welcher und der nachzuweisen und heben nur die einzige Stelle hervor, in der die langsam, feierlich und bedächtig sprechende, gleichsam jedes Wort auf die Wage legende Minna zu Tellheim sagt (V, 9):

So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nämlichen Ring zurückgenommen, so gewiß soll die unglückliche Minna die Gattin des glücklichen Tellheims nie werden.

Welcher ist einerseits allerdings schwerfälliger als das kurze und flüchtige der, aber eben deshalb andererseits auch gewichtiger als dies leichtbeschwingte Wort, das hier in der langsam und bedächtig abwägenden Rede sich als zu leicht herausstellen würde.

Wie nun aber der Tonsetzer an den Schluß seiner „Variationen“ gern eine recht glänzende und volltönende „Coda“ hängt, so will ich an den Schluß dieses Aufsatzes aus einer berühmten Predigt eines der sorgsamsten Kanzelredner ein längeres kunstreiches Satzgefüge stellen, worin der wohlervogene Wechsel zwischen den Formen der Relativpronomen sowohl einerseits den Forderungen an den Wohlklang entspricht, wie auch andererseits das Verhältniß zwischen den neben-, den über- und untergeordneten Sätzen aufs deutlichste und übersichtlichste hervortreten läßt.

Dies Musterbild eines wohlgegliederten Satzgefüges aber aus Franz Volkmar Reinharbts berühmter Landtagspredigt 1799 lautet folgendermaßen:

„Mit starken Schritten nähern wir uns der Grenze unseres Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das immer merkwürdiger, immer außerordentlicher, immer erschütternder zu werden scheint, je mehr es zu Ende eilt; das besonders in den zuletzt verflohenen Jahren auf dem Felde der Wissenschaften, im Gebiete der Religion, in dem Zustande vieler Völker und in der Verfassung unseres ganzen Geschlechtes Veränderungen und Umkehrungen zu Stande gebracht hat, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen, welche den Anfang des künftigen nothwendig mit Folgen bezeichnen müssen, die kein menschlicher Verstand noch zu übersehen vermag.“

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ferreol.

Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou.

Victorien Sardou ist nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der vielseitigste dramatische Dichter, den Frankreich gegenwärtig besitzt. Er hat übermäßige Poesen, feine Conversationsstücke, sogenannte Sittensbilder, große Dramen mit Ausstattung, Féeries, Lperntexte geschrieben, und auf allen Gebieten der Bühnendichtung namhafte Erfolge errungen.

Mit seinem neuesten Werke „Ferréol“ hat der rastlose und reichbegabte Dichter ein neues Feld beschritten: das der dramatisirten Criminalgeschichte.

Bei jedem neuen Stücke Victorien Sardous erhebt die französische Kritik dieselbe Anklage gegen den Verfasser: er habe seinen Stoff da und daher geholt, ohne die Quelle anzugeben. Die Thatfache ist auch gewöhnlich richtig. Nur ist es fraglich, ob man auf Grund derselben eine wirkliche Anklage gegen den Verfasser erheben darf. Das Recht, das Sardou in Anspruch nimmt: aus halbvergessenen Geschichten gewisse Motive für seine Dramen zu benutzen — es steht auch jedem seiner dichtenden Kollegen zu. Und wenn diese von jenem Rechte nur einen mäßigen Gebrauch machen, so wird das wohl daher kommen, daß sie nicht die Fähigkeit besitzen, das Vorhandene für die Zwecke der dramatischen Dichtung mit einer so erstaunlichen Geschicklichkeit umzugestalten und zu reproduciren, daß man über der völlig gelungenen Neugestaltung das Original, das oft nur Rohmaterial ist, ganz vergißt. An ursprünglicher Erfindungsgröße mag Sardou von manchen seiner zeitgenössischen Landsleute übertroffen werden, aber in der geschickten Benutzung aller Mittel, die den Bühneneffect erzielen, in der Klarheit der Exposition, in der Sceneführung, in der Steigerung, in der Verknüpfung und Entwirrung der verschiedenen Fäden überbietet ihn wohl keiner.

Alle diese Vorzüge zeigen sich wiederum in glänzendem Lichte in seiner letzten Dichtung „Ferréol“. Ob er für dieselbe eine Novelle benutzt hat oder nicht, das kümmert uns wenig; jedenfalls hat es Sardous Vorgänger nicht verstanden, für sein Original das Interesse wachzurufen und die Wirkung damit zu erzielen, wie Sardou mit der Nachbildung.

In der Nähe von Alg ist ein Mord begangen worden. Der Ermordete ist ein Mensch, der im schlechtesten Rufe gestanden hat; namentlich hat er auch Wuchergeschäfte betrieben. Ein junger verschwendischer Lebemann, Namens d'Algremont, hat mit diesem Halsabschneider in Beziehungen gestanden. Er hat demselben Wechsel acceptirt, die gerade am Tage nach der Ermordung des Wucherers fällig werden sollten. Man weiß, daß der Wucherer diese Wechsel am Tage der Ermordung bei sich getragen hat. Die Brieftasche des Ermordeten wird gefunden, die Wechsel fehlen. Der im Dienste des Gerichtspräsidenten de Bois-Martel stehende Feldhüter Martial, der diesen Fund gemacht hat, ist zugleich der Hauptzeuge. Er hat den Thatbestand, wie folgt, angegeben: Er habe in der Nacht wie gewöhnlich die Runde gemacht und plötzlich einen Schuß gehört. Er sei hinzugesprungen und habe nun gesehen, wie sich ein Mensch über einen andern, der am Boden hingestreckt war, gebeugt habe; als er ihn habe herantommen hören, sei er schnell entsprungen; die Brieftasche habe er später im Park gefunden. Der Verdacht der Justiz lenkt sich also auf den jungen Herrn d'Algremont, und dieser wird verhaftet.

Das Stück beginnt in dem Augenblicke, als die Verhandlungen gegen den jungen, bisher vollständig und bescholtenen Mann eröffnet werden.

In Wahrheit liegt die Sache ganz anders. Martial ist mit einem leichtsinnigen Weibe verheirathet, das er trotz ihrer Untreue leidenschaftlich liebt. Martial hat Kenntniß erhalten, daß auch der Wucherer mit seiner Frau in den intimsten Beziehungen gestanden hat. In der verhängnißvollen Nacht trifft er mit ihm zusammen. Er interpellirt seinen Nebenbuhler, und dieser verhöhnt ihn. Born und Eifer sucht rauben dem unglücklichen Ehemanne alle Besinnung. Er schießt seinen Gegner nieder, nimmt ihm die Brieftasche, in der er Briefe von seiner Frau vermutet, findet die Wechsel und vernichtet sie, um dadurch den Verdacht auf einen Andern zu lenken, und vertauscht die Rolle des Mörders mit der des Deuoncianten.

Aber es ist ein Zeuge da, der Alles gesehen hat, das ist der Officier Ferréol, der bei einem africanischen Regimente steht. Martial weiß, daß Ferréol die Wahrheit kennt, aber er weiß gleichzeitig auch, daß dieser gefährliche Zeuge nichts sagen wird; denn er hat den Officier in jener Nacht aus dem von der Präsidentin bewohnten Flügel des Hauses herauskommen sehen. Wenn Ferréol als Zeuge auftritt, so muß er sagen, wie er in der Nacht in das Haus gekommen ist. Er muß eine Frau compromittiren, und noch dazu die Frau des Präsidenten.

Die nächste Zusammenkunft zwischen Ferréol und der Frau Präsidentin ist aber unverfänglich gewesen. Ferréol hat Gilberte, ehe sie noch Frau de Bois-Martel wurde, leidenschaftlich geliebt. Als er während seines Urlaubs, den er in Frankreich verbringt, die Kunde von der Verheirathung seiner Geliebten erhält, beschwört er diese, ihm noch einmal

Gehör zu schenken. Gilberte ist schwach; sie hat vielleicht auch die sträfliche Absicht, den früheren Geliebten zu erhören. Aber die Absicht wird bereitet. Ihr Kind erkrankt in jener Nacht, und sie betrachtet dies als eine Warnung des Himmels. Ohne die Treue zu brechen, verabshiedet sie den Geliebten. Dieser findet die Thür verschlossen und muß mehrere Stunden der Nacht in dem Hause verbringen, bis er endlich beim Morgengrauen, just in dem Augenblicke, als das Verbrechen in der nächsten Nähe geschieht, den Ausgang findet. Wenn auch die Ehre der Frau Präsidentin unangetastet ist — wird die Welt es glauben? fragt sich Ferréol, und er antwortet darauf: Gewiß nicht, sie wird die Unschuldige verdammen, sie wird Gilberte für meine Geliebte halten. Daß ein junger Officier mehrere Stunden in der Nacht heimlich im Hause einer Frau zubringt, deren Mann abwesend ist, ohne daß eigentlich Unrecht geschehe — das ist doch gar zu unwahrscheinlich! Die gescheide Gesellschaft wird das nie und nimmer hinnehmen.

Ferréol, dessen Urlaub abgelaufen ist, kehrt am andern Tage nach Africa zurück. Monate verbringt er im Innern der Kolonie und bleibt ohne alle Nachricht von dem, was inzwischen in Frankreich vorgeht. Da liest er eines Tages in einer Zeitung, daß demnächst in Alg eine cause célèbre verhandelt werden wird. Ein junger Edelmann aus bester Familie ist beschuldigt, einen gemeinen Mord begangen zu haben. Jetzt kann Ferréol nicht mehr schweigen. Ein Unschuldiger kann verurtheilt werden. Ferréol allein ist im Stande, die Wahrheit aufzudecken. Er erwirkt einen neuen Urlaub und trifft am Tage, da die Verhandlungen gegen d'Algremont beginnen, in Alg ein. Er hat eine Unterredung mit Gilberte, die erst aus seinem Munde erfährt, daß Martial der Mörder ist. Er macht ihr die verzweifelte Situation klar; er weist ihr nach, daß er nicht schweigen kann, ohne das Leben oder zum mindesten die Freiheit eines Unschuldigen zu bedrohen; daß er aber auch nicht zu sprechen vermag, ohne die Ehre einer Unschuldigen zu vernichten. Endlich glaubt er ein Mittel gefunden zu haben, das die Unschuld d'Algremonts ohne Gefahr für den Ruf der Frau Präsidentin klar stellt. Er bescheidet Martial zu sich, bietet ihm 200,000 Franken und mehr, wenn dieser nur fliehen und ein umfassendes Geständniß ablegen will. Martial weigert sich indessen, darauf einzugehen. Die Liebe für seine Frau hält ihn zurück. Er glaubt, daß sie demjenigen, der sich als Mörder denuncirt, unter keiner Bedingung folgen werde, und ohne sie vermag er nicht zu leben. Wahrscheinlich befindet sich Martial in einem Irrthum; denn eine solche Frau folgt 200,000 Franken überall hin. Aber Martial hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt; er bleibt. Auf Ferréols empörrten Einwurf, daß er ihn in diesem Falle denunciren würde, antwortet der Feldhüter: „Das werden Sie nicht thun, denn dann werden Sie dem Gerichte sagen müssen, wie Sie Zeuge des Mordes haben sein können; und das werden Sie der Frau Präsidentin doch wohl nicht antun.“

Ferréol ist in wilder Verzweiflung. Die Verhandlungen haben ihren Schluß erreicht, und d'Algremont ist zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Ferréol sieht nur noch eine Möglichkeit, den Unschuldigen zu retten: Er beschließt, sich als den Mörder zu denunciren und dann seinem Leben im Gefängnisse ein Ende zu machen.

Der Präsident und der Staatsanwalt trauen dieser Selbstanklage nicht recht. Der Vertreter der öffentlichen Anklage mutmaßt mit Recht, daß ein Weib dahinter steckt, und daß es die Aufgabe der Behörde sei, dasselbe ausfindig zu machen. Mit dem bekannten „cherchons la femme“ schießt wirkungsvoll der wirkungsvolle dritte Act.

Ferréol muß natürlich verhaftet und verhört werden. Er wiederholt dem Staatsanwalt und dem Präsidenten gegenüber seine brieflich gemachten Aussagen. Im Uebrigen weigert er sich, auf die Fragen, die an ihn gestellt werden, Rede zu stehen. Aber trotzdem entschließt sich eine unbedachte Aeußerung, welche den Verdacht, daß Ferréol die Anklage auf sich lenke, um eine Dame nicht zu compromittiren, bestärkt. Er behauptet, die Brieftasche des Erschossenen auf die Straße geworfen zu haben, während Martial erklärt hat, er habe sie im Park gefunden. Martial allein ist also in der Lage, den Widerspruch aufzuklären. Der Staatsanwalt beantragt dessen nochmalige Vernehmung. Trotz Ferréols lebhaften Einspruchs wird Martial in das Zimmer des Präsidenten beschieden. Als dieser Ferréol erblickt und aus dem Munde des Staatsanwalts erfährt, daß er noch einmal vernommen werden soll, glaubt er, Ferréol habe geschwagt, und gibt gleich auf die ersten Fragen des Staatsanwalts so verfängliche Antworten, daß den Beamten, welche hier die Untersuchung

führen, kein Zweifel mehr über den Thatbestand bleibt. Einige geschickte gestellte Fragen des Staatsanwalts verwirren den Schuldigen mehr und mehr, und er legt schließlich ein offenes Geständniß ab. Er steht im Begriff, aus Rache das ihm allein bekannte Geheimniß von Ferréols Unwesenheit zu enthüllen, als er erfährt, daß nicht Ferréol ihn, sondern er selbst sich verrathen habe. Der rohe, aber nicht schlechte Mensch hat noch die anständige Regung, dem Verschwiegenen gegenüber nun auch Schweigen zu bewahren. Auf die Frage des Staatsanwalts, wo er Ferréol begegnet sei, antwortet er: „Auf der Straße“.

Die Motive, welche Ferréol zu seiner Selbstdeminciation bestimmt haben, sind noch immer nicht aufgeklärt. Aber schon der nächste Auftritt wirft auf dieses Dunkel ein helles Licht, der Präsident theilt seiner Frau mit, daß die Unschuld des jungen d'Algremont festgestellt sei; der wahre Mörder habe jedoch ein umfassendes Geständniß abgelegt.

„Martial?“ fragt Gilberte.

Diese natürliche Unbesonnenheit versetzt den Präsidenten und den Staatsanwalt in das höchste Erstaunen und schmettert Ferréol geradezu nieder. Das Geheimniß, das er jetzt so gut bewahrt glaubte, kommt nun doch an den Tag! Gilberte wird interpellirt, wie sie dazu komme, Martial als den Mörder zu bezeichnen. Dem Unrecht, das sie begangen, will sie nicht ein neues hinzufügen. Sie sagt die Wahrheit. Der Präsident selbst verfährt seine Frau.

Die Scene ist von ungewöhnlicher dramatischer Wirkung, und die Wirkung täuscht den in athemloser Spannung lauschenden Zuschauer einen Augenblick über das ungenügende Motiv seiner Aufregung hinweg. Die Scene wirkt thatsächlich so, als ob der getäuschte Ehemann durch seine amtliche Stellung gezwungen sei, die Untreue seines Weibes amtlich zu constatiren, seine Schande, die Schande seiner Frau protokollarisch zu den Acten zu geben. Das ist auch das wirklich Dramatische an der Scene. Aber diese Wirkung hat Sardou eben nur dadurch erzielen können, daß er über den harmlosen Thatbestand hinweggeht und mit dem verdächtigen Scheine gerirt. Dies hat nur geschehen können auf Kosten der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit; aber bewundern muß man das Talent des Dichters, mit dem er es versteht, das Unwahrscheinliche und Unwahre glaubhaft und in der Wirkung wahr zu machen.

Der Präsident fragt seine Frau, nachdem er festgestellt hat, daß Ferréol die Nacht in ihrem Hause verbracht hat, ob Ferréol mit ihrem Willen in seinem Hause sich aufgehalten habe? Da antwortet sie mit gesenktem Blicke ein beschämtes „Ja“ und schweigt dann. Der Präsident muß somit glauben, daß Gilberte die Ehe gebrochen habe, und er glaubt es auch. Aber ist dies lakonische „Ja“ möglich? Wird nicht jede Frau, die in der Lage Gilbertes sich befindet, sich nicht allein darauf beschränken, die Frage zu bejahen, sondern vielmehr hinzufügen: „Ja, er ist mit meinem Willen im Hause gewesen, aber er hat das Haus auch auf meinen Befehl alsbald wieder verlassen, ohne daß das Mindeste geschehen wäre, das meine Ehre und die Ehre meiner Familie antasten könnte. Ich bin unklug gewesen, unvorsichtig, mein Verfahren verdient den härtesten Tadel, und die fürchterlichen Stunden, die ich heute zugebracht habe, haben mich schwer bestraft. Aber ich bin nicht schlecht gewesen, ich kann Dir, meinem Manne, grade in die Augen sehen, Du brauchst den Kopf nicht wie ein Entehrer zu beugen!“ So würde voraussichtlich jede vernünftige Frau antworten. Gilberte läßt es sich aber genügen, ihre Beschuldigung durch das lakonische „Ja“ zu verstärken, und sie verzichtet auf ihre Rechtfertigung, die ihr erst ganz allmählich, als wenn es sich um ein Verbrechen handelte, durch die Kreuz- und Querfragen des Präsidenten abgerungen wird.

Gilberte, die ihrem Gatten die Treue bewahrt und den Geliebten, ohne ihn zu erhören, davon geschickt hat, ist uns natürlich sympathischer, als es die schuldige Gilberte sein würde. Aber wenn eine wirkliche Schuld vorläge, so wäre das Drama, wie ich glaube, viel stärker und viel logischer gewesen. Wenn wir uns die Sache recht überlegen, führt uns Sardou eigentlich doch nur an der Nase herum. Er versetzt uns in Aufregung und erschüttert uns, ohne daß ein eigentlicher Grund zu dieser Erschütterung und zu dieser Aufregung vorhanden wäre. Seine Geliebte durfte Ferréol unter keinen Umständen compromittiren; in diesem Falle war ihm das Schweigen eine gebieterische Pflicht. Die Frau Präsidentin, die seine Geliebte gar nicht gewesen ist, kann er überhaupt nicht compromittiren; denn es ist nichts Sträfliches vorgefallen. Etwas Ungewöhnliches, etwas Unstatthafes, ja! Aber es ist keine Schuld da. Möglich, daß die Staatschafen, wie Ferréol auch sagt, dem Ungewöhnlichen nicht glauben, daß sie die Frau, die schuldig erscheint, für schuldig halten werden. Aber die gewaltige Kraft

der Wahrheit würde das boshafte Gewebe der Verleumder doch zerreißen. Es gehört kein großes Talent dazu, um eine Sache, die in Wahrheit unschuldig ist, als unschuldig darzustellen; mögen auch die Umstände, die sie begleiten, noch so außerordentlich sein. Gilberte hat sich dessen, was sie gethan hat, nicht zu schämen; sie kann es ihrem Manne, sie kann es der ganzen Welt in's Gesicht sagen. Sie kann ruhig auftreten und erklären: Ja, ich habe dem, den ich früher liebte, in der Nacht den Kiegel offen gelassen. Wir haben zusammen gesprochen; aber die Pflicht der Gattin, die Pflicht der Mutter ist mir zum Bewußsein gekommen und stark genug gewesen, um mich vor der Anfechtung zu bewahren. Ich bin rein und treu geblieben. Ich kann meinem Manne und meinem Kinde ohne Erröthen gegenüber treten. Ich habe das volle Anrecht auf die Hochachtung der Welt!

Sardou, der uns im Theater dies plausibel macht, der uns mit dem vollsten Vertrauen für die Wahrhaftigkeit und Tugend Gilbertes erfüllt, würde ohne Zweifel, wenn er nur gewollt hätte, auch das Auditorium im Gerichtssaale zu Niz von dem wahren Thatbestande überzeugt haben.

Nach der Feststellung der Thatfachen kann es den Präsidenten keinen großen Kampf kosten, seiner standhaften und treuen Gattin die Hand zur Versöhnung zu reichen. Martial erbrockelt sich im Gefängniß; und damit ist der Prozeß, der Ferréols Zeugenschaft gefordert hätte, beendet, und Gilbertes Aussage verhallt ungehört innerhalb der vier Wände des Präsidentenbüreaus.

Das sehr interessante und meisterhaft componirte Schauspiel erfreut sich am Residenztheater einer außerordentlich gelungenen Darstellung. Herr Emil Sahn ist in der Titelrolle vorzüglich. Die Rolle der Präsidentin, die früher von Fr. Leontine l'Allemant mit großem Talente gegeben wurde, wird jetzt von Fr. Mathilde Kamm wahr und wirkungsvoll dargestellt. Die jüngere Schwester dieser Schauspielerin bewährt in der Rolle des Fr. d'Algremont ihr liebenswürdiges Talent, das sich schon in der verunglückten „Gesindein“ bekundet hatte. Die discrete und würdige Wiedergabe der delikaten Rolle des Präsidenten durch Hrn. Schönfeld verdient die volle Anerkennung. Hr. Reppler, der Staatsanwalt, hat uns namentlich im letzten Acte erfreut. Die Exposition im ersten Acte, den Bericht über den Mord, spricht er zu schnell und zu monoton. Hr. Pander gibt die Rolle eines widerwilligen Geschworenen — es ist die amüsanteste und dankbarste Episode des Stückes. Hr. Pander läßt sich keine Pointe entgehen, er bringt vielleicht sogar da Pointen an, wo sie nicht hingehören. Die kleinsten Rollen sind mit guten Kräften — wir nennen nur Hrn. Beckmann und Fr. Western — besetzt. Das Ensemble ist flott. Kurzum, es ist eine recht gute Vorstellung.

Ueber die Novitäten der Woche — Salingrès' Posse „Die Reise um Berlin in achtzig Stunden“, S. Schlesingers „Trauerspiel des Kindes“ und den „Besuch im Carcer“ — ein andres Mal.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Herrn Brülls Concert und Compositionen. — Gernsheim's Quartett. — Rudorffs Serenade. — Kiels Chor „Fern im Osten“.

Herr Brüll hat vor 14 Tagen ein Concert gegeben, worin er mehrere seiner Compositionen, Pianostücke und Lieder, vorführte. Wir haben sein Clavierpiel vor zwei Jahren in hohem Grade schätzen gelernt; doch in diesem zeigte er keinen Fortschritt.

In der Sonate D-moll (op. 31) von Beethoven und besonders in der Toccata trat ein Streben eigenthümlicher Auffassung hervor, welche den Charakter der Tonstücke völlig beseitigte. Rubinstein, jener Künstler, der vielleicht am meisten seinen augenblicklichen Stimmungen und dem dämonischen Drange nachgibt, hat das Finale-Allegretto in viel ruhigerem Zeitmaß genommen als Herr Brüll; im Andante herrschten die harten Accente vor; die Toccata von Bach endlich war im Tempo wie im Vortrage vergriffen. Viel glücklicher präsentirt sich Herr Brüll in seinen eigenen Compositionen, die alle in kleinen Formen sich bewegen und ohne besonderen Anspruch auf Eigenthümlichkeit doch manches Freundliche und Anmuthige bieten. Auch die Lieder bekundeten das Talent des Componisten für den Ausdruck der Mittelstimmungen. — In dem letzten Quartett Joachim's wurde eine Composition von Gernsheim vorgeführt. Der noch junge Componist, früher in Wien, weiß jetzt in

Rotterdam, an der Stelle des Herrn Bargiel. Gernsheim ist ein Mann von ausgezeichnetem Talent, dessen Compositionen, besonders im Clavier-Quartett, die verdiente Verbreitung noch nicht gefunden haben. Was nun das hier vorgeführte Quartet betrifft, so rechnet es der Verfasser dieser Besprechung nicht zu den glücklichsten Schöpfungen des Componisten. Es fehlt nicht an interessanten Momenten, aber ein einheitlicher Eindruck bleibt nirgends zurück. Als ein Ganzes ist das Scherzo am besten gelungen. Nochmals sei hier betont, daß Gernsheim zu den achtungswerthesten jüngeren Componisten gehört, der ganz gewiß auch noch höhere Anerkennung des Publicums finden wird. — Das Concert der Hochschule brachte an neuen oder zum ersten Male aufgeführten Compositionen eine Serenade für Orchester von Rudorff in sechs Theilen und einen Chor von Kiel. Die erstgenannte Composition ist das Werk eines feinsinnigen, edel strebenden Künstlers, dem das Beschauliche, Sinnige am besten gelingt, die vierte Nummer, Andantino, und die sechste, Larghetto, sind daher auch die wirksamsten; das Andantino ist ein lebenswürdiges Stücklein! Nach ihnen kann noch die erste: Alla Marcia, moderato assai genannt werden. Den Allegri fehlt zwar nicht ein gewisser Schwung, aber die packende Kraft. Was den Chor von Kiel, Text von Kowals, betrifft, so herrscht auch in diesem Werke jenes innige, tiefe und reine Gefühl vor, jene Klarheit der Gedanken bei der höchsten Kunst des Baues, jene Stilleinheitlichkeit, die nur aus der innersten Natur hervorgeht, und welche alle seine Compositionen auf religiöse Worte kennzeichnet. Und wie schön ist dieser Chor instrumentar! Wie klingt alles so voll, so harmonisch, und doch so eigenthümlich geheimnißvoll. Der Eindruck, den das Werk in den Hörern erzeugt, kann am besten durch die Anfangsworte des schönen Gedichtes beschrieben werden:

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung

— — — — —
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

S. Ehrlich.

Franz Wallner.

Eine originelle Persönlichkeit, ein talentvoller Schauspieler und Bühnendiregent, ein begabter Schriftsteller, und — nicht das Letzte und am wenigsten Bedeutende — ein braver Mann ist am 19. Januar fern von den Seinen im fremden Lande, in Nizza, gestorben: Franz Wallner. Erst am 25. September dieses Jahres würde er sein 66. Lebensjahr vollendet haben. Wallner war 1810 in Wien geboren. Sein Talent für tonische Charakterfiguren entwickelte sich schon frühzeitig, aber so berühmt z. B. sein Viehhändler aus Deberösterreich geworden, seine eigentliche Bedeutung für das deutsche Theater erreichte Wallner erst als Bühnendirektor. Er übernahm 1851 die Direction des Theaters in Freiburg, 1853 das Hofener Stadttheater, am 16. September 1855 eröffnete er in Berlin in der Blumenstraße jenes durch ihn so berühmt gewordene kleine Theater, das die Erbschaft des eingegangenen königlichen antrat, aber sehr bald ein ganz eigen geartetes Institut geworden ist. Zuerst bildeten das Repertoire österreichische Stoffe von Nestroy und Kaimund, am 1. October z. B. der Berschwender; aber schon am 11. October 1855 begann die zweite Periode des neuen Theaters mit der Aufführung von Alexander Dumas' „Demi monde“, worin Frau Agnes Wallner, die Gattin des Directors, zuerst auftrat. Es folgte die Cameliendame unter dem Titel „Die neue Magdalena“ in der Max Ring'schen Bearbeitung. Das Berliner Publicum wurde hier zuerst in die Mysterien der Pariser dramatischen Literatur des zweiten Kaiserreichs eingeweiht. Indessen Wallners ruheloser Geist war auf etwas anderes gerichtet, er fand in David Kalisch den genialen Autor, in dem vierblättrigen Kleblatt Helmerding, Kensch, Neumann und Anna Schramm die ausgezeichneten Darsteller des ungezogensten Liebtüms der tonischen Muse: der Berliner Posse — das Wallnertheater war da und seine Berühmtheit wuchs nunmehr von Monat zu Monat. Kalisch schrieb den Actienbudei und die entzückenden kleinen einactigen Scherzspiele; im Garten nebenan entstand das hölzerne Sommertheater, in welchem sich Mitterwurzer und Hedwig Raabe ihre goldnen Theaterporen verdienten, und Emil Pohl's „Bruder Lieberlich“

102 Mal hintereinander gegeben wurde. Am 13. Juli 1864 versammelte Wallner seine Mitglieder und seine Freunde zum Richtfest seines neuen Prachttheaters, das am 3. December desselben Jahres mit einem Festspiel von Kalisch eröffnet wurde.

Doch nur wenige Jahre führte Wallner in dem neuen Hause die Direction selbst. Im Jahre 1866 entkeimte in ihm jene Krankheit, der er nach zehn Jahren erliegen sollte; 1868 verpachtete er sein Theater an Theodor Lebrun und die Bühne hatte durch ihn ein solches Renommée erworben, daß er eine jährliche Pachtsumme von 18000 Thirn. fordern und erhalten konnte. Von jetzt ab zeigte sich Wallner in seiner überragendsten Originalität. Es ergriff ihn der Trieb zu reisen und zu schriftstellern, am liebsten wäre er ein zweiter Gerstäcker geworden. Er plauderte viel und geistvoll über seine Wanderungen, er schrieb so leicht und flüssig, wie er zu erzählen verstand; die Nothwendigkeit zur Aufrechterhaltung seines Lebens in jedem Winter ein judisches Klima aufzusuchen, benutzte er zu Reisen nach Italien, dem Orient, Egypten. Mit jugendlicher Frische beschrieb er seine Abenteuer, und sein steter Reisebegleiter war ein unverwundlicher Humor. Der Sommer sah ihn in Karlsbad, wo er zuerst wieder die Fühlung mit seinen norddeutschen Freunden erreichte. Im Herbst des vorigen Jahres begab sich Franz Wallner nach Nizza, von wo aus er eine Studienwanderung durch Corsica machte. Nach Nizza zurückgekehrt, ergriff ihn mit erneuter Heftigkeit seine alte Krankheit. Es ist uns die Einsicht in einen Brief verstatet worden, den Wallner im December an seinen alten intimen Freund, den Mediziner Wilhelm Keiler, der seit dem Bestehen des Wallnertheaters, also seit 20 Jahren, Mitglied desselben ist, geschrieben hat. Folgende Zeilen, die wir diesem Briefe entnehmen, werden ihren wehmüthigen Eindruck nicht verfehlen. Franz Wallner schreibt aus Nizza am 18. December 1875:

„Ich leide dieses Jahr, mehr als je zuvor, am bittersten Heimweh, und nur der so überaus strenge Winter hat mich abgehalten, zu Weihnachten nach Hause zu gehen. Jedenfalls denke ich nach Neujahr wieder eine größere Wanderung anzutreten (er hat inzwischen die größte Wanderung unternommen, die ein Jeder von uns einmal antreten muß), nach Sicilien, Tunis, Malta und Athen — das ist ja wohl der nächste Weg nach Berlin? So viele Freunde ich mir hier gewonnen, so vereinzelt fühle ich mich in der Ferne, manchmal bin ich in einer Stimmung, in welcher ich mit dem nächsten besten berliner Bekten tauschen würde. Ich habe kein Auge mehr für das blaue Meer, welches sich wie ein ungeheurer Spiegel zu meinen Füßen ausbreitet, und ich wandle in Wahrheit nicht ungestraft unter Palmen. Trotzdem sieht es mit meiner Gesundheit dieses Jahr besser als in allen früheren, und die mit großen Anstrengungen absolvirte Reise durch ganz Corsica hat mir nicht das geringste geschadet.“

Wallners Heimweh war gerechtfertigt, seine Reisepläne waren Pläne, die uns Ueberlebende wehmüthig genug stimmen können. Er starb am 19. Januar nach unglücklichen Leiden unter der Pflege seines aus Hamburg an sein Krankenbett in Nizza herbeigeeilten einen Sohnes und ist vorläufig auch dort begraben worden. Hier in Berlin trauern Wittve und Tochter um ihn und mit diesen Beiden zahlreiche Freunde des trefflichen Künstlers, des genialen Theaterdirectors, des lebenswürdigen und braven Mannes. In dem weichen-berühmten Nizza (veraignt namentlich durch Louise Karis Weizengucht) mögen seinen Grabhügel die weichen Schmücken, die sein Sohn auf ihn hinstreut. In Berlin wollen wir ihn später den wohlverdienten Kranz auf's Grab legen.

Dr. S. Augler.

Notizen.

Die schlimmsten Folgen des Gründungsfiebers, wie es nach dem Ende des letzten Krieges grassirt hatte, sollen hinter uns liegen, wenn auch in der Geschäftswelt noch nicht ganz überwunden sein. Auch die politischen Gründer haben in jüngster Zeit keine sonderlichen Lorbeeren geplückt, und der Krach ist sogar eingetreten, bevor noch die Entreprise in Zug gekommen war. Die anonyme Gesellschaft der neuen halbconservativen Majorität, hinter welcher die Firma Wagener mit diesem und

jenem stillen Theilnehmer aus höheren Gesellschaftskreisen stehen sollte, hat ihre Actien nicht auf den Markt bringen können. Kaum waren die ersten Exemplare des verheißungsvollen Prospectus in das Publicum gedrungen, als auch schon der Concurus angemeldet wurde. In dem Augenblick, wo es mit der Gründung Ernst zu werden schien, wollte der stille Socius nichts davon wissen, und das Project fiel in's Wasser. Die solche nationalliberale Verbindung konnte von dieser lustigen Concurrenz niemals wirklich bedroht werden. Die bisherigen Compagnons mochten sich einmal über einander beschwert haben, aber sie konnten doch einer ohne den andern nicht fertig werden. Das hatte der reichere und mächtigere Theilhaber, dessen drohender Abfall von interessirten Personen freischweg verkündet war, auch schon wiederholentlich versichert. Aber ängstliche Seelen hatten ihm nicht geglaubt. Man erinnerte sich seiner früheren Aeußerung, er habe, soviel er sich erinnere, niemals die Unwahrheit gesagt, wenigstens nicht amtlich. Ein andermal sollte das launige Wort gefallen sein, je älter man werde, desto größere Mühe koste es, sich beim Reden in Widerspruch mit den Thatfachen zu setzen, und der wirkliche Ausdruck sollte noch derber gelautet haben. Aber das Alles hatte doch nur solchen auswärtigen Diplomaten gegenüber Geltung gehabt, welchen dadurch mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. Die Benedetti, Beust, Lamarmora und ähnliche durch zweifelhafte Aufrichtigkeit bewährte Leute hatten es nicht besser verdient. Benedetti namentlich war nach Berlin in der festen Zuversicht gekommen, er werde hier durch kluges Operiren und Manövriren ein paar Grenzprovinzen davontragen, wie ihm das in Turin gelungen war. Als Alles anders kam, sagte er hinterher kopfschüttelnd, den Deutschen sei nicht zu trauen! Es war ihm nicht gelungen, seinen Gegner zu überdortheten, und jetzt ließ er drucken, jener habe sich unzuverlässig erwiesen. Was indessen im Verkehr mit fremdländischen Agenten recht war, wurde dadurch, wo es sich um die ehrlichen Nationalliberalen handelte, noch nicht billig. Diese mochten sich immerhin darauf verlassen, daß, wenn ihnen versichert wurde, man wünsche ihrer Aller Wiederkehr, eine solche Erklärung ernstlich gemeint war. Auch hatten sie nur unentwegt ihre Pflicht zu thun und brauchten dann Niemand zu scheuen. Die unverständige Menge schilt sie zuweilen Liebfeinerisch. Diesen wohlfeilen Vorwurf jedoch hatten sie gerade in der gegenwärtigen Session durch ihr mannhafes Verhalten glänzend widerlegt. Und so könnte nur unheilbare Beschränkung oder angeborne Malice ihnen verdienen, wenn sie den Reichskanzler in derjenigen Linie unterstützen, die sich mit der ihrigen, das heißt nationalen, im Wesentlichen deckt. Dort wo die Officiosenriechelei das weiland Denunciantenwesen erjezt hat, mag das in allen Tonarten verdächtigt werden: besonnene Männer werden sich dadurch nicht betriren lassen. Eine nahe Gelegenheit dazu bietet die Frage der Reichsbahnen, die der heillosen Confusion des deutschen Betriebes ein Ende machen soll. Wer im letzten November aus Rom in die Heimat zurückkehrte und in München den Nachtzug benutzen wollte, erhielt von einem beleibten Zugführer den barschen Bescheid, der nach Berlin durchgehende Waggon habe kein Coupé für Nichtraucher. Wollte man also nicht die Nacht in der von sechs schlechten Cigarren bei verschlossenen Fenstern erzeugten sehr bedenklichen Atmosphäre zubringen, so mußte bei Kälte und Schnee zwischen München und Berlin drei- bis viermal mindestens der Wagen gewechselt und, um einige erträgliche Sitze für sich und seine Gesellschaft zu erlangen, noch obendrein öfters dasjenige Mittel angewendet werden, welches Karl Braun in seinen amüsanteren türkischen Skizzen als den allmächtigen Bakischisch treffend charakterisirt hat. Und da sollte man nicht für die Reichsbahnen eintreten? Die dagegen erhobenen Einwürfe mögen von ehrenwerthen Männern herrühren. Auch soll ja Niemandem Gewalt angethan werden. Hätte man indessen alle Argumente beachtet, die Gewohnheit und Klugheit gegen die Gründung des Deutschen Reiches aufbrachten, es wäre niemals dazu gekommen. Vorwärts! lautet die Devise, welche Deutschland von Preußen übernommen hat, und wer nicht den Muth zum Schwimmen besitzt, muß sich darauf einrichten, daß er wie der biedere horazische Landmann warte, ob etwa der Strom vorüberfließen werde.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Advocaten Berent. Christiania.

Berlin, 16. Januar 1876.

Hochgeehrter Herr! Sie verstehen kein Deutsch, ich kein Norwegisch. Das macht es erklärlich, daß Mißverständnisse zwischen uns vorkommen. Ich würde Ihre Zeit nicht zur Berichtigung derselben in Anspruch nehmen, wenn Sie sich nicht durch ein solches Mißverständnis hätten bewegen lassen, einen Stein auf meinen Charakter zu werfen. Ich habe nicht gesagt, wie Sie mir unterlegen, daß man den Herrn Tjalde hätte halten sollen. Meine Meinung ist einfach die, daß man es ihm hätte überlassen sollen, ob er sich halten kann. Man hätte ihn nicht süßen, ihm aber auch kein Wein stellen sollen. Ich glaube, ich war sehr höflich, wenn ich die Moral eine individuelle nannte, die darauf ausgeht, Fremden zu Fall zu bringen, weil er strauchelt.

Auch ich hatte Sie leider mißverstanden; erst jetzt höre ich von Ihnen, daß Ihre Mandanten den Grundbesitz des Herrn Tjalde an sich gebracht haben. Nach unserm Concursverfahren wäre das glücklicher Weise unmöglich. Mir scheint fast, als hätten Sie die schlechte Conjunction benutzt, um ein gutes Geschäft zu machen.

Ich liege Ihnen mit derselben Bitte an, wie Sie dem Herrn Tjalde: Prüfen Sie sorgfältig Ihre Mittel. Sie sind eine wirkliche Theaterfigur und als solche lasse ich Sie gelten.

Aber Sie überschreiten Ihre Verhältnisse, wenn Sie am lichten Tage Briefe über ernsthafte Dinge schreiben. Ich habe die ganze Geschäftswelt für mich, wenn ich behaupte, daß man über die Solvenz eines Kaufmanns sich in keiner andern Weise unterrichten darf, als dadurch, daß man ihm seine fälligen Wechsel vorlegt. Ihr Verfahren wird fortfahren, auf der Bühne seine Wirkung zu thun; ich wollte nur die Grenzlinie bezeichnen, die Bühne und Leben scheidet.

Genehmigen Sie u.

Ihr

ergebenster

Alexander Meyer.

* * *

Sehr geehrte Redaction!

In dem Artikel „Ueber die Bühnenverhältnisse Englands“ (Nr. 1 der „Gegenwart“, S. 11) wird Ernesto Rossi der „Meister“ des berühmten ital. Schauspielers Salvini genannt. Das ist ein großer Irrthum. Salvini ist älter als Rossi und länger in Italien gefeiert als dieser. Rossi bedurfte geraume Zeit, bis er sich zum Rivalen Salvini emporarbeitete, mit dem er vielleicht auch jetzt noch nicht in allen Rollen sich messen darf. Salvini hat eine imponirende Heldengestalt voraus, und vertritt, dem Realismus Rossi gegenüber, eine idealere Richtung. Wenn Salvini in Deutschland weniger bekannt ist, so hat dies seinen Grund darin, daß er Deutschland noch nicht besuchte. Uebrigens hat er seine eigentliche Blüthezeit nun schon hinter sich.

Graz, den 10. Januar 1876.

Ein Abonnent der „Gegenwart“.

Inserate.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von C. Radenhausen.
2 Bände. 21 M.

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe's Briefwechsel
mit den
Gebrüdern von Humboldt.
(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie
herausgegeben von

F. Th. Bratranek.

8. Heftet 9 M. Gebunden 10 M. 50 S.

Alles, was von dem Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt in den beiderseitigen Familienarchiven vorhanden ist, wird hier in getreuem Abdruck und durch den Herausgeber aufs sorgfältigste geordnet der Öffentlichkeit übergeben. Die Kenntniß unserer classischen Literaturperiode erfährt dadurch eine hochwichtige, viele Bänden ausfüllende Bereicherung. Dieser Briefwechsel bildet zugleich den dritten Theil der „Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse“, deren erste zwei Theile enthalten:

Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz.
(1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek.
Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Soeben erschien:

Hans und Grete.

Schauspiel in 5 Acten

von

Friedrich Spielhagen.

Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4 M. 25 S.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Romane

von

Heinrich Koenig.

15 Bände. 8. Geh. 30 M. Geb. 43 M.

Inhalt:

- 1.—3. Die Clubisten in Mainz. 3 Theile. Geh. 6 M. Geb. 9 M.
4. Regina. Eine Novelle. Geh. 2 M. Geb. 4 M.
- 5.—6. Hedwig, die Waldenserin. 2 Theile. Geh. 4 M. Geb. 7 M.
- 7.—9. Die hohe Braut. 3 Theile. Geh. 6 M. Geb. 9 M.
- 10.—11. William Shakespeare. 2 Theile. Geh. 4 M. Geb. 6 M.
12. Eine pyrrhonter Nachcur. Geh. 2 M. Geb. 3 M.
- 13.—15. König Jerôme's Carnaval. 3 Theile. Geh. 6 M. Geb. 9 M.

Heinrich Koenig's Romane gehören zu dem Hauschat der deutschen Unterhaltungsliteratur; sie sind von nachhaltiger, dauernder Wirkung, und stets kehrt man mit erneuertem Genuß zu ihrer Lektüre zurück. Diese soeben vollständig gewordene neue wohlfeile Ausgabe seiner besten Romane zu dem Preise von nur 2 M. für den Band wird dieselben dem Privatbesitz immer mehr zuführen. Jeder der in der Sammlung enthaltenen Romane ist auch einzeln zu beziehen.

Dierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Carl Scholze in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin. Druck von P. S. Teubner in Leipzig.

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von C. Radenhausen.

2. Auflage. 4 Bände. 12 M.

Das Kapital

von

Karl Marx.

Zweite Auflage. Preis: 9 M.

Verlag von Georg Stille in Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben

im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur

von

Albert Sahn.

Jeden Sonntagabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.
Preis pro Quartal von 13 Nummern 2 Mark.

Die „Tonkunst“ beabsichtigt das ganze Gebiet der Musik in allgemein sachlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit zu behandeln.

Das Blatt wird demnach allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit mit Aufmerksamkeit folgen, indem es ohne Parteilichkeit das Kennenswerthe auf den Gebieten der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, der Schule (Conservatorien u. Compositionslehre, Analytik, Studien-Werke u.), des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft.

Der allgemeine Bildungsdrang ist in der Musik nicht minder groß als in der Poesie und den Real-Wissenschaften, allein es fehlte bisher noch ein Organ, welches sich die Aufgabe stellte, in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung zu verbinden.

Indem die „Tonkunst“ diesen Weg einschlägt, hofft sie das Vorurtheil zu überwinden, welches bisher in den weiteren Kreisen der Musikfreunde gegen musikalische Fachblätter ziemlich allgemein war, und somit trotz der großen Anzahl der bereits bestehenden Musikzeitungen auf eine günstige Aufnahme rechnen zu können.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Mr. 1 dient als Probenummer und wird gratis ausgegeben,

Mr. 2 erscheint am 5. Februar a. e.,

das I. Quartal umfaßt im Ganzen 9 Nummern und kostet nur 1 Mark 50 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

ATHENÆUM. Monatsschrift für Anthropologie, Hygiene,

Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik und

die Lehre von den Krankheitsursachen. Unter Mitwirkung von Fach-

männern herausgegeben von Dr. Eduard Reich. II. Jahrgang. 1876.

12 Monatshefte in gr. 8. Preis 8 M. pro Semester.

Inhalt des 1. Heftes: Ueber das sittliche Kranksein. Von Dr. Eduard Reich.

Das Maschinenwesen aus dem Gesichtspunkte der socialen Anthropologie und der

Culturwissenschaft. Von Professor Dr. Ernst Kapp. Die sittliche Freiheit. (I.)

Von Dr. Eduard von Hartmann. Fragen der Zeit: Die Schule und das Lied.

Von Lehrer Carl Stichling. Analysen. Briefkasten.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt an. Probeheft mit Prospect gratis.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater von Hugo Bürger

(Der Frauenadvocat, Lustspiel in 3 Acten)

— Die Modelle des Sheridan,

Lustspiel in 4 Acten).

1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 M. 50 S.,

in Leinwandband m. Goldschm. 6 M.

Berlin.

Leo Liepmannsohn.

Soeben erschien im Verlag von Joh. Friedr. Hartnoch in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Siebe.

Preis eleg. geb. 1½ M. Eleg. geb. 3 M.

„Eine drollige Liebesgeschichte, worin namentlich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie ist von poesiedüftigsten Arabesten geistreicher Reflexionen und Excursen umwoben, in denen der Humor und die Grazien holdberwegend mit dem Tiefinn spielen.“ (Neue Züricher Zeitung.)

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8spaltiger Zeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Arnsh. II. (Fortsetzung.) — Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“. Blaubeeren eines alten Journalisten. IV. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Ein geistlicher Streber. Von Paul Lindau. — Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität“. (Schluß.) — Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne. I. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelmstadt. Von P. L. — Professor Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie“. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Von Georg Walkowsky. — Inserate.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. B. v. Arnsh.

(Fortsetzung.)

II.

Der Ankauf der deutschen Eisenbahnen durch das Reich wird nicht allein aus sehr praktischen Gründen von den Transportinteressenten verlangt, sondern auch von Unbetheiligten befürwortet, aus Gründen, die man zum Theil theoretische nennen könnte.

Es wird eine Parallele gezogen zwischen der Post- und Telegraphenverwaltung und dem Betriebe der Eisenbahnen, und hierauf die Behauptung gegründet, daß alle Verkehrsanstalten in die Hand des Staats gehören, der dann von der Rücksicht auf das öffentliche Interesse, nicht auf den zu erzielenden Gewinn geleitet wird. Der Abgeordnete Sonnemann ging in der Reichstagsitzung vom 24. November 1875 so weit, zu behaupten, daß die Frage, ob die Eisenbahnen den Privaten oder dem Staat gehören, im Princip von der Wissenschaft längst entschieden sei. Den näheren Nachweis und die Bezeichnung der wissenschaftlichen Autoritäten blieb er schuldig.

Sodann wird die Verkehrseinheit hervorgehoben, die nur zu erreichen sei, wenn der Staat Eigenthümer der Eisenbahnen ist; nur unter dieser Bedingung gelange man zur Einheit in der Verwaltung, die zugleich ein kräftiges Band für die Einheit und Einheit Deutschlands bilden werde. Ferner weist man darauf hin, daß das Privatcapital von dem Eisenbahnbau sich zurückgezogen habe, daher die noch wünschenswerthen Bahnen nur vom Staat gebaut werden könnten. Dies sei demselben aber nur zuzumuthen, wenn auch die rentablen Linien ihm gehören und diesen vermehrter Verkehr durch Neubauten, die an sich wenig Aussicht auf Erfolg haben, zugeführt werde. Man hört sogar die Aeußerung, daß das Anlagecapital solcher neuen Bahnen gegen den Nutzen gar nicht in Betracht komme, den die Aufschließung gewisser Landestheile gewähre. Das Anlagecapital sei bei Staatschaffsen auch verloren; der Nutzen liege in dem steigenden Verkehr und Wohlstande, für welchen das Privatcapital gar kein Interesse habe. Befänden sich alle Bahnen im Besitze des Staats, so gleiche sich der hohe Ertrag der guten Bahnen mit der geringen Rente der schlechten aus.

Für das Staatsbahnsystem wird auch geltend gemacht, daß durch dasselbe die Verluste von Nationalvermögen fortfallen, welche jetzt durch die Entwerthung vorhandener rentabler Bahnen in Folge des Baus von Parallelbahnen entstehen.

Besonderes Gewicht wird auf die Ersparnisse gelegt, welche bei der Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat durch Vereinfachen derselben, namentlich auch beim Abrechnungswesen, gemacht werden würden. Der Abgeordnete Stumm sagte am 24. November 1875 im Reichstage, daß die Eisenbahnen bei einheitlicher Leitung 6 Procent Zinsen tragen könnten.

Endlich ist auch in Nr. 97 des preussischen Militärwochenblattes vom 4. December 1875 ein militärisches Urtheil über die große Frage des Erwerbes der Eisenbahnen abgegeben worden. Der Verfasser des sehr gut und klar geschriebenen Artikels erkennt die Leistung der deutschen Bahnen bei der Mobilmachung im Jahre 1870 bereitwillig an, glaubt aber, daß damit bei einer Vertheidigung Deutschlands nach mehreren Seiten noch nicht auszukommen und ein günstiges Resultat nur zu verbürgen sei, wenn die Verwaltung sich in einer Hand und zwar in der des Reichs befinde. Nur in diesem Falle könne man auch beim Neubau von Eisenbahnen auf bessere Berücksichtigung der militärischen Zwecke rechnen.

Das treibende Motiv für die Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich bleibt immer die möglichste Herabsetzung der Frachtsätze neben Vereinfachung der Tarife, durch welche zugleich die Vorausberechnung der Frachten auf jede Entfernung ermöglicht werden soll.

Prüft man die vorstehend angeführten Vortheile und Gründe für die geforderte große Maßregel, so ergibt sich Folgendes.

Die Behauptung, daß die Verwaltung der Bahnen ebenso gut dem Staat gebühre, wie die der Post und Telegraphie, würde mehr für sich haben, wenn beide Institute gleichartiger wären und dieselben Zwecke verfolgten. Die ehemalige Postverwaltung, die sich allein zur regelmäßigen Beförderung von Personen und von Packeten bis zu großem Gewicht für berufen hielt und eifersüchtig ihr Privilegium bewachte, hatte etwas mehr Verwandtschaft mit den Eisenbahnen, denen sie einen Theil ihrer Rechte abtreten mußte, als die jetzige vortreffliche Reichspost, die auf das Postregal, mit Ausnahme der Briefe, ganz verzichtet und ausgesprochen hat, daß sie Personen und Packete nur in soweit zu befördern wünsche, als sich keine Privatunternehmer dazu finden. Schon die, mit dem Gewicht über 5 Kilo schnell steigende neuere Posttage zeigt, daß die Post schwere Packete sich fern halten will und mit Recht ihre Hauptaufgabe in der prompten und sicheren Beförderung der Briefe und Werthgegenstände findet, während die Bedeutung der Eisenbahnen gerade umgekehrt, ganz wie bei Schiffen in der Massenbewegung liegt, die von jeher der Privatindustrie zugefallen ist.

Noch weiter ab von den Eisenbahnen liegt die Telegraphie, deren Beförderungsgegenstände absolut gewichtslos sind und bei der es noch mehr als bei verschlossenen Briefen auf amt-

lich verbürgte Geheimhaltung des Inhalts der Depeschen ankommt.

Aus dem Umstande, daß der Staat die Post und Telegraphie ausschließlich verwaltet, läßt sich eine Berechtigung oder gar eine Verpflichtung, auch die Gütermassen auf Eisenbahnen mit gänzlichem Ausschluß der Privatindustrie zu bewegen, in keiner Weise herleiten.

Dem schwärmerischen Glauben, daß der Staat das Eisenbahnmonopol nur im Interesse des öffentlichen Wohls und ohne Rücksicht auf zu erzielenden Gewinn handhaben würde, ist sowohl der ganz hübsche Ueberschuß entgegenzuhaltend, den die Post an die Reichscaffe abführt, als die Rente der jetzigen Staatsbahnen, deren Tarife keinesweges niedriger sind als die der Privatbahnen.

Verkehrseinheit ist eins von den Schlagworten, die mehr verwirren als aufklären. Auf den so überaus wichtigen Wasserstraßen, das Meer mit eingeschlossen, besteht keine Verkehrseinheit. Der Staat beseitigt Verkehrshindernisse und das ist auch seine Aufgabe sowohl bei den Staats- als den Privatbahnen. Lästige Ungleichheiten lassen sich allerdings leichter fortzuschaffen, wenn die Bahnen Staatseigenthum sind, aber die Forderung, daß der Staat selbst die Güter fortzuschaffen und alleiniger Frachtfuhrmann werden müsse, um Verkehrseinheit herzustellen, ist in Bezug auf Eisenbahnen ebenso wenig gerechtfertigt, als auf den Wasserstraßen, selbst wenn dieselben eine ebenso große Ausdehnung gewinnen als die Eisenbahnen, was sehr zu wünschen wäre. Es hat auch noch Niemand verlangt, daß der Staat Schiffe anschaffe und Massen von Gütern, noch dazu sehr wohlfeil transportiren soll.

Ob die Erwerbung und Verwaltung der sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich die Einheit und Einigkeit Deutschlands fördern oder hindern würde, hängt von den guten oder schlechten Resultaten der Verwaltung ab. Es wird bei der Erörterung der in Rede stehenden Frage das Erste in der Regel als selbstverständlich vorausgesetzt. Siegen dazu wirklich ausreichende Gründe vor? Süddeutschland, das fast nur Staatsbahnen besitzt, scheint mit der Verwaltung derselben ganz zufrieden; man hört keine Klagen. Mehr würde das Reich schwerlich leisten können. In Norddeutschland, namentlich in Preußen, sind die Beschwerden mindestens ebenso gegen die Staatsbahnen, als gegen die Privatbahnen gerichtet, ja noch mehr. Es wird behauptet, daß die Verwaltungen der Privatbahnen, sogar mit Hülfe des Handelsministers, an wirksamer Concurrnz gegen die Staatsbahnen gehindert werden, nicht durch niedrige Tarife, sondern im Gegentheil durch wirksame Proteste gegen Frachtermäßigungen auf concurrirenden Privatbahnen, durch Verweigerung von passenden Anschlüssen bei Feststellung der Fahrpläne, durch volle Benutzung der gestatteten dreitägigen Lieferzeit beim Uebergange der Güter von der Staats- auf die Privatbahn, kurz durch jene kleinen Maßregeln, für welche die preußischen Rheinländer eine bekannte, nicht schmeichelhafte Bezeichnung haben. Notorisch ist die Concession für mehrere neue Bahnen deshalb verweigert oder sehr lange hingehalten worden, weil dieselben Concurrnzlinien gegen Staatsbahnen bilden würden. Unzweifelhaft gibt es in Preußen große Privatbahnen, die mindestens ebenso gut als die Staatsbahnen verwaltet werden. Es liegen Fälle vor, in denen das handeltreibende Publicum, wo es die Wahl zwischen einer Staats- und einer Privatbahn hat, der letztern für Güterversendungen den Vorzug gibt.

Die preußische Verwaltung steht mit Recht in einem sehr guten Ruf, aber sie ist sehr fiscalisch, was ihr, sofern eine gewisse Grenze nicht überschritten wird, keineswegs zum Vorwurf gemacht werden kann. Daraus erklärt sich auch, daß die finanziellen Resultate der preußischen Staatsbahnen den Umständen nach günstige sind; aber den Freunden ausschließlicher Reichseisenbahnen liegt nichts an guten Erträgen der Bahnen; sie verlangen im Gegentheil starke Frachtherabsetzungen, und Manche meinen, daß der Staat als Eigenthümer der Bahnen im öffentlichen Interesse die Güter, wenn nicht zu den Selbstkosten, so doch sehr wohlfeil befördern solle.

Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß die Centraaleisenbahnverwaltung hauptsächlich in die Hände früherer preussischer Staatsbeamten kommen würde. Wenn nun die Erwartungen des Publicums, namentlich der Industriellen, Handeltreibenden und Landwirthes nicht erfüllt werden sollten, besonders in Betreff wirksamer Herabsetzung der Frachttaxe, wenn ferner Süddeutschland wesentliche Verbesserungen nicht erkennen, im Gegentheil mit den Reichsverwaltungen der Bahnen weniger zufrieden sein sollte, als mit der ehemaligen Verwaltung, oder wenn endlich bei durchgreifender Ermäßigung der Frachten und hohen Ankaufspreisen der Bahnen beträchtliche Ausfälle entstanden, die durch neue Steuern oder Erhöhung der Matricularbeiträge gedeckt werden müßten; so würde unzweifelhaft die großartige und finanziell gewagte Maßregel der Erwerbung sämtlicher Eisenbahnen die Einheit und Einigkeit Deutschlands nicht fördern, sondern stören. Unzufriedenheit ganzer Bevölkerungsklassen ist kein Kitt für das Deutsche Reich.

Es fehlt an jeder Garantie dafür, daß keiner von den Fällen eintreten kann. Daher ist es unzulässig, hier das politische Motiv besonders zu betonen und die Kräftigung deutscher Einheit als Grund für die Erwerbung der sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich anzuführen. Dieselbe muß an und für sich gerechtfertigt, und der Erfolg ein zweifelloses und auf anderem Wege nicht zu erreichendes sein, wenn darauf eingegangen werden soll.

Nach der dem Reichstage amtlich mitgetheilten Zusammenstellung der Betriebsergebnisse der deutschen Eisenbahnen im Jahre 1874 betrug die Länge derselben in diesem Zeitpunkt 25427,10 Kilometer, im Jahr 1867 nur 14564,66 Kilometer. Es sind also in diesen 7 Jahren 10862,44 Kilometer gebaut worden, davon 5913,60 von 1871 bis 1874 und von 1872 bis 1874, in einem Jahre 2527,21 Kilometer. Die Mehrzahl der neuen Bahnen gehört Privatgesellschaften. Man kann daher nicht behaupten, daß das Privatcapital sich vom Bahnbau bereits zurückgezogen habe. Allerdings ist in den letzten Jahren, größtentheils in Folge der schwindelhaften Aufbringung des Anlagecapitals, ein sehr bedeutender Theil desselben verloren gegangen. Jedensfalls würden in den nächsten Jahren neue Eisenbahnactien keine Abnehmer finden. Eine mehrjährige Pause ist aber auch keineswegs schädlich, vielmehr zur Abhülfe des noch immer in vielen Gegenden herrschenden Arbeitermangels nützlich. Sind später noch neue Strecken nothwendig oder doch wünschenswerth, so steht nichts im Wege, daß die Einzelstaaten dieselben ausführen oder durch Zinsgarantien hervorgerufen. Für das Reich liegt keine greifbare Veranlassung vor, dem Localverkehr zu Hülfe zu kommen, am wenigsten kann in einem solchen, jedenfalls localen Bedürfniß ein Grund gefunden werden, die sämtlichen vorhandenen Bahnen anzukaufen. Nur im Falle ein großes allgemeines Interesse, wie die Landesverteidigung eine neue Bahn gebieterisch fordert und sich kein Privatcapital dazu findet, würde vom Reiche der Bau auszuführen sein.

Richtig ist es, daß in einem Staate, der von Hause aus den Bahnbau in die Hand genommen und Privatbahnen gar nicht zugelassen hat, der hohe Ertrag der guten Linien sich mit der geringen Rente der anderen auszugleichen pflegt. Auf eine solche Compensation ist aber nicht zu rechnen, wenn das Reich die gut rentablen Eisenbahnen erst zu hohen Preisen, d. h. zur capitalisirten Rente ankaufen soll.

Die sogenannte Ausschließung einzelner Gegenden ist offenbar Sache der Einzelstaaten, nicht des Reichs, das zur Zeit noch kein Einheits-, sondern ein Bundesstaat ist und jedenfalls, wenn nicht immer, so doch noch sehr lange ein solcher bleiben wird. Die Hinweisung auf den Chausseebau paßt auch für den Einzelstaat nicht. Die Meile Chaussee kostet 12—20,000 Thaler, die Meile Eisenbahn durchschnittlich $\frac{1}{2}$ Million Thaler. Auf die Größe des Capitals kommt es aber wesentlich an, wenn dasselbe geopfert, nämlich zinslos angelegt und nicht amortisirt werden soll.

Sehr zu beklagen ist es, wenn ein Staat dazu schreitet

oder Hilfe leistet, eine industrielle große Anlage zu entwerthen, z. B. durch Parallelbahnen alte bestehende Bahnen ruinirt. Die Privatindustrie kann mit dem Staat nicht concurriren, weil derselbe nicht eher bankrott ist, als bis die Taschen der Steuerzahler leer sind. Darum ist es so gefährlich, wenn der Staat Industrie treibt. Ebenso wenig ist es Aufgabe des Staats, die Verluste zu verhüten, welche durch Concurrenz ohne sein Zuthun entstehen. Nichten sich Privatbahnen durch zu große Ausdehnung oder sonst wie zu Grunde, so ist der Verlust an Nationalvermögen zu beklagen, aber der Schluß ist grundfalsch, daß der Staat zur Verhütung solcher Schäden die Bahnen ankaufen solle, oder daß für ihn hierin wenigstens ein Nebengrund zum Ankauf liege. Die Concurrenz ist und bleibt das Lebensprincip und der Regulator der Industrie. Dieselbe erkrankt durch Vormundschaft von Seiten des Staats. Jrgend ein großer Mann hat einmal gesagt, es könne Niemand das Recht bestritten werden, sich selbst zu ruiniren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien“.

Plaudereien eines alten Journalisten.

(Schluß.)

VI.

Wer die Presse mit der gebührenden Aufmerksamkeit studirt, der hat gewiß schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselbe die Fühlung mit dem Reichskanzler verloren hat. Am deutlichsten wurde dies in der orientalischen Frage. Ein der Regierung befreundetes Blatt machte die tollsten Vorschläge. Es wollte die Türkei theilen, man könnte fast sagen: wie die Stücke eines geschlachteten Schweins. Die Ueberklugen, welche das Gräslein wachsen sehn und die Fliegen hupfen hören, wollten auch hier „den Finger Bismarcks“ erblicken. Heute, Angesichts der vorsichtigen und friedlichen Politik des Kanzlers, wird wohl Niemand mehr daran zweifeln, daß jenes Blatt auf eigene Rechnung und Gefahr wüthete. „Es währet eine kurze Frist“ u. s. w., sagt Maimister Goethe.

Eben so irrig würde es sein, die Bewegung, welche seit kurzem die conservative Partei in Preußen und die dortige conservative Presse ergriffen hat, auf den Reichskanzler zurückzuführen. Bei den letzten Wahlen zum Reichstag und zum Preussischen Landtag haben die Conservativen starke Einbuße erlitten. Sie wollen das verlorene Terrain wieder erobern. Sie versuchen nun, ihre Reihen zu schließen, ihre Presse zu organisiren, die Liberalen zu discreditiren, zu verwirren, zu sprengen und zu werfen. Als Mittel zu diesem Zweck dient natürlich auch die Behauptung, der Reichskanzler sei mit den Liberalen zerfallen, und die nationalliberale Partei sei in voller Auflösung begriffen. Es ist sehr natürlich, daß die Conservativen, welche die Pflicht der Selbsterhaltung und das Bedürfnis, der andern Partei die Wege zu halten, lebhaft empfinden, eine solche Behauptung aufstellen und vielleicht sogar glauben. Minder begreiflich ist, warum ein Theil der liberalen Presse dieselben nachbetet.

Sodann ist der Umstand zu beachten, daß ein Theil der conservativen Presse, nachdem ihre früheren Verbindungen mit der Regierung aufgehört haben, das Bedürfnis fühlt, den officiösen Nimbus durch eine lebhaftere Gangart zu ersetzen. Sie ist, jener Rücksichten entbunden, freier, ungenirt, oder wie es im conservativen Jargon heißen würde, „zügelloser“ geworden. Man kann ihr den Vorzug von Herzen gönnen. Es wird ihr schwerlich gelingen, dadurch die Verdienste der Liberalen zu verdunkeln, welche, trotz der tumultuarischen Opposition aller reactionären, hursalen, clericalen, feudalen und socialistischen Gegner, die große Münz- und Bankreform, und eine freisinnige Handelspolitik mit Entschlossenheit durchgeführt haben.

Sene beiden Gründe, das Bevorstehen der Wahlen und die Befreiung von der officiösen Fessel, mögen es erklären, wenn die bereits erwähnte journalistische Duenna von ihrem zierlich geschmückten Menuetpas plötzlich zum Sturmtritt übergegangen ist und unter Verleugnung ihrer ehrbaren Vergangenheit, Ausdrücke gebraucht, wie „Hallunken“, der uns bis jetzt nur in jener berühmten 1848er Rede eines preussischen Obersten in Halle begegnet ist, worin der Redner versichert, es gebe daselbst Hallenser, Halloren und Hallunken.

Die Ueberklugen, deren ich bereits gedacht habe, rufen nun wieder: „Seht Ihr, da steckt Bismarck dahinter, er will die nationalliberale Partei sprengen, er hat sich den Conservativen verschrieben“.

Dies ist ein Irrthum. Fürst Bismarck verschreibt sich keiner Partei, der conservativen so wenig, wie der liberalen. Er führt die Geschäfte des Reichs und nicht diejenigen einer einzelnen Partei, Fraction oder Clique; und er ist nicht schuld daran, wenn dies nicht begriffen wird von Solchen, die keinen andern Maßstab kennen, als den der Coterie. Sein Zweck ist die Wiederherstellung der Größe und Einheit des Deutschen Reichs. Das Uebrige ist ihm Mittel. Auch die Parteien sind ihm nicht mehr. Er benützt sie nach der Reihe herum, und deshalb ist er den Conservativen zu liberal und den Liberalen zu conservativ. Das datirt nicht von gestern, sondern ist stets so gewesen.

Aber er weiß bestehende Gewalten zu respectiren, damit zu rechnen und gegebene Kräfte zu verwenden. Er rechnet nicht mit Utopieen; und es ist nicht nöthig, daß ihm der alte Abraham Lincoln seine berühmte Anekdote erzähle, deren „Moral“ dahinging, es sei nicht gut, bei dem Durchreiten eines Flusses mitten im Wasser das Pferd zu wechseln.

Ohne Zweifel hat der Reichskanzler auch an den Nationalliberalen Manches auszuweisen. Sie sind ihm ein wenig zu doctrinär, und von Einzelnen glaubt er wohl auch, daß sie einen etwas zu ausgedehnten Gebrauch von ihrer Beredsamkeit machen. Aber wird er aus Xerger darüber sich wohl entschließen, nach Canossa zu pilgern?

Wir haben eine sprichwörtliche Redensart: „Man soll sein gutes Wasser nicht wegschütten, als bis man besseres hat“. Sollte der Reichskanzler geneigt sein, der liberalen Partei den Fehlschuh ohne Ursache vor die Füße zu werfen, bloß in der Hoffnung, daß es gelinge, die exträumte große conservative Partei zu reconstituiren? Als wenn Letzteres so leicht wäre! Es mag sein, daß der Unterschied zwischen Frei-conservativ und Neuconservativ sich vielleicht in einer höheren Einheit auflösen ließe. Aber wie ist es mit dem Unterschied zwischen Alt- und Neuconservativ, oder — wenn wir die Idee in eine journalistische Erscheinungsform einkleiden wollen — zwischen der Kreuzzeitung auf der einen, und der Post und der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung auf der andern Seite? Die Einen sind bismarckfeindlich, die Andern bismarckfreundlich. Glaubte man, die kolossale welthistorische Figur, welche zwischen den beiden Gegensätzen steht, ignoriren zu dürfen? Oder glaubt man, daß der Kanzler sich selbst ignorirt? Und dann, wenn es auch gelänge, die Conservativen in den fünf östlichen Provinzen Preußens (in Posen liegen die Verhältnisse wieder ganz eigenthümlich) unter einen Hut zu bringen, was hätte man damit für die fünf westlichen Provinzen und für das übrige Deutschland, z. B. für Sachsen, West- und Süddeutschland, gewonnen? Die altländisch-conservative Partei hat ihre Wurzel in der dort herrschenden eigenthümlich n Agrarverfassung, und diese findet im Westen und Süden keine Sympathieen.

Man thut sehr Unrecht, bei all diesen Fragen immer nur an Preußen zu denken. Der Fürst Bismarck hat kürzlich mit gerechtem Stolz die unzweifelhafte Wahrheit ausgesprochen, er sei der einzige deutsche Minister in Deutschland! Er hat stets ganz Deutschland im Auge, und läßt sich weder durch die preussische Schablone, noch durch einseitige Parteiauffassungen beirren.

Diesem Umstande haben wir es zuzuschreiben, daß nicht auch im Deutschen Reiche die Ministerien im bunten Wechsel auf einander folgen, wie etwa in Italien, Frankreich oder Griechenland. Dieser Continuität der Regierung verdankt das Deutsche Reich zum Theil sein einheitliches Wachsthum, während in Italien der Particularismus (man nennt ihn dort „Regionalismus“) an Kraft wieder zunimmt. Ginge es bei uns in Deutschland, wie in Italien, dann hätten wir seit 1867 bis heute etwa folgende bunte Reihen von Bundes- und Reichskanzlern gehabt: v. Savigny, Fürst Bismarck, Graf zur Lippe, v. Bennigsen, Graf Arnim, Windthorst, Fürst Hohenlohe, Feldmarschall v. Manteuffel und dann wieder Fürst Bismarck. Glaubt man etwa, das wäre uns von Nutzen gewesen?

Auch mit der Metamorphose der Parteien geht es bei uns ruhigen Deutschen nicht so schnell. Es sind heute schon 8 oder 9 Jahre, daß Julian Schmidt uns die Nothwendigkeit einer neuen Parteigruppierung unwiderleglich bewiesen. Trotzdem ist es beim Alten geblieben. Auch heute scheint uns der Aufwand an Logik, welcher in ähnlicher Richtung gemacht wird, vergeblich. Dergleichen Dinge vollziehen sich nicht nach den Vorschriften logischer Abstractionen, und bei Molière (*Le Misanthrope*, Act 1, Sc. 1, B. 150) heißt es: „A force de sagesse on peut être blâmable“.

Literatur und Kunst.

Ein geistlicher Streber.

L'abbé Tigrane. — Candidat à la papauté, par Ferdinand Fabre.*)

Es ist ein ganz ungewöhnliches Buch. Der wenig verlockende Titel und der im großen Publicum noch ganz unbekannt Name des Verfassers sind sicherlich ausschließlich daran Schuld, daß dieses merkwürdige Werk, welches die größte Beachtung verdient, bisher — es ist bereits im Jahre 1873 erschienen — unbeachtet geblieben ist. In Deutschland hat man, so viel ich weiß, noch gar nicht davon gesprochen; und doch hätten gerade wir allen Grund, uns diese hervorragende Arbeit recht genau anzusehen. In der Literatur des Culturkampfes nimmt der „Abbe Tigrane“ meiner Ansicht nach unbedingt die erste Stelle ein.

Das Buch ist schwer zu classificiren. Es läßt sich eigentlich in keine der vorhandenen bequemen Rubriken einfügen. Es ist kein Roman. Von Liebe ist überhaupt nicht die Rede darin. Der nahe liegenden Versuchung, einen katholischen Geistlichen zu schildern, der durch sein Gelübde in Widerspruch mit seinen Gefühlen geräth, hat der Verfasser widerstanden. Die Weiber scheinen für ihn und seine Geschöpfe überhaupt nicht vorhanden zu sein. Nicht eine einzige der zahlreichen Haupt- und Nebenfiguren gehört dem weiblichen Geschlechte an.

Es ist auch kein Geschichtswerk. Die Vorgänge, die uns berichtet werden, sind offenbar erfunden; die handelnden Personen, die wahrscheinlich dem Leben nachgeschrieben sind, sind doch keine Charakteristiken wirklich lebender Persönlichkeiten. Die Verhältnisse dagegen sind durchaus real. In die gegebenen Verhältnisse hinein hat Fabre seine Handlung gebichtet mit Figuren seiner eigenen Composition. In außerordentlich geschickter Weise combinirt er seine dichterischen Erfindungen mit der Wirklichkeit. Die Beziehungen zwischen den erdichteten Gestalten und einigen unserer bedeutenden Zeitgenossen, die wir alle kennen, erscheinen so glaubwürdig, die Verschmelzung der Wahrheit mit der Dichtung ist so geschickt, daß bisweilen die Täuschung eine vollkommene ist. Es ist oft nicht leicht, den Punkt der Abzweigung zu bezeichnen, wo der Bericht über die Realität aufhört und die Schilderung der freien Phantasie anfängt.

Die Localitäten sind mit einer solchen Treue abconterfeit, daß man unwillkürlich nach der Karte greift, um sich das Städtchen aufzuzuchen, in dem die Handlung vor sich geht.

Diese Verquickung des Wahren mit dem Erfundenen, diese romanhafte Geschichte, dieses Verwerthen allgemein bekannter Vorgänge für die Zwecke der Dichtung, diese Einführung allgemein bekannter Persönlichkeiten in eine Gesellschaft von erfundenen dichterischen Geschöpfen macht den „Abbe Tigrane“ zu einem Blutsverwandten des Auerbach'schen „Waldfried“.

Im übrigen besteht zwischen den subjectiven Aufzeichnungen unseres nationalliberalen Landmanns und der streng objectiven Schilderung, die uns im „Abbe Tigrane“ geboten wird, keine Ähnlichkeit. Auerbachs „Waldfried“ spielt in einer Umgebung, die wir kennen. Das Tagebuch Waldfrieds verzeichnet Stimmungen, die wir alle gehabt haben, und der Schreiber desselben geht von Voraussetzungen aus, die uns vollständig vertraut sind. Ganz anders die französische Erzählung.

Ferdinand Fabre führt uns in eine uns fremde Welt. Aber wir hätten alle Veranlassung, sie genau kennen zu lernen, diese Welt! Sie erklärt und macht uns verständlich Dinge, vor denen wir bisher wie vor Unbegreiflichkeiten gestanden haben. Die Wirkungen haben uns frappirt, frappiren uns noch täglich: jetzt lernen wir die Ursachen kennen. Es ist für uns eine völlige Offenbarung. Wir haben an den Feststellungen des französischen Schriftstellers — wir möchten sie Enthüllungen nennen — das selbe Interesse, das uns die Schilderung einer interessanten Entdeckungszugreise verursacht. Wir werfen einen Blick in wunderliche Sitten, in wunderliche Zustände und lernen wunderliche Künze kennen. Der „Abbe Tigrane“ ist eine Reise in das Land der Schwarzen.

Fabre hat dieses Land genau studirt und in meisterhafter Weise geschildert. Sicherlich ist seine Schrift eine Tendenzschrift, aber nirgends verräth sich diese Tendenz durch irgend welche einseitige Gehässigkeit. Die ruhige objective Schilderung dessen, was er gesehen, was er beobachtet hat und was er schildert, wirkt eben schon an und für sich tendenziös genug, stärker, als irgend eine beabsichtigte Parteischrift wirken könnte.

Der „Abbe Tigrane“ ist, um die Person mit einem Wort zu charakterisiren: der clericale Streber.

Rufin Capdepon, der wegen seiner leidenschaftlichen, tigerartigen Natur von seinen Mitschülern den Spitznamen des Königs Tigranes von Armenien erhalten hat, ist ein im rechtgläubigsten Katholicismus aufgewachsener Bauernjunge aus einem Gebirgsnefte an den Pyrenäen. Seine ungewöhnliche Begabung hat ihm den Eintritt in das Seminar verschafft. Er hat sich dort ausgezeichnet; orthodoxe Familien haben Interesse an ihm genommen; er hat die ersten priesterlichen Würden rasch erlangt, sich durch seine wissenschaftliche Begabung, sein rhetorisches Talent hervorgethan und mit erstaunlicher Energie unablässig das eine Ziel verfolgt: auf der hierarchischen Stufenleiter die höchste Staffel zu erklimmen. Das Buch lehrt uns die Kämpfe kennen, die der ehrgeizige, erregbare, wilde und bedeutende Geistliche zu bestehen hat, um aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, Herr zu werden. Wir sehen, wie ihm schließlich der Fischerring des Bischofs ertheilt wird, wie sein gesellschaftliches Geschick und seine theologische Begabung ihm die erzbischöfliche Würde verschaffen und wie er am Schlusse als wahrscheinlich siegreicher Candidat für den päpstlichen Stuhl angesehen wird.

Das alles ist mit einer Glaubwürdigkeit geschildert, daß man unwillkürlich nach dem Urbilde umherspäht und an diesen oder jenen französischen Bischof denken mag. Indessen sind diese inquisitorischen Nachforschungen immer mißlich und fast immer mißig. Wahrscheinlich hat Fabre an eine bestimmte Persönlichkeit gar nicht gedacht, sondern nur den Typus des modernen Alexikers hinstellen wollen, den seine Charaktereigenthümlichkeiten, seine Gaben und Kenntnisse zu dem Höchsten berechtigen.

In der Ausführung dieses Planes zeigt Fabre ein geradezu bewundernswerthes Talent. So wie er hat noch Niemand die Atmosphäre, in der die Candidaten für das Papstthum gedeihen, über ein schriftstellerisches Werk zu verbreiten vermocht. Klarer

*) Paris. Verlag von Alphonse Lemerre (Passage Choiseul). 1873.

hat noch Niemand den verwickelten Mechanismus auseinandergelegt, aus dem diese Wunder fix und fertig hervorgehen. Dabei ist nichts übertrieben, nichts vom Parteistandpunkte oder gar von der Andersgläubigkeit mißgünstig gefärbt. Der Verfasser scheint ein guter, gläubiger Katholik zu sein. Nicht einmal eine harmlose altkatholische Anwandlung ist ihm nachzuweisen. Und doch, welcher vernichtende Faustschlag in das Gesicht des Ultramontanismus, welches mächtige Plaidoyer für die Berechtigung des viel verspotteten Kulturkampfes!

Mit großer Kunst hat es der Verfasser verstanden, den an und für sich ziemlich spröden Stoff, der sich mehr für eine polemische Publizistik, als für eine dichterische Darstellung eignet, dramatisch zu beleben, ohne Zuhilfenahme des nächst liegenden Mittels: ohne irgend welchen romanhaften Zusatz von Liebe, Herzenskämpfen, Entsaugung u. Die Thatfachen selbst sind so fesselnd, die Figuren so voller Leben, daß sich diese Geschichte lieft wie der spannendste Roman, oder besser gesagt: wie der Bericht über die interessantesten zeitgenössischen Vorgänge.

Aus der Nacherzählung wird sich das schwer erkennen lassen; gleichwohl möge sie versucht werden. Sie ist vor allem dazu bestimmt, den Leser dieser Blätter auf ein Werk aufmerksam zu machen, das der allgemeinsten Beachtung in vollem Maße würdig erscheint.

Vormières ist ein kleines urkatholisches Nest in Südfrankreich, hart an der spanischen Grenze gelegen. Die Stadt zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile, die durch die Arboise von einander getrennt werden. Alte Brücken verbinden die beiden Stadttheile. Der eine, der das Papierfabrik-Viertel genannt wird, ist eminent industriell. In dem andern, dem Klosterviertel geheiligten, befinden sich zahlreiche fromme Stiftungen, Klöster, das Seminar, der bischöfliche Palast u. dgl. m. Rufin Capdepont ist einer der hervorragendsten Lehrer am Seminar. Er steht dem Bischof, Monseigneur de Roquebrun, in scharfer Opposition gegenüber; denn in diesem haßt er den Usurpator des ihm schon so gut wie gesicherten Bischofsstuhles. Lange Zeit versucht der duldsame und wohlthätige Bischof, der sein ganzes Vermögen für milde Stiftungen hergegeben hat, ein freundschaftliches Verhältnis mit dem intelligenten und leidenschaftlichen Professor am Seminar herzustellen, aber Capdepont tritt ihm bei jeder Gelegenheit entgegen, bereitet ihm überall Schwierigkeiten und läßt ihn nicht einen Augenblick vergessen, daß er in dem Vorgesetzten einen gebornen Feind erblickt. Capdepont hat mächtige Freunde in Paris, die im Geheimen für ihn wirken. Er ist in den Tuilerien gut angeschrieben, und er darf die begründete Hoffnung hegen, bei dem Ableben Roquebruns dessen Nachfolger zu werden. Roquebrun selbst ist ein körperlich gebrochener Greis. Nach einem heftigen Auftritt, den er mit dem rebellischen Professor gehabt, hat ihn ein Schlaganfall getroffen. Er ist noch einmal mit dem Leben davon gekommen, aber die Aerzte hegen die ernsteste Besorgniß, daß der Bischof bald das Zeitliche segnen werde.

Roquebrun selbst macht sich über seinen Zustand keine Illusion. Der Tod kummert ihn weniger als der Gedanke, daß seine Diöcese der Leitung eines so leidenschaftlichen und unberechenbaren Menschen, wie Capdepont es ist, überlassen werden sollte, eines Menschen, der obenein mit freisinnigen gallicanischen Schriften den alten Glauben zu erschüttern sucht und der vielleicht gegen Rom nicht diejenige Conivenz zeigen würde, die ein guter Bischof unter allen Umständen dem heiligen Vater schuldig ist. Der Bischof beschließt daher, die Pläne Capdeponts zu durchkreuzen, und zu diesem Zwecke unternimmt er heimlich, nur von seinem Geheimsecretär, dem sanften, mädchenhaften Abbé Ternisien begleitet, eine Reise nach Paris. Roquebrun will dem Nuntius des heiligen Vaters die Gefahren, welche Capdeponts Ernennung zum Bischof für Rom mit sich bringen würde, auseinandersetzen und hofft mit dessen Hilfe dem Ehrgeize Capdeponts ein Ziel zu setzen, namentlich dann, wenn er im Stande sein würde, gleich seinen geeigneten Nachfolger zu bezeichnen. Zu diesem hat er den jungen Ternisien ausersehen, der in einem italienischen Kloster erzogen ist, und den er selbst aus Rom mit

nach Vormières gebracht hat. Das Reiseziel wird geheim gehalten; die Leute von Vormières erfahren nur, daß Monseigneur Roquebrun nach Lyon gereist sei, um dort mit seinem ehrwürdigen Bruder zu unterhandeln. Aber Capdepont erfährt durch einen Pariser Freund den wahren Aufenthalt des Bischofs, er durchschaut sofort den Zweck der Reise, er rast wie ein wildes Thier und beschließt augenblicklich nach Paris zu reisen, um eine Gegenmine zu legen.

Ehe indessen dieser Plan zur Ausführung gelangt, trifft die Nachricht ein, daß Monseigneur Roquebrun plötzlich gestorben, und daß Capdepont zum Generalvicar des Capitels ernannt ist. Somit ist Capdepont provisorisch zum obersten Geistlichen der Diöcese vorgeückt.

Er hat sein Ziel nahezu erreicht. Nahezu! Aber noch ist ein großer Schritt zu thun, und den ehrgeizigen Priester überfällt eine Todesangst, daß er dabei straucheln werde. Rom hat noch nicht gesprochen! Capdepont weiß, daß er im Vatican nicht gern gesehen ist und fürchtet, daß die Regierung, die sich vorher mit Rom über die Neubesezung des Bischofsstuhles von Vormières benehmen werde, einer discreten Bitte, sich nach einem geeigneteren Candidaten umzusehen, Gehör schenken könne. Da er seiner Sache in Paris ziemlich sicher zu sein glaubt, so handelt es sich jetzt für ihn nur noch darum, von Rom genehmigt zu werden. Mit einer wunderbaren Feinheit schildert Fabre, wie sich der Umschwung in Capdepont vom freigeistigen Gallicaner zum strammen Ultramontanen vollzieht, und wie gleichzeitig die sämtlichen Geistlichen der Diöcese diese Bewegung mitmachen. Jetzt findet man auf einmal aus Capdeponts wissenschaftlichen Schriften die untrüglichen Beweise für seine streng papistische Rechtgläubigkeit heraus, um darzuthun, daß er nie etwas anderes vertheidigt habe, als die Politik des heiligen Stuhles bis zu ihren äußersten Konsequenzen. Es wird eine Adresse an den Papst aufgesetzt, in der die Diöcese ihren innigen Wunsch nach einem so würdigen und so papistischen Bischof, wie Capdepont es ist, zum Ausdruck bringt.

Während das Capitel diese Adresse unterzeichnet, kommt Ternisien mit der Leiche des Bischofs in Vormières an.

Bei dem Anblick des Verhassten, in welchem Capdepont noch immer den gefährlichen Nebenbuhler erblickt, der ihm vielleicht in der letzten Stunde den Rang streitig machen werde, erwacht auf's neue der glühende Haß, den der leidenschaftliche Priester gegen den verstorbenen Bischof im Herzen getragen. Ternisien verlangt eine feierliche Bestattung des von seiner Gemeinde allgemein verehrten Hirten. Capdepont verweigert dies in der wildesten Weise: er beschimpft den Bischof noch im Grabe; er wirft ihm vor, Unfrieden gesäet, die Gemeinde ruiniert, ja sogar unredlich mit den anvertrauten Geldern gewirthschaftet zu haben. Einem solchen Manne werde er nie und nimmermehr die Ehren einer feierlichen Bestattung zu Theil werden lassen.

Der schwache und schlaffe Ternisien weiß keinen Rath. Er kann nur weinen über den geliebten Todten, den ein Fanatiker schmäh; er kann nur beten, daß ein so schlechter Mensch nicht die Erbschaft des guten Bischofs antrete. Einem anderen Priester, dem ehrlichen, thatkräftigen Lavernède, der ebenfalls Professor am Seminar ist, theilt er seinen tiefen Kummer mit.

Lavernède ist empört über die Brutalität und die jeder Niederträchtigkeit fähige Herrschsucht Capdeponts; er feuert den Schwachen an, im Verein mit ihm dem zügellosen Treiben dieses Menschen entgegenzutreten und Capdepont zu trotzen. Sie stehen im Begriff, dem Bruder des Bischofs — dem General Roquebrun, der zur Bestattung seines Bruders mit nach Vormières gekommen ist — Mittheilung von dem Geschehenen zu machen und dadurch die Sache zu einem öffentlichen Scandal zu erweitern, — denn selbstverständlich wird General Roquebrun die Schmach, die Capdepont seinem verstorbenen Bruder antun will, nicht ungesühnt lassen, — als der schlaue Abbé Mical rechtzeitig intervenirt.

Dieser Mical ist eine meisterhaft gezeichnete Figur. Er ist der eigentliche Leiter Capdeponts. Mical verehrt das Genie des Bauernsohnes aus den Pyrenäen, er bewundert die herr-

lichen Gaben, die die Natur diesem verliehen hat, und er weiß, daß dieser Capdepont mit seiner Energie, mit seinem nie zu befriedigenden Ehrgeize zu den höchsten Würden emporsteigen könne, wenn er einen Menschen um sich hat, der ihn vor Ausschweifungen bewahrt, der ihn zur rechten Zeit dämpft, der seine Unbesonnenheiten wieder gut macht. Dieser maßigende Freund will er sein. Er läßt sich von Capdepont mit Worten und auch thätlich mißhandeln, er läßt ruhig über sich die Ausbrüche des heftigsten Zornes ergehen. Er hat seine Aufgabe erkannt, und diese will er erfüllen, mag es ihm auch noch so schwer werden. Diese Aufgabe ist, den Mann der That, Capdepont, weislich zu ergänzen und für ihn zu diplomatisiren.

Dieser Mical kommt nun in dem Augenblick, als Lavernède und Ternisien die feierliche Bestattung des Bischofs wider den Willen Capdeponts durchsetzen wollen. Er überbringt dem Geheimsecretär Ternisien die höflichsten Entschuldigungen des Generalvicars, der leider durch übertriebene Beschäftigungen sich in jüngster Zeit sehr aufgeregt und in einem Anfall nervöser Ueberreizung sich zu Aeußerungen habe hinreißen lassen, die tief bedauerlich wären. Es verstände sich von selbst, daß die Bestattung des ehrwürdigsten Herrn Bischofs mit dem üblichen Pomp begangen werde, und daß noch an demselben Abend um 6 Uhr die feierliche Einholung der Leiche erfolgen solle; der Generalvicar mit sämmtlichen Geistlichen der Diocese werde sich an die Spitze des Zuges stellen.

Der Sarg wird also in feierlicher Ceremonie durch die Stadt getragen; aber auf Befehl Capdeponts lenkt der Zug, der schließlich nur noch aus Geistlichen besteht — denn ein drohendes Ungewitter hat die neugierige Bevölkerung verjagt — in den Hof des bischöflichen Palastes ein. Dort wird der Sarg niedergelegt. Alle Theilnehmer an der Trauerfeierlichkeit ahnen, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereitet.

Die Bischöfe von Normières werden seit Jahrhunderten in der Basilika der Kathedrale beigelegt. Man begreift nicht, daß für diese Beizehung bis jetzt noch keine Vorarbeiten getroffen sind. Capdepont gibt den Leidtragenden bald die gewünschte Erklärung. Er verweigert dem Bischof die Bestattung an der Seite seiner Vorgänger, weil dieser nicht würdig sei, neben den Heiligen zu ruhen. Lavernède springt vor, schlägt das Tuch zurück, das über die Leiche ausgebreitet ist, und versucht, wie einst Marcus Antonius dadurch, daß er den geliebten Todten der Versammlung zeigt, die Ränke des Ehrgeizigen zu vernichten. Capdepont selbst ist von dem Anblick tief ergriffen; seine hagere Gestalt reckt sich empor und er spricht: „Der offene Sarg dieses Bischofs erinnert mich an eines der trübsten und schauerlichsten Ereignisse unserer Kirchengeschichte. Dieses wahrhaft entsetzliche Ereigniß ist das, daß Stephan VI. den Papst Formosus ausgraben ließ und vor ein Concil citirte. Stephan beschuldigte Formosus, den päpstlichen Stuhl auf unrechtmäßige Weise erworben zu haben, und das Concil theilte seine Ansicht. Man hackte dem Leichnam den Kopf ab, schnitt ihm den Finger, auf dem er den Bischofsring getragen hatte, von der Hand und warf die verstümmelte Leiche in die Tiber. Ich, der ich weiß, durch welche niedrigen Umtriebe der Abbe Roquebrun, Canonicus von Arras, es dahin gebracht hat, das Bisthum an sich zu reißen, habe ich nicht das Recht, hier als sein Richter aufzutreten, und wenn man mich darum angeht, seine sterblichen Ueberreste in dem Gewölbe der Kathedrale beizusetzen, habe ich nicht das Recht, ihn in die gemeinsame Grube zu werfen? Hat dieser Mensch nicht diese Schmach verdient?“

„Nein,“ rief der Abbe Ternisien, „man betrügt Sie, ich beschwöre Sie, meine Herren!“

„Wenn Sie uns diesen Sarg rauben,“ rief Lavernède, indem er sich gerade vor Capdepont stellte, „so reißen wir Ihnen denselben aus den Händen, und wir werden ihn bestatten, wir! ohne Sie zu fragen“

„Capdepont antwortete nicht. Er war von dem wahrhaft glänzenden Schauspiel seit einem Augenblick wie geblendet. Er blickte starr auf den eingeschlummerten Bischof, der im ganzen Pomp seines bischöflichen Schmuckes vor ihm lag. Während Lavernède gesprochen hatte, war Capdepont unabsichtlich näher

an die Bahre getreten, um den Schmuck in allen Einzelheiten zu betrachten. Die Mitra, wie schön war sie! Er betrachtete lange Zeit das gebrochene Auge. Und der Krummstab, welcher Glanz! Wie würde er sich darauf stützen; wie würde derselbe sein würdevolles Auftreten erhöhen! Der in das massive Gold des Hirtenringes gefaßte große Amethyst blendete ihn — könnte er diesen glänzenden Ring an seinem Finger tragen! . . .

Er konnte sich nicht mehr beherrschen, und mit einer plötzlichen Bewegung befreite er seinen rechten Arm von den schweren Falten seines Priestermantels, streckte seine fieberheiße Hand scharf wie die Klaue eines Geiers aus und legte sie gewaltsam auf die eisige Hand der Leiche.“

Ein Schauer des Entsetzens und der wilde Ausschrei, daß die Leiche geschändet sei, folgt dieser Scene: Mical bemächtigt sich Capdeponts und entfernt ihn. —

Lavernède will die Sache sofort veröffentlichen, um damit der Candidatur auf das Bisthum den Todesstoß zu versetzen; aber der Prior der Kapuziner widerlegt sich dem; er will nicht, daß die Laienwelt von dem Aergerniß erfahre. Das Ansehen der Kirche geht ihm über alles, und dies Ansehen wird schon dadurch geschädigt, daß man den Weltlichen überhaupt nur die Möglichkeit gewährt, irgend welche Kritik an Vorfällen, die sich innerhalb der geistlichen Kreise vollziehen, zu üben. Er selbst wird das unerhörte Verfahren Capdeponts in Rom denunciren, und damit wird die Sache ihre Erledigung finden, ohne daß die Außenwelt etwas davon zu erfahren braucht.

Zwischen haben sich die drohenden Wolken zusammengeballt, und ein fürchterliches Gewitter bricht los. Dichtropfiger Regen strömt herab; unter Blitz und Donner wird der Sarg aufgehoben und von Kapuzinern und einigen anderen Geistlichen begleitet, nach der Kathedrale hinüber getragen. Die Thüren der Hauptkirche sind verschlossen, und vor der Kirche muß der Zug von Barfüßlern im strömenden Regen des Ungewitters Halt machen. Um den Sarg zu schützen, breiten einige der Geistlichen ihre Mäntel darüber. Lavernède eilt zum ersten Priester der Kathedrale, einem alten, halb kindisch gewordenen, guten, aber gänzlich energielosen Pfaffen, um die Schlüssel der Kathedrale zu holen. Er findet den Priester im Verein mit anderen Geistlichen beim Whist. Der Gegensatz zwischen dieser gemüthlichen Abendgesellschaft bei der traulichen Lampe und dem dramatischen Schauspiele, das er eben gesehen: dem Zug von Mönchen, welche den Sarg ihres Bischofs umfliehen, der nirgend Einlaß findet, während sich ein fürchterliches Ungewitter über sie entladet, — dieser Gegensatz erfüllt Lavernèdes Seele mit unsagbarem Schmerz. Der alte Clamouje — dies ist der Name des ersten Priesters an der Kathedrale — wird durch die Forderung Lavernèdes, ihm die Schlüssel auszuhändigen, in die größte Verlegenheit gesetzt. Er hat seinen früheren Oberhirten von Herzen geliebt und findet die Behandlung, die der Leiche zu Theil wird, empörend; aber er ist Priester, er ist Sakai. Auf Capdeponts Befehl ist die Kirche geschlossen; und Capdepont wird vielleicht morgen sein neuer Oberhirt werden. Er wagt es nicht, den Zorn dieses gewaltsamen Menschen zu reizen. Lavernède muß dem Alten die Schlüssel geradezu entreißen. Die Kathedrale wird geöffnet, und endlich findet die Leiche des Bischofs eine Ruhestätte. In der Nacht wird auf Lavernèdes Befehl die Kirche mit einem riesigen Katafalk versehen, schwarz ausgefächelt und in dem Gewölbe eine Gruft hergestellt. Lavernède, der sich nun doch einmal in offene Revolte zu dem Generalvicar gesetzt hat, ertheilt alle Weisungen und usurpirt alle Rechte, die dem ersten Geistlichen der Diocese zustehen. Der schwache Ternisien leiht ihm nur moralische Unterstützung.

Während der Trauergottesdienst abgehalten wird, wartet Capdepont in fieberhafter Angst auf die Depesche aus Paris, die ihm seine Ernennung zum Bischof mittheilen soll. Der Pariser Freund hat ihm ein nicht allzu beruhigendes Telegramm zugehen lassen: die Sache sei zwar in bester Ordnung; indessen seien doch noch einige Schwierigkeiten zu überwinden; er werde ihm in einigen Stunden das Weitere mittheilen, wenn es erfreulich sei. Die Stunden vergehen, es kommt keine Depesche, und auch Mical

hält die Schlacht für eine verlorene. Er kann sich das getroste Auftreten Lavernèdes, des Freundes Ternisien, nur dadurch erklären, daß Ternisien Nachrichten aus Paris zugegangen sind, die ihm die bischöfliche Würde übertragen. Mical, der sonst so vorsichtige Mical, ist unvorsichtig genug, seine Besorgnisse einem andern Priester mitzuthemen. Wie ein Lauffeuer geht nun die Nachricht von Mund zu Mund, daß Capdepont eine Niederlage erlitten habe, und daß der nächste Bischof von Vormières Ternisien sein werde.

Mit einer wunderbaren Geschwindigkeit lenkt sich alsbald die Sympathie der sämmtlichen Geistlichen auf Ternisien herüber. Er ist der viel geliebte Hirt, den sich die Diözese wünscht, und von dem brutalen, jähzornigen, wild leidenschaftlichen Capdepont wenden sich alle ab. Sein Verfahren der Leiche gegenüber erfährt nun allerseits die schärfste Kritik.

Capdepont selbst hat sich von den Trauerfeierlichkeiten bisher fern gehalten. Endlich erscheint auch er. Demüthig und bußfertig, den Blick zu Boden gesenkt, ganz verwandelt. Das ist nicht mehr der feurige, zügellose Mensch, der gestern ohne Achtung vor dem Todten an dem offenen Sarge Worte der Schmähung über seine schmalen Lippen bringen konnte. Es ist ein zerknirschter, niedergeschmetterter Mensch: dem Tiger sind die Klauen geschnitten, er ist gezähmt. Diese unerwartete Haltung bestärkt die Geistlichen noch mehr in ihrer Vermuthung, daß er von seiner Niederlage in Paris unterrichtet sei. Auf seine freundlichen, entgegenkommenden Worte haben sie nur höhnische und verächtliche Antworten. Er aber verkündet, wie auch für ihn die Zeit der Milde gekommen sei; den alten Adam habe er ausgezogen, und er werde ihn gewißlich nicht wieder anziehen. Er beschuldigt sich selbst, er verurtheilt seine That und ist bußfertig bis zum äußersten. Er wirft sich nieder vor dem Altar und betet, indem er die Blicke gen Himmel richtet: *Cor contritum et humiliatum, Deus, non despicias* — „ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten“. „Für den Bischof von Roquebrun“, sagt er in einem etwas plöblichen Anfall von Pietät und ultramontaner Gesinnung, „war das Schiff Petri, das von Stürmen gepeitschte, gleichbedeutend mit der Kirche selbst. Wir alle haben gesehen, wie er Thränen vergoß, wenn sich inmitten der schmachvollen Vorgänge der zeitgenössischen Politik seiner Seele die Furcht bemächtigte, daß in dem Sturm die heilige Arche, die da trägt die Seele und das Heil der gesammten Menschheit, versinken könnte. Diese heiße Liebe des Bischofs Roquebrun, die nicht die einzige Größe seiner bischöflichen Herrschaft war, wird ein stetes Beispiel bleiben müssen für den Nachfolger, den Gott ihm geben will.“

„Sein Nachfolger! sein Nachfolger!“ rief der Priester Clamouze, der immer muthiger geworden war, „wir kennen ihn, seinen Nachfolger!“

„Möge ihn Gott in Gnaden stärken, seine schwierige Aufgabe christlich zu erfüllen!“

„Gott ist mit ihm, mein verehrter Herr Capdepont, beunruhigen Sie sich nicht,“ und Clamouze ergriff den Arm Ternisien und sagte zu ihm: „Wollen Sie nicht bei mir einen Fingerring nehmen; Sie werden der Stärkung bedürfen?“

„Wenn ich Sie bitten dürfte, einen Augenblick zu verweilen; ich habe Ihnen noch eine Mittheilung zu machen,“ fügte Capdepont milde hinzu; und indem er sich aufrichtete, sprach er langsam und gemessen folgende Worte: „Meine Herren, das zweite Motiv, das mich in die Kathedrale geführt hat, ist, wie das erste, ein Motiv der Buße. Bin ich denn wirklich würdig, das schwierige Amt, zu dem mich Gott berufen hat, zu bekleiden? *Domino non sum dignus!* Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder; — denn unter Euch sind junge Leute, die ich wie ein Vater lieben will, — als ich heute Morgen die Nachricht erhielt, daß ich zum Bischof dieser Diözese ernannt sei, da habe ich nur einen Gedanken fassen können: ich habe meine Sünden beweinen und mich demüthigen wollen am Fuße des Altars.“

„Es lebe unser Bischof!“ rief Mical, und die Versammlung stimmte begeistert in den Ruf ein: „Es lebe unser Bischof!“

Diese clericale Komödie entlockt dem bedeutenden Mical die

Worte, die man als Motto für das ganze Buch hinstellen könnte: „O heilige katholische Kirche! es muß doch wirklich etwas Göttliches in Dir sein, da sogar Deine Priester es noch nicht zu Stande gebracht haben, Dich zu Grunde zu richten!“

Der neue Bischof verschwindet einstweilen von der Oberfläche. Man sagt, er sei krank, er dürfe niemand sprechen. Der Bruder des Abbé Mical, der bedeutendste Arzt von Vormières, hat die strengsten Vorschriften in dieser Beziehung ertheilt.

Lavernède und Ternisien sind außer sich darüber, daß dieser gefährliche und schlechte Mensch sein Ziel erreicht hat. Sie hoffen noch, daß, wenn sie die Wahrheit in Rom zur Sprache bringen, der päpstliche Stuhl die Pariser Wahl nicht bestätigen werde. Ternisien, der in Rom mächtige Freundschaften zählt, beschließt, die Wahrheit dort bekannt zu machen. Er trifft in Rom ein und erwirkt sofort eine Audienz bei seinem Gönner, dem Cardinal Maffei. Aber welche Enttäuschung kommt über ihn, als er sich von der wahren Sachlage überzeugt! Capdepont ist bereits seit langer Zeit in Rom und hat Antonelli und den Papst für sich zu gewinnen gewußt. Der Papst ist entzückt von dem treuen, energischen und hochbegabten Manne, dem in Vormières von widerwilligen Priestern allerhand Widerwärtigkeiten bereitet seien. Da sei namentlich ein Abbé Lavernède, der Alles gekhan habe, um einen öffentlichen Skandal hervorzurufen. Dieser Skandal sei aber durch die Weisheit Capdeponts glücklich vermieden worden.

„Demnach glauben Sie, Monsignore, daß Seine Heiligkeit den Abbé Capdepont präkonisiren wird?“

Der Cardinal stand schnell auf.

„Sie bilden sich vielleicht ein,“ sagte er, „daß, weil in Vormières, einem kleinen Nest am Ende der Welt, einige Priester und Mönche sich die wenig löbliche Genugthuung bereitet haben, die leicht erregbare, ja vielleicht zu erregbare Natur des Abbé Capdepont bis auf's äußerste zu reizen, die heilige Kirche sich der außerordentlichen Vortheile berauben soll, die diese Natur, wenn sie von der Kirche geleitet und gemäßigt wird, ihr zu gewahren im Stande ist? Sie setzen mich durch die Präension der Leute, die Sie hersenden, wahrhaftig in das größte Erstaunen. Die Annahme geht doch über alles Maß hinaus! Seit wann haben denn einfache Geistliche das Recht, sich in die Angelegenheiten zu mischen, deren Erledigung seiner Heiligkeit allein zusteht? Das ist der volle Umsturz aller hierarchischen Ordnung! Wenn Sie da drüben in Frankreich die Revolution lieben, wir Römer hassen sie aus tiefer Seele, und wir wollen hartnäckig bleiben, unbeweglich auf dem Felsen Petri, auf den uns die Hand Gottes gestellt hat. Der Candidat für den bischöflichen Stuhl von Vormières wird die päpstliche Bestätigung erhalten. Abbé Capdepont besitzt eine Eigenschaft, die wir heute für das vornehmste Verdienst eines Geistlichen halten, eine Eigenschaft, auf die die Kirche den größten Werth legen muß in diesen Zeiten, wo die weltliche Gewalt den Gipfel der Annahme, der Verwegenheit, der Schlechtigkeit und Verderbtheit erreicht hat: er ist muthig! Der Abbé Capdepont ist ein Charakter. Der Himmel gebe, daß der Krummstab immer so kräftigen Händen anvertraut werden könne.“

Auf den Entwurf des Abbé Ternisien, daß Capdepont's Ergebenheit für den heiligen Stuhl noch sehr jung und sehr plöblich eingetreten sei, antwortet Maffei: „Sie befinden sich im Irrthum. In Wahrheit ist Capdepont stets unserer Sache ganz ergeben gewesen. Allerdings hat er sich scheinbar dem Pariser Kultusministerium unterworfen; aber in Wirklichkeit war er der Unfrige. Für Rom hat er sich so weit gedemüthigt, sogar kleine Untriebe nicht zu verschmähen, ja sogar — wie soll ich sagen — zu lügen!“

„Zu lügen, Eminenz, zu lügen?“ wiederholte Ternisien in äußerster Entrüstung.

„Nur, was kommt denn auf einmal über Sie? und welchen beschränkten und lächerlichen Sinn legen Sie diesem Worte bei? Ach, man sieht, daß Sie uns seit zwei Jahren verlassen haben; Sie scheinen unsre Sprache gar nicht mehr zu verstehen. Die Kirche lügt niemals, mein lieber Abbé; es ist gar nicht in der

Macht der Kirche, die an sich schon die Wahrheit ist, zu lügen. Aber allerdings hat die Kirche zu allen Zeiten, in denen sie gekämpft hat, — beim Beginne des Christenthums mit den heidnischen Fürsten, im Mittelalter mit den halbbarbarischen Königen und in unserer Zeit mit dem ganzen Weltall, das sich gegen sie verschworen hat, — um ihre göttliche Aufgabe zu erfüllen, beständig der Geschicklichkeit, der Geschmeidigkeit bedurft. Der Abbe Capdepon hat dem Kaiser Napoleon etwas vorliegen müssen; aber ich frage Sie, lügt man, wenn man die Kirche rettet? Lügt man, wenn man alle kleinen Hülfsmittelchen, alle Feinheiten, ja alle Verschlagenheiten verwerthet, um das Reich dessen zu befestigen, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben?"

Mit der Bestätigung Capdepons als Bischof von Vormières schließt das vorletzte Capitel. Das letzte ist nur wenige Seiten lang; es ist eine Nachschrift.

Der Bauernsohn ist Erzbischof geworden und arbeitet augenblicklich an einer Geschichte des Pontificats von Pius IX.; sein Großvicar ist Mical. Capdepon ist der feurigste Streiter für die neuen Dogmen und ist die festeste Stütze des Ultramontanismus. Der Cardinalsstuhl ist ihm gesichert. Und dann? —

Es sind nur wenig geeignete Candidaten für den päpstlichen Stuhl vorhanden. Mical hat seine Mission noch immer nicht erfüllt. Von Zeit zu Zeit raunt er das eine Wort „die Tiara“ in das Ohr des ehrgeizigen Erzbischofs. Dies Wort entzündet auf's neue alle Leidenschaft des rastlosen Strebers. Er hat die höchste Stufe noch nicht erreicht; er hat noch keine Ruhe gefunden; aber — „wer weiß?"

Mit dieser Frage schließt das merkwürdige Buch.

Paul Lindau.

Ueber moderne italienische Kunst.

Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität“.

(Schluß.)

Bisher existirte und erhält sich noch immer, besonders in Rom, auch eine Kleinkunst, *arte per la casa*, eine Kunst für's Haus, wie der Italiener sie nennt, welche glaubte, auch ihr sei es nützlich, sich an die höheren Principien der öffentlichen Kunst anzulehnen. Sie hatte dabei im Auge, was uns die Antike und Renaissance an *arte per la casa* hinterlassen haben, und da sie vermeinte, daß auch die Statue, welche die Nische eines modernen Salons schmückt, oder das Staffeleibild, welches die Eintönigkeit unserer Zimmerwände unterbrechen soll, ihren Zweck besser erfüllen würden, wenn ihnen die Erweckung angenehmer Vorstellungen Aufgabe, und das Einhalten von Maß und Ordnung Mittel sei, so hat sie auch in der That manches Liebenswürdige hervorgebracht. Die Italiener sind uns Deutschen überhaupt in Allem, was Zimmerdecoration anlangt, weitaus überlegen, es haben die Papiertapete und der gemeine Flächenanstrich noch nicht so sehr alle Vorstellung von einer geordneten Eintheilung der vier Wände ausgetilgt wie bei uns. So verlangt man denn auch ganz richtiger Weise von dem einzelnen beweglichen Kunstwerk, welches als Schmuck einen Platz in sonst schmucklosen Räumen angewiesen bekommt, doppelt eine gute und klare architektonische Anordnung in sich selbst. Die Harmonie, die in dieser Beziehung in ihm selber herrscht, wird sich, wie von einem Mittelpunkt aus, der sonst charakterlosen Umgebung mittheilen.

Zu einem gänzlichen Abbrechen mit der Tradition haben sich auch hier erst die Norditaliener aufgeschwungen. Es ist ihnen denn auch gelungen, sich vollständig in die Begriffsverwirrung hineinzuarbeiten, die in unserm Norden schon längst über Aufgabe und Wesen der Kunst herrscht, auch die italienischen Ottocentisten *par excellence* haben gleich den unsrigen gänzlich vergessen, daß mit dem leidenschaftlichen Ueberbordwerfen abgethaner Zeitbegriffe, die nur den Geisteszinhalt der Kunst ausmachen, nichts gethan ist, und daß man den modernen zeitgemäßen Ideen gerade keinen Gefallen thut, wenn man sie so außerordentlich viel schlechter

meißelt und malt als die Vorfahren die ihrigen. Keinen gefährlicheren Ort für ihre alles Vergangene mit ostentabler Verachtung behandelnden Großsprechereien hätte sich aber diese neuere, allein-seligmachende „Richtung“ wählen können als das alte Rom, wo der Contrast mit so vielem Vortrefflichen unvermeidlich ist, und wo die liebe Zeit schon über so manches, was sich unter allen andern Umständen als leidlich gut hätte behaupten können, zu Gericht saß. Ja, es zeugt von großer Kühnheit, die Götter und Heiligen der Antike und die Heiligen der Renaissance einen Saß voll abgethanen Gerümpels nennen, und dann nicht etwa an die Stelle der Gestürzten und Vernichteten, sondern den ruhig weiter Thronenden zur Seite Kunstproducte aufpflanzen, wie die des modernen „Verismus“ sind.

Die Präntion, sogar durch öffentliche Monumentalleistungen alles bis jetzt Dagewesene in Schatten zu stellen, hat denn wohl auch die Veristenpartei — wenigstens in Rom — bald fallen lassen. Gleich zu Anfang ihres Auftretens an diesem Ort hatte sie eine Probe ihrer Fähigkeiten abgelegt, freilich nur bei einer Gelegenheitsaufgabe, bei der festlichen Decoration der Stadt am officiellen Einzugsstage des Königs. Aber das zu Leistende wurde nicht einmal fertig, und was fertig geworden war, stand gar kläglich gegen Aehnliches, an das die Römer von früher her gewöhnt waren, zurück. Die veristische Ausschmückungsphantasie hatte sich zu einem Aufpuß verfliegen, wie wir ihn in Deutschland allenfalls bei Schützen- und Turnfesten sehen können, und die gemalten Bataillen und Staatsactionen nun gar sahen den Aus-hängebildern wandernder Thierbuden weit ähnlicher als irgend etwas Monumentalem. Seit jener Zeit erscholl die Parole denn doppelt kräftig, unsere Zeit sei nun ein für allemal die Epoche der kleinen Kunst.

Unter den Bildhauern der neuern Richtung hat am meisten Namen — und vorläufig mit Recht — Monteverde. Zwar ist sein Columbus nicht mehr als ein süßes, weibliches Costümgürchen, über dessen Formenunterschiedenheit uns der Gedanke nicht hinweghilft, daß der wirkliche jugendliche Columbus, den es darstellen soll, in reiferem Alter America entdeckte und hierdurch, ein Held des Fortschritts, der Civilisation neue Bahnen eröffnen half. Wir sagen es frei, daß den Monteverde'sche Seefahrer gewisse im Vatican und in Neapel gedankenlos weiter lächelnde Burche, jene Faune und Narcisse, obgleich sie in „Gerümpelkammern“ stehen, vorläufig noch weit übersegen, wenn schon ihre Urbilder Träume der künstlerischen Phantasie waren und unseres Wissens gar nichts entdeckt hatten. Und ebenso frei gestehen wir, daß, so lange die plastische Darstellung eines Jenner auf unser ästhetisches Gefühl nicht ebenso wohlthuende Wirkungen äußert als des großen Heilkünstlers Entdeckung auf den Gesundheitszustand unserer Städte, wir ihr auch keinen Rang über irgend einem der wundervollen Heiligen einräumen können, deren — vielleicht sab. thastet — Andenken in so mancher Kirche des Cinquecento verherrlicht ist. Kurz — um unsere bescheidentliche Meinung mit wenigen Worten zu bezeichnen — wir würden den Künstler nicht zur Ausführung eines Project's ermuthigen, welches man, wir wissen nicht ob mit Recht oder mit Unrecht, ihm zuschreibt, und welches in nichts Geringerem als in einer Vorstellung des Genius der modernen (lies „veristischen“) Kunst besteht, der die Trümmer des Apoll von Pelvevere (warum gerade diese?) mit verächtlichem Fußtritte von sich stößt. Aber alles dieses vorausgeschickt, bethätigt Monteverde dennoch vielleicht von allen seinen Richtungsgeossen das meiste plastische Vermögen. Fehlt es auch seinem Formensinn an Wissen und demnach seinen Formen an jener Energie und zugleich Einfachheit, die nur dem Wissen verdankt werden, so geht er doch auf die Grundbedingung aller Plastik los, auf die Realität, die Continuirlichkeit in der Modellirung der Form. Der Künstler vermeidet jene Charlatankünste der modernen Bildhauerei, die bei andern Kräften so sehr im Schwange sind; durch Bohrlöcher und scharfe Ranten erzeugte Schatten und Lichteffecte, und eine gewisse Verblafenheit der Textur, Dinge, die mehr malerischen als plastischen Ansprüchen zu genügen trachten, sind seine Schwäche nicht. Er bildet, rund und continuirlich, die reale Form so gut er sie

versteht und ist mit ehrlichem Fleiße über seiner Arbeit. Und wenn er sich bei diesem Sinne erhält, so mögen wir wohl die Hoffnung wahren, er werde vielleicht später, wenn auch er, was nicht fehlen wird, der Zeiten Undank erntet und wenn er an den Leistungen späterer Nachfolger des Veristenthums erkennt, wohin das Principienreiten führt, zu dem Studium der Alten, mit welchem ja auch wohl seine ersten Lehrjahre ausgefüllt waren, umkehren.

Die Darstellung des Nackten ist die Hauptleidenschaft des Veristenthums nicht. Es ist das fast ein Glück zu nennen, denn wirklich diese nackt ausgezogenen Modell-Stehler und Steherinnen in ihren feinen Stellungen und mit allen ihren „individuellen“ — Gebrechen — gewähren keinen erheiternden Anblick. Besser ist es, der veristische Plastiker charakterisirt mit Bohrlöchern und Rapselstrichen liberale — oder doch für liberal gehaltene — Volksmänner, wie Cola Rienzi, oder läßt an allegorischen Versaglieri, die an glänzend polirten Blutstropfen für's Vaterland verbluten, seine ganze Kraft im Nachmachen grober Hofenstoffe aus. Auch gemusterte Seidenstoffe, in die er Odalisten und Romanheldinnen hüllt, mögen die Mußestunden, die wir dem Kunstverein zollen, mit Belehrung füllen, ja dann selbst, wenn ein nachlässig Wandelnder einmal die Unterschrift jenes in Spitzen gehüllten Figürchens „Modista“ statt „Modestia“ las, so war doch der Eindruck, den er sogar von diesem seinem Irrthume mit nach Hause nahm, noch immer ein erheiternder, und ein wünschenswerthes Ziel der Kunst ward — wenn auch unwillkürlich — erreicht.

Eines aber verdrieße die veristischen Plastiker nicht. Wenn sie glauben, ihre Weise oder der ihr inne wohnende Sinn seien neu, so irren sie. Die Freigebigkeit mit Bohrlöchern, das Rokkettiren mit der Marmortechnik, das Nachahmen von Kleider- und andern Stoffen, das Alles war schon einmal da und zwar besser und mit andern am Ende gar wichtigeren Vorzügen gepaart. Wollen sie sich davon überzeugen, so brauchen sie sich nur in italienischen Villen und Kirchen die Sculpturwerke der Barockzeit anzusehen.

Malt nun die veristische Plastik nach Kräften, so mag ja wohl dagegen die veristische Malerei nach Kräften plasticiren, ja mauern. Einem Delfarbenindustriellen muß das Herz schwellen, wenn er eine Ausstellung solcher kleiner Bildchen besucht und in Gedanken überschlägt, was es erst werden wird, wenn man diese Kunst als monumentale duldet. Würde er gar, daß der factische Ueberfluß, den er hier gewahrt wird, nur die elenden Ueberreste einer weit größeren, wahrhaft sardanapalischen Verschwendung darstelle, deren Spuren das wohlgeschliffene Schabmesser des Veristen längst wieder von den Bildtäfelchen entfernt hatte. Ein französisches Lobhudelexblatt des seligen Spaniers Fortuné — welcher, beiläufig gesagt, der unbestrittene Chorführer des italienischen malerischen Veristenthums gewesen ist — versicherte uns, das „procédé“ oder technische Verfahren des großen Künstlers sei ein sehr complicirtes gewesen. Wie es beschaffen war, können wir noch heute bei allen seinen Nachfolgern studiren. Auf der nicht einmal ganz sorgfältig geglätteten Holztafel beginnt man — ohne allen Untergrund — dick zu malen. Das Getrocknete kratzt man später wieder ab, dann füllt man die leer gebliebenen Zwischenräume gleichfalls dick aus und kratzt später auch von diesen den Farbenüberfluß hinweg. So geht es eine Weile weiter, bis ein zwar nicht ganz ebner und gleichfarbiger, aber ein doch nicht mehr absolut einschließender Delfarbengrund hergestellt ist, und dieses Moment trifft mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem dem Künstler ungefähr klar ward, was er eigentlich darstellen wolle. Mühevoll ist dieses Verfahren, und es ist daher doppelt zu entschuldigen, wenn des Künstlers zeichnender Wille manchmal an den vielen kleinen zähen Delfarbenerhöhungen hängen bleibt; denken wir uns nur den Fall, es nehme ein Augapfel auf einer Erhöhung Platz, während sich die Thränenrinne in einer Vertiefung anstiebele, und das Alles in so kleinem Maßstabe. Auch das wird sich von selbst verstehen, daß der harmonisch graue Ton oder die durchsichtige Klarheit etwa der kleinen Niederländer einem solchen Procédé gegenüber zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Der veristischen Malerschaft Richtungslosigkeit vorwerfen, heiße den höchsten Mangel an — Platzkenntniß verrathen, die Waare ist eine internationale und der internationalen Geschmackrichtungen sind gar viele. Hauptrichtungen — in Rom wenigstens — gab es neuerdings zwei, die eine ging auf die Darstellung jener sabellischen Bauernschaft aus, welche man ihrer Fußbekleidung halber das Ciociarenthum nennt, die andere griff in's vergangene Jahrhundert zurück und malte „Contini“ — Herren und Damen in Popskostüm. Man wird die Wahl dieses Letzteren etwas entlegenen und genauerer Beobachtung sich entziehenden Stoffes von Seiten gerade der Veristen, der Wahrheitsmaler, auffallen finden, allein man bedenkt alsdann nicht, daß ein gewisser Costümverleiher Gasbarra Popskostüme und sogar echte in reicher Auswahl besitzt, und daß dieselben allen Gliederpuppen passen, welche gleichfalls bei Gasbarra leihweise zu haben sind. Und damit die Continimaler den Ciociaristen durch diesen Vortheil nicht den Vorrang abgewinnen, finden die Letzteren auf der spanischen Treppe eine ganze Schaar wohlaufgeputzter, nagelneuer Ciociarenmodelle, welche dort unter der Führung des lang- und weißbärtigen padre eterno, ihres Ältesten, ein gedeihliches Sungenleben führen.

Goupil und Keutlinger heißen die beiden Mäcene, welche die römische Kunst in diese beiden Hauptrichtungen lenkten: Sie sind Concurrenten und daher war stets die jeweilig von dem einen veranlaßte Strömung die regelrechte Gegenströmung des andern. Erschienen die Mäcene — oder ihre Agenten — im Herbst auf dem Plage und Goupil gab als Figurino für die Saison — so nennt man hier das Modejournal — Ciociarenkostüme aus, so bestellte Keutlinger sicherlich Contini und umgekehrt. Dem Gasbarra und dem padre eterno war das einerlei, nur die Veristen kamen manchmal mit dem in's Gedränge, was sie im Jahre zuvor als die einzig wahre Richtung verfochten hatten. Denn wie wohl Goupil und Keutlinger häufig ihren Figurino vertauschten, so waren doch einem jeden von ihnen gewisse Künstlernamen lieb geworden, die er nicht gerne dem Concurrenten abtrat, und so kam es denn oft, das der J., der im verfloffenen Jahr Contini und Keutlinger verfocht und den C. wegen seines Ciociaren- und Goupilgeschmackes verdammt, im laufenden Jahre selbst Ciociaren verfochten mußte. Hätten denn nicht der J. und der C. zur Beruhigung ihres Künstlergewissens der eine immer Ciociaren und der andere Contini malen können, um sie freundschaftlich je nach Bedarf, und wenn ihre Abnehmer doch mit Gewalt Richtung wechseln wollten, einander abzutauschen? Es ist anzunehmen, daß, wenn sie auf diesen Einfall kämen, weder der Goupil noch der Keutlinger im Stande wären, den unschuldigen Betrug zu merken. So führt jedes ernste, gewissenhafte Bestreben seine Leiden mit sich, und auch die dritte Hauptrichtung der malerischen Veristenthums, die vornehme Beduinenpartei — vornehm, weil man, um zu ihr zu gehören, ein näherer Bekannter Fortunés sein mußte, der echte Beduinenkostüme besaß — wird jetzt, nachdem Fortuné starb, einen schweren Stand haben.

Die Schilderung eines solchen Veristenateliers — das auf's erschreckendste einer wirklichen Gerümpelkammer gleicht — dürfen wir dem Leser ersparen, dieser verstand ohnedies schon längst, daß das Gebaren der italienischen Künstler dieser Gattung nicht sei, als das genaue Spiegelbild verwandter Richtungen, die in Deutschland und überall ihr Wesen treiben. Der italienischen Regierung mag es als ein schwer verzeihliches Versehen angerechnet werden, daß sie aus rein politischen Parteirücksichten — denn Regungen für die Kunst sind bei ihr nicht wahrnehmbar — die Erziehung der künstlerischen Jugend in Rom in die Hände von Vertretern dieses Veristenthums legte, ja daß sie, um dies zu können, eigens eine neue Schule gründete. Was dabei herauskommen wird, wird sich bald zeigen, doch trüftet die Freunde der Kunst die Hoffnung, daß auch dieser Irrthum durch die nicht hinwegzudisputirende Lehre, welche der Anblick der Alten gewährt, unschätzlich gemacht werde, wie so mancher andre vor ihm. Wenn es aber je ein Räthsel war, wie so manche schöne Kunst und Geschicklichkeit, die doch einmal im Besiz der Menschen war, gänzlich aus dem Vermögen derselben verschwinden konnte, der kann

hier mit eignen Augen sehen, wie solches vor sich geht. Ein Wissen und eine Geschicklichkeit braucht nur von einer Generation nicht mehr geübt zu werden, so sind sie bis zum gänzlichen Neuerwerb verloren. Den jungen Schülern des Verismus wird schon ein gänzlich unbekanntes Gebiet sein, was die Lehrer ihrer Lehrer noch mit Geläufigkeit übten.

Das Veristenthum ist, wie schon gesagt, keine einheimische Pflanze in Italien, auch wird es hier von ziemlich so vielen Ausländern geübt als von Eingebornen. Americaner, Franzosen und Spanier, Engländer, Russen, Deutsche und Schweizer haben hier veristifische Ateliers aufgeschlagen. Dies Vordringen in das Land der classischen Kunst mag von der ganzen Partei mit Befriedigung betrachtet werden, aber die so angefeindete hat einen Modus empfindlicher Revanche gefunden, der dem weichen, nachgiebigen und listigen Charakter des Italieners sehr plaussibel ist. Es hat sich unter der Abnahme wachsender Kenneraugen ein Brigantenthum des Classicismus gebildet, das auf seine Weise einen Machtkrieg gegen die fremden Eindringlinge führt, wir meinen jene sich täglich mehrende Schaar von Bildersälzern, welche dem Fremdling, der uns das eheliche Studium der alten Meister als einen Irrthum vordemonstrirt, ihr Nachwerk als echtes altes Gut mit Hohn und Spott aufzuhängen weiß. Die Schleichwege dieser Gaunerthätigkeit sind mannichfache und versteckte, und jeder thue die Augen auf. Selbst die geweihte Stätte des Vaticanus heut gegen den Verkauf nicht infallibler Heiliger keine Sicherheit. Und hiermit wären wir denn wohl im untersten Geschoß der Richtungen, die die Kunst eines Volkes gehen kann, angelangt.

Ein Gründer unter den Naturforschern.

Von Carus Sterne.

I.

Unter den Menschenwürdigungen von Theophrast und Labruyere würde man vergeblich nach dem Charakterbilde einer Menschenklasse suchen, die es in der neuesten Zeit zu einer ungeheuren Unpopularität gebracht hat, nämlich nach demjenigen des gemeinen Gründers (Fundator vulgaris). Man darf aber daraus nicht etwa schließen, daß erst die Dummen in Deutschland diese Species entdeckt hätten, denn gebuldige Schäfslein, die sich, ohne viel mit den Beinen zu strampeln, scheeren ließen, gab es seit Anbeginn der Gesellschaft. Bevor Cain die erste Gründung auf Erden — bekanntlich das Städtchen Hanoch — unternahm, zog er seinem lieben Bruder Abel das Fell über die Ohren, und als Romulus den Sitz der größten Gründerhierarchie, die jemals die Welt geschunden hat, gründete, machte er es ebenso. Welche Reihe von Schwindelgrößen von jenem Propheten Alexander an, dessen Thaten uns Lukian so sarkastisch liebevoll geschildert, bis zu dem Großcophta Cagliostro, dem selbst ein Goethe den Hohn seiner Bewunderung nicht versagen konnte! Und Wolfgang hatte Recht, denn ein Gründer ist unter allen Umständen eine interessante Figur und unter Tausenden hat wohl kaum einer das Zeug dazu, ein namhafter Gründer zu werden. Denn es gehört angebornes, segnetes Genie zum Gründen und weder der goldbekreuzten Stiefmutter der Dachauer Bank, noch dem ausgegründeten Wohlthäter der Berliner Armen wird man dieses weltberachtende Genie aberkennen dürfen, ohne sich selbst für noch dümmere und kurzfristiger zu erklären, als man sich schon bewiesen hat. Und waren ein Scribe und Vater Dumas, diese literarischen Gründer erster Größe, nicht in ihren besondern Fächern wirkliche Feldherren, obgleich ihre Dramen und Romane gar häufig von dem französischen Rechtsfuge, nach welchem die Erforschung der Vaterthätigkeit untersucht ist, profitirten, und sie gar manchen poetisch vielleicht begabteren Handlanger ausnützten, dessen Arbeiten sie für den Geschmack des Publicums zurecht schnitten und mit ihrer Firma in Goldlettern auf den Markt brachten? Es ist das organisatorische Geschick, die Menschenkenntniß und der allumfassende Blick, welche dazu gehören, um mit Erfolg

Anderer für sich arbeiten zu lassen, Eigenschaften, die wir um so mehr bewundern dürfen, als sie sich nicht selten mit einer wirklichen geistigen Ueberlegenheit paaren. Es ist also nicht schlecht hin im wegwerfenden Sinne gemeint, wenn wir im Folgenden versuchen, dem Leser einen Gründer im großen Stile vorzuführen, der lange nicht so gekannt ist, als er es verdient. Louis Agassiz nämlich, der sich überdem kürzlich auf zwei Reisen in die Erinnerung der Welt zurückgerufen hat, erweist dadurch, daß er sich ihr im December 1873 für immer empfohlen, und als Erbschaft zweitens ein posthumes Werk vermacht hat, welches, wenn man den Aeußerungen einer neuerdings sehr bedrängten Partei glauben will, der größte Schatz wäre, den ein Naturforscher überhaupt der Welt hinterlassen konnte*.

Bei der Todesnachricht vor zwei Jahren haben die Nekrologisten der gesammten Welt, diesmal in seltener Harmonie mit ihren von Amtswegen bestellten Collegen, durch mächtige Posanunstöße verkündet, der größte Zoologe, vergleichende Anatom und Entwicklungsforscher der Neuzeit, der wahre Erbe von Aristoteles und Cuvier, der Schöpfer der vergleichenden Paläontologie und Ergründer der nunmehr so berühmt gewordenen Eiszeit, der würdigste Gegner Darwins und mithin der Retter der Gesellschaft, sei leider mit Agassiz, dem großen Agassiz, begraben worden. In der Perspective auf das frühe Grab, welches sich über einen, keineswegs unverdienten, Gelehrten und Forscher geschlossen, zu einer Zeit, in welcher sich das Nil nisi bene mit aller Gewalt geltend macht, war gegen diese oratorischen Kränze und Palmenzweige nichts zu erwidern. Wenn aber jetzt der deutsche Herausgeber eines, einer sehr bescheidenen Vorrede bedürftigen Testaments in einen ähnlichen Ton verfällt, so ist dagegen nachdrücklich zu protestiren, denn die Rückseite der Ruhmesmedaille will auch gesehen werden und die Wahrheit verlangt ihre unveräußerlichen Rechte.

Sobald die gläubige Welt erfahren hatte, daß in dem Nachlasse des frommen Zoologen ein angefangenes Werk über den Schöpfungsplan gefunden worden sei, harret man mit Recht sehr erwartungsvoll, was Seine Allwissenheit, der „berühmteste Gegner Darwins“ über die geheimsten Absichten und Pläne des Schöpfers offenbaren würde. Die Schöpfungsgläubigen sind in jüngster Zeit bekanntlich hart belagert worden, und wenn man die Unterhandlungen, welche Mikattholiken (Prof. Micheli) und Protestantens-Bereiner (Stadtvicar Hasenklever) allmählich mit Darwin anknüpfen, beachtet, so scheint die Uebergabe der heiligen Stadt nicht mehr allzu weit entfernt zu sein. Die Einwohner befinden sich in ähnlich verzweifelter Lage, wie diejenigen einer andern „heiligen Stadt“ vor fünf Jahren. Alles blickte damals vertrauensvoll auf Trochu, der sich darauf beschränkte, zu behaupten, er „habe seinen Plan“, und der Chorus wiederholte dann wie bei Agassiz: Il a son plan, il a son plan! Trochu hat seinen Plan klug für sich behalten, und diesen schlauen Feldherrnstreich scheint sich Agassiz gemerkt zu haben, denn während er früher mancherlei über seine Ansichten vom Schöpfungswerke verklauten gelassen, hat er in diesem der „Schöpfungsplan“ betitelten Buche gar nichts von seinen tiefinnigen Gedanken über diesen Gegenstand zum Besten gegeben. Das Büchlein handelt von allem Möglichen, von der Weisheit des Aristoteles, der viel, viel klüger gewesen sei als die modernen Naturforscher, von der Flugheit der Vienen, und namentlich von den sehr verschiedenen Arten und Formen, in denen die Eier gelegt werden, nur vom Schöpfungsplan handelt es nicht, auf ihn kommt der Verfasser nur vorübergehend in der ersten Zeile (des Titelblatts) und in den zehn letzten Zeilen des Buches zu sprechen, weil er sich zu lange bei den Eiern aufgehalten hat, und die Schöpfung nur bei den Indiern aus einem Ei hervorging, hier aber zu jenen ungelegten Eiern gehört, um die sich der Leser nicht zu kümmern hat.

Was nun das lange, beinahe die Hälfte des ganzen Buches

* Der Schöpfungsplan. Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren. Deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeführt von C. G. Siebel. Leipzig 1875, Quandt & Händel.

in Anspruch nehmende *Cia Bopeia* betrifft, so hat dieses den Schmaus einleitende Rührei offenbar den Zweck, jenen alten, grundsätzlichen, längst von allen Naturforschern aufgegebenen Satz, daß alles Leben vom Ei komme (*Omne vivum ex ovo*) noch einmal aufzuwärmen. Agassiz, dessen ganzes Forschen und Wissen einer längst vergangenen Erdepöche angehört, hat keine Ahnung davon, daß eine große Anzahl thierischer wie pflanzlicher Wesen niemals durch einen Eizustand hindurchgeht, daß aber grade diese Wesen zweifellos die Anfangsstufen des Lebens darstellen, daß man die Naturgeschichte deshalb heute nicht mehr, wie ein gründlicher Dichter den trojanischen Krieg, ab ovo beginnen kann, da das Ei als besondere Lebensphase erst höhern Lebewesen angehört. Agassiz, der von der Freiheit der Philosophen Gebrauch macht, die Welt so zu schaffen, wie sie ihm gefällt, hat sein Leben lang die ganze große Abtheilung der eierlosen Urthiere ignoriert, weil sie eben in seinen Plan nicht paßt; er hätte ihre ihm unbequeme Existenz am liebsten ganz weggeleugnet, während die neuere Forschung seit Haeckels bahnbrechenden Arbeiten grade ihrem Studium die größten Fortschritte verdankt.

Wir fragen vergeblich, was eigentlich die Absicht dieser großen Eier-Kazzia, bei welcher einfache Zellen, Kletterlarven und Darmlarven, Fischrogen und Vogeleier Alle in einen Topf geschlagen werden, gewesen sein mag? Eine grundlegende Bedeutung mußte den Eiern in der Fortsetzung gesichert sein, sonst würde mit ihnen nicht der Anfang gemacht worden sein. Wahrscheinlich sollte demnächst das tiefsinnige Problem vor dem Leser auftauchen, ob die Henne oder das Ei früher gewesen sei, und ohne Zweifel zu Gunsten des letzteren entschieden werden. Da auch Prof. Micheli's den Demiurgos als den „Mutterstich“ der Natur enträthelt hat, so fürchten wir ernstlich, Agassiz würde, wenn er sein Werk vollendet hätte, die Welt mit der Entdeckung überrascht haben, alle Wesen seien in der Form von Eiern und Samen gelegt worden, um sich auf das bloße Werdel des Demiurgos aus ursprünglicher Gleichheit, das eine zu einem Fisch, das andere zu einem Vogel u. s. w. zu entwickeln. Einige halb verdorbene Eier und Samen fielen dabei jedenfalls in die Hände Beelzebubs, der flugs Schlangen und andre Ungeziefer, Messeln u. s. w. daraus hervorzuberte. Je unbestrittener alle Göttervorstellungen Anthropomorphismen sind, für um so sicherer halte ich meinen Schluß, daß aus dem über dem Schöpfungsplan brütenden Agassiz am Ende ein brütender Demiurgos hervorgegangen sein würde.

Weiterhin verbreitet sich Agassiz eingehend über den Zellenbau der Bienen, aber von dem Zellenbau der organischen Wesen, von den ersten Fundamenten seiner Wissenschaft sagt er kein Wort, und thut wohl daran, denn es ist bekannt, daß er dafür nie das geringste Verständniß besessen hat. Der Rest des Buches bemüht sich die zurückgeliebene Wissenschaft des Verfassers fast geflüstert zur Schau zu stellen. Während fast alle neueren Zoologen Pflanzenthiere und Strahlthiere für ebenso verschiedene Thierstämme, wie Insecten und Wirbelthiere ansehen, sieht Agassiz immer noch auf dem Standpunkte, den die Wissenschaft vor einem halben Jahrhundert einnahm; Quallen und Seeesterne gehören bei ihm zu demselben Typus, und die Frösche rechnet er zu den Reptilien. Mitunter treibt er es so arg, daß der Leser sich fragt, ob er zum Besten gehalten werden soll, und ob nicht vielleicht der Verfasser in Ausübung der einem Gründer ziemenden kopftischen Weisheit:

Thöricht auf Bestung der Thoren zu harren!
Kinder der Weisheit, so habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört —

begriffen sei? Ein solcher Verdacht muß besonders beim Studium der fünften Vorlesung auftauchen. Der einzige Grundgedanke, welcher die verschiedenen Capitel des Buches zusammenhält, ist derjenige: die Arten der Thiere und Pflanzen sind nicht, wie Darwin vorgibt, veränderlich, sondern als verkörperte Ideen Gottes so unabänderlich, wie die fixe Idee eines Menschen, dem sein Verstand stille gestanden ist. Im Leben zufällig ermordene Eigenschaften könne kein Wesen auf seine Nachkommen vererben.

Nebenbei wird uns dann in aller Unschuld erzählt, wie „mein Freund Brown-Séguard, der bisher mehr Experimente mit Thieren angestellt hat als irgend ein anderer Sterblicher“, gefunden habe, daß sogar die Folgen gewisser chirurgischer Operationen fast ausnahmslos erblich seien. Wer von diesen Dingen überzeugt ist, wie es doch der Verfasser vorgibt, und dann noch gegen Darwins Ansichten von der Vererbungsfähigkeit langsam erworbener Abänderungen polemisiert, der hat nur die Wahl zwischen vier Kategorien, unter die wir ihn rechnen können: Idiot, Schwäger, Feuchler oder Spötter. Mir scheint, Agassiz zwinkert mit dieser Berufung auf seine Freunde allen denkenden Lesern die Frage zu: Sind die Narren, denen auch hierbei die Augen nicht aufgehen, etwas Anderes werth als genarrt zu werden?

Es ist eine schwere Wahl, entweder für beschränkt oder für unredlich genommen zu werden, und die Meisten greifen, wenn sie vor eine solche Alternative gestellt werden zu dem letzteren Prädicat. Allein wenn der Mensch seinen Nächsten beurtheilt, soll er es umgekehrt machen und ihn lieber für beschränkt als für schlecht halten. Und warum sollten wir die in Agassiz' Werken zu Tage tretende Beschränktheit nicht für aufrichtig halten? Niemals in seinem Leben hat er Proben seines besondern Scharfsinnes gegeben. Das Wissen und Können eines Gründers, als welchen sich uns Agassiz entpuppen wird, braucht ebenso wenig wirklich vorhanden zu sein, als anderswo die auf dem Papier figurirende Zahlungsfähigkeit; seine Wissenschaft besteht vielmehr darin, die Welt lange Jahre hindurch in dem Glauben an dieselbe erhalten zu können, und daß Agassiz fünfzig Jahre hindurch nicht nur wie Hans Nord den Janhagel von der Straße, sondern die Leute mit den Mikroskopen und Fernröhren an seine Unwissenheit Glauben gemacht hat, beweist eben die Kraft seines Genies.

Es würde weit über unser Ziel gehen, beweisen zu wollen, daß Agassiz niemals etwas Reelles gewußt oder geleistet hätte. Um Credit zu erlangen und eine ruhmreiche Firma darauf zu begründen, muß überall ein gewisser Fonds vorhanden sein, und Agassiz besaß diesen Fonds so gut wie Dumas, Scribe, oder Quistorp. Er hatte denselben erworben, indem er sich früh auf eine Specialität, die seiner Zeit noch wenig bearbeiteten Fische, geworfen. Ein allerdings ungewöhnliches Glück begünstigte den jungen Anfänger bei dieser Berufswahl. Dadurch, daß von Martius ihm die reiche aus Brasilien mitgebrachte Fischsammlung seines früh verstorbenen Reisegefährten von Spix, die mehr als hundert neue Arten enthielt, zur Bearbeitung und Benennung überließ, geschah ihm wie einem jungen Geschäftsmann, dem plötzlich große Lieferungen zufallen; Agassiz wurde in einem Alter von wenig über zwanzig Jahren eine Autorität im Reiche der Stummen. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und die Fischhistorie lag damals noch so sehr im Argen, daß er, als er mit den Brasilianern fertig war, seine beschuppten Landsleute vornehmen mußte.

Seine Menschen- und Geschäftskennntniß führten ihm dazumal in seinem Landsmann Carl Vogt einen Mitarbeiter zu, der nicht bloß, wie er selbst, vorzugsweise beschreibender und classificirender Naturforscher war, sondern sehen und denken gelernt hatte, der die Entwicklungsgeschichte der Fische selbstständig zu beobachten begann, dieselbe musterergütlich bearbeitete und eine Menge neuer Thatfachen dabei entdeckte. Da diese Entdeckungen sozusagen unter seinen Augen, in seinem Auftrag und auf seine Rechnung und Gefahr gemacht wurden, so lebte sich Agassiz in den Gedanken ein, er selbst habe eigentlich diese Entdeckungen zur Embryologie der Fische gemacht, als dieselben ansingen sehr wichtig für die Schöpfungsfrage zu werden.

Von den Fischen ging Agassiz zur Bearbeitung der Stachelhäuter oder Strahlthiere über, und hier waren es hauptsächlich Desor und Valentin, welche die Arbeit leisteten, mit der Agassiz als Besteller und Chef des Unternehmens prunkte, obwohl, wie bereits erwähnt, seine Kenntniß dieser Thiere nicht einmal so weit geht, ihre vollkommene Unähnlichkeit mit den Pflanzenthieren einzusehen. Agassiz mußte übrigens seine Leute zu nehmen, und während er den Brausekopf Carl Vogt äußerst

vorsichtig und behutsam behandelte und sich nur ganz allmählich wie Münchhausens Wolf in das Sattelzeug seines Pferdes, in dessen Entdeckerruhm, stahl, glaubte er es mit Desfor und andern Mitarbeitern leichter nehmen zu dürfen, so daß diese schließlich sehr energisch ihr Eigenthum reclamiren mußten. Agassiz war nicht so höflich, wie Mirza-Schaffy, einzugestehen:

Du bist der Erzeuger des Kindes, ich thue ihm blos das Gewand an, sondern er schwieg stille und mehrte seinen Ruhm auf Kosten stiller Mitarbeiter indessen emsig weiter.

Er war indessen Professor der Zoologie an dem prächtigen Gymnasium in Neuenburg geworden und trat unaufgefordert die Ruhmeserbenschaft des damals (1833) verstorbenen Cuvier an, indem er sich nun auch auf das Studium der fossilen Fische, Strahlthiere und Weichthiere warf. In diesen vergleichenden Arbeiten über die fossilen Thiere liegt sein eigentliches Verdienst um die Naturkunde, welches ihm keineswegs streitig gemacht werden soll. Nur darf nicht vergessen werden, daß, wenn seine classificirenden Feststellungen, so weit sie den Boden der Thatfachen nicht verlassen, schätzenswerth bleiben, die darüber hinausgehenden Schlüsse sich doch größtentheils als werthlos erwiesen. Er stand auf den Schultern Cuviers, ohne dadurch größer geworden zu sein. Vielmehr trat er ängstlich in die Fußtapfen desselben, verharrte bei dessen Ansichten von der Unveränderlichkeit der Arten und hielt, nachdem Hüll die Welt längst eines Bessern belehrt hatte, starr an der Urbäter Ansicht von den gewaltthätigen Erdrevolutionen, wiederholten Zerstörungen des Lebens und Neuschöpfungen fest.

Als sich dazumal Agassiz im aufsteigenden Knoten seiner Ruhmesbahn befand, machte eine Entdeckung großes Aufsehen, welche sein specieller Landsmann, der Salinendirector Charpentier, zuerst genauer begründet hatte, die Erkenntniß nämlich, daß die Schweizer Gletscher ehemals eine sehr viel größere Ausdehnung gehabt haben mußten als heutzutage, was im Uebrigen nach Charpentiers offener Erklärung damals eine bereits den Gensjägern und andern gewöhnlichen Leuten, die in der Natur verkehren, geläufige Anschauung war, ehe die Gelehrten davon Notiz nahmen. Agassiz besaß in Karl Schimper einen Freund, der „Naturforscher und Poet dazu“ war, und nach dem ersten Bekanntwerden jener Ansichten in seiner Phantasie die Gletscherperiode der Schweiz als bald zu einer allgemeinen Eiszeit ausmalte, die ganz Europa, ja vielleicht die ganze Welt überfallen hätte: Im Jahre 1836 waren Agassiz und Schimper gemeinschaftlich in dem gastfreien Hause Charpentiers eingekehrt, hatten von dessen Beobachtungen genauere Kenntniß genommen, und bald darauf besang Schimper die „Eiszeit“ in einem an großartigen Naturschilderungen reichen Gedichte. Mag nun Schimper jene Verallgemeinerung, wie er zu behaupten pflegte, wirklich eher geahnt haben als Charpentier oder nicht, gewiß ist, daß der schlaue Agassiz sehr bald ihren Streit schlichtete, indem er den Bankapsel nahm und in seiner eigenen Tasche verschwinden ließ. Was wollte der stille, sanfte Schimper, der so glücklich gewesen war auch die wunderbare Gesehmäßigkeit der Blattvertheilung am Pflanzenstengel zu entdecken, dagegen sagen? Er hatte eine Idee gehabt, und ein Andre hat sie bennigt, nun das geschieht alle Tage, und hier blieb der Ruhm ja obendrein in der Freundschaft.

Mit der industriellen Mühigkeit, welche Agassiz' ganze Laufbahn auszeichnet, gründete er dazumalen auf dem Ober-Margletscher jene Höhle, welche den bezeichnenden Namen Hôtel des Neuchâtelois erhielt, weil Agassiz es verstand, die berühmtesten Physiker und Geologen der Zeit: C. Vogt, Desfor, Coulon, Bourtalas, Wild, Nikolet, Keller, Collomb, Guhot, Escher von der Linth u. s. w. als Gäste dort hineinzulocken. Indem er die Fremdenbücher dieses Hôtels, d. h. die Niederschriften der Beobachtungen seiner verschiedenen Besucher und gelehrten Gäste, was er selbst gesehen und von andern gehört, wie immer unter seinem Namen oder unter seiner Firma veröffentlichte, adoptirte er die Gletscher- und Eiszeit als seines Geistes Kind. Wir verkennen die Verdienstlichkeit seiner Gründung jenes Hôtel Neuenburg ebensowenig, wie die des Kaiserhofs und

der Passage in Berlin, die ebenfalls auf anderer Leute Unkosten geschah, wenn wir die landläufige Redensart, Agassiz sei der Begründer der Eiszeit und Gletscherwissenschaft, auf ihre wahre Veranlassung zurückführen. Agassiz' Vorstellungen über die Bewegung der Gletscher und andres, was damit Bezug hat, waren völlig irrig.

Damals als Agassiz im Zenithe seines Gründerruhmes stand, mochte er fühlen, daß sich die Firma in Europa nicht mehr lange halten lasse, daß in Nordamerica dagegen ein günstigeres Feld für dergleichen Reclamewissenschaft, besonders wenn sie sich in religiösen Nimbus zu hüllen versteht, gegeben sein dürfte, er nahm die erste Gelegenheit, die sich darbot, wahr, und siedelte 1846 dorthin über, um als Professor der Zoologie am Harvard-College zu Newcambridge zu wirken. Auch hat der Erfolg vollständig die Richtigkeit seiner neuen Speculation bewiesen. Mit ungechwächten Kräften setzte er dort sein altes Raubsystem, die Kunst aus andrer Leute Taschen oder vielmehr Köpfen aufzuwandern zu machen, fort. Er gründete bald hernach eine große Actiengesellschaft für Naturgeschichte der Vereinigten Staaten, bei welcher James Clark, David Weinland, Sourel und Andere die Arbeit leisteten, während Agassiz als Generaldirector das und den Verdienst einstrich. Auch hier trieb er es derartig, daß einzelne der Ausgebeuteten, namentlich Clark, öffentlich gegen das ihnen von dem frommen Manne gethane Unrecht protestiren mußten. Der Mantel der Liebe deckte Alles zu, und in America darf sich ein ausgelehneter Tartüffe — man denke nur an den Tilton-Beecher-Skandal — noch viel mehr erlauben als bei uns. Davon im nächsten Artikel Weiteres.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelmstadt.

Das neueste Schauspiel Siegmund Schlessingers „Das Trauerspiel eines Kindes“ hat bei uns nicht die freundliche Aufnahme gefunden, die ihm am Hofburgtheater in Wien zu Theil geworden ist. Darüber kann sich niemand mehr wundern. Wir erleben es jährlich so und so oft, daß ein Stück, welches an der Spree gefällt, an der Donau schroff abgewiesen wird, und umgekehrt. Es sind besondere dramatische Glücksfäden, denen hüben und drüben ein gleich freundlicher Empfang bereitet wird. Der vollständige Erfolg in Wien wird den geistreichen und feinfühligsten S. Schlessinger für den unvollständigen in Berlin entschädigen.

Wenn auch der Werth eines Stückes durch einen localen Erfolg oder Mißerfolg nicht beeinflusst wird, so schreibt der Kritiker unwillkürlich unter dem Einflusse des Erfolgs oder Mißerfolgs. Und so kann das in der Öffentlichkeit ausgesprochene Urtheil durch den rein zufälligen Umstand bedingt werden, ob man das Stück gerade in Berlin oder in Wien gesehen hat. Wer selbst unter solchen leidigen Zufälligkeiten zu leiden hat, wird einem Socius malorum gegenüber die größte Vorsicht zu üben sich zur Pflicht machen.

Ein Verdienst aber wird dem Verfasser des „Trauerspiel eines Kindes“ unbedingt zugestanden werden müssen, nämlich das: der Darstellerin der „Kindes“-Rolle die Gelegenheit geboten zu haben, ihr schauspielerisches Talent zu entfalten. Diese Hedwig kann uns zum Lachen bringen und uns Thränen entlocken, sie kann uns rühren und ergreifen. Und wenn eine Künstlerin wie Frau Niemann die Hedwig spielt, so kommt die Wirkung, die in dieser dankbaren, mit reizendsten Einzelheiten ausgestatteten Rolle liegt, voll und ganz zur Geltung. Frau Niemann hat mit der Rolle der Hedwig die Schaar der entzückenden kleinen Mädchen, die das Repertoire dieser hervorragenden Künstlerin bilden, um eines der entzückendsten vermehrt. „Ohne Frau Niemann wäre das Stück undenkbar,“ sagen die Besucher des Schauspielhauses. Das ist denn doch

nicht ganz richtig; die Thatsache, daß das „Trauerspiel eines Kindes“ in Wien mit Frau Antonie Janisch den vollsten Erfolg davon getragen hat, beweist sogar das Gegenteil.

Es wiederholt sich hier die alte Geschichte, daß man dem Schauspieler allein gibt, was doch mindestens zum Theil des Dichters ist. Die Phrase, die wir so oft wiederholen hören, daß nur die „vorzügliche Darstellung“ dieses oder jenes Stück vor dem schmachvollen Untergange gerettet habe, schließt immer trotz der unverbindlichen Form ein wirkliches Compliment für den Verfasser in sich. Wenn die Darstellung überhaupt „reiten“ kann, so muß doch wohl der Dichter das Material dazu geboten haben; sonst bleiben alle Rettungsversuche vergeblich. Und wer da mit verächtlichen Nachsätzen als etwas ganz Nebensächliches sagt, das Stück enthalte „dankbare Rollen“, wenn es auch sonst nicht viel werth sei, der beweist eben, daß er vom Theater herzlich wenig versteht. Wer „dankbare Rollen“ zu schreiben vermag, besitzt gerade die Begabung zur Bühnenschriftstellerei.

Saube hat in seiner Geschichte des Wiener Stadttheaters die Frage „Dichter und Schauspieler“ sehr eingehend und sehr verständlich besprochen. Er führt bitte Beschwerde über das Unrecht, das dem Dichter gewöhnlich von der öffentlichen Meinung zugefügt wird, er mißbilligt es, daß der Dichter zurücktreten muß vor dem Schauspieler, der eine gute Rolle spielt. „Der Schauspieler erntet da jegliches Lob, des Dichters wird gar nicht gedacht. Als ob der beste Schauspieler eine gute Wirkung machen könnte, wenn ihm die vom Dichter gegebene Situation und Rede nicht wirksame Gelegenheit bietet, insbesondere die Situation, welche ja nur der Dichter schafft.“ Uebrigens wollen wir noch ausdrücklich anerkennen, daß die Aufführung an der hiesigen Bühne eine wirklich vorzügliche war.

Eine zweite Novität des Schauspielhauses war „Der Besuch im Carcer“ von Ernst Eckstein. Die Humoreske ist zuerst in den „Fliegenden Blättern“ erschienen, dann als Buchausgabe und hat da eine große Ausbreitung gefunden; endlich hat sie Eckstein dramatisirt. Nicht zu ihrem Vortheil, wie wir glauben. Die einzige That für die Bühne, die harmlose Liebesgeschichte zwischen dem Secundaner und der Tochter des Bedells erscheint zum mindesten entbehrlich. Die Kritik ist an diesen harmlosen Spaß, wie ich glaube, mit zu ernsthafter Miene herangetreten. Wir wollen alle unangenehmen Fragen bei Seite lassen; wir wollen also nicht fragen, welche Berechtigung das kleine Stück auf der Hofbühne hat, noch weniger haben wir Lust, den ausgelassenen Scherz auf seine pädagogische Wirkung hin zu prüfen. Wenn wir den allerbescheidensten Standpunkt einnehmen, den gewiß auch der Dichter selbst einnimmt, und uns um nichts anderes bekümmern, als darum, ob wir während der zwanzig Minuten bisweilen herzlich gelacht haben, so werden wir zu einem günstigeren und dem Verfasser angenehmeren Resultat kommen als viele unserer Herren Kollegen. Daß die Humoreske nicht für die Bühne berechnet ist, erkennt man auf den ersten Blick; zur Bühnennöglichkeit des kleinen Dinges, das keinen andern Anspruch erheben will als lustig zu sein, hat der große Apparat der Dreitheilung der Scene angewandt werden müssen.

Aber ein Bedenken haben wir doch zu äußern. Der Director fragt einen Schüler: „Was verstecken Sie da?“ Der Schüler sucht eine beliebige Ausrede, der Director confiscirt das Corpus delicti — es ist ein Buch — und er liest den Titel: „Stimmungsbilder aus dem Gymnasium.“ Humoresken von Ernst Eckstein. „Sie könnten auch etwas Besseres thun,“ fügt er hinzu. Mit dieser Art für seine eigenen Schriften im Stücke Propaganda zu machen, können wir uns durchaus nicht einverstanden erklären. Der Director hätte noch hinzufügen sollen: „sechste Auflage, Preis 1 Mark, Verlag der Expedition des allgemeinen literarischen Wochenberichts in Leipzig“, um die Sache perfect zu machen. Allerdings kann Eckstein sich darauf berufen, daß Mozart im „Don Juan“ seine „Hochzeit des Figaro“ citirt und daß Molière im „Misanthrop“ Reclame für die „Schule der Männer“ macht *). Aber Mozart und Molière durften sich eben Freiheiten gestatten, die sich Unserer nicht nehmen darf. Die Humoreske, die am ersten Abend sehr beifällig aufgenommen wurde, fand bei der Vorstellung, der wir beiwohnten, ein kritisches und nicht ganz so lustiges Publicum.

Salingré hat mit seiner neuesten Posse, die im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater allabendlich vor ausverkauftem Hause gegeben wird

*) Les deux frères que peint l'École des maris

Dont

Alceste.

Mon Dieu! laissons là vos comparaisons fades.

— „Die Reise um Berlin in 80 Stunden“ — einen vollkommenen Erfolg errungen. Es ist ein ganz gelungener Einfall, die Jules Verne'sche „Reise um die Welt“ auf locale Verhältnisse zu reduciren. Salingré hat diesen Einfall mit Geschick verwertet. Die Couplets sind nicht gerade hervorragend, aber wenigstens eines derselben erregt große Heiterkeit. Vor allem macht es den Zuschauern Spaß, den „Fingel-Fangel“ hier unter den anständigen Bedingungen eines komfortablen Theaters, in dem nicht geraucht wird, in einer naturgetreuen Copie kennen zu lernen. „Da bleibt kein Auge trocken!“ sagt der glückliche Besitzer des Theaters, A. Hofmann. Die einen amüfren sich darüber, die Copie mit dem ihnen wohl bekannten Originalen zu vergleichen; schwächere Naturen, die sich sonst nicht an solche Localitäten heranwagen, haben hier das große Vergnügen, mit dem Unerlaubten in erlaubter Weise Bekanntschaft zu machen. Das Café américain mit den flammenden Drillingen, dem einsaitigen Instrument und den falschen Tirolern würde schon zur Erklärung des Erfolges ausreichen. Dazu kommen noch zahlreiche Scherze der bekannten Gattung, die man verpönt, wenn sie da sind, und vermißt, wenn sie fehlen, über die man sich köstlich amüfirt und bei denen man „au“ schreit, eine lebendige, ausgelassene Darstellung durch die vorzüglichen Künstler des Theaters, eine prächtige Ausstattung — was brauchen wir weiter nach den Motiven der beifälligen Aufnahme zu forschen?

Zum Besten der Unterstützungscasse des Vereins „Berliner Presse“ wurde am vergangenen Sonnabend Carl Werners (Murad Effendi) „Mirabeau“ im National-Theater aufgeführt. Das Haus war gut besetzt.

F. L.

Professor Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie“.

Am 29. Januar hat Herr Professor Spitta für den wissenschaftlichen Verein eine Vorlesung in der Singakademie gehalten „Ueber die Entwicklung der Symphonie“. Wohl selten wurde einem Vortrage mit so hochgepannter Erwartung entgegengesehen, wie diesem. Herr Professor Spitta hat durch seine Biographie Joh. Seb. Bachs — von welcher der erste Band erschienen ist — einen großen wohlverdienten Ruf und wohl auch die Berufung an die hiesige Universität als Professor der Musikgeschichte und Literatur erhalten. Die Biographie wird der Verfasser dieses Artikels einmal später besprechen, in einer vergleichenden Studie über die verschiedenen Künstler-Biographien (Händel von Chrysander, Mozart von Jahn, Haydn von Pohl u. c.); hier sei nur bemerkt, daß in dem Werke über Bach das bibliographische als solches unschätzbaren Werth bietet, während das aesthetische, namentlich in der Analyse des wohltemperirten Claviers vielfach zu bestreiten wäre*), das bestimmt dem Werke nichts von seinem Werthe, es bleibt ein Musterwerk gründlichster und gewissenhaftester Forschung.

Was nun die Vorlesung betrifft, so hätte sie ihrem Inhalte nach heißen müssen: „Ueber die Vorgänger (oder Vorläufer) der Symphonie“, nicht aber „Ueber die Entwicklung“. Denn factisch wo die Entwicklung beginnt, da endete der Vortrag. Der Redner entfaltete einen erstaunlichen Reichthum musikalischer Bibliographie, er bewies mit historischen Jahreszahlen (deren er wenigstens 30 angab), wie schon die Instrumentalmusik des sechzehnten Jahrhunderts die ersten Keime enthielt, aus welchen nach und nach die Sonate und die Symphonie entstanden. Immer wieder kehrte er zu den alten Italienern zurück, zu den berühmten Violinisten, welche in ihren Sonaten und Concerten den Grund gelegt haben zu der Entwicklung der Instrumentalmusik. So gelangte er denn zu Scarlatti, um 5 Minuten vor 6, eine Viertelstunde vor Ende der

*) Derartige rein individuelle Anschauungen sind bei den Beurtheilungen Bachs jetzt schon ebenso oft zu finden, als bei den Analysen Beethoven'scher Werke; ist es doch dem viel belobten und auch verdienstlichen Herrn von Bruyl in seiner „Technischen und Aesthetischen Analyse des wohltemperirten Claviers“ passiert, daß er vom Dmoll-Präludium des zweiten Heftes bemerkt „wie charakteristisch der Pralltriller ist, er trägt nicht wenig dazu bei, der Composition einen so grellen, resoluten Charakter zu geben,“ während der Pralltriller gar nicht von Bach, sondern von Czerny herrührt, dessen Ausgabe — anstatt der authentischen — Herr von Bruyl bei seinen Analysen benutzte!

Vorlesung. Dann kam er — ohne vermittelnden Uebergang — auf Haydn und auf dessen liebliche heitere Melodie, auf seine volkstümliche Behandlung des Menuettes zu sprechen, dann auf Beethoven, der das Menuett zum Scherzo umwandelte, und in seinen musikalischen Ideen die schmerzlichen Gesühle, den inneren Zwiepakt wiedergab. Was der Vortragende von Mozart überhaupt sagte, würde kaum den Raum weniger gedruckter Zeilen füllen; dann — mit einem Male — schloß er mit der Bemerkung, daß eine Prüfung der neueren Entwicklung wohl zu weit führen würde und auch nicht in der Aufgabe seines Vortrages liege.

Der Verfasser dieser Besprechung hat vor Jahren Vorstudien zu einer Geschichte der symphonischen Formen gemacht, wie dieselben sich aus der Instrumentalmusik vom Anfange des verflohenen Jahrhunderts bis zu Mendelssohn und Schumann entwickelt haben. Die Forderungen des Tages gewährten ihm nicht die Muße und Ruhe zur gründlichen Ausarbeitung, und Oberflächliches wollte er gar nicht beginnen. Gerade von einem Manne wie Prof. Spitta, der über ein so reiches und gründliches gelehrtes Wissen gebietet, und es einem Zwecke allein widmen kann, durfte Anregung und Belehrung nach dieser Seite erwartet werden. Einige kurze Andeutungen werden genügen, um darzulegen, was ein Vortrag „über Entwicklung der Symphonie“ wohl in sein Bereich ziehen mußte.

So lange der gebundene Stil, die contrapunctische Schreibart vorherrschte, war die thematische Entwicklung an enge Formen gebunden; es gab überhaupt nur ein Thema und das wurde durchgeführt. Deshalb stehen wir auch staunend und anbetend vor Seb. Bach, der in so beschränkter Form und mit dem Clavier seiner Zeit so wunderbar schöne Tondichtungen schaffen konnte, wie die Allemande in der d-dur-„Partita“, wie die Sarabande in der großen g-moll-Suite, wie die hehre Toccata in der e-moll-Partita, in denen bereits Alles zu finden ist, was erst die neuere Tonkunst mit ihren entwickelten Mitteln zu Tage gefördert hat. — Als nach Ph. Emm. Bach der freiere Stil immer weiteren Boden gewann, da traten auch in der thematischen Entwicklung Haupt- und Nebensätze, Mittelsätze und Gegenätze auf. Sie sind in Haydns Symphonien nicht immer scharf gezeichnet; sie stehen manchmal in einander, auch nimmt er hie und da noch den Hauptsatz und läßt ihn bloß in der Dominante wieder als Mittelsatz erklingen. Der rhythmische Bau der Perioden ist noch nicht festgestellt, Haydn läßt einmal 3 Tacte und dann 2, dann wieder einmal 3 oder 4, die aber immer einen zusammenhängenden Satz bilden, auf einander folgen. Dafür — und darin liegt das Geheimniß seiner fesselnden Wirkung — sind seine Compositionen durchwegs ganz einheitlich, kein Tact, der nicht direct organisch mit dem Ganzen zusammenhinge. In den Symphonien und Quartetten des göttlichen Mozart tritt uns überall ein fest gegliederter Periodenbau entgegen; nicht immer sind die Perioden aus dem Hauptgedanken entstanden, öfters erscheinen Südenbüßer, eingeschachtelte Sätze, die ebenso gut in einer ganz anderen Composition Platz finden könnten, die eben nicht im organischen Zusammenhange mit der stehen, in welcher sie erklingen. Auch gewinnt das Adagio erst bei Mozart die Bedeutung des großen symphonischen Satzes. Aber überall ist das herrlichste Ebenmaß des Baues zu bewundern und überall zeichnen sich Mittelthematika von den andern scharf ab. Bei Beethoven herrscht vollständige Vereinigung des Periodenbaues mit der thematischen organischen Entwicklung. Seine riesenhafte Gestaltungskraft reißt oft einen Tact aus dem Hauptthema und schmiedet am Schlusse des Satzes ein neues Werk, einen Schlüssel, der ungeahnte Regionen erschließt. — Zu einer Schilderung der allmählichen Bildung der Formen und Ideen, der thematischen organischen Entwicklung, der Rhythmik und des Dynamischen war Keiner mehr berufen, als Professor Spitta, der Mann grundgelehrten, concentrirten Wissens in der Musikgeschichte; Keiner konnte auch das Publicum besser belehren, und diesem liegen die Symphonien der Großmeister jedenfalls viel näher als Corellische und Divantische Concerte. Was Prof. Spitta gab, war gewiß sehr dankenswerth, entsprach aber nicht dem Titel seines Vortrages. Er bot überreiche historische Thatsachen vergangener Zeiten, belehrte jedoch nicht „über die Entwicklung der Symphonie“.

J. Ehrlich.

Notizen.

Während die Reichstagssession ihrem Ende entgegengeht, kommt die gesellschaftliche Winteraction nur langsam vorwärts. Raouts, Bälle, Theater und Soupers sollen heuer an Glanz und Fülle ihren Vorgängern in früheren Jahren einigermaßen nachstreben. Als neulich ein gastfreundlicher Einwohner eine Anzahl junger Paare aus den höheren Ständen zu einem Tanzvergnügen versammelt hatte, gestanden die Damen, daß dies in diesem Winter ihr erster Ball wäre. Handschuhmacher, Blumenverkäufer, Modisten und Damen Schneider ergehen sich in lebhaften Klagen über die stille Zeit. Die Gründe dieser Stille sind mannsacher Natur und lassen sich nicht im Handumdrehen erschöpfen. Wer auf die allgemeine Geschäftsfrage und Finanzklemme hinweist, umgeht nur das Problem und bleibt die Antwort schuldig, warum wir gerade in Deutschland knapp gehalten sind, während andere Länder um uns her offenbar prosperiren. Gewisse liebenswürdige Gegner machen es sich freilich mit der Sache leicht und schieben alle ungünstigen Erscheinungen in Handel und Verkehr dem Liberalismus sriischweg in die Schuhe. Vielleicht haben sie auch Recht und wer weiß, was Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Freihandel und ähnliche schöne Dinge verschuldet haben. Ob die Franzosen beispielsweise besser und billiger als wir arbeiten, könnte uns gleichgültig sein, wenn wir durch hohe Bölle geschützt wären. Auch unsere Handwerker würden weniger am Hungertuch nagen, beständen noch die Zünfte nebst angemessener Beschränkung des Ehebündnisses und allerlei genirender Folgen. Wir sollten wirklich in uns gehen, so lange es noch Zeit ist, und einmal versuchen, ob wir nicht aus dem Gerümpel vergangener Decennien einige heilsame Institutionen wieder zusammenlesen könnten. Kirchlicher Mysticismus und Prügelstrafen mögen nachhelfen, daß Zucht und Sitte wieder in die deutschen Gauen einkehren. Man würde über Einzwängung des öffentlichen Geistes, Rückschritt und dergleichen natürlich Forderungen zu hören bekommen. Aber die Schreiber sollten erst angeben, welche Vortheile Volkserunterricht, Licht und Luft uns eingebracht haben. Selbst an den projectirten Reichs-Eisenbahnen könnte man vielleicht nach näherer Erwägung irre werden. Allerdings beschrieb neulich ein Reisender, der von Hannover nach Hamburg fuhr, in lehrreicher Weise, wie in Harburg für eine Strecke von fünfzehn Minuten eine neue Locomotive angehängt wurde und ein neues Zuggersonal erschien, weil die betreffende Gesellschaft sich mit der hannoverschen Staatsbahn nicht einigen konnte. Die Mehrkosten dieser bewundernswürthen Einrichtung betragen aber nur beiläufig 75 bis 90,000 Mark für das Jahr und an etwaige Verschätungen, die daraus entstehen könnten, sind wir ja sattiam gewöhnt. Das Alles fällt wenig in's Gewicht, angesichts der interessanten Mannichfaltigkeit und der guten Tradition, die damit erhalten wird. Wie die Dinge jetzt liegen, können wir anderen Nationen gegenüber auf unser Eisenbahnchaos uns wirklich etwas einbilden, und ein gesunder Chauvinismus besteht bekanntlich gerade darin, daß man zu Hause besondere Eigenthümlichkeiten aufrechthält, auch wenn sie hundertmal als schädlich erwiesen sind. Nicht umsonst blicken wir gelegentlich vornehm, beziehungsweise geringschätzig auf die übrigen Völkerschaften herab. Eine Berliner Zeitung meldete neulich, in England wären bei den Festen, wo gebort wird, zwei Drittel der Theilnehmer und Zuschauer berauscht. Londoner Blätter haben sich über diese Beschreibung sehr amüßirt. Was den Americanern nach der Katastrophe von Bremerhaven insinuiert wurde, ist in guter Erinnerung. Die Bürger der Vereinigten Staaten sind ohnehin ein etwas zu stolzes Volk, und es ist gut, daß man ihnen vorkommenden Falles die Meinung sage. Es geht so weit, daß sie sich zuweilen über ihr eigenes Selbstbewußtsein moquiren. Ein americanischer Schriftsteller erzählt, wie ein Landsmann, der im Congreß über irgend eine geringfügige Angelegenheit eine fulminante Rede gehalten hatte und stets mehrere Exemplare davon in der Tasche trug, auf einem Dampfschiff einem Engländer begegnete, ihm nach kurzem Gespräch sein Opus anbot und, mit der Faust darauf schlagend, ausrief: Was wird die Königin Victoria dazu sagen! In dem Streit mit Spanien wegen Cubas machen die Yankee es nicht viel anders, mancherlei Humbug ist dabei im Spiel. Man darf ohnehin als ein öffentliches Geheimniß ansehen, daß die zweibis dreitausend aufständischen Neger auf Cuba von den Spaniern längst zu Paaren getrieben wären, würde die Insurrection nicht durch americanische Freiwillige genährt. Wer die americanischen Depeschen über

Cuba aufmerksam liest, wird unwillkürlich an jenen Wucherer in einem Landstädtchen erinnert, der bei Lebzeiten die Einwohnerschaft nebst Umgegend ausgefogen hatte. Als er zu sterben kam, errichtete er ein Hospital für Arme, und es wurde ihm das Epitaph gesetzt: Hier ruht Herr X., der für seine Armen väterlich gesorgt hat! Im Uebrigen ist Grants Wunsch, ewiger Präsident zu bleiben und sich durch eine auswärtige Verwicklung zu conserviren, eben so begreiflich, wie die Verwunderung der europäischen Regierungen, daß sie ihm durch die nachgesuchte Unterstützung Spaniens gegenüber dazu verhelfen sollen.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Es ist gewiß kein angenehmes Gefühl, es mit einer geheimnißvollen Schiffler zu thun zu haben, hinter der sich möglicher Weise eine wissenschaftliche Größe birgt, aber der Verfasser des Aufsatzes „Olympia“ sagt ja selbst, man dürfe einige Schattenseiten im Interesse der Wahrheit nicht verschweigen, und so werde denn auch ich mich mit einigen Schattenseiten besagten Aufsatzes beschäftigen, natürlich ebenfalls im Interesse der Wahrheit.

Herr D—I erwähnt einen in Olympia aufgefundenen Fußboden, „welcher offenbar aus späterer römischer und byzantinischer Zeit herrührt, denn es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß Olympia wenigstens bis Justinian in Ehren gehalten und conservirt wurde“. Daß die nächsten Umwohner noch später eine Art von olympischer Feier begingen, ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern gewiß, denn Justinian mußte die Theateraufführungen in Olympia ausdrücklich untersagen. Die *παρυρως τῶν Ὀλυμπιάδων* aber hatte schon 394 n. Chr. aufgehört, und wer dann noch in byzantinischer Zeit Olympia conservirt und dort Mosaikfußböden gelegt haben soll, ist unerfindlich. Masioli, Gizevich und die Avarer haben sich zwar mehrfach im Peloponnes aufgehalten (396, 457—468, 589 n. Chr.), aber nach beglaubigten Nachrichten fehlte es ihnen zur Conservirung von Kunstdenkmälern an der nöthigen Vorbildung.

Die Olympiadenrechnung hat nach Herrn D—I die Berechnung der Zeit nach der Amtsdauer der Magistratspersonen verdrängt, weil „diese Spiele für das Culturleben der Griechen von großer Bedeutung wurden“. Pardon! Die ganze Olympiadenrechnung ist bei dem Mangel einer einheitlichen Zeitbestimmung nichts als ein historischer Nothbehelf, den zuerst Thukydides in Anwendung brachte (Thuk. 3, 8, 5, 49). Den Athenern und Spartanern war und blieb es sehr gleichgültig, daß Timäus und die alexandrinischen Professoren ihre Thaten nach Olympiaden aufzählten, sie rechneten ruhig nach Archonten und Ephoren weiter, denn „die Gewohnheit nennt er seine Amme“.

Unter den olympischen Wettkämpfen kennt Herr D—I auch musikalische und dichterische, „welche in der Regel den Schluß bildeten“. Diese Regel hat so viel Ausnahmen, daß ich kein einziges Beispiel Ihrer Anwendung finde. Es kam wohl vor, daß ein Schriftsteller in seiner Vaterfreude die Gelegenheit benutzte, einem geehrten in Olympia versammelten Publico das jüngste Kind seiner Muse zu produciren, aber das war kein *ἀγών*, zu dem bekanntlich wenigstens zwei gehören, sondern eine *ἐκδοσις*, die mit den Spielen gar nichts zu thun hatte (Bauh. 6, 23, 7). Und nun erst die olympischen Vocal- und Instrumentalconcerte! Mir erscheint es als mindestens sehr fragwürdiger musikalischer Genuß, den geräuschvollen Anstrengungen der *κρηones* (Ausrufer) und *σαλμοροι* (Trompeter) beiwohnen zu müssen, die sich um den Vorzug der ausgiebigsten Stimm- und Athmungsorgane und um die daraus resultirende Ehre bewarben, die Sieger ausrufen, resp. ausposaunen zu dürfen (*σαλμορὴ* ist nämlich ein gerades posaunenähnliches Instrument, keine „Muscheltrumpete“ schol. Ven. V ad Hom. II. XVIII, 219). Allerdings geruhte einmal Seine verrückte Majestät, der Kaiser Nero, in Olympia als Kitharöde aufzutreten, aber das war so sehr praeter consuetudinem, daß es an den Vorkehrungen zu einem dergleichen *ἀγών* gänzlich fehlte (Sueton, Nero 23. Philostr. 5, 2).

Es wäre mein innigster Wunsch, Herrn D—I einmal als Kämpfer im Pankratium bewundern zu dürfen, wo er jedenfalls seinen Gegner besiegen würde, ohne „seinen Leib zu umklammern und fest zu halten“. Daß die Griechen sich nicht bis zu dieser Höhe der Gymnastik verstiegen und sich bei jener „Zusammenziehung des Ringens und des Faustkampfes“ sans gêne umklammerten und festhielten, ist bei Lucian de gym. § 31 und Philostr. II, 6 zu lesen.

Auch vom Diskuswurf hat der Verfasser des Artikels Olympia eine irrige Vorstellung. Das „Rollen“ des Diskus ließ die Preisrichter durchaus kalt, sie beachteten einzig und allein den Punkt, wo die im Bogen geschleuderte Erzscheibe zuerst die Erde berührt hatte (*ἐν πρώτῃ παραποσῇ*) Claudian II, 20, 359. Ovid Metam. X, 186.

Einen ganz unverantwortlichen Mangel an Galanterie bekundet Herr D—I dadurch, daß er das schöne Geschlecht von den olympischen Spielen gänzlich ausgeschlossen wissen will. Diese Grausamkeit brachten nur die Eleaten über's Herz, die nicht mit den Priesterinnen, wohl aber mit der Priesterin der Demeter eine Ausnahme machten. Verheiratete Frauen durften sich an der Procession und dem edlen Sport der Pferde- und Wagenrennen nicht nur passiv, sondern sogar activ betheiligen (Paus. 3, 8, 1. 3, 17, 6. 5, 8, 11. Plutarch Ages. 20. Boeckh corp. inscr. n. 1591). Als Zuschauerinnen bei den gymnastischen Spielen durbete man nur Jungfrauen (Paus. 5, 6, 17. 4, 20, 9. schol. Pind. Ol. VII p. 158 ed. Boeckh. Aelian V. H. 10, 1 *παρθένους δὲ οὐκ ἐκγονοῖ θεᾶσθαι*), eine Bestimmung, die uns durchaus verkehrt erscheint, über deren Grund sich aber Herr D—I mit den dorischen Hellenen auseinandersetzen mag.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Bekrönung der Sieger keineswegs „im Tempel des Zeus“, sondern mitten im Stadion erfolgte, wo die Kränze auf einem kunstvollen, von Kolozes angefertigten Tische lagen. Paus. 5, 20, 1. 2, 12, 5. Plin. H. N. 16, 4 p. 3.

All diese Unrichtigkeiten hätte ich gar nicht erwähnt, wenn der Verfasser des Artikels Olympia sich die Mühe gegeben hätte, dem Leser ein phantastisches, lebendiges Bild der olympischen Spiele zu entwerfen. Eine Arbeit aber, die aus trockenen doctrinären Notizen besteht, wird sich wohl einige thatsächliche Berichtigungen gefallen lassen müssen.

Mit der Bitte, in diesem meinem Schreiben nur einen Beweis meines aufrichtigen Interesses für die Tendenz Ihres geschätzten Blattes sehen zu wollen

Hochachtungsvoll

Berlin, den 29. Januar 1876.

Georg Malzkowsky.

* * *

Briefkasten der Redaction.

Herrn Ernst B. in München. Ja, wir bringen über das 100jährige Jubiläum des Hofburgtheaters einen Aufsatz (von G. Richter) in Nr. 7. Warum wir nicht, wie andere Blätter, ein Verzeichniß der Artikel veröffentlichen, die erscheinen sollen? Wir haben es selten gethan, doch wenn es Sie interessiert, so theilen wir Ihnen mit, daß folgende Beiträge in der nächsten Zeit publicirt werden.

Karl Blind, Der Suez-Kanal in alter und neuer Zeit.

Robert Hamerling, Ueber den Pessimismus im Stadium der Lobsucht.

Herrn Dingg, Poesele im Handel.

Baumeister Ebe, Der Organismus einer Weltstadt.

Richard Reuter, England und sein Heer.

Ludwig Noiré, Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie.

Julius Beyer, Polarausrüstungen.

Iwan Turgénjew, Eine Novelle.

M. Lazarus, Eine Reihe Artikel aus der Psychologie.

Karl Bartsch, Goethes Drama „Der Falke“.

Außerdem werden die neuesten Romane von Frenzel, Gottschall, Wächert und L. Kompert besprochen werden.

Inserate.

Volkswirtschaftliche Schriften

von

H. V. von Unruh,Mitglied des deutschen Reichstages,
aus demVerlag von **Georg Stilke** in Berlin.Vor Kurzem erschien und ist durch alle
Buchhandlungen zu haben:

Volkswirtschaftlicher Katechismus.

Ein Abc- und Lesebuch

für

Volkswirthe u. solche, die es werden wollen,
von**H. V. von Unruh.**Inhalt: Von den Zellen. — Von den Vor-
theilen und Nachtheilen der Fabrik-Indu-
strie und den Schutzzöllen. — Von der
volkswirtschaftlichen Theorie und Praxis
und der Handelsbilanz. — Von den Han-
delsverträgen.

4 1/2 Bogen. 8. Geheftet. — Preis: 1 M.

Die volkswirtschaftliche Reaction.

Von

H. V. von Unruh.Inhalt: 1. Volkswirtschaftliche Bildung
und Zollexperimente. — 2. Volkswirth-
schaftliche Erfahrungen. — 3. Volkswirth-
schaftliche Theorien und Parteien. — 4. Der
Nutzen der Industrie.

3 1/2 Bogen. 8. Geheftet. — Preis: 75 S.

Eeben erschien:

Hans und Grete.

Schauspiel in 5 Acten

von

Friedrich Spielhagen.Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Gold-
schnitt 4 M. 25 S.

Ultimo.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.Vierte Auflage. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.
Verlag von **L. Staackmann** in Leipzig.

Freisinnige Ansichten

der

Volkswirtschaft u. des Staats.

Von

Georg Hirth.3. Aufl. 27 Bogen. kl. 8. Preis 4 M., geb. 5 M.
Verlag von **G. Hirth** in Leipzig.Im Verlage des Unterzeichneten ist er-
schienen und durch alle Buchhandlungen zu
beziehen:

Theater von Hugo Bürger

(Der Frauenadvocat, Lustspiel in 3 Acten
— Die Modelle des Sheridan, Lustspiel
in 4 Acten).1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 M. 50 S.,
in Leinwandband m. Goldschn. 6 M.
Berlin.**Leo Liepmannssohn.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Neue Verlagswerke

der

H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

vom Jahr 1875.

— In allen Buchhandlungen zu haben. —

II. Jurisprudenz und Staatswissenschaft etc.

Bruns, Dr. G., Prof. in Berlin, Fontes juris romani antiqui. Editio tertia auctori emen-**dator. gr. 8. broch. 6 M.****Schäffle, Dr. A. G. F., I. I. Minister a. D., Bau und Leben des socialen Körpers. Ency-**
clopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Ge-
sellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirtschaft als socialen Stoffwechsel. I. Band.
Allgem. Theil. gr. 8. 56 Bgn. 14 M.

Der II. Band, Specieeller Theil, erscheint binnen Jahresfrist.

Roth, Dr. Paul von, Prof. in München, Bayrisches Civilrecht. Dritter Theil. — XVI und**851 Seiten. Reg. 88 Seiten. gr. 8. broch. 18 M.**Inhalt: III. Buch. Regalien und dingliche Gewerbsrechte. IV. Buch. Erbrecht. I. Alphabetisches Sachregister.
II. Systemat. Register der Particularrechte zu Theil I—III.

Erster Theil. — XVI und 546 Seiten. gr. 8. broch. 10 M. 50 S.

Zweiter Theil. — XVI und 604 Seiten. gr. 8. broch. 12 M.

Zeitschrift für Kirchenrecht. Unter Mitwirkung von Dr. E. R. Bierling, Dr. E. Herr-**mann, Dr. P. Hinschius, Dr. B. Hübler, Dr. F. Maassen, Dr. O. Mejer, Dr. A. v.**
Scheurl, Dr. J. F. v. Schulte, Dr. H. Wasserschleben u. A. herausgegeben von Prof.
Dr. Richard Dove in Göttingen und Prof. Dr. Emil Friedberg zu Leipzig. XIII. Bd.
1.—2. Heft. pro Bd. v. 4 Heften. gr. 8. broch. 9 M. — Heft 3 u. 4 erscheinen demnächst.**Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. In Verbindung mit Prof. G. Hansen,****Prof. Helfferich, R. v. Mohl, Prof. Roscher, Dr. F. Hack und den Mitgliedern der**
staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, v. Weber, Schönberg, Jolly, heraus-
gegeben von Dr. A. E. F. Schäffle und Prof. Dr. Fricker. 31. Bd. Jahrgang 1875.
compl. gr. 8. 14 M.

Dieselbe, 32. Bd., 1. Heft, erschien soeben.

III. Vermischtes.

Candidatenfahrten. Aus den Papieren eines schwäbischen Pfarrers. 1 M. 50 S.**Dieterich, Dr. K., Philosophie und Naturwissenschaft, ihr Bündniß und die monistische****Weltanschauung. broch. 1 M. 60 S.****Kern, Dr. Th. v., weil. Prof. in Freiburg i. B., Geschichtliche Vorträge u. Aufsätze. eleg. broch. 4 M.**Inhalt: Kaiser Otto III. — Kaiser Konrad II. — Mathilde die große Gräfin. — Der Kampf der Fürsten gegen
die Städte in den Jahren 1449 und 1450. — Straßburgs Einverleibung in Frankreich. — Die Reformen der Kaiserin
Maria Theresia. — Zur Geschichte der bayerischen Politik im Jahre 1814.**Köflin, G. A., Geschichte der Musik im Umriß für die Gebildeten aller Stände dargestellt. gr. 8.**
broch. 5 M.**Lieder, siebenzig, des Rig-Veda. Uebersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi. Mit****Beiträgen von R. Roth, Professor in Tübingen. kl. 8. eleg. broch. 3 M.****Theologische Quartalschrift. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr.****v. Kuhn, Dr. Zuffrigl, Dr. v. Aberle, Dr. v. Gimpel, Dr. Kober, Dr. Funk und Dr. Rinsen-**
mann, Professoren der kathol. Theologie an der U. Universität Tübingen. 57. Jahrg. 1875.
complet. broch. 8 M. 50 S.**Rümelin, Dr. Gustav, Kanzler d. Universität Tübingen, Reden und Aufsätze. eleg. broch. 7 M. 40 S.**Inhalt: Ueber den Begriff des socialen Gesetzes. — Ueber Hegel. — Ueber das Rechtsgesetz. — Ueber den Begriff
des Volks. — Ueber die Lehre von den Seelenvermögen. — Ueber das Verhältnis von Politik und Moral. — Politische
Reden über das deutsche Kaiserthum I. (1849) und II. (1874). — Zur Theorie der Statistik I. und II. — Ueber den
Begriff und die Dauer der Generation. — Ueber die Bevölkerungstheorie von Malthus. — Statistische Einzelheiten:
a. Moralität und Willensfreiheit. b. Menschliche Lebensdauer. c. Die Untergründe von Stadt und Land. d. Zur
Statistik des öffentlichen Dienstes. e. Die Berechnungsweise des Militäraufwandes. — 12 Kleinere Betrachtungen und
Bestimmnisse über ästhetische und religiöse Fragen.**Das Neue Testament. Uebersetzt von Karl Weizsäcker, D. Th. Professor der Universität Tübingen.**

In 8. broch. 3 M. 60 S. Ausgabe No. 2 auf feinst Velin 4 M. 60 S.

Werfer, Alb., Die Poesie der Bibel. broch. 3 M. 60 S.Verlag von **G. F. Simon** in Stuttgart.

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benützung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien bio-
graphisch dargestellt

von

G. Bely.

(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)

Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 M.

Die Verfasserin hat mit Genehmigung des Königs von Württemberg ihre Studien
im königl. Geh. Hans- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus hand-
schriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Werk
ist zum erstenmal das Verhältnis des Herzogs Karl zu Franziska von Hohenheim, seiner
späteren Gemahlin, streng historisch, d. h. ohne jede romanhafte Ausschmückung, geschildert,
und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu Schiller, Schubart und an-
deren berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Bu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Franz Deak. Von Walter Rogge. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von G. B. v. Unruh. (Fortsetzung.) — Die orthographische Guillotine. Von Wilhelm Scherer. — Literatur und Kunst: Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien. Von S. M. Richter. — Dingelstedt. Von Sigmund Schlesinger. II. — Goethes Drama „Der Falke“. Von K. Bartisch. — Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten? Von Otto Bagarias. — Notizen. — Inserate.

Franz Deak.

Von Walter Rogge.

Deak Ferencz war vor allem Anderen ein Magyare vom reinsten Wasser: das Leben der Nation hielt gleiches Maß mit dem Pulschlage seines eigenen Organismus. Aber seiner natürlichen Anlage wie seiner ganzen Bildung nach war er eben so weit entfernt von einem Kosmopolitismus, den ein, um seine staatsrechtliche Existenz ringendes Volk nicht brauchen kann — wie von dem Standpunkte jener Tablarios oder Stuhlrichter, die Götvös im „Dorfnotar“ und Jokat in den „guten alten Zeiten“ so classisch geschildert. Ein universeller angelegter Staatsmann konnte die Kraft der Nation nicht so weit in sich verkörpern, daß er den Kampf mit Oestreich siegreich bestanden hätte. Ein Patriot mit beschränkterem Gesichtskreise von der Sorte der alten Comitatspolitiker, die am liebsten eine chinesische Mauer um den „ungarischen Globus“ ziehen möchten, wo der magyar isten (der Ungargott) mit dem deres (der Prügelbank) gebietet, hätte nimmermehr vermocht, Ungarn in das Concert der abendländischen Staaten als gleichberechtigte Macht einzuführen. Gewissermaßen nur den Revers der Medaille bilden zwei andere Seiten in dem Charakter des Verstorbenen, die ihn mit jenen zusammen zu dem Manne der Situation in der siebenjährigen parlamentarischen Campagne um die Emancipation seines Vaterlandes (1861 bis 1867) stempelten. Ich meine seinen starren Rechtsinn, wie er dem echten Juristen geziemt, dessen Arbeiten zur Codification des ungarischen Strafrechtes Mittermaier fast enthusiastisch begrüßte. Dieser Rechtsinn aber war gepaart mit einer hohen staatsmännischen Vorausicht und Mäßigung, die ihn, eben in Folge seiner Bildung und Weltanschauung, vor allen Excentricitäten bewahrten und die Grenze genau einhalten ließen, wo das summum ius zur summa iniuria wird. Nicht als Stockmagyare und nicht als Kosmopolit, nicht als Opportunitätspolitiker noch als radicaler Doctrinär hätte er seiner Nation das sein können, was er ihr doch in der That gewesen. Um sie durch diese Krisis glücklich zum Ziele zu führen, bedurfte es einer glücklichen Mischung jener Eigenschaften. Kann man die Rechtscontinuität wohl strenger wahren, als wenn Deak nach dem Erlasse des Octoberdiplomes von 1860, wo es sich bekanntlich darum handelte, ob Ungarn zu der alten Dikasterialregierung des Vormärz zurückkehren, oder das Ministerialsystem der 48er Artikel wieder aufnehmen solle, den Altconservativen, die ihn zum Landes-Oberrichter machen wollten, ablehnend erwiderte: „Wie kann ich euer Sudez Curiae sein? Ich bin ja

noch immer Justizminister, denn auf mein Entlassungsgeuch vom September 1848 fehlt mir jede Antwort!“

Als dann B. Szilagyi u. a. aus dieser strammen Rechtscontinuität praktische Folgerungen in ihrer Manier zogen, als sie auf dem Stadthause zu Pest die sofortige Cassirung aller von 1850 bis 1860 erlassenen Gesetze und Institutionen, einschließlich der Grundbücher, verlangten — da mahnte Deak: „Mit Pulver sprengt man wohl ganze Festungen in die Luft, aber auch nicht die kleinste Hütte baut man damit auf!“ Wohl ist die Stelle seiner 6ler Adresse zum geflügelten Worte geworden: „Was uns von unseren Rechten die Gewalt geraubt, mag die Gunft der Umstände uns zurückbringen — was wir aber freiwillig preisgeben, ist auf immer dahin!“ Desgleichen war seine Deduction in einer Adresse von 1866 gegen das Sistirungsministerium ein Meisterstück an Schärfe der Deduction wie an politischer Charakterfestigkeit: daß eine Verfassung, in deren Anwendung auch nur Eine Verletzung der Rechtscontinuität eingetreten, nicht bloß lädirt, sondern einfach vernichtet sei, weil damit das Princip zugegeben worden, daß die Executive auch das Recht der Legislative an sich reiße, so oft die verfassungsmäßig bestehenden Gesetze ihr eben nicht zusagen. „Esau verkaufte sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht, als er hungrig war“ — warnte Deak vor solchen Opportunitätspolitikern, die zum Eingehen auf ein derartiges Ansuchen riethen — „er bekam auch die versprochenen Linsen, und doch war ein Bürgerkrieg das Ende“. Aber derselbe Deak fragte, als ein ihm befreundeter Journalist die östreichischen Finanzwächter „f. f. Blutegele“ genannt, ihn lächelnd bei Tische in der „Königin von England“: „Sag' mal, oesem (Wetter), tragen denn Deine Blutegele den Degen an der rechten oder an der linken Seite?“ Und Nachmittags wußte ganz Pest, daß „der Weise des Landes“ den ungeschlachten Ausfall mißbilligt — ein Tadelsvotum, das in Ungarn ein Ereigniß war!

Den Punkt, der Deak zum eigentlichen Pfadfinder der Nation stempelte, kann man nicht besser hervorheben, als wenn man seine Haltung mit derjenigen des vor fünf Jahren verstorbenen Baron Götvös vergleicht, mit dem er doch im allgemeinen ein geistiges Dioskurenpaar ausmachte. In Deak besaßen die Magyaren einen Mann, der die ihm zugefallene Aufgabe mit jener schroffen Einseitigkeit und Selbstbeschränkung löste, wie sie allen historischen Persönlichkeiten eigen ist, deren die Weltgeschichte sich zu einer bestimmten Mission bedient. Vielleicht entsprach Deaks vierschrötige und rücksichtslose Natur, wie sie einem Parteiführer, der seinem Volke vor allen Dingen durch Charakterfestigkeit imponiren soll, unerläßlich ist, seiner Sendung in noch höherem Grade als unbedingt nöthig war. Wenn aber der politische Zwillingbruder Deaks, Freiherr

Joseph von Eötvös, der sich an univerveller Bildung und Feinheit des Geistes den Besten des Occidentales ebenbürtig an die Seite stellen konnte, in manchen Beziehungen jenen überragte: fehlte ihm doch das Eine Moment, das den Parteiführer machte — die Unererschütterlichkeit, die ihre Kraft, ohne sie zu zersplittern, ohne nach rechts und links hin zu schauen, unverwandt, ja mit einer gewissen Beschränktheit nur fest auf den Einen entscheidenden Punkt richtet. Deak war nicht zu haben, als es sich bei der großen Kaiserreise von 1857 darum handelte, die beiden populärsten Namen der Nation für eine Adresse an Se. Majestät zu gewinnen. Wie viele beschämende Angriffe aber hat Eötvös sich nicht später gefallen lassen müssen, weil er seine Unterschrift unter ein Schriftstück gesetzt, worin die Worte vorkamen: „wohl wissen wir, daß eine unter Blut und Thränen begrabene Vergangenheit nie wieder zu neuem Leben erweckt werden kann“. Eine nervöse zartbesaitete Natur gleich Eötvös einer Aeolsharfe, für deren Spiel einfach die herrschende Luftströmung verantwortlich ist, und verschlimmerte diesen Uebelstand noch, wenn er als Mann von Esprit zu jedem Liebe ohne Worte, das auf den Sturmflügeln der öffentlichen Meinung daherrauschte, immer gleich einen langen Text schrieb, worin er weitläufig bewies, daß gerade die jeweiligen Postulate Ungarns die allein richtigen seien. Kaum waren die Würfel bei Solferino gefallen, da plädierte Eötvös in seiner Broschüre über „die Garantien der Macht und Einheit Oestreichs“ für ein Centralparlament. Aber noch war kein Jahr vergangen, als der Verfasser nach dem Octoberdiplome von 1860 für die reinste „Personalunion“ als einzig mögliche Lösung in die Schranken trat. Das zweite Pamphlet war die schärfste Widerlegung des ersten. Dann wieder, als fünf Jahre darauf Belcredi den Wiener Reichsrath sistirte, meinte Eötvös die Deutschöstreicher in allem Ernste über den Verlust ihrer Verfassung und ihres Parlamentes damit trösten zu können, daß er ihnen einen Wechsel auf Frankfurt ausstellte und sie ermahnte: gerade sie sollten zufrieden sein mit dem Sturze eines centralistischen Systems in Oestreich, weil dasselbe ihnen die Aussicht auf den ihnen gebührenden dereinstigen Platz in der Paulskirche geraubt!!! Wer so die politischen Projecte, darunter auch solche, über die man ein kurzes Jahr später nach dem deutschen Kriege nur noch lächeln konnte, förmlich aus dem Aermel schüttelte: der eignete sich wohl zum Secundanten Deaks, aber nicht zum Führer der Nation. Dafür bedurfte es eines Mannes, der zur rechten Zeit zu schweigen verstand und dessen Rede, wenn er sein Thema hatte reif werden lassen, einfach Ja, Ja oder Nein, Nein war. Und den hatte die Nation an Deak.

Nach dem Erlasse des Octoberdiploms hielt er sich absolut fern von jeder anderen, als einer rein culminirenden Action. Trotz der dringenden Einladung, die an ihn ergangen, weigerte er sich, an der Graner Conferenz theilzunehmen, die unter dem Voritze des Fürsten Primaz stattfand, um über das Wahlgesetz für den neuen Landtag zu beschließen. Was Eötvös in Gran erst mit beschließen half, war für Deak ausgemachte Sache: daß die Rechtscontinuität nicht unterbrochen werden dürfe und daß alle 48er Artikel „einschließlich des Wahlgesetzes“ Gezeze waren und blieben, auch vollinhaltlich ausgeführt werden müßten, so lange der Landtag sie nicht auf legalem Wege abgeändert. In diesem einfachen und klaren Gedanken krystallisirte dann Deaks ganze parlamentarische Thätigkeit Schmerling wie Belcredi gegenüber: und eben deshalb konnte sich auch in diesem Einen Patrioten das Geschick der gesammten Nation, die hinter ihm stand, genau so concentriren und verkörpern, wie in Cavour oder Bismarck. Was seitlag, kümmernte ihn so wenig, daß er keinen Anstand nahm, in seiner 61er Adresse die Trennung der beiden Reichshälften in aller Schroffheit sogar dahin zu formuliren: „Die Erblande können durch ihr Verhältniß zum deutschen Bunde selbst in Kriege verwickelt werden, die Ungarn nicht das Mindeste kümmern“. Aber trotz dieser Schärfe war gerade von diesem präcisen Standpunkte aus allein jene nothdürftige Verbindung

zu finden, welche die Monarchie nun schon acht Jahre zusammenhält und auch durch die Revision des 67er Ausgleiches, die gegenwärtig in der Schwebe ist, kaum umgestoßen oder auch nur in ihren dualistischen Formen wesentlich alterirt werden wird. Denn wie peremptorisch auch Deak in allen seinen Forderungen auftrat, er war dafür auch, als ein Telegramm des Kaisers ihn nach dem Tage von Königgrätz in die Wiener Hofburg berief, der erste, der Sr. Majestät jagte: „Ungarn ist loyal und ruhig; es kann seine Rechte nicht preisgeben, aber es verlangt nicht mehr als vorher!“

Deak hatte im Hôtel ein Zimmer im dritten Stocke bezogen, alles Zuredens ungeachtet, doch auf den vielen vornehmen Besuch, den er bekam, Rücksicht zu nehmen. „Sei nur ruhig, Alter“ — sagte er zu dem Wirth Stipberger — „es wird noch Alles gut werden, wenn Ihr Wiener es auch nicht glauben wollt!“ Deak hatte in seinem ganzen einfachen Auftreten so Manches von Washington an sich. So das gesammte Arrangement seines Lebensunterhaltes: für den Ertrag seines Güthens bei Keshide hatte er sich bei dem Bankier Malvieux eine kleine Leibrente gesichert, von der er, als echter Junggeselle, ein paar Appartements des Hôtels „zur Königin von England“ am Donauquai in Pest wohnte, bis vor einigen Jahren seine zunehmende Kränklichkeit die Ueberjiedlung zu Verwandten, der sorgfältigen Pflege wegen, unbedingt nothwendig machte. Aber der Washington hatte auch bei aller Wiederkeit einen Zug von der Schlauchheit des Franklin. Ich erwähne nur jene Stelle der 61er Adresse, wo er die Rechtsbeständigkeit der 1848 von dem Klausenburger Landtage beschlossenen, von den nichtmagyarischen Stämmen aber heftig angefochtenen Legalität der Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn vertheidigte: „Nuch mehr als Ein Rumäne hat damals jenem Beschlusse zugestimmt!“ Es waren wirklich auf dem ganzen Landtage voll drei Rumänen gewesen, und diese drei waren, was Deak zu bemerken vergaß, sogenannte „Regalisten“, d. h. von dem streng magyarischen Gouvernement in Klausenburg, „ex potiore nobilitate“, aus dem höheren, natürlich durchweg magyarisirten Adel ernannt. Ist da das „mehr als Ein Rumäne“ nicht eine classische Wendung? Den „Nationalen“ gegenüber war Deak überhaupt ein ziemlicher Chauvinist. Die Kroaten zwar hatte er 1848 doch hinlänglich fürchten gelernt, so daß er ihnen 1861 im März das famose „weiße Blatt“ hinhielt. Die Siebenbürger Sachsen dagegen hat er stets wacker maßregeln helfen, obwohl sie für Ungarn ein hervorragendes Culturelement bilden. „Drohen wollen uns die Herren!“ fuhr er auf dem 48er Landtage den Siebenbürger Deputirten Pastor Fabini in Pest an, als dieser die Gewaltthaten der ungarischen Machtthaber dort unten schilderte und sich auf die alten Municipalfreiheiten seiner Stammesgenossen berief. Trotzdem hielt Deak auch in dem Punkte des Costüms, der jenseits der Leitha so unendlich wichtig ist, jenen Mittelweg ein, den ihm schon seine Eigenschaft als Vertreter der inneren Stadt von Pest, d. h. des Kaufmannsstandes, vorschrieb. Er trug einen Attila nach Art des deutschen Studenten-Schnürrocks, niemals aber die enge Stiefelhose mit den Schaftentiefeln oder Stizmen wie Eötvös. Fast schien es, als glaube der Lehtere auf diese Weise durch eine Aeußerlichkeit seinen Kosmopolitismus magyarisch aufputzen zu müssen. Wenigstens sagte er 1860 zum Schreiber dieser Zeilen: „Wir werden schon wieder deutsche Lehrer in das Land rufen, aber aus dem Reiche, nicht aus Oestreich; und denken Sie, ich werde nach ein paar Jahren noch in dieser unbequemen Tracht herumlaufen?“ Am klarsten legte Deak seine Ansicht über die Nationalitätsfrage im Deak-Club Ende 1872 dar, als dort der bald darauf im Plenum angenommene Antrag zuerst eingebracht wurde, für die Repräsentanz von Budapest ein Ausnahmengesetz zu schaffen, kraft dessen dort nur magyarisch verhandelt werden dürfe und die deutsche Muttersprache von zwei Dritteln der Einwohner einfach zu ignoriren sei. „Ich bin,“ sagte Deak, „gewiß ein eben so guter Ungar wie Andere, aber älter und sehe daher die Dinge ruhiger an. Wäre die ungarische Nationalität bedroht,

so würde ich für den Schutz derselben Alles aufbieten, wie ich seinerzeit das Tragen der ungarischen Kleidung billigte als eine Demonstration gegen die antinationale Regierung, eine Kundgebung, die heute bereits überflüssig geworden . . . indessen will ich Niemandem Zwang anthun". Seine Autorität also setzte Deak nicht ein, um die Deutschen vor Vergewaltigung zu schützen! Uebrigens umgab Franz Deak gleich bei seinem ersten Auftreten im ständischen Leben anfangs der dreißiger Jahre ein glänzender Nimbus. Sein älterer Bruder Anton hatte ihn bei seinem Rücktritt aus der politischen Arena den bedauernden Freunden mit den Worten: „Seid zufrieden: ich schicke euch den Franz, der hat im kleinen Finger mehr Verstand als wir alle!“

Als ein Decennium später Deak das bei einer Neuwahl mit Blut besudelte Mandat des Zalaer Comitates, seiner Heimath, nicht annehmen wollte, bewarb sich auch kein anderer Candidat darum. In der Ständetafel aber rief Westhy aus: ein Reichstag ohne Deak sei ebenso undenkbar wie eine deutsche Kaiserkrönung ohne einen Dalberg — und nun acceptirte Deak nach einer correcten Neuwahl seinen alten Sitz. Die Märztage fanden ihn auf Reisen: sofort aber legte Einer der beiden Zalaer Ablegaten sein Mandat nieder, damit Deak zurückkehren und gleich in den Landtag treten könne. Und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die Nation dieses ihres Führers zur Wiedergeburt durch die Katastrophe des Jahres 1848 beraubt worden, die überhaupt alle Häupter der nationalen Bewegung in bengalischer Beleuchtung so recht charakteristisch hervortreten ließ. Als Sellacié die Drau überschritt und Lamberg (28. Septbr.) auf der Pest-Ofner Schiffbrücke ermordet ward, reiste der Cultusminister Szécsényi sofort nach München: „Unter solchen Verhältnissen,“ schrieb er, „fühle ich mich gänzlich unbrauchbar; mich hat der Himmel zu keinem Revolutionär geschaffen — das Ziel mag noch so glänzend sein, ich kann die Leiden der Einzelnen nicht vergessen und bin der Ueberzeugung, daß die materielle Kraft, auf die jede Revolution sich stützt, für das Menschengeschlecht nicht der Weg des Fortschrittes ist“. Justizminister Deak stand zwischen zwei Feuern. Der Colleague vom Handelsamte, der morbide Graf Szécsényi, mahnte ihn zum Selbstmorde, als dem einzigen Auswege mit Ehren, der aufrichtigen Patrioten in dem allgemeinen Chaos noch bliebe; Finanzminister Rostuth beehrte, daß Deak zu ihm stehe. „Weißt Du,“ entgegnete er dem Letzteren, „ich fuhr einmal mit meinem Schwager, als die Pferde durchgingen — als ich ihm aber in die Zügel fallen wollte, wehrte er mich ab mit den Worten: „„Laß mich allein machen, sonst stürzen wir sicher““. So kannst auch Du nur allein vielleicht vollenden, was Du begonnen; wenn ich, meinem ganzen Charakter gemäß, Dich aufzuhalten strebte auf Deiner Bahn, müßte eben meine Einmischung unsern Untergang bestimmt vollenden!“ Szécsényi aber wies Deak mit der, einer gesunden Natur entspringenden Mahnung ab: den Tod scheue er nicht, wenn er dadurch nützen könne; er aber halte es für patriotische Pflicht zu leben, bis der Augenblick kommen werde, wo er wieder mit Erfolg in die Geschichte der Nation eingreifen könne. Daß es nicht Angst für sein Leben war, was ihm diese Zuversicht auf bessere Zeiten eingab, bewies er am 2. Januar 1849, als er sich unbedenklich an der Reichstagsdeputation betheiligte, die dem auf Pest-Ofen vorrückenden Fürsten Windischgrätz bis in sein Hauptquartier zu Bicste entgegenfuhr, um einen Vermittlungsversuch anzustellen, deren Mitglieder aber vom Marschall einfach als Rebellen angelassen wurden. Es hieß dies recht eigentlich den Kopf in den Rachen des Wolfes stecken. Nicht ohne Discussion siegte in der Umgebung des Fürsten die Ansicht, den Charakter der Abgeordneten als Parlamentäre zu respectiren, so daß sie nur unter Uhlaneescorte im Gefolge der Armee nach der Hauptstadt gebracht, dort aber am 5. nach dem Einmarsche freigegeben wurden — der Chef Graf Batthyanyhi freilich, um noch an demselben Abend wieder verhaftet zu werden. Und Fürst Felix Schwarzenberg hatte schon am 7. Januar aus Wien an seinen Schwager, den Marschall, geschrieben: „Ich bin gewiß kein Bluthund; aber

man spricht in Omitz mit Bedauern von unklugen Gnadenacten“ —, obgleich der Fürst bereits in Preßburg fleißig erschossen ließ.

Deaks welthistorische Thätigkeit seit 1861 bedarf keiner Recapitulation und keines Commentars. Hervorzuheben wäre hier nur noch der Kummer und die tiefe Verachtung, womit ihn die entsetzliche parlamentarische Corruption seiner eigenen Partei erfüllte. Namentlich den speculativsten aller Minister Lonhazy packte er mehrmals hart an, ohne dessen Entschuldigung, das „Verhängniß“ habe es so mit sich gebracht, daß er als Finanz- und Premierminister Millionen über Millionen zusammengeschart, gelten zu lassen. „Aber es ist doch am Ende kein Verbrechen, Präsident einer Bank zu sein,“ rief endlich der Angeklagte aus. „Nein freilich!“ — lautete die schlagfertige Antwort —, „gehentk haben sie noch Keinen dafür!“ Und als er dem eigenen Club eine Vorlesung in dieser Richtung hielt, da unterbrach ihn Jemand: „Berehrter Herr Präsident . . .“ „Der Teufel ist euer Präsident!“ polterte Deak los und war zur Thüre hinaus. Ein ander Mal erzählte er in seiner jovialen Manier: „Als Knabe aß ich besonders gerne die kleinen Schlammsfische (csik); sobald mir aber erst Jemand gezeigt, in welch' widrigem Schmutze sie leben, da verzichtete ich für immer auf dies Leibgericht. Gerade so geht es mir als Mann mit den Eisenbahnen. Was hab' ich nicht für sie vom Culturstandpunkte aus geschwärmt —, seitdem ich aber gesehen, welch' entsetzlicher moralischer Schmutz an ihrer Entfaltung klebt, kann ich Allen, was damit zusammenhängt, nicht weit genug aus dem Wege gehen“. Es war seitdem ein stehender Witz seiner Freunde, ihn, wenn er einmal gerade während der Debatte über eine Eisenbahnconcession den Sitzungssaal betrat, lachend zuzurufen: „Csik! Csik!“, worauf der alte Herr dann gleich wieder, mit komisch gespielter Entsetzen in den Mienen, die Thüre schloß und sich in den Couloirs verlor. Er verzichtete im Interesse der Parteipolitik darauf, diese Verderbnis seiner Gesinnungsgenossen an die große Glocke zu hängen: seine Verachtung zu verbergen, hielt er dagegen nicht für nöthig.

So griff er denn auch noch vom Siechbette aus in den Gang der Ereignisse bedeutsam ein. Als er am 24. Juni 1873 zum letzten Male im Abgeordnetenhaus erschien, um seine große Rede über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu halten, das er in nordamericaischem Sinne geregelt wissen wollte, ohne übrigens zu verkennen, daß Ungarn zu klein sei, um mit Erfolg und selbstständig in den großen Culturkampf einzugreifen: da hatte er sich bereits vom Krankenlager aufgerafft. Aber noch im März 1874 gab sein Rath, den der Kaiser bei Deak in dessen Wohnung einholte, den Ausschlag bei der Bildung des Ministeriums Witto. Als ein Jahr darauf bei dem Falle dieses Cabinets eine Coalition der Feudalen mit den Deakisten und der staatsrechtlichen Opposition geplant wurde, als man an ein Cabinet Sennyey-Lonhazy-Tisza dachte: da war ein schneidiger Sarkasmus des großen Kranken auch nicht ohne Einfluß, um die tolle Idee zum Scheitern zu bringen. „Der Lokayer,“ sagte Deak denen, die seinen Rath holen kamen, „ist der König der Weine, auch der Badacsonyer ist ein guter Trank und der Villanyer ein treffliches Gewächs — was aber für ein Gebräu daraus entsteht, wenn ihr alle drei Sorten zusammengießt, das vermag kein Mensch im voraus zu bestimmen, das müßt ihr eben selber kosten, wenn ihr es durchaus wissen wollt“. Der späteren Fusion der eignen Partei mit der Linken, auf welchem Acte bekanntlich seit März 1875 das Ministerium Tisza ruht, freute er sich dagegen von Herzen, so zwar, daß er seinen Namen sogleich in das Clubbuch der neuentstandenen „liberalen Partei“ eintragen ließ. Daß es ihm Ernst damit war, das Ministerium Tisza zu unterstützen, geht aus diesem Acte um so deutlicher hervor, als er noch im letzten August bei den Neuwahlen, wenn auch nach anfänglichem Widerstreben, doch sein altes Mandat wieder annahm, weil „ja die böse Krankheit doch endlich einmal aufhören müsse“. Kann es auch

einen größeren Stolz für den Verstorbenen gegeben haben; läßt sich eine imponirendere Sanction seines Ausgleichwerkes denken, als daß die beiden Häupter der staatsrechtlichen Opposition — erst Koloman Ghyczy als Finanzminister im Cabinet Witto, dann Koloman Tisza — den von ihm geübten Boden betreten müssen, um in die Lenkung der Geschicke Ungarns eingreifen zu können? Mag Tisza dabei seine Hintergedanken haben: es ist immerhin schon genug, daß er, der hundertmal im Parlamente Deak's That als „Vaterlandsverrath“ gebrandmarkt hat, jetzt das caudinische Joch passiren mußte; denn für ihn ist es das offenbar. Wie er mit Reid auf die Ovationen an Deak's Grabe sieht, so stand er dem großen Patrioten auch zu dessen Lebzeiten in verbissenster Feindschaft gegenüber. Als er im Frühjahr 1872 sein skandalöses Vorgehen, die Wahlgesetznovelle todzuschreiben, gegen Deak damit rechtfertigte, daß die Geschäftsordnung, die keinen Schluß der Debatte kennt, sein Benehmen rechtfertige, entgegnete ihm dieser: „Als Student fragte ich einmal auf einem Dorfe mit Strohdächern, ob man hier rauchen dürfe? Verboten sei es nicht, wurde mir entgegnet, aber ein anständiger Mensch thue es nicht“. Dagegen ist die Befehung des um ein paar Jahre älteren Ghyczy zu dem Glauben an den Bestand der Gesamtmonarchie gewiß ebenso ehrlich wie die Thränen, die er an Deak's Todtenbette vergoß. Es war, um mit diesem versöhnenden Wilde zu schließen, immer ein Schauspiel der Götter, wenn die beiden „alten Herren“, nachdem sie im Reichstage die entgegengesetzte Ansicht verfolgten, dann in einem Winkel abseits den strittigen Punkt für sich im Stillen weiter discutirten.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von S. P. v. Aurnh.

(Fortsetzung.)

Die Versicherung, daß die einheitliche Verwaltung aller deutschen Bahnen und die Vereinfachung des Abrechnungswezens zu sehr großen Ersparnissen führen müsse, so daß die Rente der Bahnen sich auf 6 Procent erhöhen werde, bedarf einer näheren Beleuchtung. So viel hier ermittelt werden konnte, verwaltet Preußen seine recht erheblichen Staatsbahnen und die unter seiner Verwaltung stehenden Privatbahnen nicht wohlfeiler, sondern theurer, als die selbstständigen Bahnen sich selbst. Dies kann auch Niemand befremden. Die Administration durch Staatsorgane kann auf verschiedenen Gebieten recht gut sein, aber keineswegs wohlfeil. Aus welchen Gründen erwartet man nun, daß diese alte Erfahrung bei Eisenbahnen in ihr Gegentheil umschlagen soll? Man weist auf die Vereinfachung hin, welche durch die einheitliche Verwaltung des weit ausgedehnten Bahnnetzes entstehen soll und übersieht dabei, daß in die Stelle der jetzigen Privatdirectionen mit geringen Ausnahmen Staatsdirectionen eintreten müssen, die jedenfalls nicht billiger sind. Die Direction der preussischen Ostbahn hat sich in mehrere Abtheilungen spalten müssen. Ganz dasselbe würde geschehen, wenn man mehrere Directionen der jetzigen Privatbahnen zu einer Staatsdirection vereinigte. Nur kleine Zweigbahnen könnten angeschlossen werden. Es ist auch nicht anzunehmen, daß der Staat viel weniger Directionenmitglieder nöthig haben würde, als die jetzigen Privatdirectionen. Bei Verwaltung aller Bahnen durch den Staat treten dann noch die großen Kosten der Centralverwaltung hinzu, die bei den Privatbahnen ganz fehlen. Auf keinen Fall kann daher auf sehr große, den Reinertrag erheblich steigende Ersparnisse gerechnet werden.

Der Staat wird gerade so wie es jetzt in Preußen geschieht, die Kosten und die Erträge der einzelnen Linien ermitteln wollen und müssen, also getrennte Rechnungen zu führen und die Resultate bei der Centralverwaltung zusammenzu-

stellen haben. Die Specialdirectionen müssen daher unter einander gerade so abrechnen, wie es jetzt bei den Privatgesellschaften geschieht, welche überdem die Zusammenstellung ersparen. Woher soll also eine große Ersparniß bei der Abrechnung rühren? Es ist kein Grund anzunehmen, daß die Organisation unter der Staatsverwaltung viel einfacher sein könne und weniger Personen gebrauche. Das widerspricht aller Erfahrung. Im Gegentheil bedarf der Staat aus bekannten Gründen mehr Controlen und größerer Sicherheit, als die Privatindustrie.

Geld und Zeit können beim Abrechnungswezen gespart werden durch gleichmäßige und vereinfachte Classification der Güter- und Tariffätze; aber dieser Nutzen käme ebensogut den Privat- und jetzigen Staatsbahnen, als einer Reichsbahnverwaltung zu gut.

Dem militärischen Schriftsteller muß zugestanden werden, daß die gleichförmigsten und sichersten Leistungen der Eisenbahnen im Kriege zu erwarten sind, wenn sie sämmtlich ohne Ausnahme auch schon im Frieden unter der einheitlichen Verwaltung des Reichs stehen. Die stets etwas verschiedenartige Organisation der von einander unabhängigen Privatbahnverwaltungen erschwert ohne Zweifel bei unvorbereiteten, eiligen großen Militärtransporten das präcise Anschlagreifen und gemeinsame Arbeiten. Stehen, wie für Mobilmachungen, die Fahrpläne und Art der Lüge bis in das letzte Detail schon lange vorher fest, so tritt, wie 1870 auch bei Privatbahnen, eine Maximalleistung ein, die auch von einem Reichsbahnnetz nicht zu übertreffen ist. Störungen und Confusionen kamen damals erst im Rücken der Armee vor, als die Militär-Intendanturen in die Transporte eingriffen und die Bahnhöfe mit Lieferungen überfüllten.

Darin irrt der militärische Schriftsteller, daß es innerhalb eines großen Reichsbahnnetzes erheblich weniger einzelne Localdirectionen geben würde, als jetzt. Der von ihm erwähnte Erlaß eines für alle deutschen Bahnen gültigen Polizei- und Betriebsreglements ist erfolgt und die zu durchgehenden Militärzügen nothwendigen Einrichtungen der Betriebsmittel sind angeordnet und muthmaßlich auch ausgeführt. Außerdem ist eine kaiserliche Verordnung ergangen, nach welcher bei Ausbruch eines Kriegs jede deutsche Bahn unter rein militärisches Commando gestellt wird. Fehlt es alsdann nicht an Offizieren, welche genügende Kenntniß vom Eisenbahnbetriebe haben und es verstehen, mit den erfahrenen Eisenbahnbeamten umzugehen, so wird jeder merkbare Unterschied zwischen Staats-, Privat- und Reichsbahnen in Betreff ihrer Kriegslleistung verschwinden, jedenfalls nicht mehr so erheblich sein, daß darin ein zwingendes Motiv zur Erwerbung sämmtlicher Eisenbahnen durch das Reich läge. Handelt es sich endlich um die Anlage einer zur Landesvertheidigung nothwendigen Eisenbahn, so ist der Bau derselben ebenso gut Sache des Reichs, wie der Bau von Festungen. Dagegen ist es nicht zulässig, das Privatcapital für militärische Zwecke dadurch auszubenten, daß man demselben zumuthet, statt für den Handel und die Industrie nützlicher, rentabler Bahnen, militärisch wichtige, aber sonst unvortheilhafte Linien zu bauen.

Zu den Hauptmotiven für die Erwerbung der sämmtlichen Bahnen durch das Reich übergehend, muß zugestanden werden, daß das Verlangen nach gleichmäßiger, möglichst einfacher Classification der Güter und einfachen klaren Tarifen gerechtfertigt erscheint. Wenn auch bei allen anderen Transportarten auf Chausseen und Wasserstraßen eine Classification der Güter und verbindliche Tarife nicht bestehen, und es keinem Staat einfallen kann, solche einzuführen, so liegen doch in den von Staats wegen an Privatgesellschaften ertheilten Concessionen und der darin stets vorbehaltenen Genehmigung der Tarife, so wie in der für Eisenbahnen mehr oder weniger fehlenden Concurrenz zureichende Gründe dafür, daß der Staat die ihm zustehenden Rechte benutze, um das den Verkehr schädigende bunte Gewirr an Güterclassificationen und verschiedenartigen Tarifen zu vereinfachen. Wäre Deutschland nicht so zersplit-

tert gewesen, so hätte der jetzt herrschende Uebelstand von Hause aus vermieden werden können und sollen. Die Beseitigung desselben ist unzweifelhaft eine wichtige Aufgabe des geeinigten Deutschlands. So weit das Ziel ohne tiefen Eingriff in die von den Einzelstaaten den Privatgesellschaften bereits eingeräumten Rechte, mit anderen Worten ohne erhebliche Herabsetzung der genehmigten Tarife erreicht werden kann, hat die Sache keine allzugroßen Schwierigkeiten bei vorauszusetzendem gutem Willen der Einzelstaaten. In vielen Fällen würden sich unvermeidliche Herabsetzungen einzelner Frachtsätze durch kleine Erhöhungen anderer compensiren lassen. Freilich widerspricht jede Erhöhung der Tendenz der jetzigen Bewegung.

Läßt man zunächst eine allgemeine, durchgreifende Ermäßigung außer Betracht und faßt nur die Vereinfachung des Tarifwesens auf der jetzigen Basis in's Auge, so stellt sich doch sofort heraus, daß eine genügende Regulirung ohne Verletzung bestehender Rechte unausführbar ist. Die Tarife in den Einzelstaaten und innerhalb derselben bei den verschiedenen Bahnen weichen so sehr von einander ab, daß sich Herabsetzungen nicht überall vermeiden lassen, die einzelne Bahnen mehr treffen als andere. Es wird daher an dem in allen Culturstaaten herrschenden Grundsatz festzuhalten sein, wonach im Interesse des öffentlichen Wohls ein Eingriff in das Privateigenthum zulässig ist, aber nur gegen Schadloshaltung. Alsdann fragt sich aber immer noch: wer soll die Entschädigung zahlen? Der Einzelstaat oder das Reich? Und im letzten Falle, sollen auch die Einzelstaaten in Betreff der ihnen gehörenden Staatsbahnen entschädigt werden?

Die Entschädigung würde am geringsten ausfallen, wenn die Einzelstaaten dieselbe zu leisten hätten, aber dagegen würden sich ohne Zweifel diese Staaten auf das äußerste sträuben und ein dahin zielendes Reichsgesetz zu verhindern suchen. Soll etwas zu Stande kommen, so wird das Reich sich entschließen müssen, die Schadloshaltung der Privatbahnen zu übernehmen. Es handelt sich in der That dabei um die Förderung des öffentlichen Wohls. Das Bedenken, ob der Staat berechtigt sei, aus den Taschen der Steuerpflichtigen zunächst zum Nutzen einer Classe, d. h. den Transportinteressenten solche Entschädigungen zu leisten, kann nicht geltend gemacht werden, wenn man nicht die Ablösung von Privatzöllen, die Aufhebung des Chauffeegeldes und ähnliche Dinge für unzulässig erklären will. Ist doch die Beseitigung des Suezzolles ohne Bedenken gegen Zahlungen aus den Cassen mehrerer Staaten geschehen.

Die gesammte Entschädigungssumme kann nicht übermäßig hoch ausfallen, so lange es sich nicht um eine große, allgemeine Herabsetzung der Tarife handelt und insofern für die Staatsbahnen der Einzelstaaten keine Entschädigung gezahlt wird. Dazu läge kein zureichender Grund vor: denn den Tarifen auf diesen Bahnen liegt keine Concession, kein Privilegium zu Grunde. Privatrechte werden nicht verletzt. Die Einzelregierungen haben Tarife nach ihrem Ermessen eingeführt und sind berechtigt, dieselben abzuändern. Es wäre unbillig, für diese, zunächst dem eigenen Lande sehr wohlthätige Maßregel Entschädigung vom Reich zu fordern.

Man hört in und außer den Parlamenten die Ansicht aussprechen, daß das, den Eisenbahngesellschaften in der Concession ertheilte sogenannte Privilegium den Staat zu fast beliebigen Eingriffen, namentlich in Betreff der Tarife berechtige, weshalb bei angeordneten Herabsetzungen keine Entschädigung zu leisten sei. Das Privilegium besteht in der Einschränkung des Expropriationsrechts und der Berechtigung zu solchen Transporten, die ehemals nur der Post zustanden. Diese hat, wie schon angeführt, ihr Regal mit Ausnahme der Briefbeförderung freiwillig aufgegeben, nicht allein den Eisenbahnen, sondern jedem anderen Transportunternehmer auf Land- und Wasserstraßen gegenüber. Dagegen sind den Eisenbahnen bekanntlich sehr erhebliche Leistungen für die Post auferlegt, deren Werth auf jährlich 5—6 Mill. Mark berechnet wird. Dieser Theil des Privilegiums kann daher vernünftiger Weise von Seiten des Staats nicht geltend gemacht werden. Bei der Erwerbung des

zum Bau der Bahnen erforderlichen Grund und Bodens hat eine langjährige Erfahrung herausgestellt, daß selbst sehr hohe Preise, die beim freiwilligen Verkauf gefordert werden, in der Regel erheblich niedriger sind, als die Werthsermittlung bei der Expropriation ergibt. Deshalb wird von dieser nur in einzelnen seltenen Fällen bei ganz übertriebenen Forderungen oder positiver Verweigerung der Hergabe des Landes Gebrauch gemacht. Dies Recht der Expropriation wird als ein selbstverständliches angesehen, weil die Erbauung der Bahn im öffentlichen Interesse liegt. Die Post ist durch die werthvollen Gegenleistungen mehr als abgefunden. Außerdem sind den Bahnen recht erhebliche Verpflichtungen für militärische Zwecke auferlegt worden, wie die unentgeltliche Einrichtung der Wagen zu Truppentransporten und die sehr bedeutende Ermäßigung des Fahrgeldes für alle Militärtransporte. Das Privilegium ist daher durch solche Gegenleistungen vollständig compensirt und kann nicht als rechtliche Basis für noch weitergehende Forderungen angesehen werden. Bekanntlich hat auch das Privilegium seit sehr langer Zeit nichts Lockendes mehr für das Privatcapital, welches sich nur noch durch Zinsgarantien oder Schwindel zum Bau von Eisenbahnen heranziehen oder verleiten läßt.

Eine Berechtigung zu weitgehenden Forderungen an die Eisenbahnen wird zuweilen aus dem thatsächlichen Monopol auf Beförderung von Personen und Gütern hergeleitet, das solche Bahnen allerdings besitzen, denen keine Concurrenz von Parallelbahnen gemacht wird. Wollte man darauf Ansprüche auf dauernde Belastungen gründen, so müßte das thatsächlich und vorläufig vorhandene Monopol in ein gesetzlich bestehendes verwandelt werden, sonst könnten zuerst große Lasten auferlegt und dann doch Parallelbahnen erbaut werden. Artikel 41 der deutschen Verfassung bestimmt aber mit Recht, daß ein solches Zugeständniß nicht gemacht, Widerspruchsrechte gegen neue concurrirende Bahnen nicht eingeräumt werden sollen.

Die in allen Concessionen vorbehaltene staatliche Genehmigung der Tarife, so wie die im preussischen Eisenbahngesetz von 1838 enthaltene Bestimmung, daß die Tarifsätze erniedrigt werden müssen, sobald der Reinertrag eine gewisse Höhe (10 Procent) erreicht, sollen das Gegengewicht gegen schrankenlose Ausbeutung des thatsächlichen Monopols bilden und würden es auch thun, wenn in den Concessionen eine periodische Revision der Tarife nach bestimmten Grundsätzen (nicht willkürlich) vorbehalten und in dem preussischen Eisenbahngesetze der zulässige höchste Reinertrag nicht nach dem Anlage-, sondern nach dem Actiencapital bestimmt worden wäre, so daß einzelne Bahnen 20 Procent und darüber an Dividenden haben vertheilen können, statt des im Gesetz beabsichtigten Maximum von 10 Procent.

Sind auf diesem Gebiet von der Staatsverwaltung oder der Gesetzgebung Fehler gemacht worden, so können dieselben nicht durch schreiende Ungerechtigkeiten ausgeglichen werden; vielmehr wird dahin zu streben sein, bei der unzweifelhaft nothwendigen Regulirung der Tarife im gesetzlichen Wege feste Normen für die Zukunft einzuführen. Für die Privateisenbahnen ist es von der größten Wichtigkeit, daß die ihnen zustehenden Rechte gesetzlich klar festgestellt werden und nicht der schwankenden und willkürlichen Eisenbahnpolitik des jeweiligen Ministers exponirt bleiben.

Wenn ein thatsächliches Monopol an sich die Berechtigung zu staatlichen Eingriffen ohne Entschädigung gäbe, so könnte man am Ende verlangen, daß der Staat die Preise der Steinkohlen für jedes Kohlenrevier im Interesse der Consumenten oder doch zur Verhütung der Ausbeutung derselben feststelle und zwar so niedrig, daß die Gruben keine oder nur knappe Zinsen abwürfen.

In den meisten Gegenden beruht der Kohlenbergbau auch auf einem vom Staat ertheilten werthvollen Privilegium, nämlich auf Beleihung. Der Grund und Boden über den Kohlenfeldern unterliegt der Expropriation zu Gunsten des Bergbaus. Die Grubenbesitzer zahlen eine Abgabe an den

Staat, aber die Eisenbahnen auch. In den meisten Kohlenvereinen gehören die vorhandenen Gruben nur wenigen Eigenthümern, Genossenschaften oder Gesellschaften, unter denen eine Vereinbarung über den Verkaufspreis leicht ist. Concurrenz ist noch viel weniger vorhanden als bei Eisenbahnen, die auf Parallelbahnen gefaßt sein müssen. Man kann keine neuen Kohlengruben anlegen, wo keine Kohlen vorhanden sind. Dieselben sind für die Industrie ebenso nothwendig als die Eisenbahnen und sind in manchen Gegenden für den Hausgebrauch ganz unentbehrlich. Hier liegt also auch ein tatsächliches Monopol vor, und doch wird es keinem Staat einfallen, die Kohlenpreise gesetzlich festzustellen. Im Gegentheil hat Preußen die früher bestandenen Beschränkungen und Bevormundungen des Bergbaues aufgehoben. Wollte der Staat jemals eine Heruntersetzung der Kohlenpreise erzwingen, so müßte jedenfalls den Besitzern der Kohlengruben volle Entschädigung gewährt werden.

Handelt es sich um eine durchgreifende Regulirung, besonders um die Vereinfachung der Tarife, vorläufig noch ohne allgemeine starke Herabsetzung derselben, so werden doch einzelne Ermäßigungen unvermeidlich sein. Man muß sich daher darüber klar werden, nach welchen Grundsätzen die Frachttaxe festzustellen und ob für sämtliche Bahnen ohne Ungerechtigkeit ohne weiteres dieselben Tarife angewendet werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die orthographische Guillotine.

Es waren merkwürdige Tage für mich, der 4. bis 15. Januar d. J. Ich wohnte einer Versammlung bei von friedlichen, zu friedlichem Thun berufenen Männern, bei denen die Neigung zu revolutionären Acten bis dahin nie hervorgetreten war. Aber gegenseitiger Zuspruch hatte sie bestärkt und den Muth kühner Thaten geweckt. Das Machtgefühl, das stets vom grünen Tisch ausgeht, wirkte begeisternd. Das entschiedene Aufräumen schien mehr und mehr Pflicht zu werden. Mit der Ausübung der Macht wuchs die Lust; die Entschiedenheit wurde zur Unerbittlichkeit; die Unerbittlichkeit steigerte sich zur Grausamkeit: — und eine Anzahl unschuldiger, harmloser Existenzen sahen sich plötzlich bedroht, proscribirt, vernichtet. Allerdings nur durch Decrete, welche vorläufig nicht tödten können, aber zu tödten doch den erklärten Willen haben . . .

Ich spreche von der orthographischen Conferenz, welche kürzlich in Berlin tagte und deren Mitglied zu sein ich die Ehre hatte. Auf der Proscriptionsliste standen die Dehnungszeichen der deutschen Rechtschreibung, die doppelten Vocale und das Dehnungs-h.

Die Herren hatten größtentheils jeder für sich vorher die friedlichsten Erklärungen abgegeben. Auch in der Generaldebatte wurde das Wort maßvoll von allen Seiten und in allen deutschen Aussprachen ehrfürchtig wiederholt. Aber bei der Specialdiscussion ergab sich, daß die Begriffe, welche jeder mit dem Worte Maß verband, sehr verschieden waren. Die Beschlüsse wurden mit wunderbar wechselnden Majoritäten gefaßt, das Schicksal der Wörter hing oft an einem dünnen Faden, mitunter mußte der Vorsitzende den Ausschlag geben. Zuletzt zog die orthographische Guillotine lustig durch das Wörterland und die Dehnungszeichen rollten in den Staub mit einer Präcision und Sicherheit, daß es ein wahres Vergnügen war.

Mein verehrter Colleague, Professor Rudolf von Raumer aus Erlangen, dessen Principien seit lange die orthographische Bewegung beherrschen, hatte die Vorlage ausgearbeitet, nach welcher beraten werden sollte: ein wirklich durchaus maßvolles Werk, das sich, wäre es publicirt worden, gewiß des allgemeinen Beifalles zu erfreuen gehabt hätte.

Daß die orthographische Reformbewegung auf eine Einschränkung der Dehnungszeichen gerichtet sei, deren Entbehrlichkeit in vielen deutschen Wörtern zu Tage liegt, war längst allen Einsichtigen klar. Es handelte sich nur darum, eine vorläufige Grenze zu finden, einen Abschluß, bei dem man sich für einige

Zeit oder für immer beruhigen könnte. Raumer hatte das Schwanken größtentheils im Sinne der Vereinfachung geregelt und das, was noch nicht schwankte, unberührt gelassen. Die Vorlage, so wie sie war, fand ich für meinen Geschmack eher zu conservativ: denn das unsinnige th, das Herr von Raumer nur wenig beschränkte, war ich entschlossen, so viel an mir lag, zu beseitigen.

Über der Raumer'schen Vorlage waren Erläuterungen beigegeben, und darin wurden wir durch den Vorschlag überrascht, die Dehnungszeichen im allgemeinen nach a, o, u, ä, ö, ü zu beseitigen, nach e und i aber zu belassen: ja beim e wurde sogar noch Scheere, bescheeren geschrieben; also das Schwanken nicht im Sinne der Vereinfachung, sondern im Sinne des Rückschrittes gegen den überwiegenden und fast durchgedrungenen Gebrauch entschieden. Bei den dunklen Vocalen also Revolution, bei den hellen Reaction. Doch war eine Anzahl von Wörtern von der Umwälzung ausgenommen, hauptsächlich damit gewisse Unterscheidungen, wie zwischen war und wahr, waren und wahren, Wagen und Waagen (Mehrzahl von Waage), Uhr und Ur, Mohr und Moor (oder Mor, wie nun vorge schlagen wurde), uns nicht verloren gingen.

Diese zweite Vorlage, so muß ich sie nennen — denn tatsächlich wurde sie der Debatte und Abstimmung zu Grunde gelegt —, davon ist alles Unheil ausgegangen. Sie hat die revolutionären Tendenzen erst ermuntert und in's Leben gerufen. Nur, wie es zu gehen pflegt, die entfesselten Geister waren von dem, der sie beschworen, selbst nicht mehr zu bändigen.

Schon in der ersten Lesung beseitigte man das aa, oo beinahe ganz. Das erste Wort, das mit dem Doppelvocal erhalten blieb, war Nas. Bei der zweiten Lesung wurde auch dieses noch über Bord geworfen. Anderen Wörtern ging es umgekehrt: das Wort Ruhm verlor sein h bei der ersten Lesung, bei der zweiten wurde der Unterschied von Rum wiederhergestellt und die Gefahr beseitigt, daß in Pauli erstem Korintherbrief künftig gelesen werden könnte: „Euer Rum ist nicht sein“.

Im Ganzen sind nur wenige Wörter mit dunklem Vocal und Dehnungszeichen in der bisherigen Gestalt übrig geblieben, aber immer noch einige — das bekannte kleine Häuflein, das mit Mühe sein Leben rettet in den blutigen Schlachten der Sage, um die Nachricht von einer schrecklichen Niederlage nach Hause zu bringen. Da stehen sie nun, Ruhm, Uhr, Boot und Uhr, und trauern um die gesunkene Herrlichkeit ihres einst so mächtigen Geschlechts und stimmen „die Klage“ an nach „der Nibelunge Noth“.

Der Beschluß über die Dehnungszeichen war bei weitem der wichtigste, welcher gefaßt wurde. Auch derjenige, der am meisten die Leidenschaften erregte. Es war eine Revolution, vielleicht eine Revolution im Glase Wasser, aber doch begleitet von allen Kämpfen und Gemüthsbewegungen einer wirklichen Revolution. Auch die Phantasie war schließlich aus ihrem normalen Zustande herausgetrieben und in eine extraordinäre Schwirgung versetzt. Kaum weiß ich daher, ob ich jetzt noch im Stande bin, ein getreues Bild von den einzelnen Vorgängen zu entwerfen. Aber jedenfalls, seit die Stürme unmittelbarer Eindrücke sich gelegt haben, blicke ich nicht ohne humoristisches Behagen darauf zurück.

Von 10 bis gegen 4 Uhr haben wir jeden Tag gefessen, sogar am Sonntag, dem 9. Januar, mit der kurzen Unterbrechung von je einer halben Stunde, der sogenannten Frühstückspause. Die Orthographen außerhalb der Conferenz traten uns in dieser Pause nahe; man könnte sagen: das orthographische Volk umlagerte schon das Haus und mit jener ungebrochenen Frische, welche wir durch mehrstündiges Berathen eingebüßt hatten, suchte es uns bald für diese bald für jene Meinung zu bearbeiten, wenn wir uns nicht durch die Flucht in ein anderes Local rasch der Nachstellung entzogen. Dann, nach gethauer Hauptarbeit, bei Tische, natürlich die unvermeidlichen Fragen der Laien, die Mütter wollten wissen, wie künftig ihre Kinder schreiben müßten: daß sie selbst sich nicht mehr zu Aenderungen ihrer Orthographie bequemen würden, das stand ihnen ziemlich fest. Die Männer

der Deffentlichkeit wogen sorgfältig ab, ob sie es ihrem politischen Standpunkt schuldig seien, für den radicalen Fortschritt oder für den mäßigen Fortschritt oder für den Stillstand in der Orthographie zu stimmen. Die Aufregung ergriff immer weitere Kreise, Zeugniß dessen die zahlreichen gedruckten und ungedruckten Zuschriften und Sendungen, welche an die Conferenz gelangten. Eine sittige deutsche Jungfrau aus Berlin, wir wollen sie Emma Böhlke nennen, verlangte von uns, wir sollten Schrift und Aussprache in Einklang bringen und dafür sorgen, daß entweder Schein geschrieben oder S-tein gesprochen werde. Ein Bajoware, der sich schlechtthin „Thumjer“ nennt, ohne Vornamen, hatte es auf unsere arme deutsche Schrift abgesehen, welche nach ihm in den Klöstern, „wo die größte Unsitlichkeit herrschte“, mißbildet worden ist. Sogar unanständige Buchstaben seien zur allgemeinen Sittenverderbnis geschaffen worden, und was für Unanständigkeiten er im ß, im q, im Q entbeckt, das gebietet leider der Unstand zu verschweigen: das ß steht nach seiner Meinung aus „wie Einer der erhängt ist“ und auch das Erhängtsein scheint er für eine unanständige Handlung zu halten. Für das Schreiben stellt er folgende einfache Regel auf: „Der Schüler schreibe, wie der Lehrer spricht; der Lehrer spreche, wie die Reichsregierung schreibt; die Reichsregierung schreibe, wie der Reichstag beschließt!“ Man sieht wenigstens, daß „Thumjer“ sich rühmen darf, kein bairischer „Patriot“ zu sein: denn er will die Competenz des Reichs erweitern.

Die Stunden nach Tische und der spätere Abend wurden oft noch ganz orthographisch zugebracht, theils mit Commissionsberathungen, theils mit einsamer Gewissensforschung, theils mit orthographischer Geselligkeit, wo dann wieder in größerem Kreise die Gegenläge verhandelt wurden: jeder warb für seine Meinung, jeder hörchte angeblickt auf die Meinung des Publikums; jeder aber scheint nur gehört zu haben, was ihm paßte — ich wenigstens kann versichern, daß mir aus den Kreisen der Berliner Gelehrten und Schriftsteller nur conservative Meinungen zu Ohren gekommen sind. Den meisten gegenüber fühlte ich mich noch als einen rothen Radikalen.

Wenn man die besten Tagesstunden orthographisch occupirt war, wenn man sich mit Orthographie zu Tische setzte, wenn man mit Orthographie zu Bette ging und aufstand, so war es kein Wunder, wenn auch unorthographische Träume eine Seltenheit wurden und die Phantasie am hellen Tage, selbst im Sitzungs-saale, von orthographischen Gespenstern erschreckt wurde. Einige Collegen wollten Geister gesehen haben. Der eine erblickte Grillparzer, welcher mit einer, in seinem Charakter gar nicht begründeten Festigkeit die Schreibung Ließ verlangte: es konnte ihm nur **L** gewährt werden, das **ß** wurde in **s** verwandelt. Einem andern erschien der große Philologe Moriz Haupt, welcher gegen das überflüssige **t** in seinem Vornamen protestirte: „doch er ward ausgepfiffen“. Auch der Olympier unserer Literatur bewegte sich ein paar Mal durch den Raum und betrachtete mit großem staunendem Auge das orthographische Mordinstrument, das vor seiner majestätischen Gestalt sofort respectvoll in eine Ecke zurückrollte. Auch schien er für sich ganz unbesorgt und sprach ruhig vor sich hin seinen alten Vers:

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Doch Jedermann protestirte laut, daß das bloße Buchstaben-sparsystem vom Uebel und gewiß nicht beabsichtigt sei. Auch wurde das **oe** und sogar das **th** in Goethes Namen durchaus hochachtungsvoll behandelt, niemand schlug Götze vor, obgleich man Götzen und gotisch zu schreiben entschlossen war.

Ebenso wurde der orthographische Raupenhelm, das officielle **y** in dem Worte Bayern, mit tactvoller Scheu als außer Discussion erklärt. Wie man denn überhaupt allen officiellen oder officiösen Schreibungen mit weiser Enthaltfamkeit begegnete. Dem Worte Regierung wagte man kein **e** nach **i** nicht zu nehmen, so sehr man dazu Lust hatte. Auch das theoretisch richtige **tt**

in dem Worte Rabinett wurde nur mit bedenklichen Mienen zugelassen. Für die militärischen Fremdwörter erhielt der augenblickliche Gebrauch der Generalstabsoffiziere ungetheilte Bestimmung. Nur die Post, welche doch mit so anerkanntem patriotischem Eifer todte Fremdwörter über die Grenze befördert, fand nicht das gleiche Entgegenkommen: Dr. Daniel Sanders stritt in wiederholten Anläufen vergeblich für das officielle **t** in Paket, trotz St. Stephan wurde Paket beschlossen.

Der Respekt vor dem Raupenhelm erstreckte sich nicht auf alle süddeutschen Forderungen. Dem Abgeordneten für Württemberg konnte sieng, gieng, hieng leider nicht als berechtigte Eigenthümlichkeit zugestanden werden. Auch einige andere unserer süddeutschen Empfindlichkeiten durften nicht immer geschont werden, denn: „In der Logik und im richtigen Deutsch bin ich dir über“, sagt der Norddeutsche zum Süddeutschen, frei nach Dunkel Bräsig ...

Mit näheren Details möchte ich hier meine Leser nicht behelligen. Sie wissen längst aus den Zeitungen, daß die Minorität in der Hauptfrage aus Dr. Sanders, Dr. Toeche und dem Unterzeichneten bestand. Diese Minorität kämpfte im wesentlichen für den bisherigen Gebrauch, wie ihn Herr von Raumer in seiner eigentlichen Vorlage fixirt hatte. Sie berief sich auf die Achtung, die wir dem Bestehenden, auf die Treue, die wir unserer Vergangenheit schuldig seien, auf die Autorität außenstehender Gelehrten, wie Müllenhoff, und vieler außenstehender Schriftsteller, wie Auerbach, Lasker u. a. Sie wollte die gesonderte Behandlung der hellen und dunklen Vocale nicht anerkennen und fand es mißlich, eine neue Regel aufzustellen, welche doch wieder neue Ausnahmen erfordere ...

Zu unserer großen Genugthuung hat zuletzt auch eine Majorität von neun Mitgliedern unter Führung des Herrn von Raumer die großen von uns betonten Schwierigkeiten der beabsichtigten tief einschneidenden Reform anerkannt, indem sie den Beschluß faßte: zu den ursprünglichen Vorschlägen Raumers zurückzukehren, falls die Durchführung der weitergehenden Neuerungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollte. Damit war denn in der That schließlich noch ein maßvolles Votum zu Stande gekommen, das auch wir mit Freuden begrüßen konnten.

In der Frage des **th**, welche mit dem Dehnungs-**h** und den Vocalverdoppelungen durchaus nicht zu vermengen ist, mußte ich mich von Herrn Dr. Sanders leider trennen. Ich würde die Abschaffung des **th** in allen ursprünglich deutschen Wörtern als einen großen Fortschritt und als eine große Erleichterung unserer Orthographie ansehen. Es wäre ein Fortschritt ganz ähnlicher Art und fast ebenso leicht (weil die Regel ausnahmslos gilt), wie seinerzeit die Abschaffung des **h** in deutschen Wörtern. Doch stelle ich auch hier die Einigung höher als die Reform, ich würde mich eher auch in diesem Punkte Herrn Dr. Sanders anschließen, als den weitgehenden Beschläffen der Conferenz über die Dehnungszeichen. Ich begegne mich in dieser Gesinnung mit Herrn Dr. Sanders selbst, der sich umgekehrt eventuell in die Abschaffung des **th** fügen zu wollen erklärte.

Es wird sich darüber ja noch weiter berathen und auch kämpfen lassen. Einstweilen lege ich mir dieses friedliche Erinnerungsbild auf das frische Grab — ich wollte sagen des Dehnungs-**h**s. Aber ich besinne mich, daß es recht eigentlich nur mit Einem Fuß im Grabe steht, das **h** nach **e** und **i** ist noch lebendig — wer weiß, ob nicht die andere Hälfte auch wieder lebendig wird und das Ganze noch einige Decennien zur Freude pietätvoller deutscher Herzen in unseren Texten ebenso fest steht, wie zu Goethes Zeit. Möge also die Wörterquillotine ihre Arbeit vorläufig — nur auf Probe gethan haben.

Straßburg, 2. Februar 1876.

Wilhelm Sacher.

Literatur und Kunst.

Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien.

Von S. N. Richter.

Am 17. Februar 1876 feiert das berühmte Kunstinstitut, das Hofburgtheater, seinen hundertsten Geburtstag. An diesem Tage vollendet sich nämlich ein Säculum, seitdem eine kaiserliche Verordnung das deutsche Schauspiel in ein „Hof- und Nationaltheater“ verwandelte. Wie fast alle Errungenschaften des modernen österreichischen Staatslebens, so kann auch das deutsche Schauspiel in Wien seine Entstehung von jener ruhmwürdigen thesesianisch-josephinischen Epoche datiren, in welcher das mittelalterliche feudale Conglomerat von Erblanden des römisch-deutschen Kaisers sich in einen Culturstaat verwandelte. Die heiteren Künste wurden erst heimisch in den Tagen Karls VI.; aber ihre edleren Formen zeigten sich nur dem Hofe und der Adelsgesellschaft, welche in Metastasio ihren Poeten sahen, dem sich italienische Compositoren, Sänger und Tänzer zur Verfügung stellten. Das Volk belustigte sich an Thierheken, Marionetten, Gauklern. Sie und da zeigten sich reisende Schauspielertruppen auf Jahrmärkten und führten biblische Historien, Haupt- und Staatsactionen auf. Die Nachbarschaft Italiens machte, daß in Oesterreich die italienische Arlequins-Komödie mit Improvisationen heimisch wurde. Sie erlangte hier ihre Ausbildung in deutscher Sprache und trat von Wien aus ihren Rundgang durch ganz Deutschland an. Der Wiener Hannswurst machte Schule und beherrschte noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutschen Bühnen, zur Zeit als in Wien schon seine letzte Stunde geschlagen hatte. Aus dem literarischen Nachlasse des Hofraths Reichmann kennen wir Böbbelins Schilderung der Berliner deutschen Bühne von 1766: „Hannswurst und alle Tage Hannswurst“. Und Nicolai, Ramler, Mendelssohn, Lessing unter den Zuschauern. Friedrich der Große sendet den Breslawern zum Divertissement eine Gesellschaft von Intermezzo-Spielern 1768 und kündigt dies dem General Tauenzien ganz besonders an. Prof. Kuzen versichert uns, wie sehr der Wiener Schuch, ein entlaufener Mönch, den Breslawern gefallen.

Seit 1615 begegnen wir deutschen Theaterunternehmern in Wien, die in Bretterbuden oder in Hofräumen größerer Häuser spielten. Das erste stehende Theater deutscher Schauspieler befand sich in einer Holzbude auf dem Mehlmärkte (jetzt Neumarkt, wo Hotel Münch und der monumentale Brunnen Donners). Die italienischen Gesellschaften der Calberoni, Sebastien, Scio, Ristori hatten den Vortheil in den Ballhäusern zu spielen. Der letztgenannte Impresario bewog eine Truppe deutscher Schauspieler, ihr Glück abwechselnd mit seiner Gesellschaft in dem Ballhause in der Teinfaltstraße mit deutschen Komödien zu versuchen. Im Jahre 1708 ließ der Magistrat für die Gesellschaft des Ristori nächst dem Kärlnerthore einen Theatersaal bauen. Die historische Truppe ging bald auseinander und die deutschen Komödianten nahmen von diesem neuen Theater Besitz und verließen ihre Bude auf dem Mehlmärkte für immer. Es stellten sich wohl später italienische Gäste, wie 1718 die Truppe des Danese ein, welche abwechselnd mit den deutschen Komödianten spielte; allein diese Begierden hatten jetzt das bürgerliche Publicum dauernd gewonnen. Die Seele der deutschen Komödie war Stranitzky; er spielte schon seit Langem (seit 1706 oder 1708) den Arlequino und schwang die Britische oder den „hölzernen Gal“ zum größten Ergötzen seines Publicums. Nun zog er den italienischen Narren aus und erfand eine deutsche Figur mit einem deutschen Kleide. Er brachte zuerst einen Salzburger Bauer oder den Hannswurst auf die Bühne und schuf einen Typus, der sich behauptete. Dieser Schöpfung folgte die Nachahmung auf dem Fuße; bald tummelte sich ein Haufen lustiger Charaktere auf der Bühne, nicht unähnlich jenen Typen der italienischen Farce (Neapolitaner, Bergamaske, Römer etc.), deren

Geschichte fast ehrwürdig ist. Es kamen die Bernardon, Rüppl, Roldl (Leopold), Peterl, Kasperl, Jaderl, Burlin, Lipperl. Stranitzky hatte großen Zulauf, bereicherte sich derart, daß er zwei Häuser in Wien erwerben konnte. Bis zu seinem Tode 1728 blieb er das Haupt der Gesellschaft. Zwei Jahre vorher verschrieb er sich den berühmten gewordenen Preshauser, einen geborenen Wiener, der kurze Zeit neben ihm zweite Rollen spielte, später das Hannswurstkleid seines Principals anzog. Er schrieb extemporirte Komödien, d. h. Scenerien, die durch Improvisationen ausgefüllt wurden und zeigte ein derart bedeutendes dramatisches Talent, daß der Schauspieler Müller, der Freund Lessings, sich zu der Aeußerung bestimmt fühlt, Preshausers Begabung hätte der Hannswurstjacks nicht bedurft, um wirksam zu sein. Preshauser war aber nicht Director oder Pächter, wie vielfach behauptet wird. Die Direction wurde vielmehr an Borosini und Sellier mit einem 20jährigen Privilegio verliehen. Diese führten Singspiele und italienische Opern ein, welche abwechselnd mit der deutschen Komödie aufgeführt wurden. (Als Schauplatz dieser Darstellungen wird in einigen alten Drucken ein Haus auf dem Franziskanerplatze erwähnt.) Der Ruf der Wiener Burleske war um jene Zeit ein weit verbreiteter, die Wiener Possenpiele fanden allenthalben in Deutschland Nachahmung. Inzwischen hatte in Mitteldeutschland bereits jener Reinigungsproceß der Bühnen begonnen, der an die Namen Gottsched und Caroline Neuber geknüpft ist. Das große Ansehen Gottscheds, der ja in Wien viel galt und einen Augenblick lang sogar für das Amt eines Erziehers der Kinder Maria Theresias in Aussicht genommen war, bewirkte, daß man am Kaiserhofe der deutschen Bühne nunmehr ein Augenmerk zuwendete. Im Jahre 1737 hatten die deutschen Schauspieler zum ersten Male die Ehre genossen, vor dem Hofe zu spielen, und von dieser Zeit wurden sie alljährlich einige Male berufen, einzelne Stücke vor der Kaiserfamilie und dem geladenen Adel darzustellen. Im Jahre 1741 wurde an Stelle eines Ballhauses ein Schauspielhaus in der Wiener Burg erbaut. Dieses Burgtheater wurde 1756 erweitert und erhielt 1760 seine gegenwärtige äußere Gestalt mit dem Fronton gegen den Michaelerplatz. Die Berichte über die Benutzung dieser Bühne durch die deutschen Komödianten weichen unter einander ab. Die meisten Geschichtswerke über Wien lassen die deutschen Schauspieler von dieser Hofbühne ausgeschlossen sein und beschränken sie auf das Kärlnerthortheater, das sie mit der italienischen Oper theilten. Nach ihnen wäre das Hofburgtheater ausschließlich den französischen Schauspielern verblieben, bis im Jahre 1761 nach dem Brande des Operntheaters die deutschen Komödianten ihren Einzug in die Burg hielten, um deren Bühne mit den Franzosen zu theilen. Nach Berichten der Theatergeschichte hätte die deutsche Gesellschaft des Kärlnerthortheaters zeitweise, abwechselnd mit den Franzosen, auch vor 1761 in der Burg gespielt (?).

Wichtiger ist die innere Geschichte des deutschen Schauspiels in Wien. Da steht es nun fest, daß bis zum Jahre 1747 die Burleske ungestört und unumschränkt herrschte. Ein Wendepunkt trat ein, als der Schauspieler Weidner es durchsetzte, daß 1747 ein regelmäßiges studirtes Stück „Die Allemannischen Brüder“ von Krüger gegeben wurde. Der Erfolg war durchschlagend, das neue Stück wurde oft, und mit Beifall gegeben, das Interesse für die regelmäßigen Stücke, welche „draußen im Reiche“ dargestellt wurden, stieg und als im folgenden Jahre 1748 die Truppe der Neuberin in Leipzig sich auflöste, engagirte Director Sellier mehrere Mitglieder derselben, Koch und die Köchin, Seydlich und die junge schöne Lorenzin nach Wien für studirte Stücke. Sie, die Jugendliebe Lessings, (über welche ich in meinen „Geistesströmungen“, Berlin 1875, eine eingehende Charakteristik geliefert habe) sprach mit Preshauser, Weiskern, Weinhaus um die Wette ex tempore und zwar „mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und bündiger Suada“; aber ihr edler Anstand, ihre schöne Erscheinung und das sympathische Organ fesselten den besseren Theil des Publicums an das regelmäßige Stück. Ihr Auftreten in der Comédie larmoyante wurde zum Magnet für den Theaterbesuch; das Modestück jener Zeit „Der poetische Landbedelmann des

Destouches" rührte die Herzen. Sie brachte Lessings Miß Sarah Sampson in einer von ihr gemachten Bearbeitung auf die Bühne und durch ihren Einfluß Diderots „Hausvater" in der Lessing'schen Uebersetzung zur Darstellung. Jetzt gab es an zwei Tagen der Woche regelmäßiges Schauspiel, Dienstag Lustspiel, Donnerstag Trauerspiel. In den übrigen Tagen herrschte die Stegreiffkomödie. Das Wiener Theater hatte die Erbschaft der Neuberin übernommen, und einen Augenblick dachte Lessing daran nach Wien überzusiedeln, zum großen Schrecken seines Vaters, des Pastor primarius. Sellier, der allein die Direction geführt, erhielt einen Nachfolger in dem Freiherrn von Loprasti, dem Unternehmer der wälschen Oper, dieser mußte aber, nach kurzer Zeit, schon 1752, die Direction beider Theater aufgeben. Maria Theresia widerrief das Privilegium, hielt jedoch die bisherigen Unternehmern schadlos, übergab die Aufsicht dem Magistrate, der eigene Commissäre bestellen sollte. Der Magistrat übertrug die Direction dem aus dem „Reiche" eingewanderten Buchdrucker Leopold von Ghelen und die Kaiserin gab zwei Cavalieren, den Grafen Durazzo und Esterhazy, die Oberaufsicht. Ansehnliche Summen für die Ausstattung der Schauspiele wurden angewiesen und der Stadtverwaltung Versicherung gegeben, etwaige Verluste zu vergüten. Im Juni 1754 wurde die Leitung des Theaters dem Grafen Durazzo ausschließlicly übertragen. Dieser, ein Italiener, der deutschen Sprache nicht mächtig, begünstigte das deutsche Schauspiel nicht, benützte jedoch hie und da den Rath Stephanies des Älteren. Die Concurrenz der französischen Schauspieler in dem neuen Burgtheater wurde immer drückender und der Hannswurst behauptete seinen Platz. Die Unflätigkeiten wurden immer unerträglich; die Censur sah sich den Extempores gegenüber machtlos. Der Geschmack an studirten Stücken blieb immer noch auf einzelne Kreise beschränkt, bei der großen Menge feierte jener Zeit Kurz als Bernardon die größten Triumphe, ja er stellte sogar Breuhäuser in den Hintergrund. Aber schon regten sich in Wien „Gottschedianer" Scheib, Wächtler, Duandt, Engelschall, Heyden, Niegger, Petrasch. Scheib, ein persönlicher Freund Gottscheds (Verfasser einer Theresiade), veröffentlichte seine weitläufige Abhandlung wider den Hannswurst in dem „Allerneuesten der Gelehrsamkeit". Engelschall schrieb 1760 „Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne" und trat mit allem Freimuth, jedoch ohne Erfolg auf. Bis 1764 dauerte der Kampf dieser Streiter für den guten Geschmack. Im Jahre 1765 trat eine Wendung zum Besseren ein. Kaiser Franz I., der Gönner der französischen Kunst, war (1765) gestorben; Joseph II. wurde zum Mitregenten der Kaiserin ernannt. Das deutsche Schriftthum wurde durch Gellert populär; die Anacreontiker fanden Eingang. Die literarischen Kräfte vereinigten sich zu einer „deutschen Gesellschaft" und Klemm, der Vater der österreichischen Journalistik, der seit 1762 hartnäckig gegen den französischen Ubel für die Pflege der deutschen Muttersprache in der Wochenschrift „Die Welt" gestritten hatte, eiferte mit verdoppelter Kraft gegen Hannswurst, Bernardon und Colombine und die unflätige Muse, welche an Hafner einen dichterischen Jünger gefunden hatte, gegen welchen auch Bob satirisch zu Felde zog. Ahrenhoff schrieb ein deutsches Trauerspiel in Versen, das gefiel und im Verlaufe eines Jahres (1766) drei Auflagen erlebte. Zu Heufeld hat Wien mit einem Male auch einen Originaldichter, dessen Lustspiele „Der Geburtstag", „Die Haushaltung nach der Mode", „Der Liebhaber nach der Mode", „Julie", „Der Bauer aus dem Gebirge" gefielen, auch in Hamburg zur Aufführung kamen und von Lessing in der „Dramaturgie" eingehend gewürdigt wurden. Wirkamer als all diese wohlgemeinten Bestrebungen waren die im Jahre 1767 erschienenen „Briefe über die Wienerische Schaubühne" von Sonnenfels. Sonnenfels war einer der Träger der Ideen der „Aufklärung" und wurde in seinen politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen sowohl vom Staatsrathe Gebler (der selbst dichtete und als enthusiastischer Lessing-Verehrer bekannt ist), als vom Staatskanzler Fürsten Kaunitz und von van Swieten wirksam bei der Kaiserin unterstützt.

Ein junger Bankier, Namens Bender, hatte die Direction übernommen, der übertrug die Aufsicht dem Lustspiel-dichter Heu-

feld und nahm den Literaten Klemm als Theatersecretär auf. Die Sache schien sich auf das beste anzubahnen, als Bender nach wenigen Monaten die Direction niederlegte und der Oberstlieutenant Affligio als Pächter eintrat. Heufeld wurde beurlaubt, Klemm legte sein Amt nieder. Der Gaukler Bernardon (Kurz) stand wieder oben auf. Da begann nun ein allgemeiner Sturm auf gegen Affligio; Gebler, Sonnenfels eiferten in Denkschriften. Affligio hält wohl seinen Contract aufrecht, aber Sonnenfels wird Theatralcensor (1769). „Die Frage fällt völlig zu Boden, und ob es gleich noch eine Menge Fragenstücke auf unserer Bühne gibt, so haben dieselben nur einige Zuschauer und die guten Stücke immer einen vollen Hörsaal" — berichtet ein Zeitgenosse. Die Blicke von ganz Deutschland richteten sich auf das Wiener Experiment, Weiße in Leipzig, der allmächtige Dictator Klop in Halle geizen nicht mit ermunterndem Beifall. Die Kaiserin beantwortet die zweite Denkschrift Sonnenfels mit der Resolution, nach welcher „das Extemporiren auf ewig verboten" wird (1770). Bei aller Unterstützung von oben war die Sache nicht leicht; gegen Sonnenfels arbeiteten die Dunkel-männer, die Liebhaber der Stegreiffkomödie und die durch seine literarische Eliquentwirthschaft und boshaften Angriffe in die Opposition getriebenen Vorkämpfer des guten Geschmacks Klemm und Heufeld, die ihn zu Anfang 1769 in einer auf ihn gemünzten Komödie: „Der auf den Barnab ver setzte grüne Hut", in welcher Hannswurst am Schluß unter allgemeinem Beifall gekrönt wird, dem Hohne preisgegeben hatten. Um so energischer war Sonnenfels. Die Bühne wurde nach den Ferien 1769 mit einem einactigen allegorischen Drama „Das Gericht Apollons oder das bestrafte Urtheil Bindobouens", worin gleichsam das vernichtende Urtheil über die ganze Vergangenheit des Wiener Theaters ausgesprochen war, eröffnet. Deutsche Original Lustspiele wechselten nun mit Uebersetzungen beliebter französischer rührender Lustspiele. Nachfolgend das Repertoire der Bühne vom März bis 16. Juni 1769: „Der blinde Ehemann" von Krüger, „Julie" von Heufeld, „Graf von Dabach" von Brandes, „Verwechslung" von Voltaire, „Alzire" von Voltaire, „Mhoggyn" von Lessing, „Stumme Schönheit" von Schlegel, „Der poetische Landadelmann" von Destouches, „Nanine" von Voltaire, „Zaire" von Voltaire, „Nanine", „Der Schein trügt" von Brandes, dasselbe, „Sehende Blinde" von Le Grand, „Nanine", „Pamela" von Goldoni, „Crispus" von Weiße (wiederholt), „Der Furchtsame" von Hafner, „Canut" von Schlegel (wiederholt), „Mhoggyn", „Böhlthaten unter Anverwandten" von Klemm (wiederholt), „Die Schottländerin" von Voltaire (wiederholt), „Der Mißtrauiche" von Weiße, „Lottchen" von Weiße, „Minna von Barnhelm" (seit 1767 Cassastrück), „Der Triumph der guten Frauen" von Schlegel. Staatsrath Gebler berichtet: „Die Denkungsart hat bis auf den gemeinsten Pöbel sich augenscheinlich geändert, so daß ein Impressario mit Hannswurst und Bernadoniaden, ja sogar mit besseren Fragen, die auswärts noch Beifall finden, jetzt sein Glück in Wien schlecht machen würde" (1770). Einen Augenblick lang dachte man daran, noch vor der Anstellung Sonnenfels Lessing als Dramaturgen und Theaterdichter mit einem Jahresgehalt von 3000 Gulden nach Wien zu berufen. Später wurde der Plan ernsthaft wieder aufgenommen, als Lessing mit Klopstock an die Spitze einer zu gründenden deutschen Akademie treten sollte. Die Schauspielgesellschaft wurde durch viele vortreffliche Kräfte sehr gehoben; einzelne Aufführungen waren nach dem Urtheile der Eva König vollendet, und der Geschmack des Publicums jener Zeit spricht sich in den Lessing bei seiner Anwesenheit in Wien im Theater dargebrachten lärmenden Ovationen deutlich genug aus. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Schauspieler selbst, und darunter jene, die 20 Jahre lang in der extemporirten Komödie mitgewirkt, glänzende Proben eines schlagfertigen Geistes gegeben und lauten Beifall geerntet hatten, offer als Gegner der Burleske auftraten, mehrfach Schritte gegen Affligio unternahmen und an der Opposition mitarbeiteten so lange und so thätig, bis der Mitregent, Kaiser Joseph II., das Theater aus den Händen der Pächter nahm. Am 17. Februar 1776 erschien die Verordnung, „daß der Kaiser das Theater nächst der Burg zum Hof- und National-

theater erhebe und daß von nun an nichts als gute und regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen aus andern Sprachen darin aufgeführt werden sollten“. Der Obersthofmeister Fürst Rhevenhiller-Metsch verkündigte den versammelten Schauspielern die Grundsätze, welche fortan maßgebend sein sollten, und gab dabei zu bedenken, daß jetzt das Studium, das Memoriren der vielen Novitäten sehr schwierig sein werde. Da trat die Weidner — diesen Namen führte jetzt die Jugendgeliebte Lessings — vor und hielt im Namen aller Schauspieler eine Ansprache, in welcher sie auf die bitteren Kränkungen hinwies, welche die Acteurs von den Pächtern bisher erdulden mußten und betonte es nachdrücklich und dankbar, daß die Kunst durch den Schutz, den ihr der Kaiser angedeihen lasse, geabelt werde. Das Theater wurde ein kaiserliches Institut und sah sich als die Nationalbühne für Deutschland an. Engel in Berlin, Lessing in Wolfenbüttel, Schröder in Hamburg, Weiße in Leipzig wurden aufgefordert, Vorschläge zu machen, und der Schauspieler Müller besuchte diese erfahrenen Schriftsteller als Abgesandter des Kaisers. Er prüfte die Kräfte fast aller Bühnen Deutschlands und schloß Engagements mit trefflichen Künstlern. Im Januar 1777 kehrte Müller von seiner Reise zurück. Sofort wurden die Lessing'schen Vorschläge genehmigt, Lantionem festgesetzt, Weiße, der an dem Sitze des Buchhandels lebte, mit dem Ankauf von Büchern, Zeichnungen, Kupferstichen beauftragt. Deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutscher Geschmack, deutsche Kunst sollten sich an diesem Nationaltheater erheben. Mit Stolz sah Joseph II. — wie der Schauspieler Lange in seiner Autobiographie berichtet — auf seine Schöpfung. Großmüthig setzte er die Eintrittspreise herab, um auch die unteren Stände heranzuziehen. Ballet und italienische Oper hörten auf. Der französische Adel demonstirte, die Logen blieben anfangs unverpachtet. Aber Joseph II. sagte: „Sie werden schon kommen die Cavaliere“ — und sie kamen, und ihre Enkel segnen noch heute, selbst diejenigen, welche den Aufklärungsphilosophen auf dem Throne sonst nicht in geschichtlichen Ehren halten — die Feudalen — diese Schöpfung des Monarchen!

Ich habe im Vorstehenden ausführlich die Entstehung des Burgtheaters erzählt, weil die Anfänge dieses berühmten und einflußreichen Instituts wenig bekannt und sämmtliche mir bekannt gewordenen historischen Darstellungen an bedentlichen Irrthümern leiden. Ich könnte meine Abhandlung hier füglich abbrechen, weil es nicht in meiner Absicht und in meinem Verufe liegt, eine Geschichte des Burgtheaters zu schreiben oder eine ästhetische Charakteristik seiner Leistungen zu bieten. An dieser Stelle tritt ja Laubes Geschichte des Hofburgtheaters willkommen ein. Für den Zustand unseres Theaters um das Jahr 1780 besitzen wir ferner in Schröder (vgl. Schröders Biographie von Meyer) einen klassischen Zeugen, der über die schauspielerischen Kräfte, denen er sich zugesellte, über die Theilnahme des Fürsten Rannitz und Josephs II. uns die erwünschtesten Aufschlüsse gibt, und von der Empfänglichkeit und dem Kunstverständnis des Publicums, das er auch mit Shakespeare bekannt machte, in warmen Worten spricht. Aber wir erfahren auch, daß ein vielköpfiges Regiment, ein Ausschuß aus Schauspielern, der Kameraderie Thüre und Thor geöffnet, und endlich nach vier Jahren das Schröder'sche Ehepaar zwang, Wien zu verlassen. Bis zum Tode Josephs II. finden wir in dem Repertoire des Nationaltheaters keine wesentliche Veränderung; glänzende Schauspieler-talente versuchen sich an großen Aufgaben. Goethe und Schiller finden hier die würdigsten Interpreten. Die „Räuber“ aber waren Joseph II. zu herausfordernd, zu revolutionär — sie kamen erst 1851 auf die kaiserliche Bühne; „Kabale und Liebe“ im Jahre 1808, während „Die Verächter des Fiesco“, dieses echt republicaniſche Trauerspiel, sofort Einlaß erhielt. „Don Carlos“ blieb dem Nationaltheater ein Decennium unbekannt. 1790 starb Joseph II., der Schützer der dramatischen Kunst und der Künstler. Dem langjährigen Leiter der Bühne, dem Fürsten Rosenberg, dem Freunde des hingeschiedenen Monarchen, ward Graf Ugarte als Nachfolger gesetzt. Leopold II. machte die Künstler zu Hofbeamten und pensionsfähig. Nach zwei Jahren starb Leopold II. und es folgte Kaiser Franz. Die josephi-

nischen Theatergeſetze wurden aufgehoben; neue Verordnungen, von bureaukratischem Geiſte erfüllt, wurden den Schauspielern vorgelesen; die Künstler sollten die Satzungen unterschreiben. Lessings Freunde, die Weidner (einst Lorenzin) und Müller, der berühmte Just-Darsteller aus der „Minna“, wagten einen Protest. Vergeblich! Das Theater sollte in Pacht gegeben werden, es fand sich zum Glück kein Pächter. 1807 wurde das „National“-Theater in ein „Hofburg“-Theater verwandelt. Kogebue bestieg den theatralischen Thron, der richtige Poet für das Zeitalter des Philistries, des patriarchalischen Absolutismus, der heiligen Allianz Metternichs. Madame Weizenthurn — Schauspielerin auf dem Burgtheater — lieferte Stücke, die Ritterstücke gingen lärmend über die Bühne und bildeten die Abwechslung mit der Ffifland'schen Tageskost. Wie hausbuden diese Familiendramen auch sein mögen, sie haben der eigentlichen Schauspielkunst dankbare Aufgaben der Charakteristik geboten, die Genremalerei, die Kleinkunst hervorgerufen und die Schauspieler fein zu charakterisieren, das tägliche Leben studiren gelehrt. Aber wie barbarisch ging der Polizeistaat mit den Classikern um; wie empörend wüthete der Rothstift der Cenjur in den Meisterwerken Schillers! „War kein Obergarderobemeister da?“ hatte Ferdinand in „Kabale und Liebe“ zu rufen. Der „Präsident“ wurde ein „Bicedom“, Ferdinand war nicht Sohn, sondern Neffe. „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Unkel (!!) noch nie gehört worden ist.“ Der „Patriarch“ im „Nathan“ verwandelte sich in einen „Comthur der Hospitaliter“. An Interesse, an warmer Theilnahme fehlte es Kunst und Künstlern nicht. Weder Presse, noch Partei- und Vereinsleben, noch Parlament zogen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; die Bühne war die einzige Tribüne, neben ihr gab es keine, weder im Gerichtssaal, noch im Ständehause, noch sonst wo. Das Theater concentrirte alle Aufmerksamkeit; es versammelte die Gebildeten, bildete ihren Hauptgesprächsstoff; eine öffentliche Demonstration, eine Massenkundgebung konnte nur einer Fanny Elſner, einer Jenny Lind gelten. An der Spitze der belletristischen Journale — politische gab es nicht außer dem „Beobachter“, dem Organe Gengs und der Staatskanzlei, und der kaiserlichen „Wiener Ztg.“ — standen Gedichte auf Schauspieler und ihre hervorragenden Leistungen; die Theater-Revisionen hatten die Ausdehnung der Leitartikel. Und in der That glänzende Talente standen dem Burgtheater zu Gebote. Koch, Kooſe, Sophie Löwe, Caroline Müller, Sophie Schröder, früher die Adamberger (Theodor Körners Braut), der Heldenspieler Korn, Ludwig Löwe, Costenoble, Heinrich Anschütz. Mit diesen Kräften verschaffte Schreyvogel (von 1814—32) in dem Restaurationszeitalter dem Burgtheater eine tonangebende Stelle. Die Dramen der Classiker wurden dem Theater einverleibt, in Grillparzer fand sich ein Originaldichter von großer Wirkung, wie Schreyvogel selbst „Donna Diana“ bearbeitete, so brachte er den „Calderon“ zu Ehren, mehrere Stücke von Shakespeare, „Tasso“, den „Prinzen von Homburg“ zur Darstellung, setzte den „Wilhelm Tell“ und den „Götz“, zwei verhehmte Werke, bei der Behörde durch, Raupach, Houwald und Schenk lieferten Cassenstücke. Wilhelm und Fichtner traten zu den älteren Kräften hinzu — ein merkwürdiges Ensemble! Der Oberstkämmerer Graf Czernin beseitigte plötzlich den Schöpfer dieser Kunstblüthe, Schreyvogel, und gab ihm 1832 zum Nachfolger Deinhardstein. Deinhardstein bezeichnet einen Rückschritt des Burgtheaters, nicht in Bezug auf die Schauspielkräfte — diese erhielten werthvollen, bedeutenden Zuwachs durch eine anmuthvolle Liebhaberin des Lustspiels (Fräul. Neche) und eine tragische, Julie Gley (später Rettich), und einen Charakterspieler allerersten Ranges, Carl La Roche. Bauernfeld entfaltete eine außerordentliche dichterische Productionskraft; Galm brachte dem Burgtheater neue Dramen von hinreißender Schönheit der Sprache, starkem Effecte zu, die von durchschlagendem Erfolge begleitet waren. Aber dem Leiter fehlte alle künstlerische Gewissenhaftigkeit, das ästhetische Bewußtsein. Diejenigen, welche Einsicht in die Acten des Hofamtes genommen, wissen sogar Dinge zu erzählen, gegen deren Wiedergabe sich die Feder sträubt, so daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß seine Verwaltung auch seinen bürgerlichen Charakter

nicht sonderlich achtungswerth erscheinen läßt. Man suchte lange nach einem Erbsen und glaubte ihn in Herrn von Holbein gefunden zu haben. Er führte die Direction von 1840—50. Dieses Jahrzehnt ist die Blüthezeit des französischen Lustspiels auf dem Hofburgtheater, das junge Deutschland bringt seine dramatischen Erstlinge, Charlotte Birch-Pfeiffer drängt sich auf die Bühne. Aber dem Novitätenreichtume und dem besten Personal zum Troz fehlt Sicherheit in der Führung, Consequenz in den Zielen. Dazu kam der ewige Kampf mit der Censur der Metternich'schen Staatsverwaltung. — Da bricht der 13. März 1848 herein, und sein Sturmeswehen jagt Metternich und sein System hinweg. In den Märztagen vom 13. bis 20. März 1848 war das Theater geschlossen. Unendlicher Jubel tönte durch das alte Haus, als Kaiser Ferdinand dasselbe am 23. März 1848 besuchte.*) Die Censur war aufgehoben. Am 29. März erschien, als nächste Folge der Aufhebung, Halm's dramatisches Gedicht: „Verbot und Befehl“. Am Morgen des 24. April 1848, dem ersten Spieltage nach der Charwoche, trug der Anschlagzettel des Burgtheaters die Bezeichnung: „K. K. Hof- und Nationaltheater“. Eine kaiserliche Entschließung hatte, einer Petition zuvorkommend, die Restituirung des josephinischen Titels angeordnet. Die festliche Vorstellung brachte Laubes „Karlschüler“. Heibel, Gustav Freytag erschienen mit Novitäten. Die stürmischen Maitage brachen herein und das Burgtheater wurde wieder geschlossen, und diese Störungen wiederholten sich selbstverständlich während der Octoberrevolution. Inzwischen hatte Graf Dietrichstein den glänzenden Erfolg der „Karlschüler“ benützt, um deren Verfasser als artistischen Director dem Kaiser vorzuschlagen. Die Verhandlungen dauerten lange, Laubes Name trug den Sieg davon über alle Vorschläge, die gemacht wurden (Grillparzer, Bauernfeld, Gukow, Halm, Zedlitz). Am Sylvestereabend 1849 wurden die Hofschauspieler mit der Nachricht überrascht, daß Laube zum Director ernannt sei. Ueber Laube als Theaterdirector etwas zu sagen, halte ich für überflüssig. Er hat ja selbst ein compte rendu über seine 18jährige Thätigkeit gegeben. Nach den Ferien 1852 hatte das Burgtheater wieder den Titel „Nationaltheater“ ablegen müssen, der die Machthaber zu geniren schien.

Die Culturbedeutung dieses Instituts bedarf fürwahr keiner besonderen Würdigung. Das Hofburgtheater vermittelte in einer Zeit, wo jede geistige Verbindung Oesterreichs mit Deutschland unterbrochen und gehemmt war, den Inhalt geistiger Production Deutschlands den Oesterreichern; es hat die größten Aufgaben der Menschendarstellung in vollendetster Weise gelöst, den Ton der besten Gesellschaft zum Ausdruck gebracht, die Weihe der Kunst stets bewahrt, sich als eines der segensreichsten Bildungsinstitute erwiesen, eine ganze Reihe schaffender Talente gesammelt, Grillparzer, Bauernfeld, Heibel, Halm, Mosenthal, Wilbrandt zu immer neuen Productionen ermuntert, sich als ein kräftiger Repräsentant der schauspielerischen Disciplin, des künstlerischen Ensembles, gegenüber dem Virtuositenthum der Wanderkünstler erwiesen, seine Traditionen bis auf diesen Tag in Ehren gehalten. Es feiert sein 100jähriges Jubiläum noch in den alten Räumen. Nicht lange mehr und ein neues, groß angelegtes Theater wird die Künstler vom Michaelerplaz aufzunehmen. Möge der Genius loci mit den Künstlern aus den ehrwürdigen Räumen an die neue Stätte ziehen, und die edle Schauspielkunst dort eine würdige Fortsetzung finden, zur Ehre und zum Ruhme deutscher Art und Sitte!

Dingelstedt.

II.

Eines der schlimmsten Gravamina, welche der böse Ruf gegen Dingelstedt erhoben hat, ist das der Hofmännerei und des höflich geschmeidigen Intrigantenthums. Aber es ist ein Etwas

*) Von hier angefangen, benutze ich an mancher Stelle die mir durch die Freundlichkeit des Verlegers Leop. Kosner zugegangenen Aushängen einer demnächst erscheinenden Chronik des Burgtheaters von Dr. Wlassaf.

in dem Wesen des Mannes, was mir zu diesem Ruf absolut nicht passen will, das ist die nicht zu zügelnde Brüsterei seines Wortes und auch seiner Action, wenn er sich piquirt fühlt, wenn sich das Bewußtsein des Geistesaristokraten in ihm gegen den Hochmuth sonstigen Aristokratenthums, oder gegen bornirten Unverstand, sei es eines Höheren oder Niederen, der ihm seine Kreise stört, aufbäumt. Er hat die ausgezeichnet feinen, bisweilen sogar, wenn er allen Gehalt seines Umgangs darin aufgehen läßt, abwehrend feinen, mehr ex- als inclusiven Manieren, die sich auf dem Parquet der Fürstensäle gewinnen; aber naturam expellas furca — das heißt, die Ursprünglichkeit seines unabhängigen Wesens läßt sich doch nicht mit dem Ceremonienstäbchen bannen. Was für ein Geschrei entfesselte er im vorigen Jahre erst gegen seine „plebejische Ungeschlachtheit“ in dem, profanen Sterblichen sonst so unzugänglichen Kreise erlauchter und hochgeborener Damen, welche sich zu den französischen Wohlthätigkeitsvorstellungen im Palais Auersperg zusammengethan hatten und die ihm, nach ihrer Meinung, die wahrscheinlich überwältigende Ehre anthaten, sich unter seine, immer ja doch nur von bürgerlicher Herkunft datirende, Regie stellen zu wollen! Eine Probe machte er in deren fürstlichen Palais mit, dann kam die Notiz in die Zeitungen, die Damen hätten Herrn Fauner, der damals noch nicht einmal Hofoperndirector war, eingeladen, den Herrn Hofrath v. Dingelstedt, der sich zurückgezogen habe, zu ersetzen. Als Commentar dazu erzählte die Coullissenchronik, der, zum mindesten auf der Bühne, keinen Unterschied des Ranges anerkennende Director des Burgtheaters, für den jedes Podium, auch das in einem Fürstenpalais, nur aus gewöhnlichen, gleich zu tractirenden Brettern bestehe, habe ein heftiges Rencontre mit der Fürstin Pauline Metternich gehabt, weil die Dame, deren stark souveränes Naturell überhaupt mit den Begriffen strenger Regie-disciplin nur schwer in Einklang zu setzen ist, ein Wischen zu wenig vor Augen gehabt, daß sie, hier auf der Probe, nur Schauspielerin, und ein Wischen zu viel, daß sie Fürstin sei. Ueber die Natur dieses Rencontres gab es die grellsten Versionen und vor einigen Tagen erst war in einem Blatte, welches die Reminiscenz hervorholte, zu lesen, Dingelstedt habe die Fürstin angegriffen: „Donnerwetter, machen Sie doch die Thüre zu!“ Vor Allen nun wurde bei jenen Proben gar nicht deutsch, sondern französisch gesprochen, da Personen an denselben participirten, die des Deutschen nicht mächtig waren. Dann aber setzte es auch kein französisches Donnerwetter, sondern es handelte sich nur um diplomatische Auseinandersetzungen in feingefügten Briefchen, die allerdings mit einem diplomatischen Bruche endeten. Die Fürstin hatte Dingelstedt bei der zweiten Probe anderthalb Stunden auf ihr Erscheinen warten lassen und die Probe hatte nicht beginnen können. Am nächsten Tage blieb er weg und die Fürstin wartete ihrerseits vergeblich. Darauf schrieb sie ihm ein äußerst verbindliches Billet mit der Frage, ob er sie blos für ihre Ungezogenheit vom Tage vorher habe strafen wollen? Und seine Antwort lautete nicht minder verbindlich, daß er nur sich selbst bestrafe, wenn er sich den Gemüthen einer solchen Unterhaltung entziehe, daß aber seine anderweitige Beschäftigung es ihm unmöglich mache, anderthalb Stunden auf einen Mitwirkenden zu warten. Es folgte dann noch Replik und Duplik — und Dingelstedt kam nicht. Bis in die höchsten Kreise hinauf setzte das damals Spektakel ab und ein paar Tage ging das Gerüde, Dingelstedts Position sei erschüttert, weil er sich auf den „Dictator“ hinausspiele und sich um die Rücksichten nicht kümmere, die man als Hoftheaterdirector der Hocharistokratie schuldig sei. Und manche Nachgiebigkeit in Dingen, die ihm als bloße Detailsfragen erscheinen und deren Concediren und Acceptiren ihm als allzu schweigsame Dienstwilligkeit ausgelegt wird, entsteht nur, ich möchte sagen, aus seiner Furcht vor sich selber und vor seiner Geneigtheit, Kompetenzconflicte scharf zu behandeln. „Soll ich das oder jenes Schauspielergesuch zurückweisen, damit es oben doch bewilligt wird? Soll ich Das, oder Jenes nicht thun, um es mir hinterdrein von oben befehlen zu lassen und entweder gehorham sein oder wegen einer Nebenache die Cabinetfrage stellen zu müssen?“ So kann es ihm allerdings nicht geschehen, was

Laube einmal geschah, als er die, um eines königlichen Gastes willen von ihm begehrte Repertoireänderung für unmöglich erklärte und am andern Morgen trotzdem das hohe Ortes gewünschte Stück an den Straßenecken angezeigt fand, da der eigentliche Hoftheaterfouverein von damals, der seither verstorbene Hofrath Raymond, die Theaterzettel auf sein souveränes Geheiß hatte drucken lassen. Aber auch Laube ging damals nicht, weil man eben in gewissen Stellungen nicht so leicht die Cabinetsfrage aufwirft und mit derselben herumwirft, wie es sich zum Beispiel Herr Depretis, unser cisleithanischer Schatzkanzler und Besserwerdens-Diagnostiker, neuester Zeit angewöhnt hat, um doch schließlich nicht Ernst damit zu machen, und weil man in gewissen Stellungen mit Dingen und Verhältnissen rechnen muß, die man von vorneherein perhorresciren kann, indem man sich gar nicht in ihre Nähe begibt, die man aber gelten zu lassen gezwungen ist, wenn man sie einmal dadurch anerkannt hat, daß man in ihren Kreis getreten ist.

Wie es aber mit der Hofmännerei Dingelstedts nicht so ganz seine Richtigkeit hat, scheint es mir auch mit seinem Talent zur Intriguenjucht nicht am glänzendsten bestellt. Nicht, daß ich behaupten möchte, es mangle ihm die Gabe, den Vortheil seiner Stellung zu wahren und den Kampf des Daseins gegen unbequeme Widersacher aufzunehmen, nicht daß ich meinte, er würde sich darauf capriciren, lieber gar nicht die Treppe emporzukommen, wenn es nicht die Bordertreppe ist, und er sie nicht durch das breitgeöffnete Stiegenhaus hindurch beschreiten kann — er hat da ein eigenes Kraftgefühl souveränen Hohns, aus welchem heraus er sich die Doctrin konstruirt, daß derjenige eigentlich recht klein ist, der sich in seinem Hause noch andere Treppen, außer der Haupttreppe anlegt und dadurch, daß er die Passage über dieselbe erschwert oder ganz abschließt, die Leute zwingt, sich nach den Hintertreppen zu wenden. Verliert aber Einer, der was taugt, dadurch, daß er sich um jeden Preis emporarbeitet, dorthin, wo er sein Können am fruchtbringendsten, am nützlichsten verwerthen zu dürfen glaubt? Und ist ein solcher Mann hoch oben und zeigt er, daß er seines Plazes werth ist, küßt er dadurch an seinem Werthe ein, weil er sein Emporkommen denen, die ohne ihn ebenso leicht einen Schlechteren dahin gestellt hätten, octroyirt hat? So wie Bauernfeld in den Salons unsrer Finanzaristokratie seinen stets bereiten Platz hat, ohne daß es Jemandem einfallen wird, es könne ihn dies im Rechte der Schmaroherei erscheinen lassen, so wird Dingelstedt sich vielleicht zum Antichambriren bequemen, aber er wird nie vergessen lassen, wer da eigentlich antichambriert, und daß er eigentlich derjenige ist, der dem Audienzgeber Audienz gibt. Für den schleichenden Gang der Intrigue aber ist sein Schritt zu dröhnend und zu rasch — er bricht zumeist erschreckend schnell und in geradezu verbüllender Offenheit mit seinen Endplänen und Endzielen hervor, aus denen er, hier in Wien zum mindesten, nirgends und vor Niemandem ein Hehl gemacht hat. Ich hab's persönlich, gleich bei meiner ersten Begegnung mit ihm erfahren. Sie geschah unter nicht ganz behaglichen Umständen. Ueberhalb Jahrzehnte hindurch ein schier dogmenhaft treuer Anhänger Laubes — eine Anhängerenschaft, die ich vermuthlich mein Lebtag nicht mehr loswerde, die loszuwerden ich mich auch nicht mühe — war ich durch seinen gezwungen-freiwilligen Rücktritt vom Burgtheater, wie von einem Schläge in meine tiefste Empfindung hinein, getroffen worden. Nie werde ich jenes September-Nachmittags des Jahres 1867 vergessen, als ich, die Treppe zu den Directionsbureau des Burgtheaters hinaufsteigend, auf Krastel und Mosenthal traf, die von dort eben herabkamen und mir die Nachricht gaben: „In diesem Augenblick grade hat er das Decret mit der Genehmigung seines Entlassungsgesuches bekommen“. Ich trat bei Laube ein, der mir das amtliche Document entgegenreichte und mit der kurzen Küftung zum Abschiednehmen fortfuhr. Ein paar Briefe steckte er zu sich, etliche ganze und zerbrockelnde Cigarren aus der Cigarrenlade sammelte er in das Hinterlassenschaftsinventar, dann nahm er Hut und Stock und das Scheidelied aus Kaimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ anstimmend: „So leb' dem wohl, du stilles Haus“,

trat er über die Schwelle und ging, von mir begleitet, nach Hause, seinen Hund zum gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergang zu holen. Mir war's tief weh um's Herz und leidenschaftlicher als für eine persönliche Sache stürzte ich mich in den polemischen Kampf für den Hinausmanöbrirten und ich, der's zu seinen negativen guten Eigenschaften zählt, des eigenen Ichs wegen nie eine journalistische Fehde geführt zu haben, ich konnte die Feder nicht zu maßhaltender Ruhe zwingen, da es sich um Laube handelte. Und da Dingelstedts Name gleich damals schon mit der Entlassung und der Nachfolgerschaft Laubes in directesten Causalnexuz gesetzt wurde, und dieser Name nach keiner Richtung hin in Wien zu den populärsten zählte — die Persönlichkeit des Mannes war so gut, wie nicht gekannt, da er nur seltensten, flüchtigsten Aufenthalt in Wien genommen —, so hatte sich alsbald ein Kreuzzug gegen ihn organisiert, der an streitbarer Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und bei dem ich mich nicht in die hintersten Schlachtreihen zurückzog. Nur wurde freilich nicht Dingelstedt, sondern Wolf der unmittelbare Nachfolger Laubes, und Dingelstedt erhielt die etwas halbsbrecherische Aufgabe, das neue Opernhaus zu eröffnen und ein Haus, mit weltstädtischer Verschwendung für eine Weltstadt angelegt, mit verhältnißmäßig viel zu geringer Subvention und einem engbemessenen Theaterpublicum, nicht blos zu künstlerischem, sondern auch zu pecuniärem Flor zu bringen, eine Aufgabe, deren ersten Theil er entschieden mehr als seine Nachfolger löste, ohne daß diese zum Ersatz den zweiten besser gelöst hätten. Man glaubte aber nicht an seine aufrichtige Lust, Operndirector zu bleiben, und wollte ihn nie anders, als mit dem einen Augen schon nach dem Burgtheater hinbegehren sehen. So weit dies eine Auge im Spiel war, sah man auch richtig; man täuschte sich nur bezüglich des zweiten, daß an dem Opernhause hängen blieb, und da eben komme ich auf seine verbüllende Offenheit. Mitten in der heftigsten Polemik gegen den „Verdränger Laubes“ traf ich unter befreundetem Dache mit Dingelstedt zusammen und, ohne daß natürlich der kritischen Gegnerschaft in dem zwanglos geführten Gespräche auch nur mit einem Worte gedacht wurde, suchte Dingelstedt eine Klarheit über seine Position zu geben und mir sein Programm zu entwickeln, das Programm, mit dem er nach Wien gekommen sei, mit dem er nach Wien zu kommen gestrebt habe. Und als Einleitung dazu kam mir die Erklärung förmlich an den Kopf geflogen: „Mann gegen Mann gesprochen, ich will Generaldirector der beiden Hoftheater werden — ich kann's leisten, ich fühle die Arbeitskraft dazu in mir und deshalb will ich's werden“. Das war offen gesprochen, so rückwärtslos offen, daß meine damalige Voreingenommenheit gegen ihn nur ein neues Motiv für ihre Berechtigung darin suchte. Ein vollständiges Anklageplaidoyer gegen die Generalintendantz schloß sich daran, ein Plaidoyer, das, wie ich mich später überzeugte, in seinen gegen den Intendanten, Baron Münch, den Dichter der „Griselbis“ und des „Sohn der Wildniß“ gerichteten Pointen, die volle Wahrheit für sich hatte. Baron Münch hatte ihm das Generaldirectorat in Aussicht gestellt. In der sichern Erwartung dieses thatsächlich lodend weit gedehnten Wirkungskreises war er nach Wien gekommen und hatte allerdings die Direction der Hofoper nur als ein Provisorium übernommen, aber nicht, um von dem Opernplaze ganz weg nach dem Michaelerplaze zu übersiedeln, sondern um von da aus, als seinem Hauptquartier, beide Plätze zu commandiren. Aber gleich die erste Zeit seiner Wirksamkeit an der Oper und seines Verkehrs mit der Generalintendantz ließ ihn erkennen, daß jene Zusage vielleicht einer momentanen Willensanwandlung des Intendanten entsprungen war, daß aber nicht ernstlich daran gedacht und noch weniger Ernst damit gemacht werde. Gegnerische Elemente stemmten sich dawider, die sich bis heute nicht haben besiegen lassen, und die heute noch Dingelstedt die Klage gegen das Andenken des verstorbenen Friedrich Halm entringen, daß er sieben Jahre in Wien bis jetzt zubringe, ohne Anderes als Stückwerk leisten zu können, weil er nur in der Vereinigung der beiden Theater und ihrer künstlerischen Verschmelzung die Möglichkeit sehe, sowohl dem großen Schauspieler die entsprechende scenische Einrahmung zu schaffen, als dem,

wider alle mögliche Berechnung angelegten und eingerichteten Opernhäuser einen Rückhalt und eine Mannichfaltigkeit des Genres zu geben, durch welche das Problem gelöst werden könnte, nicht jeden Tag singen lassen zu dürfen, ohne doch das Haus sperren zu müssen. Aber von dieser angestrebten und erhofften Doppelherrschaft ist bis zur Stunde nichts realisiert, als daß er im Opernhause noch immer seine Amtswohnung hat, seine Amtsstätte jedoch nur im Burgtheater.

Damals, wie gesagt, da ich diese brüste Offenheit noch nicht als einen unverfälschten Ausfluß natürlichster Individualität kennen gelernt hatte, übte sie das gerade Gegentheil der, ich will nicht sagen, beabsichtigten, doch aber unter geänderten Umständen möglichen Wirkung auf mich, und ich hielt mich abseits von ihm, der auch mich nicht weiter suchte, bis sein Directionsantritt im Burgtheater und der daraus sich ergebende anfängliche Zwangsverkehr mich an ihn herannöthigte und mir den Eindruck gab, einer Persönlichkeit gegenüber zu sein, die abgesehen ganz vom Namen und sonstiger fachmännischer Bedeutung, als individuelle Natur mächtig anziehend genug sein konnte, um die Mühe zu lohnen, wenn man sich auf das Studium derselben verlegte und ihre scheinbaren Unebenheiten sich zurechtzulegen trachtete. Wie viel Genuß in dem Umgang mit Menschen verschmerzen wir uns überhaupt und wie viel Ungerechtigkeit üben wir mit unsern scheinbar berechtigtesten Urtheilen, weil wir mit Schwächen und Fehlern, die wir wahrnehmen, nichts anzufangen pflegen, als uns von ihnen abstoßen zu lassen, oder den vielbeliebten, fadenförmigen Mantel der christlichen Indolenz darüber zu breiten, anstatt zu untersuchen, in welchem Einklang sie mit der ganzen Wesenheit des Menschen stehen, dem sie anhaften, und ob sie nicht, im Zusammenhalt mit eben dem übrigen Wesen, sich in eine Harmonie zusammenfügen, die vielleicht nicht die für uns Erdenkinder ziemlich interesselose der Engel, sondern die aus dem Beobachten grade sich ergebende fesselnde Harmonie eines interessanten Menschencharakters ist. Ich freue mich wahr und aufrichtig und betrachte es als einen Gewinn für meine Freude am Menschenthum, mich in Dingelstedt zurechtgefunden und mir den Gesichtspunkt fixirt zu haben, von dem aus die widerspruchsvollen Augenscheinlichkeiten dieser wunderbar combinirten Menschenseele zu einer stimmungsvollen Einheitlichkeit zusammenfließen. Dieser „frivole“ Dingelstedt hat auf den lichtesten Höhen des Lebenswohles seine geistige Einsiedlerhütte aufgeschlagen, in der ihn freilich die Wenigsten aufsuchen, und dieser „faule“ Dingelstedt gebietet über eine Arbeitskraft, für die zwei vereinte Theater kaum hinreichen — so daß er mitunter nicht aufgelegt ist, bloß für eines zu arbeiten.

Sigmund Schlessinger.

Goethes Drama „Der Falke“.

War mancher Leser, der seinen Goethe gut inne hat, wird bei obiger Aufschrift stutzen und bei sich denken: „Seltsam! Von einem solchen Drama hab ich doch noch nie gehört“. Zur Beruhigung möge ihm dienen, daß auch ich es nicht kenne, daß Niemand unter den Lebenden es kennt. Ob überhaupt, was Goethe davon geschrieben, noch existirt? Wahrscheinlich ist es mit manchen andern Sachen aus älterer Zeit von dem Dichter vor seiner Abreise nach Italien vernichtet worden.

Kunde von der Dichtung erhalten wir aus Goethes Briefen an Frau von Stein. Zuerst in dem Briefe vom 8. August 1776. Aus Jlmeneau schreibt er:

„Liebster Engel! Ich hab' an meinem Falken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Bisk haben, Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können nicht sehen. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl, meine verflungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren“.

Vier Tage später, ebenfalls aus Jlmeneau, heißt es:

„Ich hab' am Falken geschrieben und hoffe was zusammenzubringen“.

Aus der abrupten Art der ersten Briefstelle sehen wir, daß in Gesprächen mit Frau von Stein die Dichtung schon behandelt worden war, wie sie ja denn die Vertraute aller seiner literarischen Pläne um diese Zeit war.

Nach der Rückkehr nach Weimar finden wir nur noch in einem Billet vom 18. September die Frage: „Was ist denn Ihr Falke für eine Art?“ Der Herausgeber der Briefe, M. Schöll, verweist dabei auf die Seitenzahlen der früheren beiden Briefstellen. Aber von der Dichtung kann hier nicht die Rede sein; höchstens kann darin eine Anspielung liegen. Das Billet ist nach Kochberg gerichtet, wo die Stein damals sich aufhielt. Vermuthlich hatte sie, anspielend auf die Jlmeneauer Briefe, ihm gemeldet, daß sie jetzt auch mit einem Falken (einem lebenden nämlich) beschäftigt sei, worauf dann seine Frage sich bezieht.

Was nun den Stoff der Dichtung angeht, so werden wir vom Dichter selbst durch den Namen Giovanna auf eine italienische Quelle geführt. Da lag es allerdings nahe, an die Novelle Boccaccios (Decam. V, 9) „Der Edelfalke“ zu denken. Und der Inhalt derselben bestätigt diese schon längst aufgestellte Vermuthung durchaus.

Boccaccio erzählt von einem jungen florentinischen Ritter, Federigo di Messer Filippo Alberighi, der sich, „wie es edlen Rittern meist geschieht“, in eine Dame, Madonna Giovanna, verliebte, die für eine der schönsten und liebenswürdigsten Damen in Florenz galt. Ihr zu Liebe machte er großen Aufwand und verschwendete in Turnieren und Festen sein Hab' und Gut; sie aber kümmerte sich nicht um ihn. Zuletzt blieb ihm nichts als ein bescheidenes Landgütchen, von dessen Ertrage er ärmlich leben konnte, und ein gut abgerichteter Edelfalke. Er glaubte in der Stadt nicht länger standesgemäß leben zu können und zog sich daher auf dies Gütchen zurück, wo er sich der Vogeljagd mit Eifer hingab.

Um diese Zeit starb Giovannas Gemahl. Sie begab sich nach florentinischer Sitte den Sommer über mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, nach einem Landgute, das nicht weit von dem Federigos lag. Der Knabe wurde bald mit Federigo vertraut und hatte große Freude an dessen Falken; gern hätte er ihn besessen, wagte aber nicht Federigo darum zu bitten. Bald darauf erkrankte das Kind, und die Mutter, die sich ganz seiner Pflege widmete, fragte ihn einst, ob er einen Wunsch hege, den sie ihm erfüllen könne. Der Knabe erwiderte, er habe nur einen Wunsch: Federigos Falken, und glaube, er werde wieder gesund werden, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge.

Giovanna bedachte, was in dieser eigenthümlichen Lage zu thun sei. Sie trug Bedenken, dem Ritter diese einzige ihm gebliebene Freude zu rauben; endlich aber siegte die Mutterliebe — am andern Morgen kam sie in Begleitung einer andern Dame wie zufällig in die Nähe von Federigos Hütte.

Froh erschrocken begrüßte sie der grade im Garten beschäftigte Ritter. Sie sagte: „Ich komme, Dich von dem Kummer zu heilen, den Du um meinwillen littest, da Du mich mehr liebtest, als Dir gut gewesen wäre; die Heilung aber soll darin bestehen, daß ich heute Morgen mit dieser Gefährtin traulich bei Dir frühstücken werde“. Federigo antwortete ihr demüthig: „Madonna, ich erinnere mich nicht, daß ich je durch Euch Kummer erfuhr, wohl aber so viel Gutes, daß, wenn ich je einigen Werth hatte, nur Eure Tugenden und die Liebe, die ich zu Euch trug, mir ihn verliehen haben; und gewiß ist dieses Geschenk Eures Besuchs mir theurer, als wenn mir von neuem vergönnt wäre aufzuwenden, was ich damals aufwandte, obwohl Ihr jetzt freilich zu einem armen Wirth gekommen seid“. Er bat sie nun, in Gesellschaft der Frau eines Arbeiters im Garten zu bleiben, während er gehe, den Fisch zu bereiten.

Jetzt erst wurde ihm seine Armuth, die er bis dahin nicht als Last gefühlt hatte, fühlbar und drückend. Seinen eigenen Arbeiter um Geld anzusprechen, um etwas dafür zu kaufen, ging ihm gegen die Ehre. Da fiel ihm sein Falke in die Augen, er ergriff ihn, und „da er sah, daß er feist war, glaubte er an ihm ein würdiges Gericht für eine so edle Dame gefunden zu haben“. (Falken, bemerke ich, wurden in der That im Mittelalter als ein wohlgeschmeckender Braten betrachtet und in den feinsten Hofreisen verzehrt.) Ohne sich zu besinnen, drehte er ihm den Hals um,

ließ ihn von einer Magd braten, deckte den Tisch und eilte in den Garten, um die Damen zum Imbiß zu laden.

Nach dem Essen erzählte Giovanna den Anlaß ihres Besuches und sprach die Bitte aus, daß Federigo ihrem kranken Kinde den Falken schenke. Da brachen Thränen aus Federigos Augen; Giovanna glaubte, er weine, weil es ihm schwer werde, sich von dem Falken zu trennen, und war schon im Begriff, ihre Bitte zurückzunehmen, als er ihr den Thatbestand mittheilte. Giovanna tabelte ihn, daß er um ihretwillen ein solch edles Thier getödtet, pries aber zugleich in ihrem Innern den Adel seiner Seele und seine Aufopferungsfähigkeit. Sie verabschiedete sich und kehrte zu dem Knaben zurück, dessen Zustand sich so verschlimmerte, daß er nach wenigen Tagen starb.

Nach längerer Zeit redeten Giovannas Brüder ihr zu, sie solle, da sie noch jung und schön sei, wieder heirathen. Da gedachte sie an Federigos Liebe und Aufopferung, und erklärte, wenn es denn sein sollte, so wolle sie keinen andern als Federigo zum Manne. Die Brüder verspotteten sie, da er ja gar nichts weiter besitze. Sie aber erwiderte: „Ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der einen Mann nöthig hätte“. Darauf willigten die Brüder ein, und Federigo „sah sich im Besitze der so zärtlich von ihm geliebten Dame und lebte mit ihr als ein besserer Haushalter bis ans Ende seiner Tage“.

Es liegt auf der Hand, was Goethe gerade damals an dieser Novelle anzog und ihn bestimmte, sie dichterisch zu bearbeiten: es war die Aehnlichkeit seiner eigenen Situation mit der Federigos. Sie liegt in dem Verhältniß zwischen Federigo und Giovanna, zwischen Goethe und Frau von Stein. Auch er liebte das Weib eines Andern, ohne die Hoffnung, jemals in den Besitz der Geliebten kommen zu können. Und auch das Aeußere der Lebensweise Goethes in Weimar hatte viel ähnliches. Goethe hatte sich in der ersten Zeit in Weimar deshalb nicht recht behaglich gefühlt, weil er kein Eigenthum besaß. Im April 1776 hatte er, durch Vermittlung von Vertuch, einen Garten vor dem Thore mit kleinem Hause käuflich erworben und zum ersten Mal am 18. Mai dort geschlafen. Auch in der Folge bis zur italienischen Reise lebte er am liebsten dort. In dieser glücklichen Zurückgezogenheit besuchten ihn seine Freunde, besuchte ihn Karl August, besuchte ihn oftmals auch Frau von Stein. Wenn gerade um diese Zeit dem Dichter Boccaccios Decamerone in die Hände fiel, war es nicht begreiflich, daß er zwischen dem Inhalt der Novelle und dem Inhalt seines damaligen Lebens viele Beziehungen und Aehnlichkeiten fand?

Aber nicht das Verhältniß zur Stein sollte den Grundgedanken bilden, sondern das zu Lili, denn er will seine „verklungenen Weiden wieder als Drama vertehren“. Erst dadurch konnte er wirklich fertig werden mit dieser Liebe zu Lili, die, wenn auch schon in der letzten Frankfurter Zeit äußerlich gelbt, doch in seinem Innern noch nachwirkte. Wie tief und mächtig das Verhältniß noch in ihm zitterte, fühlt man aus den Versen, mit denen Goethe das an Lili gesandte Exemplar der ersten Ausgabe der Stella (Berlin 1776) begleitete, Verse, die manchem Leser vielleicht noch unbekannt sind, da sie erst 1868 aus dem jetzt in Weimar befindlichen Exemplar, das die Großherzogin Sophie von Sachsen 1866 aus Frankfurt käuflich erworben, von Reinhold Köhler als fliegendes Blatt mitgetheilt worden sind*). Sie lauten:

An Lili.

Im niedern Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Freilich scheint damit wenig zu harmoniren der Brief an Frau von Stein, vom 2. Juli 1776: „Gestern Nachts lag ich im Bett, schlafte schon halb. Philipp bringt mir einen Brief, dumpffittig les ich — daß Lili eine Braut ist! kehre mich um und schlafte

fort. Wie ich das Schicksal anbote, daß es so mit mir verfährt. So alles zur rechten Zeit! — Lieber Engel, gute Nacht!“

Aber es ist auch nur ein scheinbarer Widerspruch. Die Verlobung Lilis regt ihn nicht auf, er schläft ruhig weiter; sein Herz ist in der That erst jetzt wirklich beruhigt, da sie verlobt ist. Denn die Trennung von ihr war halb mit, halb gegen seinen Willen geschehen. Wie tief die Liebe war, zeigt die in späteren Jahren gegen Eckermann gethane Aeußerung: Lili sei die erste und im Grunde auch die letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. Es mag das richtig sein oder nicht, jedenfalls bezeugt es eine tiefe und innige Neigung.

In Goethes ganzer Natur lag es, wie er auch an der einen Brieffstelle andeutet, das was ihn quälte und drückte, in eine Dichtung zu „vertehren“. Das gilt von seinen größten Werken ebenso wie von seinen kleinsten Liedern. Dabei sollte dies Drama einer jener Acte der Selbstbefreiung sein, wie sie Goethe im Werther u. andern Verhältnissen gegenüber übte. Die Giovanna mußte daher „viel von Lili haben“; aber auch „einige Tropfen“ vom Wesen der Frau mischte er ein, die damals sein ganzes Empfinden beherrschte.

Lagen die Aehnlichkeiten und Berührungen mit dem Verhältniß zu Frau von Stein in der ersten Hälfte der Novelle, so die mit dem zu Lili in der zweiten und am Schlusse. Die Bedenken, welche die Brüder Giovannas gegen die Heirath mit Federigo äußerten, waren in ganz ähnlicher Weise von Lilis Verwandten und Freunden geltend gemacht worden, als es sich um die Verlobung zwischen ihr und Goethe handelte. Und Lili war trotz der Abneigung der Mutter gegen den Rathsohn, der ihr nicht vornehm genug war, ebenso entschieden und energisch, wie sich Giovanna in der Novelle zeigt. Die Worte: „Ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der einen Mann nöthig hätte,“ sind ganz wie aus Lilis Munde und auf ihr Verhältniß passend.

Wir können es wegen dieser psychologischen Beziehungen bedauern, daß Goethe die Dichtung nicht vollendete. Daß sie die Form eines Dramas tragen und nicht etwa eine verstickte Erzählung werden sollte (wie Lafontaine den Stoff behandelt hat), das ergibt sich mit Sicherheit aus der ersten Brieffstelle, und stimmt zu den zunächst vorausgegangenen Werken des Dichters, Clavigo, Stella und dem damals im Entstehen begriffenen Faust.

Warum Goethe den Plan nicht ausführte, läßt sich freilich nicht bestimmt angeben. Ich denke, das Verhältniß zu Frau von Stein wird die Hauptursache sein; diese Neigung nahm ihn bald vollkommen gefangen und verdrängte die Erinnerung an Lili ganz. Er war dadurch innerlich frei geworden von jener Liebe und bedurfte der Selbstbefreiung nicht mehr, zu der ihm das Drama „Der Falke“ helfen sollte.

A. Barths.

Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten?

Prof. Haeckel hält es für ganz zweifellos, daß Goethe als Mitbegründer der Descendenztheorie neben Kant und Lamarck genannt werden müsse. Der bekannte Zoolog Oscar Schmidt hat sich schon im Jahre 1871 — in einer kleinen Broschüre — gegen die Darwinistische Deutung der von Haeckel angezogenen Goethe'schen Worte ausgesprochen, ist aber damit nicht durchgedrungen. Unlängst (August 1875) hat der Heidelberger Zoolog, Dr. Robby Köhmann, abermals Haeckel des Irrthums zu überführen gesucht, aber seine Stimme ist gleichfalls verhallt und Goethe gilt nach wie vor — auf Haeckels Zeugniß hin — für einen prononcirtten Darwinisten.

Die Frage, ob Haeckel Recht hat oder nicht, ist von ganz allgemeinem Interesse. Nach meiner eigenen Meinung hat Haeckel ganz entschieden die Goethe'schen Aeußerungen zu sehr ausgedeutet, d. h. er hat ihnen einen Sinn untergelegt, den sie in so vollständiger Klarheit in Goethes Geiste wohl nicht gehabt haben mögen. Es ist andererseits freilich nicht zu leugnen, daß Goethe Worte gesprochen und geschrieben hat, die ganz Darwinistisch klingen — aber auch auf Grund derartiger Auslassungen dürfte es immer noch gewagt erscheinen, unserm großen Dichter ein bewußtes Vorgehen in der Richtung Kants und Lamarcks zuzuschreiben.

*) Jetzt auch, nach Köhlers Drucke, im „Jungen Goethe“ von M. Bernays. Bd. 3, S. 124.

Ich scheue mich durchaus nicht, zu sagen, daß die Goethe'schen Aeußerungen, die Haecel citirt, mir zum größten Theile mehr poetisch-rhetorisch, als bewußt-wissenschaftlich erscheinen. Wenn Goethe in den „Nacharbeiten und Sammlungen“ zur Metamorphose der Pflanzen (am Schluß) sagt: „Er“ — nämlich Mees von Esenbeck — „feiere mit uns den Triumph physischer Metamorphose, er zeige sie da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechtern, Geschlechtern in Sippen, und diese wieder in andere Mannichfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden...“, so klingt das — besonders wenn wir das Wort „umbilden“ hören — wie Darwinismus. Wenn dann Goethe fortfährt und sagt: „Ganz in's Unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten...“, so scheint das eine ganz klare Hindeutung auf den Kampf um's Dasein zu sein. So „scheint“ das — sage ich. Aber ich glaube nicht, daß Goethe den Begriff des Aussterbens einer Art als eine Niederlage im Kampfe um die Lebensbedingungen aufgefaßt hat. Er spricht andererseits viel zu viel von Urbildern und Typen, als daß man annehmen könnte, er habe sich ganz und gar von dem Banne Cubiers und Binnes frei gemacht und wandle auf den originellen Wegen Kants und Lamarcks. Damit soll der große Dichter keineswegs herabgesetzt und erniedrigt werden. Im Gegenteil: ein Mann wie Goethe ist wie ein Theil der erhabenen Natur selbst, der bei der Kritik nichts verliert und beim Lobpreisen nichts gewinnt.

Wenn Goethe (siehe die oben citirten Worte) von einem „Specificationsgeschäfte der Natur“ spricht, so wäre man allerdings versucht, diesen Ausdruck descendenztheoretisch zu deuten und ihn für ein sprachliches Aequivalent für die sogenannte „Differenzirung“ oder „organische Arbeitstheilung“ zu halten — aber eine sichere Basis für die Vornahme dieser Substitution ist nicht vorhanden. Goethe hat zwar — nach den Referaten von Eckermann — hier und da von dem Hervorbilden und Umbilden organischer Theile gesprochen, aber seine darauf bezüglichen Aeußerungen sind ganz mythisch. Gelegentlich spricht er einmal von dem Bienenstocke und sagt, daß jede Gesamtheit darnach strebe, sich ein Oberhaupt zu sehen: die Bienen brächten schließlich eine Königin hervor, der gegliederte Wurm einen Kopf und der Staat einen Herrscher. Aus solchen Aeußerungen ist nichts zum Beweise dafür zu entnehmen, daß Goethe „Darwinist“ gewesen sei.

Ein unedirter Brief von Goethe aus dem Jahre 1806 (den mir Herr Prof. Fritz Schulke, Jena, freundlichst zur Verfügung stellte), scheint mir es auch zu bestätigen, daß Goethe die Verwandtschaft der organischen Wesen nur symbolisch, nicht effectiv aufgefaßt hat. In diesem Briefe ist von der „Grundgestalt“ die Rede, vom Typus also, und es wird gesagt, daß derselbe sich nur dem Geiste erschließe, nicht dem leiblichen Auge. Es ist demnach eine Abstraction und kein Factum, wie die Stammformen Haecels und Darwins.

Der in Rede stehende Brief (aus Anebel's Nachlasse) lautet: „Wenn Sie (der Brief ist an einen gewissen Friedr. Voigt gerichtet*) bei Entfaltung des Typus alle Bücher bei Seite legen und sich bloß an die Natur halten, so werden Sie gewiß alles durchbringen. Zu dem Gedanken das os temporum mit der scapula zu vergleichen, gratulire ich. Die basis cranii werden Sie gewiß auch bald entwickelt haben; wie ich auch besonders das os ethmoidale, das Siebchen selbst, die conchas und den vomer empfehle, an welchen die Grundgestalt sich am unverdorbensten anschließt, dem Auge ganz verschwindet und nur vom Geiste verfolgt werden kann“.

Dieser Brief bestätigt, wie man sieht, eher die Meinung, daß Goethe ein Anhänger der Typenlehre war, als daß er einer Darwinistischen Denkweise huldigte.

Otto Zaharias.

*) Der Name ist in Günthers „Lebensskizzen Senenser Professoren“ nicht zu finden.

Notizen.

Eine lebhaft, durch Neuwahlen hervorgerufene, Bewegung steht in verschiedenen Ländern bevor. In Frankreich soll zur zweiten Kammer gewählt werden, nachdem der Senat eine ganz vernünftige Zusammenziehung erhalten hat. Sind die französischen Wähler auch bei dem zweiten Act so besonnen, gemäßigt, politisch klug, wie sie sich zum Erstaunen der Mitwelt gelegentlich des Senats bewiesen haben, dann können sich die Franzosen unter anderen Nationen wieder einigermaßen mit Ehren sehen lassen. Die Bonapartisten sind gründlich geschlagen und man hat einmal wieder gesehen, was von ihren Prahlereien und Pluffschneidereien zu halten ist. Wir wissen recht gut, daß Frankreich nicht über Nacht ein günstiger Boden für die Republik geworden ist. Aber es sehnt sich offenbar nach Ruhe, will sich, wie der Kunstausdruck lautet, möglichst sammeln und empfindet wegen der früheren napoleonischen Mißwirtschaft, wenigstens bis auf Weiteres, eine gewisse Beschämung. Der Beweis muß erst noch geliefert werden, daß das französische Volk, welches neben vielen hervorragenden Fehlern doch auch manche schätzenswerthe Eigenschaften besitzt, kein besseres Regiment verdient, als das cäsarische, das auf Sittenverderbniß, Polizeispionage und ähnliche von gleichgestimmten Seelen bewunderte Geheimnisse der Herrschaft gegründet war. Dem Ergebnis der Abgeordnetenwahlen jenseits der Vogesen wird immerhin mit Interesse entgegengeesehen. In nicht ferner Zeit stehen auch bei uns Neuwahlen bevor, die ihre Schatten schon vorauswerfen. Die Conservativen hatten früher die Majorität, was selbst in Ländern, wo das constitutionelle System sich noch in den Flegeljahren befindet, seine relativen Vortheile hat. Die Herren möchten die Liberalen, die inzwischen einige angenehme Positionen errungen haben, so bald wie möglich aus dem Sattel heben. Mit Rücksicht auf diesen von ihrem Standpunkte aus ganz sbllichen Zweck machen die Conservativen die seltsamsten Sprünge: sie schreiben spaltenlange Artikel über die Nothwendigkeit anderer Bildungen, verlästern die Gegner, nennen sie Börsenjobber, Gründ.r, Schwindler; das Alles zur Ehre der Partei und aus Liebe zum Vaterlande. Dazu kommt, daß, seit die Weltgeschichte ihre Kreise zieht, noch kein Stand, der im Besitz der Herrschaft war, einen anderen gleichmüthig dazu heranzuwachsen sah. In der Regel gibt es dann allerlei Zuckungen und Revolutionen, oft sehr bedenklicher, ja blutiger Natur. Bei uns wird sich der Wechsel, wie es scheint, um Vieles friedlicher vollziehen. Das Bürgerthum bringt unaufhaltbar in die Arme, die höhere Beamtenphäre, ja, so unglaublich es klingt, in die Ministerhotels ein. Statt zu einer Umwälzung zu drängen, die anderswo durch Emigrirte und Guillotinirte als hochgeborene Märtyrer den Uebergang zu verherrlichten pfliegte, begnügen sich hier zu Lande die Parvenus, mit unerschämter Dreifigkeit durch ehrliche Arbeit reich zu werden und das natürliche Uebergewicht, welches der Besitz verschafft, zu verwerthen. Einige Executionen auf dem conservativen Zeitungspapier durch Schimpfreden, wie sie sonst nur von Koblerpfeifungen geleistet werden, können daher nicht ausbleiben, aber es ist noch Niemand daran gestorben. Zu den jetzt üblichen Mitteln offener oder versteckter Drohungen gehört auch, daß man von oben her an einen faulen Frieden mit dem Klerus denke. Alle scheinbaren Symptome, die darauf hindeuten, werden sorgsam studirt. Der Umstand, daß das Centrum bei der Debatte über den Arnimparagrafen schwieg, galt einigen Blättern als hochbedeutend, als ein Beweis, daß ein modus vivendi heraufdämmere. Hinter den Coulissen ging es jedoch ganz anders her. Ein etwas makthöser Clericaler, diesmal aber nicht Herr Windthorst, soll beim Verlassen des Hauses jactantisch bemerkt haben: Was mich angeht, wenn ich zwischen Bismarck und Arnim zu wählen hätte, würde ich unbedingt einen Dritten vorziehen! Solcher versänglicher Aeußerungen ist nur ein eingeleiteter Ultramontaner fähig. Jedenfalls sieht das nicht nach Compromissen aus. Es versteht sich, daß früh oder spät der Culturkampf einmal wie jeder andere Streit ein Ende nehmen muß. Aber es fragt sich, auf wessen Kosten der Ausgleich stattfinden wird. Die liberale Partei wird selbstverständlich nichts opfern und es wird sich bei den Wahlen zeigen, was aus all den finsternen Prophezeiungen der Conservativen geworden ist. Wer unter Manteuffel und Westphalen mit dem Grauen zu Nacht gegessen hat, fürchtet sich weder vor Hölle noch Teufel. Sunterthum und Kleißei sind aber heut zu Tage viel ohnmächtiger, wenn auch oft herzlich langweilig, und sie sollen uns nicht mehr als nöthig bange machen.

Berichtigung.

In dem Artikel „Professor Spittas Vorlesung“ sind beim Drucken zwei Sätze falsch gestellt worden, wodurch eine Sinnverwirrung entstehen könnte. Die Worte „Auch gewinnt das Adagio erst bei Mozart“ etc. sind nach den gleich darauf folgenden Sätzen: „Aber überall“ zu lesen. Der geneigte Leser wird sich wohl leicht zurechtfinden.

Strick.

Inserate.

Soeben erschienen und ist gegen baar durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Usancen der Berliner Fonds-Börse.

Ein Handbuch
zum prakt. Gebrauch für Börsen-Interessenten
von
Aug. Schneider.

Calculator d. Pr. Boden-Credit-Actien-Bank.

III. Ausgabe für 1876. kl. 8. cart. Preis
2 M. netto.

Die „Berliner Börsen-Zeitung“ No. 60
1876 schreibt darunter:

Von Schneider, Usancen der Berliner
Fondsbörse ist gegenwärtig in Folge der
vielfachen Veränderungen in der Art der Be-
rechnung der an der hiesigen Börse gehan-
delten Effecten sowie der Einführung der
Mark-Rechnung eine Umarbeitung erschienen.
In der Anordnung selbst hat sich gegen früher
nichts geändert, nur sind einige Notizen über
allgemeine Usancen und über den Handel
in Wechseln, Gold, Silber und Banknoten
hinzugefügt. Das Schneidersche Buch
wird sich zweifellos auch in dieser
neuen Auflage eben so viele Freunde
erwerben, als ihm seine Vorzüge schon
vordem verschafft hatten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. N.W.

Für Verleger.

Eine Dame, die 20 Jahre in Frankreich ge-
lebt, die Sprache durchaus kennt und geübt ist
in allen Arten von Uebersetzungen, wünscht solche
zu übernehmen vom Deutschen oder Englischen
in's Französische. Auch erbietet sich dieselbe,
alle Arten literarische Arbeiten in französischer
Sprache auszuführen. Geehrte Offerten nebst
Bedingungen sind franco zu richten an die Ex-
pedition dieses Blattes unter H. 107.

Soeben erschien:

Hans und Grete.

Schauspiel in 5 Acten
von

Friedrich Spielhagen.

Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Gold-
schnitt 4 M. 25 S.

Uffimo.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.
Verlag von **L. Staadmann** in Leipzig.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Vorrätig in allen Buchhandlungen und
Leihbibliotheken:

Hinter der Front.

Roman aus dem Kriege 1870 und 1871.
Von

Erwin Schlieben.

3 Bände. 8. broschirt. Preis 15 M.

Der nach seinen Erstlingswerken zu den
schönsten Hoffnungen berechnigte Autor ver-
öffentlicht unter obigem Titel eine Familien-
geschichte, die mit erschütternder Tragik ein
Bild des zwischen deutscher und romanischer
Welt ausgebrochenen Kampfes darstellt.

Bekanntlich wurde dem Verfasser in Folge
der vom Vereine der Literaturfreunde in Wien
veranstalteten Preisanschreibung der erste
Preis einstimmig zuerkannt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N.W., 32. Louisenstrasse.

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach
Zeichnungen

von
Otto Specker.

Preis: broch. 7 M. 50 S., eleg.
geb. mit Goldschn. 9 M.

Pracht-Ausgabe

daron

auf feinstem Velinpapier.

Preis:
eleg. geb. mit Goldschn. 17 M.

Miniatur-Ausgabe.

Preis: broch. 4 M., geb. 5 M. 25 S.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Ueber-
setzung.

Preis: brochirt 2 M. 25 S.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochter. Plattdeutsches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 M., geb. 2 M. 70 S.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena** zum Quickborn. Preis geb. 3 M.

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln.** Plattdeutsche Erzählungen. Preis
geh. 2 M. 25 S., geb. 3 M.

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig.

DANTE ALIGHIERI'S GÖTTLICHE COMÖDIE.

Metrisch übersetzt

und

mit kritischen u. historischen Erläuterungen

versehen von

Philalethes

(König Johann von Sachsen).

In zwei Ausgaben

von

dem hohen königlichen Herausgeber
1865—1866

von Neuem durchgesehen und berichtigt.

Prachtausgabe.

Mit Titeln Bildern von **Vendmann** und **Hübner**
und zahlreichen Karten und Plänen.

3 Theile.

Lexikon-8. geh. 25 M. — Eleg. geb. 30 M.

Neue wohlfeile Ausgabe, in 3 Theilen. Mit
dem Porträt Dante's und zahlreichen Kar-
ten und Plänen. 8. 1871. geheftet voll-
ständig 9 M. — Elegant gebunden mit
Goldschnitt 11 M. 75 S.

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller,

ihren Biographien, Porträts und

Facsimile's in vortreffl. ausgeführten Holzschnitten.

Von

Heinrich Kurz.

4 Bände. (I.—III. Band. 5. Aufl.) 1871. 1872.
gr. Lexikon-8.

Preis brochirt 51 M., eleg. geb. 57 M. 50 S.

Der 4. Band auch unter dem Titel:

Geschichte der neuesten deutsch. Literatur

von 1830 bis auf die Gegenwart.

1872. geheftet 15 M., elegant gebunden 17 M.

Demnächst erscheint im Verlage von **Breit-
kopf & Härtel** in Leipzig:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

Historischer

Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.

3 Bände. 8.

Band 1, Preis 5 M. 40 S., wurde am 9. Fe-
bruar ausgegeben. Band 2 und 3 sind unter
der Presse.

Felix Dahn, der als Dichter zunächst durch lebens-
würdige Lieder und stimmungsvolle Balladen be-
kannt wurde, dann in kurzer Frist seinen drei
vaterländischen Dramen **Roderich**, **Ruedeger**,
Deutsche Treue die deutsche Bühne eroberte, bietet
gegenwärtig — eine Frucht 16jähriger Arbeit —
einen historischen Roman aus der Zeit der Ver-
rührung des Germanenthums mit dem sinkenden
Römerreich. Als gelehrter Forscher und Ver-

Die Sagen des classischen Alterthums.

Erzählungen aus der alten Welt

von **H. W. Stoll.**

2 Bände. Mit 90 Abbildungen nach antiken
Kunstwerken. Dritte Auflage. Preis für beide
Bände: geheftet 7 M. 20 S., elegant geb. 9 M.

Cäsar und seine Zeitgenossen.

Eine Betrachtung der römischen

Sitten gegen das Ende der Republik.

Von **S. Delorme.**

Deutsch bearbeitet von Dr. **Edmund Döbner.**
Mit einem Stahlstich. 8. 1873. geh. 4 M. 50 S.
eleg. gebunden 6 M.

jaßer grundlegender Werke über die Cultur-
fänge des Germanenthums auf diesem historischen
Gebiete heimisch, hat er für seine poetische Dar-
stellung das Festevolle germanischer Alterthümer
und das Culturleben der römisch-byzantinischen
Zeit farbenprächtig verwertet, so daß neben
spannender Unterhaltung reicher Bildungsstoff
gewährt wird.

Im Verlage von **H. Lieban** in Berlin N.,
Fehrbellinerstr. 9, erscheint in 20 Lieferungen
à 50 Pf. und ist durch alle Buchhandlungen zu
beziehen:

Allgemeines Lehrbuch der Buchführung zum Selbstunterricht

in der einfachen und doppelten Buchführung und
besonders ausführliche Behandlung des Jahres-
abschlusses, sowie der Buchführung für Actien-
Gesellschaften, Landwirtschaft und Gewerbe

von
Adolph Oppenheimer,

Bücher-Revisor und Lehrer der Handelsschulischen
im Verein junger Kaufleute zu Berlin u.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 22.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Zeitspalte 40 Pf.

Inhalt: Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. I. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. W. v. Unruh. III. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Polar- ausrüstungen. Von Julius Paper. — Der Heimgang der Königin Luise. Von Hermann Lindt. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Carolina Brocchi.“ Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie
von
Bluntschli.

I. Das italienische Garantengesetz.

Sind nach den Grundsätzen der modernen Rechtsbildung die römischen Päpste rechtlich unverantwortlich oder verantwortlich? Aus welchen Gründen, unter welchen Bedingungen und in welcher Weise sind sie unverantwortlich oder verantwortlich? Diese schwierigen Rechts- und Staatsfragen beschäftigen gegenwärtig viele denkende Staatsmänner und Juristen. Sie beunruhigen auch, als ein noch nicht klar gelöstes Problem, vielfältig die Gewissen und das Rechtsgefühl der heutigen Nationen.

Es sind viele Zweifel entstanden, ob nicht die beiden großen Ereignisse des Jahres 1870, die Verkündigung der neuen Canones über den Glauben und das römische Papstthum durch den Papst Pius IX. mit Zustimmung des vaticanischen Concils und die Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich Italien, Veränderungen nöthig machen und bewirken in der Rechtsstellung des Papstes.

Wer es unternimmt, jene Fragen zu prüfen, muß sich bewußt sein, daß die Untersuchung, wenn gleich sie mit wissenschaftlicher Unbefangenheit und von dem Standpunkt aus des in confessionellen Dingen neutralen Rechts geführt wird, doch nicht vermeiden kann, religiöse und kirchliche Institutionen, Dogmen, Meinungen und Vorurtheile zu berühren, und daß auch eine schonende Berührung der Art leicht schmerzliche Empfindungen bewirkt und zu leidenschaftlichen Klagen reizt.

Schon seit langer Zeit hat die deutsche Wissenschaft die gefährliche confessionelle Brille abgelegt. Sie ist gewöhnt, in ihrem Streben nach Erkenntniß der Dinge sich nicht von den Geboten des Glaubens und nicht von dem Ansehen kirchlicher Autoritäten, sondern lediglich von den Gesetzen des logischen Denkens und von den Regeln über sorgfältige Beobachtung der Gegenstände der Prüfung leiten und bestimmen zu lassen. Ebenso hat das moderne Recht aufgehört, ein confessionelles zu sein. Wir heutigen Menschen halten nur das für Recht, was als eine notwendige und allgemeine Bedingung und Ordnung des friedlichen Gesamtlebens der Menschen erkannt ist und zugleich als erzwingbar erscheint. Deshalb gelten die Rechtsätze für Katholiken und Protestanten, für Christen und

Juden gleichmäßig. Der moderne Staat legt allen Staatsbürgern und Jedermann, ohne Unterschied der Religion und der kirchlichen Genossenschaft, dieselben Staatspflichten auf und gewährt ihnen die gleichen Rechte, breitet über sie denselben Rechtsschutz aus und hält über sie gleichmäßig Gericht.

In diesem Geiste soll die Untersuchung geführt werden. Sie kann daher auch nur von diesem Standpunkte richtig beurtheilt werden.

Den ersten und jedenfalls einen sehr beachtenswerthen Versuch einer Lösung des Problems hat das italienische Garantengesetz vom 13. Mai 1871 unternommen, d. h. wenige Monate nach der vollzogenen Säkularisation des Kirchenstaats, und innerhalb Jahresfrist nach der Promulgation der vaticanischen Canones.

Das Garantengesetz hat einen doppelten Zweck. Es will einmal das Vermächtniß des großen Staatsmannes Cavour realisiren, und für Italien dessen Programm „Freie Kirche in freiem Staat“ vollziehen. Es will überdem die katholische Welt über die Einverleibung Roms und des Kirchenstaats beruhigen und die Befürchtungen der Mächte zerstreuen, daß der Papst in die Abhängigkeit von dem Königreich Italien gerathen sei.

Wäre der Papst nur Bischof oder Erzbischof von Rom, und den Erzbischöfen von Mailand, Florenz, Neapel u. s. f. wesentlich gleich gestellt, so wäre Alles klar und die ganze Frage hätte nur eine Bedeutung für Italien. Sie wäre keine Weltfrage. Dann wäre der Papst als italienischer Bischof ein Unterthan des Königreichs Italien. Er könnte wohl noch einige Ehrenvorrechte genießen, aber er wäre genöthigt, sich der staatlichen Gerichtsbarkeit und der staatlichen Regierung eben so zu fügen, wie die andern Bischöfe es thun müssen. Das italienische Privatrecht, Strafrecht, Verfassungsrecht würde sich über ihn, wie über die andern Bischöfe erstrecken. Er hätte keinen Anspruch auf eine besondere völkerrechtliche Stellung. Es könnte höchstens zu Gunsten des jetzt lebenden Papstes, in Erinnerung an seine frühere souveräne Würde, als König im Kirchenstaat, ein thatsächliches Privilegium souveräner Würde verstattet werden. Für seine Nachfolger auf dem heiligen Stuhl würde auch dieses Privilegium verschwinden.

Aber so ist es in Wahrheit nicht. Der Papst hat die staatliche Herrschaft im Kirchenstaat verloren, aber er hat seine kirchliche Autorität unversehrt erhalten, er hat sie sogar energischer zu einer absoluten Kirchenherrschaft über die römisch-katholische Kirche gesteigert. Die Würde des Papstes als des Oberhauptes der Kirche ist keine bloß italienische, sie ist eine universelle: sie wird heute noch von allen römisch-katholischen Kirchen in allen Ländern der Welt anerkannt. Sie hat

um deswillen einen internationalen und, so weit eine große Anzahl von Staaten sie ehren, einen völkerrechtlichen Charakter.

Wir sehen dabei völlig ab von den übermüthigen Ansprüchen des Papstes auf Weltherrschaft, die selbst in den Zeiten der höchsten Machtentfaltung des mittelalterlichen Papstthums nicht völlig verwirklicht werden konnten, welche das Freiheitsgefühl der heutigen Völker und die modernen Staaten überall als eine grund- und sinnlose Ummaßung eines herrschsüchtigen Priestertums entschieden verwerfen. Wir sehen ebenso ab von einer andern päpstlichen Anmaßung, nämlich von der Behauptung, welche noch Papst Pius IX. in seinem Schreiben an den deutschen Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873 auszusprechen gewagt hat, daß der Papst eine geistliche Autorität über die gesammte Christenheit, nicht bloß die katholische, besitze und alle, welche die christliche Taufe empfangen haben, in irgend einer Weise ihm angehören. Dieser Anspruch ist durch die Antwort des Kaisers vom 3. September 1873 so kräftig zurückgewiesen worden, daß wir es nicht für nöthig halten, diese Einbildung des römischen Pontifex weiter zu beachten.

Aber es kann nicht übersehen und nicht bestritten werden, daß heute noch wie vor 1870 die kirchliche Autorität des Papstes für die gesammte römisch-katholische Weltkirche, und daher auch für alle katholischen Landeskirchen, aller Welttheile von großer und mächtiger Bedeutung ist, daß alle römischen Landesbischöfe in allen Ländern seit 1870 noch abhängiger als früher von den Päpsten geworden sind, und daß um deswillen die Staaten mit katholischer Bevölkerung, so lange diese päpstliche Autorität fortbesteht, es nicht gleichgültig ansehen konnten, wenn die Päpste als italienische Unterthanen in Abhängigkeit von dem Königreiche Italien gerietzen. Es würde dadurch die Machtstellung Italiens zu den andern Mächten verschoben, und die andern Völker von einem ungehörigen Einfluß des italienischen Staates bedroht werden.

Darauf hauptsächlich beruht die Forderung der Papstfreiheit und der Exemption des Papstes von jeder besonderen Unterthänigkeit unter Einen Staat.

Das Garantengesetz sucht dieser Forderung gerecht zu werden. Es erklärt die Person des Papstes für heilig und unverleßlich, und bedroht einen Angriff auf den Papst oder eine Beleidigung desselben mit denselben Strafen wie einen Angriff gegen den König oder eine Beleidigung des Königs. Es erkennt dem Papste „soveräne Ehren“ zu und sogar die herkömmliche Präeminenz vor andern katholischen Souveränen, sichert ihm als Dotation eine jährliche Civilliste zu von 2,225,000 Lire, gewährt den „apostolischen Palästen“ des Vatican und Lateran mit ihren Dependenz und Sammlungen und der Villa San Gandolfo das Privilegium der Immunität von jeder weltlichen Gewalt und verspricht den Genuß dieser unveräußerlichen Güter durch den Papst in keiner Weise zu schmälern, auch nicht durch Expropriation, schützt die Freiheit des Conclaves der Cardinäle zum Behuf der Papstwahl und ebenso die Berathungsfreiheit eines ökumenischen Concils, verspricht, die volle Freiheit des Papstes in Ausübung seiner kirchlichen Functionen zu achten und den freien Verkehr desselben mit den Geistlichen, deren Dienste er bedarf oder die sich an ihn wenden, zu schützen, gewährt den Gesandten des Papstes an fremde Mächte und den Gesandten dieser an den Papst die üblichen Vorrechte der staatlichen Diplomaten und unterstützt den Papst im Interesse seines freien Verkehrs mit den Bischöfen und der katholischen Welt in der Einrichtung besonderer Post- und Telegraphenanstalten und verzichtet sogar darauf, die klerikalen Schul- und Erziehungsanstalten des Papstes für die Heranbildung von Geistlichen der Staatsaufsicht zu unterwerfen.

Das Garantengesetz enthält nur Garantien der päpstlichen Freiheit und der kirchlichen Autorität. Es enthält keine Bestimmungen über Garantien der staatlichen Freiheit und Sicherheit, außer der allgemeinen, daß die Geistlichen trotz ihrer

Unabhängigkeit von der weltlichen Autorität in den Dingen der kirchlichen Disciplin doch in privatrechtlicher und strafrechtlicher Hinsicht den Gesetzen und den Gerichten des Landes unterworfen sind.

Das Gesetz bedroht jeden Angriff auf den Papst und jede Beleidigung des Papstes mit schweren Strafen. Aber es hat keine Antwort auf die Frage, „was für Folgen ein Angriff des Papstes auf die Staatsordnung und den Landesfrieden oder eine Beleidigung des Königs durch den Papst hätten?“ Eben auf diese Lücke der Gesetzgebung bezieht sich unsere Untersuchung.

Man darf wohl annehmen, daß eine sehr weitgehende Schonung des Papstes im Geiste des Garantengesetzes auch in solchen Fällen begründet ist, die eine strafrichterliche Verfolgung nach sich zögen, wenn ein anderer Bischof sich ähnliche verlegende Äußerungen erlaubte. Man verzeiht dem Papste auch heftige Proteste gegen die „ruchlosen Räuber“, welche ihm seine Herrschaft über Rom frevelnd weggenommen haben und erträgt mit ruhigem Gleichmuth die Zornergüsse und Verwünschungen, welche gelegentlich der greise Papst wider die staatlichen Regenten, Gesetzgeber und Richter schleudert. Die Italiener sind durch lange Gewöhnung abgehärtet gegen die Donnerworte und die Blitzstrahlen der römischen Priesterprache und nehmen solche Ausbrüche nicht sehr ernst. Gegenüber Pius IX. haben die Italiener überdem das Gefühl, daß sie ihm schweres Herzeleid zugefügt haben und sind auch deshalb bereit und geneigt, ihn mit Geduld und Ergebung anzuhören.

Wenn aber die zornigen Worte sich in feindliche Thaten umgestalteten, wenn der Papst von dem Nyl des Vatican aus ein Heer von fanatisirten Kreuzfahrern wider den König zu offenem Angriff befehligte, wenn er die verlorene Herrschaft über den Kirchenstaat mit fremden Waffen wieder zu erobern versuchte, dann würde sich sofort auch in Italien zeigen, daß das Privilegium der Immunität und daß die Fiction der Exterritorialität, mit sammt ihren juristischen Consequenzen von Unverantwortlichkeit und Straflosigkeit, nicht Stand halten. Das zarte und dünne Gewebe der juristischen Cautele hält weder die Flintenlugeln noch die Kanonenkugeln auf. In dem Kampfe des Staates um seine Existenz muß der Staat jeden Feind, der ihn bedroht, feindlich behandeln. Das Garantengesetz hat weder die Absicht, noch die Macht, den italienischen Staat zu verhindern, daß er unter jener Voraussetzung den Vatican besetzen und den Papst gefangen nehmen würde.

Der Vorbehalt ist nicht ausgesprochen in dem Garantengesetz; er ist selbstverständlich. Derselbe Vorbehalt gilt auch zur Sicherung der fremden Staaten. Auch die andern Staaten sind berechtigt zu fordern, daß das Nyl des Papstes in Rom nicht mißbraucht werde, um von sicherem Versteck aus ihren Frieden und ihre Staats- und Rechtsordnung anzugreifen. Alle Staaten sind völkerrechtlich verpflichtet, sich jeder feindlichen Handlung, sich jedes Friedensbruchs wider andere Staaten zu enthalten, und zugleich verbunden, daß nicht ihr Gebiet von andern Friedebrechern zu feindlichen Handlungen wider befreundete Staaten benutzt werde. Italien kann sich dieser völkerrechtlichen Pflicht nicht mit Rücksicht auf die Privilegien entziehen, die es dem Papste gewährt hat. Es mag die Freiheit des Papstes wohl schützen, seine kirchliche Autorität in kirchlichen Acten auszuüben; aber es darf dem Papste nicht gestatten, daß er fremde Staaten widerrechtlich und gewaltsam angreife; es darf den italienischen Boden nicht dazu hergeben, daß die Curie denselben als eine sichere Festung benutze, um einen Feldzug gegen einen fremden, mit Italien in Frieden und Freundschaft lebenden Staat zu unternehmen; es darf nicht dem Hauptquartier der Angriffsarmee daselbst eine unangreifbare Stellung einräumen. Der Staat Italien würde durch solche Connivenz und einen solchen völkerrechtswidrigen Schutz die Verantwortlichkeit für die rechtswidrigen und feindlichen Handlungen des Papstes auf sich selber nehmen.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von S. F. v. Arnsh.

(Fortsetzung.)

III.

So lange Handel und Industrie bestehen und Massentransporte auf kleine und große Entfernungen erfordern, haben sich die Transportpreise stets aus den Selbstkosten und einem Unternehmervergewinn zusammengesetzt. Die ersten änderten sich je nach der Beschaffenheit der Wege, und der Jahreszeit, der letzte je nach der Nachfrage von Transportmitteln oder dem Mangel an Ladung. Die Fracht auf Land- und Wasserstraßen steigt und fällt daher auch heute noch. Darin liegt ein selbstthätiger, sehr nützlicher Regulator für die Versendung von Gütern. Bei hoher Fracht werden diejenigen Artikel zurückgehalten, welche hohe Transportkosten nicht tragen können oder deren Beförderung keine Eile hat. Dadurch werden Transportmittel für werthvolle und eilige Güter verfügbar. Ein solcher Regulator fehlt auf den Eisenbahnen bei feststehenden Tarifen. Daher hauptsächlich rührt der periodisch eintretende Wagenmangel, während in langen Zwischenzeiten tausende von Güterwagen unbeschäftigt im Freien stehen und faulen. In Zeiten großen Andranges müssen Güter von geringem Werth, die gar keine Eile haben, auf Eisenbahnen sofort befördert und sehr eilige Güter zurückgestellt werden, weil jene früher angemeldet und übergeben sind. Die hohe Eilfracht können nur wenige Gegenstände tragen.

Bei der Festsetzung der Eisenbahntarife bleibt auch nichts übrig, als die Frachttaxe aus den Selbstkosten und einem Gewinnzuschlage zusammenzusetzen. Der Letzte wird häufig als constant angesehen, ist es aber selbst bei feststehenden Tarifen nicht, weil der übrig bleibende Nutzen nicht allein von dem Frachttaxe, sondern auch von der Masse der zu transportirenden Gegenstände abhängt. Hat eine Bahn von 20 Meilen Länge 30 Millionen Centner Güter jährlich zu befördern, die andere in derselben Länge nur 10 Millionen Centner in demselben Zeitraum, so wird nach Abrechnung der Selbstkosten im letzten Falle der jährliche Reingewinn höchstens $\frac{1}{3}$, so groß sein, wie im ersten, muthmaßlich noch weniger, weil auf der schlecht beschäftigten Bahn die Maschinenkraft und das Material nicht ausgenutzt werden kann, die Selbstkosten daher höher sind. Man kann deshalb kaum verlangen, daß zwei im gleichen Terrain mit denselben Kosten erbaute, aber ganz verschieden beschäftigte Bahnen zu denselben Tariffaxen fahren sollen und müßte der mangelhaft beschäftigten Bahn eigentlich höhere Tariffaxe zugestehen, um existiren zu können.

Eine noch viel größere Verschiedenheit liegt in den Selbstkosten. Die Anlagekosten variiren je nach dem flachen, hügeligen oder gebirgigen Terrain, den Flußübergängen, Sümpfen, der sandigen, lehmigen oder felsigen Beschaffenheit des Bodens, von 300,000 bis über 1 Million Thaler per Meile. Dabei haben die Bahnen im schwierigen Terrain stets viel größere Steigungen, mehr Krümmungen und kleinere Halbmesser derselben, als Bahnen im flachen Lande. Von diesen Factoren hängen aber die erforderliche Zugkraft, der Verbrauch an Feuerung und die Kosten der Unterhaltung des Betriebsmaterials und des Schienenstranges ab. Sämmtliche ungünstigen, vertheuernden Umstände, auch die Einschnitte im Felsgrunde vereinigen sich meist bei der einen Classe von Bahnen, alle günstigen bei der anderen. Kann nun billiger Weise verlangt werden, daß bei so verschiedenen Selbstkosten sämmtliche Bahnen zu denselben Tarifen transportiren sollen?

Um solchen großen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen und doch die in der That nothwendige, möglichste Vereinfachung der Tarife durchzuführen, wird es kaum einen anderen Weg geben, als die Bahnen in Classen zu theilen und entweder jeder Classe andere Tariffaxe zuzugestehen oder gleiche

Tarife per Kilometer beizubehalten, aber den theuer gebauten Bahnen mit kostspieligem Betriebe die Erhebung derselben Sätze für eine größere Kilometerzahl zu gestatten, als die Länge der Bahn wirklich beträgt. Die letzte Alternative gewährt den entschiedenen Vortheil übersichtlicher, einfacher Tarife, welche die Frachtberechnung ungemein erleichtern*), ist auch bei mehreren Bahnen mit schwierigen Flußübergängen schon lange zur Anwendung gekommen. Es ist schon angeführt worden, daß die jetzige Agitation keineswegs allein die Vereinfachung, sondern hauptsächlich eine durchgreifende Herabsetzung der Tarife im Auge hat. Soll eine solche gewährt werden und hält man den Rechtsgrundsatz fest, daß dergleichen Eingriffe in das Eigenthum und bestehende Recht nur gegen Schadloshaltung zulässig sind, so stiege die Entschädigung auf eine solche Höhe, daß die Vorfrage nicht umgegangen werden kann, ob die Forderung einer allgemeinen, durchgreifenden Ermäßigung der Tarife gerechtfertigt erscheint und ob dem Staate (Reich) zugemuthet werden kann, die Schadloshaltung zu übernehmen? Das Reich besitzt keine Capitalien, die es beliebig im öffentlichen Interesse verwenden kann. Es müßte zu dem Zweck eine Anleihe aufnehmen oder die Eisenbahnactien in Staatsschuldscheine umschreiben, was auf dasselbe hinauskommt, und die Zinsen und Amortisation derselben durch neue Steuern oder Erhöhung der bestehenden decken. Die Steuerzahler sind aber keineswegs identisch mit den Transportinteressenten, denen die Frachtermäßigung zunächst zu Gute kommt.

Wollte man darauf hinweisen, daß vorhin die Entschädigung der Privatbahnen für die zur Vereinfachung der Tarife nöthigen Herabsetzungen aus Reichscassen für zulässig erachtet worden ist, also, wenn dies richtig ist, principieell auch die Schadloshaltung für eine allgemeine Herabsetzung der Tarife vom Reiche verlangt werden kann, indem die Höhe des Betrags am Principe nichts ändere, so muß entgegnet werden, daß die Rücksichtnahme auf die Größe der verlangten Leistung nicht zur Principlosigkeit führt, am wenigsten im Staatsleben, in welchem abstracte Principien sehr selten oder nie unbegrenzt zur Anwendung kommen können. Sogar im Privatleben ist dies in der Regel unthunlich. Man verlangt mit Recht, daß Wohlhabende wohlthun und ihren Nebenmenschen aus der Noth helfen sollen, aber nicht über die vom eigenen Vermögen gezogene Grenze hinaus und niemals aus fremden Taschen. Das Reich hat keine anderen Mittel als die Steuern. Wenn es daraus verhältnißmäßig geringe Beträge für allgemein wohlthätige Zwecke verwenden darf, so folgt daraus nicht, daß es kolossale Mittel zunächst im Interesse einzelner Bevölkerungsclassen aufzuwenden und die sämmtlichen Steuerzahler übermäßig zu belasten berechtigt ist.

Nach der schon erwähnten, officiellen Statistik der deutschen Eisenbahnen hat die gesammte Einnahme derselben im Jahre 1874: 792,351,771 Mark oder nahe 8 Milliarden betragen. Eine Herabsetzung derselben um 25% würde daher einen Ausfall von 2 Milliarden Mark herbeiführen, die anderweit aufgebracht werden müßten. Hier kommt nun nächst der Berechtigung des Reichs zur Sprache, ob der Anspruch auf ein so großes Opfer irgend wie begründet erscheint und ob das allgemeine Wohl demselben entsprechend gefördert werden würde?

Es läßt sich nicht verkennen, daß sehr niedrige Eisenbahnfrachten zwar zunächst die Industrie und den Handel zu fördern geeignet sind, mit der Zeit aber auch für den größten Theil der Bevölkerung wohlthätig wirken. Dieser Erfolg würde am größten sein, wenn die Eisenbahnen Personen und Güter umsonst beförderten. Das verlangt vernünftiger Weise Niemand, ebenso wenig ist jemals an den Staat die Forderung gestellt worden, auf anderen Transportwegen, namentlich auf

*) Der Vorschlag rührt von dem Staatsminister Freiherrn von Barabücker her, der die Anführung hier freundlichst gestattet hat und von dem eine Schrift über die brennende Frage in nächster Zeit zu erwarten ist.

den so überaus wichtigen Wasserstraßen und über See die Frachten nicht allein zu fixiren, sondern auf ein Minimum herunter zu setzen. Wo liegt bei Eisenbahnen die Grenze zwischen sehr niedriger Fracht und unentgeltlichem Transport? Auf keinem andern Gebiet regulirt der moderne Staat die Preise. Nur der mittelalterliche Staat hat dies versucht. Die letzten Reste solcher staatlichen Bevormundung, die Fleisch-, Brot- und Viertagen sind auf Grund besserer Erkenntniß und gesunder volkswirtschaftlicher Anschauungen beseitigt worden, freilich in einigen deutschen Einzelstaaten vor nicht sehr langer Zeit.

Nun könnte man sagen, die Eisenbahnen können nicht mit sonstigen industriellen Unternehmungen auf gleiche Stufe gestellt werden, schon wegen ihres, die Concurrenz mehr oder weniger ausschließenden Charakters. Der Staat hat bei der Concession den Privateisenbahnen gewisse Rechte ertheilt und sich eine bestimmte Einwirkung vorbehalten. Bei den Staatsbahnen kann der Staat keinen anderen Anspruch machen, als die Tarife so festzusetzen, daß das Anlagecapital landesüblich oder nach Maßgabe der zu dem Zwecke aufgenommenen Anleihen verzinst und amortisirt werde. Auch bei den Privatbahnen müßten nach diesem Grundsatz die Frachtsätze begrenzt werden; jedoch unter Annahme eines höhern, das Risiko ausgleichenden Zinssatzes.

Nun ergibt aber die mehrerwähnte, officielle Statistik, daß der Durchschnittsertrag der sämtlichen deutschen Staats- und Privateisenbahnen im Jahre 1874 nur 5,19 Procent betragen hat, also äußerst wenig über den landesüblichen Zinsfuß, und unter Hinzurechnung der aus den Einnahmen bestrittenen Meliorationen, Vermehrung der Betriebsmittel und Reserven zur Ausgabe sogar nur 4,04 Procent. Die Staatsbahnen haben durchschnittlich nur 3,73 Procent Reinertrag ergeben. Jene nach dem obigen Grundsatz zulässige Höhe der Tarife ist also bei den jetzigen Frachtsätzen nicht einmal überall erreicht, geschweige denn überschritten. Die jetzigen Reinerträge schließen vom Bau neuer Bahnen das Privatecapital aus, das mit Recht bei industrieller Verwendung wegen des damit verbundenen Risikos einen höheren Ertrag als den gewöhnlichen Zinsfuß verlangt, der bei ganz gesicherter Anlage in guten Staatspapieren, Hypotheken u. dgl. leicht zu erreichen ist.

Als berechtigt bliebe, selbst wenn man die in Anspruch genommene Maximalgrenze der Frachtsätze zugestehen könnte, nur das Verlangen nach Vereinfachung der Tarife bestehen.

Unzweifelhaft ist dies wichtige Ergebnis auch denen bekannt, welche für Herabsetzung der Tarife agitiren. Daraus erklärt sich die verhältnismäßige Rauheit der theoretischen Freunde des Reichsbahnsystems. Die praktischen Transportinteressenten dringen nach wie vor auf Erwerbung der sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich und gestehen zu, daß ohne dieselbe die verlangte Herabsetzung der Tarife ohne bedenkliche Eingriffe in die Privatrechte der jetzigen Eigentümer der Bahnen nicht durchzuführen sei. Dies Raisonnement läßt sich kaum anders verstehen, als so, daß der Ankauf der Bahnen vom Reiche hauptsächlich deshalb gefordert wird, weil man von diesem jene durchgreifende Ermäßigung der Frachtsätze verlangen zu können meint und durchzusetzen hofft. Der Abgeordnete Stumm sagte in der Reichstagsitzung am 27. November 1875 ausdrücklich: wenn nicht der Ruin der Eisenwerke oder eine Reaction der wirtschaftlichen Gesetzgebung eintreten soll, so müsse von der Reichsregierung eine Vorlage über den Ankauf der deutschen Eisenbahnen gefordert werden. Das ist ganz deutlich und heißt nichts anderes, als die Eisenindustrie soll für die angebliche Schädigung durch Herabsetzung und Aufhebung von Schutzzöllen durch niedrige Eisenbahnfrachten auf Kosten des Reichs entschädigt werden, die Aufhebung der Besteuerung der Consumenten durch Schutzzölle sei nur dann zulässig, wenn das Reich durch niedrige Eisenbahnzölle Ersatz gewährt. Die Frage, wie und von wem den jetzigen Eigentümern der Eisenbahnen Ent-

schädigung gezahlt werden soll, wird auf diese Weise umgangen oder doch verdunkelt. Beim Ankauf der Bahnen durch das Reich ist die Schadloshaltung offenbar in dem Kaufpreis enthalten, der jedenfalls nach den jetzigen Erträgen und Tarifen zu berechnen ist. Nach dem erfolgten Ankauf trifft dieser Schaden, der durch wirksame Herabsetzung der Frachtsätze entsteht, nicht mehr die Einzelstaaten und Privatgesellschaften, sondern die Cassen des Reichs.

Ergibt sich aus dem bisher Gesagten schon die Zurückweisung der hauptsächlich von den Transportinteressenten betriebenen Forderung der Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich, behufs einer durchgreifenden Ermäßigung der Tarife, so bleibt doch noch übrig, einige noch nicht besprochene, triftige Gründe anzuführen, welche gegen die erwähnte große Maßregel sprechen.

Es ist die Ansicht geltend gemacht worden, daß in dieser Frage doctrinären Anschauungen über den Umfang der Staatsfürsorge und über die Grenzen der Einmischung in das privatwirtschaftliche Leben der Nation kein Entscheidungsrecht einzuräumen sei. Zugestanden ist hier bereits, daß sich abstracte Principien im Staats- und Privatleben bis zu äußerster Consequenz in der Regel nicht durchführen lassen. Will man aber so weit gehen, daß man große Grundsätze und Wahrheiten, die nicht ausschließlich auf philosophischem Wege hergeleitet, sondern auch durch die Erfahrung bestätigt sind, deshalb auf volkswirtschaftlichem Gebiete für unanwendbar erklärt, weil man dieselben für doctrinär hält, so stellt man sich auf den Standpunkt der Schutzzöllner, welche die Lehren und Grundsätze des Freihandels nicht widerlegen, ja ihre Richtigkeit sogar ausdrücklich anerkennen, aber ihre Anwendung in der Wirklichkeit deshalb für unzulässig halten, weil dieselben angeblich nur Ergebnisse der Theorie und als solche für die Praxis unbenutzbar sind. Jeder große Fortschritt im Staatsleben beruht auf klarer Erkenntniß der herrschenden Uebelstände und ihrer Ursachen. Die logische, oder wenn man will philosophische Durcharbeitung und Bedeutung solcher Erfahrungen führt zu allgemeinen Grundsätzen und lehrt die Mittel finden, Fehler und Mängel zu beseitigen und bessere Zustände herbeizuführen. Sicherheit gegen bedenkliche Rückfälle besteht nur da, wo von den einmal als richtig erkannten Grundsätzen nicht abgewichen wird, deren Werth deshalb nicht kleiner ist, weil sie sich auch auf speculativem Wege herleiten lassen. Nur vor den Ergebnissen reiner, von jeder Vergleichung mit der Wirklichkeit absehender Speculation soll man sich hüten, der noch dazu häufig irrhümliche Vordersätze oder falsche Schlüsse zum Grunde liegen. Richtige, von der Erfahrung bestätigte Grundsätze verlegt man nicht ungestraft. Auf solchen beruhen hauptsächlich die großen Fortschritte der Humanität in Gesetzgebung und Staatsverwaltung, sowie die gesunden Bestrebungen auf finanziellem und volkswirtschaftlichem Gebiet.

Jeder, der eine Frage von solcher Wucht behandelt, wie die Erwerbungen der sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich, ist daher nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zu prüfen, ob der entscheidende Schritt den Aufgaben und Grundsätzen des modernen Staats entspricht oder widerstreitet? Es handelt sich dabei nicht nur um eine Finanzoperation von bisher noch nicht vorgekommenem Umfange, nicht nur um Verwendung eines Capitals von ganz außerordentlicher Höhe zum Ankauf der Bahnen, sondern auch darum, ob dem jungen Deutschen Reich ohne große Gefahr zugemuthet werden kann, privilegirter alleiniger Frachtfuhrmann innerhalb Deutschlands zu werden?

Der Staat soll nicht Industrie treiben, ist einer von jenen erprobten Grundsätzen, den der Abgeordnete Windthorst im Reichstage aussprach, gleichviel ob lediglich aus Ueberzeugung von der Richtigkeit oder aus Parteigründen. Ueberall, wo ein Staat davon abgewichen ist, sind schmerzliche Erfahrungen gemacht worden, so auch von der preussischen Seehandlung, die ein reines Staatsinstitut ist und deren Beseitigung deshalb schon lange mit vollem Recht gefordert wurde. Daß mit dem Staat Niemand

concurriren kann, weil die Mittel des Staats ihre Grenze nur in der Steuerkraft des ganzen Landes finden, kann in Bezug auf die Eisenbahnen außer Betracht bleiben. Aber der Staat, namentlich der Großstaat und am meisten das Deutsche Reich eignet sich nicht zum Industriellen. Es fehlen ihm die meisten der Eigenschaften, welche die Ausübung der Industrie nothwendig erfordert; er ist durch allerlei Rücksichten gebunden, er besitzt nicht die nöthige Beweglichkeit, er muß nach der Schablone arbeiten, er kann nicht anders als bureaukratisch verwalten und Bureaucratie und Industrie sind Gegensätze. Der Staat kann nicht, wie der Privatmann, jeden Vortheil zur rechten Zeit wahrnehmen und jeden Schaden verhüten, weil seine Organe nicht freie Hand haben, an Instructionen und Genehmigungen gebunden sind. Wenn dennoch in Klein- und Mittelstaaten Staatsbahnen zur Zufriedenheit des Publicums betrieben worden sind und Preußen seine Staatsbahnen im Allgemeinen gut verwaltet hat, so erklärt sich dies aus dem Umfange jener Staaten und der Staatsbahnen in Preußen. Ganz anders wird und muß sich das Resultat gestalten, sobald das deutsche Reich 25,000 und mehr Kilometer Eisenbahnen selbst verwalten soll. Der frühere Minister eines Mittelstaats, der dessen Staatsbahnen mit Erfolg geleitet hat, erklärte auf Befragen, daß er es nimmermehr übernehmen würde, sich an die Spitze sämtlicher deutschen Bahnen zu stellen. Die Schwierigkeiten wachsen mit der Größe des Netzes in geometrischer Progression und sind schließlich unüberwindbar.

Staaten haben Canäle und Chauffeen gebaut, aber die Beförderung der Güter und Personen der Privatindustrie überlassen. Erst bei Staatsbahnen ist der Versuch gemacht worden, die Expedition und den Transport durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, aber immer nur innerhalb eines einzelnen Einheitsstaats auf seinem eigenen Gebiet. Offenbar würde der Betrieb der sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich innerhalb der Einzelstaaten sehr viel schwieriger sein, weil hier das präcise Zusammenwirken verschiedener Landesbehörden mit der Bahnverwaltung nicht zu erwarten ist. Die letzte stände ganz isolirt und müßte sich erst durch die Centralreichsbehörde auf einem großen Umwege mit Zeitverlust die locale Hülfe verschaffen, deren sie bedarf und die oft gar keinen Aufschub ohne große Nachteile verträgt. Die Eifersucht und die Reibungen zwischen den Beamten des Einzelstaats und denen der Reichseisenbahnverwaltung müßten unzweifelhaft zu Collisionen führen, die dem Zusammenhalten und Zusammenwachsen des Reichs sicherlich nicht förderlich, sondern entschieden schädlich sein würden.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Polarausrüstungen.

Von Julius Fayer.

Jede arktische Expedition ist sowohl hinsichtlich ihres Planes, als auch ihrer Ausrüstung auf die Erfahrungen ihrer Vorgänger angewiesen, und aus diesem Grunde müssen es die Nachfolgenden oft bedauern, wie wenig Sorgfalt fast alle Polarfahrer in ihren Werken darauf verwandten, sie über ihre Wahrnehmungen, ihren Vorgang, oder ihre begangenen Fehler zu belehren. Es scheint daher wohl des Versuches werth, unsere eigenen Beobachtungen zum Nutzen Anderer anzuführen; damit möglichst klar werde, was künftige Unternehmer zu beherzigen haben; nur die Ausrüstung für Schlittenreisen wird erst bei diesen selbst erwähnt werden.

Einheitliche Leitung der Expedition ist, die erste aller Regeln. Findet aber eine Theilung des Commandos in eine Leitung zur See und zu Lande statt, so ist es natürlich, daß die Führer ihre wechselseitigen Pflichten und Befugnisse genau begrenzen. In neuerer Zeit ist die Leitung von Polarexpeditionen öfters von Seelenten auf Gelehrte übergegangen, wie dies bei Kane, Hayes, Nordenfjöld, Torell der Fall war. In Fällen, wo die naturhistorische Forschung das Ziel einer Eisfahrt von geringer Ausdehnung bildet, ist dieser Vorgang statthaft, niemals aber, wo dem Seemann eine wichtige Rolle übertragen ist; auch ist dieses Verfahren in England nie angewandt worden.

Nur im ersten Anfange führte ein tapferer Ritter von hoher Geburt (Willoughby) eine Polarexpedition Englands, wie solche Männer bis auf das 17. Jahrhundert herab auch die Lenker seiner Seeschlachten waren. Die holländischen Expeditionen des 16. Jahrhunderts pflegten eine zerstörende Zerplitterung der mercantilen und nautischen Leitung unter Supercargos und Piloten zu gestatten; Verwirrung und Zwiespalt waren die Folgen.

Nach den Führern beansprucht die Auswahl der Mannschaft die höchste Sorgfalt. Sie muß hinreichend lange vor dem Reiseantritt stattfinden, damit die minder Geeigneten sich rechtzeitig erkennen und gegen Geeignete austauschen lassen; dieses Verfahren, nicht die Nationalität bestimmt ihren Werth. Wenn auch seemännische Tugenden nicht jedem Volke gleichmäßig angehören, so würde es doch nur der Zeit und Prüfung bedürfen, um fast aus jeder Nation eine musterhafte Mannschaft für eine Nordpolarexpedition zu gewinnen. Nicht die Ertragung der Kälte ist der entscheidende Probirstein ihrer Tüchtigkeit, obgleich dies häufig angenommen wird, sondern Pflichtgefühl, Ausdauer und Entschlossenheit. Die Gewohnheit lehrt Kälte bald überwinden; ihrem demoralisirenden Einflusse gegenüber härtet die unerbittliche Nothwendigkeit oft Weichlinge zu Helden ab. Sinegung für den Zweck oder für den Führer setzt bei der Mannschaft jedoch Eigenschaften voraus, die sich weder in vornhinein beurtheilen, noch erkaufen, noch hinreichend belohnen lassen. Die Theilnehmer einer Nordpolarexpedition sollen nur aus Freiwilligen bestehen, doch nicht so, wie es bei den russischen Polarunternehmungen der Fall war, wo die Offiziere als Freiwillige „gewählt“ wurden, obgleich sie die Theilnahme ausschlugen.

Von hoher Wichtigkeit ist ein gewisser Grad von Intelligenz der Mannschaft; in vielen Fällen ist das Bestehen von Gefahren oder irgend ein zu erzielendes Resultat von ihrer Beobachtungs- und Denkfähigkeit, ja selbst von einigen Kenntnissen abhängig, wie sie der größte Theil unserer Mannschaft auch besaß.

Leute aber, welche mit einem schwer beladenen Schlitten altes Eis verlassen und neu gebildetes betreten, ohne es zu bemerken, welche einen erfrorenen Fuß erst nach mehreren Stunden beachten, ihre Patronen verlieren, ihr Gewehr gar nicht und die Bouffole nur mangelhaft kennen, theilnahmslos an den Gestaltungen des Landes vorüber ziehen, besitzen eine für sich und für die Gesammtheit gefährliche Gleichgültigkeit, mögen sie auch todtverachtend sein, wie Achill. Wie groß die Indolenz des ungebildeten Mannes zuweilen sein kann, zeigt Franklins Rückzug 1821. Seine Canadier warfen nach einander die unentbehrlichsten Gegenstände, wie Canoes, Netze u. fort, oder zerstörten sie absichtlich, um sie nicht tragen zu müssen. Es war nicht möglich, sie zu hausväterischem Gebaren mit den karg zubemessenen Lebensmitteln zu bewegen. Befehlen begegneten sie mit Widerseßlichkeit, den astronomischen Orts- und Routenbestimmungen ihres Führers mit unerböhlichem Mißtrauen, heimlich verbrauchten sie Munition und Jagdbeute. Einer stahl dem Andern die ersparten Lebensmittel, Einmüthigkeit zeigte sich nur in dem allgemeinen Sträuben gegen die weisesten Anordnungen zum allgemeinen Wohle.

Die intelligente Mannschaft ist durch ihr erhöhtes Selbstständigkeitsgefühl schwieriger zu leiten, als die unwissende. Devotion und blindes Vertrauen werden seltener bei ihr zu beobachten sein; ihre Lenkbarkeit bedingt das beständig hervorbringende gute Beispiel, das Wohlwollen und die unabänder-

liche Ruhe der sie jeweilig Befehlenden. Das Hauptgesetz einer Polarexpedition ist Gehorsam;*); seine Grundlage ist Moralität. Strafen sind in solchen Lagen ein unzuverlässiges, abstumpfendes Mittel zur Erhaltung der Ordnung; ihre Anwendung erzielt namentlich auf einer Privatunternehmung eher Auflösung als Disciplin. Wenn Barry noch 1820 Körperstrafen**) vollziehen ließ, so beweist dies nur die größere Leichtigkeit, mit welcher auf einem Kriegsschiff die Ordnung gehandhabt wird, nicht aber die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens überhaupt. Zwang und Drohungen sind ohne Resultat; so war es auch vergeblich, den Erfolg einer Expedition durch zwangsweise Aushebung derselben Männer sichern zu wollen, welche eben erst unverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, wie dies im vorigen Jahrhundert bei jedem gescheiterten Versuch an den sibirischen Eismeerküsten von Petersburg aus geschah, wo mancher dieser ruhmvollen Entdecker nach seiner endlichen Rückkehr zum Matrosen degradirt wurde.***) Den minder Würdigen unterscheidet man, ohne zeitliches Unheil zu erregen, nur durch die Bestimmung, daß besondere und zwar große Belohnungen bei der Rückkehr nur die Verdienstvollsten treffen, ohne sie jedoch an Bord selbst jemals zu nennen. Für die Officiere kann der wissenschaftliche Erfolg ein vollkommener Lohn ihrer Mühe sein, für die Mannschaft hingegen nur im materiellen Vortheile bestehen. Geld ist zwar ein schwacher Impuls für Männer, welche bestimmt sind, ohne sichere Gewähr ihrer Rückkehr Jahre hindurch der Unbill arktischer Wüsten zu widerstehen; allein es bildet noch immer die einzige Form, durch welche man das Verlangen für wissenschaftliche Zwecke theilnahmsloser Menschen an das Erreichen idealer Ziele fesselt.

Die Mannschaft von S. Roß erhielt für das Martyrium von vier im Eise verbrachten Wintern bis unter 100 Pfund Sterling per Kopf; bei der zweiten deutschen Nordpolarexpedition bildeten 8—12 Thaler die Monatslohnung der Matrosen. Fast vierfach größer war dagegen die Bezahlung der Equipage des Legethoff; sie erreichte bei einigen der Schlittenreisenden bis 3000 Gulden.

Steigert man die zu erwartenden Prämien für die Erreichung eines bestimmten Zieles, so verfügt man über einen

*) Die Geschichte der Polarexpeditionen erzählt von den Meutereien der Mannschaften von Davis, Varenh, Weymouth, Hudson, Hall, S. Roß und vieler Anderer.

**) Barry ließ einmal zwei seiner Leute wegen Trunkenheit jeden mit 36 Peitschenhieben bestrafen.

***) Aehnlich erging es Steller. Als er 1742 mit den Ueberresten der verunglückten Behring'schen Expedition mühselig nach Awatjaha heimkehrte, erfuhr er, daß man sich daselbst bereits in sein Erbe getheilt habe. Nach langem Sträuben wurde ihm gestattet, von Kamtschatka nach Petersburg zurückzukehren, zweimal, verhältnißmäßig nahe dieser Stadt, traf ihn jedoch das schreckliche Urtheil, eiligst nach Jakutzk zurückzukehren, um sich in der „Kauzlei“ daselbst wegen Hochverrath zu verantworten. Bei der zweiten Umkehr erfror er. Es wäre ungerecht, Fälle, wo das Gegentheil geschah, zu verschweigen, Fälle, wo den Polarsfahrern für ihre Mühen, waren sie von Erfolg gekrönt, die größte Anerkennung in sicherer Aussicht stand. So wurden die Officiere und Unterofficiere von Nischitshagoff's Polarexpedition bei ihrer Abreise im Range befördert. Erreichten sie die Nordostdurchfahrten, so war ihnen eine zweite, bei ihrer Rückkehr eine dritte Rangeshöhung verheißen. Sämmtliche Theilnehmer erhielten doppelten Gehalt, dieser ward ihnen, oder ihren Wittwen und Waisen auch in dem Falle als Pension zugesagt, wenn sie Schiffbruch litten. Billing und seine Mannschaft erhielt einen doppelten Jahresgehalt bei der Abreise, unbeschadet doppelten Gehaltes während der Expedition und besonderer Prämien bei der Rückkehr. Billing selbst wurde noch in Petersburg im Range befördert, seine Officiere und Unterofficiere bei der Ankunft in Irkutsk. Neue Beförderung traf Billing an der Kolyma, eine abermalige beim Verlassen von Dschokl. In diesem letztern Falle sollte auch die Mannschaft an der gedachten Begünstigung theilnehmen. Beim Erreichen des C. Elias sollte Billing nochmals um einen Grad avanciren.

nothwendigen und mächtigen Hebel für die zu fordernden Anstrengungen; nicht minder gebieten Klugheit und Gerechtigkeit, den Tüchtigsten selbst die Bürgschaft einer sorgensfreien Existenz in der Zukunft zu gewährleisten.

Wider Erwarten ist die Verwendung von Leuten, welche bereits eine Expedition mitgemacht haben, zu widerrathen, empfehlenswerth nur etwa die Wiederaufnahme der Vollkommensten unter den Geeigneten. Die Uebrigen sind nur zu leicht geneigt, ihre eigenen Erfahrungen jenen der Führer gleichzustellen, und beeinträchtigen in allen Fällen, wo diese Anschauungen einander widersprechen, durch eine gewisse passive Opposition das Grundgesetz einer solchen Expedition, den Gehorsam. Leute hingegen, welche die arktische Region zum ersten Male betreten, pflegen alle Weisungen eines darin erprobten Führers mit einer Aufmerksamkeit zu empfangen, welche man sonst nur Offenbarungen entgegenbringt. Auch Verheirathete sind davon auszuschließen; so verfuhr auch Varenh auf seiner zweiten Reise (1596).

Etlliche der Mannschaften sollen geübte Schützen, gute Fußgänger und Bergsteiger, alle aber müssen gleicher Nationalität, stark*) und vollkommener Gesundheit sein. Die geringsten Anzeichen von Rheumatismus, Lungen-, Augen- und gewissen chronischen Uebeln, welchen Matrosen nur zu leicht verfallen, machen sie ungeeignet, das Polarklima zu ertragen, besonders zu Schlittenreisen; Trinker gleich, sind sie empfänglich für den Scorbut.

Der Arzt einer Expedition muß nebst der Fachbildung die unererschütterlichste Geduld besitzen; für Manche der Erkrankten ist er nicht minder ein Arzt des Körpers, als des Geistes. Sich persönlich von dem Gesundheitszustande der Mannschaft vor dem Reiseantritte zu überzeugen, ist auch dann noch seine Pflicht, sollte sie bereits von einem anderen Arzte untersucht und tauglich erklärt worden sein.

Da eine Expedition nebst ihrer wissenschaftlichen Aufgabe auch die Veranschaulichung der Polarnatur erfüllen soll, so ist die Verwendung eines Photographen, noch mehr die eines Malers sehr empfehlenswerth; denn der erstere ist bei seiner Thätigkeit viel zu sehr auf den Umkreis des Schiffes beschränkt.

Die arktische Literatur bietet drastische Beispiele, wie zweckwidrig Polarexpeditionen der älteren Zeit ausgerüstet wurden. Ihre Bestimmung zum Handel zwang sie, den Schiffsraum mit Ballen von Seide u. zu füllen, anstatt mit Proviant für Jahre, und die Empfehlungsbriefe, welche man den Nordostfahrern an die sarazenischen Fürsten auf den Weg nach Chatai mitgab, machen einen wahrhaft komischen Eindruck. Westgrönland zu colonisiren wurde der Major Paars 1728 von Kopenhagen aus dahin gesandt, — mit Kanonen und Soldaten, auch 11 Pferde befanden sich dabei, denn es war die Aufgabe der Expedition nach der Ostküste Grönlands hinüber zu reiten, um diese zu erforschen. Sehn männliche und zehn weibliche Sträflinge, loosweise getraut, bildeten die ersten Kolonisten.

Man kann es gerechtfertigt finden, daß Dworzyn 1734 auf seiner sibirischen Eismeerfahrt einen Priester mitnahm, aber nicht einsehen, zu welchem Zwecke er 57 Mann in einem nur 70 Fuß langen Schiffe bedurfte, das mit 8 zweipfündigen Falkonets bewaffnet war. Der Nutzen des Lambourz, der 12 Gemeinen und des Corporals auf Gmelin's wissenschaftlicher Sibirienreise ist noch räthselhafter, als das Musikkorps der Davis'schen Expedition, welches die Bestimmung haben sollte, die Gemüther der Eskimos anzuregen und friedlich zu stimmen, nachdem der vorangegangene Frobisher traurige Erfahrungen hinsichtlich ihrer Barbarei gemacht hatte. Andere Expeditionen haben die Eskimos dadurch, daß man zahlreich Messer und Beile an sie vertheilte, in die Lage gesetzt, die weiße Mannschaft ernstlich zu bedrohen. Noch heute pflegt die sogenannte „Wilben-Riste“ Ueberraschungen zu enthalten, welche den Wilben keine gute Meinung von unserer Ueberlegenheit beibringen können.

*) Leute unter dem 30. Jahre sind solchen über demselben vorzuziehen, es ist eben nicht Jedermann ein Franklin, der sich noch mit dem 60. Lebensjahre den Beschwern der Polarwelt anvertrauen darf.

Die Ausrüstung einer Polarexpedition soll dem Grundsatz entsprechen, den zeitlich Verbannten ohne Kostenrückzicht den größtmöglichen Grad materiellen Wohles zu gewähren, wenn auch die gegebenen Verhältnisse die Verwirklichung fast illusorisch machen. Die Größenverhältnisse eines Schiffes und sein disponibler Raum sind die knappen Grenzen, innerhalb welcher die Erfüllung dieses Wunsches Gewährung finden kann; sie haben sich, seit man zu der ursprünglichen Verwendung kleiner Schiffe zurückkehrte, in fühlbarer Weise verengert.

Die nachfolgende Tabelle zeigt, daß sich die Wahl kleiner Fahrzeuge schon im ersten Anfange geltend gemacht hat, obgleich die englischen Unternehmungen selbst dieses Jahrhunderts den Rath und das Beispiel eines Fotherby, Baffin und Roß in diesem Punkte niemals böllig adoptirten.

Die Expedition von		Lohngehalt der Schiffe				Verproviantirung	Wöchtl. Besatzung
Willoughby	1553	120	90	160	—	18 Monate	
Frobisher	1576	25	25	10	—		
"	1577	180	30	30	—		
Pett Sadmann	1580	40	20	—	—		15
Davis	1585	50	35	—	—		42
Barentz	1596	80	—	—	—		17
Davis	2. Expedition	10	50	58	120		
Weymouth	1604	70	60	—	—	meist für	
Knighr	1606	40	—	—	—	nur	10
Hubson	1607	—	—	—	—	1 Jahr	15
"	1608	—	—	—	—		15
James Poole	1609	70	—	—	—		
Hubson	1610	55	—	—	—		
Smith	1610	50	—	—	—		
James Poole	1611	50	—	—	—		
Fotherby	1615	20	—	—	—		
Baffin	1616	58	—	—	—		20
Fox	1631	80	—	—	—	18 Monate	
James	1631	70	—	—	—	18 "	19
Wood	1676	—	—	—	—	16 "	
Moor	1746	180	140	—	—		
Roß	1818	385	252	—	—		
Barry	1819	375	180	—	—	2 1/2 Jahre	45
Sitte	1821	200	—	—	—		15
Hayes	1860	133	—	—	—	1 1/2 Jahre	29
Koldewey	1869	180	240	—	—	2 Jahre	

Diese Uebersicht zeigt, daß die Entsendung kleiner Flotten mit Schiffen kleinster Gattung im 16. Jahrhundert üblich war, daß sie im 17. Jahrhundert, bis auf ein Schiff geringer Größe, abnahmen, und daß die Anwendung zweier Fahrzeuge seither fast Norm geblieben ist, welche, wären die vielen Franklin-Expeditionen in die Tabelle aufgenommen worden, noch viel sprechender geworden wäre.

John Roß war 1829 von einem Tiefgang seines Schiffes von 18 Fuß auf 8 Fuß herabgegangen; 8—12 Fuß bilden auch heute die anerkannt zulässigen Grenzen des Tauchens. Große Fahrzeuge bedürfen einer zahlreichen Bemannung, und wenn ihre Erbauung nicht ausschließlich für den Zweck von Polarreisen geschieht, so verhindert ihre geringe Raumökonomie die Ausrüstung für mehr als etwa 2 1/2 Jahre. Barrys Schiff 1819, die große „Fury“, hatte mit 18 Fuß Tiefgang nur für 2 1/2 Jahre Proviant; Roß' „Victory“ (1829) dagegen bei nur 7 Fuß Tiefgang nebst Vorräthen für die gleiche Reisedauer noch eine Maschine und für 1000 Stunden Dampfens Kohlen an Bord.

Es folgt daraus, daß sämmtlicher Raum, welcher für die Ausrüstung gewonnen werden soll, der Bequemlichkeit und Größe der Wohnräume abgepart werden muß.

Die russischen Nowaja Semlja-Fahrer dieses Jahrhunderts sind in dieser Hinsicht herabgegangen bis auf das, jede Behaglich-

keit ausschließende Extrem von 30—40 Fuß langen Fahrzeugen mit 4—6 Fuß Tiefgang und 8—10 Mann Besatzung.

Arktische Schiffe müssen ferner über eine verstärkte Bemannung und über Dampfkraft verfügen, so daß nach Abzug der Wohnräume, der Maschine und der Kohlenbehälter nur noch wenig Raum für Lebensmittel zc. erübrigt wird. Dieses Wenige aber soll in ausgewähltem Proviant bestehen, welcher, in Kisten verpackt, mit sorgfältiger Vermeidung aller Hohlräume, gestaut werden muß, damit das Schiff nicht nur die größtmögliche Ladung aufzunehmen vermöge, sondern auch die ansehnlichste Widerstandskraft gegen seitlichen Druck erreiche.

Die schwächsten Stellen eines Schiffes sind stets die großen Aufsträume der Wohnungen. Eine Bemannung, welche ernstlichen Bedrohungen durch das Eis ausgesetzt ist, wird es nie bereuen, diese Hohlräume durch schwere Balken als horizontale Innenhölzer zu verstärken; sie können so angebracht werden, daß man sie im Winterhafen zu entfernen vermag, und daß sie die Communication auch sonst nicht geradezu verhindern. Das Herabhängen schwerer Räume am Rumpfe des Schiffes allein erfüllt nicht immer seinen schützenden Dienst, da das pressende Eis solche „Abhalter“ häufig wegschiebt; doch ist ihre Anwendung principiell empfehlenswerth.

Der tägliche Bedarf an fester Nahrung für arbeitende Männer einer Polarexpedition beträgt etwa 2 Pfund, auf Schlittenreisen 2 3/4 Pfund, darunter 1/2 Pfund Brod und 1 Pfund Conservefleisch. Nebst dem üblichen Proviant und möglicher Vermeidung von Salzfleisch sind große Quantitäten von conservirtem Gemüse, Cacao, Fleischextract, Reis, Erbsenwurst und getrocknete Mehlspeisen (Macaroni, Nudeln) sehr empfehlenswerth. Zweimaliger Genuß frischen Brodes in der Woche anstatt des harten Schiffszwiebels ist ein wesentliches Förderungsmitel der Gesundheit; man ersetzt bei dessen Bereitung den Sauerteig durch getrocknete Hefe und Backpulver. Täglich soll eine Ration Limonienast als vorbeugendes Mittel gegen Scorbut ausgegeben werden; antiscorbutische Lebensmittel sollen sich überhaupt in großer Menge an Bord befinden. Viel Thee und auch Tabak sind unerlässlich; namentlich wird der letzte von Seeleuten sehr geschätzt. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Besatzung sich hochholziger Schiffsrollen, geräpelt und gesotten, als Thee bediente und der Pfefferminde als Tabak.

Mäßiger Genuß geistiger Getränke ist sehr empfehlenswerth; denn ihr Einfluß auf Gesundheit und Geselligkeit ist von großer Bedeutung. Nur ist die Aufbewahrung einer hinreichenden Quantität von Wein, namentlich im Winter, sehr erschwert, da die meisten Sorten bei — 5 bis 8 Grad R. gefrieren. So lange ein Schiff noch im Wasser ruht, wie dies bei Ueberwinterungen in der Regel geschieht, ist es ratsam, den Wein vorrath im untersten Theile seines Raumes aufzubewahren und alle übrigen Gegenstände, welche dem Gefrieren am meisten ausgesetzt sind, unmittelbar darüber „mitschiffs“ zu lagern.

Taucht aber ein Schiff nur wenig oder gar nicht mehr ins Wasser, so empfiehlt sich die Aufbewahrung des Weines und der übrigen unentbehrlichen Flüssigkeiten in den toden Räumen der Cajüte, d. h. unter dem Cajütentisch, nahe dem Ofen, unterhalb der Tojen und des Stylichts nach dessen Eindeckung im Winter. Die Bereitung chemischen Weines rechtfertigt nur der absolute Plazmangel, da das Volumen seiner Bestandtheile ohne Wasser nur etwa ein Fünftel des wirklichen Weines ausmacht.

Unter allen Umständen aber bleibt der chemische Wein ein trauriges Auskunftsmittel, und ist jenes Bier (auch das Sprossenbier von J. Roß) vorzuziehen, welches die englischen Polarexpeditionen an Bord selbst aus Malz- und Hopfeneffenz zu erzeugen pflegten. Das Brauen von Bier an Bord eines Polarschiffes ist jedoch mit äußerst lästiger Dampsentwicklung verbunden, bei großer Kälte kann man es auch nicht zur Gährung bringen. Rum oder Cognac, besonders der für Schlittenreisen, soll zur Erspareung des Gewichtes den größtmöglichen Alkoholgehalt besitzen; denn seine Verdünnung vor dem Genuß unterliegt keiner Schwierigkeit.

Während des Winters ist der Aufenthalt im Schiffe selbst dem in Blockhäusern vorzuziehen, wegen seiner größeren Erwärmungsfähigkeit und geringeren Eisanhäufung*). Da aber ein Schiff im Eismeer zehn Monate während eines Jahres aufhört, ein solches zu sein und nur die Eigenschaften eines Hauses bieten soll, so bedarf es einer besonders zweckdienlichen Ausstattung als Wohnplatz des Menschen.

Das Logis der Mannschaft befindet sich stets im Vordertheil des Schiffes; ihre Cojen müssen, der ungleich auftretenden Condensation der Feuchtigkeit zu Eis wegen, in einer bestimmten Ordnung gewechselt werden. Um den Kohlenverbrauch zu verringern, auch die Küche in den Mannschaftsraum zu verlegen, ist sehr zu widerrathen, weil die Ansammlung der Feuchtigkeit in den Wohnräumen dadurch sehr gesteigert wird. Die Officiere, Gelehrten u. bewohnen eine gemeinsame Kajüte im Achtertheile und schlafen rings um diese in kleinen Cabinen. Die Möglichkeit, sich zeitweise der jahrelangen Anwesenheit Aller zu entziehen, ist eine wichtige Bedingung der Harmonie. S. Ross und seine Officiere bewohnten 1833, selbst in der traurigen Hütte am Furchstrand, nicht die gemeinschaftliche Kajüte mit dem Ofen, sondern Cabinen, deren Temperatur um den Gefrierpunkt schwankte, und in denen sie durch die Anhäufungen des Eises viel zu leiden hatten.

Alle Wohnräume sollen mit wasserdichten Tapeten ausgestattet werden. Die Heizung mittelst gewöhnlicher Oefen ist der höchst ungleichartigen Erwärmung wegen verwerflich; die gleichartige erreicht nur der Meibinger'sche Füllöfen, der außerdem den Vortheil eines geringeren Kohlenconsums bietet**). Die Luftheizung durch Röhren ist diesem vielleicht noch vorzuziehen, weil sie der Condensation des Wasserdampfes zu Eis überall, selbst in den Cojen, besser entgegenwirkt.

Besitzt ein arktisches Expeditionsschiff nicht über eine blechbekleidete Wasch- und Trockenkammer, die auch als Baderaum dient, so ist ein wichtiges Förderungs mittel des körperlichen Wohles veräuert; denn das strenge Klima beschränkt das Waschen der Wäsche auf wenige Sommerwochen. Eine solche Kammer kann im Winter dadurch hergestellt werden, daß man den Maschinenraum in halber Höhe überbrückt und abschließt.

Die Beleuchtung der Wohnräume durch Petroleum genügt allen Bedürfnissen; in den Cabinen jedoch sind Stearinkerzen dem Petroleum und dem Thran vorzuziehen. Von großer Wichtigkeit ist die Construction der Beobachtungslampen zum Gebrauch im Freien während der Winternacht. Von seltener Eignung waren jene der zweiten deutschen Nordpolexpedition, welche diesen schwierigen Dienst niemals versagen. Massive, vergitterte Glasgellampen, welche mit Petroleum und nicht mit gewöhnlichem Del gefüllt werden müssen, dienen zum Gebrauch auf Deck; wegen ihrer vielfachen Verwendung und dadurch unvermeidlichen Zerstörung bedarf man deren nicht wenige. In den Hütten, welche über den Treppenhäusern auf Deck erbaut sind, bedient man sich mit Vortheil der Thranlampen; doch muß ihre Construction derart sein, daß die Flamme das thrangefüllte Gefäß erwärmt.

So lange die Besatzung auf dem Schiffe verweilt, bedarf ihre Kleidung, selbst im strengsten Winter, nur geringer Aufmerksamkeit. Dicht anschließende Wollwäsche, gestricke Wollhandschuhe und starke Luchkleider reichen auf Deck in allen Fällen aus, da die geheizten Räume des Schiffes beständig Erwärmung bieten. Pelzgefütterte Ledertiefeln mitzunehmen ist zwar ein alter Brauch, doch keineswegs von erprobter Zweckmäßigkeit; sie sind von großem Gewicht, werden unbiegsam und verlieren durch Vereisung und rasche Abnutzung des Pelzes bald jede Brauchbarkeit.

Alle Instrumente***) sollen vor dem Abgang einer Ex-

*) Die älteren Nowaja Semlja-Fahrer pflegten ihre kleinen Schiffe ans Land zu ziehen, zu verlassen und in Hütten zu überwintern.

**) Erfahrungen der zweiten deutschen und der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition.

***) Höchst störend ist der Einfluß der wechselnden Temperatur und Feuchtigkeit auf die Instrumente. Die Spiegel der Sextanten erblinden,

pedition von einem Optiker ölfrei gereinigt werden, daselbe hat der Büchsenmacher mit den Gewehren zu thun, deren Läufe dunkel gefärbt sein müssen, damit sie weniger rosten. Munition, Pulver und Lunte zum Sprengen des Eises, ebenso Alkohol und Petroleum bedürfen abgeschlossener Behälter im Achtertheil des Schiffes. Zu den beiden letztern Flüssigkeiten soll man nur mittelst wohlverschließbarer Pumpen gelangen.

Alle Thüren sollen Hafenverschluß und Gewichtszug haben; Metallklinken mit drehbarem Verschluß sind weniger passend. Die Möglichkeit, vom Eise eingeschlossen zu werden, erheischt endlich die Mitnahme bis 20 Schuh langer Sägen und Bohrer, um das Eis zu durchschneiden. Im Uebrigen bedingt sowohl der Gebrauch an Bord, als auch der auf Reisen, die reichste Ausrüstung mit Alkohol, Flanell, Büffelfellen, starkem Tuch, wasserdichter Leinwand, starken Filzplatten, Leder, Renntierstiefeln, Schneestiefeln, Stangen, Schaufeln, Krampen, Stielen u., Gegenständen, die gewöhnlich unzureichende Berücksichtigung finden.

Das Beispiel der Engländer in der Auffuchung eines verschollenen Polarfahrers nachzuahmen, — so bewunderungswürdig es auch für diese Nation und tröstlich es für die Angehörigen der Vermißten sein mag, — möchte ich nicht anempfehlen. Polar-Expeditionen irren gewöhnlich, durch das Eis gezwungen, von dem ursprünglichen Ziele ab, und werden schon deshalb unauffindbar. Burroughs fand Willoughby nicht, Button nicht Hudson, Scroggs nicht Knight und Barlow, Rae nicht Ross, und Hunderte suchten Franklin vergeblich. Soll eine verschollene Expedition aber dennoch aufgesucht werden, so mag man sich nach dem Vorgange der Engländer folgender Hülfsmittel bedienen: Flaschen, welche mit Notizen versehen, in's Wasser geworfen, Steinpyramiden, in deren Innern Nachrichten verwahrt werden, großer Aufschriften auf Felswänden, kleinen Ballons, die sich in gewissen Höhen entzünden, und bedruckter Zettel, dem Spiel der Winde überlassen, Kupfertafeln mit eingravierten Mittheilungen, die gefangenen Füchsen um den Hals gebunden, worauf die letzteren wieder frei gelassen werden. Die Nachrichten beziehen sich stets auf die Mittheilung von Lebensmitteldepots und die Stationen der aufsuchenden Schiffe.

Die Kosten der Polarexpeditionen haben sich im Laufe der Zeit relativ eher vermindert als vermehrt. Die Ausgaben für die Expedition Willoughbys vor drei Jahrhunderten beliefen sich auf die damals ungeheure Summe von 6000 Pfund. Moores Expedition (1746) bedurfte sogar 10,000 Pfund, dagegen Backs schwierige und erfolgreiche Unternehmung zur Erforschung des großen Fischflusses 1833—1835 nur 5000 Pfund. Ein unerreichtes Beispiel außerordentlicher Leistungen bei geringen Ausgaben war die sibirische Expedition Middendorffs 1844, welche nur 13,300 Rubel bedurfte. Die Franklin-Expeditionen von 1848 bis 1854 kosteten laut Bericht der englischen Admiralität 20 Millionen Francs. Die Ausgaben für die zweite deutsche Nordpolexpedition beliefen sich auf 120,000 Thaler, die unserer Vorexpedition von 1871 auf 10,000 Gulden und die der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition auf 220,000 Gulden.

Der Heimgang der Königin Luise.

Von Hermann Lindt.

Alles, was uns das Andenken an die schöne und edle Königin, deren hundertjährigen Geburtstag wir binnen Kurzem feiern, ins Gedächtniß zurückruft, muß von Interesse für uns sein, selbst wo es schmerzlich erregt. Und Schmerzliches hat die

der Quecksilberhorizont überzieht sich während der Beobachtung mit Reif. Vom Deck in die warme Kajüte hinabgetragen, beschlägt sich jedes Metallgeräth sofort mit dicken Eiszrinben; man soll die ersteren daher nicht anrühren, sondern abdampfen lassen.

Königin Luise viel erfahren auf ihrem kurzen Lebenswege und das Schmerzlichste war gewiß nicht der Tod bei einem so helden-großen, echt weiblichen Charakter, wie ihn diese edle deutsche Frau und Fürstin besaß: Unehre und Schmach ihres Vaterlandes wären ihr noch über den Tod gegangen. Ihre reine Frauenwürde, ihre großartig angelegte Natur, ihr durch Leiden geläutertes Selbstbewußtsein war eben zur schönsten Blüthe entfaltet, als der Tod sie ereilte und ihre Hoffnungen und Pläne auf immer vereitelte. Unendlich wahr ist das Wort Gneisenaus nach der Schlacht und dem Siege bei Leipzig: „Ach hätte das doch die Königin Luise erlebt!“ Diese Genugthuung der Kränkungen ihres Vaterlandes, ihres eigenen Ichs war ihr nicht vergönnt; ihr blieb aber die noch schönere Ehre, fortzuleben in allen deutschen Herzen und ihren Namen verknüpft zu sehen mit den heiligsten Interessen ihres Vaterlandes. Aber der Schlag war groß für die Sache, die sie gleichsam in den Augen der Begeisterten, des Volkes, ja selbst der großen Politiker — ich nenne nur beispielsweise Stein — vertrat. Uüberraschend und allergreifend trat der Schlag ein. In anscheinend bester Gesundheit hatte die Königin Berlin am 25. Juni 1810 verlassen. Sie hatte sich nach dem Vater, den Geschwistern, nach ländlicher Ruhe und Stille gesehnt. Es war eine Art Vorgefühl des möglichen Todes, die Lieben noch einmal wiederzusehen nach allem Drang und Sturm der letzten vier Jahre, und als diese Sehnsucht gestillt, da hatte der Tod sie ereilt, mitten in Sommerlust und in dem schönen stillen Frieden der Natur. „Über bedenken Sie, wenn ich dem König stirbe — und meinen Kindern!“ hatte sie dem alten Heim kurz vor der Ankunft und dem letzten Wiedersehen des Königs zugerufen; nun war es doch geschehen, und die freundlichen Augen von Preußens schöner Königin hatten sich auf immer geschlossen. Ihre Hand hatte sie in die ihres Gatten gelegt und so starb sie, sanft und selig, und weniger schmerzlos, als die Leiden ihrer Krankheit voraussetzen ließen. Es war am 19. Juli gegen 9 Uhr Morgens. Der König, selbst leidend und auf die Nachricht der Gefahr schnell von Charlottenburg herbeigeeilt, war nur einige Stunden vor ihrem Tode in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne in Hohenzieritz eingetroffen. Er war im Innersten erschüttert und gebrochen, und nur die Anwesenheit der Kinder hatte etwas Tröstliches für ihn. Er konnte sich nicht von der Leiche trennen; er und die Kinder schmückten sie mit Blumen und Kränzen; — der von der Hand unseres Kaisers hängt noch in dem kleinen Sterbezimmer der hohen Mutter. Dann überwältigte den König wieder sein Gefühl; er ging wie in einem Traum umher. „Sie ist todt — von mir, auf immer!“ schluchzte er zu seinem Schwiegervater, dem Herzog Karl. „Der König saß auf dem Rande des Bettes und ich kniete davor,“ schreibt die liebenswürdige alte Gräfin Voss; — — — „ich bat den König ihr die Augen zuzudrücken, denn der letzte Athem war entflohen! — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und Aller, die umher knieten, war schrecklich!“ Der treuen mütterlichen Freundin, die uns diese Aufzeichnungen in ihren Memoiren hinterlassen, und dem Oberhofmeister von Schilden trug dann der König auf, Alles zu besorgen und zu überwachen, was in Bezug auf das Zimmer der Königin, die Wachen bei ihr und in jeder andern Hinsicht zu thun sei. Die Königin war in dem Zimmer ihres Vaters gestorben, wohin sie der Kühle wegen aus ihren eigenen, dem Süden zu gelegenen Gemächern geschafft worden war. In diesem Zimmer, dem dritten von drei in einander gehenden kleinen Gemächern unten links im Hohenzieritzer Schlosse, blieb auch die Leiche stehen. „Der Oberhofmeister und Gräfin Truchseß wachten die erste Nacht in dem Zimmer, wo unser Aller Schutzhengel, unsere entschlafene Königin lag,“ schreibt die Gräfin Voss, „in der zweiten Nacht wachten die Officiere, und die Kammerdiener in der dritten, wie noch auf dem Vorplage Officiere, und bei der Hofdame immer noch eine Kammerfrau.“ Am Tage nach ihrem Tode wurde die Leiche secirt; „man fand einen Polypen am Herzen, die rechte Lunge fast zerstört, — die Königin hätte in jedem Fall nur noch kurz und unter Leiden leben können. Die Aerzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine

Folge zu großen und anhaltenden Kummers, — dessen hat sie viel, viel gehabt.“ (Gräfin Voss.) Am Abend desselben Tages — 20. Juli — reiste der König mit den fürstlichen Kindern nach Charlottenburg zurück. Abends nahm auch der Baumeister Wolff, der Vater des Berliner Professors Albert Wolff, die Todtenmaske der Königin ab, nach der er später die Büste für den Tempel zu Hohenzieritz arbeitete. Vorbereitungen zur Einbalsamirung der Leiche hatten schon stattgefunden und wurden nun weiter fortgesetzt und vollendet. Die Hülle der theuren Geschiedenen wurde, wie schon von der Gräfin Voss erwähnt, von der Oberhofmeisterin, den Hofdamen und Kammerfrauen bewacht. Vor der Thüre des Sterbezimmers standen zwei Officiere als Wache; in dem kleinen Zimmer vor dem Sterbezimmer hielten sich die Kammerdiener auf. Am Tage vor der Abfahrt nach Berlin ward in dem Sterbezimmer, welches, wie das vor demselben belegene, schwarz drappirt war, der Leichnam, in Silberstoff gekleidet, in einem mit schwarzem Sammet überzogenen Sarge, um den zwölf Gueridons mit brennenden Wachskerzen standen, in Parade ausgestellt. Die Abfahrt sollte am 25. Juli über die Dorf- und Ortshäfen Weisbin, Fürstensee, Fürstenberg, Demerswalde u. s. w. erfolgen. Der tiefgebeugte Herzog Karl, der Vater der Königin, und der König hatten am Tage der Abreise des Letzteren noch ein „Regulativ“ entworfen, von dem eine Abschrift von jenem Tage vor mir liegt.

1) Am Mittwoch, den 25. Juli d. J., Morgens um 2 Uhr versammelt sich in Hohenzieritz das gesammte zur Leichenbegleitung bestimmte und erforderliche Personal.

2) Deselbigen Tages um 3 Uhr beginnt der Zug.

3) Unter Vortretung des Oberhofmeisters von Schilden und des Schloßhauptmann von Buch wird der Sarg Ihrer Majestät der Königin von zehn königlich-preussischen und herzoglich-mecklenburgischen Kammerherren erhoben, getragen und auf den Wagen gesetzt.

4) Der Oberforstmeister und Kammerherr von Behmen an der Spitze von sechs Förstern und vier Hofsägern, sämmtlich zu Pferde, eröffnet den Zug. Hierauf folgt

5) Die Hälfte des escortirenden Husarencommandos unter Anführung des Majors und Kammerherrn von Schmalensee.

6) Der herzoglich-mecklenburg-strelitz'sche Hofstaat, bestehend: daß die jüngsten Kammerherren in der Anciennität zuerst, und dann die älteren Kammerherren in der Anciennität und zuletzt Oberhofchargen und die Minister fahren.

7) Se. Durchlaucht der Prinz Karl von Mecklenburg, der Oberhofmeister von Schilden und die königlich-preussischen Kammerherren.

8) Die königlich-preussischen Stallmeister und die herzoglichen Stalljunker, und der Oberbereiter.

9) Der Leichenwagen.

10) Ihre Excellenz die Oberhofmeisterin Gräfin von Voss und die königlichen Hofdamen.

11) Die Damen des herzoglich mecklenburg-strelitz'schen Hofes.

12) Die Kammerfrauen Ihrer Majestät der Königin.

13) Die Hälfte des escortirenden Husarencommandos.“

Ein späteres „Reglement für den Einzug der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin, und für die Beisezung in der Domkirche“ ist vom 21. Juli aus Charlottenburg datirt und trägt die Unterschrift des Königs. Dieses „Reglement“ enthält 22 Paragraphen und 26 einzelne Punkte der „Ordnung“ des Trauerzuges, und die bekanntesten Namen, die in dieser „Ordnung“ fungiren sind die Oberhofmeisterin Gräfin Voss, der Feldmarschall Graf von Kalkreuth, der Fürst Hardenberg, die Staatsminister Grafen von der Goltz und Dohna, und Wilhelm von Humboldt. Diese „Ordnung“ schließt: „Vorstehende von Sr. Majestät Allerhöchst genehmigte Ordnung des Zuges soll jedoch etwanig stattfindenden Rangreglements für die Zukunft auf keine Weise nachtheilig sein.“

Grade ein Monat war vergangen seit die Königin in Neustrelitz voll tiefer Sehnsucht nach den Lieben und nach Stille und Ruhe eingetroffen war. Jegliche Sehnsucht war nun gestillt.

Die Rosen blühten noch um das stille friedliche Schloß, wo diese „schöne Königsrose“, wie May von Schenkendorf sie nennt, vom letzten Lebenssturm gefaßt worden war. Der volle schöne Sommer-sonnenschein brach eben empor als die Leiche auf den Wagen gehoben wurde. Es war ein ernsther feierlicher Anblick. Eine Menge Menschen waren von Neustrelitz und den Dörfern umher herbeigeströmt. Auf der hohen Freitreppe des Schlosses standen der gebeugte Vater, die ehrwürdige alte Großmutter, die Landgräfin Luise von Hessen, die die Erziehung der Kinder geleitet, die Geschwister der Königin; da waren die bewährten Freundinnen Gräfin Wosß und Frau von Berg. Die feierliche Stille, der schöne friedliche Morgen — Alles voller Andacht, Thränen und Schmerz. Nicht eine Königin beweinte man: eine gute, große, edle Frau. Es war nach 4 Uhr Morgens als sich der lange Zug in Bewegung setzte. Der Köhle halber war ein eigener Weg durch den Wald gelichtet worden und daher passirte der Trauerzug Neustrelitz nicht. Der mit Sammet behangene Sarg schwebte in einem mit Stahlfedern versehenen Gestelle und die Seitenwände, gegen welche er durch das Rütteln des Fahrens anstoßen konnte, waren mit Matrasen ausgepolstert. In allen Ortshäusern, durch welche der Zug ging, tönte ihm feierliches Glockengeläute entgegen; die Prediger und Schulzen, ja deren Frauen und Töchter und Kinder, in Trauer gekleidet, begleiteten ihn von einer Gemeinde zur andern. Man darf ohne Ueber-treibung sagen, daß kein Auge trocken blieb. Selbst die Aermsten schmückte ein schwarzes Band, ein Florstreifen. Jeder wollte seine Theilnahme, seine Trauer beweisen für die geliebte Königin. Arme alte Frauen bestreuten das Pflaster mit weißem feinen Sande und Blumen und Blättern; überall hatte man die Wege geebnet und in möglichst guten Stand gesetzt. Man hat mir erzählt, daß die jungen Mädchen, die Luise hießen, es sich besonders angelegen sein ließen, die Wege mit Blumen zu bestreuen, und sich durch besondere Trauerabzeichen hervorthaten. Es war eine tiefe, allgemeine Trauer; wie sie als Fürstin geliebt und verehrt worden war, wach' ein Antheil ihre Leiden erweckt, was ein Körner, Fouqué, Rückert von ihr gesungen, das Alles malte sich in den thränenfeuchten Augen der Trauernden.

Am der Grenze des preussischen Gebietes stand die aus Potsdam dorthin detachirte Leib-Gesadron der Garde du Corps, und von dieser führte die eine Hälfte den Trauerzug an, während die andre ihn beschloß. Hier hatte sich auch der Domherr von Rietzen, als Landrath des Ruppiner Kreises, mit einer Deputation der Ritterschaft des Kreises, um die Leiche zu empfangen, eingefunden und begleitete dieselbe bis nach Gransee, wo der Zug, nach einer zwölfstündigen Fahrt, Nachmittags gegen 4 Uhr ankam.

Nach hier, wie auch nach Dranienburg, an welchen beiden Orten die Leiche übernachten sollte, waren von Berlin aus, zur Ueberdachung und zum Schutz des Leichenwagens, zeltähnliche Hütten von Brettern geschickt worden, deren jede 48 Fuß lang, 24 Fuß breit, außerhalb und innerhalb mit schwarzem Tuch bekleidet war. An beiden Giebelseiten befanden sich gothisch verzierte Eingänge. Der innere Raum war durch schwarze Vorhänge in drei Abtheilungen geschieden. In der mittelsten und größten befand sich der Leichenwagen, während die andere Abtheilung einer Anzahl der Garde du Corps, die hintere den Hofbedienten, welche die Wache hatten, zum Aufenthalt diente. Auf dem Plage, wo dieses Zelt errichtet worden war, steht jetzt ein Denkmal in cenotaphartigem Geschmaack. Auf Veranlassung des Domherrn von Rietzen fand hier in Gransee eine Art Empfang der Leiche statt. Eine Abtheilung der Bürgerschaft, mit weißen Trauerstäben in der Hand, bildete eine Ehrenwache für die genannte Zeltstätte; eine andere Abtheilung bildete Spalier in den Straßen, durch welche der Trauerzug passirte. Wiederum eine andere ging unter Anführung des Magistrats und der Geistlichkeit der hohen Leiche bis zur Baumbrücke, als der Stadtgrenze, entgegen; eine vierte hatte sich, mit andern Herren und Damen aus der Stadt und Umgegend, zu einem Trauerchor vereinigt und empfing die Leiche ihrer verehrten Königin mit einem Trauergesang und mit Chorälen. Bei der großen Hitze dieses Tages hatte man es auch an äußern Hilfsmitteln keineswegs

fehlen lassen, um in dem Trauerzelle die Nacht hindurch die Luft möglichst abzukühlen. Major von Waldow auf Dennenwalde hatte eine große Menge Eis zu diesem Zwecke geliefert und auch nach Dranienburg vorausgeschickt, wohin der Trauerzug am 26. Juli Morgens 7 Uhr von Gransee aus aufbrach. Hier war ein ähnlicher feierlicher Empfang wie in Gransee, und von allen Ortshäusern begleiteten die Prediger und Schulzen, Frauen und Kinder, den Trauerzug.

Am 27., Morgens gegen 8 Uhr, brach derselbe von hier auf aus, verstärkt vor Reinickendorf durch drei aus Berlin dorthin beorderte Escadrons Garde du Corps und eine aus allen umliegenden Orten herbeigeströmte Menschenmenge. Nachmittags 4 Uhr traf der Zug auf dem eine halbe Meile von der Residenz gelegenen Vorwerke Wedding ein. Hier wurde der Sarg auf den von Berlin entgegen geschickten Paradeleichenwagen gehoben und hierzu waren die zweckmäßigsten Anstalten getroffen worden. Eine Durchfahrt, von außen mit Trauerflor und Blumengewinden geschmückt, innen schwarz behangen, führte in einen Baumgang und durch diesen nach einer bedeckten, 50 Fuß langen und 30 Fuß breiten, vorn und hinten offenen Laube. Die Giebelseiten waren mit Kronen und Blumengewinden geschmückt, innen ebenso und mit Wand-leuchtern geziert, und hier fand die Umhebung des Sarges auf den Paradeleichenwagen statt. Ein Trauergefolge hatte den Zug hier erwartet und die Glocken läuteten langsam und feierlich. Von hier aus nahm derselbe seinen Weg um das Invalidenhaus herum nach dem Exercierplatz im Thiergarten, wo die zur Einholung der Leiche versammelten Personen vom Hofe, vom Militär und von der Bürgerschaft bereits anwesend waren. Beim Eingange in das Brandenburger Thor ward der Zug von einem Gesangschor mit einem der Lieblingschoräle der Königin, von Joachim Neander, empfangen —

„Wie fliehet dahin der Menschen Zeit,
Wie eilet man zur Ewigkeit!
Wie wen'ge denken an die Stund'
Von Herzensgrund,
Wie schweigt hiervon der träge Mund!“

Beim Vorüberfahren bei dem königlichen Palais sang ein anderer gemischter Chor einen andern Lieblingsgesang der hohen Entschlafenen, das schöne Lied der großen Annherrin ihres Hauses, der Kurfürstin Louise Henriette —

„Jesus, meine Zuversicht!“

Zu Durchgange durch das große Portal des königlichen Schlosses ertönte das fromme Lied von Simon Dach —

„O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen!“

Als der Leichenwagen inmitten tiefen Schweigens vor der Schloß-treppe still hielt, kam der König mit sämtlichen Kindern demselben bis an den Fuß der Treppe entgegen und ging dann, als der Sarg hinaufgetragen ward, in tiefster Rührung vor demselben her. Oben auf der Treppe waren die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zum Empfange versammelt und schritten hinter dem Könige und den Kindern vor dem Sarge voraus in den Thronsaal. Die Absicht, dem Publikum die Gesichtszüge der geliebten Königin auch noch im Tode zu zeigen, konnte nicht erfüllt werden. Ungeachtet jeder Vorsichtsmaßregel und der Anwendung mineralischer Säuren hatte die drückende Hitze während der drei Tagereisen dermaßen auf die Leiche gewirkt, daß sich Spuren der Auflösung zeigten. Der König sah sie natürlich noch, aber am 30. Juli, wo der Sarg noch einmal zur Protokoll-aufnahme in Gegenwart der Minister geöffnet wurde, nicht mehr. Unter dem Thronhimmel auf einer Estrade stand der Parade-sarg. Unter demselben, noch um einige Stufen erhöht, lag eine weichenfarbene, mit Hermelin verbrämte Sammetdecke. Der Sarg war aus Lindenholz mit schwarzem Sammet überzogen und mit

Mohnblättern und Mohnblumen aus vergoldeter Bronze verziert. An jeder Seite waren sechs schwere vergoldete Bronzehandhaben. Am Kopfende des Sarges standen links zwei vergoldete Sessel, auf denen auf goldstoffenen Kissen eine brillantene Krönung und der brillantene russische St. Katharinenorden ruhten. Ringsum standen sechs Trauerkandelaber. Der Oberhofmeister der Königin, Herr von Schilden, und der Kammerherr Graf Brühl, mit Hofdamen und Pagen, hatten die Ehrenwache. Keine Barriere trennte das anströmende Publikum von dem feierlichen Schauspiel. Die große Menge der den Thronaal Betretenden that dies in ehrfurchtsvollem Schweigen und tiefer Nührung. Die ganze Stadt war in Bewegung und die mitfühlendste Trauer herrschte in allen Häusern. Alles war ernst, würdig, feierlich. Am 30. Juli Abends 8 Uhr erfolgte die stille Beisetzung in der Domkirche. Dem Sarge folgte zunächst der König, die königlichen Kinder, das jüngste (Prinz Albrecht) auf den Armen seiner Amme. An der Thür empfangen die Domgeistlichen den Sarg und die Singakademie unter Zelters Leitung sang den Choral des Markgrafen Albrecht von Brandenburg —

„Was mein Gott will, das gescheh' allzeit,
Sein Will' der ist der beste;
Zu helfen den'n er ist bereit,
Die an ihn gläuben feste.
Er hilft aus Noth, der fromme Gott,
Und züchtigt mit Mäßen;
Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut,
Den will er nicht verlassen!“

In der Sakristei, wo der Sarg einstweilen ruhen sollte, waren nur der König, die königlichen Kinder, Prinzen und Prinzessinnen bei der Einsegnung der Leiche zugegen. Der erste Hofprediger, Oberconsistorialrath Sack, der die Entschlafene vor sechszehn Jahren mit dem Könige getraut, sprach das Gebet am Sarge. „So ruhen nun hier die irdischen Ueberreste unserer ewig geliebten Königin: sie selbst lebt in einer höheren helleren Gegend, wir aber stehen an ihrem Sarge tiefgebeugt, doch anbetend in unserem Schmerz den uns dunklen Rathschluß des Ewigen! Verkärter himmlischer Geist der Vollendeten! Du hast errungen den Sieg, um den wir noch kämpfen müssen! Nimmer kann und soll erlöschen in unsern Gemüthern der Dank, den wir Dir schuldig sind; und nimmer der heilige Entschluß, nachzufolgen Deiner Tugend, um einst würdig zu sein der seligen Wiedervereinigung mit Dir!“ Nach dem Segen sprach der König ein stilles Gebet; dann wurde Zelters Composition „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ gesungen, und die rührende Feierlichkeit war zu Ende. Die Nacht war hereingebrochen und einzelne Sterne schimmerten am Himmel.

Am 23. December desselben Jahres wurde die Leiche in das Mausoleum zu Charlottenburg übergeführt. Derselbe Tag hatte vor siebzehn Jahren ihren Einzug als siebzehnjährige Braut, vor einem Jahre ihre Rückkehr von Königsberg in ihre Hauptstadt gesehen! Nun sah derselbe Tag den letzten Heimgang der schönen, der guten Königin. Fünfundsechzig Jahre sind seitdem dahingegangen, ein Zeitraum, der in dem Drängen und Stürmen unseres Jahrhunderts selbst Jahrhunderte zu vertreten scheint. Allein das Andenken an die Königin Louise ist frisch und rein geblieben; keine Zeit hat daran gerüttelt oder gemäkelt und jede neue Generation segnet ihren Namen!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Carolina Brocchi.“

Schauspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Kette.

Zu Anfang der fünfziger Jahre brachte das königliche Schauspielhaus ein Trauerspiel: „König Saul“ von Herrmann Kette zur Aufführung. Es errang, so viel wir wissen, einen sogenannten Achtungserfolg; jedenfalls scheint die Aufnahme dieses dramatischen Erstlingswerkes nicht eine derartige gewesen zu sein, daß sie den Schaffensdrang des Dichters wesentlich angepörrt hätte. Kette ließ lange Jahre vergehen, bevor er den zweiten Schritt auf die Bretter wagte. Vor einigen Jahren veröffentlichte er ein Schauspiel in Prosa „Preußens erstes Schwurgericht“, über das wir einen eingehenden Bericht in der „Gegenwart“ veröffentlicht haben. Da dieses Stück in Berlin nicht zur Aufführung gekommen ist, so ist die neueste dichterische Schöpfung Herrmann Kettes „Carolina Brocchi“ für die jetzige Generation unseres Theaterpublikums so gut wie das erste Debüt eines neuen Dichters. Der Verfasser kann mit dem Ausfall desselben ganz zufrieden sein. Sein neuestes Schauspiel hat bei der ersten Aufführung im Ganzen freundlich angeprochen und nach dem zweiten Act sogar einen vollen Erfolg gehabt. Das Stück besitzt auch unleugbare Vorzüge. Diese werden sich, nachdem wir noch besonders hervorgehoben haben, daß dieses Schauspiel sich durch eine klare und gebildete Sprache auszeichnet, schon aus der Erzählung als solche zu erkennen geben. Auch auf die Mängel wollen wir aufmerksam machen.

Kette verlegt seine Handlung nach Florenz, in die letzten Decennien des 16. Jahrhunderts. Ob die Anekdote von dem verlorenen und wiedergefundenen Schusterkinde, die einen Theil der Handlung bildet, an jenem Orte und zu jener Zeit gespielt, und ob dieser Umstand Kette dazu veranlaßt hat, seine Figuren um den glänzenden Hof des Herzogs Francesco von Medici zu scharen, wissen wir nicht. Ein innerer Grund dazu lag wohl nicht vor. Wir haben wenigstens keine dringende Nothigung wahrzunehmen vermocht, weshalb Francesco von Medici und Bianca Capello für die Forderungen dieses Dramas in Bewegung gesetzt werden mußten. Francesco und Bianca selbst machen sich vielleicht auch einiger Unterlassungsünden schuldig, um uns an ihre eigenste Individualität glauben zu lassen. Wüßte man es nicht durch den Theatergettel und sähe man nicht die glänzenden Kostüme, — ihre Worte und Thaten würden uns nicht gerade dazu verpflichten, auf so erlauchte und von der geschichtlichen Legende so scharf charakterisirte Persönlichkeiten zu schließen. Aber wir wollen den Dichter nicht wegen der Wahl des Ortes und der Bestimmung der Zeit, die er getroffen hat, hinciren.

Die prunkende Zeit der Renaissance gestattet, ja gebietet die Entfaltung von äußerlichem Glanz und Schimmer; und schon das mag eine Lodung für den Dichter sein, mag seine Phantasie zu einem freieren Fluge beschwingen. Wer einen modernen Stoff behandelt fñhlt sich bei der Arbeit schon durch die gesellschaftlichen Gebote und die absolute Mächtigkeit des Außerlichen beständig beengt und bedrängt.

Ich gehöre nicht zu den Ruhmrednern der „guten alten Zeit“ und glaube, daß wir heut zu Tage noch derselben mächtigen Gefühle fähig sind, die unsere Voreltern erfüllt haben; aber unser Ausdruck dafür ist verlegener geworden. Wir haben nicht mehr den Muth der Ueberschwänglichkeit. Man denke sich Mortimer im schwarzen Frack, und seine schwungvolle Begeisterung wird uns phrasenhaft erscheinen, vielleicht gar lächerlich. Treten uns Menschen aus anderen Zeiten und anderen Ländern gegenüber, für die wir nur den Maßstab der Convention besitzen, so sind wir weniger rigoros. Wir gestatten dem, der in der glänzenden farbenreichen Pracht des 16. Jahrhunderts vor uns erscheint, den ungehinderten Ausdruck seiner Leidenschaft. Und nun gar in dem verliebten Lande, wo die Citronen blühen und die Nachtigall auf dem Granathaum singt! Da fñhlt sich denn auch der Dichter freier und unbefangener und seine Vorliebe für die Vergangenheit und für Italien ist erklärlich genug.

In das ärmliche Stübchen des Geigers Lorenzo, der, wie mir scheint, mit zu viel Wichtigkeit introducirt wird — man glaubt nach dem ersten Acte, daß Lorenzo den eigentlichen Mittelpunkt bilden werde — dringt die schöne Carolina, der er Musikunterricht gegeben, und sieht ihn an um

ein Misl. Sie hat gestern eine Entdeckung gemacht, die ihren Entschluß: dem Hause, das sie für ihr väterliches hielt, zu entfliehen, gereift. Ihre alte Wärterin hat nicht mit einer Lüge sterben wollen, sie hat derjenigen, die sich für die Tochter Brocchi's hielt, das Geständniß gemacht, daß das Kind Brocchi's im Alter von 2 Jahren im Arno ertrunken ist. Die Wärterin ist damals auf dem Heimwege einem gleichaltrigen Kinde, das sich verlaufen hatte und bitterlich weinte, begegnet, und sie hat das Kind untergeschoben. Die Mutter, die den Betrug entdeckt, hat sich von der Zärtlichkeit des Findlings rühren lassen und die Kleine wie ihr Kind aufgezogen. Mit dieser Enthüllung hat Carolina den Schlüssel für die Harttherzigkeit, mit der sie im Hause Brocchi's behandelt worden ist, gefunden. Sie setzt den alten Brocchi zur Reibe; dieser stellt sich, als ob er die Geschichte nicht glaube, und als Carolina die Ausjagen der Sterbenden aufrecht erhält, sperrt er sie ins Zimmer wie ein ungezogenes Kind. Carolina erbricht die Thür und läuft davon — zum Geiger. Lorenzo entmuthigt das arme Mädchen recht gründlich, die erste Frage, die er an Carolina stellt, ist die: wie viel Geld sie mitgenommen habe? und da sie darauf antwortet, daß sie, wie sie stehe und gehe, aus dem Hause gelaufen sei und nur die Kleider, die sie als Kind getragen — an jenem Tage, da die Wärterin sie untergeschoben — giebt ihr Lorenzo den Rath, zu dem reichen Brocchi zurückzukehren. Lieblos mag der Rath sein, aber vernünftig ist doch. Lorenzo selbst lebt in den ärmlichsten Verhältnissen: erst vor Kurzem hat er den Wirth, der ihn um die schulbige Miethe mahnte, die Treppe hinuntergeworfen. Als verständiger Mann wird er sich auch sagen, daß Carolina sehr unüberlegt gehandelt hat. Sie ist doch an die sechs- oder sieben Jahre im Hause des Brocchi gewesen und, wenn auch streng, meinetwegen harttherzig, doch immerhin wie das Kind vom Hause behandelt worden. Brocchi hat ihr eine glänzende Erziehung geben lassen, und der Auftritt, den sie mit ihrem Pflegevater gehabt hat, ist wahrlich nicht der Art, daß sie alle diese, wenn auch unbedeutenden Wohlthaten als gar nicht vorhanden betrachten könnte.

Aber gleichviel, Carolina hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, das Brocchi'sche Haus nicht wieder zu betreten, und es bleibt Lorenzo nichts weiter übrig, als ihre Bitte: ihr ein Misl zu gewähren, zu erfüllen. Es trifft sich günstig, denn neben dem Zimmer Lorenzos ist noch ein unbewohntes Kämmerchen, das einen eigenen Ausgang hat. In der unbefangenen Zeit des 16. Jahrhunderts findet man nichts dabei, daß ein junges Mädchen und ein junger Künstler Thür an Thür wohnen; und der Cautelen, welche man, um einem solchen Weisammenwohnen unter modernen Verhältnissen den Charakter des Anstößigen zu benehmen, anwenden mußte, bedarf es hier nicht.

Während die Wohnungsfrage noch debattirt wird, kommt der Sohn des herzoglichen Gärtners zu Lorenzo, theilt diesem mit, daß er heute seine Hochzeit feiern werde und fragt, ob Lorenzo nicht zum Tanz aufspielen wolle. Lorenzo will nichts davon wissen; aber Carolina, die nun fühlt, daß sie auf sich selbst angewiesen ist, will sich den kleinen Verdienst nicht entgehen lassen und acceptirt für Lorenzo.

Neugierige Leute und besonders solche, die am Kleinigkeitsstram Gefallen finden, — die Franzosen bezeichnen das mit: „chercher la petite bête“ — würden sich nun den Kopf zerbrechen, wie Carolina es angefangen, um bei der Hochzeit, die an demselben Tage stattfindet, schon in einem schmucken Burghenscosüm zu erscheinen, da weder sie noch ihr Freund Lorenzo über irgendwelche Capitalien zu verfügen haben.

Wir wollen uns aber um solche Bagatellen nicht kümmern; es genügt uns, daß wir in der ersten Verwandlung Carolina in kleidamer Knaben-tracht vor uns sehen, als sie dem Gärtners des Herzogs und den Hochzeitsgästen zum Tanze aufspielt. Sie hat vornehme Zuhörer: den Herzog selbst und Bianca Capello. Durch eine Unbedachtsamkeit verräth sie ihr Geschlecht und von dem Augenblick an, wo der Herzog weiß, daß ein Mädchen den Bogen geführt hat, verliebt er sich leidenschaftlich in sie.

Inzwischen hat Brocchi ermittelt, wo seine Tochter geblieben ist. In Begleitung von vier handfesten Polizisten dringt er in das Haus des Musikers, um seine Tochter, eventuell unter Anwendung von Gewalt, in das väterliche Haus zurückzubringen. Lorenzo vertheidigt seine Schutzbefohlene mit dem Degen in der Hand; und die pflichttreuen Beamten reißen aus, sobald sie den blanken Stahl erblicken. Ein Abgesandter der Bianca Capello, ein Geck, Namens Mondesini, befreit Carolina aus ihrer bedrängten Situation; der Vater, der in aller Eile für die davongelaufene Tochter einen reichen Bräutigam gefunden hat, besteht nämlich noch immer dringlich auf deren Rückkehr. Mondesini bietet, im Auftrage der Bianca

Capello, Carolina im Schlosse ein Obdach an. Carolina acceptirt dankbarlichst, und der alte Brocchi, der uns bisher aus den Erzählungen Carolinas als ein ganz gewaltthamer Mann erschienen ist, kriecht sofort zu Kreuze, sagbudelet ganz ergebenst, verzichtet darauf, seine Tochter mit sich zu nehmen und erklärt sich mit Freuden bereit, dieselbe dem Schutze der hohen Gönnerin zu überlassen.

Zum Verständniß der Sendung Mondesini's und des Charakters der Bianca, wie es in dem Kette'schen Schauspiel gezeichnet ist, muß Folgendes bemerkt werden: Bianca ist keineswegs die listige Buhlerin, wie wir sie uns nach der geschichtlichen Ueberlieferung vorstellen; sie ist eine kluge Frau, die ihre Vortheile zwar im Auge behält, aber in diesem Stücke nichts unternimmt, was irgendwie verlegend wäre. Sie vertheidigt hier die Unschuld der Carolina und ihr eigenes häusliches Glück. Alles was sie sagt ist correct und wohlstandig. Die vorzügliche Darstellerin dieser Rolle, Frau Erhartt, versuchte allerdings durch ihr Spiel den schlichten Worten, die sie zu sagen hat, einen gewissen dämonischen Anstrich zu geben. Ihr ausdrucksvolles Auge sprach, während sie dem Herzog zuhörte, manches ungeschriebene „Aha“, als wolle sie sagen: „das werde ich mir merken“, „das läßt sich verwertzen“, „das stimmt mit meinen Combinationen überein“, „er geht in die Falle!“ und dergleichen. Aber trotz des stummen Spiels vermochte die hochbegabte Darstellerin die gemüthliche Bianca Capello in Kette's „Carolina Brocchi“ mit unserer Vorstellung, der wirklichen Bianca, nicht in vollen Einklang zu bringen. Das ist ihr von der Dichtung geradezu unterjagt. Diese Bianca verfolgt nur ein Ziel, sie will den Herzog, der zu Carolina hinüberzufaltern droht, an sich fesseln. Als geschickte Frau jagt sie sich, daß sich dieser Krieg am besten im eigenen Hause entscheidet. Sie ipart also Francesco die Mühe, der Schönen im Geheimen nachzustellen, führt diese vielmehr ganz öffentlich in das herzogliche Palais ein und nimmt den Zusammenkünften zwischen ihr und dem Herzog dadurch, daß sie dieselben eben gestattet und sogar begünstigt, alles Verhängliche. Mit Recht hat sie sich auf Carolina wie auf eine Bundesgenossin verlassen, denn sie hat in Erfahrung gebracht, daß sich Carolina in Lorenzo verliebt und also keine Augen für Francesco habe. Eine gut geführte und gut geschriebene Scene zwischen den beiden Frauen, in welcher diese Bundesgenossenschaft besiegelt wird, beschließt wirkungsvoll den zweiten Act, der am meisten ansprach.

Die Wechselfälle dieses Kampfes zwischen Francesco auf der einen Seite, Carolina und der im Hintergrunde stehenden Bianca auf der andern, füllen die letzten drei Acte. Mit dieser Haupthandlung ist eine ganz ergötzliche Nebenhandlung verwoben: wir meinen die Bemühungen Mondesini's um Bianca. Der eitle Mondesini glaubt immer am Vorabend schöner Ereignisse zu stehen, und merkt nicht, daß er von Bianca geradezu als Laufbursche benützt wird. Daß in dem Dreikampf die Ueberlegenheit, die diesmal auch die Sache der Moral vertritt, siegt, daß Bianca Carolina mit Lorenzo vermählt, Francesco aufs Neue an sich kettet, daß der wirkliche Vater Carolinens in der Person eines ehrsamten Schusters ermittelt wird, — das Alles versteht sich von selbst. Neben der häuslichen Geschichte im herzoglichen Palais spielt sich noch nebenbei eine Haupt- und Staatsaction ab, die in der Adoption Biancas durch die Republik Venedig, sowie in der Legitimierung ihres bisher geheim gehaltenen Bundes mit Francesco und der Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen sind, gipfelt. Auf die Verwerthung der geschichtlichen Anekdote von der Unterschlebung eines Prinzen durch Bianca Capello hat Kette mit vollem Recht verzichtet.

Viele Einzelheiten haben bei dieser kurzen Zusammenfassung des Inhalts der drei letzten Acte unberücksichtigt bleiben müssen. Auch sie zeigen die Vorzüge des Verfassers, einen dramatischen Hergang in einfacher, natürlicher und doch wirkungsvoller Weise darzustellen, — wenn auch nicht in dem Maße wie die ersten Acte. Diese sind namentlich in der Composition einheitlicher und geschlossener als die folgenden. Im dritten Act ist die Scenensführung zu ungewungen; die Bühne bleibt mehrfach leer. Die Einführung des Schusters in die Gemächer des herzoglichen Palais und sein ganzes Gebaren daselbst wirken doch zu befremdlich. Es kommen da auch einige Scherze vor, die ein mißgünstiges Publikum leicht noch mehr verstimmen könnten. So sagt der Schuster von Carolina: „Und Geige spielt sie — pf! —! zum Küssen“, und dieser antwortet: „Geht! Zum Küssen? Nein, zum Tanzen!“ Das erinnert doch etwas an den Reisenden, der sich das Leben nahm, — theils aus Melancholie, theils aus Duedlinburg. Ueberhaupt haben diese Dienerscenen

etwas Mißliches. Als bloße Ornamentik sind sie zu breit und erscheinen zu anspruchsvoll; sie vermindern das Interesse an den Vorgängen, welche vor Allen das Interesse rege halten sollen. Hier würden einige ganz schonungslose Striche meines Erachtens der Gesamtheit sehr förderlich sein. Die unangenehme Scene, in welcher Francesco dem alten Brocchi seine Tochter geradezu abhandelt, widerstrebt unserm Gefühl ihrem Inhalt nach so sehr, daß selbst die decenteste Behandlung sie nicht zu retten vermag. Wir wollen dem Dichter willig zugestehen, daß er das heikle Thema so vorsichtig und behutsam, wie es irgend anging, behandelt hat; aber wenn der Inhalt verlegt, kann die Form diese verletzende Wirkung nicht aufheben. Die Scene ist überdies ziemlich entbehrlich. Es ist nicht gerade nöthig, daß der alte Brocchi, von dem wir durchaus nicht verlangen, daß er sich wie Dboardo geberde, ein absoluter Schuft sei. Wenn er aber auf die Propositionen des Herzogs nicht einging, wenn er sich vergewaltigen ließe, anstatt den Fußtritt, der der Ehre seines Hauses verlegt wird, mit unterwürfigstem Dank hinzunehmen, so würde sich, wie ich glaube, die vortheilhaftere Gestaltung dieses Charakters auch für die Wirkung des Ganzen als vortheilhafter bewähren. Nebenbei bemerkt scheint der alte Brocchi seinen Shakespeare zu kennen. Von Lorenzo sagt er:

„Es ist ein Heide,
Der meinem Kinde einen bösen Trank
Heimlich hat beigebracht, daß sie so ganz
Unmädchenhaft ihm in das Haus gelaufen!“

— gerade wie Brabantio von dem Geliebten seiner Tochter, von Othello behauptet:

„Daß er mit Tränken, ihrem Blut verderblich
Und Rauberjaft, geweiht zu solchem Bann,
Auf sie gewirkt.“

Auch im vierten Act ist eine Scene, mit der sich das Publikum nicht leicht befreunden kann. Es ist immer ein unerfreuliches Schauspiel, wenn ein Mann eine Frau insultirt. Die geschichtliche Bianca mag einen idealen Künstler, wie Lorenzo es ist, zur Wuth, die nicht berechnet und die sogar vor der Schmähung nicht zurückbebt, haben entflammen können. Die freundwillige Bianca in dem Kette'schen Drama aber, von der wir nichts als Sympathisches sehen, verdient diese Schmähung auf keinen Fall. Lorenzo schleudert ihr das Wort „Kupplerin“ ins Gesicht. Bianca ist natürlich entrißet, aber anstatt dem unhöflichen und ungarben Gesellen gegenüber von ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen, oder sich zum Mindesten von ihm abzuwenden, setzt sie nach einer kurzen Pause die Unterhaltung ganz gemüthlich mit ihm fort und zeigt ihm sogar ihren Trauschein, um sich auch ihm gegenüber als ehrliche Frau zu legitimiren.

Ein dramatischer Fehler ist der große Bericht des alten Brocchi im letzten Act über lauter Vorgänge, die uns bereits bekannt sind. Das Drama hat keinen Platz für Recapitulationen.

Wenn sich der Verfasser zu einigen, allerdings nicht unwesentlichen Aenderungen entschließen könnte, so würde er meines Erachtens auf dem soliden Unterbau der beiden ersten Acte und bei dem guten Material, das er auch für die folgenden verwandt hat, ein festeres Gebäude aufrichten können als es jetzt erscheint. Aber jedenfalls haben wir es mit einer sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit zu thun, die für die dramatische Begabung des Verfassers an vielen Stellen ein bereites Zeugniß ablegt.

Die Darstellung war ganz vorzüglich. Außer Frau Erhardt, von der schon gesprochen wurde, wetteiferten mit Frä. Meyer in der Titelrolle die Herren Berndal (Francesco) Kahle (Mondefini) Krause (Brocchi) Ludwig (Lorenzo) Oberländer (Vertuccio) in dem erfolgreichen Bemühen, das Stück zur vollen Geltung zu bringen. Director Hein hatte die Ensemble-scenen gut arrangirt, und für die äußere Ausstattung war Alles gethan.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Reichstag ist seit acht Tagen geschlossen, zum großen Bedauern der Hotelbesitzer und Vermieter von möblirten Wohnungen, die auch diätenlose Mitbürger unter gewissen Voraussetzungen gastfreundlich aufnehmen; der Reporter, die sich auf die zuweilen minder interessanten preussischen Kammern angewiesen sehen; endlich der Juristen von Fach, die an der oft haarfcharfen Dialektik der diesjährigen Debatten eine besondere Freude hatten. Die Ergebnisse der Session waren im Allgemeinen recht befriedigend, wenn auch zum Theil negativer Natur. Um zu begreifen, was wir unseren Volksvertretern verdanken, braucht man sich nur die Stimmung vorzustellen, welche ein entgegengesetztes Resultat hervorgebracht hätte. Wir wären um zwei unpopuläre Steuern reicher, um mehrere kostbare, im harten Kampfe errungene Freiheiten ärmer geworden. Die schwere Arbeit, sie wieder zu gewinnen, müßte von vorn beginnen. Die Regierung hat erfahren, daß, wenn sie die Majorität hat, dieses Bündniß wie jedes andere auf Bedingungen der Gegenseitigkeit fußt, die nicht ohne Gefahr der Niederlage verletzt werden können. Man hatte den Abgeordneten mit dem Schreckbild der Socialdemokraten Angst machen wollen, ähnlich wie in Frankreich mit dem weißen Gespenst operirt wird. Aber auch dort will die Drohung, wie die letzten Vorgänge gezeigt haben, nicht mehr recht versangen. Wir haben keine Vorliebe für die Socialisten, deren Ton in Wort und Schrift unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmacks zu wünschen übrig läßt. Aber in ihren Botschaften ist doch viel leere Prahlerei und die Mauern der staatlichen Gesellschaft werden dadurch nicht sobald zusammenbrechen. Was ihnen fehlt, sind jene gewaltigen Ideen, ohne welche in dem historischen Proceß nichts durchgesetzt wird. Selbst ihre Schlagwörter auf der Rednerbühne sind dem Dictionär anderer Parteien entlehnt und verpuffen deswegen ohne sonderliche Wirkung. Neulich sagte einer ihrer Wortführer, man könne sich auf Bajonnete nicht setzen. Die Wendung ist ganz hübsch, aber keineswegs neu, und hat nach einem wunderlichen Kreislauf ihren Weg in die stenographischen Berichte des deutschen Reichstags gefunden. Die Scenen, welche Socialisten und andere verlorene Söhne vorkommenden Falles im Reichstage veranlassen, liefern übrigens den handgreiflichen Beweis, daß die hartnäckig festgehaltene Verweigerung der Dikten die Thore des Parlaments vor unwillkommenen Eindringlingen nicht zu schützen vermag. Dieses eigensinnige Refus gehört insofern zu den höheren Dirs der Mittelwelt aufgegebenen Räthseln, als man die Motive nicht versteht, und bei der steigenden Theuerung in Berlin der längere Aufenthalt in der Hauptstadt für talentvolle Leute, die für sich und ihre Familie auf Arbeit angewiesen sind, mehr und mehr schwierig werden dürfte. Die Zeiten sind doch nicht mehr, wo, wie vor bald fünfzig Jahren, gewisse Reactionsblätter den Kammermitgliedern die täglichen armen drei Thaler mit schlecht verhehlter Mißgunst vorzuhalten pflegten. Sprach ein liberaler Redner etwas länger als gewöhnlich, so wurde ihm insinuirt, er wolle wohl einen Tag mehr bei der Kasse des Geheimraths Bleich liquidiren. Solche Auswüchse kann nur der Meid zu Tage fördern. Es erinnerte das, nur in umgekehrter Weise, an die Befriedigung, mit welcher ein naher Verwandter der Rachel Felix im Theatre Francaise, während sie die Phädra spielte, ihre Declamation halbblaut mit dem Zahlenrecitativ: Eins, zwei, drei u. s. w. begleitete. Als ihr ein Nachbar ärgerlich fragte, was das fortwährende Zählen bedeuten solle, sagte Jener: Wissen Sie, ich kenne die Summe, welche Rachels Vorstellungen an Gage und Spielhonorar ihr für den Abend einbringen und da möchte ich einmal herausbekommen, wie viel wohl jeder gesprochene Vers beitragen mag! An eine solche Verwerthung seiner Dichtkunst hat Racine bei Lebzeiten schwerlich gedacht. Seit 1848, wo man bei uns in der Hitze des Parteigefechtes die Reden der Abgeordneten über ähnliche, allerdings weniger harmlose Listen schlug, haben sich die politischen Sitten glänzender entwickelt. Jetzt wird nur noch den Journalisten nachgerechnet, was sie wohl erarbeiten mögen und ihr Metier wird darnach gewürdigt. Alle anderen Staatsbürger bekleiden, wie Jedermann weiß, reine Ehrenämter, und nur der politische Publicist ist vor so vulgärer Bestimmung, daß er sich für die Verwerthung seiner Kräfte in klingender Münze bezahlen läßt. Das wird ihm auch nach Gebühr bei jeder passenden Gelegenheit an den Kopf geworfen. Im Ganzen jedoch und von

der Behandlung der Literaten, die es nicht besser verdienen, abgesehen, ist die öffentliche Polemik anständiger geworden. Ob die conservative Partei allerdings die den Bewohnern Deutschlands nachgejagten neidischen Gefühle schon ganz losgeworden, muß man angesichts der Angriffe, welche sie neuerdings gegen mit irdischen Glücksgütern gesegnete Mitglieder anderer Fractionen gerichtet hat, doch einigermaßen bezweifeln. Die spezifischen Gränder, wie man sie nennt, haben uns niemals überaus warme Sympathien eingeblüht. Aber es wird bei dem eingeleiteten Anklageproceß von interessirten Leuten doch mancherlei in denselben Topf geworfen, was nicht dahin gehört. Der Scandal steht überall in üppiger Blüthe. Wir werden sehen, wer schließlich am besten, weil zuletzt, lachen wird.

* * *

Aus den Concertsälen. Amerika hat an zwei Tagen nach einander musikalische Vertreter vorgeführt, die ihm zur Ehre gereichen. Fräulein Gaul ist ein liebenswürdiges Talent, das nicht über die mittlere Sphäre des Virtuositentums hinausreicht, aber in dieser Sphäre sich mit weiblicher Anmuth bewegt, und durch ungekünstelten warmen Vortrag und durch Feinheit des Anschlags den Antheil der Hörer gewinnt.

Hr. Landsmann Herr Pinner dagegen, ein Schüler Bizet's, gehört ganz der hohen Schule des Virtuositentums. Er gebietet über eine mächtige Technik, die allerdings vielfach der Klärung bedarf; dem noch sehr jungen Manne ist eine glänzende Virtuosenlaufbahn vorherzusagen, wenn er zu seinen bedeutenden Gaben im Laufe der Jahre noch größere Reife und wärmeren Vortrag gewinnt. Jedenfalls kann er schon jetzt beanspruchen, zu den bedeutendsten Technikern gezählt zu werden. — Herr Wiska Hauser ist vor und nach seinem Concert in anonymen Zeitungsnotizen bereits so fürchterlich gelobt worden, daß die „Gegenwart“ eigentlich gar nichts mehr zu sagen brauchte. Indessen soll hier pflichtschuldigst angeführt werden, daß der talentvolle Geiger, dem eine Zeit lang der Ruhm vorausging, in Otaheit die Königin Romare entückt zu haben (sein Carnevalscherz, historisches Factum, das 10 Jahre in allen Blättern glänzte!), ein angenehmes kleines Spiel besitzt, und seine Sächelchen mit richtigem Vortrag zu Gehör bringt.

Der Stern'sche Gesangverein führte unter seinem Dirigenten, Prof. Stockhausen, zuerst eine neue Hopyffer'sche Ballade „Pharao“ (Text vom Grafen Strachwitz) vor. Die Composition bietet interessante Momente, ist durchweg edel gehalten, und giebt in der Arbeit und Instrumentation Zeugniß von gebiegener und feiner musikalischer Bildung. Die Cantate von Bach „Schlage doch gewünschte Stunde“ ist mehr das Werk einer Gelegenheitslaune des unsterblichen Großmeisters, der auch einmal den Versuch anstellen wollte, wie eine gestimmte Glocke und eine Altstimme zu einander paßten, denn eine Composition, die des hehren Namens J. S. Bach sehr würdig wäre. Fräulein A. Kling sang die nicht sehr dankbare Partie mit sehr schöner Stimme und ausgezeichnete Sicherheit und Klarheit. — „Das deutsche Requiem“ von Brahms ist eine großartige und ganz eigenthümliche Schöpfung. Gleich als das Werk erschienen war, und bevor noch eine Aufführung stattgefunden hatte, erklärte der Verf. dieser Besprechung in der Bach'schen Musikzeitung, daß es dem Componisten einen bleibenden Ruhm gewinnen werde; und überall wo es gehört wurde, hat es die verdiente Bewunderung erregt und Jeder fühlt, „der das geschrieben hat, gehört zu den Großen“. Die Ausführung war eine ausgezeichnete.

* * *

Von den Theatern. Donnerstag den 8. fand im Nationaltheater die Aufführung des Schauspielers „Studenten und Lügner“ von Wilhelm Schröder statt. Direktor Buchholz und Theodor Döring hatten es übernommen, die dilettirenden Darsteller, sämmtlich Universitätsstudenten, für den Zweck vorzubereiten, und sie konnten mit dem Resultate zufrieden sein. Die ganze Aufführung war von einem Zuge der Pietät durchweht, und jugendlicher Enthusiasmus half über den Mangel an Routine hinweg. Das Stück selbst ist zwar mehr eine dramatisirte Novelle, als ein Drama, aber es zeichnet sich durch vaterländisches Gefühl und durch schwungvolle Sprache aus. Besonders lebendig wirkten die Ensemble-scenen, die auch auf das Publikum, das zu zwei Dritteln aus Studenten bestand, einen starken Eindruck machten. Der Autor des Stückes wurde mehrmals stürmisch gerufen. Den Beschluß der Vorstellung, die ein klar gesprochenes Prolog eingeleitet hatte, machte das bekannte Lustspiel

„Dr. Robin“, dessen Hauptrolle zur ganzen Geltung kam, wenn man erwägt, daß ein Dilettant sie spielte. Die weiblichen Rollen wurden von Damen verschiedener Bühnen der Hauptstadt gegeben. Das Hauptziel, dem Dichter des patriotischen Stückes als Zeichen der Verehrung das Erträgniß als Ehrengabe zu spenden, ist bestens erreicht worden, und die Studentenschaft Berlins verdient für den Enthusiasmus, mit welchem sie die Idee Dörings, das Stück aufzuführen, erfaßte, ebenso Dank, wie für die Energie, mit welcher sie den Plan zur Ausführung gebracht hat.

Herr Max Löwenfeld hat Sonntag den 13. sein Gastspiel am Wallnertheater beendet. Daß er eine geradezu merkwürdige Gabe besitzt, die charakteristischen Merkmale der verschiedensten Künstler aufzufassen, ist unleugbar. Von diesem Talent auf die Fähigkeit selbstschöpferischen Wirkens zu schließen, ist eben so unrichtig, als daraus den Mangel der eigenen Gestaltungskraft abzuleiten. Ich glaube, für Löwenfeld wäre das Beste, ein Jahr mit allem Ernst zu studiren, um die vorhandene Begabung zu vertiefen; jedenfalls ist dieselbe der Pflege werth, denn es gehört doch ein ausgeprochenes Bühnentalent dazu, um ohne langandauerndes Studium auf dem Theater selbst, jene Sicherheit des Auftretens zu entwickeln, die der junge Künstler besitzt, und außerdem ein Auge von seltener Schärfe, um die „Schauspielergrößen“ so wiederzugeben, daß nicht nur die Stimme und das Mienenpiel, sondern auch die ganze Mimik den Originalen vollständig entspricht.

Samstag den 12. war das Residenztheater der Schauplatz eines Ereignisses, dem das Publikum schon seit einigen Wochen mit großer Neugierde entgegengesehen hatte: Fr. Galmeyer spielte die „Guichard“ im „Monsieur Alphonse“ des jüngeren Dumas. Die Darstellung bot eine Fülle interessanter Einzelheiten — und litt nur an einem Fehler, der einem Vorzug gleichkommt, die Künstlerin konnte auch in dieser Pariser Kleinbürgerin die scharf ausgeprochene Eigenart ihres Talentes nicht verbergen. Ueberall trat die geniale, österreichische Soubrette hervor und es ist um so bewundernswerther, daß darunter die Gestalt des Dichters in keiner Weise gelitten hat, — alle Linien waren richtig, aber die Stimmung des Ganzen war wienerisch. Sehr anzuerkennen ist die Mäßigung, mit der Fr. Galmeyer spielte und jede Uebertreibung vermied. Der Beifall, den die Leistung erregte, war ebenso aufrichtig als verdient.

D. v. L.

* * *

Vom Büchertisch.

Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. Erster Band: Vorgegeschichtliche Archäologie. Egypten. Zweiter Band: Chaldea und Assyrien. Phönizier. Jena, 1875. Herm. Costenoble.

Bei der stets wachsenden Aufmerksamkeit, welche die deutsche Nation den Forschungen über die „Vorhistorischen Zeiten“ und die „Anfänge der menschlichen Cultur“ zuwendet, verdient es dankbare Anerkennung, daß Herr Costenoble in Jena die betreffenden classischen Werke der ausländischen Literatur, namentlich die englischen von Herrn Lubbock und die französischen von Herrn Lenormant, dem deutschen Publicum zugänglich macht durch Uebersetzungen, welche sich durch Glanz der Ausstattung und durch Sorgfalt der Uebersetzung wahrhaft auszeichnen.

Herr Lenormant meint in seiner Vorrede, die politischen Wirren und die kriegerischen Verwicklungen der Gegenwart beeinträchtigen die friedlichen Bestrebungen der Wissenschaft, und er zweifelt, „ob sich heute noch Leser finden für Bücher, welche den eben so vorübergehenden als erbitterten Parteikämpfen fremdbleiben, gleichwie es, Gottlob, noch Menschen gebe, welche arbeiten und die Uebersetzungen der Wissenschaft fortsetzen.“ Was das deutsche Publicum anlangt, so können wir Herrn Lenormant versichern, daß dasselbe niemals den Krieg der Waffen auf das neutrale Gebiet der Wissenschaft übertragen hat und weit davon entfernt ist, dem bösen Beispiele zu folgen, welches z. B. der französische Academiker Herr von Duatrefages in seinen ethnologischen Untersuchungen über die „preussische Race“ gegeben, welche letztere er für ein antitigermanisches finnisch-slavisches Mischvolk erklärt. Wir Deutschen wollen festhalten an dem Grundsatz der internationalen Wettbewerbung auf wissenschaftlichem Gebiete, an dem großen Princip der Trennung der Geschäfte und der Ver-

einigung der Kräfte. Und Herrn Lenormant gegenüber haben wir doppelten Grund dazu. Jede Seite seines Buchs liefert den Beweis, wie sehr er die Leistungen der deutschen Wissenschaft kennt und würdigt. Er macht kein Fehl daraus, daß so mancher Stein, welchen er benützt, um die glänzenden und anschaulichen Darstellungen, aus welchen sich sein Buch zusammensetzt, von deutschen Werkleuten aufgefunden, ausgegraben, herbeigeschleppt und behauen worden ist; und wir Deutschen unsererseits haben keinen Grund, ein Fehl daraus zu machen, daß Herr Lenormant der großen Mehrzahl unserer deutschen Gelehrten bedeutend überlegen ist in der Form der Darstellung, während er ihnen an Tiefe des Wissens vollkommen gleichsteht. Er führt uns mit sicherer Hand, ausgehend von der vorhistorischen Zeit, durch die ältesten Kulturzustände des Orients bis zur classischen Zeit, bei welcher wir ankommen, mit seiner Abhandlung über die Kadmosagen und die phönizischen Niederlassungen in Griechenland. Ueberall ist die Darstellung klar, durchsichtig und in richtiger Perspektive auf die rückwärts und auf die vorwärts liegenden Zeiten gezeichnet; in der That ist uns kein deutsches Buch bekannt, welches in so gelungener Weise die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete, auf welchem wir in den letzten Decennien so große Fortschritte gemacht haben, zusammenfaßt und deren Verständnis jedem wissenschaftlich gebildeten Menschen, auch wenn er nicht Fachmann ist, nahe bringt.

Was uns Deutschen, sowohl bei Herrn Lubbock, (dessen Haupt-schriften, nämlich „Die vorgeschichtliche Zeit“ und „Die Entstehung der Civilisation“ ebenfalls kürzlich bei Herrn Costenoble erschienen sind, in einer außerordentlich gelungenen Uebersetzung von Fräulein M. Passow), als bei Herrn Lenormant auffällt, das ist ihr Verhalten zum christlichen Dogma. Herr Lubbock sucht mit Sorgfalt jeden Zusammenstoß mit demselben zu meiden; u. s. w. Lenormant sucht und bemüht sich sogar, die Resultate der Forschung mit den Angaben der Bibel in Einklang zu bringen. Wir halten ein solches Bestreben für eitel; uns dünkt es vielmehr am besten, daß man die Gebiete des Wissens und des Glaubens getrennt hält. Man spart damit nutzlose Conflictte zwischen beiden und auch die vergeblichen Versuche, dieselben unter sich zu versöhnen.

A. B. - B.

Offene Briefe und Antworten.

Wie erhielten folgende Zuschrift:

In Ihrem Aufruf für des verdienstvollen dramatischen Künstlers und Dichters Görner auf den 15. Febr. d. J. fallendes, fünfzigjähriges Dichters-jubiläum — Nr. 3 der „Gegenwart“ — ist Ihnen ein kleiner für die Sache an sich zwar durchaus unerheblicher Irrthum in die Feder gelaufen, den richtig zu stellen ich mir erlauben möchte. Görner war nämlich nicht, wie Sie in der bezügl. Notiz anführten, Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und dann Hoftheaterdirector in Neustrelitz, sondern Görner kam — irre ich nicht — bereits 1827, erst 21 Jahre alt, als erster Charakterspieler an die Hofbühne der kleinen Strelitzer Residenz, wurde nach einigen Jahren Regisseur und später Hoftheaterdirector mit lebenslänglichem Contract. Letztere Stelle gab ihm, da er das Theater fast souverän beherrschte, Gelegenheit, die kleine Hofbühne auf eine den Verhältnissen nach sehr hohe Stufe künstlerischer Vollendung zu heben. Als 1848 die Hofbühne von dem damaligen Großherzog Georg, einem der feingestigsten und feingebildeten deutschen Fürsten und Kunstfreunde im ausgezeichnetsten und reinsten Wortsinne, auf das wüste Geschrei über Nacht radical gewordener Residenzphilister: „Sie zehre vom Markt des Bürgers!“ aufgehoben wurde, ging Görner 1849 zunächst als Regisseur an das Stadttheater zu Breslau, wo er, trügt mich mein Gedächtniß nicht, bis 1853 oder 54 blieb, dann erst übernahm er die Oberregie des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, das übrigens, meine ich, überhaupt erst 1849, und nicht in seiner jetzigen äußeren Gestalt begründet ist. Görner blieb natürlich sein Strelitzer Titel und sein Strelitzer Gehalt. Auf letzteres leistete er später für seine Person Verzicht, indeß das ist eine Privatangelegenheit, die nur den Menschen Görner angeht, mit dem

dramatischen Dichter und Künstler Görner aber nichts zu thun hat. Sein fünfzigjähriges Schauspielersjubiläum konnte Görner bereits 1872 begehen. 1822 nämlich im Januar oder Februar war er zum ersten Mal in Stettin beim Director Curtot aufgetreten.

Friedland in Mecklenburg.

L. Spielmann.

* * *

Der Verfasser des Artikels über Cardinal Rauscher in Nr. 50 Ihrer Zeitschrift (Austriacus) hat sich ein paar Irrthümer zu Schulden kommen lassen: 1) Ist die Bemerkung zu Anfang der Arbeit (S. 50, 2. Spalte oben), daß die Bischöfe von Wien traditionell bürgerlicher Herkunft gewesen seien, nur halb richtig; schon seit dem Jahre 1639, wo Philipp Friedrich Freiherr v. Breuner Bischof wurde, bekleideten nur Adelige diese Würde; er hat wahrscheinlich an die beiden bekannteren bürgerlichen Bischöfe Faber (gest. 1541) und Clesel (gest. 1630) gedacht. Besonders aber 2) ist die Bemerkung, „Rauscher wäre seit 2 Jahrhunderten der erste Cardinal auf dem bischöflichen Stuhle Wiens“ gewesen, durchaus nicht stichhaltig, denn schon sämmtliche drei ersten Erzbischöfe erlangten diese Würde: 1) Graf Kollowitich (1716(23)—1751) wurde Cardinal im J. 1727, 2) Graf Trautsohn (1751—57) im J. 1756, 3) Graf Migazzi (1767—1803) im J. 1761.

Dies zur thatsächlichen Berichtigung.

Potsdam, den 21. Januar 1876.

G. G.

* * *

Noch einmal die Ode der Sappho.

Die in Nr. 51 der „Gegenwart“ mitgetheilte Uebersetzung der Ode Sapphos ist von Richter. (Sappho und Erinna nach ihrem Leben u. Leipzig 1833.) Uebersetzungen dieser Ode sowohl in Metrum des Originals als in freier Nachbildung gibt es eine große Anzahl. Von älteren Uebersetzern mögen hier genannt werden: Kamler, Wahl (1783), Overbeck (1800), Müblius (1815), Degen (1821), Grillparzer (1819), Braun (1826), Brodhhausen (1827), Kannegießer u. A. m. Indessen kam weder eine ältere noch neuere Uebersetzung in Beziehung auf Klarheit und Schwung, Feinheit der Empfindung und Wohlklang des Ausdrucks sich mit der von E. Geibel messen. Wenn sich auch hier und da eine Abweichung vom Original, eine freiere Umschreibung findet, überall blickt der feinfühlende, formgewandte, selbstschaffende Dichter hervor.

G. B.

* * *

Geehrte Redaction!

Ihr werthes Blatt enthält einen Aufsatz über das Fuchs'sche Uhrwerk und preist den Verfertiger als genialen Constructeur. Fuchs mag es sein, aber nicht durch sein Uhrwerk für Thomas. Das durch Watts Regulator ausgebrütete Columbussei ist keineswegs durch Fuchs an die Spitze gestellt worden. Abgesehen davon, daß die Regulirung durch Bremsmechanismus außerordentlich mannichfach in der Technik angewandt wird, ist gerade die von Fuchs angewandte Regulirung, die „Niemand vordem gekannt hat“, bereits in der Telegraphie eingebürgert — ganz wie Fuchs sie construirt. Ich möchte fast behaupten, Fuchs kennt die Sache aus Fachjournalen. Im Berliner Central-Telegraphen-Bureau sind Apparate gleicher Construction mehrfach aufgestellt.

Der Fachmann nennt Fuchs einen geschickten Arbeiter, nicht einen Constructeur.

Dies zur Berichtigung eines, so zu sagen, etwas aus der Art schlagenden Aufsatzes Ihres Blattes.

Hochachtungsvoll

G. Letnhaas, Ingenieur.

Inserate.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erschien:

Kulturkampf oder Friede in Staat und Kirche.

Von
Peter Reichenperger,
Mitglied des Reichstags.
Dritte unveränderte Auflage.
Preis: 1 M. 80 S.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der
Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von
Rudolf Gottschall.
Dritter Theil.

8. Heftet 6 M. Gebunden 7 M.

König Philipp II. von Spanien. Von Martin
Philippson. — Charles James Fox. Von
Friedrich Althaus. — Friedrich v. Schiller.
Von Rudolf Gottschall.

Mit dem ersten und zweiten Theil hat sich
der „Neue Plutarch“ bereits die Stelle eines
beliebten deutschen Volksbuchs erworben, und so
darf auch für die Lebensbilder, welche der vor-
liegende dritte Theil darbietet, eine allseitige
freundliche Aufnahme erwartet werden.

Verlag von
Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Licht.

Sechs Vorlesungen gehalten in Amerika
im Winter 1872 — 1873

von

John Tyndall,

Prof. der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe
herausgegeben durch C. Wiedemann.

Mit einem Portrait von Thomas Young und
in den Text eingedruckten Holzstichen.
gr. 8. geh. Preis 6 M.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung
in Leipzig ist soeben erschienen:

**Die Höhlen und die Ureinwohner
Europas** von W. Boyd Dawkins,
Prof. der Geologie am Owens College
in Manchester. Aus dem Englischen
übertragen von Dr. J. W. Spengel.
Mit einem Vorwort von Professor Dr.
Oscar Fraas. Mit farbigem Titelblatt
und 129 Holzschnitten. Autorisirte
Ausgabe. gr. 8. geh. 7 M. In
Leinwand geb. 8 M.

An die Herren Literaten Deutschlands.

Eine neu etablierte Verlagshandlung mit be-
deutenden Betriebsmitteln wünscht mit namhaften
Schriftstellern behufs Ankauf von Manuscripten
in Correspondenz zu treten. Haus- und Land-
wirthschaft, Volks- und Jugendschriften bevor-
zugt. Gedichte und Romane höflichst verbeten.
Geistl. Offerten sub Verlag # 1110. befördert
Rudolf Mosse's Annonc.-Expedit. in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim.

Unter Benützung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien bio-
graphisch dargestellt

von

E. Vely.

(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen u.)

Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 M.

Die Verfasserin hat mit Genehmigung des Königs von Württemberg ihre Studien
im königl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus hand-
schriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Wert
ist zum erstenmal das Verhältniß des Herzogs Karl zu Franziska von Hohenheim, seiner
späteren Gemahlin, streng historisch, d. h. ohne jede romanbaste Ausschmückung, geschildert
und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu Schiller, Schubart und an-
deren berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

(Zweite Auflage.)

Marion. — In diplomatischer Sendung.

Maria und Magdalena.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 S.

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten.

s. Elegant geheftet Preis: 2 M. 50 S.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart

von

Paul Lindau.

1 Band 8. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 M. 50 S.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag.
— Anerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. —
Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. —
Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik
über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. —
Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion.
— Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Verlag von Carl Corrad in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's

Leben, Geistesentwicklung und Werke

auf der Grundlage der

Karl Hoffmeister'schen Schriften

neu bearbeitet

von

Prof. Dr. Heinr. Viehoff.

3 Theile in 1 Band broch. 7 M. 50 S. Zu 1
eleg. Swbhd. 8 M. 50 S., mit Goldschn. 9 M.

Der als Literaturhistoriker rühmlichst bekannte
Herausgeber und vertraute Freund des längst
verschiedenen Karl Hoffmeister, des bedeutendsten
Schillerkenners J. B., begnügt sich nicht damit,
den Leser bloß mit den äußeren Lebensverhältni-
ssen des Dichters vertraut zu machen, er will
dem vielmehr auch ein umsichtiger und zuber-
lässiger Führer sein für das Studium der
Geistesproducte Schiller's, indem er den Leser
gleichsam in die geistige Werkstätte des großen
Dichters einführt, wo er sein gewaltiges Ringen
und Schaffen gewahr wird. Mögen alle Ver-
ehrer Schiller's darin Umschau halten.

Vorzüglich als Schulprämie verwendbar
oder sonst zu Geschenken an die reifere Jugend.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Soeben erschien im Verlag von Joh. Friedr.
Hartnoch in Leipzig und ist durch alle Buch-
handlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1 1/2 M. Eleg. geb. 3 M.

„Eine brüllige Liebesgeschichte, worin nament-
lich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie
ist von poesieduftigsten Arabesken geistreicher Re-
flexionen und Excurse umwoben, in denen der
Humor und die Grazien holdberwegen mit dem
Tiefsinn spielen.“ (Neue Züricher Zeitung.)

Joseph Krauss in Hamburg empfiehlt sein reichhaltiges Cigarren-Lager

in 48 verschiedenen Sorten von
66 bis 550 Mark pr. Mille.

Preis-Courant franco gratis.

Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Expedition, Berlin N.W., Soufflenstraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserte jeder Art pro 3gespaltene Zeitzelle 40 Pf.

Inhalt: Am Grabe von Adam Smith. Von Arthur von Studnik. — Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. II. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Das goldene Buch des Théâtre Français. — Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne. II. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Der neueste Scandal. Schauspiel in drei Acten von Th. Barrière. Besprochen von D. v. Reizner. — Einmal zur Probe. Von Julius Wolff. — Notizen. — Inserate.

Am Grabe von Adam Smith.

Von Arthur von Studnik.

Auf dem Wege von Edinburgh nach Dundee liegt in einer kleinen Bai der Hafen Kirkcaldy. In diesem kleinen Flecken wurde am 5. Juni 1723 der — nach Ansicht vieler — fruchtbringendste Geist des vorigen Jahrhunderts, Adam Smith, geboren.

Noch bis vor nicht allzu langer Zeit wurde das Haus gezeigt, in welchem der Verfasser der „Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of the Nations“ sein unsterbliches Werk verfaßte. Hier in diesem Zimmer stand er nach dem Ramine gekehrt und mit dem Gedankenfunken sprühenden Haupte an die Wand gelehnt. Da sein Haar nach der Sitte damaliger Zeit stark pomadirt war, so soll Adam Smith die Wand seines Arbeitszimmers mit einem großen Fettsack ausgestattet haben, der indessen zum großen Bedauern englischer und americanischer Reliquienjäger durch einen neuen Anstrich jenes Zimmers verschwand.

Heinrich Thomas Buckle hat in seiner „Einleitung zur Geschichte der englischen Civilisation“ Adam Smith das Denkmal gesetzt: „Das Werk über den Reichtum der Nationen ist, mögen wir nun den Umfang der Gedanken, welche hier zum ersten Mal auftauchen, oder seinen praktischen Einfluß betrachten, wahrscheinlich das wichtigste Buch, welches jemals geschrieben worden ist.“

Es ist richtig, ähnliche Denkmale für die Bedeutung von Adam Smith befinden sich in jedem Werke, welches sich mit der Geschichte der neuesten Wissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft beschäftigt; sie befinden sich — stillschweigend — in fast jedem wirtschaftlichen Gesetze, welches in diesem Jahrhundert gegeben worden ist. Ist es aber nicht merkwürdig, daß diese Denkmäler durch fast kein einziges äußeres Zeichen zum Ausdruck gebracht worden sind? Ist es nicht überraschend im allerhöchsten Grade, daß sich bis zum heutigen Tage weder Schottland, das engere Vaterland des großen Forschers, noch Großbritannien, das weitere, ja auch nicht das civilisirte Europa, aufgerafft haben, um Adam Smith — ich irre wohl nicht — auch nur ein beachtetes Monument in Erz oder Stein zu errichten?*)

*) Der Major von Kirkcaldy, welcher den Schreiber dieser Zeilen bei Gelegenheit des jüngsten „Intermunicipal Festival“ in London besuchte, theilte mir mit, daß sich in der Town Hall (Rathhaus) von Kirkcaldy eine kleine Marmorbüste Adams Smiths von Maricotti befinde. Weder Touristen noch Reisehandbücher wissen indessen etwas von der Existenz dieser Büste.

Der Schreiber dieser Zeilen weiß nicht genau, ob sich in der neuen Universität von Glasgow eine Büste von Adam Smith befindet — ein Brief mit einer diesbezüglichen Anfrage wurde bisher noch nicht beantwortet. Jedenfalls habe ich in Glasgow trotz langer Wanderungen keine Statue von dem Denker gefunden, welcher hier lange Jahre seines Lebens in fruchtbringender Thätigkeit verlebte.

Auf dem schönsten Platze aller schottischen Städte, auf dem George Square von Glasgow, steht neben anderen Statuen im Centrum die hohe Bildsäule von Walter Scott, ein übrigens vielfach in Schottland, vor allem in Edinburgh, wiederkehrender äußerer Beweis eines dankbaren Volkes. In der Südwestecke desselben Platzes steht das Denkmal von dem Erfinder der Dampfmaschine, in der Nordwestecke das Denkmal von Sir Robert Peel, des Mannes, welcher ganz besonders berufen war, die Lehren seines Meisters Adam Smith durchzusetzen, in der südöstlichen Ecke des Platzes aber steht das Denkmal des Münzmeisters Graham, eines über Schottland hinaus verhältnißmäßig wenig bekannten Mannes.

Und die übrig bleibende nordöstliche Ecke des Platzes steht leer; sie ist nicht geschmückt durch das Bildniß desjenigen Mannes, welcher der Erfindung seines Zeitgenossen James Watt ihren Hauptwerth verlieh! Denn wie wenig würden uns Dampfmaschinen nützen, wenn wir noch in den Fesseln wären, welche uns verhinderten, dieselben auszunützen? Sollte daher nicht jeder Kolbenstoß der Dampfmaschine wie an James Watt, so auch an den Mann erinnern, welcher die Herrschaft über die Dampfkraft zur möglichst nutzbringenden für das Wohl der Völker gestaltete? Und warum wird dieser Mann gerade in der blühendsten Fabrik- und Handelsstadt Schottlands vergessen?

Doch wenden wir uns zur Hauptstadt! In Edinburgh, im modernen Athen, in der Stadt der Denkmäler, in dem geistigen Mittelpunkt des Landes, in der Stadt, wo bisher jedes Verdienst gekrönt zu werden pflegte, und wo Adam Smith nicht nur gelehrt, sondern nach Veröffentlichung seines großen Werkes gelebt und praktisch gewirkt hat, wo Adam Smith gestorben ist, in Edinburgh, sollte man meinen, müßte das schottische Volk seinem großen Bürger ein sichtbares Denkmal gesetzt haben!

Wie oft ich aber Edinburgh nach allen Richtungen durchkreuzt habe, wie viele Namen hier in Metall oder Stein verewigt wurden — von einem Denkmale Adams Smiths konnte ich weder in den grünen Prince's Gardens, die von dem gothischen Walter Scott-Monument geschmückt werden, noch auf dem Calton Hill, auf welchem das Denkmal eines Burns, eines Dugald Stewart — des Biographen von Adam Smith —, eines Nelson, eines Playfair, des berühmten Mathematikers, und das prächtige Nationaldenkmal nach dem Muster des Parthenon zu Ehren der

bei Waterloo Gefallenen glänzen, — keine Spur entdecken! Selbst hier, wo man einen weit ausgedehnten Blick auf den Firth of Forth genießt, auf dem jedes Segel durch den Athem des Freihandels geschwellt zu werden scheint, selbst hier, auf dem herrlichsten Punkte der herrlichsten und berühmtesten Stadt eines großen und geachteten Volkes, selbst hier hat man seinen größten Sohn vergessen!

Ich wende mich zur Universität. Ein prächtiger Porticus, der von vier großen dorischen Säulen getragen wird, empfängt mich. Mein erster Schritt wendet sich zur Bibliothek. Hier sind über 150,000 Bände aufgestapelt. Eine weite Halle, welche wohl 200 Fuß lang ist, nimmt mich auf. Diese Halle ist, ähnlich wie diejenige der Dubliner Universitätsbibliothek, mit zwei langen Reihen von Marmorbüsten der „berühmtesten“ Lehrer und Hörer der Universität geschmückt. Unter diesen „berühmtesten“ Männern fehlt — Adam Smith! Ich traue meinen Augen nicht und frage den mich herumsührenden Portier, ob die Büste von Adam Smith vielleicht an einem hervorragenderen, vielleicht an irgend einem anderen Orte der Universität aufgestellt worden sei? Wiederholtes Kopfschütteln, wiederholte Verneinung ist die Antwort!

Ich verlasse die Universität und gehe in mehrere Kunstläden, in denen Ansichten der Sehenswürdigkeiten und Nichtsehenswürdigkeiten Edinburghs in undenklicher Fülle verkauft werden. Ich frage nach einer Abbildung des Grabes von Adam Smith. Niemand vermag mir eine solche zu geben, Niemand scheint Adam Smith zu kennen. „There are lots of Smiths in Edinburgh“, „hier gibt's viele Leute, die Schmidt heißen“, sagte ein Bildhändler zu mir.

Ich mache mich daran, das Grab von Adam Smith aufzusuchen. Dasselbe liegt im Canongate Churchyard neben der Canongate Kirche in der High Street. Es ist eine gar vornehme Umgebung, in der wir uns befinden! Denn High Street bedeutet in ganz England und einem Theile von Schottland die vornehme Straße. Die High Street von Edinburgh sieht zwar eng und düster aus, und die Häuser sind von niedrigem Volk bewohnt. Wie anders schaut die schöne Princess Street mit ihren palastähnlichen Hotels und großen Läden aus! Aber die Giebel in der High Street verrathen, daß hier einst die Aristokratie am schottischen Hofe unter den Stuarts wohnte. Hier, und zwar noch in der Nähe des Castle — denn die High Streets pflegen gar oft vom Schlosse herabzuführen — liegt die ehemalige Residenz des Herzogs von Gordon; hier ist Milton House, der Wohnsitz des Lord Milton, eines hohen schottischen Richters, dort ist Moray House, das Manſion der Carl von Moray, der vorübergehende Wohnsitz von Oliver Cromwell, das Haus, in welchem die Enthauptung Carls I. beschloffen worden sein soll. Nicht weit davon, aber schon in einer Seitengasse, liegt das Haus, wo der gelehrte Lord Monboddo und die schöne Miß Burnet residirten. Das ist vornehmer Grund und Boden, aber es ist auch classischer; denn im Hause des Lord Monboddo verkehrte der Dichter Burns und der Tod der Miß Burnet gab ihm Anlaß zu einem seiner rührendsten Sonette. Auch Smollett wohnte hier in der Nachbarschaft und zwar in dem Hause des bekannten Druckers der Waverley Novellen. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — ist hier das noch wohlerhaltene Wohnhaus von John Knox, ein Haus mit drei einfach möblirten Räumen, dem Wohn-, Schlaf- und Studirzimmer. Von diesem Fenster aus, mit den kleinen in Blei gefaßten Scheiben, predigte der Reformator Schottlands. John Knox ist in Schottland mit vielen Denkmälern geehrt worden. Das herrlichste Andenken an denselben bildet aber die große Bildsäule auf dem höchsten Punkte der terrassenförmigen Metropolis von Glasgow, einer Gräberstadt mit Kuppeln, Thürmen und Straßen im wahren Sinne des Wortes.

Das Grab des wirtschaftlichen Reformators des Erdalles liegt nur wenige Schritte von dem Hause von John Knox entfernt. Dasselbe ist nicht leicht in dem Canongate Kirchhof aufzufinden, denn kein Führer ist hier und verräth, daß diese Stätte des Besteren besucht wird. Und doch liegt hier nicht nur

Adam Smith, sondern auch Dugald Stewart, von dem wir schon sprachen, ferner der Künstler David Allan und endlich der Dichter Ferguson, zu dessen Andenken Burns einen einfachen Stein errichtete.

Nach vielen Suchen fand ich das Grab des großen Schotten. Man muß über andere Gräber hinwegsteigen, um sich ihm zu nähern. Dasselbe liegt an der Rückwand eines Gebäudes, welches von einer Behörde bewohnt ist, und von dem ein Fenster auf das Grab sieht. An die Hauswand lehnt sich ein etwa 10 Fuß hoher, wenig verzierter Sandstein, auf dem die einfache Inschrift steht:

Here are deposited
the remains of
Adam Smith
author of the
Theory of moral
sentiments and
„Wealth of Nations“.
He was born 5th June 1723
and he died 17th July 1790.

Doch welche Ironie des Schicksals! Links neben dem Grabe von Adam Smith, des fürchterlichsten Feindes der Zölle, liegt das Grab eines Zollbeamten, des Richard Elliston Philips „one of the Commissioners of the customs“.

Dies ist die letzte, wenn auch nicht die einzige Ironie, welche das Schicksal Adam Smith gespielt hat. Der Urheber des Freihandels war der Sohn eines Zollbeamten, und Adam Smith ging selbst zwei Jahre nach Veröffentlichung der ersten Auflage seines großen Werkes nach Edinburgh als Zollbeamter! Adam Smith that dies mit Vermittelung des Herzogs von Buccleuch, welcher ihm dieses Amt, weil über Nahrungsforgen erhebend, verschaffte. Nichtsdestoweniger ist es ganz zweifellos, daß die Amtspflichten den Geist des großen Forschers ungemein darniederdrückten. Und doch war für Niemanden mehr Ruhe erforderlich, als für einen Adam Smith, der selbst eingesteht langsam geschriststelt zu haben. Adam Smith fehlte durchaus die Leichtigkeit seines Freundes Hume, dessen Werke zum großen Theil aus dem Originalmanuscripte abgedruckt wurden. In der That hat der große Forscher während der letzten zwölf Jahre seines Lebens, welche er in Edinburgh verbrachte, kein einziges neues Werk veröffentlicht, obgleich er die Materialien für neue Arbeiten in reichlichem Umfange gesammelt hatte. Adam Smith ließ dieselben verbrennen; es war ein Glück, daß seine Anmerkungen zu seiner „Theory of Moral Sentiments“ schon vor seinem Tode zur Presse gewandert waren.

So lebte Adam Smith in treuer Ausübung seines Berufes, aber für die Welt und ihren Fortschritt verloren, in stiller Zurückgezogenheit in Edinburgh. Sein Einkommen reichte hin, um eine kleine Bibliothek zu erwerben, welche nach seinem Tode unter seine Anverwandten zerstreut wurde. Seine Cousine, Miß Douglas, führte seine Wirtschaft. Eine einfache, aber gastfreie Tafel versammelte allwöchentlich eine kleine Zahl von Freunden. Adam Smith hat nur einmal geliebt, ein schönes, geistreiches Mädchen, wie sein Biograph meldet; da sich einer Heirath mit derselben Schwierigkeiten entgegenstellten, so zog er es vor, sein Herz nur zwischen seinen Freunden und seiner Wissenschaft zu theilen.

Da liegt er, der Menschenbeglucker im wahrsten Sinne des Wortes! Sein Grab ist zwar mit einem eisernen Gitter umzäunt, aber es fehlt die Thür darin, welche den Zutritt zum Grabe erlaubte, den Zutritt für den begeisterten Schüler, der ab und zu einmal mit einem Blumenstrauß kommen möchte.

Das Grab von Adam Smith ist gänzlich vernachlässigt. Glasscherben und Austerschalen liegen auf demselben; das wuchernde Unkraut vermag dieselben nicht keusch zu bedecken, denn aus dem Fenster über dem Grabe scheinen oft neue Abfälle auf dasselbe geworfen zu werden.

So ehrt man in Schottland den größten Schotten! Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß sich auch England des großen Todten nicht angenommen hat. Ich habe

ein Denkmal von Adam Smith weder in London, noch in irgend einer englischen Stadt bemerkt. Und doch verdanken gerade die reichen Fabrikdistricte Englands Niemandem mehr ihre Blüthe als gerade Adam Smith! Die Metropole hat mit Recht unter ihren vielen Denkmälern auch Richard Cobden, dem Schüler von Adam Smith, ein Plätzchen*) gewährt — den Meister hat sie vergessen! Unter den Hunderten von Denkmälern in der St. Paul's Cathedrale und in der Westminster Abtei, in welcher Richard Cobden ein zweites Denkmal errichtet wurde, ist kein Stein, keine Tafel zu sehen, welche dem kühnen Freihändler, auf dessen Lehren die Handelspolitik des größten Handelsvolkes der Welt basiert, auch nur ein Wort der Erinnerung gewidmet hätte!

Und als man am 17. Juli d. J. in Greenwich das Cobden-Club-Fest feierte, das kosmopolitische Fest par excellence, das Fest, an welchem die Freihändler aller Erdtheile, Zonen und Völker theilnahmen, als zu Ehren der Sache des Freihandels mehr wie ein begeistertes Wort fiel, bei jenem Feste am Ufer der Themse, des durch den Freihandel am meisten begünstigten Stromes, da vergaß man zu erwähnen, wie sich der Schreiber dieser Zeilen, der bis zum Ende des Festes ausharrte, selbst überzeugt hat, daß die Wahl des Festtages auf den Todestag des Gründers des Freihandels gefallen war!

Und wenn man in Schottland und England den großen Todten so sehr vernachlässigt hat, sollte man es da nicht in Deutschland besser machen?

Daß Deutschland die Errichtung des Monumentes übernimmt, welches noch in den Marmorbrüchen von England ruht, dies wird man zwar nicht vertheidigen wollen.

Es ist erhehend, wenn ein ganzes Volk großen Männern durch Monumente von Stein oder Erz Dankbarkeit bezeugt; nützlich aber ist es, wenn es diese Mittel, welche hierzu erforderlich sind, zu Zwecken verwendet, welche nicht nur Dank bezeugen, sondern gleichzeitig Frucht tragen. Theilt man daher im deutschen Volke die Ansicht, daß es an der Zeit ist, wenigstens in Deutschland etwas zur Aufrechterhaltung des Andenkens des großen Mannes zu thun, so findet der Vorschlag vielleicht Beachtung, die Mittel zu einem Denkmale für Adam Smith zu sammeln, welches fruchtbarer als ein solches aus Stein oder Erz sein soll.

Im Frühjahr dieses Jahres ist das Jahrhundert voll, an dessen Anfang das Buch über „den Reichthum der Nationen“ erschien. Es hat bisher noch Niemand die Aufmerksamkeit auf diese Thatsache gelenkt; sollte sie aber darum unbeachtet bleiben?

Soll sie das nicht, dann gibt es vielleicht keinen besseren Weg, um jenes Ereigniß zu feiern, als die Gründung einer Stiftung für alle diejenigen Leute, welche gewillt sind und die Fähigkeit haben, die große Wissenschaft, von deren Fortschritt so sehr der Fortschritt der Völker wie der Einzelnen abhängt, weiter fortzubilden.

Eine alljährlich wiederkehrende Preisaufgabe über wirtschaftliche Fragen würde leicht das Mittel bieten, um den Würdigsten zu erkennen. Und sollten diejenigen Summen zusammenkommen, aus deren Zinsen eine reichliche Preisstiftung bestritten werden könnte, so würde der Löber der Preisaufgabe durch eine solche Stiftung hinlänglich belohnt werden, der Fortschritt der Wissenschaft aber einen neuen Antrieb erhalten. Denn es ist ganz unmöglich, sich zu verhehlen, daß die Wirtschaftswissenschaft nicht allein zu den Füßen des Lehrers oder im Arbeitszimmer studirt werden kann. Wer in dieser jüngsten, aber am meisten in's Leben eingreifenden Wissenschaft den Anspruch erheben will, etwas wahrhaft Bleibendes zu leisten, der muß hinaus in die weite Welt; er muß die Völker der alten und neuen Welt und ihre Wohnsitze kennen lernen; er muß in tausend verschiedene Verhältnisse zu blicken streben; er muß sich im Palaste des reichen Börsenjobbers, wie in der Hütte des ärmsten Tagelöhners gleich wohl zurecht finden; er muß das rauschende Leben einer

Weltstadt, er muß die Eintönigkeit der Dorfwirthschaft belauschen; er muß die verschiedenen Waarenmärkte an ihren Hauptplätzen studiren; er muß im Schachte der Bergwerke, er muß bei den Heizern der Dampfmaschine in ihrem glühenden Raume gewesen sein; er muß die Usancen in der Kaufmannswelt, er muß die Gebräuche der höchsten Gesellschaftsclassen studiren; er darf auch davor nicht zurückschrecken in den Diebshöhlen Londons oder am Londoner Hafen des südlichen Themseufers unter den unheimlichen Kerlen mit dem düsteren Auge und der bewaffneten Faust Erfahrungen zu sammeln. Auch von ihm gilt:

„Und sehest Du nicht das Leben ein,
Wie wird Dir das Leben gewonnen sein.“

Freilich geht hieraus auch hervor, daß die Stiftung, welche die Mittel für einen reisenden Volkswirth hergeben soll, nicht schmal ausfallen darf. Denn nur derjenige, welcher nach allen Seiten hin unabhängig gestellt ist, verliert am tausenden Wechsellager der Zeit den Kopf nicht und ist im Stande über die sich ihm darbietenden Verhältnisse ein klares Urtheil zu fällen.

Wenn sich aber ein größerer Theil des deutschen Volkes mit der Nützlichkeit des hier skizzirten Planes einverstanden erklärt, wie könnte man an seiner Ausführbarkeit zweifeln? Und gerade jetzt, wo wir am Vorabend des Ablaufes wichtiger freihändlerischer Handelsverträge stehen, ist da nicht ganz besonders der Augenblick gekommen, das Andenken Adam Smiths hoch zu halten? Und ist nicht gerade eine Stiftung für die Wirtschaftswissenschaft zeitgemäß? Die Theologie, die Jurisprudenz, die Philosophie, die Naturwissenschaften, die Philologie und die Mathematik, erhalten sie nicht ein ganzes Contingent fleißiger Bearbeiter durch eine große Zahl reicher Stiftungen? Wo hat man aber bisher in ähnlicher Weise für die Wirtschaftswissenschaft gesorgt?

Was die Form der vorgeschlagenen Stiftung betrifft, so erscheint mir, daß die dauernde Verwaltung derselben, die Festsetzung der Preisaufgaben, die Beurtheilung der eingereichten Arbeiten und die Zuerkennung des Preises am besten im Schoße des Diözesanpaars erfolgen dürfte, durch welches in der Gegenwart am meisten Eifer für die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands an den Tag gelegt wird. Der Congreß deutscher Volkswirthe und der Eisenacher social-politische Verein würden, falls die Mittel vorhanden sind, sicher gewillt sein, eine Commission zu ernennen, welche die Verwaltung der Stiftung zu führen hätte. Sollte sich an den Zeichnungen für die Stiftung auch Oesterreich in hervorragendem Grade betheiligen, so könnte jener Commission anheimgegeben werden, auch den jüngst gegründeten Congreß österreichischer Volkswirthe aufzufordern, an der Verwaltung theilzunehmen.

Aber auch hier gilt: Die Form ist Nichts und der Geist ist Alles!

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie

von
Bluntschli.

II. Eigentliche Souveränität und päpstliche Souveränität.

Das italienische Garantengesetz gewährt dem Papste „soveräne Ehren“, d. h. es betrachtet ihn ähnlich einem regierenden Fürsten und spricht ihm analoge Privilegien zu wie sie gewöhnlich durch das Staatsrecht oder nach Völkerrecht den als „Souveräne“ geehrten Personen staatlicher Herrscher verliehen werden.

Die eigentliche Souveränität ist unzweifelhaft ein staats-

*) Cobdens Statue befindet sich im Norden der Metropole, östlich von Regent Park.

rechtlicher, kein religiöser und kein kirchlicher Begriff. Souveränität heißt oberste Staatsgewalt, höchste Staatswürde. Man schreibt sie den Monarchen als souveränen Personen deshalb zu, weil dieselben verfassungsmäßig als Inhaber und Träger der Staatsgewalt und als Repräsentanten und gleichsam als eine Personification der Staatsmajestät betrachtet werden. Auf diese staatliche Souveränität hatte der Papst früher als Staatshaupt des Kirchenstaats einen Anspruch; aber er hat seit der Säkularisation des Kirchenstaats aufgehört Staatshaupt zu sein und kann in diesem eigentlichen Sinne nicht mehr als eine souveräne Person angesehen werden.

Wenn aber schon in früheren Zeiten die Päpste eine souveräne Würde behauptet haben und auch heute noch, nach dem Verlust des Kirchenstaats, ihnen ein derartiges Privilegium gewährt wird, so beruht jener Anspruch und diese Gewährung von Alters her voraus auf ihrer kirchlichen, nicht auf ihrer staatlichen Stellung. Als Kirchenhäupter, nicht als Staatshäupter, als Päpste, nicht als Könige verlangten sie den ersten Platz in der Gesellschaft der Fürsten; als Kirchenhäupter entsandten sie ihre Legati Nuncii und Internuncii an die weltlichen Höfe; in derselben Eigenschaft verhandelten sie über die Concordate, deren Inhalt keinen Bezug auf das Patrimonium des heiligen Petrus, noch auf die Bewohner des Kirchenstaats, sondern nur auf die Rechte und Pflichten der römischen Kirchenämter und der Katholiken hat. Die Concordate sind nicht Verträge zweier Staaten, sondern Verträge eines Staates mit der römischen Kirche.

In der Seele der römischen Päpste verbanden sich freilich seit dem Mittelalter beständig kirchliche Autorität mit politischer Macht. Der alt-römische Zug nach Weltherrschaft geht durch die päpstliche Geschichte seit bald einem Jahrtausend als bewegende Kraft hindurch und immer wieder neu verjüngt sich das alte Streben in der Verührung mit dem stolzen Boden Roms und im Angesicht der Denkmäler der früheren Kaiser- und Papstgröße. Die heutige Welt will von einer solchen Weltsoveränität der Päpste durchaus nichts mehr wissen. Mögen die Jesuiten dieselbe heute noch vertheidigen, sie wird von keinem modernen Staate anerkannt. Auch die katholischen Souveräne betrachten dieselbe als eine unwahre und unausführbare Einbildung priesterlicher Herrschsucht und ungezügelter Phantastie.

Dagegen findet der Gedanke einer uneigentlichen, kirchlichen Souveränität innerhalb der katholischen Welt, und sogar über diese hinaus, eine gewisse Billigung. Diese Souveränität bedeutet dann nicht oberste Staatsgewalt, sondern höchste kirchliche Autorität (*summa auctoritas in rebus spiritualibus*, nicht *summa potestas*). Diese Souveränität hat nur einen geistlichen Sinn, sie ist nur eine kirchliche Würde.

Wie ihr Grund in dem Glauben der römisch-katholischen Kirche, nicht in allgemein menschlichen Wahrheiten zu finden ist, so reicht ihre volle Anerkennung auch nicht über die katholische Kirche hinaus. Sogar innerhalb dieser Kirche sind die Meinungen, auch in kirchlichen Dingen, verschieden. Die mittelalterlichen Concilien von Constanz und Basel haben den Papst für kirchlich-verantwortlich erklärt und den ökumenischen Concilien eine übergeordnete Autorität zugeschrieben. Das vaticanische Concil von 1870 hat dagegen den unfehlbaren Papst auch für unverantwortlich in Dingen des Glaubens und der Sitten erklärt und die Concilien selber der höheren Autorität des Papstes unterworfen. Aus dieser kirchlichen Unverantwortlichkeit folgt zunächst nichts bezüglich der rechtlichen Unverantwortlichkeit, die wir hier allein betrachten.

Alle nicht-römisch-katholischen Kirchen, die protestantischen und die griechisch-katholischen Kirchen bestreiten ebenso nach ihrem Glauben die übergeordnete Autorität der Päpste. Hauptsächlich um von Rom unabhängig zu bleiben oder die Freiheit der Gewissen und der Völker vor der päpstlichen Herrschaft zu erringen haben sich diese Kirchen von der römischen getrennt. Die kirchliche Souveränität der Päpste existirt für

diese Kirchen eben so wenig wie für die nicht-christlichen Religionen. Sie erscheint denselben als eine grundlose Anmaßung.

Wenn die heutigen Staaten und nicht bloß solche mit überwiegend katholischer Bevölkerung dennoch dem Papste, als dem kirchlichen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche, souveräne Ehren und eine privilegierte Rechtsstellung zugestehen, so geschieht das wieder nicht, weil sie sich für verpflichtet erachten, seiner kirchlichen Autorität zu gehorchen und dieselbe auch für sich selber anzuerkennen. Der moderne Staat steht nicht in irgend welcher Abhängigkeit von einer Kirche: seine Rechtsautorität und seine Politik lassen sich nicht von religiösen oder kirchlichen Dogmen leiten. Wohl mögen katholische Fürsten als Katholiken in dem heiligen Vater ihren höchsten geistlichen Lehrer und den Nachfolger des Apostel Petrus verehren, als Staatshäupter sind sie nicht verpflichtet, ihm irgend welche Privilegien zuzugestehen.

Die kirchliche Souveränität, welche die Päpste behaupten, ist kein Begriff weder des Staatsrechts noch des Völkerrechts, so wenig als der Ausspruch eines großen Philosophen, die höchste wissenschaftliche Autorität zu sein. Die privilegierte Ausnahmestellung des Papstes, seine Exemption von den weltlichen Behörden, seine Immunität, die völlige Freiheit seiner kirchlichen Functionen und seines Verkehrs, die souveränen Ehren und Vorrechte, werden dem Papste nicht um irgend einer Rechtspflicht der Staaten willen von diesen zugestanden, sondern in der Absicht, seinen weltgeschichtlichen und univervellen Beruf als Kirchenhauptes einer Weltkirche zu ehren und zu schützen, und dadurch auch den Wünschen und den Meinungen der katholischen Bevölkerung eine wohlwollende Befriedigung zu gewähren.

Die Stellung des römischen Papstes ist einzig in der Welt. Sie hat nur in dem Glauben der Buddhisten an die Incarnation von Buddha in dem Dalai-Lama ein unvollständiges Gegenbild. Wenn schon die Unverantwortlichkeit der weltlichen Souveräne ein Privilegium ist, so hat die ähnliche Unverantwortlichkeit des Papstes in noch höherem Grade den Charakter einer Anomalie.

Auch die Unverantwortlichkeit der Staatshäupter ist nichts weniger als unbegrenzt. Sie wird in sehr wichtigen Beziehungen durch eine ernste Verantwortlichkeit ergänzt und berichtigt.

Die staatlichen Souveräne sind privatrechtlich nur der scheinbaren Form nach unverantwortlich, insofern sie nicht in Person von den Civilgerichten verklagt werden können, in Wahrheit sind sie sachlich verantwortlich, insofern als die Schuldlage mit Erfolg gegen ihr Vermögen als eine juristische Person (Fiscus, Domänenkasse, Cabinetssasse) vor Gericht gebracht werden kann.

Die Souveräne werden nach dem heutigen Strafrecht — im Mittelalter war es anders — insofern privilegiert und als unverantwortlich betrachtet, als die gewöhnliche strafrechtliche Verfolgung wegen Vergehen oder Verbrechen sich scheu vor ihnen zurückzieht, und es vorzieht, einige Rechtsverletzungen ungestraft zu lassen, als durch einen Strafproceß gegen das Staatshaupt dessen Staatsautorität und den öffentlichen Frieden zu gefährden. Aber auch das heutige Strafgericht ergreift alle Gehilfen des Souveräns und alle die, welche eine strafbare Handlung in seinem Auftrage begangen haben. Die Unwirksamkeit jenes Privilegiums würde sich aber bald zeigen, wenn im Vertrauen auf Straflosigkeit ein Souverän es wagte, schwere Verbrechen zu begehen. Kein freies und civilisirtes Volk würde es ertragen, einen offenkundigen Verbrecher auf dem Throne zu wissen. Man würde denselben entweder als geisteskrank unter Vormundschaft setzen oder in einer andern, wenn gleich formal illegalen Weise ihm die Herrschaft entziehen.

Ähnlich verhält es sich mit der politischen Unverantwortlichkeit der Souveräne. Sie wird in der Regel durch die Verantwortlichkeit der Minister, ohne welche jene nicht Staatsacte vollbringen können, ergänzt und erträglich gemacht. Die Erfahrungen der europäischen und amerikanischen Staaten-

geschichte machen es überdem für Jedermann klar, daß die Regel der fürstlichen Unverantwortlichkeit in die Ausnahme der politischen und geschichtlichen Verantwortlichkeit dann sich umwendet, wenn es zwischen dem Fürsten und dem Volke zu einem ernstern Bismuth kommt, und der Kampf der Völker für ihre Freiheit oder für ihre nothwendige Entwicklung wider den geführt werden muß, der voraus den Beruf hat, jene zu schützen und diese zu fördern. Die Entthronung vieler Fürsten beweist, wie unzuverlässig und gefahrvoll die vermeintliche Unverantwortlichkeit ist.

Endlich weiß das Völkerrecht nur in dem Sinne von einer Unverantwortlichkeit der Souveräne, als es den Gerichten nicht gestattet, Klagen gegen sie an die Hand zu nehmen, und ihnen in der Regel das Privilegium der Immunität und Exterritorialität gewährt. In der Hauptsache aber sind völkerrechtlich die Staaten und ihre Häupter dafür verantwortlich, daß sie den Völkerfrieden achten und die völkerrechtlichen Pflichten erfüllen. Unzweifelhaft darf jeder Staat, aus Gründen seiner Sicherheit, einem fremden Souverän den Eintritt in sein Land versagen, oder denselben, wenn er das Gastrecht mißbraucht, ausweisen, ihn und seinen Staat wegen Friedensbruch zur Rechenschaft ziehen und im Kriege Selbsthilfe üben. Dann ist der Souverän, der einen andern Staat schwer beleidigt und verletzt hat, weder vor dem Verluste seines Throns noch vor der Kriegsgefangenschaft sicher.

In allen diesen Beziehungen kann doch höchstens von einer analogen Ausnahmestellung des Papstes, nicht von einfacher Anwendung solcher Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit die Rede sein.

Es sind außerdem folgende Unterschiede zu beachten:

a) Die staatlichen Souveräne gewähren einander wechselseitig solche Privilegien. Der Papst ist nicht in der Lage, dieselben andern Souveränen zu gewähren, weil er keine Staatsmacht hat. Er nimmt dieselben einseitig für sich in Anspruch, und sie werden ihm einseitig, ohne Gegenleistung gewährt.

b) Die Staatshäupter sind durch ihre Nationalität als Häupter von Völkern, mit denen sie durch ihre Abstammung, durch die Geschichte, durch die Kultur, durch unzählige Bande der Pietät und der Interessen enge verbunden sind, ferner durch die Staats- und Rechtsverfassung, und durch ihre Beziehungen zu einem bestimmten Lande veranlaßt und genöthigt, sorgfältige Rücksichten zu nehmen auf die Meinungen und Wünsche der Bevölkerung. Der römische Staat steht den verschiedenen fremden Staaten und Bevölkerungen ferne, und läuft höchstens die Gefahr, daß eine katholische Landesbevölkerung, wie es die englische gethan hat, von ihm abfallen werde, wenn er ihr Recht oder ihre Wohlfahrt ernstlich bedrohte und verletzte.

c) Gegen den Papst als Kirchenhaupt kann man keinen Krieg führen. Die geistige Autorität kann nur mit geistigen Mitteln siegreich bekämpft werden. Er hat auch keine Entthronung mehr zu fürchten, sondern höchstens die Hemmung seines geistlichen Verkehrs mit einem Lande, dessen Frieden und Recht er geschädigt hat.

(Schluß folgt.)

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. P. v. Arnst.

(Schluß.)

Die Erhebung der dem Reich zustehenden Zölle an den Grenzen Deutschlands hat man sehr weise den Einzelstaaten und ihren Beamten überlassen unter wirksamer Controle von Reichscommissarien und dadurch einen völlig befriedigenden Zustand auf diesem wichtigen Gebiet herbeigeführt. Dieselbe Maßregel ließe sich bei der Reichseisenbahnverwaltung schwer-

lich anwenden, ohne die wirkliche Einheit derselben aufzugeben, um die es sich doch gerade handeln soll. Der Eisenbahndienst gestattet seiner eigenthümlichen Natur nach kaum eine Vergleichung mit der sehr einfachen Zollerhebung. Jedenfalls werden die meisten Gründe für den Ankauf der Bahnen nichtig, sobald die Verwaltung derselben in den Händen der Einzelstaaten verbleibt. Unter allen Umständen müßte dem Vorschlage, die sämtlichen Eisenbahnen durch das Reich anzukaufen, der strenge Nachweis vorangehen, daß die völlig berechtigten Forderungen an den Bahnbetrieb sich durch kein anderes Mittel erreichen lassen. Ein solcher Nachweis ist noch nirgend geführt worden.

Stellt man sich gegenüber der Frage, ob die Erwerbung und der Betrieb sämtlicher Eisenbahnen eine Aufgabe des Reichs sei, auf einen höheren, als den Nützlichkeitsstandpunkt, so findet man, daß derjenige Staat, in dem die bürgerliche Freiheit am frühesten zur Entwicklung und festen Begründung gelangte und das Ueberwuchern der Staatsgewalt auf das Gebiet des Verkehrslebens und der Industrie (die Colonien ausgenommen) verhindert wurde, nämlich England, sich mit dem Bau von Verkehrsstraßen gar nicht befaßt hat, noch viel weniger mit dem Transport der Güter. Auf Staatskosten sind dort weder Eisenbahnen, noch Chausseen, noch Canäle, nicht einmal Handelshäfen gebaut worden. Nur die Kriegshäfen und in neuerer Zeit einige Sicherheitshäfen für in Noth befindliche Schiffe hat der Staat ausgeführt. Dasselbe Princip haben die englischen Auswanderer in Nordamerika festgehalten, so dringend nothwendig dort die Erleichterung des Verkehrs war. Dem Repräsentantenhause und dem Senat kommt es nicht in den Sinn, von dieser Grundsatz abzuweichen und die einzelnen Bundesstaaten würden ohne jeden Zweifel jeden solchen Versuch zurückweisen.

Auf dem europäischen Continente hat die Entwicklung einen ganz andern Verlauf genommen. Der durch ständische Einrichtungen im Mittelalter und später stark eingeschränkte Feudalstaat hat sich zunächst in einen absoluten, in die unbeschränkte Monarchie verwandelt. Diese hielt sich für berufen und war es auch in vieler Beziehung, die Gewalt auf allen öffentlichen Gebieten auszuüben, den Unterthanen gegenüber wenn nicht Vorsehung zu spielen, so doch allgemeiner Obervornund zu sein. Das daran gewöhnte und jeder Selbsthilfe und Selbstthätigkeit in allgemeinen Angelegenheiten entzogene Volk gründete natürlich auf jene Allgewalt des Staats fast ungemessene Ansprüche an denselben. Alles, was Noth that und weit darüber hinaus wurde vom Staat und dessen Oberhaupt gefordert. Für alles, was geschah, waren diese verantwortlich. So wurde auch vom Staat der Bau von Chausseen und Canälen verlangt und von ihm auch geleistet. Als die Eisenbahnen auf die Weltbühne traten, war der Uebergang zum modernen, constitutionellen Staat begonnen, aber lange noch nicht durchgeführt. Deshalb hielten sich auch die Staatsverwaltungen um so mehr für unzweifelhaft befugt, Eisenbahnen auf Staatskosten zu bauen und selbst zu betreiben, als die eingeführten repräsentativen Körperschaften zustimmten und das Geld bewilligten. Die Frage kam kaum zur Sprache, ob solche industriellen Unternehmungen wirklich Aufgabe des Staates seien. Es herrschten und herrschen noch jetzt trotz aller Verfassungen vielfach die Anschauungen und Gewohnheiten des absoluten Staats sowohl bei den Regierungen, als bei der Bevölkerung. Erst in neuester Zeit hat man in Preußen erkannt, daß es hohe Zeit sei, die Regierung zu entlasten und die alte Organisation des absoluten Staates in die des verfassungsmäßigen umzugestalten, den bedenklichen Widerspruch zwischen beiden zu beseitigen und soweit zur Selbstverwaltung überzugehen, als die der eigentlichen Staatsverwaltung nothwendigen Functionen es gestatten. Die neue Kreis- und Provinzialordnung in Preußen ist unbestreitbar auf dieses Ziel gerichtet. Durch diese Gesetze wurden zugleich die vorhandenen Staatschauffeen auf die Provinzen übertragen und diese mit Dotationen ausgerüstet, mit deren Hilfe auch etwa nöthige

neue Chaussees herzustellen sind. Preußen hat schon seit einer Reihe von Jahren keine großen neuen Kunststraßen gebaut, vielmehr nur Beihülfe zu Kreisstraßen geleistet.

Unzweifelhaft liegt in dem Vorgehen Preußens ein sehr großer heilsamer Fortschritt, welcher jener unheilvollen Centralisation abhilft, an der Frankreich und andere Staaten leiden, jener Centralisation, unter der ein regelmäßiges, auf Selbstverwaltung beruhendes Verfassungsleben nicht bestehen kann und die deshalb nothwendig zum Scheinconstitucionalismus oder zum Imperialismus führt.

Die Centralisation der deutschen Eisenbahnen in der Hand des Reichs ist das gerade Gegentheil von der Decentralisation. Dem Reiche würde dadurch eine Arbeitslast aufgebürdet, die ihm mit Recht nicht zugemutet werden kann und zugleich eine überaus große Verantwortlichkeit auferlegt, die es verständiger Weise nicht übernehmen soll. Die Schuld an allen, bei einer solchen Riesenverwaltung nicht ganz zu vermeidenden Fehlern und Gebrechen hätte das Reich zu tragen. Jeder Unglücksfall und jeder vermeintliche Fehler fiel ihm zur Last. Der bei festen Tarifen stets periodisch eintretende Wagenmangel würde für einen Beweis mangelnder Fürsorge gehalten werden. Wenn sich nun gar herausstellte, daß eine erhebliche Herabsetzung der Tarife ohne große Einbuße nicht zu erreichen sei oder durch neue Steuern gedeckt werden müßte, so würden die Klagen über ungeschickte theure, bürocratische Verwaltung einen Lärm erregen, gegen den die jetzige Agitation nur ein Mückengesumm wäre. Man würde das großartige Experiment der Erwerbung der Eisenbahnen als mißglickt betrachten und könnte doch kein Mittel angeben, sich ohne sehr großen Schaden wieder davon los zu machen.

Man soll im Staatsleben keine halbsprechenden Experimente machen, am wenigsten in einem Großstaat und gewiß nicht, wenn das Gelingen in keiner Weise verbürgt werden kann oder geradezu unwahrscheinlich ist.

Die Summe, die zur Erwerbung der Bahnen muthmaßlich erforderlich sein würde, gab der Abgeordnete Bamberger in der Reichstagsitzung vom 27. November 1875 auf etwa 5—6 Milliarden Mark an. Von anderer, sehr kenntnißreicher Seite wird der Betrag auf Grund der amtlichen Statistik auf 8—9 Milliarden Mark, d. h. mehr als die doppelte französische Kriegscontribution geschätzt. Die höhere Annahme ist die wahrscheinlichere, weil nicht nur die capitalisirte Rente zu bezahlen, sondern auch die Entwicklungsfähigkeit junger Bahnen zu berücksichtigen sein wird. Der Abgeordnete Bamberger sagt mit Recht, daß zwar die jetzigen Besitzer der Eisenbahnen mit Rücksicht auf die niedrigen Course der Actien zum Verkaufe geneigt erscheinen, aber den Mund sehr weit aufmachen würden, wenn es dazu käme. Er weist zugleich darauf hin, daß die Contrahirung einer so hohen Schuld den Credit des Reichs auf die Probe stellen würde, um so mehr, als man schon mehrere Male hat hören müssen, daß man schon jetzt wegen des Reichsbudgets in Verlegenheit kommen könnte. Man mag eine Anleihe aufnehmen oder die Eisenbahnactien in Reichseisenbahnobligationen umschreiben, immer wird das Reich der Schuldner für die ganzen Summen und für den ganzen Betrag der jetzt vorhandenen Eisenbahnobligationen (Prioritäten). Genau um denselben Gesamtbetrag vermindert sich die Creditfähigkeit des Reichs: denn der Credit eines Staates hat ebenso gut eine bestimmte Grenze, wie der eines Privatmannes, dem noch zu gut kommt, daß seine Schulden nicht bekannt sind, während die Reichsschulden Jeder kennt. Die Gefahr einer Erschütterung des Staatscredits ist in unserer Zeit stets zugleich eine bedenkliche Schwächung der Wehrkraft.

Von viel geringerem Gewicht ist der Einwand, daß die jetzige Organisation des Reichs sich zur Uebernahme einer so kolossalen Verwaltung nicht eignet, daß dazu vielmehr ein verantwortliches Reichsministerium gehöre. Ein solches läßt sich schaffen. Die Einführung von Reichsministern ist nur eine Frage der Zeit, und daß dieselben auf gewissen Gebieten noth-

wendig sind, hat der große leitende Staatsmann, der früher ihr entschiedener Gegner war, bereits zugegeben. An dem Fürsten Bismarck gehen die Ereignisse nicht vorüber, ohne daß er Erfahrungen daraus ableitet, die auf sein Handeln bestimmend einwirken. Er wird auch nicht verkennen, daß zur einheitlichen Ordnung des Eisenbahnwesens, dieselbe mag durch Ankauf oder durch ein durchgreifendes Aufsichtsgezet erfolgen, ergänzende Bestimmungen der Reichsverfassung nicht zu entbehren sind. Die bloße Verständigung über ein solches Gezet zwischen den Einzelstaaten würde bei jeder nothwendigen Abänderung desselben immer von neuem mit sehr zweifelhaftem Erfolge geschehen müssen.

Der Erwerbung der Bahnen durch das Reich steht ein anderes, schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegen. Es gehört dazu ein besonderes, auch auf die Staatsbahnen der Einzelstaaten ausgedehntes Expropriationsgezet und es ist schwer zu sagen, wie ein solches zu Stande kommen soll. Ohne allen Zweifel werden sich die meisten und wichtigsten Einzelstaaten dagegen sträuben und mit Recht einwenden, daß unwillige Entäußerung von Eigenthum doch nur im unzweifelhaften Interesse des öffentlichen Wohles zulässig ist, hier aber von vielen Seiten mit guten Gründen bestritten wird, daß daselbe die Abtretung der Bahnen erfordere. So lange die Behauptung nicht gründlich widerlegt wird, daß der Ankauf der Bahnen ein dem deutschen Reiche Gefahr drohendes Experiment ist und die berechtigten Forderungen des Publicums auf andere, gefahrlose Weise erfüllt werden können, läßt sich ein Expropriationsrecht nicht durch das öffentliche Wohl motiviren.

Der Einwand gegen den Ankauf der Bahnen, daß derselbe eine bedenkliche Macht in die Hand eines Ministers legen würde, beruht keinesweges auf doctrinären Anschauungen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, welchen politischen Gebrauch ein preußischer Handelsminister in kritischer Zeit von dem Einflusse gemacht hat, der ihm doch nur in einem Staat zustand, um einzusehen, daß jenes Bedenken eine sehr praktische, auf die Erfahrung begründete Unterlage hat. Ähnliche Beobachtungen sind auch im Auslande gemacht worden, namentlich in Oesterreich und Frankreich. Leroy Beauclieu spricht im Journal des Debats von den in Deutschland und Italien aufgestellten Projecten des Ankaufs der Eisenbahnen und meint, daß, abgesehen von wirthschaftlichen Bedenken, ein solches Staatsbahnsystem für Frankreich nicht zu empfehlen sei, weil dadurch das Heer von Staatsbeamten um etliche hunderttausend Mann vermehrt und der Regierung eine neue Macht in die Hand gelegt werde, die sie nur allzu leicht vermischt sein könnte, namentlich zu Wahlzwecken zu mißbrauchen. Es ist ja bekannt, daß ein großer Eisenbahnunternehmer seine Wahl zum deutschen Reichstage durch das Versprechen durchsetzte, dem Wahlkreise eine Eisenbahn zu verschaffen. Hält man es für unmöglich, daß ein Minister, der sämmtliche Bahnen verwaltet, und alle neuen baut, sich dergleichen Beeinflussungen erlaubt? — Die meisten der großen Fabriken, welche Eisenbahnmateriale liefern, warten auf seinen Wink, weil sie wissen, daß seine Ungnade ihnen Arbeit entzieht.

Es ließe sich hier noch eine ganze Reihe von Nachtheilen und Befürchtungen anführen, die sich auf das Staatsbahnamonopol beziehen. Es wird indessen genügen, nur einige davon kurz namhaft zu machen. Dahin gehört der Fortfall jeder Concurrrenz auf diesem Gebiet, sowohl beim Betriebe, wie beim Bau. Haben schon jetzt preußische Handelsminister die Concession zu neuen Bahnen verweigert, weil dieselben mit irgend einer Staatsbahn concurriren könnten, so wird ein oberster Chef aller deutschen Bahnen noch viel weniger denselben Concurrenzbahnen selbst bauen.

Ein Fehler, welchen jetzt eine Privatgesellschaft oder ein Einzelstaat in der Bahnverwaltung macht, bleibt jetzt auf ein oft nur kleines Gebiet beschränkt; künftig würde jeder derartige Fehler im ganzen Reich empfunden werden.

Liegt der Bau und die Verwaltung sämmtlicher Bahnen

in einer Hand, so stagnirt die Eisenbahntechnik vollständig, so lange bis der oberste Techniker einem anderen Platz macht.

Schon jetzt sind Beschwerden gegen Privatbahnen erfolgreicher, als gegen Staatsbahnen, aus dem einfachen Grunde, weil diese nach den Instructionen des Ministers verfahren, der die oberste Beschwerdeinstanz bildet. Beschwerden gegen Staatsbahnen sind also gegen den Minister selbst gerichtet, von dem doch nicht verlangt werden kann, daß er sich selbst verurtheile. Bildet dagegen das Reich die oberste Instanz, ohne selbst Eisenbahnen zu verwalten oder zu bauen, so ist Abhilfe zu erwarten, wenn die Reichseisenbahnbehörde verfassungsmäßig und gesetzlich mit den nöthigen Befugnissen ausgestattet ist und die Oberaufsicht über sämtliche Privat- und Staatsbahnen der Einzelstaaten führt. Jedenfalls ist eine solche Ausdehnung der Reichsgewalt viel leichter zu erreichen, als die zwangsweise Abtretung der Staatsbahnen. Die Einzelstaaten werden sich einer solchen Reichscontrolle schwerlich auf die Dauer entziehen können, selbst Bayern nicht trotz seiner Reservatrechte. Wenn Preußen seine Staatsbahnen der Reichsaufsicht unterordnet, so werden die Mittel- und Kleinstaaten nachfolgen müssen. Bleiben dagegen die denselben gehörigen Bahnen von der Erwerbung durch das Reich ausgeschlossen, so ist diese von vorn herein als eine halbe Maßregel und deshalb das Unternehmen als gescheitert anzusehen. Vor Allem muß bei der Wahl zwischen Kauf der Bahnen oder Beaufichtigung derselben durch das Reich nach der Garantie dafür gefragt werden, daß das Reich die erworbenen Bahnen besser verwalten werde, als die Einzelstaaten und die Privatgesellschaften. Es gibt zur Zeit eine ganze Anzahl von Privatbahnen, die mindestens ebensogut verwaltet werden wie Staatsbahnen. Gegen diese laufen muthmaßlich nicht mehr Beschwerden ein als gegen jene. Wo steckt die Garantie, daß die höchst schwierige Verwaltung eines so großen Bahnnetzes wie das deutsche durch das Reich jedenfalls besser sein werde als die jetzige, auch wenn diese unter wirksamer Reichsaufsicht gestellt wird? Der Fall, den W. Dechelhäuser in seiner Schrift: „Die wirthschaftliche Krisis“ in der Nummerung auf Seite 132 anführt, spricht nicht für die Vorzüge der Staatsbahnverwaltung, denn die Bahn, deren wunderliche und nachtheilige Tarifirung dort gerügt wird, steht unter Staatsverwaltung. Oder soll etwa die Reichsverwaltung noch sehr viel besser sein als die preussische? —

Es scheint, daß bei der jetzigen Agitation auf die so eben erwähnten Punkte kein besonderes Gewicht gelegt wird, daß vielmehr der Hauptaccent auf die wirksame Herabsetzung der Tarife fällt. Gerade diese Forderung kann das Reich nach Erwerbung der Bahnen in ausgedehnter Weise sicher nicht erfüllen, weil schon für die bisherigen Frachtsätze kaum die Zinsen des Anlagecapitals übrig bleiben. Es würde alljährlich in und außerhalb des Parlaments ein Sturm gegen die Reichsregierung wegen zu hoher Tarife entstehen, dem im Falle der Nichtgewährung große Unzufriedenheit folgen müßte, wie stets nach getäuschten Erwartungen.

Die principiellen, uninteressirten Freunde des Staatsbahnsystems sollen nicht übersehen, daß es sich jetzt nicht um die Wahl zwischen Staats- und Privatbahnen bei deren Entstehung handelt, sondern um den jedenfalls theuern Ankauf derselben und daß sich die berechtigten Forderungen des Publicums ohne die kostspielige Erwerbung im Wege der Reichsgesetzgebung und einer zweckmäßigen Organisation von Reichsbehörden erfüllen lassen. Die Vereinfachung und Gleichförmigkeit der Tarife ohne allgemeine Herabsetzung derselben ist mit sehr mäßiger Entschädigung unzweifelhaft zu erreichen und erleichtert die Voransberechnung der Frachten. Auf diesem sicheren Wege wird die Einheit des Deutschen Reichs sicher gefördert, dagegen durch das gewagte und gefährliche Experiment des Ankaufs der sämtlichen Bahnen gefährdet.

Wirksame Aufsicht über das Deutsche Eisenbahnwesen gebührt dem Reich, nicht das Gewerbe des Speditors und Frachtfuhrmanns.

Literatur und Kunst.

Das goldene Buch des Théâtre Français. *)

Ceci est le Livre d'or de la Comédie Française, tenu par son véritable greffier d'honneur. Einleitung zum Registro de La Grange XLIX.

Nahezu alle auf Molière bezüglichen Schriften, die in den letzten fünfzig Jahren erschienen sind, verweisen auf das Register des Schauspielers La Grange als auf die werthvollste Quelle der Molière-Literatur und verkünden, daß das Théâtre Français, in dessen Archiven sich das werthvolle Manuscript befindet, dasselbe der Oeffentlichkeit „demnächst“ übergeben werde; man sehe dieser Veröffentlichung wie einem „wahren Ereigniß“ entgegen.

Nun dies „Ereigniß“ ist soeben eingetreten. Am 15. Januar dieses Jahres, am 254. Geburtstag Molières, ist, wie der Drucker Claye auf der letzten Seite des stattlichen Bandes bemerkt, der Druck vollendet worden. Der Einblick in diesen interessantesten Beitrag zur Geschichte des Molière'schen Theaters und der Begründung des Théâtre Français ist somit nicht nur den wenigen Bevorzugten, die die Erlaubniß zur Benutzung der Archive der französischen Mutterbühne erwirkt, sondern allen denen vergönnt, die an Molière und den Anfängen des modernen Theaters Interesse nehmen. Für das große Publicum allerdings ist diese Veröffentlichung nicht berechnet. Dazu ist das Werk zu theuer und die Auflage zu klein. Nach der Angabe von Paul Lacroix, der in seiner vor einem Jahre erschienenen „Bibliographie Moliéresque“ bereits Kenntniß von allen Einzelheiten des jetzt vollendeten Druckes besitzt, sind nur 120 Exemplare des Registers gedruckt worden. Die Franzosen, deren bibliographischer Sinn weit ausgebildet ist als der unsrige, wollen dem Werke noch immer den Charakter des Seltenen und nicht Jedermann zugänglich erhalten. Nur die Bibliotheken und die Specialisten sollen in die Lage versetzt werden, sich das Werk zu verschaffen.

Die typographische Ausstattung ist geradezu meisterhaft. Der Drucker hat von dem Manuscript gleichsam ein Facsimile herzustellen gewußt. Selbstverständlich ist die sehr willkürliche und fehlerhafte Orthographie des Originals beibehalten. Die Seiten sind genau so numerirt, jede derselben enthält die gleiche Anzahl von Zeilen und in jeder Zeile die gleiche Anzahl von Buchstaben wie das Original. Die Correcturen, die La Grange während der Niederschrift vorgenommen hat, sind genau in derselben Weise, wie sie sich im Manuscript vorfinden, wiedergegeben; es finden sich am Rande und zwischen den Zeilen Zusätze in kleinerer Schrift. Auch diejenigen Bemerkungen, die, wie sich aus der Handschrift ergibt, mit anderer Tinte und anderer Feder erst später von La Grange hinzugefügt worden sind, sind durch den Druck kenntlich gemacht worden.

La Grange hat das Manuscript mit einer ganzen Reihe von symbolischen Zeichen, die nur für ihn berechnet waren, versehen: mit Vierecken, Kreuzen, Kreisen in verschiedenen Farben; alle diese sind im Druck genau in der Zeichnung und Färbung der Vorlage reproducirt worden. Der Abdruck ist mithin als eine ganz getreue Copie des Originals zu bezeichnen und besitzt vor diesem nur den Vorzug der leichteren Lesbarkeit und Handlichkeit. Wenn in der Vorrede gesagt wird, daß die Buchdruckerkunst auf diese Veröffentlichung wie auf ein ruhmvolles Ereigniß blicken könne, und daß sie in demselben einen schönen Beweis ihrer Leistungsfähigkeit in diesem Jahrhundert gegeben habe, so läßt sich gegen dieses überschwängliche Lob nichts einwenden.

Ob wir auf den Inhalt des Registers eingehen, wollen wir uns mit der Persönlichkeit dessen, von dem es herrührt, mit „dem Ehrenregistrator des Théâtre Français“, wie er bezeichnet wird, mit dem Schauspieler La Grange bekannt machen.

*) Registro de La Grange. (1658—87.) Précédé d'une notice biographique. Publié par les soins de la Comédie-Française. Paris, J. Claye. Janvier 1876. Ein Band in Folio XLIX und 367 p.

I.

Der Schauspieler La Grange, seine Bedeutung in der Truppe Molières und sein Verhältniß zu Molière.

Charles Barlet ist wahrscheinlich im Jahre 1639 in Amiens geboren.

Sein Vater Hector Barlet war Beamter und starb als „Schloßhauptmann“ in Nanteuil. Seine Mutter, ein adliges Fräulein, hieß Marie de La Grange. Charles hatte zwei ältere Geschwister, einen Bruder Namens Achille und eine Schwester Namens Justine-Françoise. Diese drei Kinder waren noch nicht herangewachsen, als die Eltern starben.

Wie es scheint, sind sie vom Vormunde sehr streng behandelt worden. Das Mädchen trat, sobald es das nöthige Alter erreicht hatte, in ein Kloster, und die beiden Brüder wurden Schauspieler. Der jüngere und berühmtere nahm den Namen und den Adel seiner Mutter an und nannte sich „Sieur de La Grange“. Der ältere wählte — vielleicht in Erinnerung an den Aufenthalt seines Vaters in Nanteuil — den Namen de Verneuil. Vermuthlich hat Charles de La Grange wie die meisten Schauspieler seine Laufbahn in der Provinz begonnen. Aber jedenfalls haben seine Irrfahrten durch die kleinen Städte nicht lange gewährt, denn im April 1659, — La Grange zählte damals erst 20 Jahre — tritt er in die Gesellschaft ein, die am 24. October 1658, nachdem sie in der Provinz sich schon einen bedeutenden Ruf erworben, ihre erste Vorstellung vor dem Hofe in Paris gegeben hatte. Diese Schauspielergesellschaft, die den beiden in Paris schon accreditirten Truppen: der Gesellschaft des Hotel de Bourgogne und der Gesellschaft du Marais, eine gefährliche Concurrenz zu werden drohte, wird von einem gewissen Hans Boquelin, dem Sohne eines achtbaren Pariser Tapeziermeisters, geleitet, der schon einige recht hübsche und viel belächelte Lustspiele geschrieben hat, — „von einem geistvollen Burlesken, der sich Molière nennt“ — „garçon d'esprit, nommé Molière“, schreibt Tallement des Réaux.

La Grange erwirbt sich durch sein schauspielerisches Talent, seinen Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die sich schon durch seine Aufzeichnungen bekundet, sehr bald die Freundschaft und das Vertrauen seines Directors Molière. Der jugendliche Schauspieler rückt sofort in die erste Reihe. Seine angenehme Erscheinung, die Wärme seines Tons und seine Jugend verweisen ihn auf das Fach der jugendlichen Liebhaber. In dem ersten Lustspiel, das Molière in Paris dichtet und zur Auführung bringt, schreibt er für sein neugewonnenes Mitglied eine Einführungsrolle. In den „Précieuses ridicules“ tritt La Grange unter seinem eigenen Namen in der Rolle eines „Sieur de la Grange“ auf. Es ist die erste neue Rolle, die er in Paris spielt, von jetzt an bis zu dem Tode Molières werden sämtliche Rollen der ersten Liebhaber in den Molière'schen Stücken von La Grange zur Darstellung gebracht.

Schon diese Thatfache würde für seine schauspielerische Begabung ein bereites Zeugniß ablegen; indirect wird dieselbe auch durch die große Sorgfalt, mit welcher Molière gerade diese Rollen behandelte, bekräftigt. Wenn man die verschiedenen Liebhaberrollen, die Molière nach und nach geschrieben hat, vergleicht, so kann man daraus schon einen Schluß auf die Entwicklung des schauspielerischen Talentes La Granges ziehen. Immer lebenswürdiger und immer inniger werden die Gefühle und Worte, die Molière dem Schauspieler in den Mund legt. In dem ersten kleinen Lustspiel, in den „Précieuses ridicules“ ist Molière seiner Sache noch nicht sicher; er weiß noch nicht, ob dem neugewonnenen Mitgliede die Accente für die Bärtlichkeit und Liebe zu Gebote stehen. In Folge dessen ist auch diese Rolle noch etwas matt und unbestimmt gehalten. Der erfahrene Schauspieldirector will seinen Schauspieler erst probiren. Aber schon in den „Fâcheux“ stellt Molière die Rolle des Craste allen voran und verleiht ihr die wärmsten und herzlichsten Töne. In diesem Stück tritt Armande — das kleine Mädchen, das der große Dichter zu seinem Unglück später heirathen sollte — zum ersten Male auf. Durch La Grange läßt Molière seiner vorführerischen Braut die erste Liebeserklärung machen:

„Darf ich denn wirklich glauben, was Du sagst,
Und liebst Du mich so recht von ganzem Herzen?
Ich will Dir blindlings trau'n, Du bist mein Alles!
Was Du die Güte hast zu sagen, glaub' ich.
Tausch', wenn Du willst, mich Armen, der Dich liebt,
Ich will Dich dennoch bis zum Grabe lieben!
Verachte selbst mein Herz, verweigre mir
Das Deine, wende Dich zu einem Andern —
Von Deinen Reizen will ich Alles tragen,
Will sterben, aber niemals mich beklagen!“

Mit jeder neuen Rolle gewinnt der von La Grange darzustellende Charakter an Bedeutung und Vertiefung. In dem letzten großen Lustspiele Molières, den „Femmes savantes“, ist das Bild des wahrhaft lebenswürdigen Liebhabers zur Vollendung geblieben: „Wer La Grange nicht kennt“, sagt Thierry in seiner Einleitung zum „Registre“, „der könnte ihn schon aus den Zügen des Clitandre in den „Gelehrten Frauen“ kennen lernen. Die Rolle des Clitandre ist ein Porträt; sie ist beinahe nichts Anderes, aber das ist auch genug. La Grange war wie dazu geschaffen, auf der Bühne jene tiefe, ruhige und vollständige Liebe zu empfinden und einzufüßeln, der die Ehe nichts von ihrem Reize zu rauben vermag, die immer mehr erstarkt, — jene Liebe, für die Molière bisher in keinem seiner Stücke den Ausdruck gefunden hatte, und die die Vollendung und letzte sittliche Consequenz seiner Dichtung sein sollte: die Liebe der Vernunft in ihrer Ueberlegenheit über der Liebe der Leidenschaft.“

Molière wußte, was er an diesem Schauspieler hatte; und die sichere Gewähr, daß derselbe alle seine Intentionen erschöpfend wiedergeben würde, mag wohl für den Lustspielidichter eine Anregung gewesen sein, gerade diese Rollen zu einer immer größeren künstlerischen Vollendung auszuarbeiten. Wie Molières eigenes schauspielerisches Talent und die lebenswürdige Darstellungsgabe seiner Frau Armande nachweislich mitthätig an seiner dichterischen Production gewesen sind, so auch das Darstellungstalent La Granges.

Daß La Grange ein ganz hervorragender Schauspieler war, hat übrigens Molière selbst ausgesprochen. In dem Gelegenheitsstück: „L'improvisé de Versailles“ bringt Molière bekanntlich sich selbst und seine sämtlichen Schauspieler auf die Bühne. Das Stück stellt eine Probe der Molière'schen Gesellschaft dar; man lernt Molière hier auch als Regisseur kennen. Er charakterisirt jedes einzelne seiner Mitglieder durch kurze, aber sehr bezeichnende Bemerkungen. Wir sehen ein Stück Schauspielerleben vor uns, zu dem wir noch heute an jedem Theater ein Seitenstück finden. Wir sehen die einzelnen Mitglieder: eine Schauspielerin, die mit ihrer Rolle unzufrieden ist, weil sie einen hochhaften Charakter darzustellen habe, der sich mit ihrem guten Naturell nicht vereinbaren lasse; den Reichtümer, den Schablonenmenschen u. s. w. Molière gibt jedem Schauspieler in diesem Stückchen die Directive seiner Rolle, er bezeichnet den Charakter, den das Mitglied darzustellen hat, und ertheilt ihm gute Rathschläge, wie dieser Charakter am besten zur Darstellung kommen kann. Als er sich nun an La Grange wendet, sagt er weiter nichts, als: „Was Sie betrifft, — Ihnen habe ich nichts zu sagen!“ Molière freute sich offenbar, bei guter Gelegenheit seinem verdienstvollen und hochbegabten ersten Liebhaber eine öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Außerdem war La Grange, wie schon bemerkt wurde, ein sehr gewissenhafter und ordnungsliebender Mann, der genau Buch führte und die Geldgeschäfte des Theaters hauptsächlich zu besorgen hatte. Molière konnte sich unbedingt auf ihn verlassen. Er war sein mächtigster Beistand.

Auf ihn übertrug der Director auch die Rolle des „orateur“. Man weiß, daß zu jener Zeit nach Schluß der Vorstellung der Director oder als sein Substitut der Hauptschauspieler auf die Bühne trat und dem Publicum das Programm des nächsten Abends mittheilte. Die Mittheilung des Repertoires geschah aber nicht durch eine trockne Angabe des Titels, sondern in einer improvisirten Ansprache, die möglichst witzig und geistvoll sein mußte. Der Director dankte dem Publicum für sein Er-

scheinen und sagte ihm dabei allerhand Freundlichkeiten, oder versetzte ihm auch kleine Liebe, — kurz und gut, der „orateur de la troupe“ hatte dafür zu sorgen, daß das Publicum in guter Laune das Theater verließ und den Willen mit sich nahm, recht bald wiederzukommen. Diese Ansprachen waren bisweilen von großer Wichtigkeit. Wir wissen z. B., daß Molières Debut in Paris vor dem Hofe, das glücklich ausgefallen war, ganz besonders durch die Schlußansprache, die Molière an den König und die Prinzen richtete, zu einem vollkommenen Erfolge sich steigerte. Der Hof war von dieser Improvisation entzückt; und so knüpfte sich schon am ersten Abend jenes Band der Sympathie zwischen dem König und dem Schauspieler, das erst der Tod zerreißten sollte. Molière bewahrte dieses Amt bis zum November 1668 und übertrug es dann auf La Grange, der es bis zu seinem Tode (1692) ausgefüllt zu haben scheint. Wenigstens weiß man, daß er noch nach der Vereinigung der verschiedenen Schaubühnen (1680) dasselbe beibehielt. Der Brauch, am Schluß einer Vorstellung von der Bühne herab zum Publicum zu sprechen, der sich bei uns bis auf den heutigen Tag bei den „Künstlern“, die auf den Jahrmärkten herumreisen, erhalten hat, besteht bis zur Stunde in Frankreich noch in einem Falle auch für die vornehmen Bühnen. Wenn in Paris ein neues Stück gegeben wird, dessen Verfasser natürlich längst durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden ist, so fingirt das Theater, welches dieses Stück darstellt, daß es den Namen des Verfassers vor der Aufführung nicht verrathen wolle. Auf dem Zettel der ersten Vorstellung ist nur der Name des Stücks, nicht aber der Name des Verfassers angegeben. Nach dem Schluß der Vorstellung tritt, nachdem die Schauspieler zum letzten Male gerufen sind, der erste derselben an die Rampe, verbeugt sich höflich nach allen Seiten, es tritt tiefes Schweigen ein, und er verkündet darauf in der unabänderlichen Formel das große Geheimniß, das alle Welt kennt: „Meine Herren und Damen! Das Stück, das wir die Ehre gehabt haben, vor Ihnen aufzuführen, ist von Herrn — so und so“. Darauf wird nochmals geklatscht und die „première“ ist aus. Auf diese bescheidene und feststehende Ankündigung beschränkt sich heutzutage die Thätigkeit des „orateur de la troupe“.

La Grange war es, der mit seinem Collegem La Thorillière von Molière dazu ausersehen wurde, nach dem Verbot des „Tartuffe“ den König im Lager von Ville aufzusuchen, um von diesem die Zurücknahme des Verbots zu erwirken. (August 1667).

Kurzum, aus allen bekannt gewordenen Thatsachen ergibt sich, daß sich das Verhältniß zwischen Molière und La Grange mit dem einen Worte bezeichnen läßt, das in der Einleitung zum „Register“ gebraucht wird: „Volles Vertrauen auf der einen Seite und unbegrenzte Hingabe auf der anderen.“

Nach dem Tode Molières übernahm La Grange die Führung der ihres Leiters beraubten und kopflos gewordenen Gesellschaft und betrieb die Vereinigung der Molièreschen Gesellschaft mit der Gesellschaft du Marais, und durch diese Verschmelzung wurde es den Schauspielern doch möglich, sich der gefährlichen Concurrenz des Hotel de Bourgogne gegenüber zu behaupten.

La Grange gehörte zu jenen Mitgliedern der alten Gesellschaft Molières, die in den neuen Verband der einzigen Pariser Schauspielergesellschaft, welche durch königliche Verordnung vom 8. August 1680 begründet wurde, Aufnahme fand. An dem genannten Tage wurden die beiden noch bestehenden Schauspielergesellschaften, nämlich die Gesellschaft des Hotel de Bourgogne und die des Hotel Guensgaud, welche letztere aus einer Fusionierung der Molièreschen und der Marais'schen Truppe sich gebildet hatte, zu einer einzigen Schauspielergesellschaft verschmolzen. Von diesem Tage an datirt officieell das heutige „Théâtre Français“. Auf den Theaterzetteln ist daher noch heute gegenüber der laufenden Jahreszahl 1876 die Jahreszahl 1680 zu lesen. Aber mit Recht darf das Théâtre Français Anspruch auf ein älteres Herkommen machen.

Das Jahr 1680 ist nur ein entscheidendes Datum in der Entwicklungsgeschichte dieses Theaters; es ist das Jahr, in dem,

wie gesagt, die verschiedenen Gesellschaften zu Einer vereinigt wurden. Als der eigentliche Geburtstag ist der 24. October 1664 zu bezeichnen, der Tag, an welchem Molière zum ersten Male vor dem Hofe spielte und in Folge des glücklichen Debüts die Erlaubniß zur Errichtung eines eigenen Theaters in Paris erhielt. Das Register La Granges ist das Urkundenbuch, auf das sich das Théâtre Français berufen kann. Es hat daher ein Recht, dasselbe als das werthvollste Document seiner Archive, als die Beurkundung seines alten Adels in höchsten Ehren zu halten.

La Grange starb am 1. März 1692. Der treffliche und pflichttreue Mann hatte wie sein Freund und Meister Molière in seiner Häuslichkeit kein Glück. Er heirathete ein häßliches und kokettes Mädchen, die Tochter eines Buchenbäckers, Namens Magueneau, die ihm das Leben verleidete. Von seinen Kindern blieb nur eine Tochter am Leben, und diese wurde wie ihr Vater unglücklich in der Ehe. Das ging dem armen Manne so nahe, daß er aus Schmerz darüber starb. Seine Frau überlebte ihn 35 Jahre, sie starb im Alter von 88 Jahren am 3. Februar 1727.

Das ist der Mann, dessen peinlich genaue Aufzeichnungen über jede Vorstellung, über die Einnahme und über alle die Gesellschaft betreffenden wichtigen und unwichtigen Ereignisse das „Register“ bilden. An der Hand dieses Registers wollen wir nun den Geschichten der Molièreschen Gesellschaft folgen. Es wird sich daraus von selbst eine kurzgefaßte Geschichte des Theaters unter Molière und gleichzeitig beinahe eine Geschichte Molières ergeben.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Ein Gründer unter den Naturforschern.

Von Carus Sterne.

II.

Schon längst war eine zweite Seite seiner Begabung und Vorauszicht in Wirksamkeit getreten, die wieder von großer Geschäftskennntniß zeugt, seine Geschmeidigkeit der Kirche gegenüber. Es wurde ein stilles Concordat abgeschlossen, nach welchem sich Agassiz verpflichtete, nichts zu entdecken, was der Kirche unangenehm sein könnte, diese dagegen, seine Thätigkeit zu segnen und ihn als getreuen Sohn in ihren Schutz zu nehmen. Es ist etwas Erhabenes um einen frommen Naturforscher, wie Copernicus und Kepler es waren, die sich sagten, Gott ist der Gott der Wahrheit und die Aufsuchung der Wahrheit kann deshalb nur zu seiner Verherrlichung dienen. Sie scheueten sich deshalb, bei aller ihrer Frömmigkeit nicht Dinge zu entdecken, die den Lehren der Tradition entgegen waren, und zu verkünden, was sie als wahr erkannt. Agassiz hingegen gehört zu den Forschern, denen es nicht einzig und allein auf die Blosslegung der Wahrheit ankommt, sondern noch mehr darauf, daß das Gefundene sich mit der religiösen Tradition in einen, wenn auch noch so geschraubten und gezwungenen Zusammenhang bringen lasse. Zwischenträgern solcher Art, denen die Ehrlichkeit eines Pastor Knaak oder jenes Omar, der alle Forschungswerke, die nicht buchstäblich mit dem Koran übereinstimmen, vernichtet sehen wollte, abgeht, ermangeln schon der ersten Vorbedingung eines Forscherlebens, die in der rücksichtslosen Hingebung an das ungedenkelte Forschungsergebniß besteht. Mögen doch die Theologen sehen, wie sie die Fortschritte der Erkenntniß mit dem Bekenntniß in Einklang bringen! Sie, die gemeinlich eine gänzlich todt, nur in grauester Vergangenheit fußende Wissenschaft vertreten, müßten ja dankbar für den Sauerteig sein, der ihnen Gelegenheit und Veranlassung bietet, einmal aus dem Wiederkäuen herauszutreten, und sich neuer Geistesarbeit hinzugeben.

Allein als Agassiz mit seinen ausgesprochenen theologischen Neigungen aus der Reihe der ihren geraden Weg verfolgenden Forscher ausschied, mochte er wohl wissen, daß er damit vom geschäftlichen Standpunkte einen ungeheuren Vorsprung gewann. Zu allen Zeiten sind die freimüthigen Forscher verfolgt worden und noch vor wenigen Jahrzehnten war es schwer für sie, sich nur in einer staatlichen Anstellung zu behaupten. Den bibelfesten Forschern hingegen bestreute man den Weg mit Manna, und wenn sie sich nun gar herbeiließen, die Forschungsergebnisse den Kirchenlehren zu accommodiren, Lehrbücher zu schreiben, die man der Jugend, ohne die Gefahr, daß sie etwas daraus lernen könnte, in die Hände geben durfte, dann konnten sie ja wohl überall Oberschulrätthe werden. Noch jetzt läßt sich nichts Profitableres für eine leidlich geübte Feder denken, als fromme Naturbilder zu schreiben, denn dieselben werden von hohen Behörden empfohlen, Vereine und reiche Privatleute finden sich bereit mit ihrem Geldbeutel derartige Unternehmungen zu fördern. Sie halten es für die frömmste Stiftung, die man zur Auslöschung eigener Schuld machen kann, literarische Schlummerkissen stopfen zu lassen, auf denen man den ewigen Schlaf der Dummheit fortsetzen kann.

Diese geschäftliche Seite der Frömmigkeit begriff Agassiz, wie sie viele tausend Andere begreifen, und von ihr getragen hat er sich in den Augen einer nicht gering zu schätzenden Majorität zu dem größten Naturforscher der Neuzeit emporgeschwungen. Man muß es sagen, die Menschen, welche sich mit einem Schöpfer begnügen, wie ihn Agassiz erschaffen hat, sind recht genügsam in ihrer Gottverehrung. Dieses Wesen, dessen verkörperte Gedanken die Thiere und Pflanzen vorstellen sollen, trat Alles in Allem mit drei Plänen auf den Bauplatz, mit dem Prospect der Weichthiere, Gliedertiere und Strahlthiere. Daß in den Letzteren zwei verschiedene Gedanken stecken, wie fast alle übrigen Naturforscher behaupten, hat Agassiz niemals einsehen wollen; er konnte, so viel er von der Weisheit des Schöpfers redet, sein Werk nicht ideenarm genug finden. Das Gesamtreich der niederen Thiere ist ihm mithin eine Art Curiositätencabinet, welches seine Entstehung dem Vergnügen verdankt, welches die schaffende Macht darin gefunden, ihre drei Gedanken unermüdtlich anders einzukleiden. Der von Agassiz vertheidigte alte Idee, daß der Schöpfer sein Gesamtwerk zu oft wiederholten Malen völlig zerstört habe, um es durch ein neues zu ersetzen, haftet der üble Nachgeschmack an, als habe er mehrmals bei genauerem Hinschauen gefunden, daß es nicht gut sei, so wie es war.

Mit den Untersuchungen von Vogt vor Augen, konnte es unserm Schöpfungsberichterstatte nicht entgehen, daß die Erstlinge der Wirbelthiere, die Urfische, in Formen auftreten, die mit den frühesten Jugendzuständen der später aufgetretenen höhern Fische die größte Ähnlichkeit bieten, und daselbe Gesetz trat unverkennbar bei andern Thieren hervor, so daß die ältesten Formen fast überall als die einfachsten und niedrigsten erschienen. Statt nun daraus den berechtigten Schluß zu ziehen, daß die fortgeschritteneren Formen die fortgeschritteneren Leibeserben jener älteren, denen sie in ihrer Jugend noch heute gleichen, seien, begnügte sich Agassiz, jene mit dem durchaus unpassenden Namen embryonischer Typen zu bezeichnen, als ob die Kunst des Schöpfers sich damals an solchen Anfängen erschöpft habe, um, nachdem sie hinreichende Studien daran gemacht, diese Modelle zu vernichten, aber trotz dessen immer wieder an den ersten Versuch anzuknüpfen! Ein halbes Duzend Widersprüche in einem Athemzuge! Agassiz brüstete sich in seinen letzten Lebensjahren damit, durch diesen (von Carl Vogt entliehenen) Gedanken, die neueren Entwicklungslehren von Darwin und Hückel heraufbeschworen zu haben (vergl. Schöpfungspan S. 172 ff.), und daß die genannten Forscher eigentlich nur dadurch so berühmt geworden seien, daß sie ihn mißverstanden hätten. Die ganze Darwin'sche Theorie ein Mißverständnis Agassiz'scher Weisheit! Wenn jene Erkenntniß, daß die Urthiere im Allgemeinen den Embryonen der heute lebenden gleichen, wirklich zuerst unserm Agassiz aufgegangen ist, so wäre es für die Be-

urtheilung seines Scharffinnes besser, dies zu leugnen, als einzugestehen, nichts als blödsinnige Folgerungen aus einer so fruchtbaren Erkenntniß gezogen zu haben.

Daß übrigens Agassiz völlig unfähig war, selbst auf seinem Specialfelde, dem der Fische, einen Gedanken zu haben, der nur aus sorgfältiger Beobachtung der Entwicklungsgeichte hervorgehen konnte, hat er glänzend durch eine sehr ergötzliche Geschichte bewiesen, die Hückel in seiner neuesten Publication*) mittheilt und die wir nicht unterlassen können, zu wiederholen, weil sie von der unglaublichen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit des großen amerikanischen Meisters unserliches Zeugniß ablegt. Hückel hatte um's Jahr 1865 dem großen Fischforscher unter andern Seltenheiten, die er im Mittelmeer gefangen hatte, eine seltene Art des Sonnenfisches, der zu den Thunfischen gerechnet wird und eine Art des Silberfisches, der in die Nähe der Lachse gehört, überjandt. Diese Fische haben eine gewisse körperliche Ähnlichkeit mit einander, die den großen Fischpropheten zu dem Orakelspruch verführte, daß aus jungen Lachsen mit eben der Gewißheit alte Thunfische hervorgingen, wie aus jungen Nixen alte Betischweatern. Diese große, neue Offenbarung wurde mit einigen andern, ebenso tollen Genialitäten (die Haringe sollten angehende Dorische und die Male jugendliche Wandfische vorstellen) sofort an die Pariser Akademie telegraphirt, und die Sensationsnachricht lief damals durch alle Zeitungen. Als schließlich Prof. Gegenbauer den Humburg als eine Verwechslung entlarvte, die eigentlich nur einem Anfänger nachgesehen werden konnte, beobachtete Agassiz sein altbewährtes Verfahren, mit dem er allen Angriffen trotzte, er blieb stumm wie der Stummste seiner Lieblinge. Es lag eben niemals in Agassiz Charakter, einen Irrthum, oder ein seinerzeit begangenes Unrecht einzusehen, unfehlbar wie nur je ein Papst, verkündete er bis zu seinem Tode, alte längst widerlegte Irrthümer. Nach dieser Beleuchtung der Agassiz'schen Abschiedsworte, er sei der eigentliche unfreiwillige Urheber der neueren Metamorphosenlehre, kehren wir zu seinen ferneren Offenbarungen zurück.

Ein Seitenstück zu jener „Kraft, die wohl das Nicht'ge sieht, doch stets das Falsche schafft“, konnte er ferner nicht übersehen, daß in manchen vorweltlichen Thieren die Eigenthümlichkeiten mehrerer spätern Schöpfungen vereint liegen, aber anstatt dabei an den Vater zu denken, der auf eines seiner Kinder vorzugsweise die Gesichtszüge, auf ein anderes ausgesprochenen Gang und Statur vererbt, faßte er das so auf, als habe der Schöpfer später gefunden, daß er aus jener seiner ersten Idee eigentlich ein Paar, am Ende gar ein ganzes Duzend Ideen machen könne und diesen Vortheil dann flugs nachgeholt habe. Früh auftauchende Andeutungen bestimmter Entwicklungsrichtungen nannte er in seiner theosophischen Denkweise prophetische Typen, als habe der Schöpfer durch sie in grauer Vorzeit verkünden wollen, was er später genauer ausführen werde. Diese Prophezeiungen sind, wie die meisten historischen, nach Eintritt des Erfolges gemacht und Agassiz war nicht so consequent, die tausendmal größere Anzahl der ohne Nachfolge ausgestorbenen Wesen der Vorzeit dem entsprechend als falsche Propheten auf die Anklagebank zu bringen.

Nachdem Darwin dadurch, wie Agassiz meint, daß er einige seiner Ideen mißverständlich ausgeführt, eine bis dahin unerhörte Revolution in der Zoologie und allen verwandten Wissenschaften herbeigeführt, betrachtete es der verkante und mißverständene Naturforscher als seine fernere Lebensaufgabe, diese Irrlehren zu bekämpfen, so viel er könne, und diese ausgesprochene Tendenz vermehrte seinen Anhang ganz außerordentlich. Summen, wie sie seit Aristoteles keinem Naturforscher zur Verfügung standen, wurden flüchtig gemacht, um die antibarwinistische Propaganda auch in den Stand zu setzen, glänzende Entdeckungen zu machen und damit die Zweifelnden zu blenden, aber auf diesem Gelde scheint nur wenig Segen geruht zu haben. Es ist bekannt, daß ihm noch in den letzten Jahren eine ganze Insel nebst einem

*) Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeichte. Jena, Hermann Dufft. 1875. S. 78—85.

fürstlichen Vermögen mit der Bestimmung zu Füßen gelegt wurde, darauf in klösterlicher Abgeschlossenheit von der Welt eine Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher zu errichten. Denn trotz der glänzenden Aussichten, die sich dem bibelfesten Naturforscher noch heute an vielen Orten aufthun, ist diese Species glücklicherweise immer noch rar, den Wahrheitsuchern von Profession wird die Heuchelei eben schwerer als Anderen.

So reichten denn auch alle die Erfolge, die er im Lande Barnums hatte, Glanz und Reichthum nicht aus, Agassiz für einen großen Schmerz zu entschädigen, für die Thatsache, daß er den Ruhm seines Namens überleben sollte, daß er Zeuge sein mußte des gewaltigen Aufschwunges, welche die den seinigen entgegen gesetzten Ideen Darwins nahmen. Aus dem Ausfchricht, den er bei Seite geworfen, durch Umkehrung seiner Ideen baute dieser Engländer seine kühne Weltanschauung; er kam sich wie der fatalistisch unglückliche Spieler vor, gegen den Darwin nur zu setzen brauchte, um immer zu gewinnen. Die Bausteine dieses Ehrentempels hatte er in der Hand gehabt, Alles, wodurch Darwin und Haeckel berühmt geworden sind, hatte er als unnütze Abfälle bei Seite geworfen. Der Kummer darüber und der Entdeckerneid fraßen tief an seinem Herzen. Lyndall erzählt, daß er bei seinem letzten Aufenthalt in America mit Agassiz, kurz vor dem Tode desselben, in einem kleinen Naturforschercircle zusammengetroffen, und daß dann auch das Gespräch auf den beispiellosen Erfolg der Darwin'schen Theorie gekommen sei. Man war in einer heitern Stimmung, welche der Blick auf die farbenprächtige, mit den Gluthintenn des americanischen Rhorns leuchtende Herbstlandschaft erhöhte, als sich Agassiz plötzlich mit einer tiefen Bewegung umwendete und mit melancholischem Ausdruck sagte: „Ich gestehe, daß ich nicht erwartet hätte, diese Theorie von den besten Geistern unserer Zeit so aufgenommen zu sehen, wie sie es ist. Ihr Erfolg übersteigt Alles, was ich mir je eingebildet im Stande gewesen wäre.“

In dem erwähnten großen und prachtvoll ausgestatteten Nationalwerke der americanischen Naturgeschichte machte Agassiz eine letzte Anstrengung, gegen Darwin in die Schranken zu treten; er versuchte noch einmal den Beweis zu führen, daß der einzige Zusammenhang der Lebensformen darin besteht, daß sie die Gedanken eines und desselben Denkers seien. Die Mannigfaltigkeit der Lebenswelt ist ein Werk der Willkür und Laune, ihre allmähliche Entwicklung in der Vorzeit die Folge immer eingehender Beschäftigung mit den einzelnen Formen. Allein es wollte nichts mehr versagen. Der große Gründer, dem der Schmerz nicht erspart blieb, seinen eigenen Sohn Alexander in das feindliche Lager übergehen zu sehen, mußte mit Wehmuth seiner drohenden Insolvenz entgegenblicken und hielt sich während der letzten Zeit eigentlich nur noch durch die Reclame, die er ja sein ganzes Leben hindurch meisterhaft gehandhabt hatte. Sein letztes großes Unternehmen war die Hapler-Diessee-Forschungsexpedition, die er mit einem Prospective in die Welt setzte, wie ihn die kühnsten Gründer nicht poestevoller und verheißungreicher abgefaßt haben. Er verstieg sich noch einmal zum Propheten und verkündete, durch einige früher gemachte glückliche Waffensfunde verführt, daß man auf dem Grunde des Meeres beinahe die ganze Vorwelt lebendig, Pompeji mit seinen umherwandelnden Bewohnern finden werde. Er hatte kein Glück mehr und es gab diesmal höchstens zwei Procent Dividende.

Abgesehen von seiner unrexellen Buchführung, hatte ihn sein zähes Festhalten an Irrthümern, die seit fünfzig Jahren widerlegt waren, seine Mißachtung aller neueren Fortschritte, die Unterlassung alles Studiums und Mitfortschreitens gänzlich isolirt, er verstand die verjüngte Welt, welche die Sklaverei der Geister und Leiber, der er offener als selbst Englands Hochtorrens das Wort redete, aufhob, nicht mehr und sie vergaß ihn. Darum verräth auch sein letzter Versuch, der „Schöpfungsplan“, eine so unsichere Hand und das Ansehen eines vor einem halben Jahrhundert abgefaßten Werkes. Wie ganz anders hätte diese Arbeit ausfallen müssen, wenn der Verfasser die Werke seiner Gegner studirt, wenn er die Für und Wider gekannt hätte, welche der Sturm und Drang der Neuzeit an die Oberfläche gewühlt haben.

Die Darwin'sche Theorie zeigt, wie jede junge Lehre, gar manche Lücken und Schwächen, und wer sich etwas umgethan in der Zeit, könnte ihr ganz anders zu Leibe gehen, als diese schwächliche Spätgeburt, deren ungerechte Beweishränderung nothwendig als Herausforderung genommen werden mußte, um zu schauen, ob denn Agassiz wirklich das Licht sei, einen Darwin in den Schatten zu stellen. Sollen wir unsere Ansicht über ihn zum Schluß in wenige Worte zusammenfassen, so müssen wir sagen: er war ein geschickter Mann, dem die Naturforschung einige der besten Gründungen verdankt, die sie auf ihrem Gebiete aufzuweisen hat, so daß wir Alles in Allem Ursache haben, seine förderliche Thätigkeit für die Naturwissenschaft anzuerkennen, besonders auch den Nutzen, den seine Arbeiten der Entwicklungslehre gebracht haben, obwohl er feierlichst hiergegen Protest und die Plage, mißverstanden zu sein, eingelegt hat. Was ihm an Unbefangenheit und Freimuth fehlte, suchte er durch Mühsamkeit zu ersetzen; wenn er mit diesem Fleiß Wahrhaftigkeit verbunden hätte, wäre er ein größerer Forscher geworden.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der neueste Scandal. (Le scandal d'hier.)

Von Th. Barrière, Schauspiel in 3 Acten.

Julie Detellier ist Vorleserin bei dem blinden Marquis Vipari, in dessen Hause sie eine bevorzugte Stellung einnimmt. Sie stammt aus guter Familie, von der außer ihr noch ein Glied, ihr Großvater, lebt, der in Folge des Verlustes seines Vermögens dem Irrensinne verfallen in einer Heilanstalt untergebracht werden mußte. Seine wegen hat Julie die Stellung angenommen, die ihr übrigens kaum den Stempel einer Dienerin aufprägt, denn sie hat ihre eigenen fürstlichen Appartements und bezieht ein Jahrgeld von 6000 Francs. Die Marquise Vipari hat ein Verhältniß mit einem Postchefssecretär, Baron Etade. Dieser befindet sich bei Beginn des Stückes im Palais des Marquis, das an den Part von Monceaux stößt, und will Abschied nehmen, da er Paris verlassen muß. Der erste Act spielt in dem Atelier Juliens, die neben allen ihren Vorzügen Unschuld, Liebenswürdigkeit, Schönheit, Güte auch noch den hat, malen zu können und Musik zu treiben.

Das Gemach hat einen Balcon, der in den Part hinausragt, und an diese unglückliche Idee des Architekten schließt sich das Verhängniß an.

Man nimmt den Thee bei Julie; die Gesellschaft besteht außer den Bewohnern des Palais und dem Baron aus dem Herzog von Blancay, dem Grafen von Fresnay und Maxime von Billebieu, welche letztere beide die schöne Vorleserin anbeten, d. h. der Graf liebt sie und Maxime ist in sie nur verliebt.

Der Baron hat die Marquise gebeten, ihm ein kurzes Stellbichein zu gewähren, damit er ihr unter vier Augen Lebewohl sagen könne, was sie anfangs abweist. Ueber das Verhältniß dieser Weiden wird man nicht ganz aufgeklärt; ist es nur auf entsagungsvolle Liebe gebaut oder verletzt es jenes der zehn Gebote, das in der französischen Komödie nur den Zweck hat, umgangen zu werden? Ich wage keine Entscheidung. Weniger zweifelhaft ist der Charakter der Gräfin von Maillan, die plötzlich in der Theegesellschaft erscheint. Ihr Mann ist ein hoher Officier zur See, und fast immer zur See. Die Folge ist ein Verhältniß zwischen ihr und Fresnay, das dieser gebrochen hat, als er sich der Gefühle für Julie bewußt wurde. Während ein Theil der Gesellschaft dem Clavierpiel der Vorleserin in der einen Ecke des Zimmers lauscht, entpinnt sich ein Gespräch zwischen der Gräfin und ihrem treulosen Galan, das nach einigen sentimentalen Bemerkungen von Seite der

Dame mit einer halben Kriegserklärung an den Grafen endet, worauf die Mailan Abschied nimmt. Der Hausherr, von plötzlichem Unwohlsein ergriffen, verläßt kurz darauf mit seiner Gattin das Atelier. Nun entwickelt sich eine eigenthümliche Scene. Maxime bittet seine Freunde Blancay und Fresnay, ihm Julie gegenüber das Zeugniß auszustellen, daß er ein ganz ausgezeichnete junger Mann sei, und bietet der Vorleserin seine Hand an. Der Graf erwartet die Antwort mit Bangen — sie fällt für ihn tröstend aus, denn Julie dankt und erklärt, daß ihr Herz überhaupt noch nicht gesprochen habe. Darauf nehmen die Herren Abschied, zuerst der Baron, dann Maxime, der noch im Parke bleiben will, um zu den Fenstern der Geliebten emporzuschmachten — und als letzter der Graf, der sich mit den Worten empfiehlt: „Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht!“

Das Schicksal dieser beiden Herzen ist entschieden, denn auch Julie liebt den Grafen und bleibt nun tieferregt zurück. Nachdem sie in ihrem Schlafzimmer verschwunden ist, erscheint die Marquise gefolgt von dem Baron — der also das Palais nicht verlassen hat — und bittet ihn, sie um alles in der Welt nicht zu compromittiren, er möge fort.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sie — sie schiebt den Baron auf den Balcon, — Julie betritt das Atelier, erblickt die Marquise, die bleich und zitternd erklärt, sie suche ein Nieschläfchen, da ihr Mann sich sehr unwohl befinde. Während die Vorleserin in ihrem Schlafgemach das Gewünschte sucht, bestrebt sich die Marquise vergebens einen Ausweg für Strade zu entdecken; — die eine Thüre, die zufälliger Weise da ist, ist zufälliger Weise geschlossen; die zweite führt zu Julie und der dritten, die den Baron hereingelassen hat, verbietet es Herr Barrière, ihn auch hinauszulassen. So bleibt nur der Balcon — schon naht Julie.

Baron: Ich springe von dem Balcon.

Marquise: Gott, Sie tödten sich!

Baron: Wenn ich nur Sie rette!

So ungefähr lautet der Dialog; der Baron eilt hinaus und schwingt sich über die Balustrade in das Gezweig des Baumes, der dicht am Hause steht. Die Vorleserin erscheint, überreicht das Fläschchen der Frau von Sipari, die sich entfernt. Da raschelt es in dem Laub des bekannten Baumes und Julie tritt rasch auf den Balcon, aber alles ist still. Ende des Actes, der nur die Exposition gibt — den Scandal von gestern: Maxime schmachtet nämlich unten und sieht deshalb aus dem Zimmer Julias einen Romeo steigen, den Baron; was sich dabei ein junger Mann von heute denkt, ist zu errathen. In der Zwischenzeit von Akt I zu Akt II hat Fresnay Julie geheirathet, trotzdem seine Großmutter, die Herzogin-Wittve von Blancay, sehr wenig von dieser Mesalliance erbaut war. Außerdem ist der Marquis von Sipari gestorben und der Haß der Gräfin Mailan, deren Mann noch immer zur See ist, natürlich nicht kleiner geworden. Am Anfang des zweiten Aufzuges ist Fresnay und Julie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und feiern die Versöhnung mit der Großmutter, die von Juliens Liebreiz ganz bezaubert wird. Die junge Gräfin soll an dem heutigen Tage in den Salons der Herzogin den Vertretern des Faubourg St. Germain vorgestellt werden. Alles ist vereinigt, auch die Mailan kommt, auch Maxime — der Einzige, der das Geheimniß des Balcons kennt. Der junge Mann, im ersten Act unbedeutend, wird im zweiten auf einmal seiner Verstandeskkräfte ganz beraubt und läßt sich in diesem Zustande von der Mailan das Geheimniß entlocken. Die rachelehzende Gräfin zur See führt einen Scandal mit Julie herbei, den Fresnay in äußerst geschickter Weise dadurch endet, daß er melden läßt: „Der Wagen der Frau Gräfin ist vorgefahren.“ Die Gräfin ist zu fein gebildet, um den Wagen warten lassen zu wollen und muß fort, worauf sich Julie mit den Worten: „Albert, ich bete Dich an!“ ihrem Gemahl an die Brust wirft.

Act drei. Ein Ball bei einem regierenden Prinzen, den auch der Graf von Fresnay mit seiner Frau besucht. Nur Großmutter ist zu Hause geblieben und spielt, als der Vorhang aufgeht, mit der Marquise Sipari eine Partie Piquet; sie will die Rückkehr der Kinder erwarten. Da hält plötzlich ein Mietwagen vor dem Hotel und einige Minuten später stürzt, in Thränen aufgelöst, Julie der Herzogin in die Arme; man habe sie insultirt, sei ihrer Schleppe ausgewichen, sie ganz unfähig sich zu beherrschen, sei fortgerannt. Es ist nämlich eine Verschönerung sämtlicher Damen gegen Julie von der tugendhaften Dame zur See angezettelt worden, die alles, was sich auf jene Nacht bezieht, irgend Jemandem — wie es scheint, einem Penny a liner, der für die „Faits divers“ eines Blattes arbeitet, mitgetheilt hat. Dieser

ist entweder bei dem regierenden Prinzen eingeladen, oder er hat wenigstens seinen Ueberzieher mit dem Merkbuch, das die Mittheilungen der Gräfin Mailan enthält, in die Garderobe gehängt, damit dieselben von dem Grafen Fresnay, der seinen Ueberrock verwechselt, gefunden werden können. Ich finde keine andere Erklärung. Fresnay und Blancay fordern ein halbes Duzend Herren, und der Erstere eilt nach Hause. Nun entwickelt sich die Scene des Verhörs Juliens vor den Augen der Schuldigen, der Marquise Sipari, die unschuldig ist, ob sie gestehen soll, bis auf einmal der Baron Strade zum Erschaunen des Publicums eintritt, den Sachverhalt aufklärt und die Sipari um ihre Hand bittet.

Marquise: Ich bin noch in der Trauer.

Baron: Und — wie lange noch?

Marquise: So lange ich lebe.

Auf diese Antwort betrachtet sich der Botchaftssecretär als von Herrn Barrière entlassen und verschwindet. Und damit hat das Stück sein Ende.

Die beiden letzten Acte bringen im Grunde gar nichts Neues, sondern entwirren einfach die im ersten Act geschlungenen Knoten; von einer dramatischen Spannung ist keine Rede, ja der Autor läßt sich alles Dramatische entgehen und baut das Stück auf den größten Unwahrscheinlichkeiten auf. — Aber dennoch wirkt es, denn der Dialog hat sehr viel Geist und fast alle Gestalten haben Züge, die dem Leben mit merkwürdig scharfem Auge abgelaußt sind. Die Atmosphäre des Ganzen ist die zur Genüge bekannte der meisten französischen Stücke, und die Moral, die sich aus den Thatfachen ergibt, ist kurz gefaßt folgende: „Vor der Ehe muß der anständige junge Mann ein Verhältniß mit einer jungen Frau haben“, dann: „Man steige von keinem Balcon, wenn unten Jemand schmachtet“, und drittens: „Man bleibe nicht lange auf dem Wasser“.

Die Darstellung war im Ganzen genommen gut, wenigstens ließ das Ensemble wenig zu wünschen übrig. Director Hahn spielte den Fresnay mit viel Routine und guter Wirkung. Herr Kessler (Herzog Blancay) gab die Rolle in den Grenzen seiner Individualität lobenswerth, vorerst in der ruhigen Conversation. Von den Damen errang Fr. Math. Ramm den größten Beifall. Ich erlaube mir, die Actrice auf zwei Fehler aufmerksam zu machen. Sie spricht auswendig; man bemerkt, daß sie Eingelerntes citirt, denn die Worte sind zu scharf accentuirt und es bekommt die Rede dadurch etwas Zerhacktes. In den erregten Scenen sucht sie den Mangel innerer Wärme durch die äußeren Mittel zu ersetzen. Die junge Dame ist begabt, aber sie muß mehr nach überzeugender Wahrheit in ihrem Spiele streben.

G. v. Leizner.

Einmal zur Probe.

Jüngst kramte ich einmal in alten Familienpapieren und fand dabei unter mancherlei vergilbten und verstaubten Blättern einen Brief, den ein Vorfahr von mir am 31. Januar 1701 aus einer kleinen Stadt am Harz an einen Bekannten in Berlin geschrieben hat. Wie dieser Brief wieder in des Schreibers oder seiner Erben Hände zurück gekommen ist, kann ich nicht aufklären. Er enthält nichts von besonderem Interesse, aber seine Nachschrift, beinahe so lang wie der Brief selbst und von einem sechs Tage späteren Datum, will ich der Merkwürdigkeit halber hier mittheilen. Sie lautet also:

„Durch besondere Circumstantiis ist mein Brieff ehlliche Tage liegen blieben, dieneil der junge Kauffmanns-Sohn, so ihn mittnehen wolte, vor seiner Reih in die Frembde biß igt auffgehalten worden. Sie haben ihme ein fürtrefflich und kurzweilig Tractament mit Gefottens und Gebratens außgericht, wie das schon ehender grand mode gewest, und ist auff der Kangel in der Kircken ein ergreifende Fürbitt, wie auch insgemein Regul und herkommens ist, vor ihn celebrirret, daß er von seiner weitläufftigen und geschellichen Reih nach Berlin heyl und gesundt wiederkehret. Aber übermorgen tritt er ohne zweiffel die Wanderschaft mit Gtts Hülffe an. Unterdeßen ist in unserem Städtgen die Nachricht eingeloffen, daß Seyne Chur-Fürstliche Durchlaucht von Brandenburg Friederich III. Sich würcklich die Königs-Krone auffß Haupt gesezet hat. Diß Factum hat alhier höchlich Verwunderung herfürgeruffen, und man

kömmt darbey doch ganz unwillkürlich auf allerley Meditationes und Contemplationes. Der Rath hat von allen Thürmen mit denen Glocken läuten lassen und die zwei schwedische Stück, so dahinden auff dem Wall stehen, seynd loßgebrandt worden, wobey eines zerplatet aber keinerley Schaden weiter angericht hat. Heut auff dem Rathskeller, wo viele ehrfame Persohnen offt fröhlich versammelt seynd, den Durst zu leschen, gab sich unter denen Gesten eynige Bestürzung kundt, was das wol vor Consequentias haben kan, nemlich die Krönung Seiner Chur-Fürstl. Durchl. von Brandenburg, ob das wol nicht etwan wiederumb schlimme Actiones mit denen Nachbarn und allerley Händel sammt Kriegskünften in prospectu haben könte. Benebenst der herzhlichen Freude kriechte man bißweilen Propheceyungen zu hören, die jedermänniglich jezeweilen und nicht zum erstenmal zum besten gibt, der gar nicht den Beruff darzu hat, daß man viel Gedult darbey praestiren mußte. Der Herr Rathsk-Stuhl-Schreiber, ein treufliebigter und hochgelahrter Herr und stets sehr erfürchtig vor hohem obrigkeitlichen Regiment, meynete, es würde wol keinen langen Bestandt nicht haben. Die Frantzosen und die Engelländer und der König von Pohlen würden Seyne Kählerlich Römische Majestät in Wien so lange in denen Thron liegen und so nachdrückliche oppositiones gegen das neue Königreich erheben, daß es nicht zu Kräften käme. Derley oppiniones von eynigen hiesigen tieffsinnigen Köpfen kamen bißmal noch gar viele bey dem Früh-Trundt auff's Tappet, so daß man mercken konte, es glaubte Keiner an die Dauerhaftigkeit der Königlich Würde, der in Historicois et Politicois eynigermassen bewandert seyn wolte. Es war aber kein böshaffter Haß oder eitel Meyd darbey, denn nachdem wir, wie billich, zuerst auff das Wol unseres allergnädigsten Landes-Herren getruncken, hat nachhero die ganze erbare Compagnie auff den König von Preussen, nunmehr Majestät, angestoffen und hochleben lassen. Ich fasse nun den Muth oder Courage, bey Ew. Hochedelgebohren hiermit umb Dero Meynung über sohanes Factum anzufragen und bitte mir Dero Reflectiones in Wahrheit darüber zu communiciren, worauff ich ausnehmend curius bin. Gleichermaassen würden Ew. Hochedelgeb. mich zu größstem Danke obligiren, wenn Sie mir eynige über das gegenwertigliche Aufsehen der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin erzehlen und in eynigen kurzen Articulis Dero Observaciones, worauff ich selbst namhaftest Wehrt lege, über die Constellationes der nächsten Zukunftt in Politicois notificiren wolten. Hierdens und allendlich wäre ich gerne instruiret, wieviel Pfennige Arbeits-Lohn vor die Stunde nach der gemeinsten Rechnung ein geschickter und accurater Mäurer-Geselle und ein Purtsche igt dortten erhält. Was mir derohalben Ew. Hochedelgeb. auch bekandtes oder unbekandtes zu confidiren wüßten, werde ich auff Dero Wunsch mit aller Subtiligkeit secret halten. Hierzehen Tage will sich der junge Kaufmanns-Sohn dortten auffhalten und verlustiren, wenn er Unterkunfft und Herberg findt. Selbiger würde mit größstem Plaisir Dero Antwort-Epistolam als pündtlicher Bothe in fünf bis sechs Tagen (länger reißt er nicht von Berlin nach dem Harz) mir zurück bringen, wasmaassen die Beförderung eines Briefes mit der teutschen Reichs-Post doch gar zu langwierig und zu unsicher ist, worüber man viel arges höret. Nitzo schließe ich meinen Brief und verhoffe Ew. Hochedelgeb. keinerley Ungelegenheiten mit denen Fragen zu bereiten. Hochmalts meine Obligation! Der Umstehende."

So wörtlich lautete die lange Nachschrift des gefundenen Briefes, und ich weiß nicht, welcher Kobold mit ins Ohr flüsterte: Beantworte den Brief am heutigen Tage! Ich jagte mir: „wär' der Gedanke nicht verflucht geseheit, wär' man versucht, ihn herzlich dumm zu nennen“, setzte mich flugs nieder und schrieb:

Sieber alter Ur-Ahn!

Laß Dir von einem spätern Enkel den Brief beantworten, den Du vor einunddreiviertel Jahrhundert an einen Freund geschrieben hast, und aus dem ich Deine und der anderen ersamen Spießbürger Angst und Not über das Wagniß herauslese, daß der Son des Siegers von Fehrbellin den Kurhut mit der Königskrone vertauschte. Mir ist, als sähe ich Euch sitzen, Ihr alten Filister, im Rathskeller und des Vaterlandes Wol und Wehe gemüthlich beratschlagen. Obenan auf den hochstem Grentzstücken thronen die Herren vom Rat; das sind die Bornemen und Geleuten unter Euch, und Euer Or trinkt ihre Weisheit, denn sie dünken sich und Euch unselbar aus Gewonheit. Ihr macht viel Lärm um nichts, und dicke Rauchwolken umlagern Euch aus den holländischen Tonpfeifen, in denen Ihr Euren Tobak mit dem Pienpan oder einer Rolle in Stut bringt. Aber was

für Getränk firt Ihr in Euren Gläsern, daß Ihr so hoffnungsler in die Zukunft blickt? Ihr ant Krieg und sent Euch nach Frieden; die klünen Taten unter den Fanen sind nicht nach Euren Geschmack, und ich kann's Euch nicht verdenken, denn Ihr zert noch an den Erfarungen des dreißigjährigen Krieges, der unser Land verherzte und Tier und Menschen one Zal tötete. So will ich Dir denn erzählen, lieber Alter, was Du zu wissen begerst.

Mit dem Königreich Preußen hat es sich wider Dein Vermuten doch noch so einigermassen gemacht. One Händel mit den lieben Nachbarn ist es freilich nicht immer abgegangen, besonders mit „denen Frantzosen“ haben wir uns einigemal herumgeschlagen müssen; aber das kam später. Ich kann Dir unmöglich die ganze Weltgeschichte der letzten hundertundfünfundsiebzig Jare hier im einzelnen erzählen und wenn Du Dir in Deiner gegenwärtigen Zurückgezogenheit zuweilen das Vergnügen gewärt hast, ein wenig spulen zu gehen, so hast Du wol schon ein Mereres von den bedeutenden Veränderungen bemerkt, die seitdem „in politicois“ vor sich gegangen sind. Deutschland hat jetzt einige Herrscher weniger und einige Gaue mer und ist wieder ein Reich geworden, wie es damals eines war, aber jetzt ein ganz anderes. Ein erlauchter Nachkomme jenes Friedrich I, der Euch mit seiner Krönung um Eure Ruhe brachte, trägt jetzt auch die deutsche Kaiserkrone, und Berlin ist unsere Reichshauptstadt. Von dieser sollte Dir seine Hochedelgeborene berichten, und wenn er es auch mit aller Ausführlichkeit getan haben mag, so unternehe ich es dennoch, Dir mit kurzen Strichen zu schildern, wie es heute aussieht.

Du könntest es jetzt von Deinem Kirchhof in wenigen Stunden erreichen, als Dein junger Kaufmannssohn dazu Tage gebrauchte, nämlich wenn Du mit der Eisenbahn fährst, eine neue Erfindung, die kaum vierzig Jare zält, sich aber im allgemeinen zu bewahren scheint. Die Straßen sind hier fast sämmtlich schon gepflastert oder doch für Reiter und Fuhrwerk gesperrt, um gepflastert zu werden. Sie sind auch mit Kolengaslicht erleuchtet und beim Vollmondschein, zumal im Winter, wenn Schnee liegt, ziemlich hell. Auch an Herbergen ist für gewöhnlich kein Mangel, und Du findest one Mühe Unterkommen, wenn nicht zufällig ein Sieges-einzig stattfindet, dessen sehenswertes Schauspiel so viel Fremde herbeiführt, daß es an Platz felt. Wohnungen stehen viele ler, aber die Mieten sind trotzdem teuer; die Wirte hängen Bettel an Thor und Thür, und im Keller sitzt der Cerberus oder Höllenhund, nact sich erklich und zeigt Dir die Wohnung und später die Bäne, wenn Dir jene nicht genem sein sollte. Die Häuser wachsen übrigens wie Pilze aus der Erde, und sobald sie unter Dach sind, kommt auch schon, aber vom außen nicht sichtbar, eine schöne, große Hypothek, zu deutsch Pfandverschreibung darauf, eine ser sinreichs Einrichtung, von der Du warscheinlich auch keine Ahnung hast, aber borge mir einige hunderttausend Taler, so will ich Dich das Ding schon leren. Es war in letzter Zeit viel von Wohnungsnot die Rede, da traten die Volkäter der Menschheit zusammen, bildeten Anteißgesellschaften — schon wieder etwas Neues für Dich, alter Ur-Ahn, — und kauften so ongefär ein halbes Duzend Seviertmeilen in der schönen Umgebung Berlins, nach der sonst kein Han gekraht hätte, und zeichneten Pläne mit Gärten und Straßen, damit die Leute Platz zum wonen hätten. Die Anteißscheine liegen in eisernen Geldschränken, sicher vor Diebes-händen und Feuergefahr; ach! es stiel sie ja Niemand, und das Feuer kann ihnen auch nichts tun, denn die Geldschränke sind unverwundlich. Zum Beweise dessen unterwarf man jüngst einen solchen Schrant mehrere Stunden lang der heftigsten Feuerprobe; als man aber nach eitigen Tagen den Schrant öffnete, waren die darin eingeschlossenen Papiere trotz der Weißglühitze noch nicht um einen Grad Celsius im Kurse gestiegen, so vorzüglich war der Schrant gearbeitet. Auf den weiten Baugründen aber wont, mit wenigen Ausnahmen, noch Niemand, als die Pfandverschreibungen, denen man die Miete nicht kündigen kann, bis sie dies selber tun. Das liegt nun einzig und allein an den bis jetzt selenden Verkehrsmiteln; aber es geht auch seit einigen Jaren schon die Sage, man wolle mitten durch Berlin, vom Osten bis zum Westen, wo die letzten künftigen Häuser stehen, eine Eisenbahn bauen, die die Ansiedler des weitesten Umkreises in die Stadt hinein führen soll. Allein wer wird gleich alles glauben! es ist gewiß nichts weiter, als eine Erfindung „einiger tieffsinniger Köpfe“ unserer Tagespresse, die die Spalten ihrer Zeitungen füllen müssen, und wenn sie den Stoff dazu stelen sollten. Zeitungen, jag' ich Dir, Alter, gibt es in Berlin von so erstaunlicher Menge, daß Einem die Mal schwer wird, welcher man glauben soll. Redacteurs heißen die Leute, die sie schreiben, Publizisten, Journalisten, Feuilleto-

nissen, Rezensenten, Reporter, aber deutsche Ausdrücke gibt es für diese Art Menschen nicht. Alles, was in der Welt geschieht oder beinahe geschehen wäre oder doch geschehen könnte oder auch nie und nimmer geschehen ist und geschehen wird, das wird alles in den Zeitungen gedruckt. Das Wichtigste sind die Fernschriften — ja so! von dem *Dratnez*, das über die Erdkugel gespannt ist, weißt Du wieder nichts, aber dabei kommt die Bernsteinkraft und die Anziehungskraft mit ins Spiel, und das ist zu gelernt für uns beide. Die folgen schwersten Fernschriften werden in der *Agence Havas* zu Paris angefertigt, dann türmen sich Wolken am staatlichen Sehkreis und Abgründe von Verrat und Gefahren anen, bis es ans Tageslicht kommt, daß kein Wort davon war.

Was unsere Nahrung betrifft, so hat die Scheidekunst oder Chemie so herrliche Fortschritte gemacht, daß man namentlich Flüssigkeiten herzustellen gelernt hat, die eine wahrhaft täuschende Menlichkeit mit Wein, Bier, Milch u. s. w. haben, one daß man etwas von denjenigen Stoffen dazuzutun genötigt wäre, die man in Deiner Zeit düsteren Uberglaubens als die eigentlichen Bestandteile jener Getränke vorauszusetzen irrthümlich gewont war. Du kannst Dir ganz nach Deinem Belieben jede Farbe des Bieres und jede Blume des Weines bestellen, es wird Dir auf das gewissenhafteste besorgt, und Deine Gäste, die Du damit bewirtest, sehen und riechen die Kunst und Mühe nicht einmal, die mit so schweren Unkosten darauf verwandt ist. Am andern Morgen aber gehe ihnen aus dem Wege und züme Deine Neugier, zu wissen, ob es ihnen „gut bekommen“ ist. Besonders die Bierbrauerei hat sich in Berlin eine hohe Stufe der Entwicklung erobert. In zierlichen weißen Glasfläschchen, die Du mit einem gewöhnlichen Stöpselzieher nie öffnen könntest, so klein und abgelagert auch die Korke zu sein pflegen, wird das Bier verzapft und uns von ausgezeichneten, will sagen „distinguirten“ Kollatschern ins Haus gebracht, und so stark ist der Beger danach, daß nur die allergrößte Geschwindigkeit, ein Galopp der Pferde *ventre à terre*, wie die Franzosen sagen, dieses Bedürfnis befriedigen kann. Nur die Feuerwerke darf beinahe ebenso schnell fahren wie die Brauereiwagen, so brennenden Durst gilt es zu löschen. Aber unter uns gesagt, Alter, — sei Du froh, daß Du das Berliner Bier nicht mer zu trinken brauchst! Da bist Du schön heraus, ich sage Dir, die Scheidekunst hat es weit gebracht.

Um von dem Leiblichen auf das Geistige zu kommen, kann ich Dich versichern, daß Künste und Wissenschaften bei uns in höchster Blüte stehen und in so bedeutender Ausdehnung, daß es uns schon lange an Raum für sie felt. Aber gib mal Acht! ehe Du Dich verliest, stehen großartige Prachtgebäude für eine neue Kunstschule, eine neue Bücherei statt der alten, in der jetzt tausend und aber tausend vernagelte Kisten voll Bücher stehen, eine neue Hochschule für die gelehrten faren den Schüler, ein Gemälde-Ausstellungsgebäude u. m. d. fix und fertig da, wenn wir nur erst den Platz dafür gefunden hätten, Geld haben wir ja in Ueberfluß. Unsere Schaubühne steht auf ganz anderer Stufe, als die Curige; der Hanswurff erscheint nicht mer auf den Brettern, denn die Karoline Neuberger, die Du möglicherweise selber noch gekannt hast, hat ihn mit Haut und Haren verbrannt. Die Schauspieler sind nicht mer die Ausgestoßenen, sondern die Schöpfkinder der Gesellschaft, denn sie sind Künstler vom Wirbel bis zur Sohle, und willst Du unsere heutige Sprache kennen lernen, so kaufe Dir von einem freundlichen Händler, den Du in der Nähe vom Standbilde Schiller's finden wirst, mit wenigen Talern Aufgeld einen Sitz im Schauspielhause, da siehst Du die Wahrheit und den schönen Schein und kannst Tränen vergießen, entweder vor weinen oder vor lachen. Musik wird dann und wann auch in Berlin gemacht, aber Konzerte, sogenannte Konzerte gibt es selten mer, als einige Duzend an jedem Abend.

Ueber dem Ganzen schaltet und waltet unser wolable Rat, den wir jetzt Magistrat nennen; der Ratschreiber heißt Magistratssekretair oder auch Syndikus, was aber nicht mit Sünde zusammenhängt. Die Gegnerschaft des Rats heißen Stadtverordnete; das sind die Väter und Mütter der Stadt, deren Weisheit wir andern uns bewundern und in Demut beugen, und mit Hingebung und Entfagung zahlen wir die Steuern, zu deren namentlicher Aufführung es mir hier am nötigen Raum gebricht. Aus demselben Grunde kann ich Dir von unseren zallosen Sehenswürdigkeiten auch nur einzelne flüchtig bezeichnen. Da haben wir die Börse, in der alle möglichen und unmöglichen Geschäfte abgeredet und abgeprägt werden; wir haben große Sammlungen von Kunstschätzen, ferner den prächtigen Tempel der Juden, von denen sich einige Sippen hierorts Geschäfte halber aufhalten. Wir haben den Müllendam mit den groß-

artigen Kleiderlagern, wir haben die schöne blaue Spree, auf der der Kan mit Kesseln, Dorf oder Mauersteinen schwimmt, mit dem lieblichen Nebenflüßchen die Spante. Wir haben den Hausfrauenverein und den Pappa Wrangel, eine Schutzmannschaft zu Fuß und zu Pferde und Droschken, mit den feurigsten, unändigten Koffen bespannt. Dann haben wir den Tiergarten, den Zummelplatz der Nachtwandler, und noch einen andern Tiergarten, den zoologischen genannt, eine ware Arche Noäh, wo alles, was da kreucht und fliegt, gehgt und gepflegt wird. Für das, was schwimmt, haben wir eine Wasseranstalt, genannt Aquarium, aber eine Heilanstalt ist es nicht, denn sie dient, ebenso wie der Tiergarten, in erster Reihe der Wissenschaft und in zweiter dem Vergnügen der Einwohner. Man stellt hier alljährlich Untersuchungen über die Lebensdauer der Chimpanze an, und die dummen (Chimpanzen nämlich) werden nicht alle, es läßt sich immer wieder einer einfangen.

D ich könnte Dir noch eine Masse Wertwürdigkeiten unseres schönen Berlin aufzählen, doch ich bin genötigt, zum Schluß zu eilen. Wenn Du Dir das Alles einmal selber ansehen willst, so komm her, aber bitte! nicht unangemeldet um Mitternacht in fragwürdiger Gestalt. Diesen Brief übergebe ich auch nicht der Reichspost, nicht daß die Beförderung eine langsame oder unsichere wäre, sondern weil die Post die genaue Wohnungsangabe des Adressaten verlangt, die von Dir zu geben ich augenblicklich nicht im Stande bin. Dir das Wort „Adressat“ zu verdeutlichen, mühe ich mich nicht ab, denn das kann nicht einmal unser Reichspostmeister, der doch in der Kunst des Ueberzeugens nicht seines gleichen hat. Ihn habe ich auch im Verdacht, daß er uns die Beratung von Schriftgelehrten eingerückt hat, die jüngst über einer neuen Rechtschreibung gebrütet haben. Was dabei herausgekommen ist, weiß man noch nicht recht, aber wenn Dir meine Schreibweise gegen die Deinige fremd, wunderbarlich, ja falsch vorkommt, so kann ich nichts dafür und will nicht mit Dir darüber streiten, doch bedenke: der Ueberlebende hat Recht, Großvater!

Ruhe Du in Frieden! Deiner gedenkt in ERFUR

Dein

treu ergebener Ur-Ur-Enkel
Julius Wolff.

Notizen.

Die auswärtigen Angelegenheiten sind für Parlament und Presse in Deutschland ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, sollen es wenigstens sein. Wir haben genug mit unseren eigenen Sorgen und Streitigkeiten zu thun: was kümmert uns das Ausland! Ein Berliner liberales Blatt hatte einmal eine Interpellation im Reichstage wegen des Orients angeregt, aber es wurde nichts daraus. Nur Herr Windthorst wollte vor Kurzem, neugierig wie er ist, auf den Busch klopfen, erhielt indessen unter allgemeiner Heiterkeit des Hauses einen abweisenden Bescheid und ließ es dabei bewenden. Auch konnte die Erfahrung, welche sein Colleague Förg bei einer früheren Gelegenheit mit solchen heißen Dingen gemacht hatte, das Centrum zu einem wiederholten Vorgehen nicht sonderlich ermutigen. Die orientalische Krisis obendrein, wo wir nur indirect interessiert sind und wirklich kaum etwas anderes thun können, als Rußland und Oesterreich bei guter Laune und im Frieden unter einander zu erhalten, war für eine öffentliche Verhandlung im deutschen Parlament, wenigstens in dem gegenwärtigen Stadium, schlecht geeignet. In der Presse allerdings läßt sich der Orient und was damit zusammenhängt bei dem besten Willen nicht gänzlich umgehen. Der Philister will beim Frühstück wissen, was da unten vorgeht und ob die Russen noch nicht in Constantinopel sind. Auch ließen sich der orientalischen Frage mancherlei heitere Seiten abgewinnen, wenn unsere Blätter sie mit der geeigneten Unbefangenheit behandeln wollten. Da war beispielsweise die Andraffy'sche Note, die von den Wiener Officiösen hartnäckig als ein Geheimniß behandelt wurde, während alle Welt die wichtigsten Punkte derselben seit geraumer Zeit recht gut kannte. Das wirkliche Geheimniß war, warum sie ein Geheimniß sein sollte. Vielleicht wurde sie auch nur durch die Länge des Textes vor einer rascheren Publication geschützt. Unter diesem Gesichtspunkte wird das Vorkommniß für künftige Fälle vielleicht von

Nutzen sein. Wenn ein Minister ein Actenstück aus irgend einem immerhin unerfindlichen Grunde so zu sagen geheim halten will, braucht er nur, was sich in Hundert Zeilen sagen läßt, in ähnlicher Weise so weitschweifig wie möglich zu fassen, und es wird sich kein Copist so leicht daran wagen. Als die Note endlich das Tageslicht erblickte, bekamen die deutschen Zeitungen, die stets durch knappen Raum beängstigt sind, einen heillosen Schreck. Aber es ließ sich doch nicht ändern. Man konnte ein so wichtiges Document, das in der Entwicklung der orientalischen Crisis eine wenn auch nur vorübergehende Bedeutung in Anspruch nehmen wird, nicht unterdrücken, und es wurde daher, wenn auch mit schwerem Seufzen und Stöhnen, in den Satz geschickt. Als aber die Wiener Zeitung in dem Dpus einige Druckfehler nachwies und ganz ernstlich zu verlangen schien, daß die Blätter den an den betreffenden Stellen corrigirten Text nochmals wiedergeben sollten, erfolgte ein allgemeiner stillschweigender Protest. Die Redactionen meinten sammt und sonders, man solle des grausamen Spiels genug sein lassen und vertribsteten den Grafen Andrassy auf ein anderesmal. Ein absonderlicher Punkt der Decemernote ist übrigens der Aufmerksamkeit meist entgangen. Wenn nämlich die directen Steuern den aufständischen Provinzen zu Gute kommen und nur die indirecten nach Constantinopel gehen sollen, so wäre die türkische Regierung großentheils auf den Ertrag der bosnisch-herzegowinischen Getränkesteuer angewiesen. Die bisherigen Insurgenten müßten also den Sultan aus seinen finanziellen Verlegenheiten gleichsam löstrinken, was doch schon wegen der bekannten Verbote des Korans seine Schwierigkeiten hätte. Die Verwicklung im Osten Europas wird aber auch sonst noch manchen interessanten Zwischenfall herbeiführen. Die politischen Intriquen in Wien und Petersburg arbeiten selten gegeneinander. In Oesterreich passen Slaven und Militärpartei dem leitenden Minister auf den Dienst, müßten ihn zu verhänglichen Schritten hinreißen und ihn dann bei erster Gelegenheit zum Fall bringen. Die Schachzüge von beiden Seiten sind für den aufmerksamen Beobachter in den öffentlichen Organen deutlich erkennbar. Soll doch sogar das Wiener Presbureau, zum Theil wenigstens, wie früher öfters für den Grafen Deust, so neuerdings für Andrassy's Gegner hinter den Coullissen agitiren. Am Ende wird auch der österreichische Premier sich gezwungen sehen, den ihm von den Ufern der Spree gegebenen Beispiel zu folgen und die Officiösen wenigstens offensibel und vorläufig abzulehnen, wenn auch in Berlin ähnliche Beispiele mangelnder Disciplin, wie solche an der Donau an der Tagesordnung sein sollen, nicht leicht vorgekommen waren. In Petersburg andererseits geht es womöglich noch toller zu. Da herrscht freilich strenge Censur, aber es gibt einflußreiche, actionslustige Parteien, die dem Fürsten Gortschakoff viel Sorge machen, in Montenegro den Aufstand unterstützen und für die Türkei allerlei schlimme Dinge im Schilde führen. Jetzt wird wohl ein Scheinfrieden für eine gewisse Zeit hergestellt werden. Was das Weitere angeht, so kann der deutsche Politiker nur dem Himmel jeden Morgen danken, daß er für die Erhaltung des türkischen Reiches sich graue Haare wachsen zu lassen keine dringende Veranlassung hat.

* * *

Görners fünfzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum wurde am 18. Februar im Woltersdorff-Theater, das sich unter der geschickten Leitung des intelligenten Directors und vortrefflichen Komikers Emil Thomas in kurzer Zeit sehr gehoben hat, auf das Herzlichste begangen. Zwei der vorzüglichsten und bestbezahltesten Mitglieder unseres Hoftheaters, Frau Fried-Blumauer und Herr Oberländer, die unvergleichliche Soubrette Josephine Galmeyer und Emil Thomas wirkten, außer dem Jubilar, der zu diesem feierlichen Anlaß von Hamburg herübergekommen war, in der vollkommen gelungenen Festvorstellung mit. Das Publicum war in der angeregtesten Stimmung und begleitete das muntere Spiel auf der Bühne mit ununterbrochener Heiterkeit und stürmischen Beifall. Daß der Jubilar, der seit langen Jahren in seiner Heimat nicht aufgetreten ist, als Schauspieler und als dramatischer Dichter den Mittelpunkt aller Ovationen bildete, versteht sich von selbst. Seine beiden Lustspiele „Sperling und Sperber“ und „Eine kleine Erzählung ohne Namen“ wurden auf das Wärmste aufgenommen, und als Görner auf der Bühne erschien, wurde er durch minutenlangen Beifall begrüßt, während ihm aus den Logen Vorbeerkränze zugeworfen wurden. Nach

dem Schluß der Vorstellung mußte der Jubilar so und so oft auf der Bühne erscheinen. Der Director hatte ihm zuguterleht noch eine Ueberschuldung aufgespart. Die sämtlichen Mitglieder des Woltersdorff-Theaters sammelten sich um den Gefeierten, an ihrer Spitze Fräulein Josephine Galmeyer, auf einem Atlasstischen einen goldenen Vorbeerkranz tragend. Thomas hielt eine Ansprache an Görner, in der er dessen große Verdienste um die deutsche Bühne mit warmen Worten hervorhob, und der alte Görner, dessen Kräfte durch die Aufregung des Abends und namentlich durch diese Huldigung zum Schluß nahezu erschöpft waren, sprach, von Rührung fast übermannt, in schlichten Worten seinen tiefen Dank aus. Das Haus war natürlich bis auf das letzte Winkelchen besetzt.

* * *

„L'étrangère“ von Dumas dem Jüngeren und die Pariser Kritik. Es ist zu bewundern, wie gut die deutschen Blätter von Paris aus bedient werden — kaum war das neue Stück von Dumas in Paris aufgeführt, stand auch schon bei uns in jeder Zeitung zu lesen, das Werk habe einen durchschlagenden Erfolg gehabt, vom dem sonderbarer Weise die Pariser Journale in ihren Nummern vom 15. und 16. Febr. sehr wenig wissen. Sogar der „Figaro“, der seiner Zeit den Bericht über die Leseprobe des Stückes gebracht hat und dabei dem Publicum eine so fein gezeichnete Beschreibung von Msr. Dumas als enrhümé geboten hat, wird bei der Beurtheilung nicht warm, findet das Stück des Autors nicht ganz würdig und stellt fest, daß sich das Publikum ein wenig gelangweilt habe (une nuance d'ennui).

Biemlich energisch urtheilt „Le Soir“. Selten sei mehr Geist und Kraft zwecklos (en pure perte) verschwendet worden, das Stück erzeuge kein Interesse, sei unmoralisch und bestimmend. L'Événement erkennt an die Feinheit der Details, den geistvollen Dialog, dessen Wendungen oft die Kürze und die Schürfe haben, die das Sprichwort verlangt, aber findet andererseits das Stück sei Resultat einer wirren und verwirrenden Phantasie, auf eine höchst eigenthümliche oder vielmehr nur scheinbare Moral aufgebaut; als Erstlingswerk eines unbekanntes Autors wäre es abgelehnt worden und nur der vorzüglichen Ausführung habe es den fraglichen Erfolg zu danken. — Le Français stellt gleich am Beginn seiner Kritik fest, daß die Erwartungen getäuscht worden seien und endet mit den Worten: „Das Debut des Herrn Alexander Dumas Sohn auf der Bühne der Comédie française gehörte nicht zu den glücklichsten.“

Aber gleichviel, Deutschlands Theaterunternehmer werden sich um dieses „Mädchen aus der Fremde“ schlagen, denn sie ist ein französisches Werk. Einer hat bereits das Glück, das Stück erworben zu haben, nachdem er, ohne daß ihm gestattet worden war, das Stück zu prüfen, 10000 Francs gezahlt hatte. Es sollte einmal Gustav Freytag, Adolf Wilbrandt oder Gutzkow fordern, daß ein Director eines ihrer Stücke sogleich acceptire — um von den 10000 Francs zu schweigen — ohne es gelesen zu haben, ein bedauerndes Köhnelzucken wäre die Antwort. Aber Dumas Sohn, der Schöpfer der Cameliendame, der Franzose, er darf es fordern und er hat Recht, wenn er es thut, und er hätte Recht, wenn er den deutschen Directoren noch unverschämter entgegengetreten würde — denn wir sind ein gesundes Volk und können etwas aushalten.

— b —

Inserate.

Verlag von
Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

Der Kurfürst.

Drama in drei Aufzügen
von
Hans Herrig.
2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von
Wolfg. Müller v. Königswinter.
Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geb. 4 M., geb. 5 M.

1. Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch.
2. Rheinfahrt. Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. Lorelei. Rheinisches Sagenbuch.
4. Im Ritteraal. Rheinische Historien.
5. Rheinisches Märchenbuch.
6. Rheinische Idyllen.

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheiteren, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unvergleichlichen Quell der anmüthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Im Verlag der Unterzeichneten sind jedoch erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pisaner.

Trauerspiel in fünf Akten
von
Adolf Friedrich von Schack.
Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe. 2 M.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M.

In München auf dem K. Hoftheater bereits unter großem Beifall aufgeführt, werden die „Pisaner“ nunmehr auch an andern Theatern zur Aufführung vorbereitet und dürfte somit diese Ausgabe derselben eine willkommene Erscheinung sein.

Der Bau des Dramas ist ein bühnengerechter, die Sprache bei großer Eleganz wuchtig und leidenschaftlich.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Carl Duncker's Verlag in Berlin, Französische Strasse 20a erschienen:

Psychologische Beobachtungen.

Aus dem Nachlass von **.

L'homme est l'animal méchant par excellence.

Eleg. broschirt. Preis 2 M.

Inhalt: Ueber Bücher und Schriftsteller; Ueber die menschlichen Handlungen und ihre Motive; Ueber Weiber, Liebe und Ehe; Vermischte Gedanken; Ueber religiöse Dinge; Ueber Glück und Unglück; Versuch über die Eitelkeit.

Neue Monatshefte

FÜR DICHTKUNST & KRITIK

Neue Monatshefte

Herausgeber: Oscar Blumenthal.

Die „Neuen Monatshefte“, die bereits ihren dritten Band beginnen, sind ein Unterhaltungsblatt für die gebildeten Stände und bringen:

- 1) Novellen von hervorragenden Autoren.
- 2) Lustspiele aus den Novitäten der Theatersaison.
- 3) Essays über Literatur und Kunst.
- 4) Streifzüge in's gesellschaftliche Leben.
- 5) Kritische Uebersichten und Rundblicke.
- 6) Satyrische Plaudereien.

Das Januar-Heft enthält:
Der Ordnungsfanatiker. Novelle v. Scherr.
Sprüche. Von Emanuel Geibel.
Die reiche Erbin. Lustspiel v. Bauernfeld.
Das Haar im Buche. Von Hans Hopfen.
Der Stoffkreis des modernen französischen Dramas. Von Joseph Bayer.
Leopold Kompert. Von Hieronymus Lorm.
Paul Lindau's Tante Therese. Von Heller.
Pariser Theaterbriefe. Von G. Ritter.
Die Kunst Theaterkritiken zu lesen. Von S. Haber.
Kritische Rundblicke.
Miscellen.

Preis pro Quartal 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Demnächst erscheint im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

Historischer

Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.
3 Bände. 8.

Band 1, Preis 5 M. 40 A., wurde am 9. Februar ausgegeben. Band 2 und 3 sind unter der Presse.

Felix Dahn, der als Dichter zunächst durch lebenswichtige Lieder und stimmungsvolle Balladen bekannt wurde, dann in kurzer Frist seinen drei vaterländischen Dramen Roderich, Kuedeger, Deutsche Treue die deutsche Bühne eroberte, bietet gegenwärtig — eine Frucht 16jähriger Arbeit — einen historischen Roman aus der Zeit der Verdringung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich. Als gelehrter Forscher und Verfasser grundlegender Werke über die Culturansätze des Germanenthums auf diesem historischen Gebiete heimisch, hat er für seine poetische Darstellung das Poetische germanischer Alterthümer und das Culturleben der römisch-byzantinischen Zeit farbenprächtig verwerthet, so daß neben spannender Unterhaltung reicher Bildungsstoff gewährt wird.

Vor Kurzem erschien:

Ut mit

Jungspardies.

Drei Berteiln

von
Klaus Groth.

Ein Bd. 8. brosch. 2 M. 70 A.

sehr eleg. geb. 4 M.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von
F. C. C. Deudart in Leipzig.

Zur

Literatur- u. Kulturgeschichte.

Aufsätze und Vorträge

von

Dr. Theodor Paur.

33 1/2 Bogen. 8. Elegant gesetzt.

Preis: 8 M., geb. 9 M.

Soeben erschienen:

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. Josef Wiel, Herausgeber des „Diätetischen Kochbuches“. 2te Aufl. 4 Mark.

Der Verfasser, Besitzer einer Heilanstalt für Magenkranke in Zürich, ist eine kulinarische Autorität und seine den verschiedensten Krankheiten des Magens und der Verdauung angepassten Speiseregeln sind ebenso rationell als praktisch.

Verlag von Hans Feller in Carlsbad.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Reform des höheren Schulwesens. Von einem praktischen Schulmanne. — Gambetta in Marseille. Von Fritz Prussien. — Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntzschli. III. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. II. III. (Fortsetzung.) — Jack. Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet. Besprochen von Otto Franz Genjichen. — Das Costümfest der Münchener Künstler. Von Ch. Weber. — Aus der Hauptstadt: Im Sturme. Von Julius Wolff. — Notizen. — Inserate.

Zur Reform des höheren Schulwesens.

Unter den Entwürfen zur Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen, die sich seit fast zwei Menschenaltern unaufhörlich folgen, nehmen die Beschlüsse der sogenannten Landeserschulconferenz, die im Jahre 1849 von dem Minister v. Ladenberg berufen wurde, eine hervorragende Stelle ein. Wenn wir nun heute sehen, wie das öffentliche Leben unseres Volkes wesentlich dadurch erstarkt ist, daß die politischen Ideale jener Zeit, wenn auch in anderer Form als man erwartete, verwirklicht wurden, so liegt es nahe zu fragen, ob es nicht auch auf dem Gebiete des Schulwesens von Vortheil sein würde, auf die Ideen jener Zeit zurückzugreifen. Was jene zahlreiche Versammlung der tüchtigsten Schulmänner unter den Auspicien der höchsten Unterrichtsbehörde beschloß, kann nicht so verkehrt sein, daß man selbst ihre einstimmigen Beschlüsse bei der bevorstehenden Codificirung des Schulwesens ruhig in den Acten schlummern lassen dürfte. Wir wollen daher aus ihren Verhandlungen das Wichtigste von dem kurz reproduciren, was sich heut als die brennendste Frage des höheren Schulwesens darstellt, die nach dem Verhältniß des Gymnasiums und der Realschule zu einander und nach den Lehrplänen beider.

Vorausgeschickt sei, daß die Versammlung, unter dem Vorsitz Kortüms, aus 31 Directoren, Rectoren und Oberlehrern bestand, die aus freier Wahl des Lehrerstandes hervorgegangen waren; Alles Namen vom besten Klange, z. B. Herzberg, Scheibert, Seyffert, Müggell, Aech, Kalisch, Eckstein u. a. Zwanzig von ihnen waren Gymnasialdirectoren und Lehrer, elf aus Realschulen mit und ohne Latein. Man kann sagen, daß alle Richtungen der Schule nach billigem Verhältniß vertreten waren.

Der vom Ministerium vorgelegte Entwurf eines Unterrichtsgesetzes theilte die höheren Schulen in drei Abtheilungen: Untergymnasien, Obergymnasien und Realgymnasien zu je drei Classen. Das Untergymnasium sollte die gemeinschaftliche Vorstufe für Obergymnasien und Realgymnasien und sein Cursus so eingerichtet sein, daß er für die, welche von ihm aus in das bürgerliche Leben eintreten wollten, einen für sich bestehenden Cursus, den anderen eine gleichmäßige Vorbereitung für beide höheren Abtheilungen gewährte. Jede Abtheilung sollte für sich allein oder auch die untere in Verbindung mit einer höheren bestehen können.

Ueber den Hauptpunkt in dieser Vorlage, die Festhaltung einer gemeinschaftlichen Vorbildung für alle, die sich eine höhere Bildung aneignen wollten, gab einer der Ministerialcommissare,

die Kortüm zur Seite standen, folgende Erklärung: „Für die Gymnasien komme es darauf an, ob sie Griechisch erst mit Tertia beginnen und für Latein mit 6 Stunden in den untern Classen sich begnügen können, für die Realschulen, ob sie 6 Stunden dem Latein einzuräumen im Stande seien.“ Soviel hatte nämlich der Entwurf für das Untergymnasium in jeder Classe angelegt. „Das Ministerium habe auf diese Einheit des Unterbaues großen Werth gelegt, auch im Interesse der Eltern, damit der Uebergang der Kinder aus einer Richtung in die andere erleichtert werde. Die Uebereinstimmung des Lektionsplans sei dann nöthig. Die Verlegung des Griechischen nach Tertia haben viele Schulen in ihren Eingaben verlangt; der Unterricht in dieser Sprache habe auch früher oft nur drei, höchstens vier Jahre umfaßt, und es sei doch nicht Unbedeutendes geleistet; es bleiben für denselben immer noch fünf Jahre, in denen bei der vorausgehenden allgemeinen grammatischen Vorbildung ein schnelleres Fortschreiten möglich werde.“ Der Entwurf setzte nämlich, da die Aufnahme in das Untergymnasium erst mit dem vollendeten zehnten (jetzt mit dem neunten) Lebensjahre angenommen war, einen einjährigen Cursus der Tertia an (jetzt zweijährig). „Die Beendigung des elementaren lateinischen Unterrichts in drei Classen mit sechs Stunden könnte eher Bedenken erregen. Aber wir dürfen,“ hob der Commissar hervor, „dies bei dem höheren Zwecke der Gleichstellung beider Anstalten nicht so sehr hervortreten lassen. Das Ministerium wolle die Interessen der humanistischen Bildung wahren, müsse aber auch an die Realschulen die Forderung stellen, dem Latein, gleichviel aus welchen Motiven in ihren drei untern Classen Raum zu gestatten. An dieser Forderung werde das Ministerium principiell festhalten.“ „Die Majorität,“ erwiderte Scheibert, „stehe ganz auf dem Standpunkte des Ministeriums. Die höhere Bildung schon in frühesten Jugend auseinanderzureißen, sei verderblich für den Knaben, der zu früh der Gesamtheit der Schule sich abzuschließen anfängt und in die rauhe Wirklichkeit gedrängt wird, für eine Stadt, weil zu früh eine Trennung der äußeren Verhältnisse eintritt, selbst für ein und dasselbe Haus; es ist nicht förderlich für die Gesamtbildung des Volkes, die durch frühe Scheidung der Stände einen wesentlichen Stoß erleidet; selbst die Rücksicht auf die kleineren Schulen, auf den Privatunterricht durch Hauslehrer nöthige, die Schulen so lange als möglich einen Weg gehen zu lassen. Auch den Wendepunkt, der im 13ten oder 14ten Lebensjahre eintrete, dürfe die Schule nicht übersehen. Die neue Einrichtung sei endlich gefahrlos, denn das Griechische sei wirklich von Vielen erst später ohne Nachtheil begonnen.“

Auch andere Redner begrüßten die Ministerialvorlage als einen großen Fortschritt. Gegen die Bedenken der Minorität, welche die Vereinigung der Unterclassen im Unterghymnasium verwarf, machte einer der bedeutendsten Philologen, Prof. Seyffert, geltend: „Die Vorlage sei das einzig Praktische; bisher seien in Quarta zwei neue Gegenstände hinzugekommen, Griechisch und Mathematik; der Knabe habe keine Ruhe gefunden und sei bald Abspannung eingetreten. Griechisch von Tertia zu beginnen, sei hinreichend.“

Bei der Schlussabstimmung über die einzelnen Unterrichtsgegenstände des Unterghymnasiums stimmen für Deutsch und Lateinisch alle. Französisch wird (von Quinta an) mit 26 gegen 5 Stimmen angenommen und mit derselben Majorität der ganze § 3 über das Unterghymnasium in folgender Fassung:

„Die drei Unterclassen (des Unterghymnasium) bereiten ihre Zöglinge sowohl der einen als der andern Art vor und bilden für diejenigen Zöglinge, welche aus dieser Abtheilung unmittelbar ins bürgerliche Leben übergehen, einen für sich bestehenden Cursus. (Folgt die Aufzählung der Unterrichtsgegenstände, unter denen sich das Griechische nicht befindet.) Der Cursus jeder Classe ist einjährig.“

Aus dem § 4, der das Oberghymnasium betrifft, weicht nur die Bestimmung von der jetzt gültigen ab, welche festsetzt, daß der Tertianercursus nur ein Jahr dauern solle. Der einjährige Cursus wurde nothwendig, nachdem man in § 2 das vollendete zehnte Lebensjahr als Aufnahmeterrin für Sexta angenommen hatte, da sonst das Durchschnittsalter der Abiturienten zu groß geworden wäre. Es gab aber deswegen einen harten Kampf, da die Vertheidiger des Griechischen — das schon aus der Quarta gestrichen war — mit Recht nicht noch ein Jahr verlieren wollten.

Den Hauptstreitpunkt bei der Discussion über die Realghymnasien (d. h. Tertia, Secunda und Prima der jetzigen Realschulen) bildete die Stellung des Latein in ihrem Lehrplan. Nachdem alle Stimmen das Latein in den Unterghymnasien für obligatorisch erklärt hatten, erschien es vielen für selbstverständlich, daß auch im Realghymnasium dasselbe mit einigen Stunden wöchentlich beibehalten werde. Trotz der heftigen Vertheidigung des obligatorischen Lateins durch Scheibert, Metke, Jacobi, Herzberg, Kallisch siegten diejenigen, welche es nur für einen facultativen Unterricht erklären wollten, mit 19 gegen 12 Stimmen. Indessen wurde den Schulen frei gegeben, es entweder als obligatorischen Unterrichtsgegenstand für alle, oder als facultativen Unterrichtsgegenstand für diejenigen, die es fortzusetzen wünschen, in ihrem Lehrplan aufzunehmen. Dadurch war die Regierungsvorlage in einem wesentlichen Punkte abgeändert. Im Grunde war damit die Spaltung der Realghymnasien in lateinische oder lateinlose sanctionirt, und da die, welche das Latein ausschlossen, auf die Inscription ihrer Abiturienten bei der Universität verzichten mußten, so war es schon damals kaum zweifelhaft, daß die Mehrzahl der Realghymnasien das Latein in ihren Lehrplan aufnehmen würden.

Da das Unterrichtsgesetz nun nicht zu Stande kam, so wurden alle diese Beschlüsse in den Acten begraben. Gleichwohl konnte eine Umgestaltung des höheren Schulwesens, soweit solche auf dem Wege der Verordnung zu ermöglichen war, nicht vermieden werden. So erschien denn 1856 eine Verfügung über die Ghymnasien und 1859 die Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Realschulen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß auf diese Verordnungen die Beschlüsse von 1849 einigen Einfluß geübt haben, der Haupt- und Angelpunkt derselben aber, die gemeinschaftliche Vorbildung für Ghymnasien und Realschüler, war fallen gelassen. So wurde zwar einerseits z. B. das Französische in die Quinta des Ghymnasiums eingeführt, der Lehrplan der Unterclassen der Realschulen aber so verschieden von dem der Ghymnasien gestaltet, daß nicht einmal mehr in Quinta von einem gleichartigen Unterricht die Rede sein konnte, geschweige denn in Quarta, wie die Landeschulconferenz einstimmig be-

schlossen hatte! Wir glauben, daß, wenn das Princip der gemeinschaftlichen Vorbildung von dem jetzt zurückgetretenen Leiter des höheren Schulwesens festgehalten wäre, Ghymnasium und Realschule sich heut nicht so feindlich gegenüber ständen, und dem hochverehrten Manne unendlicher Verdruß erspart geblieben wäre. Eins konnte ja dabei fallen — der absolute Zwang, den man 1849 im Schilde führte, in Betreff des Lateins in den drei Unterclassen. Möchte man die Existenz der lateinlosen Realschulen zugetehen, ohne jenen Zusatz: „zweiter Ordnung“, der so viel böses Blut gemacht hat. Es war durch die Verhältnisse vollkommen dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. So hätte man die Beschlüsse der Landeschulconferenz — man beachte wohl: der vom Lehrstande selbst als Ausdruck seiner Wünsche gewählten Vertreter, und zwar die einstimmigen Beschlüsse dieser Versammlung — in ihrem Hauptpunkt thatächlich festgehalten und der Inconsequenz, die in ihren Beschlüssen in Betreff des Latein liegt, die Spitze abgebrochen, ohne doch den Realschulen ohne Latein mehr Bedeutung zuzugestehen als sie — fast ohne nennenswerthe staatliche Berechtigungen — sich selbst erobern mochten. Heute steht man nur deswegen rathlos vor der Realschulfrage, weil man den historischen Boden ihrer Entwicklung durchaus verlassen will. Seit einem halben Jahrhundert wird in den meisten Realschulen neben den beiden neueren Sprachen Latein gelehrt, gerade wie man im Ghymnasium neben den alten eine der neueren nicht gänzlich zurückweisen kann. Wenn man nun einer Theorie zu Liebe die Realschulen von dieser vorgeblichen Bürde befreien will, widerspricht man dem bisherigen Gange ihrer Entwicklung. Man glaubte schon so weit zu sein, einen Strich durch die Realschulen erster Ordnung machen zu können, als die Verwaltungsbehörden, die Armee, die Marine, die Techniker einstimmig erklärten, Abiturienten lateinloser Realschulen nähmen sie nicht als Aspiranten auf! Auf der Octoberconferenz von 1873 war allseitig zugestanden, daß die Existenz von Realschulen nothwendig sei. Nun sollte man also doch die lateinischen Realschulen behalten? Nein, lieber greift man zu einem andern Einwand, blendend für den selbstbewußten Philister, richtig in seinem innersten Kern, dem Einwande, Realschulen müßten schon sein, aber sie sollten gar keine Beamten bilden! Als ob Beamte eine ganz andere Art Menschen wären, und in den Forderungen des Staates an die Männer, die er im öffentlichen Dienst brauchen kann, nicht die Summe der Kenntnisse enthalten wäre, die überhaupt von dem höher Gebildeten gefordert wird! Warum sollen denn diejenigen Jünglinge, die sich technisch auszubilden bestrebt sind, ohne in den Staatsdienst treten zu wollen, durchaus eine anders geartete Schulbildung erwerben, als die, welche dem Staate dienen wollen? Man sieht durchaus keinen andern Grund, als den Wunsch, die Realschulen verschwinden zu lassen, indem man aus ihrem Lehrplane die Sprache streicht, deren Kenntniß für den Eintritt in Staatsämter nothwendig ist. Die Forderung, Realschulen sollten keine Vorbildung für Staatsbeamte geben, widerspricht sowohl der Vergangenheit wie der Zukunft. Wo ist denn heute die Grenze zwischen Bürger und Beamten? Wo wird sie in 50 Jahren sein? Eine Grenzsperrre zwischen ihnen etabliren zu wollen, ist nicht allein unpolitisch, es ist unmöglich.

Eine Reihe einfacher Sätze fasse die nothwendigen Schlussfolgerungen zusammen. Es ist allgemein zugegeben, daß Realschulen nicht entbehrt werden können, — wie viele, ist eine andere Frage, die gar nichts zur Sache thut. Eine solche Schulgestaltung, die nur auf Nichtbeamte berechnet ist, ist ein Unding. Die Nothwendigkeit des Latein für alle, selbst die rein technischen Staatscarriieren, ist von den Behörden anerkannt. Die Realschulen müssen Latein in ihren Lehrplan aufnehmen.

Wenn dies aber so ist, so greife man doch zu den Principien von 1849 zurück und richte den Unterbau von Ghymnasium und Realschule, oder besser Realghymnasium, gleichförmig her. Das wäre ein wahrhaft organisatorischer Gedanke und die Grundlage zu einer Verständigung, von der wir uns jetzt immer weiter entfernen.

Damit ist nicht gesagt, man solle mit dem fruchtbaren Gedanken gemeinschaftlicher Vorbildung auch alle Einzelheiten der damals vorgebrachten Lehrpläne annehmen. Wer sie heute ansieht, wundert sich über einzelne Ansätze; wie z. B. 6 Stunden Deutsch für Sexta, da man wohl allgemein von der entsprechenden Wirksamkeit eines so massenhaften deutschen Unterrichts zurückgekommen ist. Man hätte sich 1849 vielleicht auf 8 Stunden Latein für die Classen Sexta, Quinta, Quarta einigen können, und damit der Ausführung des Planes bedeutend die Wege geebnet. Ebenso wäre nach unserer Ansicht die Aufnahme in die Sexta mit vollendetem neunten Jahre, sowie eine zweijährige Tertia für Gymnasium und Realgymnasium nothwendig. Die Verschiebung des Griechischen von Quarta nach Tertia würde, wie wir überzeugt sind, viel mehr Freunde finden, als man denkt. Die einfache Ueberlegung, wie wohlthätig ein gemeinsamer Unterbau auf das ganze höhere Schulwesen einwirken würde, daß dieser Unterbau füglich nicht weniger als drei Classen und drei Jahre bei einem im Ganzen neunjährigen Schulcurfus umfassen könnte, und endlich eine Erwägung der natürlichen Folge der Unterrichtsgegenstände müßte doch einleuchten! Zuerst die Gegenstände, die jeder Schüler lernen muß: in Sexta Latein, in Quinta Französisch, in Quarta Mathematik. Von da an in Gymnasialtertia Griechisch, in Realtertia Englisch, in beiden Secundenden, wenn auch in verschiedenem Maße, Physik und Chemie. Jetzt tritt in Gymnasialquarta mit einjährigem Curfus Griechisch und Mathematik, das Schwerste alles zu Erlernenden, zugleich ein, während die zweijährige Tertia leer ausgeht. Die jetzt beabsichtigte Verlegung der französischen Elemente von Gymnasialquinta nach Tertia würde die Spaltung der Schulcurse erweitern, statt verengen!

Auch darin wollen wir den Beschlüssen von 1849 nicht das Wort reden, daß man jeder Realschule in den untern oder in allen Classen das Latein aufzwingen solle. Und warum auch nicht Jedem nach seiner Façon etwas lernen lassen? Da schwerlich die Staatsbehörden die Kenntniß des Latein für die Bildung künftiger Beamten der in Frage stehenden Gattung aufgeben, die allermeisten Städte aber den Realschülern den Weg zu Staatsämtern nicht verschließen wollen, so ist nicht zu bezweifeln, daß in unserer Zeit die sogenannten reinen Realschulen einen erheblichen Aufschwung nehmen und die Einheit der allgemeinen Bildung durch sie mehr als bisher geschädigt werde.

Man mag sich drehen und winden wie man will, ohne einen Gewaltstreich, vor dem wir ja sicher sind, kann man den Realschulen nicht das Latein nehmen, noch auch sie in Gymnasien verwandeln, noch auch sie ihrer schwer und wohlverworbenen Rechte berauben. 80 große Schulen, die von der deutschen Bürgerschaft mit unendlicher Arbeit aus einem oft vielleicht dunkel, aber tief und sicher empfundenen Bedürfnis erzeugt sind, kann man nicht mir nichts dir nichts für todt erklären. Muß es nicht wie ein schlechter Scherz klingen, wenn man in Berlin, wo neben 10 Gymnasien 6 Realschulen 1. O., 2 Realschulen 2. O., und eine nach dem Lehrplan jener arbeitende höhere Bürgerschule bestehen (1874), die zusammen mehr Schüler als die Gymnasien haben und alle Jahre mehr aufblühen, ernstlich davon spricht, diese Schulen, als Realschulen, bis auf ein paar so auszublenden wie ein Licht, das in der hellen Sonne des Gymnasiums nicht zu leuchten braucht, nicht zu leuchten vermag!

Glücklicherweise wird die Praxis stärker sein als die Theorie, und dazu wird in diesem Falle noch ein Umstand erheblich beitragen, der eine besondere Erwähnung zum Schlusse verdient. Wir meinen die Ausichtslosigkeit der Mittelschul-Idee für die Praxis in weiteren Kreisen. Wir wollen die Absicht derselben nicht schelten. Aber man könnte fragen, ob denn die sogenannte „abgeschlossene Bildung“, die in der Mittelschule dem kleineren Bürgerstande gegeben werden soll, nicht eine *contradictio in adjecto* sei. Jede wirkliche Bildung weist immer über sich hinaus, und kennt keinen Abschluß. Es ist aber zu fürchten, daß, wenn es Schulen gibt, die ihren Schülern

eine abgeschlossene Bildung zu geben behaupten, Männer erwachsen, welche, dunkelhafte Halbwisser, in unserer gleichmachenden Zeit gleiches Recht der Mitrede und Mitregierung mit wirklich Gebildeten verlangen und an sich reißen. Die Mittelschulen sollen die höheren Schulen von denen säubern helfen, die nur die mittleren Classen etwa besuchen und höchstens das Freiwilligenzeugniß zu erwerben trachten. Alle Lehrercollegien, der Gymnasien wie der Realschulen, könnten sich ja zu vermindelter Arbeit gratuliren, wenn sie ihre Unter- und Mittelclassen etwas räumen könnten; aber leider ist bei der Schüleraufnahme weder die Absicht dem Vater, noch die Fähigkeit dem Knaben an der Stirn zu lesen; und gesetzt, es kämen weniger, so fürchten wir, daß neben vielen Unfähigen und Trägen auch viele Fähige und Fleißige ausbleiben, die nicht selten durch ihre Erfolge zur Vollendung des ursprünglich kürzer beabsichtigten Schulcurfus veranlaßt werden, die, ob sie die Schule ganz durchmachen oder nicht, ihr immer zur Ehre gereichen, weil sie eine schöne Grundlage allgemeiner Bildung, Respekt vor geistigem Können und einen Funken Idealismus in die Welt mitnehmen. Es wäre ein schwerer Schaden, wenn die eigentliche Bürgerschaft — denn um diese handelt es sich — aus den höheren Schulen hinausgedrängt, und ihre Jugendgemeinschaft mit den regierenden Classen aufgehoben würde —, selbst wenn sich noch einige gelehrte Scholarchen mehr über diesen „Ballast“ ereifern sollten.

Man wird ja auch wohl die Communen nicht zwingen können, Mittelschulen zu errichten. So lange die Schulen noch für das Publicum da sind, und nicht das Publicum für die Schulen, so lange das majus das minus in sich schließt, so lange wird man den Städten den Gedanken nicht als verheißungsvoll vorstellen können, sie sollten ihre höheren Schulen gegen eine Mittelschule aufgeben. Denn das sagt sich mancher Vater, und viele mehr, als man denkt: „Ich gebe meinen Sohn auf die höhere Schule, damit er zeige, was er lernen kann, und nehme ihn erst weg, wenn er nicht schnell und erfolgreich genug zu lernen im Stande ist. Das Risiko, meinen Knaben, der doch wenigstens neun Jahre vom neunten Jahre an die Schule besuchen muß, um Freiwilliger werden zu können, von vornherein auf eine Mittelschule zu geben, und ihm seine Zukunft gänzlich zu präjudiciren — das Risiko übernehme ich nicht.“

Neben ihren höheren Schulen aber, welche die allermeisten Städte sicherlich nicht aufgeben werden, eine Mittelschule zu errichten, ist für die Mehrzahl der Communen eine pecuniäre Unmöglichkeit. Man sehe sich doch z. B. in der Mark Brandenburg um. Werden Freienwalde, Prenzlau, Neu-Ruppin, Wittstock, Königsberg i. N., Luckau, Sorau, Friedeberg, Perleberg, Luckenwalde, Neustadt-Eberswalde neben ihren höheren Schulen eine Mittelschule gründen können? Und soll man ihnen zumuthen, das Bestehende aufzugeben und so ihren Stadtkindern den Weg zur höheren Schulbildung und zu jeder Beamtenlaufbahn abzuschneiden oder maßlos zu erschweren? Die ganze Mittelschulidee ist nur in wenigen großen oder reichen Communen ausführbar und eignet sich nicht dazu, als Factor bei der Umgestaltung des höheren Schulwesens mit in Rechnung gesetzt zu werden.

Die Mittelschulen haben nun freilich so lange keine Aussicht auf Verbreitung, so lange sie nicht das Freiwilligenrecht haben, aber wir wagen zu prophezeien, auch wenn sie so viel hätten, hätten sie wenig. Der Staat wird sich aber wohl noch recht lange bestimmen, ehe er ihren bis jetzt noch recht zweifelhaften Elementen die Möglichkeit eröffnet, Reserve- und Landwehrofficiere zu werden.

Alle praktischen Gründe sprechen somit dafür, daß man die höheren Schulen auf einheitlichen Grundlagen aufbaue, wobei man immerhin denen, die ein anderes Verfahren einschlagen und sich den Folgen desselben für die öffentliche Geltung unterwerfen wollen, ihre Freiheit nicht zu verschränken braucht. Man gestatte neben den Untergymnasien, auf denen Obergymnasien und Realgymnasien, oder bei unvollständiger

Organisation Progymnasien oder höhere Bürgerschulen ruhen, die lateinlosen Realschulen, die sich ebenso in Unterrealschulen und Oberrealschulen oder bei unvollständiger Organisation in Mittelrealschulen gliedern können.

Es wird behauptet, daß bei einer solchen Schulgestaltung, wie wir hier empfehlen, die Realgymnasien bald den Weg des köllnischen Realgymnasiums gehen, d. h. in reine Gymnasien verwandelt werden würden. Wir wollen nicht untersuchen, welche Einflüsse bei jener Umwandlung mitgewirkt haben, noch betonen, daß das köllnische Realgymnasium ein solches im Sinne der Beschlüsse von 1849 gar nicht gewesen ist, wir wollen annehmen, jene Behauptung sage vollkommen richtig die Zukunft voraus, — was wollte man denn Besseres? Gern hätten wir den *advocatus diaboli* gespielt, wenn auf diesem einfachen und natürlichen Wege die unjeren Gegnern so leidige Realschule 1. Ordnung aus dem Wege geräumt und die Einheit des höheren Schulwesens wenigstens annähernd wieder hergestellt wäre.

Ein praktischer Schulmann.

Gambetta in Marseille.

Wer nach Nizza will, muß Marseille berühren und hier einen Tag ausruhen; das geht nicht anders. Diesmal war mir der unfreiwillige Aufenthalt in der Metropole des Mittelmeerhandels, von der die Reisehandbücher so wenig Rühmens machen, nicht so unangenehm als er es mir sonst gewesen war; ich konnte ihn benutzen um einen guten Freund aufzusuchen, den sein Geschick für einige Zeit hierher verschlagen hatte.

Nach der ersten Freude des Wiedersehens und dem Austausch der notwendigsten Klatschgeschichten, waren wir Beide übereinstimmend der Ansicht, daß etwas unternommen werden müsse. Da wir aber das, was zu unternehmen sei, unmöglich im friedlichen Studierzimmer feststellen konnten, so beschloßen wir zunächst unsern Unternehmungsgeist durch einige „Bocks“ anzufeuern und machten uns zu diesem Zweck auf den Weg nach einem der glänzenden, in der Hauptstraße Marseilles, der Cannebière, belegenen Cafés.

Ich kannte die Stadt bereits ein wenig von früheren Besuchen her; doch noch nie hatte ich sie so belebt gesehen. Es war allerdings Sonntag, aber doch frappirten mich die Menschenmengen, die alle Straßen durchzogen, an den Straßenecken standen und gesticulirend disputirten, oder die Affichen lasen.

„Was ist denn heute in Marseille los?“ fragte ich meinen Freund. „Ein hoher Festtag oder dergleichen?“

„Wie, Du weißt nicht, daß es sich heute wieder einmal um das Geschick Frankreichs handelt?“ war die Antwort. „Es ist der 20. Februar, der Tag der Wahlen!“

Wahrschäftig, ich hatte es völlig vergessen. Wäre ich auf deutschem Boden gewesen, so hätte doch wenigstens Fürst Bismarck an meinem Mangel an Interesse für französische Angelegenheiten seine Freude haben können. Ich war aber auf französischem Boden und hatte zu meiner eignen Schande die Sage von dem wißbegierigen Deutschen gröblich Lügen gestraft.

Also Wahlen in Marseille, in dieser Hauptstadt des „Landes der Rothen!“ Da war ich ja gerade zur rechten Stunde angekommen, um mit anzusehen, wie radicale Wahlen unter der Herrschaft des Belagerungszustandes gemacht werden. Und Gambetta war in der Stadt und Maquet, der eine roth, der andere röther! Vielleicht konnte ich diese großen Männer sehen, sie sprechen hören, ihre rothen Schatten auf mein schwarzweißes Nichts fallen lassen — ich war voll Hoffnung und zu Allem fähig.

Rothe Tücher auf den Schultern der Frauen, rothe Fetze auf den Häuptern der Männer, rothe Placate an den Häusern, rothe Ideen in der Luft, — konnten wir da anders, als mit jedem Glase Bier röthere Köpfe bekommen? Wir waren unter dem Bann der rothen Stadt.

Meinen sonstigen Gesinnungen zum Hohn und mir selbst zur traurigen Ueberraschung war ich der Erste, der vorschlug den Bierisch, an welchem wir uns in deutsch-conservativer Weise festhaft gemacht hatten, zu verlassen, und eine Art von Recognoscirungspatrouille durch die französische Stadt in uns selbst auszusenden.

Wie gesagt, so gethan.

Die Menschenfluth in der Cannebière, die vom Hafen mit feinen sonntäglich bewimpelten, im hellsten Sonnenschein ausruhenden Schiffen zu den mächtigen Platanen der Allées de Méilhan lachend, schreiend, rauchend und schächernd hinauf und wieder hinunter stieg, enthielt offenbar nur wenig Wähler-element. Das waren die Fremden, die Matrosen aller Nationen und aller Racen, die Kirchgänger und Kirchgängerinnen, die ambulanten Krämer und was sonst noch an Sonntagvormittagen sich müßig in der Sonne wärmt. Sorglos und ohne bestimmten sichtbaren Zweck wanderte das Volk einher; nur hin und wieder bildeten sich Gruppen vor den mächtigen Wahlproclamationen, die an den Straßenecken in allen Farben prangten! Gelb proclamirten die Bonapartisten und Conservativen; roth: die Republicaner aller Art; grün: die Legitimisten. Weiß war die Farbe, welche sich die Regierung für ihre Publicationen vorbehalten hatte.

Du meine Güte! was versprochen diese Candidaten nicht Alles! Kürzer wäre es wahrlich gewesen, das anzugeben, was sie nicht versprechen wollten.

Der Hauptkampf concentrirte sich in der ersten Circonscription von Marseille, wo der Exdictator Gambetta, der „unverföhliche“ Chemiker Maquet, der bonapartistische Oberst Bourcart und der legitimistische Journalist Adrien Maggiolo einander gegenüberstanden.

Ein seltsamer Zufall wollte, daß sie sämmtlich einen körperlichen Fehler hatten: Gambetta hat, wie bekannt, nur ein Auge, Maquet einen Buckel, Bourcart nur eine Hand, und Maggiolo ist lahm. Aber das hinderte sie glücklicherweise nicht, in ihren Proclamationen wüthend auf einander los-zuhauen.

Victor Hugo'scher Classicität näherte sich der Legitimist Maggiolo (ein Mitarbeiter der „Union“), der gegen seinen bonapartistischen Rivalen folgende Tiraden schleuderte:

„Er ist Officier gewesen.“

„Ich bin Soldat gewesen.“

„Er ist Elssasser.“

„Ich bin Lothringer.“

„Er ist Bonapartist.“

„Ich bin Franzose.“

„Der König Ludwig XIV. hat Elßass erworben.“

„Der König Ludwig XV. hat Lothringen erworben.“

„Napoleon III. hat Elßass und Lothringen verloren!“

Und so weiter. Man erzählte, daß der bonapartistische Candidat seinen Gegner nach den Wahlen fordern lassen werde.

Die verschiedenen „Citoyen“ und „Concitoyen“ befeißigten sich gleichfalls einer blumenreichen Sprache, die trotz süßlicher Farbenpracht an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Dem einen republicanischen Candidaten, Maurice Rouvier, wurde als schandbares Verbrechen vorgehalten, daß er eine Decoration des Königs von Griechenland trage; ferner habe er bonapartistische Verwandte und seine Frau sei eine Pensionärin des Kaiserreichs. (Sie ist allerdings ein unter dem Kaiserreich bekannt gewordener und mit einer Pension belohnter politischer Blaustrumpf, der unter dem Pseudonym Claude Vignon Correspondenzen für die „Indépendance Belge“ schrieb und wohl noch schreibt.)

Wir waren auf unserer Streiferei bis an die Ecke der in die Cannebière einmündenden fashionablesten Straße Marseilles, der Rue St. Ferréol gelangt, als plötzlich ein Auflauf unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir sahen einen Mann, der mit vollen Händen nach allen Seiten Proclamationen vertheilte, in die sich sofort Feder, der ein Blatt erwischt hatte, eifrig vertiefte. Glücklicherweise erhaschten auch wir ein Exemplar dieses interessanten,

wahrscheinlich radicalen Schriftstücks — was war's? Die Ankündigung eines schlauen Theaterdirectors, daß in der nächsten Woche „die Reise um die Welt in 80 Tagen“ gegeben werde. Man denke sich unsere Enttäuschung.

Diese guten Marseiller, die in Bezug auf Politik so un- gemein vorgeschritten, sind doch wirklich in Bezug auf die Reise um die Welt gar zu sehr zurück. Die haben wir Berliner uns schon an den Schuhen abgelaufen und sind doch lange nicht so radical.

Aber wir sollten dem Manne mit den verkappten Theaterzetteln noch Dank schuldig werden; er hatte uns bis zu einer Querstraße gelockt, in der wir eine erwartungsvolle Menschenmenge sich vor einem Hotel und um einen zum Abfahren bereiten Wagen drängen sahen.

Was giebt's? Wen erwartet man?

Gambetta, der eine Ausfahrt machen wird.

Daß wir Preussens uns sofort mitten unter die harrende Menge stürzten, um unseren wüthendsten Bekämpfer, den „fou furieux“, den „Balconier“, den „Genuesen“, den Donnerer der Nationalversammlung, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist selbstverständlich.

Der große Mann ließ lange warten; aber das Publicum, aus Personen aller Stände zusammengesetzt, blieb geduldig. Er war schon seit zwei Tagen in Marseille. Am Tage seiner Ankunft, nachdem von der Militärbehörde die in Aussicht genommene republicanische „Réunion privée“ (von einigen tausend Personen, die Karten erhalten hatten) verboten worden war, hatte er sich in das „Grand Théâtre“ begeben, wo Rossini's „Moiſe“ gespielt wurde. Als er in die Loge trat, erdornerte eine Beifallsalve. Moses auf der Bühne, der gerade sein Gebet an den Gott Israels um Sonne und Licht gerichtet hatte und Gambetta nicht sah, glaubte, der Beifall gelte ihm und begann, als derselbe anhielt, äußerst geschmeichelt, sein Gebet noch einmal zu singen. Da ertönte Pfeifen; Moses und Genossen, außer Fassung, unterbrachen einen Augenblick die Vorstellung und setzten sie erst fort, als sie den Grund des Vorgangs erfahren und der Dictator Zeit gehabt hatte, die Demonstration einzuheimsen. Nach einer Viertelstunde ging er davon, um eine feurige Proclamation gegen das Verfahren der Militärbehörde vom Stapel zu lassen.

Was muß der Mann für eine Riesennatur haben! Seit einem Monat auf Reisen von einer Stadt zur andern, aus einer Volksversammlung in die andere! Ueberall Reden halten, ausgepiffen und belächelt zu werden, tausendmal dieselben Dinge hören, sprechen, thun! Bald in Gefahr, von dem süßen Böbel vor Enthusiasmus zerquetscht, bald in der, von ihm vor Wuth zerrissen zu werden! Das halte ein anderer aus, als ein Afflop.

Das Stärkste, dem er in der diesjährigen Wahlcampagne Stand gehalten hat, mag wohl der Taast gewesen sein, den der Sprecher griechischer, in Marseille ansässiger Kaufleute bei einem zu Ehren des großen Republicaners veranstaltenden Desejaner ausgebracht hatte: „Les descendants des Grecs à Démôsthène!“

Gambetta soll nicht eine Miene verzogen haben.

Wir warteten also in der kleinen schmutzigen Rue Bacon, vor dem kleinen schmutzigen „Hotel d'Orléans“, dem gewöhnlichen Absteigequartier des Freundes der Prinzen d'Orléans, auf den Augenblick, wo der gefeierte Volksmann ruhen würde, in die altmodische vierstige Kalesche zu klettern, die ihn in der Stadt herumführen sollte. Vor uns stand ein feingekleideter junger Mann, dessen Neuhäres den ehemaligen Officier verrieth und der dem Kommen Gambettas mit Ungeduld entgegenzusehen schien. Als Verloque trug er goldene und silberne „Fleurs de Lys“; er war also Legitimist, mithin seine Ungeduld wenig begreiflich. Aber die Neugier mochte wohl stärker als seine politische Anschauung sein.

Nun traten die Vorläufer Gambettas aus dem Hause: ein großer alter Herr mit weißem Schnurrbart, der mit olympischem Lächeln auf die bewegte Menge schaute. Er hatte gut lächeln, denn er war „Sénateur inamovible“ und nannte sich

Adam. Ihm folgte ein junger Mann von etwa 35 Jahren mit schwarzem Bart, regelmäßigen Gesichtszügen und lebhaften Augen: es war der republicanische Candidat Rouvier, bis zum Jahre 1870 Commis in einem Marseiller Handlungshause, seitdem Volksvertreter von Beruf und Mann des oben vermeldeten Blaustrumpfs.

Hinter ihnen erschien endlich eine plumpe, dicke, große Gestalt mit brutalem Gesicht und einem, in befreundender Weise in zwei Hälften getheilten Gesichtsausdruck.

Bei dem Erscheinen dieser Persönlichkeit ertönte lebhaftes Händeklatschen; dann entblöthten sich die Häupter und: Vive Gambetta! Vive la République! brüllte es neben und hinter uns.

Ein furchtbarer, langgehaltener Pfiff durchschneidet plötzlich das Beifallsrauschen; dicht vor uns steigt er aus der Menge empor und ein anderer nicht minder energischer antwortet ihm aus der ersten Etage eines Hauses. Wüthender Beifall erneut sich; noch wüthender schrillt der Pfiff. Die tobende Menge schiebt uns nach vorne und wen sehen wir? Unfern Legitimisten, dicht vor dem Wagen Gambettas, mit einem Schlüssel, den er dem Pförtner des großen Himmelsthors entlehnt zu haben scheint, und welchem er grimmig jenen entsehlischen, über dem Beifallsstosen schwebenden Ton entlockt!

Il est payé! Il est payé! schreit die Menge und droht dem Pfeifer unten und dem Pfeifer oben und grüßt immer wieder Gambetta mit Klatschen und Vivatruf. Und dieser, mit einer, die Gewohnheitsmäßigkeit verrathenden Geschicklichkeit, schwingt dankend seine Kopfbedeckung und läßt sie wieder auf sein Haupt zurückfallen.

Das ist also der große Gambetta!

Ich hatte alle Mühe, mir ihn genau anzusehen, denn der Wagen fuhr im Schritt, gefolgt und aufgehalten von der Menge, in der noch immer der tapfere Legitimist seiner Meinung über den Dictator Ausdruck gab.

Was mir zunächst an Gambetta auffiel, war sein Hut. So etwas von Radicalität werde ich wohl nicht sobald wieder sehen. Diese ehrwürdige Kopfbedeckung wird sicherlich noch einmal bei den französischen Republicanern eine ähnliche Rolle als heiliges Wahrzeichen spielen, wie ein alter Schuh bei unseren rebellischen Bauern des Mittelalters.

Und doch genügte die ungeheure Rundung des vortrefflichen Cylinders, die nachgiebige Fügsamkeit seiner hartgeprüften Krempe kaum, um diesen gewaltigen Schädel schützend zu umspannen. Welch' ein Kopf! Ein Stierkopf mit einer Adler- nase, der zu schwer war, von einem Halse getragen zu werden und der daher mit seiner Last zwischen die Schultern hinabsank. Langes Haar, das schon stark ins Graue spielt, fällt unordentlich in den Nacken und bei jeder Bewegung des Hauptes von hinten über die Ohren ins Gesicht. Und dieses Gesicht? Nun, das kennt alle Welt aus Photographien und ich habe nicht nöthig, die begeistertsten Schilderungen des einen lebenden Auges und seines Feuers zu wiederholen. Nur ist das Gesicht schlaffer und gedunsener geworden, als man es gewöhnlich dargestellt sieht. Der ganze Mensch hat schnell gealtert und das begreift sich. Der Mund, der so gut die Theaterdonner rollen zu lassen versteht, trägt augenblicklich nur den verbindlichen Ausdruck, den jeder Franzosenmund annimmt, wenn sein Besitzer den Hut zieht. Aber nehmt Euch in Acht! wenn Ihr nicht bald schweigt, hält er Euch eine Rede, daß der ganze Belagerungszustand dabei aus Rand und Band geht. Sein Stenograph, der ihn nie verläßt und ihn auch jetzt im Wagen gegenüberst, hat immer angespitzte Bleifedern bei sich und ist nie unvorbereitet wie sein Meister. Nach vierundzwanzig Stunden aber bringt die „République française“ eine acht Spalten lange Rede ihres Führers und die andere République française tracht in ihren Fugen.

Vive la République! brüllte es noch einmal auf, bevor der Wagen um die Ecke bog und — hü! — schmetterte der Petersschlüssel.

Nun aber stürzte sich der enthusiastische Theil des Publicums auf den charaktervollen Pfeifer.

„Warum pfeifen Sie? Nieder mit ihm! Das ist ein Bonapartist! Er ist bezahlt!“ so tönte es von allen Seiten und drohend hoben sich die Fäuste.

Wir wurde für unsern Legitimisten bange und ich sah mich nach einem Polizeimenschen um. Seltsam! — wir waren in Marseille und nicht in Berlin; aber ein Schutzmann war nicht zur Stelle.

Der Bedrohte hatte inzwischen seinen Schlüssel weggesteckt, wohin begriff ich nicht — und seinen Rock fest zugeknöpft. Wahrscheinlich meinte er, daß, wenn nicht alle Nothen Diebe, so doch alle Diebe Nothe sind und wollte seine Uhr und Verloques in Sicherheit bringen. Ohne seinen Angreifern ein Wort zu erwidern, wehrte er sie nur ab und ließ sich von dem schimpfenden, schreienden, ihn bedrohenden Menschenstrom forttragen. Plötzlich faßte er festen Fuß, brach sich mit einem Ruck freie Bahn aufs Trottoir und verschwand in einem Café, das einen Ausgang nach einer andern Straße hat.

Die Menge brüllte noch ein Weilchen; dann kamen die Sergents de ville und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Wir aber setzten unsern politischen Spaziergang fort, besichtigten einige Wahllocale, vor denen jede Partei ihre, durch große auf der Brust befestigte Schilder kenntlich gemachte Wahlzettelvertheiler postirt hatte und kehrten dann wieder zu unserm Café zurück, um nach Marceller Gebrauch vor dem Déjeuner einen Vermuthung zu uns zu nehmen.

Wir fiel die Sonntagsnummer der „Gazette du Midi“, des Hauptorgans der Legitimisten des Departement des Bouches du Rhône in die Hand.

„Wähler“, so las ich, „vergeßt nicht: die Revolution besorgt die Geschäfte Preußens. Das ist ein Erbtheil, das sie von Voltaire erhalten hat, diesem intimen und guten Freunde Friedrichs. Ihr habt alle die Briefe des Herrn von Bismarck an Herrn von Arnim gelesen und könnt nicht mehr im Zweifel darüber sein, was der geheime Grund seiner Vorliebe für Herrn Thiers und die Radicalem war; das Einzige, was er fürchtete, war die Herstellung der Monarchie. . . . Noch ein Sieg der revolutionären Partei und der Preuße wird zufrieden sein; er wird versuchen können, seinen letzten Traum zu verwirklichen. . . . Nieder mit denen, die Preußen haben siegen lassen und es wieder siegen lassen würden.“

Nun mußten wir, warum uns die Wahlen in Marseille interessirten und warum wir voll Neugier durch die Straßen gestreift waren.

Unser Freund und Geschäftsführer Gambetta ließ sich nicht wieder sehen; wir gingen also frühstücken. Ich weiß nicht, wie es kam; aber als wir uns vom Frühstückstisch erhoben, dunkelte es stark und aus der projectirten Segelpartie nach Monte-Christos Felsengefängniß, dem Château d'If, konnte nichts mehr werden. Wir begaben uns also nach einem der Cafés chantant, in welchen das niedere Volk und die lebenslustige Gesellschaft Marceller Erholung sucht. Hier hatten wir das gute Glück eine Pantomime zu sehen, eine jener im Süden so sehr beliebten theatralischen Darstellungen, bei denen kein Wort gesprochen, sondern Alles nur durch Geberden ausgedrückt wird. Das Publicum war hergebrachtenerweise außer sich vor Entzücken, als am Schluß die Tugend triumphirte und das Laster seine Strafe abbekommen hatte; und auch wir verließen mit dem angenehmen Bewußtsein das Local, einmal die ewige Gerechtigkeit in einer Entfernung von zehn Schritten von uns haben wirklich walten zu sehen.

Die Pantomime hieß, vielleicht mit Bezug auf den Wahlkampf: „Les peaux rouges“; sie hätte auch ebenso gut „Le drapeau blanc“ heißen können.

Als wir wieder in unserm Café ankamen — denn alles Lebens Anfang, Mitte und Ende ist in Marseille das Café — kannte man bereits annähernd das Resultat der Wahlen.

Die Republicaner hatten auf der ganzen Linie ohne die geringste Ruhestörung gesiegt. Gambetta hatte mit großer Majorität sowohl seinen Collegen in der rothen Mütze, wie die Repräsentanten der Herren: Heinrich V. und Napoleon IV.

aus dem Felde geschlagen und noch spät Abends aus Nizza — wohin er zur Hochzeit seiner Schwester hinübergefahren war — das Telegramm geschickt:

„La raison triomphe et la République française est faite. Amitié à tous. Gambetta.“

Vielleicht hoffe ich ihn morgen noch in Nizza oder in Monaco, wo es sicherlich auch nicht an Demonstrationen fehlen wird. Doch dürfte er an letzterem Orte seines Erfolges weniger sicher sein, als in Marseille; denn in Monaco ist — ob es sich um Rouge oder Noir handelt, — immer Blanc derjenige, welcher gewinnt.

Dieser geistreiche Scherz ist das letzte Stück der Ausbeute, welche ich von meinem Ruhetag in Marseille mit mir fortnehme.

Fritz Frusten.

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie

von

Bluntzschli.

(Schluß.)

III. Geschichtliche Erwägung und Schlußsätze.

Die rechtliche Stellung der Päpste wurde in verschiedenen Zeiten der Papstgeschichte sehr verschieden angesehen. Die flüchtige Andeutung dieser Unterschiede genügt, um die Wandelbarkeit solcher Privilegien anschaulich zu machen.

Selbstverständlich war in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von irgend einer bevorzugten Stellung der römischen Bischöfe nicht die Rede. Die christliche Kirche wurde von dem antiken römischen Kaiserstaate, in dem sie wie ein fremdartiger Körper heran wuchs, keineswegs freundlich betrachtet und mit keinerlei Rechtsprivilegien ausgestattet. Sie wurde höchstens mit Mißtrauen geduldet, zuweilen geradezu als staatsgefährlich und widerrechtlich verfolgt und gedrückt.

Sehr beachtenswerth für die religiöse Beurtheilung der päpstlichen Ausnahmestellung ist es, daß der Stifter der christlichen Religion, daß Jesus selber in keiner Weise gegen die staatliche Gerichtsbarkeit seiner Zeit protestirt und kein Privilegium verlangt, sondern sich unweigerlich dem Strafgerichte, sowohl des jüdischen Rathes als des römischen Statthalters unterworfen hat. Ebenso hat der vermeintliche Vorgänger des Papstes, der Apostel Petrus, und haben alle Apostel und Bischöfe der noch jungen christlichen Gemeinde keine Privilegien von dem Staate begehrt und viele unter ihnen mit dem Tode ihren Gehorsam gegen die Staatshoheit und die Staatsgerichte bezeugt. Es ist das ein Beweis, daß die Religion auch ohne alle Privilegien gegründet und ausgebreitet werden konnte.

Als dann in der folgenden Periode die christliche Kirche von dem römisch-byzantinischen Reiche als Staatsreligion erklärt ward, erhielten die Bischöfe wohl einige Privilegien von den christlichen Kaisern. Aber sie blieben Unterthanen des Kaisers. Auch damals war von Unverantwortlichkeit des römischen Bischofs keine Rede. Die Kaiser behielten sich vor, in Straffachen selber die Bischöfe zur Rechenschaft zu ziehen. Sehr oft haben auch Kaiser, wie selbst der orthodoxe Kaiser Justinian, über römische Bischöfe Gericht gehalten und Päpste entsetzt, verbannt, zu schweren Strafen verurtheilt. Mehr als sieben Jahrhunderte bestand so das römische Papstthum, trotz seiner hohen Autorität in der kirchlichen Lehre, in völliger Abhängigkeit von dem antiken Kaiser, in dem alle Souveränität geeinigt war, und der auch über die Kirche und ihre Diener wie über andere Unterthanen die höchste Gerichtsbarkeit besaß.

In der dritten Periode, als mit Hilfe der Päpste das römische Kaiserthum von den Griechen auf die germanischen Könige, vorerst die Franken, später die Deutschen über-

gegangen war, stieg das Ansehen der Päpste rasch gewaltig in die Höhe. Die Päpste konnten nun eher als früher eine den Kaisern ebenbürtige, in kirchlichen Dingen sogar übergeordnete Autorität behaupten. Sie waren den Kaisern an Bildung und Wissen sehr überlegen. Die Kaiser widmeten ihnen als ihren Vätern im Glauben gerne jede äußere Ehrerbietung. Dennoch blieben die Kaiser selbst da noch in den ersten Jahrhunderten die Oberherren Roms und betrachteten auch da noch die Päpste als in weltlichen Dingen untergeordnet. Manche germanische Kaiser hielten noch zu Rom Gericht über römische Päpste und entsetzten schuldig befundene Päpste von ihrer Würde.

Erst seit den Tagen Gregors VII. und Heinrichs IV. hat es den Anschein, als werde sich der Traum der päpstlichen Weltherrschaft erfüllen. Erst von da an nimmt der Papst in ihm dem allgemeinen Bewußtsein der westeuropäischen Christenheit den höchsten, selbst die Hoheit des Kaisers überragenden Rang ein. Der Widerstand der Deutschen verhinderte wohl die Verwirklichung einer geistlichen Universalmonarchie; aber es war nicht mehr möglich, die Gerichtsbarkeit des Kaisers über den Papst zu behaupten.* Die Kaiser mußten sich damit begnügen, die Lehensherrlichkeit der Päpste abzulehnen, sie waren zu schwach, um noch die Staatshoheit über die Päpste geltend zu machen. Damals kam die Meinung auf, daß der Papst der vornehmste Souverän der Christenheit sei, daß die übrigen Souveräne ihm die Reuerenz zu bezeugen haben. Inzwischen sogar in dieser Zeit, in welcher die Päpste den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, war selbst der ehrgeizige Bonifacius VIII., der Verkünder der Bulle: Unam sanctam, welche dem Papste zugleich die geistliche und die weltliche Obergewalt zusprach, nicht sicher davor, von den Reitern des Königs von Frankreich überfallen und gefangen genommen zu werden.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, d. h. seit der Entstehung von großen selbstbewußten Staatsmächten, den Kirchenconcilien von Constanz und Basel, und dem Wiederaufleben antiker Erinnerungen vermögen die Päpste ihre Herrschermacht nicht mehr zu behaupten. Ihr Ansehen sinkt, die Macht der weltlichen Staaten und die Autorität der weltlichen Wissenschaft steigen. Der Abfall der germanischen Nationen von Rom stellt den Päpsten völlig freie und sogar mißtrauisch und feindselig gesinnte protestantische Mächte entgegen, welche keine Präeminenz jener anerkennen und keine Privilegien den Päpsten zugestehen. Selbst die katholischen Fürsten und Staaten wurden nun ihrer nationalen Selbständigkeit und ihrer politischen Freiheit und Hoheit wieder inne und sind nicht mehr geneigt, sich den römischen Ansprüchen zu fügen, wenn gleich sie noch den Päpsten eine formelle Ehrerbietung willig erweisen. Der Papst hatte aber jetzt noch eine Doppelstellung, einmal als Kirchenhaupt, daneben als Staatshaupt des Kirchenstaats. Insofern konnte er auch das völkerrechtliche Privilegium der Staatshäupter von protestantischen Fürsten erwarten. Eben um jener Mischung willen mit geistlichen Ansprüchen wurde dasselbe nur unvollständig, am wenigsten von England zugestanden.

Der Durchbruch der modernen Staatenbildung beseitigte endlich die Mischung. Der Kirchenstaat wurde zuerst 1809, und wieder 1870 säcularisirt und das Papstthum auf seinen kirchlichen Beruf zurückgewiesen. Von Staatshoheit der Päpste und von Ueberordnung über die andern Staatshäupter kann nun nicht mehr die Rede sein. Es fragt sich nur noch, ob die kirchliche hohe Würde eine besondere Rechtsstellung erfordere und verdiene.

So gelangen wir denn, nach den geschichtlichen wie nach den verständigen Erwägungen der Sachlage zu folgenden Schlussergebnissen:

1. Es gibt keine allgemeine Rechtspflicht, weder des Staatsrechts noch des Völkerrechts, welche die Staaten nöthigen würde, dem Papste eine privilegierte Rechtsstellung, insbesondere die Privilegien der Immunität und Exterritorialität zu gewähren, und denselben von der verfassungsmäßigen

Unterordnung unter die Staatsgesetze und Unterwerfung unter die Polizei- und Gerichtshoheit des Staates zu befreien.

Wohl aber können politische Gründe, sei es einzelne Staaten, sei es die civilisirten Staaten überhaupt, dazu bestimmen, mit Rücksicht auf den Glauben und die Wünsche der römisch-katholischen Bevölkerungen ihrer Länder und aus Ehrerbietung für die weltgeschichtliche Institution des römischen Papstthums und seine universelle Bedeutung, den Päpsten eine privilegierte und eximirierte Rechtsstellung, nach Analogie der souveränen Rechte der Staatshäupter, zu gewähren.

2. Die völlige Gleichstellung der Päpste mit fremden Souveränen ist nicht möglich, weil die Verhältnisse grundverschieden sind, aber es kann den Päpsten annähernd ein ähnlicher Vorzug zum Schutz ihrer Freiheit gewährt werden, als Häupter der römisch-katholischen Kirche, unbeeinflusst von irgend einer Staatsmacht, ihren kirchlichen Beruf auszuüben.

3. Sowohl Rechtsgründe als politische Gründe sprechen dafür, daß die Staaten, um anmaßenden Uebergriffen und feindseligen politischen Handlungen der Päpste zu wehren, die Ertheilung des Rechtsprivilegiums an die Päpste an die Bedingung knüpfen, daß die Päpste ihrerseits die verfassungsmäßige Rechtsordnung der Länder respectiven und keine von dem Völkerrecht als Friedensbruch verbotene Handlung wider die Staaten üben.

Wird diese Bedingung nicht erfüllt, so ist jeder Staat berechtigt, dem Papste diesen Rechtsschutz und ein solches Privilegium zu entziehen.

4. Am besten wäre eine völkerrechtliche Vereinbarung aller oder doch der mächtigsten christlichen Staaten über die nähere Bedingung und Fassung des Privilegiums, und es könnte eine solche Ueber-einkunft den Päpsten bei der Papstwahl ähnlich wie früher die Wahlcapitulation den römischen Kaisern vorgelegt und die staatliche Anerkennung des Papstes als Kirchenhauptes der katholischen Kirche von dem Versprechen des Papstes abhängig gemacht werden.

5. In Ermangelung eines Vertrags ist jeder Staat für sich allein berechtigt, in derselben Weise vorzugehen.

6. Wenn gleich die Papstfreiheit in weitestem Umfang geschützt werden mag, so darf doch kein Staat gestatten, daß sein Gebiet und sein Privilegium zu völkerrechtswidrigen Friedensbrüchen wider einen andern Staat mißbraucht werde. Dafür ist jeder Staat den andern Staaten verantwortlich, wie wenn ein entthronter Souverän von dem Gebiet eines neutralen Staates den Krieg erneuern wollte.

Literatur und Kunst.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Fortsetzung.)

II.

Molières Debüt vor dem Hofe in Paris; seine Gesellschaft; die Einnahmen der Truppe und der Gewinntheil eines Schauspielers; Besserung der finanziellen Lage durch die „Précieuses ridicules“; annähernde Schätzung der Einnahmen Molières von seiner Ankunft in Paris bis zu seinem Tode.

Das gewöhnlich „Register“ genannte Buch führt folgende Aufschrift: „Auszug der Einnahmen und Geschäfte der Komödie seit Ostern des Jahres 1659, dem Herrn von La Grange, einem der Komödianten des Königs gehörig.“*)

La Grange ist offenbar darauf bedacht, daß man seine Eigentumsrechte an diesem Buche nicht in Zweifel ziehe, denn in der ersten Zeile der ersten Seite wiederholt er: „Dieses Buch

*) Extrait des recettes et des affaires de la Comédie depuis Pasques de l'année 1659. — Apartenant au Sr de La Grange, l'un des Comédiens du Roy.

gehört dem Herrn von La Grange einem der Komödianten von der Truppe des Herrn von Molière.“*)

Da La Grange erst ein halbes Jahr nach der Ankunft Molières in Paris in der neuen Gesellschaft engagirt wurde, so hat er der Vollständigkeit halber die Hauptereignisse während dieser sechs Monate kurz zusammengefaßt und auf diese Weise aus seinen Aufzeichnungen eine vollständige Geschichte der Gesellschaft Molières von ihrer Ankunft in Paris an bis zum August 1658 geschaffen. La Grange berichtet also, daß „Herr von Molière“, — der junge Schauspieler weiß genau, welchen Respect er seinem Chef schuldet, — mit seiner Gesellschaft aus der Provinz im October 1658 in Paris eingetroffen sei und daß Philipp, Herzog von Anjou, der einzige Bruder des Königs, der den Titel MONSIEUR führte, die Gesellschaft mit seiner höchsten Protection beehrt, sie zu seinen Hofkomödianten ernannt und ihnen ein Jahresgehalt von 300 Livres ausgesetzt habe. Zu dieser Mittheilung bemerkt La Grange mit unwillkürlicher trockner Komik am Rande: „Nota bene, diese 300 L. sind niemals ausbezahlt worden“. Die „Gesellschaft von MONSIEUR, einzigem Bruder des Königs“**), spielte also am 24. October 1658 zum erstenmale in Paris, und zwar im königlichen Palais des Louvre und in Gegenwart des Königs, der Königin-Mutter und des ganzen Hofes. Die Gesellschaft gab zuerst „Nicomède“, Trauerspiel von Corneille. Als der Vorhang gefallen war, trat Molière auf die Bühne und hielt aus dem Stegreif eine Ansprache an das Auditorium. Nachdem er den Schauspielern des Hotel de Bourgogne, die ebenfalls dieser ersten Aufführung beiwohnten, einige Freundlichkeiten gesagt, wandte er sich an den König selbst: er dankte Sr. Majestät in gar bescheidenlichen Ausdrücken für die Gnade, mit welcher Allerhöchst-Dieselben seine und seiner Truppe Fehler zu entschuldigen geruht hätten — denn sie seien zitternd und zagend vor einer so erlauchten Versammlung erschienen — und fügte hinzu, daß ihr Verlangen, den größten König der Welt belustigen zu dürfen, sie habe vergessen lassen, wie Se. Majestät zu Allerhöchst-Ihrer Verfügung fürtreffliche Originale habe, von denen sie doch nur sehr matte Copien seien; da aber Se. Majestät an ihrem kleinstädtischen Gebaren keinen Anstoß genommen, so erlaube er sich die allerunterthänigste Bitte auszusprechen: Se. Majestät wolle geruhen, Sich einen jener kleinen theatralischen Scherze anzusehen, mit denen sie sich einen gewissen Ruf erworben hätten und die in der Provinz vielen Beifall fänden.“***)

Die Gesellschaft spielte darauf eine einactige Posse von Molière, von der nur der Titel erhalten ist: „Der verliebte Arzt“. Der lustige Spaß errang den vollsten Beifall der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften; der König gestattete Molière, sich in Paris mit seiner Gesellschaft niederzulassen und in dem Saal des „Petit-Bourbon“ abwechselnd mit der italienischen Gesellschaft, die diesen Saal gemiethet hatte, Vorstellungen zu geben. Die Italiener spielten Dienstag, Freitag und Sonntag, Molière nahm die vier anderen Tage der Woche in Anspruch und fand sich dafür mit den Bächtern des Saales durch Zahlung einer Entschädigung von 1500 Livres ab.

*) Ce liure appartient au s^r De la Grange, l'un des Comediens de la Troupe du s^r De Moliere.

**) „La Troupe de MONSIEUR, frere unique du Roy“

***) Dieser Passus ist der Vorrede zu der ersten Gesamt-Ausgabe Molières, die im Jahre 1682 erschien, entnommen. Die Herausgabe hat ebenfalls La Grange gemeinschaftlich mit einem Freunde Molières, Binot, besorgt. Die Herausgeber haben Molières Lustspiele mit einem Vorwort versehen, in welchem sie über den Lebenslauf des Dichters leider zu kurz berichten. Diese Einleitung ist die einzige authentische Lebensgeschichte Molières, und sämtliche späteren Biographien fußen auf derselben. Die Gewissenhaftigkeit La Granges zeigt sich auch in dieser Arbeit überall, während schon der erste Biograph, der ihm folgt, in krausem Durcheinander, Theatertextsch und unverbürgte Anekdoten ohne Kritik mit aufnimmt und über Molière und seine Geschichte Fabeln verbreitet, deren gründliche Beseitigung erst der mühevollen Forschung der neuesten Zeit vollkommen gelungen ist.

Die Gesellschaft bestand aus zehn Schauspielern: den Ehepaaren Du Parc und De Brie, den drei Bejarts, dem Schauspieler Dufresne und der Schauspielerin Hervé. Die hervorragendsten Mitglieder waren, außer Molière, die frühere Schöne: Madeleine Bejart, Frau Du Parc, die wegen ihrer wundervollen Gestalt namentlich die vornehmen Damen spielte und als Tänzerin sich durch eine große Annuth der Bewegungen auszeichnete, und die sanfte Frau De Brie, der nach der Versicherung der Zeitgenossen namentlich die herzlichen, rührenden Accente zu Gebote standen. Sie bewahrte bis in ihr hohes Alter den vollen Reiz verführerischer Weiblichkeit.

Die erste Vorstellung vor dem Publicum fand am 3. November 1658 statt. Bis Ostern des folgenden Jahres behielt sich Molière mit seinem Personal und seinem Repertoire aus der Provinz. Zwei Stücke seiner eigenen Dichtung brachte er mit, die dem Pariser Publicum noch unbekannt waren: den „Unbesonnenen“ und den „Liebeszwist“, und beide Stücke wurden auf das Beifälligte aufgenommen. Das Debut war mithin so glücklich wie nur möglich.

Zu Ostern 1659 traten bedeutende Veränderungen ein. Ein Schauspieler zog sich von der Bühne ganz zurück, das Ehepaar Du Parc ging zu dem concurrirenden Marais-Theater über, und von diesem wurden zwei hervorragende Kräfte: der weit und breit berühmte Jodelet, der bekannteste Komiker seiner Zeit, und L'Épy engagirt; außer diesen noch drei Schauspieler aus der Provinz, die in Paris bisher unbekannt waren: das Ehepaar Du Croisy und La Grange.

La Grange gehört nun zur Gesellschaft, und vom 28. April 1659 an notirt er Aufführung für Aufführung mit größter Genauigkeit den Titel des Stücks, die Einnahmen, seinen Antheil an denselben und alle großen und kleinen auf die Schauspielertruppe und auf seine Person bezüglichen Ereignisse.

Gleich auf einer der ersten Seiten finden wir am Rande ein schwarzes Viereck und die Bemerkung: „Unterbrechung der Vorstellungen wegen des Todes des Herrn Bejart“. Diese Unterbrechung währte vom 20. Mai bis zum 2. Juni. Den Schauspielern mag es hart angekommen sein, eine Pause eintreten zu lassen; denn ihre Einnahmen waren namentlich zu Anfang gering, und auf den Einzelnen kam sehr wenig. Vom Montag 16. bis Montag 23. Juni kamen zum Beispiel auf La Granges Theil nur 32 Livres 10 Solz, nach genauer Uebertragung 26 Reichsmark. Wenn auch der Geldwerth damals ein viel höherer war — man nimmt an, daß das Geld damals ungefähr dreimal so viel werth war wie heute, daß also ein Livre ungefähr nach heutigem Geldwerthe 250 Pfennige repräsentiren würde, — so bleibt doch immerhin die Einnahme für einen Künstler ersten Ranges eine auch für damalige Zeiten außerordentlich bescheidene. Das Register weist für jene Woche folgende Posten nach:

Lundy	16	Jodelet M ^e 1)	60	℔
Partagé			2	℔
Mecredy	18 ^{me} Juin . . .	M. de Crispe 2)	90	℔
Partagé			3	℔
Jeudy	19 ^{me} Juin	M. de Pompée 3)	153	℔
Partagé			10	℔ 10 S.
Dimanche 4)	21 ^{me} Juin	L'Estourdy 4)	235	℔
Partagé			17	℔

Wie man sieht, erzielt Molière weitaus die besten Einnahmen.

Da La Grange nach seinem Contract den 12. Theil der

1) Jodelet ou le Maître-Valet, Lustspiel von Scarron, aufgeführt 1645. Die Hauptrolle spielte der auf dem Titel genannte berühmte Komiker Jodelet.

2) La mort de Crispe ou les Malheurs du grand Constantin, Tragödie von Tristan, aufgef. 1639.

3) La mort de Pompée, Tragödie von Corneille. 1641.

4) Molières erstes selbständiges Lustspiel, das zunächst in Lyon im Jahre 1653 aufgeführt wurde.

5) La Grange irrt sich, er hat „Samedy“ schreiben wollen, der Sonntag gehörte den Italienern. Der 21. Juni 1659 fiel auf einen Sonnabend.

Einnahme, nach Abzug der Tageskosten, zu beanspruchen hat und die Einnahmen während der vier Vorstellungen sich auf 538 L. belaufen, so ergibt sich daraus, daß die Kosten für diese vier Vorstellungen 148 L. — nämlich die Differenz zwischen der Bruttoeinnahme (538 L.) und der zur Vertheilung gekommenen Summe von 390 L. (12×32 L. 10 S.) — betragen. Die Tageskosten haben sich also während dieser vier Vorstellungen pro Abend im Durchschnitt auf 37 L. erhoben.

Im Juli verließ die italienische Truppe Paris. Molière benutzte die Gelegenheit, um die nun vacant gewordenen Abende, die jedenfalls die besseren für den Theaterbesuch waren, zu wählen. Von jetzt an bis zum Jahre 1680, in dem die Ueberreste der Molière'schen Truppe sich mit dem Hotel de Bourgogne verbinden, giebt Molières Gesellschaft wöchentlich drei Vorstellungen: nämlich am Dienstag, Freitag und Sonntag.

Während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Paris scheinen die Schauspieler übrigens bisweilen in drückender Geldverlegenheit gewesen zu sein. Die Capitalisten der Gesellschaften waren Madeleine Béjart und der ordentliche La Grange. Madeleine Béjart, die früher selber ein Theater geleitet hatte, mochte aus dem Inventar desselben noch altes Gerümpel übrig haben, das sie später dem Theater Molières überließ. Auf diese Weise wurde sie Gläubigerin der Gesellschaft. Allerdings muß ihr Guthaben nicht sehr bedeutend gewesen sein, da ihre Ansprüche durch zwei ausnehmend günstige Sonntagseinnahmen befriedigt werden konnten. Am Sonntag, 20. Juli, wurden 303 L. eingenommen, davon kamen aber nur 144 L. zur Vertheilung, jeder Schauspieler erhielt nur 12 L. Am Sonntag den 3. August erzielte das Theater 393 L., von denen jedoch nur 252 zur Vertheilung kamen, jeder Schauspieler erhielt 21 L. Nach Abzug der Tageskosten blieben von diesen beiden Sonntagen ungefähr 200 L. übrig und diese wurden, wie La Grange am Rande bemerkt, der Béjart ausbezahlt. Am Sonntag den 17. Aug. erhielten die Schauspieler gar nichts; die Einnahme wurde der Gläubigerin Béjart und Herrn von Molière ausgehändigt.

La Grange machte der Gesellschaft aus seinem Privatvermögen einen Vorschuß von 300 L. Diese wurden ihm in zwei Raten erstattet: Sonntag den 24. August erhielt er die Gesamtsummeinnahme von 200 L., die übrigen Schauspieler bekamen nichts, und am 26. October wurden die letzten 100 L. bezahlt. Trotz der finanziellen Bedrängniß hatten die Schauspieler noch immer für mildthätige Zwecke Geld übrig. Am 5. Oct. betrug die Einnahme 153 L., jeder Schauspieler erhielt auf seinen Theil 9 L. Die gleiche Summe, 9 L., erhielt auch, wie La Grange am Rande bemerkt, ein Capuziner, der wegen Widerspenstigkeit aus dem Kloster entlassen war.*)

Die höchste Einnahme, welche von Ostern 1659 bis Mitte November desselben Jahres erzielt wurde, belief sich auf 393 L. (Sonntag, 3. August.)

Jetzt tritt auf einmal eine außerordentliche Steigerung der Einnahme ein. Am Dienstag den 18. Nov. steht auf dem Zettel ein neues Stück von Molière, das erste, das er in Paris schreibt: „Les Précieuses ridicules“. Die Schauspieler sehen vor sich zum ersten Mal ein ganz volles Haus! 533 L. Einnahme bei niedrigen Preisen. Der Erfolg übertrifft alle Erwartungen, der unternehmende Director hat die Kühnheit, die Preise der Plätze zu verdoppeln und siehe da, bei der zweiten Aufführung, Dienstag, 2. December, wird eine Einnahme von 1400 L. erzielt und jeder Schauspieler bekommt 121 L. für sich! Die Einnahmen bleiben noch lange Zeit außerordentlich hoch. Jedesmal wenn die „Précieuses“ auf dem Zettel stehen, ist das Haus gut besetzt und oft bis auf den letzten Platz gefüllt. Am 5. Dec. betragen die Einnahmen 1004 L., am 7. Dec. 1000, am 26. Dec. 1200, am 6. Febr. 1100. Drei Tage vorher, am 3. Febr., hatte ein anderes Stück 140 eingetragen. Am Carnevals-sonntag, Montag und Dienstag nahmen die Schauspieler mit den „Précieuses“, — es wird natürlich immer noch ein Lauerenspiel oder dergleichen dazu gegeben, — 2150 L. ein. Kurz und gut, die „Précieuses

ridicules“ machen die in Schulden stecken gebliebene Schauspielertruppe wieder flott, führen jedem Einzelnen einen ganz beträchtlichen Gewinnanteil zu und legen den ersten Grundstein zu dem Vermögen, das sich der Dichter Molière durch seine Feder erwerben wird.

Am 6. Dec. wurden dem Verfasser der „Précieuses ridicules“ 500 L. ausbezahlt, in der Woche vom 16. bis 23. Januar 1660 erhielt er in verschiedenen Zahlungen für dasselbe Stück noch einmal 500 L., also zusammen 1000 L. — für eine einactige Posse ein sehr anständiges Honorar, auch nach heutigen Begriffen.

Die Feststellung der Honorare, die Molière als Dichter für jedes einzelne Stück bezogen hat, ist eine zwar ziemlich nüchterne und langweilige Arbeit, aber das Ergebniß ist doch wohl interessant genug, um sich derselben zu unterziehen. Das Register La Granges giebt darüber genauen Aufschluß:

Für „Sganarell“ bezog er 1500 L. in drei Zahlungen, am 13. Juni 1660 500 L., am 13. Aug. 500 und am 7. Dec. 500.

Für das verunglückte Stück „Don Garcia von Navarra“, das nur siebenmal gegeben werden konnte und mit der erbärmlichen Einnahme von 70 L. abgesetzt werden mußte, erhielt Molière 550 L., 17. Febr. 1661.*) Bei seinem vierten in Paris aufgeführten Stücke führte Molière einen neuen Zahlungsmodus ein; er nahm nicht mehr eine Pauschalsumme, sondern betheiligte sich an der Einnahme. Er bezog also Tantiemen. Und zwar erhielt er zwei Theile der Einnahme, einen als Schauspieler und einen als Dichter. Auf diese Weise brachte ihm die „Schule der Männer“ 2929 L. 4 Solz und die „Schule der Frauen“, die einen außerordentlichen Erfolg hatte, 6511 L. Für die „Fächeux“ bezog er 4217 L. Journier**) hat aus dem Register die Hauptposten wie folgt zusammengestellt: Für den „Misanthrop“ bezog Molière 1493 L. 14 S. Der „Arzt wider Willen“ brachte etwas mehr ein; die „gelehrten Frauen“ 2029 L. 12 S. Der „bourgeois gentilhomme“ etwas weniger, „Amphitryon“ wieder etwas mehr. Schlechte Geschäfte machte Molière mit dem „Geizigen“. Auf seinen Theil kommen nur 1124 L. 12 S. Das beste Geschäft war für ihn der „Tartüffe“, der 6871 L. an Tantieme einbrachte.

Man hat berechnet, daß Molière von 1659 bis zu seinem Tode 1682 im Ganzen 49500 L. 17 S. als Autor bezogen hat. Wieviel Honorar er von den Druckern seiner Stücke erhielt, weiß man nicht genau; für den „Tartüffe“ mußte Ribou 2000 L. zahlen, der Verleger machte aber ein schlechtes Geschäft damit. Als Schauspieler verdiente er während derselben Zeit 84664 L. Außerdem hatte er noch einen Antheil an der königlichen Pension, die Ludwig XIV. der Gesellschaft ausgesetzt hatte, ferner bezog er noch einen kleinen Gehalt in seiner Eigenschaft als königlicher Kammerdiener, endlich gehörte er noch zu den Schriftstellern, die aus der königlichen Schatzkammer einen Ehrensold (1000 L.) erhielten; und somit wird die Gesamtsummeinnahme Molières in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens auf 160—180,000 Livres angegeben.

Er war also nach den Verhältnissen seiner Zeit mehr als wohlhabend, er war ein reicher Mann; und dies wird durch seine Hinterlassenschaft, die sehr beträchtlich war, vollkommen bestätigt.

III.

Veränderungen im Personalbestand der Gesellschaft; gewaltsame Exmission der Schauspieler aus dem Theater des Petit-Bourbon; die Renovirung des Theaters im Palais-Royal; schwere Zeiten; treues Festhalten der Schauspieler an Molière; eine denkwürdige Vorstellung im Louvre.

Wir haben gelegentlich der ersten Aufführung der „Précieuses ridicules“ das Register schnell durchblättert, um uns über den Antheil Molières an den Einnahmen ungefähr Rechenschaft abzulegen. Wir schlagen das Register jetzt an der alten Stelle wieder auf und notiren einige Einzelheiten, die noch in das Jahr

*) Der König scheint an dem unglücklichen Stücke doch Gefallen gefunden zu haben; er hat es sich noch nach Jahren und verhältnißmäßig sehr oft vorspielen lassen.

**) Siehe „Le Roman de Molière par Ed. Fournier. Paris, Dentu 1863“, Seite 168 u. f.

*) Donné 9 lv. à vn Capucin reuolté ou defroqué, p^r charité.

1660 fallen, Am 21. Februar gibt die Gesellschaft, „um den Frieden“) zu feiern“ eine öffentliche Gratisvorstellung und spielt den „dépit amoureux“ und „l'amour médecin“.

La Grange schließt das erste Jahr von Ostern 1659 bis 1660 recht vergnügt ab. Er hat in diesem Jahre 2995 L. 10 S. eingenommen.

Die alte Saison endigt mit einem Trauerfall und die neue beginnt mit einer erfreulichen Thatsache für die Truppe: am Charfreitag, 26. März, stirbt der brave Jodelet, der noch am 2. März in dem für ihn geschriebenen Stück: „Jodelet ou le maître valet“, aufgetreten war; dafür kehrte aber das Du Parc'sche Ehepaar, das sich während eines Jahres am Marais-Theater engagirt hatte, in den Kreis der Molière'schen Schauspieler zurück, und diese gewinnen in Du Parc einen vorzüglichen Komiker, in Frau Du Parc eine elegante, hübschöne und geistvolle Schauspielerin.

La Grange führt beim Beginn der neuen Saison die Tageskosten im Einzelnen auf, die zum Theil recht drollig sind. Der erste Thürsteher erhält 3 L. 10 S. pro Tag, der zweite 3 L. Die beiden Cassirerinnen — Erwerbsthätigkeit der Frauen! — erhalten zusammen 3 L., die Vogenschließerinnen 1 L. 10 S., der Decorateur bezieht 2 L. 10 S. Recht bescheiden sind die Kosten des Orchesters: 3 L. 10 S. — „violons“ bezeichnet es La Grange. Auch die Beleuchtung ist verhältnißmäßig nicht sehr kostspielig: die Talglichter kosten täglich 10 L., dafür wird das ganze Theater beleuchtet. Dagegen sind die Druckkosten für den Zettel verhältnißmäßig ziemlich theuer: sie beanspruchen eine jedesmalige Ausgabe von 7 L. 10 S. Der „gemeinliche Diener“ Charles erhält 15 Sous — der Unglückliche, der Diener aller Komödianten, und 15 Sous! Jeden Tag wird auch für ein Livre Brod, Wein und Thee angeschafft, damit sich die Schauspieler, die der Erfrischung bedürfen, in der Garderobe oder hinter den Couliissen regaliren können. Im Ganzen betragen die Tageskosten 42 L. 15 S.

Die Gesellschaft macht in den ersten Monaten, namentlich, wenn man die ungünstige Theaterzeit berücksichtigt, ziemlich gute Geschäfte.

Am 10. Oct. hatte die Gesellschaft ihre Vorstellung wie gewöhnlich im Theaterfaale des Petit-Bourbon gegeben. Da trat ein Ereigniß ein, das die Vorstellungen plötzlich unmöglich machte. Den Schauspielern, die nichts Arges ahnten und die durch keine Notification von dem bevorstehenden Ereigniß in Kenntniß gesetzt worden waren, wurde das Haus über dem Kopf abgebrochen!

Am 11. October machte der Architect Katabon den Anfang damit, den Theaterjaal ganz gemüthlich einzureißen. Der Flügel des Palais Petit-Bourbon, in dem sich der Theaterjaal befand, war allerdings durch königlichen Befehl dem Untergange geweiht, da der Architect, dem der Ausbau des Louvre übertragen war, erklärt hatte, daß dieser Theil des Palais niedergerissen werden müsse. Aber der König hatte nicht im Sinne gehabt, daß der Plan in der rücksichtslosesten und brutalsten Weise ausgeführt werden sollte. Der ruhige und leidenschaftslose La Grange kann seiner Erregung über das wirklich unerhörte Verfahren des Architecten Katabon kaum Herr werden. Als er die Thatsache berichtet, hebt er ausdrücklich und mehrfach hervor, daß der Saal von Katabon niedergerissen wird, „ohne daß er die Truppe benachrichtigt hätte, die sehr überrascht war, nunmehr ohne Theater dazustehen“.***) Die bestürzten Schauspieler wandten sich direct an den König. Dieser ordnete eine schleunige Untersuchung der Sachlage an. Katabon gab die Erklärung ab, daß der Saal für den ihm übertragenen Umbau des Louvre niedergerissen werden müsse; und da der innere Ausschmuck des Saales Privatgut des Königs sei, so habe er es nicht für nothwendig erachtet, mit den Komödianten in Unterhandlungen sich einzulassen. Wie man sieht, war Katabon für ein beschleunigtes Verfahren. „Die Boswilligkeit des Herrn Katabon war offenbar,“

*) Es ist jedenfalls der sogenannte Pyrenäische Friede (Nov. 1659) gemeint.

**) Sans en avertir la Troupe qui se trouva fort surprise de demeurer sans Theatre.

fügt La Grange dieser Mittheilung hinzu.**) Die Schauspieler hatten sich durch ihre Erfolge bereits die Gunst des Königs erworben, und der König sah ein, daß ihnen grausam mitgespielt worden war. Er befahl daher, daß denselben der Theaterjaal des Palais Royal überwiesen würde und daß Katabon schleunig die Reparaturen in Angriff nähme, die für die Benutzung dieses Saales erforderlich wären.

Sie waren allerdings sehr erforderlich! Der einst so schöne Theaterjaal, den Richelieu erbaut hatte, war in einem entsetzlichen Zustande. Die Balken waren halb verfault und die Hälfte des Saales war nahezu ein Trümmerhaufe.***)

Die Ausbesserung des Saales währte bis Ende Januar 1661, also über ein Vierteljahr. Sie legte den Schauspielern große Lasten auf, sie mußten die Kosten des Umbaus tragen, die für ihre Verhältnisse sehr erheblich waren, und darüber ging dann obenein noch die beste Theaterzeit ungenützt vorbei.

Auf alle diese Beschwerclichkeiten, welche die Mitglieder Molière's sehr verstimmen mußten und sie momentan geradezu in materielle Bedrängniß brachten, hatten die concurrenden Gesellschaften vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater gerade speculirt. Die beiden Schauspielergesellschaften unterschätzten die Concurrenz, die ihnen in der Molière'schen Truppe erwachsen war, keineswegs und waren nicht blind genug, um die hervorragenden Talente, die Molière um sich zu sammeln verstanden hatte, zu verkennen. Es konnte also nicht Wunder nehmen, daß jetzt der Versuch an die obdachlos gewordenen Schauspieler herantrat, und daß den einzelnen Mitgliedern vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater glänzende Anerbieten gemacht wurden. Aber Molière hatte sich bei seinen Leuten schon eine solche Autorität und eine solche Liebe erworben, daß diese allesammt fest zu der Fahne ihres Führers hielten. Unter seinen Zwölfen fand sich kein Judas, der den Herrn verräth. Die treuherzigen Worte, mit denen La Grange diese Thatsache berichtet, haben geradezu etwas Rührendes. Er schreibt:

„Die alle diesen Stürmen ausgesetzte Truppe mußte sich noch wehren gegen die Zersplitterung, welche die andern Schauspieler vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater unter ihnen anzustiften suchten, indem diese ihnen verschiedentliche Anerbietungen machten, um die Einen in dieses, die Andern in jenes Lager hinüberzuziehen. Aber die Truppe Sr. K. Hoheit blieb fest; alle Schauspieler liebten den Herrn von Molière, ihren Führer, der mit einem Verdienst und einer Fähigkeit, die über das Gewöhnliche weit hinausragten, eine Wiederkeit und ein entgegenkommendes Wesen verband, daß sie allesammt dazu bestimmte, ihm die feierliche Versicherung zu geben, daß sie sein Schicksal theilen und ihn niemals verlassen wollten, welche Anerbieten man ihnen auch machen könnte, und welche Vortheile sie auch anderweitig finden möchten.“***)

Die Gesellschaft gab während des Umbaus verschiedene Privatvorstellungen bei hohen Herrschaften. Wir zählen 8 in den drei Monaten. Sie erzielten damit eine Einnahme von 2115 L. Diese Summe wurde durch die Baukosten bis auf Heller und Pfennig verschlungen. Und damit hatte nur ein Theil der Baurechnungen bezahlt werden können. Vom Januar bis April mußte die Gesellschaft für den Bau noch weitere Zahlungen leisten; und zwar finden wir sieben verschiedene Notizen La Granges, welche die erheblichen Auslagen für den Bau nachweisen.

*) La melchante intention de Mr de Ratabon estoit apparente.

**) Il y avoit trois poutres de la charpante pouries et estayées, et la moitié de la salle descouverte et en ruine.

****) La Troupe, en butte à toutes ces bourasques, eust encor à se parer de la diuision que les autres Comédiens de l'Hostel de Bourgogne et du Marais voulurent semer entr' eux, leur faisant diuerses propositions pour en attirer les vns daas leur party, les autres dans le leur. Mais toute la Troupe de MONSIEUR demeura stable; tous les acteurs aymoient le Sr de Molière leur chef, qui joignoit à vn merite et vne capacité extraordinaires vne honnesteté et vne maniere engageante qui les obligea tous à luy protester qu'ils vouloient courir sa fortune et qu'ils ne le quitteroient jamais, quelque proposition qu'on leur fist et quelque auantage qu'ils pussent trouuer ailleurs. (Régistre p. 26.)

Auch der König, der an der Gesellschaft sein lebhaftes Interesse wiederholt bekundet hatte, ließ dieselbe fünfmal im Louvre und einmal in Vincennes spielen und zahlte ihnen dafür ein Honorar von 3000 L. Diese Summe wurde unter die Schauspieler, die doch etwas zu ihrem Leben haben mußten, vertheilt und auf jeden der zwölf Theile kamen demnach 250 L. für die drei Monate, also 83 L. 7 S. für einen Monat — etwas weniger als ein Viertel des Betrages, den die guten Monate in den folgenden Jahren den Schauspielern einbrachten.

Unter diesen Vorstellungen vor dem Könige ist eine: die am 26. October 1660 im Louvre gegebene, besonders bemerkenswerth. Man spielte den „Unbesonnenen“ und die „Précieuses“ in den Gemächern des Cardinals Mazarin. Der kranke Cardinal saß in einem Sessel, um sich die Komödie anzusehen; der junge König sah dem Spiele stehend zu und stützte sich auf die Lehne des Sessels, in dem der sieche Greis im Scharlach, der nur noch drei Monate zu leben hatte, dem übermüthigen Spiele Molières und seiner Genossen folgte. Welch ein Bild für einen Historienmaler! Der sterbende Cardinal und der blutjunge König als Zuschauer einer Posse, die Molière im Louvre aufführt! Die Notiz von La Grange über diese interessante Vorstellung lautet:

„Le Mardy 26 Octob. (1660) — L'Estourdy et les Pretieuses chez Son Eminence au Louvre. M^r le Cardal, Mazarin qui estoit malade dans sa chaise. Le Roy vit la Comedie debout, incognito, appuyé sur le dossier de la chaise de S. E.“

Am 20. Januar 1661 wurde das renovirte Theater des Palais Royal mit der Aufführung des „Liebeszwistes“ und des „Hahnrei in der Einbildung“ eröffnet. Die schwere Zeit war vorüber, die Gesellschaft war wieder unter Dach und Fach und sollte bis zum Tode ihres Chefs in der neuen Behausung bleiben — zwölf wechselvolle Jahre, bis Ostern 1673.

(Fortsetzung folgt.)

Jack.

Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet.

Ein „Buch des Mitleides, des Jornes und der Ironie“ nennt Alphonse Daudet in der Widmung an Gustav Flaubert sein neuestes Werk, welches er sieben unter obigem Titel bei Dentu in Paris hat erscheinen lassen. Wohl ist der Autor genugsam berechtigt zu solcher Bezeichnung, aber schon durch dieselbe verkündet er uns, daß seinem Werke jenes Höchste fehle, — das untrügliche Merkmal echter Dichtung: die versöhnte und versöhnende Milde, welche nach den Gewittern des Kampfes den Regenbogen des Friedens emporsteigen läßt.

Dem wie die allschaffende Gotteskraft der Natur gerade durch das endlose Ringen und Vergehen ihrer Einzelwesen das ewige Bestehen und die ungetrübte Harmonie ihrer Ganzheit bekundet, so soll auch die echte Dichtung aus dem Kampf und Untergang der Individuen die unverkümmerte Herrlichkeit der Individualität hervorleuchten lassen; eine Forderung, welche am glücklichsten in Goethes tiefinnigem Worte enthalten ist:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.“

Dies Entföhnen der menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit mangelt dem Daudet'schen Romane, und deshalb scheiden wir von ihm nicht mit erhebendem, befreitem Gefühle, sondern tief traurigen, beängsteten Herzens. Die Götter unseres Dichters sind nicht die milden Unsterblichen, welche „der Menschen weitverbreitete, gute Geschlechter lieben und ihnen gerne ihres eigenen, ewigen Himmels mitgentesendes, fröhliches Anschau eine Weile gönnen und lassen“, nein, es sind die finsternen, rächenden Gewalten, welche „ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern wenden und es vermeiden, im Enkel die ehemals geliebten, stillredenden Bünde des Ahnherrn zu sehen“.

Dem nicht für eigne Schuld büßt der Held des Daudet'schen Romanes, sondern für die Schuld seiner Eltern. Seinen Vater hat der arme Jack nie gekannt, und seine Mutter, eine echte Cocotte, scheint selbst nicht zu wissen, wer der Erzeuger

ihrer Kindes. Wohl liebt sie ihren Sohn, wohl ist sie bemüht, aufs Beste für ihn zu sorgen, aber ihre eitle, flatterhafte Natur, ihr beschränkter, durch Aeußerlichkeiten leicht geblendeter Sinn befähigen sie nicht zu einer Leiterin durch das Leben. Und vollends seit sie in rückhaltloser Liebe für den gedehnten, schwachköpfigen d'Argenton erglühte, verläßt sie ihre Mutterpflicht aufs Größste und überläßt jenem selbstgefälligen Egoisten die Sorge für ihr unerzogenes Kind. So wird denn der arme Jack vom Mutterherzen losgerissen, frühzeitig hinausgestoßen in ein rauhes, feindliches Leben, bis er, nach einer Jugend voll Trübsal und Demüthigungen, kaum zwanzig Jahre alt in der Charité zu Paris an der Schwindsucht stirbt. Und ihm, der seine Mutter trotz aller Leiden aufs Kindlichste geliebt, ihm, der ganz für sie zu leben entschlossen war, ihm entringt sich, als sie ihn auch auf dem Sterbebette allein läßt, die tief schmerzliche Anklage: „Ich sage Euch, sie wird nicht kommen. Ihr kennt sie nicht, sie ist eine schlechte Mutter. Alles Traurige, was ich in meinem Leben erfahren, rührt von ihr her. Mein Herz ist eine einzige Wunde von all den Schlägen, die sie ihm zugefügt. Als ihr Wuhle nur vorgab, krank zu sein, eilte sie sogleich zu ihm und wollte ihn nicht verlassen. Ich, ich sterbe, und sie kommt nicht. O böse, böse, schlechte Mutter! Sie hat mich getödtet, und sie will mich nicht einmal sterben sehen.“

Freilich weiß der arme Jack nicht, daß seine Mutter, noch unglücklicher als er, gerade jetzt auf dem Wege zu ihm ist, herbeigerufen von der wackeren Frau Belisaire. Bisher hatte der egoistische d'Argenton keinen Boten aus der Charité zu ihr gelangen lassen. Aber als sie jetzt, bei der Rückkehr von einem Concert, die Wahrheit erfährt, da eilt sie in voller Toilette, ohne sich umzukleiden, zu ihrem sterbenden Sohne. Wohl schauert ihre weiche Natur mit einem „Ich habe Furcht“ vor dem Krankensaale zurück, aber die energische Frau Belisaire treibt sie ungestüm vorwärts. Zu spät! Jack hört ihren lieblosenden Ruf nicht mehr, und auf ihren verzweifelnden Ausschrei „Tödt?“ antwortet der brave Doctor Rivals mit schrecklicher Stimme: „Nein, erlößt!“

Sa wohl, erlößt! Erlößt von einem Leben, das durch die eigne Mutter unrettbar vergiftet. Jenes harte, aber wahre Wort, welches Frau Belisaire zu Ida de Barancy auf dem letzten Wege spricht, drängt sich auch dem Leser nach der Lectüre des Romanes unwillkürlich auf die Lippen: „Frauen wie Ihr sollten eigentlich keine Kinder haben.“ Aber da die Mannesliebe nicht das Vorrecht der Griesebach'schen Mondeesliebe besitzt, „keine Neue, keine Kinder zu zeugen“, darf auch der moderne Dichter die Wirrnisse und Conflicte behandeln, welche zwischen Mutterpflicht und Cocottenthum entbrennen.

Meines Wissens ist Alphonse Daudet der erste Schriftsteller, welcher ein derartiges Thema fundamental angefaßt hat. Goethe rettet seine Philine noch rechtzeitig in den Hafen der Ehe mit einem Liebenden, geliebten Manne, und andere Autoren haben diese Frage wohl flüchtig berührt, nie aber unausweichlich zu beantworten gesucht. Gern mag zugestanden werden, daß in unserem socialen Leben diese Frage noch nicht zu einer so brennenden geworden, wie in Frankreich, aber schwerlich kann man sich der Ueberzeugung verschließen, daß auch unser gesellschaftlicher Körper an dieser Wunde leide, und daß wir dem Arzte nicht zürnen dürfen, welcher dieselbe schonungslos aufdeckt.

Dem nur das Bessere thut Alphonse Daudet, ohne ein Heilmittel anzugeben. Mit jenem unerbittlichen Realismus, welchen er schon in seinem preisgekrönten Roman „Fromont jeune et Risler aine“ bekundet, zeigt er auch hier den Schaden, ohne eine Abhilfe zu nennen. Ida de Barancy ist eine Gefallene, wie wir deren zu Tausenden in großen Städten antreffen, und es ist ein meisterhafter Zug des Dichters, daß er uns mit keiner Vorgeschichte aufhält, uns keine mehr oder minder alltägliche Führungsgeschichte erzählt, sondern sogleich klar und scharf das Thema aufstellt: Cocottenthum und Mutterpflicht. Wohl mag man sagen, das sei kein Thema für die heranreifende Jugend, aber Platen hat Recht mit seiner Forderung an die Poeten, „für denkende Männer, für großfühlende Frauen“ zu dichten.

Ohne Beschönigung, ohne den Glorienschein, welchen schwäch-

lichere Dichter so gern um das Laster weben, stellt Daudet ein erschütternd wahres Bild vor uns hin. Seine Heldin wird nicht durch aufopfernde, bis in den Tod getreue Liebe geläutert, sie ist keine wenige Sünderin, deren sich die Gottheit freut, sie wird nicht „mit feurigen Armen zum Himmel empor“ gehoben; nein, sie ist ein gutberziges, leichtlebige Geschöpf, welches sich wohl fühlt in ihrer Welt der Hohlheit und des Schwindels, ohne Verlangen nach einem besseren, menschenwürdigeren Dasein. Ja, als sie in einer Stunde der Selbsterkenntnis ihrem verächtlichen Heim entflieht und sich zu ihrem Sohne rettet, da beschleicht sie in dieser sittenreinen, arbeitsamen Umgebung gar bald die Langeseweile, und sie kehrt zurück zu ihrem schlüpfrigen d'Argenton und seinen verwerflichen Kameraden. Hier herrscht dieselbe Unerbittlichkeit wie in Emil Augier's „Le mariage d'Olympe“: Die echte Courtisane ist in der guten Gesellschaft nicht zu rehabilitieren. Auf Olympia Taverny paßt gleichmäßig wie auf Ida de Barancy das kernige Wort der Bibel von dem Schwein, welches sich nach der Schwemme wieder in dem Kotze wälzt.

So führt denn Ida mit d'Argenton und seinem Anhang ihr verächtliches Leben weiter, und der Schluß des Romanes eröffnet uns eine endlose Perspektive in immer tiefer und tiefer sinkendes Laster. Aber daß dieses Laster ein so reines und gesundes Leben wie das armeu Jack bis zu Tode vergiften konnte, daß wir diesen braven, hochbegabten Jüngling nach allem Kämpfen, nach allem Emporarbeiten so kläglich nur um seiner Mutter willen sterben sehen, das ist es, was dem Daudet'schen Romane jene verjöhnende Milde raubt, welche das Ringen und Leiden des Einzelnen unter den Frieden des Alls zu bannen weiß. Wohl liegt dieser Fehler tief in dem einmal gewählten Stoffe begründet, und jener lebhafteste Streit, welcher jüngst über das Hermann'sche Gemälde „In der Morgendämmerung“ entbrannte, könnte sich über unseren Roman von Neuem erheben. Aber wenn man das scharfe Aufstellen eines Conflictes, die Unerbittlichkeit künstlerischer Logik, die vollendete Technik in Pinselführung und Farbengebung immerhin als Kennzeichen einer Meisterschaft ersten Ranges zugestehen muß, dann wird man auch den Daudet'schen Roman als eine außerordentlich hervorragende Schöpfung begrüßen.

Und durch wie liebenswürdigen Humor hat der Autor den tiefen Jammer seiner Erzählung zu mildern gewußt! Während uns die Thräne des Mitleids im Auge blinkt und die Ader des Zornes an der Stirne schwillt, läßt er das Lächeln heiterster Ironie über unser theilnehmendes Antlitz gleiten. Freilich zeigt sich die humoristische Begabung des Autors fast ausschließlich in den Episoden und Nebenfiguren, aber hier auch mit einer Meisterschaft, die ihn würdig neben Charles Dickens stellt. An letzteren erinnert er dies Mal besonders durch seine Schilderungen des Gymnasiums Moronval, welche ihre Ähnlichkeit mit den verwandten Szenen aus „Nicolaus Nickleby“ nicht verleugnen können. Moronval stammt ebenso in directer Linie von Squeers ab, wie Madou-Ghezö von Smike. Aber der Schüler hat hier den Meister übertroffen. Madou-Ghezö allein ist eine Schöpfung ersten Ranges. Dieser arme Bögling des Gymnasiums Moronval, dessen Pensionäre (die sogenannten „kleinen warmen Länder“) sich vorwiegend aus den überseeischen Colonien rekrutirten, ist ein echter Prinz von Dahomey und wird als lebende Reclame für die Anstalt benützt. Aber seit sein Vater von den Achantis entthront worden, sank Madou im Pensionat von dem Range einer „Königlichen Hoheit“ zu dem eines Bedienten hinab, der unter Moronval's Stockschlägen die niedrigsten Arbeiten verrichten muß. Nur Eins tröstet ihn in seinem Elend: er besitzt sein „gri-gri“, ein Amulet von seiner Tante Perika, welches ihm einst zu dem väterlichen Throne verhelfen werde, wenn er es nicht verliere. Leider aber verliert der arme Madou sein Grigri, als er sich dem unerträglichem Pensionatsleben durch Flucht entziehen will. Er wird zu seinem Peiniger zurückgebracht, und ein milder Tod setzt seinem sonst unabsehbaren Leiden ein frühes Ende. Noch einmal muß er der Anstalt zur Reclame dienen; als „Königliche Hoheit“ wird er mit Pomp beerdigt, die Zeitungen bringen aus Moronval's Feder Nekrologe über ihn, und Moronval selbst endet seine

Leichenrede am Grabe des armen, geknechteten Knaben mit dem stolzen Worte: „Er war ein Mann.“

Dies nur eine der zahlreichen Episoden, welche dem Buche einen unendlichen Reiz verleihen. Nicht minder reizvoll sind die Episoden mit Belisaire, Frau Weber, Vater Roudie, Clarisse, Zénarde und Mangin. Und über Alles hat ein tiefes, echt männliches Gemüth einen Zauber gebreitet, der uns unwiderstehlich in seinen Bann zwingt. Nach dieser Richtung hin streckt in Daudet ein stark germanisches Element. In der Wahl des Stoffes, in der streng realistischen Wiedergabe des Lebens bekundet er den Franzosen; aber in dem heiligen Ernst, in dem gerechten Zorne, in dem warmen, humorvollen Gemüthe zeigt er sich als Geistesverwandten der Germanen. Und eben dadurch verlieren auch seine Romane trotz ihres anrüchigen Stoffes jeden Beigeschmack des Trivolen, Picanten; sie sind im besten Sinne des Wortes feinsch und sittlich.

Diese feinsch Sittlichkeit documentirt sich auch in den zornigen Fußtritten, welche den d'Argenton, Labastindre, Dirich, Moronval ertheilt werden; „catilinari'sche Exorzismen“, deren selbstgezügiges Schmarogerleben höchst ergötzlich geschildert und mit den verdienten Fußtritten bestraft wird. Das ist die Sphäre, in welcher sich die Cocotte heimlich fühlt; um des jämmerlichen d'Argenton willen verläßt Ida de Barancy das sorglose, behagliche Leben, welches ihr die Freigebigkeit eines alternden Gönners bereitet hatte. Dieser seine Zug von Größe söhnt uns etwas mit dem gefallenem Weibe aus; sie liebt einen Unwürdigen, aber diese Liebe macht sie wenigstens stark genug, um eine gesicherte Existenz einer fragwürdigen Zukunft zu opfern und dem einmal Erwählten fortan treu zu bleiben.

Freilich, für den armen Jack (ausdrücklich Jack, nicht Jacques, denn sein Vathe war Lord Peambock) sind die Tage des Glückes vorüber, seit seine Mutter um d'Argentons willen plötzlich mit dem reichen Gönner gebrochen. Von der bevorzugten Stelle im Gymnasium Moronval sinkt er, ähnlich wie Madou-Ghezö nach der Entthronung seines Vaters, immer tiefer. Er entflieht aus der Pension am Begräbnistage Madou's und gelangt, glücklicher als dieser, nach beschwerlicher Wanderung zu seiner Mutter, welche in Etiolles mit d'Argenton ein Landhaus bewohnt. Hier verlebte er eine fröhliche Jugendzeit, verjöhnt durch die Liebe seiner Mutter, durch die Freundschaft des braven Doctor Rivals und seiner Enkelin Cécile. Aber der egoistische d'Argenton, welcher seit Anfang an den von einem unbekanntem Vater erzeugten Sohn seiner nunmehrigen Maitresse mit Haß verfolgte, weiß das Kind aufs Neue von der Mutter zu trennen und den armen Knaben, dessen reiche Fähigkeiten sich unter Doctor Rivals Leitung wunderbar entwickelten, in die Maschinenfabrik von Fndret zu stecken. Jetzt beginnt für Jack ein Leben mühevollster Arbeit; von der Fabrik geht er als Heizer auf ein Dampfschiff, sinkt hierbei zum Trinker hinab, macht die Reise um die Erde, ohne je aus dem dunklen Kohlenraume heraus zu kommen, leidet Schiffbruch, kehrt krank zur Mutter zurück, gesundet wieder, wird Mechaniker und studirt nebenbei Medicin, um dereinst in Etiolles Nachfolger des Doctor Rivals werden zu können, träumt von einem glücklichen, gemeinsamen Leben mit seiner Mutter und der von ihm heiß geliebten Cécile Rivals, wird aufs Neue enttäuscht und stirbt endlich, körperlich und geistig gebrochen, in der Charité, während Rivals und Cécile die letzten Liebesblicke in sein erlöschendes Dasein fallen lassen.

So endete nach glücklicher Kinderzeit das an Arbeit, Leiden und Demüthigungen überreiche Leben des Sohnes der Cocotte. Das Laster der Mutter war der Fluch seines Daseins; ähnlich, aber schonungsloser wie in desselben Autors „Le petit Chose“, den man gleichsam als Vorläufer zum „Jack“ betrachten kann, wird die Sünde der Eltern an dem Kinde heimgesucht. Wie eine Anklage gegen die Mutter tönt der Schmerzensschrei des Sohnes aus dem Daudet'schen Roman, und letzterem dürfte der Verfasser das pessimistische Wort Muffet's als Motto voransehen:

„Ce n'est vraiment pas vrai que tout soit pour le mieux.“

Otto Franz Gensichen.

Das Costümfest der Münchener Künstler.

Nach ziemlich langer Unterbrechung (das letzte fand im Jahre 1858 statt) hat München wieder eines seiner großartigen Künstlerfeste gefeiert, wie sie in solcher Ausdehnung und namentlich unter so allgemeiner Theilnahme aller Gesellschaftsclassen, „vom Bornehmsten bis zum Künstler herab“, ja noch „tiefer“ hinunter, in der That nur in der bayerischen Hauptstadt geplant und durchgeführt werden können, wo die anderwärts so beliebte Scheidung nach gesellschaftlichen Classen oder Casten, trotz einiger neuerer Anläufe in dieser Richtung, zum Glück noch immer nicht festen Fuß gefaßt hat, und gerade durch die neueste Entwicklung der Stadt, die vor Allen ein Zustromen von kaufmännischen und künstlerischen, also unabhängigen Elementen veranlaßt hat, das früher vorherrschende Militär- und Beamtenhum entsprechend zurückgedrängt wurde. Von dem Feuereifer, dem aufrichtigen Enthusiasmus, und der jede nöthige Kritik zum Schweigen bringenden Hingebung, mit der hier alle Welt an dem Gelingen eines solchen Festes mitarbeitet, kann man im kühleren Norden sich wohl kaum eine richtige Vorstellung machen; die politischen und religiösen Kämpfe, ja sogar die Strafgesetznovelle, die übrigens bei dem geringeren Eifer unserer Staatsanwälte und der Aburtheilung aller Freiprocesse durch Schwurgerichte (auf wie lange wohl noch?) hierzu Laube stets zu wenig ernst genommen wurde, waren factisch in den letzten vier Wochen vor der „Costümfrage“ in den Hintergrund getreten.

Die Herren Künstler hatten nämlich die Sache ganz ungeheuer ernst genommen, und die wiederholten Erklärungen des Comités in den öffentlichen Blättern, daß die Träger aller „unechten“ Costüme ohne Gnade und Barmherzigkeit vom Eintritt ausgeschlossen werden würden, hatten manches nicht ganz reine Gewissen aufgerüttelt und manches schuldbehaftete Herz zu der selbstqualerischen Frage getrieben, ob nicht das gewählte Costüm am Ende doch mit den Producten der Herren Theatercostümiere oder den Schätzen der Maskenverleiher eine compromittirte Ähnlichkeit aufzuweisen habe? Denn so bisfidel ist man in hiesigen Künstlerkreisen schon längst geworden, daß Theatercostüme sub rosa kurzweg als „Schund“ bezeichnet werden, und daß die funkelangelneuten Toiletten, in denen einige hervorragende Mitglieder der Hofoper erschienen waren, und die den vollen Beifall der Uneingeweihten ernteten, von kompetenter Seite nur ein sehr verständliches Achselzucken erregten.

Da die Darstellung der Hochzeit Kaiser Karls des Fünften den Mittelpunkt des Festes bilden sollte, war für alle Theilnehmer das Costüm der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vorgeschrieben worden, und es stellte sich bald heraus, daß die Künstler dem großen Publicum und namentlich der Damenwelt mit Rath und That beistehen mußten, wenn sie ihre hochgespannten Forderungen durchzuführen wollten. Es wurden daher ungefähr sechs Wochen im Voraus im Kunstverein und im Festlocale selbst von den ausgezeichnetesten Künstlern verfertigte Aquarellskizzen der verschiedensten Costüme jener Zeit ausgestellt und ein permanentes Künstlercomité gebildet, das sich dem Publicum zur Verfügung stellte, um die Auswahl der Stoffe zu erleichtern, die Farbenzusammensetzung, den richtigen Schnitt, die stilgemäße Verzierung der Gewänder „zu überwachen“, lauter Dinge, deren capitale Wichtigkeit nur durch die eindringendsten und oft wiederholten Vorstellungen dem Privateigentwillen gegenüber erhalten werden konnte. Die Herren haben gar oft einen harten Stand gehabt und schmählichen Landaun geerntet, z. B. wenn sie einer Dame, die triumphierend einen eben gekauften kostbaren Stoff aufwies, den Rath geben mußten, die allzu aufbringliche Farbe und das zu moderne Aussehen durch Eintauchen in Wasser oder Schleifenlassen an der Sonne zu curiren, wodurch allein jene „Farbenharmonien“ entstehen, die dem ungebildeten Auge vollständig entgehen, ohne welche aber das prächtigste Gewand vor Künstleraugen keine Gnade findet. Und erst die heftigen, mit der wüthlichen Schneider- und Kleidermacherinnengilde zu bestehenden Kämpfe! Ich glaube fast, daß die seit dem Künstlerfeste unter jenen ehrenwerthen Persönlichkeiten eingerissene Erbitterung bis zum jüngsten Tag dauern wird. Eine hochberühmte Kleidermacherin wenigstens, die auf den sitzreichen Einfall gerathen war, die zahllosen Schlitze eines prächtigen Damencostüms mit — untergelegtem Goldpapier und je einem aufgenähten Knopf zu verzieren, und dafür von dem in gerechtem Grimme auflobernden künstlerischen Beirath der betreffenden Dame mit den ehrenrührigsten Titulaturen überhäuft wurde, hat das heilige Gelübde gethan, nie mehr „mit einem Maler zusammen zu arbeiten“. Andere dagegen, von ihrem

guten Willen fortgerissen, hielten sich so getreu an die ihnen vorgelegten Zeichnungen und Photographien, daß sie auch die auf denselben befindlichen Verkürzungen, wieder zum größten Entsetzen ihrer Eltern, aufs Genäteste copirten! — So viele Besucher, wie in den letzten sechs Wochen, hat das Kupferstichcabinet in der k. Pinakothek wohl in einem ganzen Jahre nicht gesehen, und namentlich Holbeins und Albrecht Dürers Werke, die aus einer Hand in die andere wanderten, müßen wohl deutliche Spuren dieser heißen Tage davongetragen haben.

Das Fest fand, wie gesagt, im k. Odeon statt, dessen Hauptaal, wohl der größte und schönste seiner Art in ganz Deutschland, in dem oft fünf- bis sechshundert Paare zugleich tanzen, durch eine Reihe ungeheurer, von den Künstlern mit unfäglicher Mühe hergestellter imitirter Gobelins und eine Unzahl von Waffen und anderen Decorationsstücken zu einer mittelalterlichen Turnierhalle umgewandelt war, und an dessen einem Ende, von Galerien für „der Damen blühenden Kranz“ umgeben, der prächtige Thron für Kaiser Karl und seine Braut Isabella aufgeschlagen stand. Schon um halb sechs Uhr erfolgte, bereits von einer riesigen Wagenburg mit Ungebulb erwartet, dieöffnung des Saales, und genau um fünf Uhr Morgens ließ das unsichtbare (in dem Wagnerischwärmenden München versteht sich das von selbst) Orchester seine letzte Tanzweise erschallen; zwölf Stunden des rauschendsten Vergnügens, gewiß auch für den Unerfährtesten des Guten mehr als genug!

An der Pforte hielten sechs verummte Hühner mit hohen, spitzen Kapuzen, in München und Wien „Eugelmänner“ genannt, scharfe Musterrung der Eintretenden, um die trotz aller Warnungen etwa doch sich einfindenden „Masken“ abzuweisen, und um die nicht früher schon hierzu bestimmten Träger und Trägerinnen der schönsten Costüme für den kaiserlichen Hochzeitzug einzufangen, was nicht ganz leicht war, da bei diesem Anlasse sogar die Damen lieber sehen als gesehen sein wollten. Dieser Zug, der Mittelpunkt des ganzen Festes, der etwa 3—400 Mitglieder zählte, bestand aus mehreren Landknechtcompagnien, Jägern und Bauern mit ausgestopften Bären und Ebern, aber lebenden Hunden, Hundwerkern, Bürgern und Rathsherrn mit ihren Frauen, dem hochnothpeinlichen Halsgericht mit Henken und Folterwerkzeugen (in Erinnerung an die berühmte Carolina, die Halsgerichtsordnung Karls I., die sich die Justizcommission des Reichstags hoffentlich nicht allzuwohl zum Vorbild nehmen wird), dem päpstlichen Legaten mit großem Gefolge, den Reformatoren, den Künstlern, Gelehrten und Fürsten jener Zeit mit ihren Gemahlinnen (Albrecht Dürer, Holbein, Erasmus, Hutten, Paracelsus, Frundsberg, Götz von Berlichingen, der Kurfürst von Sachsen und Bayern u. s. w., endlich Festungsfrauen und Pagen in großer Zahl mit brennenden Fackeln, die den mächtigen Triumphwagen des Kaiserpaars umgaben. Diejenigen, welche meinen katholischen Landsleuten es noch immer verargen, daß sie den Culturkampf nicht in seiner vollen Schärfe auffassen und bei derartigen Gelegenheiten vollständig zu den Alten legen, werden mit Enttäuschung und Erkennen vernehmen, daß der gewaltige, reich vergoldete kaiserliche Prachtwagen von keinem Anderen, als dem Häuptling der Münchener Ultramontanen, dem Hofvergolbter Radspieler, für die in ihrer großen Mehrzahl gewiß nichts weniger als ultramontan gesinnten Künstler unentgeltlich verfertigt und von ihnen dankbar acceptirt wurde.

Alle historischen Persönlichkeiten des Zuges wurden, so weit möglich, von Soldaten dargestellt, die mit den uns erhaltenen Bildnissen aus jener Zeit Ähnlichkeit besitzen; namentlich der Darsteller Karls I., ein naher Verwandter des großen Meisters Raubach, erfreute sich eines so finstern gerunzelten Gesichtes und einer so drohend herabhängenden Unterklippe, wie nur Wenige aus der Reihe der spanischen Habsburger.

Eine prächtige maurische Gesandtschaft, zu welcher die ziemlich zahlreiche Schar der hier lebenden griechischen, sarmatischen und sonst zu den „interessanteren“ Nationalitäten gehörenden Künstler vorzugsweise verwendet wurde, die kostbare Geschenke ihres Heimathlandes zu Füßen des Kaiserpaars niederlegten, und ein Turnier auf künstlichen Rossen von, wie mir schien, allzu kolossaler Größe ausgeführt, schloß sich dem kaiserlichen Hochzeitzuge an. Dem Schauspiel wurde indessen durch die mit einem lustigen Walzer einfallende Musik ein Ende gemacht; Kaiser und Kaiserin verließen den vorher mit großer Würde behaupteten hohen Thronstuh, und im Nu löste sich ihr glänzendes Gefolge auf, in brausendem Walzer hinter ihnen drein tanzend, von welchem Augenblicke an der Tanzjubel alle weiteren Versuche, durch Prologe, weitere Vorträge u. dgl. zur Unterhaltung der Menge beizutragen, zugleich vereitelte und überflüssig machte. Nur der brave Zehel, der fürchterlich schrie und gestien-

irte, vermochte sich noch mit Mühe Gehör zu verschaffen, aber in die mächtige Riste slog kein einziges Scherlein, obgleich er zuletzt mit „Nickeln“ sich begnügen zu wollen erklärte, und so warf er denn zuletzt seinen gesammelten Abfallstrom unter die Menge und machte sich aus dem Staube.

Auch dieses Fest hat, wie alle seine Vorgänger, den Beweis geliefert, daß selbst jetzt noch bei gutem Willen und geschickter Leitung eine freie und fröhliche Vereinigung der verschiedensten Gesellschaftsclassen, ein wenigstens zeitweiliges Vergessen aller trennenden Unterschiede erreicht werden kann. Unter den etwa fünfzehnhundert Theilnehmern dieses Festes befanden sich die vornehmsten Damen des Hofes und des Adels neben sehr bescheidenen Bürger- und Künstlerfrauen, streng katholische Familien neben den Spigen des Liberalismus, Officiere, Beamte, Künstler, Journalisten sogar, und Alle verkehrten in einer so fröhlichen, ungezwungenen (von dem sonst unvermeidlichen Vorgestellwerden war gar keine Rede) und natürlichen Weise, wie sie eben nur in einem wesentlich künstlerischen Mittelpunkt, und (nichts für ungut!) im heitern, unbesümmerten, in socialer Hinsicht geradezu demokratisch angelegten Süden des deutschen Vaterlandes möglich ist.

Charakteristisch für den bei einem solchen Feste herrschenden Ton und die unwiderstehlich sich geltend machende Gleichheitsstimmung ist es jedenfalls, daß sowohl unter den Festtheilnehmern wie im größeren Publikum vielfach das Gerücht verbreitet war, Se. Maj. der König selbst, der die erhaltene Einladung weder angenommen noch abgelehnt hatte, sei zuerst, im Domino erschienen, trotz der Abgabe einer auf einen sehr bekannten Hofcavalier lautenden Karte, von den „Eugelmännern“ zurückgewiesen worden, und habe sich dazu bequemen müssen, eben einen solchen Hüßeranzug, bei dem allein das Gesicht verhüllt bleiben konnte, anzulegen. Gott weiß, wie das Märchen entstanden sein mag, vielleicht durch das Benehmen eines dieser Hüßerbüchse, der, mit Niemandem sprechend, mit stolzen Schritten, in denen Viele Ähnlichkeit mit dem Gang des Königs finden wollten, im Saale auf- und abwandelte und nach einigen Stunden wieder verschwand; und nun glaubt das gute Publikum steif und fest, der König habe auf diesem für gekrönte Häupter allerdings sehr ungewöhnlichen Wege das Künstlerfest mit seiner Gegenwart beehrt.

Die Prinzen und die jüngeren Prinzessinnen des kgl. Hauses wohnten demselben in einer im Saale errichteten besonderen Loge bei, und zwar, was sich sonderbar genug ausnahm, in moderner Balltoilette. Namentlich die beiden reizenden Requisiten unserer modernen Herrentracht, der Frack und die steife weiße Cravatte, konnten den Vergleich mit den Hunderten von kleidsam-prächtigen Renaissancecostümen nicht aushalten und sahen, um es offen zu gestehen, barbarischer aus als je. S. M. H. die Prinzen Luitpold, Ludwig und Leopold hatten wohl keine Ahnung, wie energisch sie an diesem Abende für die Abschaffung dieser philiströsen Kleidungsstücke plaidirten, und selbst die beiden Prinzessinnen Maria Theresia und Maria (Gemahlin des Herzogs Karl Theodor) haben wohl niemals mit geringerem Erfolg eine elegante Ballrobe getragen. — Die Anzahl der Theilnehmer an dem schönen Feste betrug, trotz des in hiesiger Stadt unerhörten Preises von 20 Mk. für die Familien-, 10 Mk. für die Herrenkarte, über fünfzehnhundert. Am nächsten Tage besuchten, bei einer Eintrittsgebühr von allerdings nur 20 Pf., an 19,000 Personen das kgl. Odeon, um die Decoration des Saales in Augenschein zu nehmen; die erzielte Einnahme von fast 4000 Mk. überließen die Künstler großmüthig der gemeindlichen Armenpflege.

Ch. Weber.

Aus der Hauptstadt.

Im Sturme.

An Professor Dr. Dove zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum.

Nach Maß und Zahl ist Alles gebaut,
Und Ordnung herrscht, wo ihr Willkür schaut,
Ob Welt auch auf Welken sich thürme;
Der Freiheit selbst, die mit Wolken verkehrt,
Sind Wege gewiesen, hast Du uns gelehrt,
Du schreibst das „Gesetz der Stürme“.

Wann Stürme nahest, und wie sie entstehen,
Woher sie kommen, wohin sie gehn,
Du weißt es, Pfadfinder der Büste!
Und ob sie geladen mit Donner und Blitz,
Ob Hagel und Schloßen darin ihren Sitz,
Ob Regen und Blumendüfte.

Der schnaubt vom Aequator glühend heiß,
Der stöbert vom Nordpol kalt wie Eis
Auf dem Meere mit tausenden Schwingen;
Der Eine fährt schnurstracks, unentwegt,
Der Andre in Wirbeln und Kreisen segt,
Du kennst ihre Schliche und Schlingen.

Mit einem nur liebest Du uns im Stich,
Auf der Rose der Winde fehlt sein Strich,
Und er ist doch der schwerste zum Steuern.
Das ist der Sturm, der im Jickack geht,
Der uns, wir wissen nicht wie, antweht
Mit Gefahren und Abenteuer.

Er bläst mit merklicher Feuchtigkeit
Staubblühend nach durstiger Trockenheit
Bei benebeltem Horizonte;
Er geigt und orgelt und pfeift und singt,
Daß die Häuser tanzen, die Straße schwingt
In schlüpfzig schlangelnder Fronte.

Die Alten lehrten, der Winde Hauch
Entspränge aus Aeolus' ledernem Schlauch,
Der wär' ihr Bezwinger und Beuger.
O heidnische Weisheit, wie bist du bewährt!
In alten Schläuchen, da braust und gährt
Junger Most, der Stürme Erzeuger.

Doch selig sind, die im Sturme sind,
Sie wissen's, wie rasch er sich dreht, der Wind,
Und die Hand den Becher erhebet:
Sturmkundiger Meister! Dir bring' ich's dar,
Du bist nun Doctor schier fünfzig Jahr,
Hast manchen Sturm erlebt.

Niß' auch einmal eines Sturmes Wuth
Vom Haupte Dir Deinen Doctorhut,
Dir wird wohl nimmer drum hange;
Fest, sturmfrei sitzt Dir ein grüner Kranz,
Den raubt nicht der Windsbraut rasender Tanz,
O trage ihn fröhlich noch lange!

Und Einen weiß ich, der's nicht vergaß,
Daß er vor Deinem Rathgeber saß
Auf der Bank, zernaget vom Wurme.
Wer lebt und wußte nicht, wie Du Dir
Unsterblichen Ruhmes Glanz und Bier
Im Sturme erobert, im Sturme!

Justus Wolff.

Notizen.

Der Berliner Carnival ist so gut wie zu Ende und hat auch diesmal bei allem Humor den Mangel an Naturwüchsigkeit nicht ganz verleugnen können. Die tolle Zeit wird in der nordischen Hauptstadt noch für viele Jahre ein halbwegs exotisches Gewächs bleiben. Der etwas stark chauvinistische französische Genfer Victor Cherbuliez ließ neulich in einem seiner Romane einen französischen Kriegsgefangenen sagen, der graue Himmel in unserer Gegend nehme sich aus, als ob er deutsch spräche. Einem gefangenen und gedemüthigten Feinde kann man solch loses Wort schon zu Gute halten. Es steckt auch ein Stück Patriotismus darin, wie man es unseren Landknechten, die sich überall bald einbürgern und fremde Sprachen mit Vorliebe radebrechen, zuweilen wünschen möchte. Was in- dessen die Saison in Deutschland angeht, so verlief sie diesmal wenigstens

in den Häusern vieler Geschäftsleute wirklich nicht überaus heiter. Die Jahresbilanz war nach heimischer Sitte solide geordnet, aber keineswegs glänzend ausgefallen. Die Zeitungen wußten noch immer viel von den Nachwirkungen des Krachs zu erzählen und die Parteiblätter stichelten auf einander mit den bekannten Drohungen, daß jetzt erschreckliche Gräueltaten geschehen an den Tag kommen würden. Man wartet darauf schon seit längerer Zeit mit Spannung. Aber die Enthüllungen wollen noch immer nicht kommen und die Sache droht langweilig zu werden. Das ewige Gerede von Actienchwandel, Zinsverlust und fictiven Dividenden ist nichts weniger als anregend für Gemüth und Geist. Man sollte oft glauben, die ganze Berliner Atmosphäre sei von den Emanationen eines gewissen Umkreises in der Burgstraße angefüllt, die bekanntlich durch ihre erfrischende Wirkung nicht berüchtigt sind. Der Carneval hat heuer dadurch jedenfalls gelitten, und was wir den spärlichen Minuten bis Aschermittwoch an Frohsinn ausge schlagen, bringt keine Ewigkeit künftiger Coursetheorien zurück. Höher hinauf hatte der Tod der Großfürstin von Rußland die festliche Stimmung erheblich beeinträchtigt. Um eines Haars Breite wären sogar das große Diner der türkischen Botschaft und der Ball beim Grafen Lannay abbestellt worden. Aber der Kaiser, leutselig wie er ist, wollte nicht, daß die vielen Ausgaben umsonst gemacht wären und die Gastgeber sich vergeblich angestrengt haben sollten. So wurde die Hoftrauer verschoben, worüber die Manen der Großfürstin Marie, die bei Selbsten den Ernst des Daseins oft genug vor der Heiterkeit der Kunst zurücktreten ließ, nicht allzu sehr gezücht haben werden. Wenn übrigens das gesellschaftliche Vergnügen hier zu Lande während der letzten Wochen einigermaßen zu wünschen übrig ließ, so waren auch die Franzosen von mancherlei Sorgen heimgesucht. Für sie handelte es sich einmal wieder um die beste Staatsform, um Königthum, Kaiserreich oder Republik. Die letztere hat gesiegt und die Cassagnacs nebst Consorten haben das Nachsehen. Napoleon I. bemerkte gelegentlich, ein gutes Gouvernement bestehe in einem klugen Polizeiminister. Ein solcher war nach dem bonapartistischen Ideal Herr Buffet, der jedem gesunden Sinn auch außerhalb Frankreichs wegen seiner steifen Verachtung der öffentlichen Meinung, der Presse und aller sittlichen Mächte herzlich antipathisch war. Jetzt ist er fort. Trotz aller dem kaiserlichen Regime abgesehenen Wahlkünste konnte er es nicht zu einem einzigen Sitz in dem Senat oder der Kammer bringen. Das Land hat ihn mit seiner ganzen clericalen Sippe zu den Todten geworfen und es zeigt sich, daß alle vermeintlichen hohen und niederen Informationen über den herannahenden Triumph des hoffnungsvollen Cleven von Woolwich, der nicht mehr blonden Eugenie und des altersschwachen Rouher, wie schon öfters, gründlich falsch gewesen waren. Selbst der vom Figaro pouffete Herr Hauffmann, dem Paris so viele Verschönerungen verdankt, ist bei den Wahlen durchgefallen. Der Mann war nicht ohne Geist, aber selbst das bonapartistische Salz ist seit gewisser Zeit bumm geworden. Eines Tages war Diner in den Tuilerien. Der Kaiser Napoleon III. forderte den Prinzen Napoleon Jerome leise auf, einen Toast auf die Kaiserin auszubringen. Der Prinz antwortete halblaut: Niemals! Als darauf der Kaiser dem Herrn Hauffmann denselben Auftrag erteilen wollte, verbat sich die Kaiserin jeden Toast. Nach Tische fragte der Kaiser den Seinepräfecten, warum er den Prinzen Napoleon nicht häufiger sehe und zu mäßigen suche? Dieser aber erwiderte kopfschüttelnd: Ich könnte einmal gezwungen sein, ihn beim Kragen zu fassen und da ist es besser, ich werde vorher nicht zu viel mit ihm bekannt. Wer etwa bei uns die Rückkehr solcher Zustände bei Hofe und in den Regierungskreisen des Nachbarlandes gewünscht hat, muß sich die Sehnsucht vergehen lassen. Umständlich ist, daß jetzt, wie es gewöhnlich nach solchen Niederlagen zu geschehen pflegt, alle Welt auf den Bonapartismus schimpft und meint, es wäre ihm schon recht geschehen. Im umgekehrten Falle wären pathetische Verwünschungen der französischen Republikaner nicht ausgeblieben und ein vielstimmiger Zeitungschorus hätte den Schicksalsprinzen mit einem: Tu Marcellus eris! begrüßt, das seit dem Verdict des allgemeinen Stimmrechts am 20. Februar auf bessere Zeiten vertagt werden mußte.

* * *

Herrn W. D. in Middlesbrugh. Ihr Protest gegen den Unsinn, den eine anonyme Lady in „Fraser's Magazine“ über deutsches häusliches Leben in die Welt geschickt hat, ist viel zu feierlich. Wir Deutschen haben nun einmal nicht das Glück, lebenswürdig zu sein und uns einer liebevollen Beurtheilung von Seiten anderer Nationen zu erfreuen. Aber

was thut's? Ob eine verschrobene Engländerin ihren gläubigen Lesern erzählt, daß wir Schweinefleisch mit Syrup essen, daß die Butter bei uns unbekannt ist, daß es bei uns zum guten Ton gehört, die Sauciers auf das Tisch Tuch zu entleeren, daß wir niemals französisch sprechen lernen, sondern stets „Bong schuhr“ sagen — ob das anmutige Klatschmäulchen das sagt, oder nicht, das ist doch wirklich sehr gleichgültig. Wir sind daher beim besten Willen nicht im Stande, Ihre Ansicht, daß es eine „heilige Pflicht“ der deutschen Presse sei, gegen dergleichen Scherze zu protestiren, zu theilen.

Herrn L. W. in Breda. Es freut uns anfrichtig, aus der Monatschrift „De Gids“ zu ersehen, daß den Juden und Deutschen der Humor vollständig abgeht, und daß sich gerade aus dem Mangel an Humor die musicalische Anlage der Juden und Deutschen erklärt. So etwas muß man sich merken.

Abonnent in Oldenburg. Wir glauben, daß Fürst Bismarck, als er in seiner Reichstagsrede sagte „wenn wir mehr Achtung für unsere Meinung haben“ sich durchaus keinen Verstoß gegen die Grammatik hat zu Schulden kommen lassen, sondern sehr absichtlich und mit feiner sinnlicher Unterscheidung das Pronomen für anstatt des sprachgebräuchlicheren vor angewandt hat. Man hat Achtung, gegen, für oder vor etwas.

„Und wenn ich ihn begnadige, geschicht's
Aus schuld'ger Achtung gegen meinen Kaiser“

sagt Schiller. Sanders macht die Unterscheidung: „Achtung für deutet auf rücksichtsvolle Beachtung, Achtung vor auf ehrfurchtsvolle Schen.“ Er führt folgende sehr gut gewählte Belegstelle dafür an: „Daß die Menschen mit ihrer Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor ihrer himmlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren.“ (Movalis.) Da Fürst Bismarck sicherlich nicht fordert, daß wir vor unsrer Meinung ehrfurchtsvolle Schen, sondern nur verlangt, daß wir für dieselbe eine rücksichtsvolle Beachtung haben sollen, so ist das von ihm gebrauchte für ganz richtig und fein gewählt.

Herrn M. R. in Chemnitz. Glauben Sie wirklich, daß die Auslassung Ihres Heimatsdichters Theodor Gampe über sein neues Trauerspiel „König Manfred“ unsere Leser interessieren könnte? Wir bezweifeln es. Im Uebrigen urtheilen wir über Ihren Liebling weder so enthuflastisch noch so gehässig wie Ihre Landsleute. In den „Naturklängen“ sind allerdings gründlich verfehrte und mißlungene, aber auch wirklich recht frische und gesunde lyrische Gedichte.

Abonnentin in Frankfurt a. M. Es ist nicht hübsch von Ihnen, verehrtes Fräulein, daß Sie uns die „Kleine Winterpost“ mit allerhand böshafter Bemerkungen am Rande zuschicken und uns zumuthen, dieses ganz private Blatt durch eine öffentliche Besprechung lächerlich zu machen. Ihr zartes Briefchen macht auf uns den Eindruck, als ob Sie Grund zu einer persönlichen Verstimmung gegen die redigirenden Damen hätten. Ist Ihnen vielleicht ein Gedicht als unbrauchbar zurückgeschickt worden? Wir haben die „Kleine Winterpost“ mit großem Vergnügen durchblättert und finden die Idee, daß sich einige Damen aus der Gesellschaft zusammenschließen, um für sich und ihre nächsten Bekannten ein zwanglos erscheinendes Unterhaltungsblatt zusammenzustellen — ein Blatt, das gar keine Präntensionen macht, das sich nie in die Öffentlichkeit hinauswagt und sich wie die Lotoblume vor der Sonne bracht fürchtet — so durchaus unschuldig, daß es eine Grausamkeit wäre, darüber zu witzeln. Es kommt noch dazu, daß einige Beiträge wirklich allerliebst sind. Beherzigen Sie Russets Worte:

Eh bien! en vérité, les sots auront beau dire,
Quand on n'a pas d'argent, c'est amusant d'écrire.

Es läßt sich sogar die gewagte Behauptung aufstellen, daß durch Mangel an Geldmangel das Vergnügen am Schreiben nicht vermindert wird.

Insertate.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lucrezia Borgia.

Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Mit Lucrezia's Porträt und drei Facsimiles.

Zwei Bände.

Dritte verbesserte Auflage.

S. 12 M.

Die Unterzeichnete veröffentlicht die dritte Auflage des Buchs „Lucrezia Borgia“. Sie liefert damit den erfreulichen Beweis, daß Werke geschichtlicher Literatur, welche in der Regel in der Theilnahme des deutschen Publikums nicht gleich den Franzosen einnehmen, wie er solcher in Frankreich und England reich zu Theil wird, auch bei uns derselben schnellen Verbreitung fähig sind, wenn sie mit der Gediegenheit die künstlerische Form verbinden. Das Urtheil der gebildeten Welt hat „Lucrezia Borgia“ als eines der merkwürdigsten Gemälde der Renaissance anerkannt, weil dasselbe auf Grund authentischer Correspondenzen und Familienpapiere der Borgia den Stempel leidenschaftlicher Wahrheit und die Züge „concretester Persönlichkeit“ trägt. Die Unterzeichnete bemerkt zur dritten, vom Verfasser durchgesehenen Auflage nur, daß dieselbe mit einigen wichtigen Urkunden bereichert worden ist, worunter sich auch mehrere neu entdeckte Briefe Lucrezia's aus ihrer Jugendzeit vorgefunden haben.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von Otto Wigand in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pro Multo.

Entgegnung der Brochure

„Pro nihilo!“

Von

A. A. von Harlessem.

Preis 1 M. 50 S.

C. Nissel, Die Florentiner.

Trag. in 5 Akten. (Preis 1 1/2 M.)

Kaulfuss'sche Buchhandlung in Liegnitz.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gegenwärtige wirthschaftl. Lage Deutschlands

von

Wilhelm Klein.

S. 2 M. 25 S.

Das vorstehende Buch besteht seiner technischen Anordnung nach aus drei Theilen, der Einleitung, in welcher der Verfasser die allgemeine Entwicklung des Speculationsgeistes und das Umsichgreifen des Schwindels schildert, einem zweiten Theile, der von den Gründungen und deren Nachtheilen handelt, während der dritte Beiträge und Vorschläge zur Besserung der Lage bietet.

Die Sprache ist scharf und die Beweisführung einschneidend: so wird das Buch sich bei mannigfachen Anfeindungen, die ihm nicht erspart bleiben können, viele Freunde erwerben und an seinem Theil dazu beitragen, gesündere wirthschaftliche Zustände in Deutschland herbeizuführen.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Moritz Schauenburg in Lehr und Theobald Griehen in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stiche in Berlin.

Expedition, Berlin N.W., Louisestraße 32.

Druck von J. G. Teubner in Leipzig.

Soeben erschienen!

UEBER

DEUTSCHE VOLKSETYMOLOGIE

VON

KARL GUSTAV ANDRESEN,

Professor an der Universität Bonn.

Preis: Elegant brochirt 3 M.

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

Compositionen

VON

GEORG VIERLING

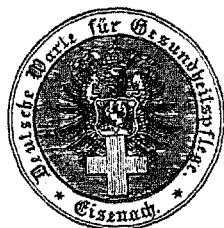
im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Op. 17a.	Fantasie für Piano und Violoncello	M. 5.
Op. 17b.	Dieselbe für Piano und Violine	2 50
Op. 20.	Gretchens Beichte von Hoffmann v. Fallersleben. Duett für Sopran und Alt mit Piano.	1 —
Op. 21.	Fünf Gedichte für eine tiefere Stimme (Alt) mit Piano	2 25
Op. 21.	Dieselben in einzelnen Nummern, à M. — 50 bis	— 75
Op. 22.	Psalm 137. Der gefangenen Juden Klage und Racheruf für Chor (Sopran, Alt, Tenor und Bass), Tenorsolo und Orchester. Mit deutschem und englischem Texte. Neue revidirte Ausgabe. Partitur M. 8. — Orchesterstimmen	7 50
	Clavier-Auszug M. 4. — Singstimmen in 8 ^o	2 —
Op. 23.	Sechs Orgelstücke	1 75
Op. 24.	Im Frühling. Ouverture [G-dur] für Orchester. Partitur M. 3. 75. Orchesterstimmen	5 —
	Clavierauszug zu vier Händen vom Componisten	2 50
Op. 25.	Motette: „Frohlocket mit Händen alle Völker“ für 2 Chöre. Partitur mit beigefügtem Clavierauszuge M. 2. 25. Chorstimmen in 8 ^o	2 —
Op. 26.	Vier Quartette für gemischte Stimmen. Partitur und Stimmen	2 75
Op. 27.	Sechs Gedichte für eine Singstimme mit Piano	2 50
Op. 28.	Vier Chorgesänge für 4 Männerstimmen. Partitur und Stimmen	2 50
Op. 32.	Zur Weinlese. Nach Anakreon v. F. Grandaur, für Männerchor mit Orchester. Partitur netto M. 6. — Orchesterstimmen	7 —
	Clavierauszug M. 1. 50. Singstimmen	1 50
Op. 34.	Vier Quartette für gemischte Stimmen. Partitur und Stimmen	3 50
Op. 39.	Frühling von H. Lingg für 4 Singstimmen (Sopran, Alt, Tenor und Bass) mit Piano. Clavierauszug M. 1. 50. Singstimmen	1 —
Op. 40.	Drei Clavierstücke. Complet	2 50
	Nr. 1 in E-dur	1 50
	Nr. 2 in F-dur	1 —
	Nr. 3 in G-moll	1 —
Op. 41.	Drei Fantasiestücke für Piano und Violine. Complet	5 —
	Nr. 1. Tempo di Minuetto	1 75
	Nr. 2. Tempo di Valse	1 75
	Nr. 3. Allegro leggiero	2 —

Neujahr 1876. Betriebs-Eröffnung.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege

zu Eisenach.



Centralstelle f. d. Verbreitung in- u. ausländischer, der Ernährung, Kräftigung u. Heilung förderlicher Produkte u. Fabricate.

I. Abth. für Ernährung und Kräftigung. — II. Abth. für Heilmittel. 1. Section: Pharmazeutische Präparate (nur im Großhandel). 2. Section: Diätetische Hausmittel und private Gesundheitspflege. — III. Abth. für Apparate zu Heizwecken und zum Schutze gegen Krankheiten; Verbandmittel. — IV. Abth. für Beseitigung der Gesundheitswidrigkeit der Wohnstätten. — V. Abth. für hygienische Literatur.

Die erste Nr. der für Freunde des Unternehmens als Manuscript gedruckten „Mittheilungen der D. W. f. G.“ steht auch weiteren Kreisen gratis und franco zu Diensten. Dieselbe giebt ein Bild der Aufgaben dieses zeitgemäßen gemeinnützigen Instituts, seiner Unternehmungen und die Preisliste der von ihm zu beziehenden Artikel. —

In den größeren Städten des Reichs und an den Hauptplätzen des Auslands werden General-Depôts für sämtliche Abtheilungen des Instituts errichtet, sowie besondere Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel an allen bedeutenden Orten.

Correspondenten in Berlin:

Dr. H. Friedländer, Bes. der Kronen-Apotheke, Friedrichstr. 160.

Max Rahmentann, Bes. der Schwan-Apotheke, Spandauerstr. 77.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Besitzer Richard Vesser,

Inhaber der großen goldenen Medaille des Kaisers von Oesterreich.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro abgestaltete Pettizeile 40 Pf.

Inhalt: Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit. Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Goldbarq. Von Klaus Groth. — Novellen von Marie v. Olfers. Eine ästhetische Studie von Friedrich Spielhagen. — Agnes le Grave. Ein Gedicht von Gustav Karpeles. — Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. IV. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Richard Wagners Tristan und Isolde. Von S. Ehrlich. — Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Ebe. — Notizen. — Inserate.

Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit.

Von Karl Blind.

„Wäre der von Herodot erwähnte Canal noch vorhanden gewesen“ — so schreibt in der „Times“, unter dem Namen Memnon, ein Fürsprech des englischen Abkommens mit Egypten —, „so hätten wir nicht erst nachgefragt, ob derselbe von Rameses II., von Sesostris, oder von einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht erbaut worden.“

Es scheint Memnon nur noch dumpf in den Ohren zu klingen, wer den berühmten alten Wasserpfad, eines der merkwürdigsten Werke der grauen Vorzeit, eigentlich schuf. Und doch ist die Nachricht, die wir darüber haben, nicht bloß eine zweifelhaft schwirrende Sage, ähnlich dem Löwen der Memnonssäulen, sondern eine gut verbürgte Kunde, geschichtlich klar nachweisbar. In einem leitenden Aufsatz hatte freilich die „Times“ selbst, zur Feier der Eröffnung des Sesostris'schen Canals, denselben als eines der „Wunderwerke der neuesten Wissenschaft“ (one of the marvels of modern science) bezeichnet; offenbar ohne jede Ahnung, daß vor mehr als dreitausend Jahren schon eine Wasserverbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Rothen Meere bestand, die bis in die Mitte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung benutzt und erst dann zerstört und schließlich vergessen ward.

In der heutigen Gestalt war in jenen Tagen hoher ägyptischer Bildung die Wasserstraße allerdings nicht vorhanden. Der einfache Durchstich von Meer zu Meer wurde damals nicht unternommen. Während man nach dem neueren Entwurf eine fast gerade Oeffnung von Port Said am Menzaleh-See, durch die Ballah- und Timsah-Seen bis an die sog. Bitteren Seen, und von da nach Suez veranstaltete, benutzte man in ägyptischer Zeit den pelusischen Arm des Nils; und wo der Fluß nicht länger schiffbar war, baute man einen ins Rothe Meer führenden Canal. Dieser Canal, nahe an dem heutigen Suez begonnen, wurde über die Bitteren Seen in die Nähe der Stadt Bubastis gezogen. Der Anfang dieser Erdausgrabungen verliert sich ins hohe Alterthum. Doch steht fest, daß sie unter den Pharaonen gemacht wurden, in deren Regierung die meisten der gewaltigen Werke fallen, die noch heute unser Staunen und unsere Bewunderung erregen.

Champollion schreibt bekanntlich die Bildung des ersten Canals vom Nil bis an's Rothe Meer dem König Rameses II. (1300 vor „Christi Geburt“) zu. Geschichtlich sicher ist die Thatsache, daß Neko, der Sohn des Psammitich, eine solche Wasserverbindung herzustellen beschloß und begann. Dies war

etwa im Jahre 600 vor der christlichen Zeitrechnung. Neko hielt jedoch mitten in dem Werke inne, weil ein Götterspruch, d. h. ein priesterliches Orakel, erklärt hatte: er arbeite für einen Barbaren (*τῷ βαρβάρῳ ἔδρον προσηράσσειν*). So gab schon eine alte Wahrsagung einen Gegengrund an, ähnlich dem, der englische Staatsmänner zu einer Zeit beeinflusste, wo sie aus der Sesostris'schen Unternehmung eine Gefahr für Indien, entweder von Frankreich oder von Rußland, oder von beiden zusammen, befürchtete.

Das Orakel, dessen Herodot erwähnt, war ohne Zweifel von der Furcht eingegeben, die zu enge Verbindung mit umliegenden Völkern würde die eigenthümlichen Staatsseinrichtungen und das Religionsgebäude Egyptens schädigen. Der Priester stemmte sich also einem fortschrittlichen Werke entgegen. Eine Zeit lang geschah dies mit Erfolg. Nachträglich wurden in dessen die unter Neko begonnenen Grabungen unter dem Perserkönige Darius fortgesetzt; denn die auf Psaffenbefehl angeordnete Einstellung der Canalbauten hatte das Land nicht vor den „Barbaren“ retten können. Herodot sah den Wasserweg in wirklichem Gebrauch. Für Diejenigen, welche die wunderbaren Fortschritte der Neuzeit allzusehr auf Kosten dahingeschwundener Geschlechter erheben, mag es von Nutzen sein, die einfachen Worte zu lesen, in denen der griechische Geschichtsschreiber dieser ägyptischen Unternehmung gedenkt.

Er schreibt: — „Neko war der Sohn des Psammitich, und wurde Herrscher von Egypten: er begann den Canal, der ins Rothe Meer führt (*ὅς τῇ διασπυρῆ ἐπεχρίσθη προῶτος τῇ ἐς τὴν Ἐρυθρὴν θαλάσσαν ποσών*), und den Darius, der Perser, in späteren Zeiten vollendete. Seine Länge ist eine Reise von vier Tagen; und seine Breite wurde so gegraben, daß zwei Dreiruderer neben einander fahren können. Das Wasser wird in denselben aus dem Nilflusse gezogen; es tritt ein wenig oberhalb der Stadt Bubastis ein, geht nahe an der arabischen Stadt Patumos vorbei und erreicht dann das Rothe Meer. Jene Theile der ägyptischen Ebene, die nach Arabien zu liegen, wurden zuerst ausgegraben. Oberhalb dieser Ebene ist der Berg, der sich gegen Memphis hin erstreckt, wo die Steinbrüche sind. Der Canal ist also entlang der Sohle dieses Berges, von West nach Ost, geführt; er dehnt sich dann nach den Hohlwegen aus, indem er sich von dem Berge nach dem Mittagskreis und nach Süden, gegen Innen hin, bis zum arabischen Golf, wendet. In jenem Theile nun, wo sich der kürzeste und geradeste Weg aus dem nördlichen (Mitteländischen) Meere ins südliche findet, welches dasselbe ist, das auch das Rothe Meer genannt wird, nämlich vom Berge Rasios, der Egypten von Syrien trennt — von diesem Punkte aus ist die

Entfernung tausend Stadien bis zum arabischen Golf; und dies wäre also der geradeste Weg. Allein der Canal ist beträchtlich länger, da er sich vielfach windet; und während seiner Ausgrabung verloren 120,000 Egyptianer ihr Leben unter der Regierung Nefos. Aber Nefo hörte mit den Grabungen inmitten der Arbeiten auf, da ein Drafel ein Hinderniß in den Weg gelegt hatte, indem es sagte: „er arbeite für einen Barbaren“; denn die Egyptianer nennen alle Menschen Barbaren, die nicht die gleiche Sprache, wie sie, sprechen. Nachdem nun Nefo die Ausgrabungen eingestellt hatte, beschäftigte er sich mit Kriegsangelegenheiten; und es wurden Dreiruderer gebaut, einige im nördlichen (Mitteländischen) Meere, andere im arabischen Golf — d. i. im Rothen Meere; wovon die Werften noch zu sehen sind.“ (Herodot; Buch II, Euterpe; 158—159.)

Im vierten Buche („Melpomene“), Abschnitt 42, wird des Canals nochmals erwähnt; so auch der Umsehung Afrikas durch die Phönizier in ägyptischem Auftrage. So schreibt Herodot:

„Libyen (Afrika) zeigt sich von Wasser umgeben, ausgenommen so weit es an Asien grenzt. Nefo, der König von Egypten, war der Erste, von dem wir wissen, daß er den Beweis dafür lieferte; denn nachdem er die Ausgrabung des Canals aufgegeben hatte, der den Nil mit dem arabischen Golfe verbindet, schickte er einige phönizische Männer in Schiffen aus, indem er ihnen befahl, durch die Säulen des Herkules ins nördliche Meer (Mittelmeer) zurückzufahren, und auf diese Art nach Egypten zurückzukommen. Dem gemäß stießen die Phönizier vom Rothen Meere aus ab und fuhren durch die südliche See. Als der Spätherbst kam, landeten und säeten sie, an welchem Theile von Libyen sie immer vorbeikamen; dann warteten sie für die Ernte, und nachdem sie das Korn geschnitten, gingen sie wieder auf ihre Schiffe. Als zwei Jahre verfloßen, und sie durch die Säulen des Herkules gefahren waren, kamen sie im dritten Jahre in Egypten an So wurde Libyen zuerst bekannt.“

Zweitausend Jahre nachher hatte Vasco de Gama abermals den Weg ums Vorgebirge zu suchen — gleichwie America von Columbus wieder entdeckt werden mußte, nachdem germanische Wikinger fast 500 Jahre vorher das atlantische Festland nachweisbar betreten hatten; von älteren, in der Nacht der Zeiten liegenden Erinnerungen an die Atlantis nicht zu sprechen.

Von dem durch Nefo begonnenen, durch Darius vollendeten Canal sagt Plinius: seine Breite betrage etwa 100 Fuß. Strabon gab sie auf 150 an. Beide mögen Recht gehabt haben; an verschiedenen Stellen muß der Durchmesser ein verschiedener gewesen sein, wie sich auch aus den aufgefundenen Spuren ergibt. Nach der Schlacht von Actium versuchte Kleopatra, die Ueberbleibsel ihrer Flotte mittelst einer Fahrt durch den Canal zu retten. Der niedrige Wasserstand des Nils hinderte sie jedoch daran. Während der Zeit des arabischen Einbruchs, im siebenten Jahrhundert, muß der Canal zum Theil zerstört gewesen sein; denn Amru, einer der Heerführer Omar's, schlug vor, eine Wasserverbindung von Suez in den Golf von Pelusium herzustellen. Aus Furcht, die Christen könnten für ihre Fahrzeuge Zugang nach Arabien erlangen, verwarf Omar den Plan. Gleichwohl ließ er sich später bewegen, den Canal der Pharaonen wieder für den Gebrauch herzurichten. Bis zur Mitte des achten Jahrhunderts blieb der Canal schiffbar. Da ließ ein Khalif, um Mekka und Medina auszuhungern, denselben ausfüllen!

Von da an, bis zur Zeit der französischen Staatsumwälzung, wo Bonaparte nach Egypten kam — also während fast tausend Jahren — wird der uralte Wasserstraße dann nimmer gedacht. Bekannt ist der beharrliche Widerspruch Palmerstons gegenüber dem Lesspess'schen Entwürfe. In scherzhafter Form, die ihm oft als Maske für bittere politische Gegnerschaft diente (ich erinnere hier nur an seine Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage) suchte Palmerston das Unternehmen, als unausführbar, lächerlich zu machen. Man versteht kaum, wie

auch Stephenson, dessen Ruf als Fachmann dabei auf dem Spiele stand, dieser Palmerston'schen Freundschaft gegen den Canalplan behülflich sein konnte. Stephenson behauptete: wenn der Durchstich von Meer zu Meer vorgenommen würde, ergäbe sich nichts als ein Graben mit stehendem Wasser, der an seiner Mündung ins Mittelmeer, und in seinem ganzen Lauf durch die Wüste sich mit Treibsand füllen müsse.

Holländische, deutsche, französische, selbst englische Ingenieure widersprachen dieser Ansicht. Wahrscheinlich hegte die englische Regierung selbst nicht die Ueberzeugung von der Unausführbarkeit des Unternehmens. Oder wie soll man sich erklären, daß Lord Stratford de Redcliffe dasselbe mit allem Aufgebot staatsmännischer Mittel in Konstantinopel zu hintertreiben suchte, indem er auf die in demselben liegenden politischen Gefahren wies?

Ueber die Frage des jüngst mit Egypten geschlossenen Abkommens habe ich mich vor bald anderthalb Jahren, im September 1874, zum Voraus ausgesprochen. In einer englischen Abhandlung machte ich zu der, wegen Zollfragen von Herrn Lesspess angebrohten, aber in Folge eines Befehles des Sultans unmöglich gemachten Sperrung des Canals die folgenden Bemerkungen:

„Die Schwierigkeit ist glücklicherweise für den Augenblick gelöst worden, indem der Sultan seinem Vasallen, dem Statthalter von Egypten, die Weisung zugehen ließ, von diesem wichtigen Wasserweg durch Truppen Besitz zu nehmen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß dies zeitweise Auskunftsmittel, das Herrn von Lesspess bewog, seine Absicht nochmals zu überlegen, die ganze Frage in einem höchst unbefriedigenden Stande läßt. Vielleicht wäre es klug für England, eine festere Regelung herbeizuführen. Das mittelasiatische Eisenbahnunternehmen, mit welchem der Urheber des Suezcanals gegenwärtig beschäftigt ist, und das auf eine Förderung des russischen Vordringens in der Richtung nach Indien abzielt, sollte nach meiner Ansicht die englischen Staatsmänner nur um so mehr spornen, der Canalfrage größere Aufmerksamkeit zu widmen. Eine bloße Politik der Unthätigkeit dürfte sich eines Tages als ein beklagenswerther Mangel an Voraussicht erweisen — eben so beklagenswerth, wie der Mangel an Voraussicht, den Lord Palmerston zeigte, als er beharrlich über ein Unternehmen spötelte, dessen Nichtausführung seit langer Zeit eigentlich einen Vorwurf für unsere gerühmte Civilisation bildete.“

In derselben Abhandlung war gesagt: — „Sicherlich hätte es nur dem Vortheile entsprochen, wenn seine Staatsmänner, als sie sahen, daß der Canalbau nicht länger mehr zu hindern war, sich rasch entschlossen hätten, eine leitende und ausführende Rolle dabei zu übernehmen, anstatt auf schwächliche Weise den Fortschritt mittelst kraftloser Sticheleien hindern zu wollen. Sie ließen die gute Gelegenheit vorüber gehen; und der Canal wurde trotz ihnen gebaut. Jetzt tritt die Frage an sie heran, wie über diesen Wasserweg eine Obergewalt zu erlangen, damit er nicht in die Hände wirklicher oder möglicher Feinde Englands fällt.“

Nachdem England jetzt — vielleicht ein paar Stunden ehe die Obergewalt in die Hände Frankreichs fiel — zu einer betreffenden Maßregel geschritten ist, habe ich diesen, im Jahre 1874 geschriebenen Worten nichts mehr beizufügen.

Literatur und Kunst.

Goldbarg

(o. i. Hünnengrab, s. g. weil mitunter Goldschmuck in denselben gefunden wird).

Von Klaus Groth.

Doh över de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mennigmal!
De Schap de gungn dar op de Weid,
De Scheper seeg vunn Goldbarg dal.

De Bageln fungn, de Blom de blöhn,
Un över allens schin de Sünn.
Wa weer de brune Heid so schön,
Un smuck de Weg beröver hin!

Doh över de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mennigmal!
De Storm de harr de Blöm verweicht,
Un eensam leeg se, kold un kahl.

Un doch, se weer mi noch so schön,
Un smuck de Weg beröver hin.
Se föhr mi, wo min Blom mi blöhn,
Un wo mi schin int Hart min Sünn.

De brune Heid, de schöne Heid —
Wo is se bleben mit ehr Blöm?
Dar wo dat grüne Korn nu weicht,
Dar liggt se 'graben mit min Droom.

De Plog de ging beröver hin,
Nu graft dar Weh op fette Weid. —
Mi aver liggt se noch inn Sinn
De brune Heid, de schöne Heid!

Kiel, Februar 1876.

Novellen von Marie v. Olfers.

Eine ästhetische Studie

von

Friedrich Spielhagen.

Jahrmaktsreiben! nicht bloß in der weiten staubigen Arena des banausischen großen öffentlichen Lebens in Handel und Wandel, Politik und Gesellschaft, sondern — wer von uns kann es leugnen! — auch auf den heiligen Gefilden der Literatur. Immer heran, meine Herrschaften! Alles unter dem Einkaufspreis! Die Menge muß es bringen! Dies ist die veritable Groschenbude! — und Trommelschall und Pfeifenklang und Dudelsackgeschnarr! Das lockt, das imponirt! Man hat nicht viel an der Waare: aber sie kostet auch nicht viel, am wenigsten Kopfschmerzen, und — vive la bagatelle! Da, nebenan unter dem leichten Zeltdach, auf dem bescheidenen Tisch — es sollen echte Korallen und Perlen sein, ja Brillanten und Diamanten von reinstem Wasser — aber, lieber Gott, wer versteht sich darauf! da soll man untersuchen, prüfen! da soll man wählen, sich entscheiden! wer hat dazu Zeit? und schließlich: was hat man davon? wer glaubt einem denn, daß man so viel für die paar Perlen, die paar Steinchen gegeben hat!

Gegen wen richtest du deine Satire? Nicht gegen Sie, verehrter Herr! Sie stehen — auf der Höhe des Kulturkampfes, in welchem Sie so stark engagirt sind — ganz erhaben über

dem Verdacht, überhaupt Romane und dergleichen Motria zu lesen; — auch nicht gegen Sie, meine gnädige Frau! Es ist die Höhe der Saison; Sie haben viel, sehr viel zu thun; wie sollten Sie die Zeit gewinnen, ein Buch zur Hand zu nehmen, es wäre denn, daß man es gelesen haben mißte! Und welcher vernünftige Mensch verlangt das? und daß Sie Sinn und Gemüth und sogar Geld haben für die höchste, die wahre, die einzige, für die Kunst der Künste — in dem Ebenholzkästchen, mitten zwischen Ihren andern Kostbarkeiten, liegt der Patronatschein für Vairenth — Ihre reine Seele ist gerettet!

Im Ernst! Ist es ein Beweis des unübersehbaren Reichtums unseres geistigen Lebens? ist es die Folge unserer grenzenlosen Zerstreutheit und Zersahrenheit, daß Dichtungen, welche in den schönsten Zeiten unserer Literatur die ganze Welt, so weit sie auf Bildung Anspruch machte, entzückt, jedenfalls beschäftigt haben würden, spurlos, oder so gut wie spurlos vorübergehen?

Ich vermesse mich nicht, die Frage zu entscheiden; ich will nur als einfaches Factum constatiren, daß der Name, welcher diese Blätter schmückt, verhältnißmäßig von sehr Wenigen gekannt ist; daß der erste Band bereits im Jahre 1872 erschien, ohne bis heute eine neue Auflage zu erleben, und daß ich über den Ende des vorigen Jahres erschienenen zweiten Band kaum hier und da in der Gesellschaft, und noch seltener in der Presse ein Wort der Anerkennung gehört und gelesen habe.

Und doch verdienen die Dichtungen von Marie von Olfers weit mehr als ein flüchtiges Wort der Anerkennung; sie ragen so weit über das Niveau der Alltagswaare der Literatur hinaus; es lebt und webt in ihnen ein so goldbechter Dichtergeist; sie stehen auch, von rein künstlerischem Standpunkte angesehen, auf einer so bedeutenden Stufe, daß eine gewissenhafte Kritik nur einfach ihre Pflicht thut, wenn sie sich eingehend mit denselben beschäftigt.

Für mich hatte die einfache Pflichterfüllung in diesem Falle noch einen speciellen Reiz.

Ich überzeugte mich bald, daß ich es hier mit einer ganz besonderen, höchst eigenthümlichen Compositionsweise zu thun hatte, deren Analyse den willkommensten Beitrag zur Technik des Romans versprach.

Sind diese Dichtungen wirklich, wofür sie sich ausgeben, Novellen?

Der Unterschied zwischen Novelle und Roman — denn auf den wird es ja wohl herauskommen — hat den Aesthetikern schon viel Kopfschmerzen verursacht. Zudem, man hat sich im Ganzen und Großen doch geeinigt, und braucht keinen erheblichen Widerspruch zu fürchten, wenn man diesen Unterschied ungefähr so charakterisirt: die Novelle hat es mit fertigen Charakteren zu thun, die, durch eine besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse, in nahen und nächsten Conflict gebracht werden, in welchem Conflict sie gezwungen sind, sich in ihrer allereigensten Natur zu offenbaren, also, daß der Conflict, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diese, durch die Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere bedingte und schlechterdings keine andere Wendung nehmen kann und muß. Fügen wir noch hinzu, daß in der älteren Novelle „die besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse“ präponderirt, in der modernen dagegen, der modernen Empfindung gemäß, der Hauptaccent auf die „Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere“ fällt, so haben wir, glaube ich, so ziemlich beisammen, was die Novelle hinreichend scharf von dem Romane scheidet. Der Roman hat es weniger auf eine möglichst interessante Handlung abgesehen, als auf eine möglichst vollkommene Uebersicht der Breite und Weite des Menschenlebens. Er braucht deshalb — und gerade zu seinen Hauptpersonen — nicht Menschen, die schon fertig sind, und, weil sie es sind, wo immer sie eingreifen, die Situation zu einem raschen Abschluß bringen, sondern solche Individuen, die noch in der Entwicklung stehen, in Folge dessen eine bestimmende Wirkung nicht wohl ausüben können, vielmehr selbst durch die Verhältnisse, durch die Menschen ihrer Umgebung in ihrer Bildung, Entwicklung bestimmt werden, und so dem Dichter die Gelegenheit geben, sie ihn nöthigen, den Leser auf großen, weiten (allerdings möglichst blumenreichen) Umwegen zu seinem Ziele zu führen.

Natürlich ist dieses Ziel für den Novellisten und Roman-
dichter im Grunde dasselbe: die Einsicht in die Tiefen der Menschen-
seele; aber da Jener sich schon mit einer partiellen Deutung des
Sphinx-Räthsels begnügt, Dieser wenigstens eine finale Lösung
anstrebt, so ist mit der verschiedenen Höhe und Distanz der
Ziele auch die entsprechende Verschiedenheit in der Behandlung
der künstlerischen Mittel gesetzt. Der Novellist, wie er weniger
Personen auf die Leinwand zu bringen hat, und eigentlich Alles
bei ihm auf dem ersten Plane vor sich geht, hat auch weniger
Farben auf der Palette, dafür aber desto bestimmtere, und er
malt in festen, festen Strichen, gleichsam prima; der Romandichter,
der viel Personen in Scene setzen und auf Vordergrund, Hinter-
und Mittelgrund schicklich vertheilen soll, braucht einen möglichst
großen Rahmen, und kann eigentlich gar nicht genug Farben auf
der Palette haben; muß bald mit einem feinen Pinsel, bald mit
einem breiten, hier ein Cabinetsstück, dort beinahe al fresco
malen. So gleicht die Novelle einem Multiplicationsexempel, in
welchem mit wenigen Factoren rasch ein sicheres Product heraus-
gerechnet wird; der Roman einer Addition, deren Summe zu
gewinnen, wegen der langen Reihe und der verschiedenen Größe
der Summanden, umständlich und im Ganzen etwas unsicher ist.
Deshalb hat auch die Novelle sowohl in ihrem Endzweck als in
ihrer künstlerischen Ökonomie eine entschiedene Ähnlichkeit mit
dem Drama, während der Roman (und nichts ist vielleicht be-
zeichnender für den tiefen Unterschied zwischen Novelle und Roman)
in jeder Beziehung des Stoffes, der Ökonomie, der Mittel, ja
selbst, subjectiv, in Hinsicht der Qualität der poetischen Phantasie
und dichterischen Begabung der volle Gegensatz des Dramas ist.

Wenn nichts desto weniger — trotz des tiefen theoretischen
Unterschiedes zwischen Novelle und Roman — beide Species
fortwährend nicht bloß in den Köpfen der Laien confundirt werden,
sondern auch in praxi so oft ineinander übergehen, so starke
Uebergänge eine in das Gebiet der andern machen, daß auch der
gewiegte Aesthetiker manchmal in Verlegenheit geräth, ob er dies
oder jenes Product hierhin oder dorthin classificiren soll, so ist
dies eine Folge der Eigenthümlichkeit der modernen Novelle, auf
welche ich schon oben hingedeutet habe. Es ist uns modernen
Menschen eben nicht mehr oder kaum noch möglich, so einfach zu
sehen und in Folge dessen so einfach-plastisch zu erzählen, wie
etwa Boccaccio. Wo für sein Auge eine Fläche, sind für das
unsre drei oder vier; wo für ihn nur eine Farbe, klingen für
uns die benachbarten und die complementären mit an. Wir
haben die entschiedene Absicht, eine merkwürdige Begebenheit, die
sich zwischen wenigen Personen abgepielt hat, rein aus der Masse
der scheinbar gleichgiltigen Umgebung herauszuarbeiten; und,
ehe wir es uns versehen, finden wir, daß diese Umgebung doch
sehr wesentlich zur Sache gehört; oder wir vertiefen uns so in
die Genesis der Charaktere, die wir ursprünglich nur als Factoren
behandeln wollten, daß im Handumdrehen aus der Multiplication
eine Addition, aus der Novelle ein Roman geworden ist.

Manchmal wirklich, oft freilich auch nur zum Schein. In
den meisten Fällen entdeckt das kundige Auge, trotz des Frein-
anderfließens der Grenzlinien, nicht nur, was ursprünglich be-
absichtigt war, sondern vermag auch zu bestimmen, was denn
nun schließlich, trotz alledem, aus der ursprünglichen Anlage ge-
worden oder von derselben geblieben ist. Für mich sind die
Wahlverwandtschaften, wenn ich das Werk nicht auf den Umfang
hin ansehe, sondern auf den ursprünglichen Plan, auf die Form
der Charaktere (die sich nicht entwickeln, sondern auswickeln), auf
die Führung selbst der Erzählung (besonders in dem ersten, für
die Absicht des Dichters entscheidenden Theil) nicht mehr und
nicht weniger, als eine über ihre natürlichen Grenzen hinaus-
getriebene, ja stellenweis aufgebauscht Novelle, während wiederum
manche Dichtung von viel kleinerem Umfang, trotz desselben, trotz
auch der von dem Autor selbst beliebten Classification durchaus
keine Novelle, sondern ganz entschieden für einen Roman, zum
wenigsten für eine Romanfälschung angesehen werden muß.

Marie von Olfers' Novellen sind mit sehr wenigen Aus-
nahmen, die aber auch die Form der Novelle nicht ganz rein
bieten, solche kleine Romane, oder besser, solche Romanfälschungen.

Die Ausnahmen sind: „Die Verlobte“ und: „Ob er wohl Fietchen
heirathen wird“. Ich bitte, vorläufig von diesen beiden Er-
zählungen absehen zu wollen und das Folgende nur auf die
übrigen sieben Pöcken der beiden Bände zu beziehen.

In diesen aber handelt es sich nirgends um eine interessante
Begebenheit im Sinne der älteren Novelle, oder, wie es die
moderne verlangt, um eine bestimmte Handlung, die aus dem
Zusammenstoß gewisser Personen mit Nothwendigkeit resultirt, und
in scharfer Gliederung der einzelnen Phasen bis zu dem mit
dem Anfang gesetzten tragischen oder humoristischen Schluß mehr
oder weniger schnell sich abspielt. Nicht die einzelne Welle, die
plötzlich aufblüht, rasch heraurollt, bis zur höchsten Höhe gipfelt,
überschlägt, um donnernd an das Felsenufer zu branden, oder auf
glattem Sande spielend zu verrinnen — nicht sie fesselt das
Auge der Dichterin. Der ganze Strom des Lebens ist es, auf
welchem ihr betrachtender Blick weilt: der ganze Strom, den sie
verfolgen möchte hinauf bis zu seinen geheimnißvoll verborgenen
Quellen, hinab bis dahin, wo Ulvater Oceanos den Sehenden
wieder in seine ewigen Arme nimmt. So kann ihr denn ein
Lebensauschnitt nicht genügen, nur ein ganzes Leben, und manch-
mal kaum das: sie greift darüber hinaus in die folgende Genera-
tion; und wo es sich wirklich einmal um einen Lebensauschnitt
zu handeln scheint, rahmt sie denselben wieder in ein volles, ganzes
Menschenleben ein. So in der wundervollen Erzählung der
„Jungfer Modeste“. Hier ist die Liebes- und Leidensgeschichte
von Just und Dorchens der Auschnitt, das Leben der „alten
Kindermuhme“ der Rahmen. Was steht in erster, was in zweiter
Linie? Es ist schwer zu sagen. Während der Lectüre sind es
vielleicht die beiden schönen jungen Menschen, die unser Interesse
zumeist in Anspruch nehmen; wenn wir uns nach einiger Zeit
auf die Einzelheiten zurückbesinnen wollen, bemerken wir zu
unserm Erstaunen, daß es die rührende Gestalt der Modeste ist,
die goldigen Glanzes im Vordergrunde steht, während, die im
Vordergrunde standen, als flüchtige Schatten im Hintergrunde
zerflattern. — Ähnlich in der Erzählung: „Jeremias und die
schöne Vincenzia“.

Jeremias erzählt; es kommt scheinbar auf ihn gar nicht
an; er ist nur die melancholische Begleitung zu dem Allegro von
Vincenzias glücklicher Jugend, dem rührenden Adagio ihres blinden
Alders. Und wiederum, wenn diese reizenden Melodien mit dem
letzten Hauch der Dulderin in Sehnsucht und Rosenduft ver-
flungen sind, empfinden wir, daß, was Begleitung schien, eigent-
lich das Grundthema war, das in feierlicher Monotonie unauf-
hörlich weiter klingt: das uralte orphische Thema von dem ver-
schuldet-unverschuldeten Leid der erdgeborenen Menschen. Und,
wohlbemerkt: episch, wie diese Einlage gleichsam sich zu dem
Leben der eigentlichen Helden verhält, umfaßt sie doch für sich
ebenfalls ein ganzes Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre;
ja dieses Leben setzt sich vielleicht noch vor unsern Augen in dem
Leben eines Kindes fort: wir sehen Jungfer Modeste zuletzt mit
Dorchens Töchterchen in den Armen; oder umschließt seinerseits
wieder ein ganzes Menschenleben: der Sohn der schönen Vincenzia,
dessen Geburt wir mitfeiern, stirbt vor unsern Augen als Mann in
den Armen der Mutter.

Aber auch, wo die Form der objectiven Erzählung gewählt
ist, ist der Lebensauschnitt, der in den Gesichtskreis fällt, von
so bedeutender Größe, daß er, wie in „Der Herr des Hauses“,
„Regine“, „Eigenthum“, zu einem mehrbändigen Roman reichlich
Stoff bietet, oder es ist wieder ein volles Maß Menschenschick-
sal, wie in „Frau Eichen“ und „Frost in Blüthen“. Wir sehen
Frau Eichen das erste Mal als „ein kleines Mädchen, zart und
dünn wie eine Mücke“, und scheiden von ihr, als „die Jungen
alle heim kamen, große ungechlachtete Kerle, grad wie der
Vater“. — „Frost in Blüthen“ — nebenbei in jeder Beziehung
vielleicht die vollendetste der sämmtlichen Pöcken — ist eine
ganze große Familiengeschichte, wo Kinder geboren werden und
sterben und in der Fremde weder Glück noch Stern haben, bis
sie zum Elternhause zurückkehren, das gar nicht mehr das Eltern-
haus ist und wieder zum Elternhaus wird in dem Augenblick,
wo der Vater, unter den Schicksalschlägen zusammenbrechend,

sterbend den alten zerrissenen Bund neu besiegelt mit der Gefährtin seines Lebens, die noch „als uraltes Mütterchen — die Zeit zurückgeht, Andreas entschuldigend, die Stunden verfliegend, wo ihre Seelen geschieden waren“.

Es ist wohl ohne Weiteres klar, daß es sich hier um Novellen in dem gewöhnlichen Sinne gar nicht handeln kann. Der Leser wird durchaus das Gefühl haben, als ob so bedeutende Thematika, so weitwichtige Stoffe nur in der Form des Romanes abgehandelt und bewältigt werden könnten. Er wird sich sagen, daß, wenn auch nur äußerlich die Form der Novelle beibehalten ist, und trotz dieses Widerspruches des Inhaltes und der Form die Dichtungen einen erfreulichen und befriedigenden Eindruck machen, dies auf dem Geheimniß einer ganz besonderen Kunst und Methode beruhen müsse.

Und so ist es in der That.

Diese Kunst und Methode beruht zuerst darin, daß die Dichterin immer nur ganz wenige Personen — meistens nur zwei, höchstens drei oder vier in den Vordergrund stellt. Auf diese nun concentrirt sie alles Licht so stark, daß die übrige Welt und mit derselben auch die noch etwa nöthig werdenden Nebenfiguren tief in den Schatten treten. Es ist damit ungefähr so, wie wenn wir von einem erhöhten Standpunkte den Lauf eines Flusses verfolgen, dessen vom Widerschein rothiger Wolken erglänzende Schlangelinie sich durch eine im Abendgrau verbäuernde Ebene windet. Und wie diese Linie hier durch eine vorspringende Ecke des Ufers, dort durch einen Wolken Schatten unterbrochen ist, um ganz in weiter Ferne, wo wir ihre Spur schon verloren glaubten, noch einmal aufzublitzen — so müssen wir auch in diesen Geschichten uns daran gewöhnen, die Personen für eine Zeit lang aus dem Auge zu verlieren, sie dann wieder auftauchen zu sehen, und, Alles in Allem, uns ihren Lebenslauf aus den Bruchstücken, die uns mitgetheilt werden, zusammenzusetzen. Das würde nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit sein, wenn diese Bruchstücke nicht mit feinstem Kunstverstande so gewählt wären, daß ein sinniges Auge die unterbrochenen Linien mit Nothwendigkeit bis zu dem Punkte führt, wo die Dichterin sie wieder aufnimmt. Christian in „Frau Eva“ geht auf fünf Jahre fort. „Fünf Jahre“, heißt es in der Geschichte selbst, „sind eine lange Zeit“ — gewiß! aber wir können ihn ruhig ziehen lassen; wir sind sicher, ihn wieder zu erkennen, wenn er zurückkommt, und daß, wenn er zurückkommt, er sich erst einmal wieder unter den Hollunderbusch legen wird, wo wir ihn zu Anfang der Geschichte trafen. — So kommt und geht und geht und kommt Just in „Jungfer Modeste“; heute sonnt er sich am Strande des Mittelmeeres; morgen schwärmt er in den Palästen der Großen; der junge Mensch muß während der Zeit viele Romane erlebt haben; aber wir verlangen sie nicht zu kennen; wir wissen, daß er ein für alle Mal das glänzende Irrelicht ist, aus dem sich kein Herdfeuer entflammen läßt.*)

Wenn so durch die geringe Anzahl der Personen von vornherein bestens dafür gesorgt ist, daß ein Romanstoff möglichst in den knappen Umfang der Novelle hineinpaßt, qualificiren sich diese Personen selbst wieder durch eine besondere Eigenschaft zu ihrer Rolle. Sie sind nämlich fast ohne Ausnahme einfache, unbrochene Charaktere, einfach selbst dann, wo sie gebrochen sind. Es ist mit ihnen allen, wie mit Just: „Er führte den Pinsel, spielte die Geige, freilich immer dasselbe Lied.“ Alle diese Menschen spielen „immer dasselbe Lied“, selbstverständlich jeder sein besonderes; und da dies Lied wieder in sich meistens sehr einfach ist, lernen wir es sofort auswendig und erkennen es wieder, wenn es auch wie eine Alphornmelodie nach langer Unterbrechung aus weiter Ferne vergeistigt zu uns herüberflingt. Die „schöne Vincenzia“, die, alt, erblindet, mit der sterbenden Hand die Rosen zu fassen sucht, ist noch immer, als was sie dem Jeremias im Kinderkleidchen erschien: „wie ein Ding aus einer andern Welt, als brauche man ihr nur ein paar Flügel anzuhängen“.

Ohne Frage muß mit dieser geringen Anzahl möglichst

einfacher Personen, welche die Dichterin auf die Bühne bringt die Ausstattung der Bühne harmoniren. Und so ist es nun auch in der That. Wenn sonst im Roman die Außenwelt als der Hintergrund, von dem sich die Gestalten plastisch abheben, eine bedeutende und berechtigte Geltung hat, so verbäueret sie hier wirklich wie die Flußebene in dem oben gebrauchten Bilde, oder erscheint doch nur in den wenigsten Umrissen als stets durchaus passende, oft unendlich anmuthige, immer aber einfachste Decoration. — „Grad über dem Fuß lag ein Wäldchen; im Sommer war es lieblich dort zu sitzen“ — „Ich wußte, er war zuletzt in einem Palast gewesen, einem reichen, edlen Haus“ — „Auf einem reizenden Stückchen Erde ließ sich Florian mit seiner schönen jungen Frau nieder“ — das muß genügen und genügt. Es fällt uns gar nicht ein, nach den Details zu fragen: Entfernungen — räumlich und zeitlich — Himmelsrichtungen — die Gegend, in welcher die Geschichte spielt, ob in den fünfziger, sechziger, siebziger Jahren — das ist Alles von untergeordneter oder gar keiner Bedeutung. Nicht anders ist es mit dem Kommen und Gehen der Personen: „Am nächsten Tage ging der Burck fort auf die Wanderschaft“ — das klingt wie aus einem Märchen; und wirklich bekommen diese Geschichten in Folge der anmuthigen Unbestimmtheit Alles Wo? und Wie? — das dem Roman dichter sonst so centnerschwer auf den Händen liegt — etwas Märchenhaftes. Wer fragt darnach, ob der „große, große Wald“, in welchem das verzauberte Schloß steht, Laubholz oder Nadelholz war? und in welchem Styl das Schloß gebaut ist?

Das geht nun freilich, so lang es geht, d. h. so lange die Geschichten — und sie sind das alle fast durchweg — Herzensgeschichten sind, die überall und nirgends sich begeben haben. Es geht aber nicht mehr, sobald die wirklichen, realen Verhältnisse als bestimmende Factoren in die Herzensgeschichten hineinspielen. Und hier auch ist der Punkt, wo entweder überhaupt die Grenze dieses außerordentlichen Talentes liegt, oder doch ganz sicher die Grenze, bis zu welcher sie mit ihrer Methode, auf dem von ihr eingeschlagenen Wege kommen kann.

Denn jenseits dieser Grenze liegt der eigentliche, ausgeführte, realistische Roman, der die actualen Verhältnisse nicht bloß ernst nimmt, sondern mit ihnen Ernst macht, d. h. in ihnen nicht ein Verfaßstück oder eine Coulisse sieht, erprießlich und nothwendig für die Decoration, sondern den unverrückbaren Grund und Boden, in welchem die thatkräftigen Menschen wurzeln, aus dem sie Nahrung und Lebensmark saugen, auf dem sie stehen oder fallen, jenachdem sie den specifischen Eigenthümlichkeiten dieses Bodens gewachsen sind oder nicht. Hier aber reicht die feine, geistvolle Umrisslinie nicht mehr aus; hier will mit breitem festen Pinsel in scharfen Conturen mit fatten vollen Farben gemalt sein, soll nicht ein peinlicher Widerspruch sich herausstellen zwischen den schweren Dingen, die sich hart im Raume stoßen, und der Zartheit der Hand, die an ihnen nur herumtastet, ohne die Kraft zu haben, sie aus der Stelle zu rücken, oder ohne diese Kraft aufwenden zu wollen.

Hat die Hand unserer Dichterin diese Kraft?

Wenn ich, wie es meine Pflicht ist, eine ehrliche Antwort auf diese Frage geben soll, so muß ich sagen: ich glaube: nein; und glaube weiter, daß die Grenze ihres Talentes mit der Tragkraft ihrer Methode genau zusammenfällt und identisch ist.

Soll das ein Wortwurf sein?

Wahrhaftig nicht!

Die Kunst ist wie die Natur: auch sie hat weder Kern noch Schale, Alles, was sie ist, ist sie mit einem Male. Wir sahen: es war die eigenste Art der Dichterin, sinnenden Blickes den Strom des Lebens hinauf bis zu seinen Quellen, hinab bis zu seiner Mündung zu verfolgen; und so war der Roman das Kunstgebiet, auf das sie gewiesen war. Aber dieselbe Natur, welche sie gebieterisch dazu trieb, sich an Romanproblemen zu versuchen, hatte ihr jene rastlose Pfadfinderader, jene schweifende Waidmannslaupe, jene Fischer- und Vogelfestlerschlaueheit — mit einem Worte jene derben und festen Eigenschaften versagt, die den gebornen Romanschreiber befähigen, ja zwingen, den Strom des Lebens hinauf, hinab zu fahren, mit den gefährlichsten Strudeln

*) Wird zum Schluß dieser Versuch doch gemacht, so scheint mir das eine psychologische Inconsequenz der gerade durch ihr poetisches Gerechtigkeitsgefühl ausgezeichneten Dichterin.

zu kämpfen, in die verstecktesten Buchten einzubringen. Die Natur — vielleicht auch die Macht der Verhältnisse, die dem Menschen ja oft eine Natur gegen seine Natur aufzwingt — gleichviel! so fand sich die Dichterin. Und indem nun dieses reiche, aber in bestimmte Grenzen gewiesene Talent nach einem Ausdruck suchte, mußte es mit Nothwendigkeit auf diese Dichtart verfallen, die zwischen Roman und Novelle jene wunderliche Mitte hält, welche ich zu charakterisiren versucht, und die ich in dieser Originalität und Ausgeprägtheit nirgend sonst gefunden habe.

Und nun, da ich die „wechsellude Libelle“ nach allen Regeln classificirt, sehe ich zu meinem Schrecken, wie ich mit meinen pedantisch-kritischen Händen den bunten Farbenschmelz von den zarten Flügeln gewischt und ein widerliches theoretisches Grau glücklich hergestellt habe. Wie gern höte ich jetzt die schärfste ästhetische Formel für ein paar einfach herzliche Worte, welche die Empfindung wiedergeben, mit der ich diese Bücher aus der Hand lege! Aber das läßt sich schwer in Worte bringen, die, man mag sie noch so geschickt setzen, immer wieder trennen und sondern. Und man ist des Trennens und Sonderns ja müde! zusammenfassen möchte man, wie die Natur in den durchgeistigten Zügen eines Menschengesichtes eine Welt von Anmuth und Güte zusammenfaßt, um Alles noch einmal in dem seelenvollen Blick des Auges zu concentriren. Ja, wahrlich! eine Welt von Anmuth und Güte umschließen diese beiden bescheidenen Büchlein! „Man schreibt Weltgeschichte; aber die eigentliche Geschichte der Menschen, die intime Geschichte der Seele liegt wie verhüllt; Einer suchte sie dem Andern zu verbergen und dann wundern sie sich, wenn sie fremd und kalt nebeneinander hergehen — fremd und kalt, als gingen sie sich nichts an. Hier und da lüftet sich der Schleier, dann schauen wir wie gebannt hin, als wärs unsre eigene Geschichte, die dort spielte, als wärs uns aus dem Herzen geschrieben; und wir merken, was wir nie vergessen sollten: „daß wir Brüder und Schwestern sind, blutsverwandt, seelenverwandt, in Leiden und Freuden uns naß“.

Wie so jedes dieser holden Worte, mit denen „Jungfer Modeste“ ihre Geschichte einleitet, auf alle diese Geschichten paßt! wie jener Aufschrei ihres edlen Herzens in allen diesen Geschichten wiederklingt: „Da wuchs in mir allmächtig, überwältigend, Alles in sich verschlingend, eine Sehnsucht nach der Liebe, die, weit wie der Himmel, Alles im Arm umfängt und Nichts ausschließt.“

Alles umfängt — Nichts ausschließt! — „Als die Eltern starben, hatte ich eine große Familie. Schon ganz früh, ein kleines Ding, lief ich mit einem Stück Holz im Arm herum; küßte es, deckte es warm zu, hatte wirklich Mutterfreuden daran. Die Leute lachten mich aus; aber es war wohl ein Vorgefühl, denn bald, kaum daß ichs tragen konnte, lag statt des Stückes Holz eines nach dem andern, Schwesterchen oder Bruder mir am Herzen.“

So ist die ganze Menschheit der Dichterin eine große Familie, der die Eltern gestorben sind, über die sie nun zu wachen, für die sie nun zu sorgen, der sie von dem Ueberfluthung ihrer Liebe zu geben und immer wieder zu geben, und wieder und wieder das Evangelium des Johannes zu verkündigen und zu deuten hat: Kinderchen, liebet euch untereinander!

„Ich machte auch keinen großen Unterschied, hatte Eins so lieb wie das Andre; wer meiner am meisten bedurfte, der hatte mich.“

So kommet denn her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen! Komm, du grämlicher alter Jeremias! da hast du die Liebe zur schönen Vincenzia: das ewige Lämpchen in der Nacht deiner Seele! — Komm du junge, eigensinnige, verwöhnte, thörichte Frau: sieh dies arme mißhandelte Weib aus dem Volke, wie es trotz alledem und alledem fest an dem Manne ihrer Wahl hält, und beuge dich vor dem Herrn des Hauses, deinem edlen, nur allzunachlässigen Gatten! — Und kleines Frau Euchen! es ist ja ein ungeschlachter Gesell, dein Christian, aber das Herz hat er doch auf dem rechten Fleck in der breiten Brust; so lehne dich an die breite Brust und stelle das Andre Gott anheim: er wird dir tragen helfen! — Gute Veronica! Dein Johannes ist kein Genius, wie du einst träumtest; aber du bist vergnügt, denn „er versteht eine Kunst, geliebt zu werden“. — Brave Regine! Du

hast Recht: nimm die Liebe wieder an, mag sie Kummer oder Freude bringen. Du hast's am eignen Herzen erfahren: „Bitter ist, verachtet zu werden; aber das Bitterste von Allem ist, Liebe zurückgewiesen zu haben.“ — Heirathe immer den bürgerlichen Jan, gutes Fiechten, wenn darüber auch die Linie der alten Liliensterne austirbt! — Jawohl, Sibille, du unglückselige Märtyrerin deines Rechtsinnes: „wie anders urtheilt man, wenn man das Ende weiß!“ — Und Modeste, — nein, du schöne, goldige Seele, du brauchst nichts zu lernen, denn mit dir geboren ist die Liebe, und die Liebe ist die größte unter ihnen und ihr müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Im Leben, und wahrlich nicht weniger in der Kunst.

Auch da hilft alles Wissen nichts und alles Weissagen nicht, und ist und bleibt ein tönend Erz und eine klingende Schelle, wenn das Künstlerherz nicht heiliger Liebe voll ist. Dem liebevollen Herzen fällt Alles von selbst zu: Kraft und Zartheit der Rede, Glanz und Lieblichkeit der Bilder, jener nicht zu lernende Tact, der kein Zubiel und kein Zuwenig kennt, jene wahre Vornehmheit, die, ohne sich etwas zu vergeben, ohne etwas zu verlieren, in die dumpfen Hütten moralischen und physischen Elends treten darf.

Das Alles! und zu dem Allen das Höchste, Beste: „Fast immer werden wir den lieb gewinnen, der sich uns zeigt, wie er sich Gott zeigt — wie sich die Kinder Einem zeigen.“ —

Fast immer?

Immer! bescheidene Modeste: immer!

Agnes le Grave.

Ein Gedenkblatt von Gustav Karpeles.

Während an einem einzigen Morgen unseres rajchlebigen Jahrhunderts dem modernen Menschen eine weitaus größere Fülle von Nachrichten zufließt, als unseren Ahnen in einem halben Jahrzehnt, flüchtet sich zumeist die Stunde von dem Tode eines Dichters, wenn dieser es nicht verstanden, mit dem Strome dieser neuen Zeit fortzuschwimmen und sich stets auf der Oberfläche zu erhalten, in einen bescheidenen Winkel unserer großen, von Kriegslärm und Völkernoth abhandelnden Zeitungen. Jrgend ein mitleidiger Reporter weiß dann noch einige Notizen aus der ersten besten Literaturgeschichte hinzuzufügen — es folgt die Aufzählung der sämmtlichen Werke, die Nachricht von dem ärmlichen Leichenbegängniß, im günstigsten Falle eine Erinnerung von befreundeter Seite — und dann „versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch!“

Der Dichterin, der dieses Gedenkblatt gewidmet, ist es nicht einmal so gut gegangen. Bereits seit dem neunten November vorigen Jahres deckt die kühle Erde ihre sterblichen Ueberreste und erst am 20. Januar 1876 erfuhren selbst die hiesigen Zeitungen von ihrem Tode, durch eine Notiz, die von ihren demnächst in neuer Ausgabe erscheinenden Gedichten berichtet. Ja, ich glaube kaum fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß wie von ihrem Tode man auch von ihrem Leben in Breslau nichts gewußt hat, und daß selbst das gebildete deutsche Publicum kaum den Namen: Agnes le Grave, geschweige denn ihre Dichtungen heute noch kennt.

Und doch waren dieser Name und diese Dichtungen vor etwa fünfzehn Jahren mindestens in den literarischen Kreisen Deutschlands bekannt, ja sogar berühmt, und doch erzählt noch heute jede moderne Literaturgeschichte von ihrem Leben und Schaffen, schmückt noch jetzt jede lyrische Anthologie ihre goldberändernten Blätter mit den poetischen Erzeugnissen dieser Dichterin. Freilich, daß über diesen Gedichten die Dichterin vergessen wurde, ist ein Loos, das Agnes le Grave mit ihren deutschen Sangesgenossinnen theilt. Zunächst liegt der Grund dieser Erscheinung darin, daß das geistige Schaffen der Frauen nie so mächtig und unmittelbar wirkt, um einen tieferen Eindruck auf die Zeitgenossen hervorzubringen — und dann gilt wohl auch von unserer Dichterin, was Paul Heyse mit Recht von der nun

doch zu gebührender Würdigung gelangenden Annette v. Droste sagt: „Wohl nie hat ein großes Talent weniger Neigung und Geschick befaßen, sich mit einem Publicum in Verbindung zu setzen, ja auch nur an ein Publicum von Ausgewählten zu denken; mit anderen Worten: nie war ein Poet weniger Schriftsteller, als diese größte lyrische Dichterin, die Deutschland je befaßen hat.“

Dieses Urtheil Heyjes dürfte heute kaum noch auf maßgebenden Widerspruch stoßen; aber ich möchte als Pendant zu demselben behaupten, daß im Bezug auf die Schönheit und Vollendung der Formen Agnes le Grave sämmtliche deutsche Dichterinnen übertrifft, während sie hinsichtlich der Tiefe und Gluth der Empfindung nur hinter Annette v. Droste zurücksteht. Wenn Johannes Scherr Annette v. Droste „die deutsche Dichterin“ nennt, so möchte ich Agnes le Grave „die andere deutsche Dichterin“ nennen und dieses Prädicat in der folgenden Schilderung ihres interessanten Lebens und poetischen Schaffens zu motiviren suchen.

Agnes le Grave wurde zu Cleve am Niederrhein geboren — Tag und Jahr der Geburt sind nicht zu eruiren. Der Niederrhein ist merkwürdiger Weise die Heimat zahlreicher poetischer Frauen; dort lebten und dichteten auch die jüngst verstorbene Adelheid v. Stolterfoth, Rosa Marie Assing, Johanna Kinkel u. a. Sie verlor ihre Mutter schon im zweiten Lebensjahre und wurde dann von einer Stiefmutter erzogen, die ihr nur die Mächte zu geistiger Ausbildung gönnte. Diese benutzte sie denn auch in ausgiebigster Weise zum Studium fremder Sprachen, zur Lectüre deutscher Dichter und zum Clavierspiel. Später verheiratete sie sich nach Potsdam, wo sie Jahre lang unter dem Namen: Johanne Holtzhausen lebte, bis sie vor kurzer Zeit zu ihren in Breslau lebenden Töchtern übersiedelte. Dieser äußerlich uninteressante Lebenslauf wird aber von einem reichbewegten geistigen Schaffen umrahmt. Hören wir, wie die Dichterin selbst in einfacher und das Gepräge der Wahrheit tragenden Worten sich über dasselbe äußerte: „Ich lebte stets einfach, still und zurückgezogen von der Welt, ohne die geringste Ahnung von der mir innewohnenden Begabung, bis mich der Schmerz über den Verlust eines herrlichen Kindes zu vernichten drohte. Jedes Trosteswort Wochen lang von mir stoßend, ergriff ich eines Abends zufällig eine vor mir liegende Schiefertafel und schrieb — es war mein erstes Gedicht, in schlechten Jamben, aber von tief ergreifendem Inhalt, und so bin ich — wenn ich es so nennen darf — zur Dichterin geworden, ohne daß in meinem äußeren Leben das Geringste sich geändert hat. Der Schmerz, der wahre, unvergängliche, ist die Quelle meiner Dichtungen und heute noch, nach Verlauf von fünf Jahren, huldige ich dem tröstenden Wahne, daß mein geliebtes Kind an meiner Seite flüster, wenn der Geist, den Wust des Lebens vergessend, sich Trost in seinen Schöpfungen sucht. Daher fehlt mir der Stoff nie; das Unbedeutendste, ein welkes Blättchen, das Funkelein eines einzigen Sandlorens ist im Stande, den erhabensten Gedanken in mir zu wecken.“

Diese Selbstcharakteristik der Dichterin wird Jeder unterschreiben, der einen Einblick in die Werkstatt ihres poetischen Schaffens gewonnen hat. Nicht außerordentlich und selbstquälerisch, sondern harmonisch und werklart durchzieht der tiefe Schmerz ihres Lebens alle ihre Dichtungen und umgibt sie mit einem sanften Strahlenschimmer. Und der Empfindung reiht sich — was sonst nicht Sache der Frauenpoesie ist — meistens auch ein tiefer Gedankeninhalt an, der zwar — wie Kurz richtig bemerkt — nicht von sehr großem Umfang, aber von desto größerer Tiefe und Innigkeit ist.

Die Gedichte von Agnes le Grave erschienen zuerst in Berlin im Jahre 1859 und fanden wirklichen Anklang. Sogar August Böckh, der berühmte und gelehrte Philologe, fing sich für die Potsdamer Dichterin Johanna Holtzhausen zu interessieren an, nachdem ihm diese einige poetische Versuche in antiken Formen zugesandt hatte, und unterrichtete sie in der antiken Metrik. In solcher Schule ausgebildet, mit einer reichen Phantasie begabt, und durch einen tiefen Schmerz geweicht und geadelt,

mußten die „Dichtungen“ von Agnes le Grave, die fünf Jahre später, im Jahre 1864, erschienen, einen erheblichen Fortschritt gegen die erste Sammlung und nach dem Urtheil kompetenter Kritiker „den höchsten technischen Aufschwung unserer Frauenlyrik“ kund thun. Ihre Oden, Lieder, Elegien, Episteln und Hymnen athmen einen musikalischen Wohlklang und ragen durch seltene Formvollendung, sowohl in den modernen, wie in den antiken Versmaßen, hervor. Bei diesen Studien der Alten unter Anleitung Böckhs lernte Agnes le Grave, wie sie selbst erzählt, „jenes geistige Etwas kennen, welches, wie der leise Morgenluft die Schöpfung, so die wunderbar schönen Maße der Alten durchhaucht“.

Und von jenem Hauch der Anmuth übertrug sich auch ein Theil auf die Schöpfungen der Dichterin, von denen wir hier einzelne zur Ergänzung des Bildes und zur Controlirung des Urtheils folgen lassen möchten. Die Tiefe ihres poetischen Empfindens und die Wahrheit desselben charakterisirt in treffender Weise das wohl nur Wenigen bekannte Gedicht der ersten Sammlung:

Niobe.

„Nur eine laß mir, o Erbarmen!
Die kleinste von so Vielen nur!
O, reiß sie nicht aus meinen Armen,
Und zeige deines Mitleids Spur!
Nur eine von den Theuren, Süßen,
Die einzige — Göttin, laß sie mir!
O sieh, wie meine Thränen fließen!
Wie beb't mein Herz zu Füßen dir!“

Und schützend birgt sie und verhüllend,
Das Kind in's faltige Gewand,
Sie sucht zu wahren, was, erfüllend
Latona's Rache ward gesandt.
Umsonst! Es fand der Pfeil die Fährte,
Getroffen sank das edle Wild;
Schon nah't ihm Fries, und verklärte
Mit sanftem Hauch des Todes Bild!

Die Mutter sieht erblaffen, sinken
Ihr Lehtes, traurig, blutlos, bleich
Die Wange, helle Thränen blinken
Darauf, allein dem Leben gleich!
Kein Büßchen regt des Hauptes Haare,
Es stockt der Puls, der Adern Macht,
Sie steht, umringt von Vah' an Vahre,
Ein Fels der Leib, das Auge Nacht.

So stehst du noch, du Weib der Schmerzen:
Ein Fels, nur deine Thräne rinnt!
Ob Stein du wurdest bis zum Herzen,
Du trauerst, weinst um Kind und Kind!
O Niobe, du Weib der Schmerzen,
Du Fels, der keiner Zeit erliegt,
Ich trage dich im öden Herzen:
Mein Duell der Hoffnung ist verriegelt.

Wenn Hoffnung, süß wie Kindeslallen,
Dem Schmerze reicht die weiche Hand,
So fühlt er sanft die Thräne fallen,
Die schwer dem Auge sich entwand.
Dann ahnt das Herz: „Es wird sich lösen,
Dein Weh, wie Meiß im Sonnenschein,
Du wirst zu neuem Muth genesen
Und Frühling wird es wieder sein!“

Nur wenn die letzte Hoffnung schwindet,
Wenn, Niobe, dein Lehtes Kind
Sich sterbend dem Gewand entwindet,
Dann quillt die Thräne, strömt und rinnt,
Und blutlos, bleich, wie deine Wange,
Erstarrt zu Stein und Fels das Herz!
Ja, ist die Hoffnung heimgegangen,
Dann wird zur Niobe der Schmerz.

Wenn wir die Fortschritte der Dichterin in der poetischen Technik wie in der Vertiefung ihrer Gefühle und des dieselben tragenden Gedankeninhalts klar erkennen wollen, so reihen wir am passendsten an dieses Gedicht eines der zweiten Sammlung in freien Rhythmen von hohem Schwunge und echter Begeisterung, eines der besten deutschen Frühlinglieder:

Frühling.

Es rauscht, es wallt durch grünende Ufer hin
Die Woge, hell glänzt jede und wölbet sich
So leicht, so voll, so silbern murmelnd, —
Rauschen die Wasser ein Lied der Tiefe?

Und lächelnd steht mit offenen Augen da
Der Baum in grünsmaragdenem Schmuck, es weht
Von jedem Zweig ein Duft, so milde, —
Weben die Zweige ein süßes Geheimniß?

Und Blumen, tiefblau, rosig, in sonn'gem Schein,
Sie färben bunt dort jenes Gefildes Saum,
Wo kräftig junge Saat sich wieget, —
Künden die Blumen der Saat Gedeihen?

Es drängt, es hebt sich mächtig in Thal und Gain,
Es schimmert blühweiß unter dem Tagus dort,
Es haucht, es flüstert um die Halme, —
Wollen die Lüfte ein Wunder künden?

Ja, frohe Botschaft wollen sie künden uns!
Der schöne Lenz naht, lieblich das Haupt bekränzt
Mit Laub und Blumen, grün und rosig,
Rauschend auch grüßen ihn laut die Wasser!

Rudolf Gottschall theilt in humoristischer Weise die deutschen Dichterinnen auch in Bezug auf die Objecte ihres Sanges in verheirathete und unverheirathete ein. Die ersten dichten „weise Lebensregeln, ermahnen zur Tugend, schreiben Allegorien und Parabeln, Idyllen von der Geißblatttaube und der Mühle im Thale, Reisebilder, in denen sie die alten Burgen und die guten Betten in den Wirthshäusern verherrlichen; auch besingen sie mancherlei denkwürdige Persönlichkeiten, niemals aber ihre Männer“.

Bei Agnes le Grave würde dieses Schema schon einen bedenklichen Riß erhalten; von all' den vorgeführten Objecten findet sich kaum eins in ihren Dichtungen besungen; wohl aber weicht sie ihre Lieder den höchsten und größten Gütern der Menschheit, ihren Leiden, ihren Hoffnungen und Idealen! Und so wenig von der natürlichen Weichheit oder der Coquetterie mit ihrem Schmerz — wie etwa bei Uda Christian — findet sich in ihren Gedichten, daß der berühmte Philologe wohl Recht hatte, als er in Bezug auf dieselben die Ansicht aussprach, sie seien geeignet, „an die schönsten Zeiten unserer Literatur, an Goethe und Schiller, wieder anzuknüpfen“.

Eine einzige Eigenschaft theilen die Schöpfungen unserer Dichterin mit denen dichtender Frauen — die Frömmigkeit. Und diese schöne und berechtigte Eigenthümlichkeit wird gewiß Niemand gern bei ihnen missen. Selbst in diesen Tagen des Culturkampfes geben wir noch immer dem Dichter Recht, der Frauen ohne Religion mit Blumen ohne Duft vergleicht. Aber die Frömmigkeit der Dichterin ist kein dumpfer Köhlerglaube, sondern ein lichtvolles, durch den Schmerz geheiltes Hinarringen zu Gott als den Urquell der Menschheit. Eines ihrer schönsten und formvollendetsten Gedichte mag diese Behauptung rechtfertigen:

Ave Maria!

Rebelbust steigt auf, um die Berge waltet
Morgenlicht durch rosige Wolkensäume,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Sieh, der Thau steht, golden umwebt die Sonne
Das Gefild, Gluth drückt die Halme nieder,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Horch, der Waldbach schäumt, die bewegte Weide
Flüstert, Dämmerung naht mit des Abends Schweigen,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Schatten ziehn durch Wald und Gefild, es schimmert
Stern an Stern, sanft säuseln die leisen Lüfte,
Und die Echo hallen von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Über außer ihren rein lyrischen hat Agnes le Grave noch andere Werke geschaffen — nur daß sie nicht den Muth gewann, die Kinder ihrer Muse unbeschützt in das rauhe Leben zu senden. Ich weiß nicht, ob alle diese Schöpfungen sich in ihrem Nachlasse vorfinden werden; vorläufig verlaute nur von dem demnächstigen Erscheinen zweier Werke bei Otto Spamer in Leipzig. Welchen Inhalts dieselben sind, vermag ich nicht anzugeben. Soviel bekannt, schrieb Agnes le Grave eine Erzählung in Prosa „Die erzählende Mutter“, ferner zwei Tragödien, „Beatrice di Cruci“ und „Dido“ — die letztere ist bereits als Manuscript gedruckt — und eine Ergänzung des „Demetrius“ von Schiller, also der siebente von den falschen Demetriussen der deutschen Literatur, nach dem von Kühne, Hebbel, Raube, Grimm, Bodenstedt und Gruppe. Da mir die Bearbeitung nicht vorliegt, vermag ich dieselbe hier nicht zu beurtheilen; indeß möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß August Böckh, der sonst in seinen kritischen Urtheilen nicht gerade unvorsichtig genannt werden darf, dieselbe „ein Meisterwerk“ nennt.

Hoffentlich bringt uns der reiche Nachlaß der Dichterin mit den anderen posthumen Werken auch diese Bearbeitung. Vielleicht gewährt dann die gerecht urtheilende Nachwelt Agnes le Grave die Anerkennung, die sie im Leben nur selten gefunden, und reihet sie dem Kranze dichtender Frauen an, den die deutsche Literatur eigentlich erst zu flechten beginnen wird.

Johanne Holtzhausen war auch im Leben ein echtes, edles Weib in des Wortes bester Bedeutung — sanft, zufrieden und still lebte sie ihren Werken, ihren Erinnerungen und ihrer Poesie! Hochbetagt und nach langem Krankenlager verschied sie in der grauen Morgenfrühe des neunten November; ihre Dichtungen werden sie stets in freundlichem Andenken erhalten.

Breslau, den 22. Februar 1876.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Einrichtung des Theaters im XVII. Jahrhundert.

Das Theater zu Beginn des XVII. Jahrhunderts; die Plätze der Zuschauer auf der Bühne; Decorationen und Requisiten in den Molière'schen Stücken; Costüme; Preis der Plätze; Einnahmen; die Kassenergebnisse des „L'artifice“; Durchschnittseinnahme an jedem Spielabend; Zeit der Vorstellung.

Der Einzug Molières und seiner Gesellschaft in den umgebauten Theatersaal des Palais Royal bietet einen willkommenen Anlaß zu einer Einschaltung über die Einrichtung des Molière'schen Theaters. Wie sah die Bühne aus? Wie war sie beleuchtet? Wie waren die Decorationen und Requisiten? Zu welcher Zeit fanden die Vorstellungen statt? Alle diese und ähnliche Fragen mögen hier in gedrängter Kürze beantwortet werden. Wir folgen dabei vornehmlich den Angaben, die der gelehrte und fleißige Sammler Eugen Despois in seiner Studie über das französische Theater unter Ludwig XIV. zusammengestellt hat.

Ueber das erste Theater, in dem Molière in Paris spielte*),

*) Man weiß, daß der junge Advocat seine juristischen Studien unterbrach, sich in die damals verführerische Madeleine Desart verliebte und, als er dreißig Jahre zählte, selbst als Schauspieler in dem

das sogenannte *Illustre-Théâtre*, liegen keine bestimmten Nachrichten vor; es wird aber ein Theater gewesen sein, wie sie alle zu jener Zeit waren, und wie sie Perrault (1682) nach seinen Jugenderinnerungen geschildert hat.

Es waren Fahrmarktshuden, und man spielte zunächst am Tage und unter freiem Himmel. Der Hauptchauspieler, der Spaßmacher, zog mit einem Trommler und Pfeifer durch die Stadt, um das kunstsinige Publicum auf den bevorstehenden Genuß aufmerksam zu machen. Ein großer Fortschritt war es schon, als die Beleuchtung mit Talglütern eingeführt wurde. Das Theater wurde mit Stoffen behangen und die Stellen, wo das eine Stück der Draperie aufhörte und das andere anfing, wurden als Ein- und Ausgänge für die Schauspieler benützt. Diese Ein- und Ausgänge waren außerordentlich unbequem. Die Schauspieler mußten die größte Vorsicht anwenden, um ohne ihre Haartracht und den Aufputz ihrer Costüme zu beschädigen, sich durch diese schmalen Oeffnungen hindurchzwinden. Denn diese Behänge waren ziemlich schwer, ließen sich mühsam auseinanderziehen und schlugen, sobald sich die Hand, die sie auseinander schob, zurückzog, wieder zusammen. Die Kerzenbeleuchtung war übrigens so primitiv wie nur möglich. Am Hintergrunde waren einige Platten von Blech angebracht, an denen ein Paar Lichter befestigt wurden. Dadurch wurden die Schauspieler aber nur von hinten beleuchtet und ganz wenig von der Seite, so daß sie wie riesige Silhouetten ausjahren. Um diesem Uebelstande abzuhelfen wurde eine neue Einrichtung getroffen: zwei Laternen wurden kreuzförmig aufeinander genagelt und an der Stelle der heutigen Lampe aufgehängt. Auf jeder Latte wurden vier Lichter befestigt. Diese hängenden Kronleuchter, die an Stricken befestigt waren, wurden während der Vorstellung ganz gemüthlich heruntergewunden, damit die Talglücher von dem eigens angestellten „Beleuchtungsbeamten“ gepußt werden konnten. Alles das geschah in größter Unbefangenheit vor dem versammelten Publicum, das sich durch diese Kleinigkeit nicht aus seinen Illusionen reißen ließ. Das Orchester bestand gewöhnlich nur aus zwei Personen: einem Flötenbläser und einem Trommler. Die vornehmeren Bühnen fügten diesem musikalischen Luxus noch zwei Fiedler hinzu.

Seitdem waren allerdings sehr erhebliche Verbesserungen eingetreten, aber immerhin hatte das Theater noch zu Molières Zeiten und später gewisse Eigenthümlichkeiten, für die uns heut zu Tage das Verständniß vollständig abgeht. Die bemerkenswerthe ist die unbegreifliche Unsitte: daß auf der Bühne selbst, rechts und links, Sitze für die Zuschauer angebracht waren, daß die Schauspieler mithin mitten im Publicum spielten, und daß die auf der Bühne befindlichen Zuschauer das Publicum im Parterre und in den Logen in störendster Weise während des Schauspiels beständig belästigten. Diese Plätze auf der Bühne waren sogar die bevorzugten und theuersten. Es gehörte zum guten Tone, sich dort zu zeigen und seine Kritik über Dichter und Schauspieler in möglichst lärmender Weise kundzugeben. Die Stutzer und Modehelden machten sich ein Vergnügen daraus, durch helles Aufschreien das Signal zur allgemeinen Heiterkeit zu geben, oder ihre Mißstimmung in der unzweideutigsten Form zu äußern; dabei unterhielten sie sich möglichst laut, kamen zu spät, gingen während des Spiels von rechts nach links über die Bühne und benahmen sich überhaupt in der unziemlichsten Weise. Molière hat diesen Mißbrauch in zweien seiner Lustspiele besprochen. Zuerst in den *Fâcheux*. Crast erzählt gleich in der ersten Scene (Vaudissins Uebersetzung) Folgendes:

„Ich hatte meinen Sitz
Vorn auf der Bühne mir gewählt und war
Gespannt, das neue vielgerühmte Stück
Zu hören: eben fing das Schauspiel an,

sogenannten *Illustre-Théâtre* auftrat, dann mit der Gesellschaft, die sehr schlechte Geschäfte in Paris machte, in die Provinz ging, lange Jahre von Ort zu Ort herumwanderte und endlich im Jahre 1658 nach Paris zurückkehrte, um es nicht wieder zu verlassen.

Und Jeder schweigt erwartungsvoll: da drängt
Laut postend ungestüm ein junger Mann
Mit mächtigen Kanonen sich herein:
Drauf: Holla, schreit er, einen Stuhl für mich! —
Und ohne Scheu, durch rücksichtslosen Lärm
Stört er das Spiel just in der schönsten Stelle.
Wird denn, so oft getadelt, der Franzose
Nie lernen, Maß und Anstand zu beachten?
So dacht' ich: müssen wir in unsrer Unart
Uns selber auf der offenen Bühne spielen,
Und stets durch geckenhafte Ungebühr
Bestärken, was die Fremden an uns rügen?
Während ich so, die Nischen zuckend, saß,
Versuchten es die Spieler, fortzufahren:
Allein der Mensch fing neuen Aufzug an
Um einen Platz zu finden. Schweren Tritts
Durchmißt er quer die Bühne, pflanzt zuletzt,
Weil er den Seitenstz verschmäht, sich vorn
Recht in der Mitte seinen Sessel hin,
Und lehrt dem Hause seinen breiten Rücken;
Drei Viertel des Parterrs verdeckt er so
Die Spielenden. Nun murrst man laut; man pocht.
Ein Anderer hätte sich geschämt: doch er,
Fest und beharrlich, achtet nicht darauf.

Im „*Misanthrop*“ läßt Molière den stutzerhaften Marquis Acaste im 3. Act 1. Scene Folgendes sagen:

Geist hab' ich ohne Zweifel, und Geschmack,
Kann aburtheilen über Dies und Das,
Und dreist mißsprechen, ohne viel zu prüfen;
Kann, wenn ein neues Stück gegeben wird,
(Und dafür schwärm' ich stark) mit Kennern
Vorn auf der Bühne sitzen, Lob und Tadel
Ausstheilen, und bei allen schönen Stellen
Ein Bravo schrei'n, und mich bemerklich machen.

Alle Welt klagte über diese arge Unsitte. Tallemant eifert in folgender Weise dagegen: „Es besteht gegenwärtig in unserer Komödie eine erschreckliche Einrichtung, die das Publicum belästigt. Die beiden Seiten der Bühne sind angefüllt von jungen Leuten, die auf Strohsitzen Platz nehmen; sie wollen nicht in das Parterre gehen, die Logen sind schwer zu haben und so zahlen sie einen halben Louis'd'or um Eintritt zur Bühne zu erhalten. Das verdirbt den ganzen Effect, und ein vorlauter Mensch genügt, um die Vorstellung zu stören.“

Diese Zuschauer trieben obenein, wie schon bemerkt, allerhand Unfug. So berichtet ein Zeitgenosse, daß ein Edelmann, ein Marquis, seine englische Dogge mitbrachte und auf der Bühne Kunststücke machen ließ. Es kam so weit, daß die Regierung einschreiten mußte. Auf königlichen Befehl wurde eine Ballustrade errichtet, die diese Zuschauer von den Schauspielern absperrte. Polizeibeamte wurden angewiesen, auf die Personen zu vigiliren, die überflüssigen Lärm machten oder die gezogenen Schranken überschritten.

Diese abscheuliche Einrichtung bestand über hundert Jahre und wurde erst durch den Herzog von Brancas im Jahre 1759 abgeschafft. Brancas zahlte den Schauspielern, um sie für die verringerte Anzahl von Plätzen zu entschädigen, eine sehr starke Summe.

Die Zulassung der Zuschauer zu der Bühne war natürlich von großer Einwirkung auf die Inszenirung und Regie. Die Ein- und Ausgänge rechts und links wurden fast gar nicht benützt. Die Schauspieler traten gewöhnlich durch die Mitte des Hintergrundes auf; denn wenn die Schauspieler von der Seite kamen, so führte dies häufig zu den stärksten Mißverständnissen. Es kam vor, daß auf das Stichwort eines Schauspielers „ich sehe ihn kommen“, irgend ein Zuschauer, der sich verspätet hatte, gerade eintrat und auf der Bühne seinen Platz suchte. Natürlich unter allgemeiner Heiterkeit.

Aus demselben Grunde wurde der Decorationswechsel nahezu

unmöglich gemacht, und schon diesem äußerlichen Umstande ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die dramatischen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich jeden Scenenwechsel perhorresciren. Gleichfalls dadurch bedingt war die außerordentliche Porgkeit in der Ausstattung.

In der Pariser Bibliothek ist ein Manuscript erhalten, welches genaue Angaben über die Ausstattung der Stücke von Corneille, Racine und Molière enthält. Die Decorationen, Möbel und Requisiten sind darin genau verzeichnet. Die lakonischen Angaben dieses Manuscriptes müssen die Heiterkeit eines Jeden hervorrufen, dem es einmal vergönnt gewesen ist, einen Blick in das Regiebuch oder Inspicientenbuch eines Theaters unserer Zeit zu werfen. Wir theilen daraus folgende Bemerkungen über die Molière'schen Stücke mit.

Der Unbesonnene. Decoration: Häuser, vorn zwei Thüren und zwei Fenster. Requisiten: Ein Nachtopf, zwei Britschen, zwei Leuchter.

Der Liebeszwist. Decoration: Häuser. Requisiten: Eine Glocke, Briefe.

Précieuses ridicules. Requisiten: Eine Portchaise, zwei Lehnhühle, zwei Stühle.

Der Hahnrei in der Einbildung. Decoration: Zwei Häuser mit practicablen Fenstern. Requisiten: Ein Portrait, ein großer Degen, eine Rüstung und ein Helm. Ein Thaler.

Die Schule der Männer. Decoration: Häuser und Fenster. Requisiten: Ein Leuchter, eine lange Robe, ein Schreibzeug und Papier.

Die Kästigen. Decoration: Park. Requisiten: Ein Kartenspiel, ein Leuchter, Spielmarken.

Schule der Frauen. Decoration: Vorn zwei Häuser, das übrige ein öffentlicher Platz. Requisiten: Ein Stuhl, eine Börse und Spielmarken. Im dritten Act Spielmarken und ein Brief.

Der Misanthrop. Decoration: Zimmer. Requisiten: 6 Stühle, 3 Briefe, Stiefel.

Der Arzt wider Willen. Requisiten: Ein Holzhaufen, eine große Flasche, zwei Britschen, vier Stühle, ein Stück Käse, Marken und eine Börse.

Tartüffe. Decoration: Ein Zimmer. Requisiten: Ein Sessel, ein Tisch, darauf eine Decke, zwei Leuchter, ein Stock.

Der Geizige. Decoration: Ein Saal, hinten Garten. Requisiten: Eine Brille, ein Bejen, ein Stock, eine Schatulle, ein Tisch, ein Stuhl, Schreibzeug, Papier, eine Robe, zwei Leuchter auf dem Tisch im ersten Act.

Forceagnac. Decoration: Vorn zwei Häuser, hinten freier Platz. Requisiten: Drei Stühle, eine Klystirspritze, zwei Karabiner, ferner acht Klystirspritzen von Blech.

Die gelehrten Frauen. Decoration: Ein Zimmer. Requisiten: Zwei Bücher, vier Stühle und Papier.

Der Kranke in der Einbildung. Decoration: Ein Zimmer mit Alkoven. Im Hintergrunde im ersten Act ein Stuhl, ein Tisch, eine Klingel, eine Börse mit Marken, ein gefütterter Mantel, sechs Kopfkissen und ein Stock. Zweiter Act: Vier Stühle, eine Kutze und Papier. Für die Ceremonie: Der Stuhl des Präsidenten und zwei große Bänke, acht Klystirspritzen, vier Leitern, ein Hammer, vier Stössel, sechs Tabourets und sechs rothe Roben.

Dieselbe Einfachheit, die sich in der Inszenirung bemerkbar macht, zeigt sich auch in den Costümen. Das Theater stand damals ungefähr auf dem Standpunkt jenes deutschen Provinzialdirectors, der im schroffsten Gegensatz zu den Meininger Principien seinem Regisseur, welcher für die Nothwendigkeit neuer Costüme plaidirte, zur Antwort gab: „Ich weiß nicht, was Sie immer mit neuen Costümen wollen! Ich habe es Ihnen ein für allemal gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen: vor Christi Geburt fleischfarbene Tricots, nach Christi Geburt Ritterstiefel!“

Auch zu jener Zeit scheinen eben nur zwei Costüme bestanden zu haben, nämlich das sogenannte „römische Costüm“ und das „moderne“. Das römische Costüm versuchte nicht einmal die Aehnlichkeit mit dem echten anzutreiben. Es hatte ganz den Schnitt der damaligen Mode und unterschied sich nur durch Einzelheiten von der Tracht des Tages. Der Held setzte entweder einen großen Federhut oder einen Helm, der mit einem riesigen

Busch verziert war, auf; es kam dann wohl noch ein Mantel hinzu nebst dem üblichen kurzen Schwert, und der „Römer“ war fertig. Aber dies Costüm schien überhaupt die symbolische Darstellung alles Fremdartigen und verehrungswürdig Alten zu sein. Das römische Costüm wurde daher auch für Tragödien wie „Oedipus“ und „Montezuma“ angewandt. Erst der neuesten Zeit ist es vorbehalten geblieben, die Treue in den Costümen auf der Bühne ungefähr zu wahren. Ungefähr; denn auch die Meininger hütten sich, in Allem eine genaue Copie der Wirklichkeit zu geben. Eine solche würde unter Umständen außerordentlich lächerlich und störend sein. Der jüdische Oberpriester trug früher ein langfaltiges Gewand, das unten mit 365 Glocken besetzt war; jede dieser Schellen stellte symbolisch einen Tag im Jahre dar. Nun denke man sich in der „Athalia“ den Oberpriester Joab mit einem solchen Schlittengeläute auftreten! Despois hat Recht: weder Himmel noch Erde würden in dem Klingklang die Racine'schen Verse hören.

Der Preis der Plätze war folgender: Die Sitze auf dem Theater, Logen und Amphitheater kosteten 3 L.; Logen im zweiten Rang 1 L. 10 S.; Logen im dritten Rang 1 L.; Parterrestehplatz 15 S.

Bei außergewöhnlichen Vorstellungen wurde unter Umständen auch der Preis erhöht. Die höchste Einnahme, welche unter Molière erzielt worden ist, ergab der „Tartüffe“. Bei der ersten Aufführung am 5. August 1667 betrug die Einnahme 1890 L. Am Sonnabend den 6. Aug. wurde der Tartüffe durch Parlamentsbefehl verboten. Wie schon erwähnt wurde, schickte Molière La Grange und Thorillière, die in diesem Stück die Rollen des Valère und Cleant spielten, nach Lille in das Lager des Königs. Sie überbrachten dem König eine Bittschrift, die in Molières Werken als zweites Placet dem „Tartüffe“ vorangedruckt ist. Diese Bittschrift war, beiläufig gesagt, ein kleines Meisterwerk. La Grange berichtet:

„Am 8. (August 1667) reisten wir, Monsieur de la Thorillière und ich, de La Grange, mit der Post aus Paris ab, um den König mit Rücksicht auf das Verbot aufzusuchen. Seine Majestät befand sich vor Lille in Flandern, wo wir sehr gut aufgenommen wurden. Seine königliche Hoheit, der Herzog von Anjou, ließ uns wie gewöhnlich seinen Schutz angedeihen und Seine Majestät ließ uns sagen, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris das Stück, Tartüffe, prüfen lassen würde, und daß wir es dann geben könnten. Darauf setzten wir nach Paris zurück. Die Reise hat die Truppe tausend Livres gekostet.“

Tausend Livres, — abgesehen von den indirecten Kosten, die dadurch herbeigeführt wurden, daß die Gesellschaft wegen der erzwungenen Abwesenheit zweier unersehblicher Mitglieder nahezu zwei Monat die Vorstellungen zu unterbrechen genöthigt war. Von Freitag den 5. Aug. bis Sonntag den 25. September mußte Molières Theater geschlossen werden. Erst nach 18 Monaten setzte Molière die Zurücknahme des Verbotes durch. Die zweite Vorstellung des Tartüffe ergab dann die höchste Einnahme, welche Molière überhaupt erzielt hat, nämlich 2860 L. Der Kassensturz geht noch mehrere Male über 2000 L. heraus. Die Vorstellung am 8. Februar brachte 2045 L. 10 S., die am 12. Febr. 2074, die am 17. Febr. 2171, die am 22. Febr. 2278 L. 10 S.

Bis zum Schluß der Vorstellungen, Ostern 1669, erzielt der „Tartüffe“ immer gute, wenn auch nicht mehr so hohe Einnahmen. Die niedrigste beziffert sich auf 550 L. Aber nach den Osterferien sinken die Einnahmen sehr beträchtlich. Am 4. Juni beläuft sich die Einnahme nur noch auf 275 L. 10 S. Indessen kann „Tartüffe“ immer wieder aufgenommen werden. Bisweilen macht er sogar noch gute Häuser. Die Summe von 1000 L. wird aber nicht wieder erreicht.

Die Durchschnittseinnahmen des „Tartüffe“ mögen für den Abend etwa 800 L. ergeben.

Man darf aber nicht vergessen, daß die Schauspieler in der Regel nur dreimal in der Woche, Dienstag, Freitag und Sonntag, spielten und daß die Vorstellungen sehr häufig unterbrochen wurden. Viele dieser Unterbrechungen werden wohl durch Krankheit irgend eines Mitgliedes veranlaßt worden sein. Die Ge-

gesellschaft war zu klein, um wichtige Rollen doppelt besetzen zu können.

Im Jahre 1669 z. B. wurde nicht gespielt vom 9. April bis zum 30. April (Osterferien); vom 7. Juni bis zum 14. Juni, vom 16. bis 23. Juni, vom 1. bis 8. Dec. Ferner fielen die Vorstellungen an allen Festtagen aus; durchschnittlich etwa zehnmal im Jahre und auch an solchen Tagen, an denen irgend ein anderes Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. So finden wir folgende interessante Bemerkung unter Freitag den 17. Juli 1676.

„Es wurde nicht gespielt wegen der Einrichtung der Frau von Brinwilliers, der man auf dem Grève-Platz den Kopf abhakte, weil sie ihren Vater, ihre Brüder u. s. w. vergiftet hatte.“*)

Dagegen hatten die Schauspieler auch außergewöhnliche Einnahmen. Zunächst die königliche Pension, die vom August 1665 an die Molière'sche Gesellschaft, die der König nunmehr zu seiner Hoffchauspielgesellschaft ernannt hatte, im Betrage von 6000 L. jährlich ausbezahlt worden ist. Vom Jahr 1671 an wird diese Pension auf 7000 L. erhöht. Es kommen dazu die Summen, die der König der Gesellschaft für Vorstellungen bei Hoffesten auszahlen ließ. Am 17. Sept. 1669 wurde die Gesellschaft zum König nach Chambord befohlen und kam erst am 20. Oct. nach Paris zurück; erst am 27. October konnte sie in Paris wieder auftreten. Im Monat Februar des folgenden Jahres blieb sie wieder drei Wochen auf Befehl des Königs in Saint-Germain. Für diese beiden Reisen zahlte der König 12000 L., also 1000 L. für jeden Schauspieler für die ganze Zeit und ungefähr 500 L. für den Monat. Die Schauspieler machten dabei ein gutes Geschäft. Außerdem gaben die Schauspieler, wie schon gelegentlich bemerkt wurde, Privatvorstellungen bei hohen Herrschaften, die sogenannten „visites“, die gewöhnlich mit 400—500 L. bezahlt wurden.

Bei allen diesen Anomalien ist es sehr schwer, die Durchschnittssumme der Tageseinnahme zu berechnen. Zu einem ungefähr richtigen Resultat kann man aber doch gelangen. La Grange hat nämlich eine genaue Zusammenstellung seiner sämtlichen Einnahmen von dem Augenblick an, wo er in die Molière'sche Gesellschaft eingetreten, bis zu dem Augenblick, wo Molière gestorben ist, gemacht. In 14 Jahren, von Oftern 1660 bis Oftern 1673, hat er auf seinen Theil 51670 L. 14 S. bekommen, das macht also pro Jahr 3690 L. 15 S. La Grange hatte den 12. Theil der Einnahmen nach Abzug der Kosten. Demnach hätte die Netto-Einnahme der Gesellschaft im Jahre rund 44400 L. betragen (12×3700). Nehmen wir an, daß die außergewöhnlichen Einnahmen (Pension 6000 L., die Vorstellungen beim Hof und hohen Herrschaften) die Tageskosten und den Ausfall durch Unterbrechung (in Folge von Krankheit, Ofterferien, Festtagen) ungefähr decken, und rechnen wir, rund 150 Vorstellungen im Jahre, so kommen wir zu dem Resultat, daß jeder Spielabend rund 300 L. eingebracht hat ($150 : 45000$). Das Calcul macht keinen Anspruch auf volle Genauigkeit; aber wir haben die Einnahmen von verschiedenen Monaten abdirrt und durch die Zahl der Aufführungen dividirt und sind bei dieser Probe ungefähr zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

Es erübrigt uns nun noch, über die Zeit, zu welcher die Vorstellungen stattfanden, einige Worte zu sagen.

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durften die Theatervorstellungen nicht bei Beleuchtung gegeben werden, man fing um 2 Uhr Nachmittags an und eine Ordonnanz vom November 1609 verordnet, daß das Schauspiel spätestens um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr beendet sein müsse. Unter Ludwig XIII. begannen die Vorstellungen um 2 Uhr; unter Ludwig XIV. scheint der Anfang des Schauspiels ein ziemlich willkürlicher gewesen zu sein.

Im Jahre 1668 war der Beginn der Vorstellung um 4 Uhr die Regel. In einem aus diesem Jahre datirenden Lust-

spiele „le poëte basque“ kommt eine Scene vor, die auf der Bühne spielt. Ein Provinziale tritt auf, und wundert sich, daß er um 2 Uhr noch keinen Menschen im Theater findet. Darauf wird ihm erwidert, daß das Schauspiel erst um 4 Uhr anfängt. Der Provinziale versteht, daß er auf dem Zettel gelesen habe: „Anfang Punkt 2 Uhr.“ Es sei eine Schande, daß sich Niemand darnach richte; man solle doch dafür sorgen, daß das geschehe, was auf dem Zettel stünde. Eine Schauspielerin gibt ihm nun die Erklärung, daß der Zettel schon seit langer Zeit unabänderlich dieselben Angaben enthalte, um die sich aber Niemand kümmere; wenn das Publicum früher käme, würde man auch früher anfangen.*)

Im Jahre 1673 waren schon die Vorstellungen bis gegen 5 Uhr vorgerückt, denn Molière gab am 17. Februar 1673 — an seinem Todestage — Befehl, daß die Vorstellung, weil er sich sehr unwohl fühle, ausnahmsweise Schlag 4 Uhr anfangen solle. Später wurde der Beginn der Vorstellungen noch weiter hinausgerückt. Im Jahr 1685 kamen die Schauspieler überein, denjenigen ihrer Collegen, der nicht um $5\frac{1}{4}$ Uhr, nach der Theateruhr, so weit fertig sei, daß die Vorstellung beginnen könne, mit einer Geldbuße von 30 S. zu bestrafen.

(Schluß folgt.)

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Richard Wagners Tristan und Isolde.

Vorstudien.

Das Musikdrama, welches seit einigen Monaten an der Königl. Oper eifrig studirt wird, soll nunmehr Mitte des Monats zur Auführung gelangen. Der Meister selbst ist seit einigen Tagen angelangt und wird die letzten Proben leiten. Die ganze künstlerische Welt Berlins steht dem Abende mit großer — man könnte sagen mit fieberhafter — Spannung entgegen. Denn jedes neue Werk Wagners ist nicht nur an und für sich ein hochbedeutendes künstlerisches Ereigniß, sondern auch ein Anlaß zur Erregung in weitesten gesellschaftlichen Kreisen, ein Aufbruch zur Entfaltung der verschiedenartigsten Banner in der Kritik; der alte nur schlummernde Hader erwacht wieder zu heftigem Streite, und unverzüglich stehen sich die Parteien gegenüber, denn jede beansprucht das alleinige Recht für sich, und beschuldigt die andere, daß sie mit unredlicher Waffe kämpfe. Häßen und drüßen werden Fragen mit in den Streit gezogen, die zur eigentlichen Kunstfrage in keinem oder nur in loosestem Verhältnisse stehen. Und der unabhängige Beobachter und Beurtheiler hat den harten Stand, daß er keiner Partei zu Danke spricht. „Ausgestoßen von den Reinen“ ist Jeder, der in Wagner nicht den Musikverderber sieht, trotz

*) Le Baron
A deux heures et plus! D'où vient ce peu d'ardeur?
Hauteroche
Mais nous ne commençons qu'à quatre heures, Monsieur.
Le Baron
Mais vous ne faites donc mouler que les sottises?
J'ai lu dans vos placards: „à deux heures précises . . .“
Seul dedans ce désert! Le tour est fort gaillard!
Pourquoi ne faire pas ce que dit ce placard?
Mlle. Poisson
Dès longtemps ce placard chante la même chose;
Mais comme on n'en vient pas plus tôt . . .
Le Baron
En suis-je cause?
Mlle. Poisson
Non.
Hauteroche
Nous commencerions dès deux heures, pour nous,
Si le monde venait.

*) Vendredy 17. On ne joua point à cause de Madame de Brinwilliers à qui on trancha la teste en Greue, pour auoir empoisonné son père, ses frères &c.

all' des Großen, was dieser geschaffen; andererseits gilt den stimmungsführenden Heißspornen im Lager des Meisters Jeder als ein Lauer, als ein Mantelträger, der nur der leisesten Regung eines selbständigen Urtheils, eines Bedenkens gegen Dieses oder Jenes, Worte verleiht, und wenn er auch alles Andere Schöne und Große noch so warm preiset. — Angesichts dieser Verhältnisse war für mich die Aufforderung der Redaction, über „Tristan und Isolde“ noch vor der ersten Aufführung zu schreiben, eine höchst willkommene, denn noch sind die Leidenschaften nicht so rege, wie sie es nachher sein werden und noch kann ein aufrichtiger Verehrer des Meisters auch für ein unabhängiges Urtheil einige Beachtung hoffen. Außerdem aber ist gerade „Tristan und Isolde“ das Werk Wagners, welches mehr als jedes andere ein sehr eingehendes Vorstudium verlangt, um vollständig erkannt und gewürdigt zu werden; der Grundsatz, das Musikalische in dem Dichterischen ganz aufgehen zu lassen ist in diesem Musikdrama noch strenger und vollständiger durchgeführt, als selbst in dem später geschaffenen „Festspiele“. Allerdings läßt auch im Tristan der große Tonmeister sich nicht immer vom Dichter befehligen und tritt hier und da in den Vordergrund. Aber im Totaleindrucke bleibt immer das Bewußtsein des vollständigen Gleichgewichtes der beiden Künste zurück, welches er als seinen obersten Grundsatz aufgestellt hat, und „Tristan“ ist insofern als des Meisters „eigenstes“ Werk zu bezeichnen, als er in ihm den Bruch mit der Tradition zur entscheidenden Vollendung gebracht hat.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung von meiner Seite, daß er genau wisse, wie die Beurtheilung eines Wagner'schen Musikdramas der Dichtung dieselbe Aufmerksamkeit widmen muß, als der Musik. Nichtsdestoweniger werde ich in diesem Artikel dem anerkannten Gesetze nur soweit gehorchen, als es mir nothwendig erscheint zur Darlegung, in welcher Weise der Ton dem Worte „angebraut“ ist. Und es ist ein merkwürdiges Studium, dieser Durchführung des Princips zu folgen, ein Studium, das, nach meiner Ueberzeugung, in verschiedene nicht zu nahe sich folgende Zeiträume eingetheilt, und im ruhigen Dahsein am Claviere, ganz bestimmt noch höhere Genüsse gewähren muß, als zusammengedrängt in die Theaterzeit und inmitten der unruhig bewegten Menge eines Opernhauses.

Die Dichtung ist der alten Fabel nachgebildet: Tristan, der Inbegriff aller ritterlichen Tugenden, war einst, als er schwer verwundet und unter fremden Namen nach Irland kam, von der schönen Isolde gepflegt und geheilt worden. Nach der Rückkehr in die Heimat wirbt er um die Frentochter für seinen Onkel und Freund, den König Marke, und führt sie ihm zu. Isolde liebt ihn heimlich; er hält sich während der Meerfahrt von ihr fern, denn auch er fühlt Regungen, die er bekämpfen will. Die in ihrem Stolz und in ihrer Liebe Gefränkte will ihm einen Todesstrank credenzen, den sie von ihrer Mutter erhalten hat; aber als sie aus seinen Worten (nachdem er getrunken) vernehmen kann, daß er sie liebt, leert sie den Rest des Bechers, um mit ihm zu sterben. Der Trank ist jedoch kein Todes- sondern ein Liebestrank, der den Beiden brennendste unbezwingliche Leidenschaft einflößt, die auch nach der Verhehlung Isolde's mit dem Könige weiter zehrt. Die Liebenden werden verrathen, des Helden treuester Freund, Melot, ist der Verräther, der unter dem Vorwande, des Königs Ehre zu rächen, Tristan — dieser läßt sein Schwert fallen — tödtlich verwundet. Ein treuer Diener des Heiden, Kurvenal, bringt ihn nach der alten Burg seiner Väter, dort liegt er im tiefsten Leibe und harret der Einzigen, die ihn heilen kann, Isolde's; sie erscheint auch zuletzt, er aber stirbt in ihren Armen. Der König, der inzwischen die Wahrheit über den Trank vernommen hat, kommt seinerseits mit Melot, um die Liebenden zu vereinen. Kurvenal vermuthet irrtümlich feindselige Absichten des Königs, er wehrt ihm den Eingang, erschlägt Melot, wird aber selbst tödtlich verwundet. Isolde, die ohnmächtig an der Leiche Tristan's nichts von Allem vernahm, was um sie geschah, erwacht, aber nur, um in entzückten Worten die höchste Lust zu schildern, die ihrer wartet, dann endet auch sie.

Der hochpoetische Stoff ist von Wagner mit großer Meisterschaft behandelt worden. Wenn auch die Sprache hier und da schlimmen Zwang erleiden muß, und sonderbar geformte Worte auftauchen — wie übrigens in jeder Dichtung Wagners —; wenn auch psychologisch und dramatisch gleich bedenklich erscheint, daß König Marke, der, von Melot herbeigeführt, die beiden Schuldigen überrascht, sich in sehr langen, fast unmännlich klingenden Vorwürfen ergeht, während selbst die großmüthigste Regung nur in wenigen Worten sich kundgeben durfte —; so werden

diese Schwächen reichlich aufgewogen durch viele schöne und wirksame Stellen. Gleich die erste Erzählung Isolde's, wie sie einst den verwundeten Tristan erschlagen gewollt, um den Tod ihres früher Verlobten zu rächen — wie der Kranke sie anblickte „Nicht auf das Schwert, nicht auf die Hand, er sah mir in die Augen“ — und wie sie das Schwert fallen ließ, ist ergreifend; vortrefflich ist dann die Steigerung ausgeführt in dem Zwiegespräch zwischen Isolde und Tristan, als sie ihn durch Hohn und Vorwürfe reizt, bis er den Becher mit dem Tranke nimmt, wohl ahnend, daß dieser nicht zur Sühne, sondern zu seinem Tode dargereicht war, und Isolde nach den dunklen Worten, in denen er seine Gefühle andeutet, nun ihrerseits die Hälfte des Trankes leert. Das Liebesduett des zweiten Actes, obwohl vielleicht zu lange ausgezogen, enthält viele poetische glühende Schilderungen. Ebenso bietet der dritte Act viele Schönheiten. Die ersten Verse in dem Abschiede Isolde's sind vielleicht das Schönste das Wagner gedichtet hat.

In der Musik von Tristan und Isolde waltet, wie in allen Werken Wagners, einige Hauptmotive vor, welche als rother Faden in der musikalischen Charakteristik bei verschiedenen Anlässen andeutend erklingen. Gleich die Ouvertüre beginnt mit einem solchen, das durch die ganze Oper geht, und den Liebeszauber schildert, der Tristan und Isolde nach dem Tranke unzertrennlich festhält. Die Ouvertüre selbst ist schon zu öfteren Malen öffentlich aufgeführt worden; ich habe mich in diesem Tonstücke bei aller Bewunderung für das meisterhafte Colorit, für die Instrumentation, nie zurecht finden können.

Nach der Ouvertüre beginnt der erste Act auf dem Schiffe, in welchem Tristan seinem König und Ohm die Braut zuführt. Von der Höhe des Mastes ertönt das wehmüthige Lied eines jungen Seemannes. Durch die Worte „Früh weht der Wind der Heimat zu, mein irisch Kind, wo weilest du“, klingt eine Weise, welche die Grundlage der meisten Gesangswendungen in der ersten Hälfte dieses Actes bildet. Ein Duett zwischen Isolde und ihrer Begleiterin Brangäne, in welches das eben bezeichnete Motiv und die ersten Tacte der Ouvertüre eingeflochten sind, läßt die Gefühle erkennen, welche in dem Herzen der unwilligen Braut toben; sehr schön zeichnet sich eine kleine Episode ab, in der Brangäne die Herrin erinnert „Keine Thräne weinsteist du beim Abschiede u. s. w.“ Als Isolde durch die Dienerin Tristan, der sich auf dem Steuerborde abseits hält, zu sich berufen läßt und Kurvenal seinen Herrn mahnt: „Hab' Acht Tristan! Botenschaft von Isolde“ ertönt das erste Motiv in voller rhythmischer, prächtig wirkender Kraft. Das Zwiegespräch zwischen dem Helde und der Botin, in welchem er sanft ausweichende Antworten gibt, um dem Rufe nicht zu gehorchen, ist sehr schön und edel gehalten; ganz originell und kräftig ertönt des höhnenenden Kurvenal balladenartiger Gesang, wie Tristan den ehemaligen Verlobten Isolde's Morold, der Zins verlangend nach Cornwall kam, erschlug und dessen Haupt nach Irland sandte „als Zins“. Der auf diese Scene folgende Ausbruch der Wuth und Verzweiflung Isolde's ist mit allem Aufwande harmonischer Wendungen und schärfster Declamation componirt; die Erzählung: wie sie Tristan gepflegt, wie sie ihn habe tödten wollen und es doch nicht vermocht, als er ihr ins Auge blickte, — diese Erzählung enthält wieder jene geheimnißvollen Wendungen, die Wagners alleiniges Eigenthum sind; auch die Phrase „die schweigend ihm das Leben gab“, ist sehr schön, ebenso Brangäne's Beschwichtigung. Der Höhepunkt des Actes ist das Duett zwischen Isolde und Tristan, als sie ihn zur Sühne berufen läßt; hier waltet eine wahrhaft dämonische Steigerung, von der ruhigen Weise, in welcher der seine Gefühle bergende Held auf die Fragen der gereizten Frau antwortet, bis zu dem Momente, wo er den Becher ergreift und sein Inneres entdeckt.

Den zweiten Act leitet ein leidenschaftlich bewegtes Vorspiel ein, dessen Hauptmotiv später wieder erscheint. Der König Marke hat auf des Verräthers Melot Rath eine nächtliche Jagd angeordnet, um die Liebenden jede Vorsicht vergessen zu machen und sie sicherer zu überraschen. Isolde mit Brangänen allein kann den Moment nicht erwarten, da der Hörnerklang verhallt, um die Fackel zu löschen, auf daß Tristan, der auf dieses Zeichen harret, nunmehr erscheine. Vergeblich warnt Brangäne, daß die Jäger noch gar nicht entfernt sind — die Liebende vernimmt nur „des Duells sanft rieselnde Welle“ — und als die treue Begleiterin ihr entdeckt, daß sie auf dem Schiffe den Todesstrank mit dem andern, den Liebeszauber bringenden, vertauscht hätte, dann singt die ungläubige Isolde in schönster Weise: „O thöbrige Magd! Frau Minne kanntest du nicht, nicht ihrer Wunder Macht?“ Sie löscht die Fackel und wartet nun auf den Geliebten, während das Orchester das Motiv des

Vorspiels wieder aufnimmt. Das nun folgende Duett kann man nur eine Folge von musikalischen überschwänglichen Träumereien nennen, aus welchen mitunter zauberhafte Klänge emporsteigen; so die Stelle „Was dort in feuchter Nacht dunkel verschlossen wacht“, und der unbeschreiblich schöne Gesang „Sink hernieder Nacht der Liebe“, durch welchen von fern die Stimme der, Nacht haltenden Brangäne klagend tönt. Die nun folgende Scene — Markes und Melots Erscheinen und die lange Rede des Königs — erscheint mir als das wenigste Gelingen des ganzen Werkes; vielleicht wirkt die Störung in der dramatischen Entwicklung beeinträchtigend auf mein Urtheil — aber ich kann es mit gutem Gewissen verteidigen. Sehr schön ist Tristans Gegenrede: „O König, das kann ich dir nicht sagen“ und seine Aufforderung an Hfolds, ihm zu folgen; von hier ab bis zum Kampfe an Melot entfaltet sich Dichtung und Musik wieder prachtvoll. — Der dritte Act beginnt mit einem kurzen Vorspiel, das mit zu den schönsten Schöpfungen der Tonkunst gezählt werden kann. In dem darauf folgenden monologartigen Gesange des schwer verwundeten, von Visionen bewegten Tristan bewegt sich Wagner wieder in seinem eigensten Elemente; zu den Worten: „Wie sie selig, hehr und milde, wandelt durch des Meers Gefilde“ hat der Meister eine Melodie erdacht, die wohl auch von dem entschiedensten Gegner als wunderschön anerkannt werden wird. Und nicht weniger bedeutend, wenn auch in anderer äußerer Form erscheinend, ist Hfolds letzter Gesang.

Ich habe hier absichtlich die eigentlichen Hauptmomente hervorgehoben, und behalte mir die Besprechung der Nebenerscheinungen (wie z. B. das Hervortreten Kurvenals im letzten Acte und seines Kampfes gegen den vermeintlichen Angreifer) nach der ersten Aufführung vor.

Eine Vorstudie, wie die von mir unternommene, war bei „Tristan und Hfolds“ mit weniger Schwierigkeiten verbunden als bei den anderen späteren Werken des Meisters. In diesen — wie z. B. in der Walküre — treten in jedem Acte neue Charaktere, neue Handlungen hervor. Eine jede dieser Neuheiten gibt auch für die Beurtheilung ein neues Object ab. In Tristan und Hfolds aber haben wir die einheitlich geschlossene Geschichte der beiden Liebenden, ihr Leiden, ihre Liebe, ihr Hinscheiden. Alles Andere bleibt im Hintergrunde.

Die Frage: Welche Wirkung diese merkwürdige Schöpfung wohl in dem Publicum hervorbringen wird, ist außerordentlich schwer zu beantworten. Die Schönheiten sind — nach meiner Meinung — solche, welche sich dem Studium, dem ruhigen Versenken in das dichterische Werk mehr erschließen, als selbst der bereitwilligen Empfänglichkeit der Theaterbesucher. Sie sind vorwiegend lyrischer Art, sie entwickeln sich in weit ausgedehnten, einheitlichen, bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam ausgebildeten melodischen Figuren, die ihrerseits wieder auf kühnster Harmonik ruhen. Sie packen nicht durch jene wuchtigen Rhythmen oder schneidigen Phrasen, deren die Walküre und die Götterdämmerung so viele enthalten; sie wallen und wogen im Aether der Eöne, und verlangen ein sehr aufmerksames, sehr geübtes Ohr, und jene musikalische Feinsichtigkeit, die nicht gerade zu den Specialitäten unseres verehrlichen Theaterpublicums gehört. So weit Tristan und Hfolds in der äußeren Erscheinung von den „Meisterfingern“ verschieden ist, so lassen sich die beiden Kunstwerke insofern vergleichen, als gerade manche Theile derselben, die dem Publicum als „Längen“ erscheinen müßen, die künstlerisch Gebildeten im hohen Grade anregen — hier möge beispielsweise die 2. Scene des 1. Actes angeführt werden, das Zusammenkommen der Meisterfinger, ein Prachtstück, das aber Vielen zu lang erschien, und das Quartett im dritten Acte. Aber wie die Zeit für dieses Werk das Verständnis reifen wird, so auch wird und muß „Tristan und Hfolds“ seine herrliche Kraft bewahren. Es ist und bleibt eine merkwürdige und bedeutende Schöpfung!

S. Ehrlich.

Der Organismus einer Weltstadt.

Wo eine Million Menschen oder darüber im Bezirke einer Stadt zusammenwohnen sollen, da gibt es in künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehung eine Aufgabe zu bewältigen, deren abschließende Lösung gerade so unmöglich ist, wie die vergebens gesuchte Quadratur des Kreises. Pythagoras opferte in der Freude über die Erfindung seines Behrtrages eine Hekatombe; — er ahnte vielleicht schon, daß sein wichtiger Satz nebenbei die Grenze des mathematischen Wissens für die

ewigen Quartaner aller Zeiten bezeichnen würde —; aber die Entdecker auf dem Gebiete der Organisation einer Großstadt, die deswegen keine Stadtverordneten zu sein brauchen, hätten vielleicht ein größeres Recht auf eine öffentliche Freier. Wie schon der einfache Versuch die zahllosen Räder und Getriebe aufzuzeigen, aus denen sich die große Maschine zusammensetzt, ergibt, ist die zu lösende Aufgabe von kolossalem Umfange, und das Wesen einer Weltstadt ist nicht nach dem bekannten Platon'schen Recepte für Städtebeschreibungen: „ich kam auf Kunst und Natur zu sprechen etc.“, zu erschöpfen. Der brave, etwas trockene Spaziergänger nach Syrakus, dem dies Epigramm zunächst gelten sollte, lebte freilich unter anspruchsloseren Zeitgenossen. Heute wo jeder Deutsche seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten fühlt, wo sich die politische Controverse gleich einer holländischen Ueberschwemmung in die Journale ergießt, hätte er seinen Meisterenzen um manche Seitennotiztasche erweitern müssen. Etwas mehr Phantasie steckt schon in der Betrachtungsweise der alten Deutschen: nämlich zuerst im Klausche und darauf nüchtern. Vielleicht wäre es nicht übel gerathen wieder an diese altvaterländische Weise anzuknüpfen, die uns in die Zeiten Herrmann des Oberwesers zurückführte, dessen Andenken uns erst kürzlich wieder durch manche Vorkommnisse nahegerückt wurde, wenn es nicht noch gelegener erscheine, dem Zuge der modernsten Civilisation nachzugeben und noch weiter bis zum indogermanischen Nomadenthum zurückzugreifen. Als nahegelegener Vergleichungspunkt ergäbe sich die zeitgemäße Verwandlung des beweglichen Nomadenzelts in das Schlafcoupe des Eisenbahntrains, dieser comfortablen Heimat unserer hochmodernen Nomaden, oder was dasselbe sagt, praktischen Kosmopoliten, welche jedesmal da zu leben begehren, wo die fettesten Weideplätze sind, keinesfalls einem Staatswesen mit Militairpflicht angehören wollen, und die schließlich noch den Vortheil haben, über Alle lächeln zu können, die das Kreuz der besonderen Staatspflichten geduldig auf sich nehmen. Der Kosmopolit dieser Art steht aber im Zusammenhang mit dem Weltstädter, er entwickelt sich aus diesem, denn das Ablösen von der engeren Heimat erscheint als der geforderte Gegensatz des tausendfach bedingten und beengten Lebens der Großstädte.

Es war ein langer Weg vom Urzustande des Hirten und Ackerbauers bis zum Stadtbewohner und noch weiter bis zum Bürger der Weltstadt, die ihre Insassen nach Millionen zählt.

Auf einer mittleren Stufe der Städtebildung, beim Zusammenwohnen in kleineren Gruppen, behält der Einzelne noch hinreichende Freiheit der Bewegung; Jeder kann seinen Kofl bauen, es ist ihm überhaupt unverwehrt seinen Unterhalt ohne Weiteres aus den natürlichen Quellen zu gewinnen, ebensowenig wird der Crystallisationsproceß seines Charakters durch äußere Anstöße gestört, — Ein Vortheil der sich bei abberitischen Anlagen in das reine Gegenteil, bis zur Entwicklung des beschränktesten Pfahlbürgerthums verkehren kann. Was aber die Hauptfrage anbelangt, die Gesundheit des physischen Daseins, so ist es hierfür besonders wichtig, daß es keiner künstlichen Einrichtungen bedarf, um die Reinheit der Luft, des Wassers und des Bodens zu erhalten; diesem Zwecke genügt der selbstthätig purificirende Einfluß der räumlich überwiegenden Naturumgebung.

Anders und schwieriger gestalten sich die Bedingungen des Lebens im engen Pferch der Großstadt, wo ein bedeutender Kern durch künstliche Schranken von der directen Verührung mit der Natur abgeschnitten ist, wo die großen Häuserblöcke die freie Bewegung der Luft hemmen, wo der überall gepflasterte und befestigte Boden verhindert ist, die durch Regen und Verbrauch producirten Flüssigkeitsmengen unbemerkt anzunehmen, wo der Bewohner mit seiner Ernährung, wie mit seinen Bewegungen auf die einmal vorhandenen Organe der großen Maschine angewiesen ist und er die ihm verbliebene Selbstständigkeit noch tausendfach durch die Interessen seiner Mitbewohner eingeschränkt findet.

Hier muß eine weise erfommene, maschinenhafte Organisation geschaffen werden, um die vielfach verwickelten Verhältnisse wieder zur einfachen gesunden Natur zurückzuführen; und dies bildet die wirtschaftliche Seite der Aufgabe; schließlich ist es Sache der bildenden Künste, besonders an den Bauten, das Ethische des Inhalts zur körperlichen Erscheinung zu bringen. Der erste Schritt aus dem Formlosen geschieht allein durch die Macht der architektonischen Gliederung; durch ihre gestaltenden Gesetze zwingt auch der Dichter der divina Comedia selbst die widerstrebende Hölle in seine streng geordneten Kreise. Der Zufall wird bei der Städtebildung oftmals die Idee spielend durch-

kreuzen, aber er wird nicht eigentlich schöpferisch wirken, ebensowenig die Laune Einzelner, selbst wenn sie von großen Mitteln unterstützt wird.

Es gab Männer, welche es unternahmen, den Entwurf einer Stadt ideal vortweg zu konstruieren. Am Ende des Mittelalters war es Albrecht Dürer, der sich mit dieser Aufgabe im Sinne einer Zeit, der es hauptsächlich um Beherrschbarkeit zu thun war, beschäftigte. In neuester Zeit hat Schinkel unter seinen Papieren den Idealentwurf einer Residenz hinterlassen, welcher darauf ausgeht, die ethische Idee der Staatshauptstadt in möglichster Schönheit auszudrücken. Bei ihm umschließt eine Akropolis alle, den geistigen und höchsten Interessen gewidmeten Gebäude, dieselbe ist deshalb äußerlich durch die Lage in größerer Höhe ausgezeichnet. In der Mitte erhebt sich das Residenzschloß der Herrscher, über dessen Kuppel eine Krone schwebt, und zur Seite, aber noch etwas höher, ein riesiger, gotthischer Dom. Die Museen, die Gebäude für Wissenschaft und Regierungszwecke, dann die Paläste der Großen umschließen die Gruppe. Von der Akropolis führt eine monumentale Straße durch schöne Propyläen herab in die Stadt des Erwerbes, dann gelangt man von den näher an die Akropolis heranrückenden Häusern der Kaufherren, zum breiten schiffahrtbelebten Strome, an dessen Ufern der Handel und das zur Fabrikation gesteigerte Handwerk sich entfaltet. Es ist der phantastische Traum eines Dichterarchitekten, aber abgesehen von der etwas byzantinischen Staatsidee, doch nur die Lösung der Aufgabe nach der Seite der ästhetischen Erscheinung; die unerbittlichen Forderungen des Lebens, das wirtschaftliche Princip konnte hier nicht zur Darstellung gebracht werden. Diese andere Seite der Aufgabe, bei der es sich hauptsächlich um Beseitigung der Folgen menschlicher Masseneigenschaft auf engem Raume handelt, ist noch von keinem Einzelnen zusammenhängend dargestellt. Das zur Lösung zu stellende Programm würde sehr viele Forderungen enthalten müssen, um allen Uebeln zu begegnen, die sich inmitten der Großstadt erzeugen und die mit der zunehmenden Anzahl der Bewohner stetig wachsen. Zunächst würde die Bebauung nach Grundfläche und Höhe einzuschränken sein, um zu vermeiden, daß die Einwohner sich Luft und Licht versperrten, daß eine Lunge in die andere athmet und damit den Keim der Krankheiten in steigender Progression weiter pflanzt; dann wäre der ameisenartig durcheinander wimmelnde Verkehr in sichere bequeme Bahnen zu leiten, die Zufuhr der meist schon außerhalb aus dem Nothen vorbereiteten Lebensmittel müßte geregelt und die Vertheilung der Hauptbedürfnisse an zweckmäßig eingerichtete Plätze geknüpft werden; frisches, gesundes Wasser müßte aus großen Adern bis in die kleinsten Verästelungen, unter künstlichem Drucke, in alle Höhen und Tiefen dringen, ebenso das zur Erleuchtung und Erwärmung bestimmte Gas; schließlich müßte das Ueberflüssige, Verbraucht und Ausgeschiedene, ebenso das vom befestigten Boden nicht abgenommene Regenwasser unterirdisch und in undurchlässigen Röhren abgeführt werden, um Luft und Boden von den sich entwickelnden Gährungsstoffen rein zu erhalten.

Es ist leicht zu übersehen, daß alle diese Erfordernisse zu ihrer Erledigung einer sehr complicirten Maschinerie bedürfen, deren Theile ihrer Natur nach, sich unter oder über der Oberfläche des Bodens verbreiten und daß in diesem Mechanismus kein Rad seinen Dienst versagen darf, wenn nicht das Wohagen und selbst das Dasein einer Anzahl Menschen gefährdet sein soll. Man irrt sehr, wenn man glaubt, die vorgeschilderte Organisation würde sich mit der fortschreitenden Bebauung gewissermaßen von selbst machen, man ist im Gegentheil immer erst nach schweren Einbußen dazu gelangt, das oben in großen Zügen Gezeichnete nach und nach zu entwickeln. Der Gang der Dinge war auch in diesem Falle der aller menschlichen Unternehmungen eigenthümliche, erst mußten die Uebelstände bis zur Unerträglichkeit heranwachsen, bevor man daran dachte Abhilfe zu schaffen und trotz der hohen Culturstufe unserer Zeit, sind wir mit einer ganz befriedigenden Lösung noch weit zurück. Hierauf zielt auch das bekannte Wort des Fürsten Bismarck von der Verderblichkeit der Großstädte, dessen Wahrheit nicht zu bestreiten ist, wenn auch die Pariser Commune zuerst einen vorläufig nur zum Theil gelungenen Versuch gemacht hat, den Konsequenzen desselben praktischen Ausdruck zu geben. In Wirklichkeit ändern freilich weder Liebe noch Haß etwas an der elementaren Nothwendigkeit, mit der sich die großen Städte entwickeln, und der politische Mittelpunkt eines großen Staatswesens wird sich immer zur Weltstadt ausweiten. Mit der Anerkennung dieser Thatsache verliert auch das geflügelte Wort: „Berlin wird Weltstadt“, seinen noch oft betonten ironischen Beigeschmack.

Fragen wir nach den Errungenschaften der alten Cultur im oben entwickelten Sinne, in den alten Weltplätzen des Orients, so finden wir an diesen keine Muster der Organisation. Zwar überliefern uns die Nachrichten über vorhistorische Städte großartige Züge künstlerischer Symbolik, wie die sieben planetarisch gefärbten Ringmauern Ekbatana, oder die Gruppierung Babylons um die Stufenpyramide des Belus, aber über etwa vorhandene Anstalten zur Pflege des praktischen Lebens erfahren wir nichts. Die neueren Städte des Orients sind wohl geeignet, die Seele des poetischen Betrachters mit märchenhaftem Zauber zu umstricken, doch erkennt in ihnen der nüchtern prüfende Blick nichts Anderes als ungefüge Conglomerate, Brutstätten der großen Epidemien, welche gelegentlich von da ausgehen, um die Welt zu durchziehen und zu entvölkern. Die fatalistische Denkart des Orientalen überläßt fast Alles dem Zufall, höchstens erhebt sie sich zu mühseliger Abwehr durch Pflege und Heilighaltung der aasfressenden Thiere. An diese Art natürlicher Corrective erinnern noch heute die Zustände des modernen Constantinopel mit seinen Heerden wilder Hunde, denen die Verilgung der gesundheitsgefährlichsten Abfälle überlassen bleibt, und mit seinen ungenügenden Anstalten gegen die immer wiederkehrenden kolossalen Brände. Dieselbe orientalische Sorglosigkeit finden wir bis ins südliche Italien verbreitet, wo man es gern einem zu gelegener Zeit einbrechenden Plazregen überläßt, die Straßen von den regellos zu Bergen aufgehäuften Hausabfällen zu säubern.

Einzig in seiner Art, ein Stern erster Größe, leuchtet das alte Rom aus der antiken Welt zu uns herüber. Charakteristischweise ist es von allen bildenden Künsten nur die Baukunst, welche sich hier selbstständig entwickelt, und zwar zeigt sich die Selbstständigkeit vorzugsweise in der Lösung realistischer, das großartige Wesen einer Weltstadt ausprägender Aufgaben. Die Cloaca maxima, das große Monument der Tarquinier, verrichtet noch heute ihren Dienst und kann als Vorbild unserer modernen Stadtcanalisationen gelten. Die zahlreichen Wasserleitungen, aus großen Entfernungen, bis auf zwölf deutsche Meilen vom Gebirge auf gewaltigen Bögen herangeführt, haben nirgends ihres Gleichen, sie versorgen die Stadt mit einem Ueberflusse von Wasser und zwar des frischesten Quellwassers. Welchen Abstand kennzeichnen diese Anlagen gegen die ärmlichen Wasserwerke der modernen Großstädte, deren Bewohner sich schon glücklich schätzen müssen, wenn sie überhaupt und dann nur mit einem Surrogate, einem kaum trinkbaren Flußwasser, versorgt werden. Dann hatte Rom die verschiedenen Fora, die mit aller Pracht monumentaler Kunst bereicherten Stätten für das öffentliche Leben; umgeben von Gerichtshäusern, Tempeln, Triumphbögen und Monumenten, waren sie der herrlichsten, niemals wieder erreichte Ausdruck der Volksgröße. Der hohe Glanz des Weltmittelpunktes kann uns aber nicht blind machen gegen die tiefen Schattenseiten des Bildes, denn die unvermeidlichen Uebel der Millionen umschließenden Stadt zeigen sich ebenso erschreckend groß. Die vielen Revolutionen des hungrigen Hausens, der, außer directer Verbindung mit der ernährenden Natur, von Staatswegen mit Lebensmitteln versorgt werden mußte, füllten manches Blatt der römischen Geschichte. Allerdings geschah etwas, um diesem Uebel zu begegnen, eine Menge Anlagen, deren Großartigkeit noch heute unsere Bewunderung erregen, dienten diesem Zwecke. Zuerst die Hafenanlage in Ostia, dann die nach der gegenüberliegenden Küste von Brundisium geführte monumentale Straße, zuletzt die Bauten der Korinthiser an dem Tiber, alle zusammen bilden ein zweckmäßiges überdachtes Ganzes. Zur Vollendung des weltstädtischen Bildes erwähnen wir vor Allem die Theater, das größte derselben für achtzigtausend Zuschauer, der Circus maximus, nach Plinius' Angabe, sogar für vierhundertachtzigtausend Sitzplätze eingerichtet; dieselbe Wichtigkeit beanspruchten die Bauten für öffentliche Bäder, von denen Rom zur Zeit Constantins fünfzehn besaß, denn die Kaiser hatten mit einander gewetteifert, dem vergnügungssüchtigen Volke immer neue und immer mit neuem Luxus ausgestattete Anlagen dieser Art zum Geschenke zu machen. Ein Uebelstand, der uns heute belästigt, die zu enge und zu hohe Bebauung, war auch schon in großem Maße vorhanden, es wird von siebenstöckigen Häusern berichtet, so daß Verbote gegen das Zubauhauen der Häuser erlassen werden mußten. Im Ganzen gewinnen wir den Eindruck, daß Rom in Bezug auf vermehrte Sterblichkeit der Bewohner nichts vor unseren modernen Großstädten voraus hatte.

Die von der Statistik zu Tage gebrachte, leider immer noch nicht hinreichend ursächlich aufgeklärte Sterblichkeitsziffer ist jetzt zum Gradmesser der mehr oder weniger gelungenen Stadtdorganisation geworden, und die hier-

durch gewonnenen Vergleichspunkte geben den wirksamsten Antrieb für zu treffende Verbesserungen. Zu wie lebhafter Thätigkeit die neueste Zeit auf diesem Gebiete angeregt ist, zeigt ein Blick auf die Großstädte des Continents. In Paris, wie in London sind ganze Quartiere abgerissen, um Licht, Luft und bequeme Verbindungen zu schaffen; jeder Tag bringt Fortschritte in dem Systeme der ober- und unterirdischen Communicationen. Berlin hat seinen großen Antheil an diesen Bestrebungen, denn augenblicklich beschäftigt uns die Anlage der äußerst wichtigen Stadtbahn, ein zweiter Schifffahrts canal befindet sich im Stadium des Projects, die weniger umständlichen Pferdebahnen dehnen sich immer mehr aus und zuletzt, aber der Wichtigkeit nach zuerst, wird Berlin durch das so lange verschobene, jetzt endlich in der Ausführung begriffene Canalisationswerk einen großen Schritt vorwärts thun. Die Reinlichkeit und damit die Gesundheit der Bewohner, kann nicht mit zu großen Opfern erkauft werden. Die erwähnten Fortschritte bringen uns der vollständigen Lösung des Problems der organischen Städteanlage näher, als dies zu irgend einer Zeit der Fall gewesen ist, und wenn nach dem vollständigen Gelingen eine Hekatombe geopfert werden soll, so wird doch kein Einzelner die Ehre für sich in Anspruch nehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

G. Ebe.

Notizen.

Die Ueberschwemmungen haben in diesem Frühjahr eine Höhe erreicht, die jedenfalls beweist, daß etwas im Staate Preußen nicht ganz fest ist. Unsere Dämme haben sich als ungenügend erwiesen und von gewichtigen Seiten wird nach besseren Präventivmitteln, vor Allem nach verstärktem Waldbeschutz gerufen. Wie stolz blickten die Norddeutschen bis vor Kurzem auf die Schweiz herab, die, wie es gewöhnlich hieß, in unverständiger Habgier ihre Forstcultivirung schmächtig vernachlässigt habe und großer Wassernoth periodisch ausgesetzt sei. Ganz zu schweigen von dem empfindlichen Mangel an Schatten, der dem Fremdenstrom die Sommerfrische in den Bergen Helvetiens so oft verleide. Seit der schlimmen Botenschaft von dem Hochwasser in unseren eigenen Niederungen sind die Ankläger kleinlaut geworden. Nur der Berliner wird gelegentlich schon deswegen weiter raisonniren, weil er durch die zahme Natur jenes angeblichen Flusses, welchen man die Spree nennt, gegen jede Ueberschwemmung hinlänglich gesichert ist. Es ist ähnlich, wie wenn eines unserer trefflichen Droschkenpferde durchgehen wollte. Berlin hat viele derartige negative Vorzüge, die seine Bewohner über die entsprechenden Entbehrungen trösten müssen. Fehlen Myrthe, Lorbeer und Goldorangen, so haben wir auch weder Scorpionen noch Schlangen. Die letzteren gedeihen, wie man weiß, am besten im Paradiese, wo eine derselben seiner Zeit den bekannten weltgeschichtlichen Unfug gestiftet hat. Man wird der Species jedoch in der Nähe des Kreuzbergs nicht leicht begegnen. Selbst moralische Mattern, welche Jemand in seiner Nähe ahnungslos als Freunde gepflegt hätte, bringen es höchstens zu einiger böser Nachrede, die durch fortgesetzte Ohrenbläse in gewissen Regionen eine alberne Vorstellung von dem Thun und Treiben harmloser Menschen beglaubigen, sonstiger Erfolg indessen sich nur selten rühmen kann. Die Medicin blüht freilich in allen großen Städten. Der Berliner Platsch, um die Sache beim Namen zu nennen, ist unter dem Einfluß kleinstädtischer Gewohnheiten nur pedantischer und langweiliger als anderswo. Man frage doch den Cardinal Hohenlohe, ob nicht auch in Rom trotz des Sprichworts, daß kein Cleriker dem andern die Augen aushackt, entsetzlich viel hinter dem Rücken geredet und auf Kosten der Mitmenschen erzählt wird. Der Cardinal wird sich auf seiner schönen Villa Este bei Tivoli nicht sonderlich darum kümmern. Er hat übrigens nicht erst jetzt, wie einige Zeitungen gemeldet haben, seinen Freund Bistz dorthin eingeladen. Der musikalische Abbate wohnte in jener Villa schon im vorigen Herbst mit seinen Erinnerungen an Pariser Liebesabenteuer und seinem Clavier. Sonst bietet ja auch Tivoli, das von den Traditionen der antiken Sommerwohnungen zehrt, keinen Ueberfluß an Comfort oder Abwechslung. Es war das Tempelhof oder Schöneberg der alten Römer. Ein italienischer Künftelvers sagt, daß man in Tivoli die Wahl habe: es

regne, stürme oder läute zum Begräbniß. Besser lebt es sich in Frascati. Im vergangenen Jahr weilte da eine amerikanische Schriftstellerin schon seit einem halben Jahr; sie wollte ein Buch über Tivoli, Frascati und Umgegend schreiben. Bei einer Begegnung oben auf den Ruinen der berühmten Burg über Frascati, nicht fern von Ciceros Landsitz, zeigte sie mit leuchtenden Augen die Ortshäfen und fügte einige von Humor gewürzte Bemerkungen hinzu. Der Pferdebetreiber, der den Führer machte, war von großem Respekt für sie erfüllt, hatte auch schon vorher beim Hinaufreiten von der gelehrten Frau viel erzählt. Als es wieder hinunterging, während die Amerikanerin noch auf der Höhe blieb, wollte der wunderliche Cicero das Forum in den Resten einer überbauten Cloake zeigen, und trotz des Gelächters der Reisegesellschaft, die seine Behauptung für unmöglich erklärte, nicht davon loslassen, bis die Lady aus Boston oder Cincinnati auf ihrem Esel herangeritten kam und ihn eines Besseren belehrte. Die Ruinen des Forums von Tusculum waren natürlich auf einem ganz anderen Fleck, und der brave Mann ließ es sich gesagt sein. Jetzt wird er wohl den Fremden durch seine genaue Kenntniß der Stelle imponiren. Was aber das etwa eine Stunde davon entfernte Tivoli angeht, so ist es trotz seines zweifelhaften Rufes in sanitätlicher Beziehung an einem schönen Tage im October durch seine Wasserfälle, wenn man vom Tempel der Sibylle nach eingenommenem guten Frühstück hinuntersteigt, und noch mehr gegen Abend, beim Anblick der Campagna und weithin St. Peters, von gegenüber den Cascatellen aus gesehen, voll wunderbaren Reizes. Auf der Villa Hadrian ruht der ganze Zauber verflungener Herrlichkeit. Hohenlohe und Abbe Bistz sind in der Nähe vortrefflich aufgehoben und sollte der Cardinal seine angebliche Hoffnung, zu einer Beendigung des deutschen Kulturkampfes und einem Abkommen mit der Curie zu gelangen, auch nicht verwirklicht sehen, wird er sich in den schattigen Gängen seines romantischen Landsitzes bei Tivoli wahrscheinlich zu trösten wissen.

* * *

Aus den Concertsälen. Die Saison naht ihrem Ende; die meisten Concerte werden nur mehr von den Gesangsvereinen gegeben, die auf den Besuch ihrer Abonnenten rechnen können. Der Bogolt'sche Verein, der sich um die Pflege der alten und neuen Chorlieder sehr viele Verdienste erworben, gab seine zweite und letzte Abonnements-Soirée, und erfreute wieder durch die vortreffliche Ausführung. Der ausgezeichnete Gesanglehrer Seyffart gab mit seinem Vereine ebenfalls ein Concert, worin das Requiem für Mignon von Schumann und eine neue größere Composition von Hoffmann „Melusine“ für Solostimmen, Chor und Pianoforte zu gelungener Aufführung kamen.

S. S.

* * *

Das große Wörterbuch der deutschen Sprache von unserm Mitarbeiter, Herrn Daniel Sanders, erscheint in einer Lieferungsausgabe (36 Hefte à 2 Mark) und soll bis Ende dieses Jahres vollständig vorliegen. Das Werk umfaßt den Sprachschatz auf den verschiedensten Gebieten, berücksichtigt die Ausdrücke der speciellen Gewerbe und Künste, ebenso jene Fremdwörter, die ganz und vollgiltig in unsere Muttersprache aufgenommen sind. Der Ruf des Werkes, das 1865 zum ersten Male aufgelegt worden ist (Wigand, Leipzig), enthebt uns jeder weiteren Empfehlung.

* * *

Ein Abonnent in Berlin. Karl Gutzkow wohnt in Heidelberg. Ein practischer Schulmann. (F. in G.) Wir ersuchen Sie um genaue Angabe Ihrer Adresse.

* * *

Berichtigung.

Im Aufsatze „Die rechtliche Verantwortlichkeit zc. von Bluntschli“, Nr. 9 der „Gegenwart“ S. 133, Sp. 1, Z. 12 v. u. statt „Der römische Staat“, ist „Der römische Papst“ zu lesen.

Insertate.

Danksagung.

Da es mir unmöglich ist, die zahlreichen Gratulationschreiben und Telegramme, die mir am Tage meines 50jährigen Dichter-Jubiläum's von nah und fern zugegangen, einzeln beantworten zu können, so sehe ich mich genöthigt, hiermit meinen lieben Gönnern, Freunden, Bekannten, Collegen und Colleginnen meinen innigsten und herzlichsten Dank darzubringen.

Hamburg, Februar 1876.

[H. 01032]

E. A. Görner.

In jeder Buchhandlung zu haben!

Soeben erschienen.

Verlag von Rich. Skrzeczek, Lössau i. Pr.

Die

gesellschaftl. Stellung der Juden

von

Dr. Joseph Kalkmann,

Königlich Preussischer Kreisrichter.

Preis: 60 S.

Soeben erschien im Verlage von Eduard Loll in Elberfeld:

Staat oder Papst?

Wider die päpstliche Hierarchie. — Für die Freiheit der Gemeinde.

Ein Beitrag zum Ausgleich zwischen Staat und Kirche

von

einem Weltgeistlichen im Münsterlande.

Herausgegeben von

Dr. Arnold Ruge.

9 Bogen. 8. Elegant brochirt. Preis 2 M.

Verlag von

F. C. C. Neudart in Leipzig.

Zur

Literatur- u. Kulturgeschichte.

Aufsätze und Vorträge

von

Dr. Theodor Zaur.

33 3/4 Bogen. 8. Eleganter gebestet.

Preis: 8 M., geb. 9 M.

Vor Kurzem erschien:

Der Fürst von Isolabella.

Schauspiel in 4 Acten

von

Dr. Julius Werther.

Preis 2 1/2 M.

In München fortwährend mit grossem Beifall gegeben.

A. Werther's Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Paul Lindau

als

dramatischer Dichter.

Kritische Essays

von

Egmont Gadlich.

Preis 1 M. 50 S.

Berlin, Puttkammerstr. 8. **Alfred Weile.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ernst Eckstein, Lisa Toscanella.

Miniatur-Ausgabe geb. in Originalprachtband mit Goldschnitt.

Zweite Auflage.

Preis 3 M.

Zweite Auflage.

Verlag von Richter & Kappeler in Stuttgart.

Die Buchhändler u. Postanst. nehmen Abonnements an. Preis pro Qu. 3 Mark. 6. Sammelhefte über Verlag Halle u. S.

Die Natur.

Illustrationen: Orig. von Leutenmann, Bednmann, Deifer, Specht, Hammer, Göring u. u.

Redaction: Dr. D. Ule, Dr. Karl Müller. Mitarbeiter: Dr. Karl Ruß, Dr. Binkelman, Albin Kohn, Dr. S. Lange, Dr. Zimmermann, Hermann Meyer, Dr. Beta, Carl Dambek u. u.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung

unter

Redaction von Prof. Dr. Th. Gomperz.

Complet: 11 Bände. 34 M. 80 S.

- I. Die Freiheit. Das Nützlichkeitsprincip. Rectoratsrede. 3 M.
- II/IV. System der Logik. 10 M. 80 S.
- V./VII. Nationalökonomie. 9 M.
- VIII. Betrachtungen über Repräsentativ-Regierungen. 3 M.
- IX. Comte und der Positivismus. Recht und Unrecht des Staates in Bezug auf Corporations- und Kirchengüter. Der Papiergeldschwundel. Einige Bemerkungen über die französische Revolution. Gedanken über Poésie und ihre verschiedenen Arten. Professor Sedgwick's Vortrag über die Studien an der Universität Cambridge. 3 M.
- X. Vermischte Schriften. Erster Band. Inhalt: Etwilksation. Ueber Aphorismen. Edmund Carrel. Eine Prophezeiung. Alfred de Bigny. Bentham. Coleridge. Uhuang. 3 M.
- XI. Vermischte Schriften. Zweiter Band. Inhalt: A. de Tocqueville über die Demokratie in Amerika. Die Rechtsansprüche der Arbeit. Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen. Aelteste griechische Geschichte und Sage. Rechtfertigung der französischen Februarrevolution. 3 M.

Leipzig.

Fues's Verlag (R. Reisland).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von

Wolfg. Müller v. Königswinter.

Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 M., geb. 5 M.

1. Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch.
2. Rheinfahrt. Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. Lorelei. Rheinisches Sagenbuch.
4. Im Rittersaal. Rheinische Historien.
5. Rheinisches Märchenbuch.
6. Rheinische Idyllen.

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheiteren, gemüthvollen Poésie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unterseiglichen Quell der anmüthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Redacteur-Stelle-Gesuch.

Ein literarisch gründlich gebildeter Redacteur sucht zu baldigem Eintritt eine Stellung am Feuilleton einer größeren Zeitung oder an einem belletristischen Journal. Gesl. Anträge vermittelt unter Chiffre H. 7622. die Annoncen-Expedition von Gauffenlein & Vogler in Stuttgart.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Fittke in Berlin. Druck von F. S. Neubner in Leipzig.

Jubel-Ausgabe

der Lieder des Qirza-Schahly.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Lieder

des

QIRZA-SCHAHLY

mit einem Prolog von

Friedrich Bodenstedt.

Jubel-Ausgabe.

Auflage

60 Bogen in Folio, mit dem Bildnis des Verfassers in Photographie und 13 Illustrationen in Buntdruck.

In Prachtband mit reicher Deckverzierung und Goldschnitt. Preis 72 Mark.

Königliche Geheime Ober-Buchdruckerei (R. u. Decker) in Berlin.

Expedition, Berlin N.W., Soufenstraße 52.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8spaltene Zeitzeile 40 Pf.

Inhalt: Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von G. Bamberg. I. — Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht. Von Robert Hamerling. I. — Literatur und Kunst: Zwischen Ruinen. Roman in 3 Bänden von Leopold Kompert. Besprochen von Otto von Leigner. — Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. V. (Schluß.) — Verschiedenes: Wie citirt wird. Von Otto Buchwald. — Wie commentirt wird. — Aus der Hauptstadt: Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Gbe. (Fortsetzung und Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Türkische Diplomaten und die orientalische Frage.

Von G. Bamberg.

I.

Es war kurz nach Beendigung des Krieges, als in Paris eine Schrift, betitelt „Les confidences de Turquie“, in der Form eines bescheidenen Buches die Presse verlassen hatte. In diesem Dous waren die seiner Zeit in der Siebenhügelstadt am Bosporus sowohl, als die in den Hauptstädten Europas, namentlich in diplomatischen Kreisen bekannten politischen Persönlichkeiten der Türkei conterseit, und wer wollte es leugnen, mitunter durch den Pinjel einer schonungslosen Satyre gar hart mitgenommen. Man konnte darin die ersten „Säulen des Reiches“, ja sogar einige bescheidene Ecksteine der hohen Pforte so treu gemalt sehen, daß gleich der erste Anblick uns davon überzeugen mußte, daß in den Adern des Autors kein christlich-europäisches Blut geflossen, ja daß er die Producte seiner Kunst in natura Jahre lang beobachtet und kennen gelernt haben mußte. Das Merkwürdige an diesem „confidences turques“ war, daß der Autor selbst sein eigenes Porträt gab, ja sich absichtlich seine eigenen Züge verzerrte, um jeden Verdacht fernzuhalten, und merkwürdiger aber ist es, daß der Autor später, als dieses Buch in Esfendikreisen einen Höllenspectatel provocirte, den Prohibitionsbefehl unterzeichnete und den Zollbeamten strengen Auftrag ertheilte, nach jedem einzelnen aus der Seinestadt anlangenden Exemplare zu fahnden und daselbe zu confisciren, alias auf seine Wohnung zu bringen.

Da diese confidences waren in der That eine recht geistvolle Schilderung jener türkisch officiellen Persönlichkeiten, die zu jener Zeit an der Spitze der Türkei standen, als Europa es noch der Mühe werth hielt, für den Halbmond mit Gut und Blut einzustehen, als man sich bei uns im Abendlande über die Civilisation der nahen Islamwelt den kühnsten Hoffnungen hingab, den Orient und die Orientalen über alle Maßen verherrlichend, im Eifer der Bewunderung türkischer Zustände, anstatt die Türken zu unterrichten, man selber bald zu den Türken in die Schule zu gehen geneigt gewesen wäre. Wenn wir nun die Eingangs erwähnte Schrift anführen, so geschieht dies mit Bezugnahme des gegenseitigen Verhältnisses, welches zwischen den damaligen Staatsmännern der Türkei und der in Europa verbreitet gewesenen turkophilen Tendenzen bestanden hat und bestanden haben mußte, da die Ereignisse der ersten Hälfte der 50er Jahre nicht ausschließlich nur dem Haß gegen das Moskoviethum entsprungen waren.

Da wir erwähnen der Gallerie der damaligen türkischen Würdenträger auch deshalb, um zu constatiren, daß die damaligen türkischen Diplomaten, trotz der grellen Farben des Spottgemäldes, ihre jetzige Nachkommenschaft bedeutend überragten, und daß das heutige Unglück der Türkei nicht einzig und allein den Constellationen der abendländischen Politik, der Ambition einiger Großmächte oder gar den diabolischen Ränken eines einzigen Staatsmannes, sondern den guten türkischen Herren selber größtentheils zuzuschreiben sei. — Vor zwanzig Jahren, als die Türkei mit dem jugendlichen Abdul Medschid an der Spitze in das europäische Staatenconcert eintrat, beherrschte die bessere Kreise der Osmanenwelt in der That ein solcher Geist des Fortschrittes, es manifestirte sich ein solcher Wille zur Assimilierung mit dem Westen, daß es den fremden Zuschauer gewissermaßen zu einiger Hoffnung berechtigte. So weit ich mich aus jener Zeit erinnere, war das Studium europäischer Sprachen, die Kenntniß von Land und Leuten Europas, die Adoption unserer Kleidung, Sitten und Gebräuche so stark in die Mode gekommen, daß, wenn einer z. B. zu unerwarteten Reichthümern gelangt war, er seinen Wohlstand, seinen Eintritt in die bessere Gesellschaft nicht nur durch Anschaffung von häuslichem Luxus und Pracht, sondern auch zugleich durch Acquirirung eines französischen Maitres und durch Umgang mit einem im a la franca-Ceremoniell bewanderten Individuum bekundete und bekunden mußte. Es war ein wilder Anlauf, den man nahm, ein Strohfener, das hohe Flammen schlug; denn als unsere guten Orientalen, die in den Hauptzügen ihres Charakters mit grauen Haaren und gekrümmtem Nacken noch immer Kinder bleiben, zur Einsicht gelangten, daß die a la Franca-Wissenschaft doch nicht so leicht erworben werden könne, und daß man mit dem Französischparliren, den Glacéhandschuhen, Steifragen zc. dem Westen nicht ebenbürtig wird, noch weniger aber gegen seine Uebermacht sich zu schützen vermag, so ließen sie in den reformatorischen Tendenzen eine merkliche Erschlaffung eintreten, man gab sich Mühe, auch fernerhin als Progressisten zu erscheinen, im Grunde genommen aber war Alles nur eitle Tändelei, nur ein gewalttham auferlegtes Spielen mit fremden Principien und Lebensanschauungen, die, wie wir sehen, zu keinem Ziele führten und auch nicht führen konnten.

In dieser Wahrnehmung werden wir am meisten bekräftigt, wenn wir die im erwähnten Werke mit Recht oder Unrecht bekrittelten politischen Persönlichkeiten der Vergangenheit mit den heutigen Staatsmännern der Türkei vergleichen. Welch' schauerliche Kluft trennt nicht die heute an der Spitze stehenden Staatsmänner von der Persönlichkeit eines Reschid Fuad, Kalis,

fogar auch noch von der eines Siprizli und Ruschdi Paschas? Trotz aller Intrigen und Eifersüchteleien, die einer orientalischen Gesellschaft eigen sind, ist es schwer in Abrede zu stellen, daß die erstgenannten drei Staatsmänner sich nicht alle mögliche Mühe gegeben hätten, in der Beamtenklasse der jungen Türkei einen kräftigen Nachwuchs zu schaffen. Ich war seiner Zeit Augenzeuge ihrer Bemühungen und finde daher den Anblick des totalen Fehlschlagens ihrer Bestrebungen um so trauriger, um so schrecklicher für die Türkei, die, von außen zumeist mißverstanden nur auf interne Kraft gestützt, nur noch einige Zeit fortzuleben im Stande wäre.

Und wer sind die heutigen Diplomaten der Türkei?

Wir müssen dieselben in zwei Classen, nämlich in Abkömmlinge der frühern Schule und in neue sog. Capacitäten theilen. Was erstere anbelangt, werden wir sofort dem heutigen Großvezier Mahmud Nedim Pascha begegnen, der mehrere Mal und noch dazu längere Zeit hindurch Staatssecretär Fuads im Ministerium des Aeußern war und folglich dessen Vertrauen besessen haben mußte; und dennoch wie weit steht der Schützling hinter seinem ehemaligen Herrn zurück, wenn wir die That- und Hilfslosigkeit des heutigen Großveziers näher ins Auge fassen? Mahmud ist allerdings nicht jenes *bête noir* des Alttürkenthums, als welches er in Europa verschrien wurde. Er ist ein Mann von echt orientalischer Bildung, war während der Jugendjahre von Kurden, Arabern und Persern in gleicher Weise verhätschelt, denn sein Vater Medschib Pascha war der mächtige Gouverneur von Bagdad unter Sultan Mahmud II., ein Mann, von dem die Araber behaupteten, daß die von ihm im Zorne gerollten Augen spiziger und schärfer, denn alle Lanzen der Steppe wären. Und in der That war dieser Mann einer der mächtigsten Bezire der vortanzimatlichen Zeit. Mahmud ist daher von den Strahlen der untergehenden Sonne osmanischer Macht beschienen in die Welt gelangt. Eigendünkel ist ihm wohl viel übrig geblieben, es ist auch in Folge dessen, daß er europäische Sprachen und Wissenschaften nicht lernte, doch von ausgesprochenem Europahass habe ich bei ihm trotz einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft (ich war Lehrer in seinem Hause) keine Spur entdecken können. Alles in Allem ist er daher seinem jetzigen Posten, wie überhaupt welcher leitender Rolle immer, unter keinen Umständen gewachsen und würde eher zum Gouverneur einer Provinz, als zum obersten Leiter des Staatswesens sich eignen.

An die Persönlichkeit Mahmuds wird allenthalben die des Großveziers Midhat Pascha gereiht. Ich habe diesen Mann als Midhat Efendi persönlich gekannt, zur Zeit als er Secretär (Keseban) des Großkanzlers (Beziktischi Bey) war, und muß es offen gestehen, daß die Geistesstärke, die leichte Auffassung, die bei Orientalen nur selten vorhandene Energie und Ausdauer dieses Mannes mich schon damals frappirte, als er in Konstantinopel noch wenig, in Europa noch gar nicht gekannt war. Midhat ist unstreitig eine Capacität ersten Ranges, und dies wollen und können wir ihm nicht abprechen. — Doch der Orient ist das Land der Extreme und so wie einerseits Moncholance aufs Aeußerste getrieben wird, so artet andererseits Thatenlust und Thatendrang ins Nervöse und Fieberhafte aus. An diesen letztern Uebeln laborirt nun der gute Midhat, und diese haben sich bis jetzt gleich einem schwarzen Unglücksfaden durch seine ganze Laufbahn hindurch gezogen. Daß dieser von Thatendurst durchdrungene Mann mit seinen Collegien auf der Pforte sich gleich anfangs nicht vertragen konnte, ist leicht erklärlich. Er verließ daher die Pforte schon früh gegen Ende der fünfziger Jahre, wurde Gouverneur einer kleinen Provinz in Rumelien, und wahrscheinlich aus Kummer, die Arena nunmehr vor sich geschlossen zu sehen, hat er sich einige Zeit dem Trunke dermaßen ergeben, daß ein Spottgedicht, welches über ihn in Konstantinopel circuirte, die Behauptung aufstellte: ein Glück, daß der Mißfluß — er war damals Gouverneur in Miß — nur Wasser und nicht Mist führt, denn der Pascha könnte auch

diesen austrinken. Doch Midhat ist Mann von eisernem Willen, er entriß sich den Armen des Bacchus gar bald, und da sein eindringender und rastloser Geist sich mit den Zuständen Bulgariens dermaßen vertraut machte, wie Keiner vor ihm, so darf es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn seine Verwaltung der Donauprovinz viel von sich reden machte und wenn er später als Gouverneur von Bagdad durch seine in der That großartig angelegten Pläne sich in Europa einen wohlverdienten Ruf erwarb.

Die alte Chalifenstadt sollte Eisenbahnen erhalten, das alte Mesopotamien aufs Neue seine frühere Fruchtbarkeit wieder erlangen, arabische Nomaden sollten gewaltiam colonisirt, Baumwollcultur, Dampfschiffverbindung, Industrie und einer Unzahl von Plänen sollte Vorjubel geleistet werden u. s. Nur vergaß der gute Pascha, daß sein oberster Landesherr für Pläne im Allgemeinen gar keinen Sinn habe, und daß seine Lannen eben so wandelbar wie die Sanddünen der Steppen seien, denn Midhat wurde während seiner vollsten Thätigkeit abberufen, auf eine kurze Zeit auf den Großvezierstuhl gesetzt, um zuletzt als Spielball der Hofintrigen von der einen Seite auf die andere geworfen zu werden. Hätte dieser türkische Staatsmann etwas weniger Kantens in seinem Charakter und wäre sein Sultan so zahn und nachgiebig, wie es Abdul Medschid war — Midhat hätte seinem Lande Ersprießliches leisten können, natürlich bliebe es dann noch immer fraglich, ob auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, denn trotz seiner Vertrautheit mit der französischen Sprache kennt er Europa aus eigener Anschauung allzwenig und wird auf jedem Schritt und Tritt jene Geschmeidigkeit, jenes *Savoir-faire* vermissen, welches einem Reschid, Kali und Fuad seiner Zeit so viele Erfolge sicherte.

Wenn wir nun in unserer Revue weiterfahren, werden es nur Sterne zweiten Ranges sein, die sich unjeren Blicken darbieten. Safweti und Arifi Pascha, beide Günstlinge des verstorbenen Kalis, haben unstreitig ihrem geistigen Chef mehr als eine gute Seite abgewonnen, beide kennzeichnet ein hoher Grad von Sanftmuth, Gelassenheit, beide besitzen ein ziemliches Quantum europäischer Bildung, nur ist das Unglück, daß während Beide hinsichtlich ihrer schwachen und kränklichen Natur ihrem Chef gleichen, sie, was die geistigen Vorzüge anbelangt, hinter ihm weit, ja sehr weit zurückgeblieben sind. Safweti hat zum ersten Male während des Krimkrieges auf der politischen Laufbahn als Commissär der Donaufürstenthümer debutirt, und dies mit ziemlichem Erfolge. Später treffen wir ihn bald als Gesandten an europäischen Höfen, bald als Minister der äußern Angelegenheiten, doch ein Blick auf das kränkliche Gesicht mit den krankhaft blinzelnden Augen, auf den schlotternden Gang dieses Mannes wird uns belehren, daß die besten und reinsten Absichten — Safweti ist ein grundbiederer Mann — hier wenig Ersprießliches zu Tage fördern können. Was Arifi anbelangt, wollen böse Zungen wohl behaupten, daß seine überaus gelassenen Manieren, seine leise Sprechweise, seine ängstliche Vorsicht, seine Körperhaltung mit dem tief gegen die Brust gesenkten Kopfe, absichtliche Nachahmungen seines ehemaligen Schutzherrn Kalis seien. Doch thut man hierin dem Manne, den ich seit nahezu 20 Jahren kenne, Unrecht. Die gerügten Eigenschaften fließen aus seiner Individualität, zum Theil auch aus seiner jahrelangen officiellen Stellung als Dolmetsch des Sultans; dem Sultane darf man unter keinen Umständen mit stolz emporgerichtetem Haupte gegenüberstehen. Arifi, gegenwärtig Gesandter in Wien, einmal auch schon Minister der äußern Angelegenheiten, kann entschieden als ein europäisch, ja europäisch feingebildeter Mann bezeichnet werden, doch einer leitenden Rolle, zumal unter der Regierung eines launigen und eigenwilligen Herrschers, wie der jetzige, ist er nicht gewachsen.

Nach den zwei sog. lebenden Schatten Kalis wollen wir der zwei lebenden Schatten Fuads, nämlich Kabuli und Chalil Paschas, Erwähnung thun. Ersterer, ein Schwager Fuads, des ehemaligen geistreichen, türkischen Staatsmannes,

den die Salons von Paris, London und St. Petersburg bewunderten, hat diesem so Manches abgelauscht. Kabuli ist aufgeklärt, lebenslustig, witzreich, folglich im Besitze vieler derjenigen Eigenschaften, welche seinem Schwager nachgerühmt wurden. Doch will es uns bedünken, daß der gute Kabuli mehr die lustigen Seiten als die ernstlichen, dem Geschäftsgange unentbehrlich nöthigen Qualitäten seines Prototyp sich angeeignet hat. Wenigstens konnte er bis jetzt noch keine Beweise jener staatsmännischen Einsicht, jenes Patriotismus geben, durch welche Fuad trotz seiner bekannten Galanterie und Lebenslust sich hervorthat. Als ich Kabuli zuletzt in Wien sah, war er eben mit der Abfassung einer Geschichte Roms in türkischer Sprache beschäftigt; allerdings eine lohnenswerthe Arbeit, die den Erben Ostroms, wenngleich etwas zu spät, von Ursprung und Verfall des einst mächtigen Roms erzählen sollte. Kabuli hat auch noch andere, seinen schönen Fähigkeiten ganz würdige Pläne, doch Entschluß und Ausführung stehen weit von einander, denn dazwischen befindet sich der autokratische Wille des launigen Osmaniden an den Ufern des Bosporus, dem gegenüber jeder Voratz, jede Berechnung nichtig ist.

Vom mittelbaren Zögling Fuads, nämlich von Chalil Pascha, ließe sich kaum mehr oder weniger sagen. Daß dieser Mann, der Sohn eines steinreichen Reichshändlers am Nil, folglich Egyptianer von Geburt, mit der kolossalen Erbschaft nicht sehr glimpflich umging, ist viel weniger seine Schuld als die des strengen und geizigen Herrn Papas und der an Reizen und Verlockungen allmächtigen Sirenen an den Ufern der Seine. Paris erzählt sich noch heute Wunderdinge, lauter Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, über die von Chalil entfaltete Pracht und den Glanz zur Zeit seiner Gesandtschaft am Hofe des Kaisers. Doch scandallüchtige Feuilletonschreiber bleiben sich in aller Herren Länder gleich. Denn während man in großen Liebertreibungen von seinen Bechgelagen, den riesigen Einlagen beim Biquetspiele und seiner verschwenderischen Haushaltung spricht, wird im Allgemeinen der großen Summen nicht erwähnt, die dieser Mohamedaner für seine Bildergalerie und zur Unterstützung der Männer der Wissenschaft verausgabte. Denn Chalil ist ein selbenguter Mensch und dabei von einem scharfen, ja sprühenden Geiste, der während seiner letzten Gesandtschaft in Wien wohl weniger, in Petersburg jedoch sehr aufgefallen, ein Geist, der bedeutende Resultate erzielen könnte, wenn der Mann selber nicht an zwei bedeutenden Hauptübeln leiden würde. Er ist nämlich erstens kein „selfmade man“, hat mit den Widerwärtigkeiten des Lebens nie zu kämpfen gehabt, und entbehrt denn auch jene Härte und Festigkeit, zu welchen man in derartigen Kämpfen gelangt und die uns eine ernste resolute Weltanschauung gewähren, welche Chalil und jeder Andere von heiterer und sorgenloser Lebensweise nicht gewinnen konnten. Zweitens hat Chalil unglücklicher Weise mit dem schon verstorbenen Mustafa Pascha, dem Bruder des Vicekönigs von Egypten, sich aliirt, ja sogar seine Tochter geheirathet und sich demgemäß seiner einflußreichen Stellung am Bosporus auf so lange verlustig gemacht, als der Khebidive mit seinen gutgefüllten Säckeln dort Respect einzufößen im Stande ist. Wenn daher der einst wildentflammte Bruderzwist mit dem Tode Mustafa auch erloschen, für Chalil, als dem Erben seiner Gefühle, existirt der Jörn Ismaels noch immer fort und wird der Verwerthung seiner staatsmännischen Vorzüge wohl lange im Wege stehen.

Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Von Robert Samerling.

I.

Dr. Banner hielt vor Jahren eine Vorlesung in einem Berliner wissenschaftlichen Verein, in welcher er sagte: „Unsere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv.“ In der That, wir sind ein sehr nervöses Geschlecht geworden. Mit dem Pessimismus ist bei uns eine krankhaft gereizte Stimmung eingerissen, und mit der gereizten Stimmung die Schrunke.

Eine gewisse Klasse von „nervösen“ Polterern nimmt erstaunlich zu. Wem sind sie nicht im täglichen Verkehr schon unzähligmals begegnet, jene Gereizten, jene Verbitterten, jene rasenden Rolande des Welt Schmerzes und des Pessimismus, welche den arglosen Mitmenschen unter den Katastrophen ihrer Beredsamkeit begraben, unablässig donnernd gegen die Verderbniß der Zeiten, gegen Gott und die Welt im Allgemeinen und gegen alles Mögliche im Besondern?

Eine Zeit lang hört man sie mit Vergnügen; denn sie besitzen nicht selten Geist und Suada: sie sagen manches Treffliche, dem man gerne zustimmt. Allmählig aber geht das Pathos ihrer Rede in ein leidenschaftliches Lärmen und Toben über; man sieht zuletzt mit Bedauern, daß sie von ihren Gedanken befehen, dämonisch befehen sind, daß sie einseitig sind im höchsten Grade, und daß sie die Fähigkeit verloren haben, auf einen Gegenstand, oder auf einen Gedanken, der nicht gerade in der Strömung der ihrigen liegt, unbefangen und ruhig einzugehen. Jedes Empfinden erhizen sie so lange im Gluthofen ihrer kranker Subjectivität, bis es fast nur mehr ein pathologisches Interesse hat, und jeden Gedanken treiben sie so lange einer paradoxen Spitze zu, bis er zur Schrunke wird.

Wie in den persönlichen Umgang, so schleicht ein gereizter, polternder Ton dieser Art sich hie und da auch in die Journalistik ein. Man findet namentlich in süddeutschen Blättern Theater- und Bücherrecensionen, deren Leidenschaftlichkeit in der That schon ein wenig an Tobsucht grenzt.

In unserer Literatur ist das Beispiel dieser Heftigkeit des Tons zuerst durch Schopenhauer gegeben worden. Ihn hat in der Kunst des Scheltens und Polterns seither kaum einer übertroffen; und mit dem leidenschaftlichen Tone geht auch bei ihm die Schrunke Hand in Hand. Es genügt ihm z. B. nicht, die schon an sich ziemlich schrullenhafte Ansicht auszusprechen, daß man lateinische und griechische Autoren nicht mit deutschen, sondern nur mit lateinischen Anmerkungen herausgeben dürfe; er findet für nöthig, deutsche Noten zu allen Classikern als eine „Schweineerei“ und eine „Zufante“ zu bezeichnen, und daß man sie duldet, ist ihm eine „rückwärtsvolle Niederträchtigkeit“. (Parerga II. S. 261.) Es genügt ihm nicht, einfach zu sagen, daß er eine Idiosynkrasie gegen den Bart habe: er wüthet an verschiedenen Stellen der „Parerga“ gegen denselben, und an einer dieser Stellen behauptet er, nicht im Scherz, sondern in bitterem Ernst, der Bart sei „obscön“ als „Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht“, und die Polizei solle ihn verbieten (§. 238). —

Im Grunde sind wir Zeitgenossen alle von dieser Nervosität angekränkt, und wir theilen uns nur mehr in solche, die sich gehen lassen, und in solche, die sich noch ein wenig beherrschen.

Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der ersten Aufwallung an boshafte und leichtfertige Recensenten schreibt, wirklich absendete, statt sie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte oder vertrackte Gesellen macht, veröffentlichte, statt sie in sein Pult zu verschließen? —

In der That es käme zu weit, wenn wir nicht der Mäßigung uns umso mehr befleißigten, je mehr wir uns der nervösen Reizbarkeit und Schwäche des Gemüthes bewußt sind.

Ich verlange nicht, daß wir Leisetreter sein sollen. Wer entlebigt sich nicht gern einmal durch ein Kernwort, selbst durch

einen Cynismus einer drückenden Stimmung? Aber eben weil die Versuchung so nahe liegt, sollen wir ihr zu widerstehen trachten, um ihre Befriedigung nicht zur Gewöhnung, zur Manier entarten zu lassen. Man lasse einer Kraftphrasen freien Lauf, wo sie durchaus hingehört; man vertheidige mit scharfer Waffe die reine gesunde Wahrheit, aber nicht jede Schrulle: zur Schrulle aber wird, wie schon gesagt, selbst die Wahrheit, wenn man sie mit leidenschaftlichem Uebereifer auf eine paradoxe Spitze treibt.

Ich bewahre in meiner Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und sympathischen Mannes, bei welchem die Erscheinung des „töblichen Pessimismus“ nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil sie nicht aus egoistisch-persönlichen Leidenschaften hervorging, sondern aus einem Zwiespalt der inneren Natur — weil sie zur Symptomatik einer Krankheit gehörte, die weder den Intellect noch den Charakter compromittirte.

Ich meine den verstorbenen Bogumil Goltz, mit welchem ich nur kurze Zeit, aber in so lebhafterem persönlichen Verkehr stand.

Ist es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben? Ein ehrlicher Mensch darf es. Gewissenhafteste Treue — und nur diese — kann solchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen. Ich stieß kürzlich wieder auf das Manuscript meiner Tagebücher aus jener Zeit (1866), und diesen entlehne ich wörtlich die folgenden Blätter, mit Auslassung desjenigen, was durchaus ganz vertraulicher Natur war.

Goltz war, um Vorlesungen zu halten, auch nach Graz gekommen, wo ich eben ein paar Sommermonate zubrachte. Erfreut, den Autor, der mich gerade damals so sehr fesselte, daß ich seine Werke im Reisekoffer mit mir führte, persönlich nahe zu wissen, schrieb ich ein Feuilleton über ihn in der localen „Tagespost“.

Noch denselben Tag erhielt ich einen Besuch von ihm.

Er trat bei mir ein mit den Worten: „Ich heiße Goltz.“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte ich, angenehm überrascht, aber in einiger Verlegenheit.

Vielleicht war der Ausdruck ungeschickt. Aber Menschen, die in der Zurückgezogenheit leben, finden eben nicht immer gleich das rechte Wort, wenn ein Fremder unversehends in ihre Stube fällt.

Goltz blieb sofort, hoch aufgerichtet, an der Thüre stehen, begann sich zu ereifern, und lanzelte in unaufhaltsamem Redeflusse mich herunter ob jener „conventionellen Lebensart“, wie er es nannte, sich dergleichen verbittend.

Während ich ihm den Sitz anbot, sagte er, er komme zu mir, weil er gehört, daß ich mich für ihn interessire, und weil er meinen „Abhaber in Rom“ auf der Reise kennen gelernt.

Er hatte kaum sich niedergelassen, so war er auch schon in modis rebus. Er lief wie ein siedender Kessel über. Anfangs ergöhte es mich, die fernige Suada, die ich aus den Büchern des Mannes kannte, nun mündlich sich ergießen zu sehen. Immer mehr aber entfernte der Sprechende Goltz sich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ sich gehen. Er zeigte sich im Negligé seiner Gedanken. Immer gewagter wurden seine Behauptungen, immer drastischer seine Ausdrücke, immer leidenschaftlicher seine Geberden.

Er gestikulirte lebhaft, schmalzte mit den Fingern auf eine eigenthümliche geräuschvolle Weise, schlug sich eben so geräuschvoll klatschend vor die Stirn, kniff den Mund ein, drückte die Augen zu, zog die Stirnhaut in eine einzige Falte zusammen. Dabei entwickelte er die ganze Kraft seiner gewaltigen Stimme. Er sprach vom ersten Augenblick an ohne Unterbrechung fort, und sprach beständig, ohne ersichtlichen Zusammenhang, von einem Thema zum andern über.

Auf unsere deutsche Literatur kommend, bezeichnete er sie ganz und gar als einen „Scandal“, und analysirte zunächst die Werke Goethes und Schillers, zeigend, daß sie „baar alles gefunden Menschenverstandes“. Von Goethe ließ er noch die Nieder gelten, aber die Dramen und Romane desselben Dichters ver-

urtheilte er aufs Unbarmherzigste. Es sei darin kein einziger wirklicher Mann zu finden; Alles, was geschehe, sei rein absurd, unwahr; Personen, die uns der Dichter als geistreich vorführen wolle, sehe man durchaus unnützlich, unzweckmäßig, unmotivirt und lächerlich handeln. Auch den Faust bezeichnet er als einen „Zammerkerl“: nachdem er sich durch einige schöne Redensarten eingeführt, bestehe seine ganze weitere Thätigkeit darin, daß er dem Gretchen zu einem Kinde verhelte. . . Im zweiten Theil bringe der Dichter die hellenische Welt in die deutsche hinein, was „nicht den geringsten Sinn“ habe. In formeller Beziehung sei das Alles recht hübsch, dem Inhalte nach aber über die Maßen absurd. Goethe habe sich hier ganz ins Allegorische verloren, was der größte Mißbrauch sei, den Einer von seinen Dichtergaben machen könne. Was Schiller betrifft, so sei es dieser, von welchem unsere moderne poetische Sprache, unsere Redensarten, unser Pathos stammt; aber der Mann sei nicht im Stande gewesen, eine einzige Figur zu individualisiren. Auch bei ihm sei Alles „Unsinn“: keine Spur von Lebenswahrheit, von Menschenkenntniß. Seine ideale Dichtung sei schätzbar; aber den ideellen Gehalt in den natürlichen Dingen aufzuzeigen, den höheren Sinn und Geist derselben zu deuten, das habe er nicht im Geringsten verstanden.

Ich fragte ihn, warum er noch niemals in seinen gedruckten Werken so freimüthig über Dichter und Dichtwerke sich ausgesprochen? Er erwiderte, noch sei die Zeit für ihn nicht gekommen, mit solchen Dingen öffentlich heranzurücken; für den Augenblick gelte es, ein wenig „politisch“ zu verfahren. Erst solle man ihn selber anerkennen; wenn er die gebührende Stellung errungen, dann werde er mit seinem Donnerwetter dareinfahren und die ganze Misere unserer Literatur schonungslos aufdecken. Er werde damit anfangen, zu zeigen, wie erbärmlich es gerade um unsere Besten bestellt ist.

Mit etwas mehr Achtung als von diesen unseren „Besten“ sprach er von Hamann, den er persönlich gekannt hatte, und von Jean Paul, den er gründlicher als irgend Einen gelesen zu haben versicherte.

Wir kamen auf sein autobiographisches Idyll, „Ein Jugendleben“, das schönste und lebensvollste seiner Werke, zu sprechen. „Sehen Sie,“ jagte er, „dies Buch habe ich mit meinem Blute, mit meinem „Nahrungsstoff“ geschrieben. Es hätte 10 Auflagen erleben sollen; aber wissen Sie, welches Buch statt seiner die zehn Auflagen erlebt hat? Freitags „Soll und Haben“. Nicht einmal die jetzt erschienene zweite Auflage hat der Verleger aus eigenem Antriebe veranstaltet. Ich war eben in Leipzig, als Markgraff starb; da hielt ich für seine Hinterbliebenen, die nicht so viel hatten, ihn zu begraben, eine Vorlesung, die achtzig Thaler einbrachte. Da B. hierdurch günstig für mich gestimmt war, so benutzte ich die Gelegenheit und interpellirte ihn: „Was ist's? Sie haben jetzt mein „Jugendleben“ fünfzehn Jahre; ist denn noch keine Rede davon, es dem Publicum neu vorzuführen? Meine Stellung hat sich doch inzwischen verändert; ich bin berühmter geworden!“ Aber der Mensch, der natürlich ganz nur Buchhändler ist, machte Schwierigkeiten; es seien noch 300 Exemplare auf dem Lager. Da versprach ich ihm das Werk umzuarbeiten; er solle ein förmlich neues Buch erhalten, das ganz gewiß ziehen werde. Zuletzt stellte er 600 Thaler Honorar in Aussicht, knüpfte aber die Auszahlung auch noch an die Bedingung, daß erst 600 Exemplare der neuen Auflage abgesetzt sein müßten.“

Es klang besser und die Summen rundeten sich stattdlicher, wenn er von den Zeiten sprach, wo er noch nicht geistiger Arbeiter war, sondern als Deconom das Feld mit Kindern pflügte. Seine Frau, erzählte er, sei die Tochter eines Millionärs gewesen; mit 100,000 Thalern habe er seine Landwirthschaft begonnen; einen Theil des Vermögens habe er gerettet, aber er habe für viele Verwandte zu sorgen und einige Nichten auszustatten. Nun sehe er sich genöthigt, als Schriftsteller und Vorleser materielle Erfolge anzustreben. Das Bewußtsein, durch seine Schriften sich einen Namen zu machen, oder durch sie auf die Menschen zu wirken, genüge ihm nicht mehr, besonders da

er diese Wirkung selbst sehr gering anschlage. Dreißig Jahre nach seinem Tode werde man es freilich beklagen, daß ein Kerl wie er nicht mehr lebe, aber was habe er davon?

Es sind harmlose Aeußerungen, die ich da wiedergebe, aber auch sie wurden mit leidenschaftlicher Wärme vorgebracht, und mit so lauter Stimme, daß die Fensterscheiben klirrten und die Personen in den Nebengemächern Nervenzufälle bekamen.

Nach einstündigem Verweilen sich erhebend, um ins Theater zu gehen, äußerte Goltz, das Schauspiel sei ihm Bedürfnis; er studire da, was auf die Leute wirke, und wie es wirke. Auch seien ihm die localen Arten des Humors, wie sie in der Posse sich ausprägen, besonders interessant, weil neu.

Als ich ihn hinausgeleitete, und wir ein Gemach durchschritten, in welchem eben meine Mutter mit einer befreundeten Dame sich aufhielt, stellte ich ihn den beiden Frauen flüchtig vor. Aber der von geistiger Electricität vollgeladene Goltz entlud sich überall im Vorbeigehen wie eine wandelnde Gewitterwolke. In einem Schwall von Donnerworten begann er zu klagen über die „Verkehrtheit“, über die „Absurdität“, mit welchen man in Wien ihn aufs Aeußerste geärgert hatte bei Einladungen zum Mittagessen und sonstigen Bewirthungen. Da habe man beispielsweise die „grenzenlose Dummheit“ begangen, ihm unmittelbar nach der Suppe nicht etwa ein warmes Stück Fleisch, sondern etwas Kaltes vorzusetzen. Nun frage er, ob man einem „alten Kerl“, wie ihm, zumuthen könne, nach der warmen Suppe sogleich einen kalten Bissen zu schlucken, und sich den Magen jämmerlich zu verderben? Und wenn er sich auf irgend eine Speise gefreut, so habe man ihn zuvor mit allen möglichen Dingen abgefüttert, und erst nachdem man ihm den Morgen bis zur Ueberladung vollgestopft, erst nachdem er schon die sämtlichen Schüsseln, und die Einladung, und die Hausfrau selber zum Teufel gewünscht, dann erst habe man aufgetragen worauf er sich gefreut und woran er gewöhnt sei. Er frage nochmals, ob dies die Art sei, einen alten Kerl zu behandeln?

Wie humoristisch hätten diese Klagen aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz sprach sie mit dem Ernste eines düstern Fanatikers. Mit seiner hohen Gestalt, den blühenden grauen Augen, den finsternen Brauen, stand er da wie ein predigender Wiedertäufer, etwa wie der „Bäder von Harlem“, der Graubart

„Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen der mächtig
Sich aufwölbenden Stirn,“

für dessen Gestalt im „König von Sion“, (welcher mich zu jener Zeit beschäftigte) ich in der That die äußeren Züge von Goltz entlieh.

Diese vorläufigen Herzensergießungen waren, wie sich später zeigte, dem Inhalte nach nur unbedeutende Präludien gewesen — Präludien, an welchen nichts auffallend war, als das Mißverhältniß zwischen den Dingen und dem für den Ausdruck derselben aufgewendeten Ungeköm. Und doch fühlte ich, nachdem Goltz sich entfernt hatte, eine Abspannung, die kaum größer sein konnte. Goltz eine Stunde lang sein Herz ausschütten zu hören, ließ auch den Gesunden seine Nerven empfinden. Das beständige Peroriren wie auf der Kanzel oder der Bühne, das heftige Schreien, das sprunghafte Aufgreifen aller möglichen Gegenstände, die paradoxe Uebertreibung, das Alles verwirrte, betäubte, ermüdete um so mehr, je größer der Antheil war, den man dem Manne entgegenbrachte. Das Gefühl des Mitleids kam dazu, ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geist sich unablässig in leidenschaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu sehen.

Literatur und Kunst.

Zwischen Ruinen.

Roman in 3 Bänden von Leopold Kompert. Berlin, D. Sauer 1876.

Keine Art der Dichtkunst gestattet das Einfluthen jeder Strömung in dem Maße, und keine ist so sehr zum Spiegel der heutigen Menschheit geworden, als der Roman. Es wäre eine interessante Arbeit für den Literaturforscher, die Entwicklung der Judenemancipation von Cumberland und Lessing an, zu dem jungen Deutschland und zu Rosenthals „Deborah“ bis zu Kuerbach und Leopold Kompert zu verfolgen. Die Ghetto-Novellen des Letzgenannten haben ihrer Zeit verdientes Aufsehen erregt, wenn sie auch verständlicher für den Osten als für den Westen Europas waren.

Von der Hauptstadt Oesterreichs nach Süden und nach Norden geht die ungefähre Grenzlinie zwischen dem modernen und dem alten Judenthum. Je weiter östlich man kommt, desto mehr treten die Stammeseigenthümlichkeiten hervor, desto energischer ist die Abseidung des Juden von dem Bewohner des Landes. Ich verweise nur auf Polen im weitesten Sinne, auf Südothungarn, Walachei, Rumänien u. Von Wien westlich ist die Erscheinung eine umgekehrte. Die Stammeseigenthümlichkeiten, besonders die äußeren, schwächen sich ab, der Jude nimmt nach allen Richtungen an der geistigen Arbeit der Zeit lebendigsten Antheil, wirkt am politischen Ausbau des Staates, wirkt auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst — kurz, im Westen ist seine Emancipation zur Thatfache geworden, im Osten Europas ist sie nichts mehr als Chimäre. Dort lebt noch immer der Haß gegen das Judenthum fort, das durch die Trägheit der slavischen, magyrischen und rumänischen Völker und Völkchen, besonders auf dem flachen Lande, unterstützt, auf allen Wegen und mit allen Mitteln sich für die Verachtung, mit der man es behandelt, durch Gelderwerb auf Kosten der Ureinwohner zu rächen sucht.

Die Folgen dieser Thatfachen sind auch auf religiösem Gebiete zu finden.

Der Jude des Ostens hält an dem strengen Rituale, als an einem Palladium seines Volkes mit aller Kraft fest und ist gegen Andersgläubige oft von fanatischer Unbulsamkeit. Nur aus Mangel an Macht bleibt diese ein innerer Factor, der aber doch mächtig auf das Volk selbst zurückwirkt, da er jeden Einfluß fremden Geisteslebens starr abweist.

Ganz anders der Jude im Westen. Derjenige, dem günstige Verhältnisse die Bildungselemente der Gegenwart zugeführt haben, bemächtigt sich derselben meist mit viel mehr Energie, als der Germane und Franzose und versteht es, die philosophischen und wissenschaftlichen Resultate mit scharfer Dialektik für seine Weltanschauung nutzbar zu machen. Mitten im modernen Leben stehend hat er schon längst den strengen Ritus seines Bekenntnisses abgestreift, denn er weiß, daß derselbe sich unter Umständen der Zeit und des Ortes entwickelt hat, die von den heutigen Verhältnissen ganz und gar verschieden sind. Er lebt wie jeder Andere in ähnlichen Verhältnissen, und steht den Ausschreitungen jeden Bekenntnisses, auch des seinigen, gleich verurtheilend gegenüber. Sein Sittengesetz ist das der Besten unserer Zeit, die Formen, unter denen seine Väter zu ihrem düsteren Gotte gebetet, klingen kaum noch wie ein halbvergessenes Märchen in seiner Seele nach. Das ist die eine Gattung des west-europäischen Juden.

Die zweite Art bietet ein häßliches, unerfreuliches Bild. Auch sie beobachtet den strengen Ritus nicht mehr, aber der Grund dazu wurzelt nicht in ihrem ethischen Standpunkte, sondern in dem flachen Materialismus, der sie beherrscht; ihr Gott ist das Gold, ihre Religion der Genuß.

Es ist nun begreiflich, daß Kompert bisher viel mehr Sympathien dort gefunden hat, wo noch der altgläubige Jude zu finden ist, also viel mehr in Oesterreich, als in Deutschland. Sein neuer Roman „Zwischen Ruinen“ wird das gleiche Schicksal haben. So geistvoll der Entwurf im Ganzen, so feim die Seelenmalerei im Einzelnen ist, wir stehen trotz aller Achtung, die uns das lebenswürdige und echte Talent Komperts einflößt,

seinem Buche wie einem nur halb gelösten Räthsel gegenüber. Die Menschen sind interessant, aber die Motive ihres Handelns sind uns halb unverständlich, die dunklen Regungen ihres Gemüthes, denen die Motive entspringen, sind mit einem Schleier bedeckt, den nur der Sturm der Leidenschaft auf kurze Momente lüftet.

Die Besprechung des Romans macht die Erzählung des Stoffes nöthig, die bedeutende Schwierigkeiten bietet. Es geschieht wenig Romanhaftes, und fast die gesamte Entwicklung spielt sich im Innern der handelnden Menschen ab.

Der Ort der Begebenheit ist ein kleines Städtchen des nördlichen Böhmens mit überwiegend czechischer Bevölkerung. In den Ländern der Wenzelskrone besteht noch hier und dort das Institut der Tauschkinder. Eine böhmische und eine deutsche Familie wechseln ihre Kinder aus, damit jedes derselben die zweite Sprache des Landes kennen lerne. Vor dem Hause des Schmiedes Patek sitzt ein solches Tauschkind, ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das, von seinem Heimweh gefoltert, bittere Thränen vergießt. Umsonst ist das Trostwort des sonst so schweigsamen Pflegeraters, dem der Schmerz des Kindes nahe geht. Da eilt Jonathan Falk, ein junger Fabrikant, vorbei, um in die Synagoge zu kommen, erkundigt sich, ob die Kleine noch immer so trübselig sei, und bittet dann den Schmied, ihm das Mädchen zuerst nur für einige Tage als Spielgefährtin seines Knaben zu überlassen. Als es ihm gestattet wird, nimmt er Maria Dorothea, so heißt das deutsche Mädchen, in sein Haus. Seine Gattin Bella ist mit dem Gast nicht ganz einverstanden, aber sie fügt sich um so schneller als sie bemerkt, mit welcher Härlichkeit Dorothea das stumme Söhnchen Bernhard behandelt, und wie traulich der dreijährige Knabe sich der Spielgefährtin anschließt. Sie erzählt ihm Geschichten, darunter eine von dem Madonnenbild in Urtschendorf, das schon manches Wunder verrichtet habe und zu dem sie auch den stummen Bernhard tragen wolle, damit er seine Krankheit verliere. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich der Gegensatz zwischen Bella und Jonathan. Die junge Frau ist in ziemlich freiem Ritus erzogen, während ihr Gemahl noch treu an den Formen seines Glaubens hängt, aber auch nicht aus innerer Nöthigung, sondern aus Gewohnheit, zu der sich ein ziemlich starker Zug unmännlicher Sentimentalität gesellt. Bella leidet ebenfalls an einer gewissen Zerfahrenheit des Gemüthes; heute von kindlicher Liebenswürdigkeit, ist sie morgen kalt, launisch und unfreundlich. So leben die beiden Gatten mehr neben als mit einander. In diese Familie tritt nun Maria Dorothea, die, obwohl halbes Kind, dennoch eine feste Natur, sich klar aller Dinge bewußt ist, aber nicht mit kaltem Klügeln die Wärme ihrer Empfindung ertödtet. Der Einfluß, den sie bald im Hause des Fabrikanten gewinnt, ist erklärlich: der kleine Knabe hängt an ihr mit der ganzen Hingebung eines kindlichen Herzens, Bella überläßt ihr immer mehr die Leitung des Hauswesens und in Jonathan keimt langsam die Liebe für das „Tauschkind“ empor, denn seine schwache Natur unterliegt immer mehr der willenskräftigen Klarheit, die das Thun und Lassen des Mädchens bestimmt. Sie ist Christin, aber sie achtet die Bräuche des Judenthums, sie denkt an alle die kleinen Förmlichkeiten des Ritus, denen die Frau des Hauses keinen Augenblick ihrer Zeit opfert.

In dem kleinen Städtchen hat es unterdessen zu gähren begonnen — wie überall steht auch hier die Geistlichkeit, in der Person eines czechischen Caplans, auf Seite der „unterdrückten“ Nation und schürt sogar von der Kanzel aus die Erregung, bis dieselbe zuletzt auch die Arbeiter der Fabrik ergreift. Der nationale Haß gegen den Deutschen vereint sich mit dem katholischen Fanatismus gegen das Judenthum, und gegen das Haus Falks brandet die Fluth der Leidenschaften.

Es ist jüdische Menjahrsnacht, Jonathan ist aus der Synagoge in die festlich geschmückte Wohnung zurückgekehrt. Alle sitzen um den Tisch in freundiger Stimmung, plötzlich fliegt ein Stein durch das Fenster, dann mehrere und ein wüthes Geschloß dringt in den Frieden des Hauses.

„Jub' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!“

Die sich daran schließende Scene ist in der Durchführung des kleinsten Details meisterhaft durchgeführt. Kein Strich zu viel, keiner zu wenig und jeder so energisch, daß das Ganze mit vollendeter Plastik wirkt. Jonathan sucht, obwohl sich seiner eine plötzlich auflodernde Energie bemächtigt, die Schaar durch freundliches Zureden zu beruhigen, aber umsonst, nur Geschloß ist die Antwort. Ein plötzlicher Feuerchein läßt Falk verstummen — „Es brennt in der Fabrik!“ heult ihm die Menge entgegen und wieder ertönt der wilde Ruf:

„Jub' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!“

Und mitten in dem Chaos von Empfindungen zuckt in Jonathan der Gedanke an sein stummes Kind auf, das hinter ihm auf dem Boden kauert. Was in des Knaben Seele vorgegangen, war, während die wilden Rufe unverständlich sein Ohr trafen, und der gelle Feuerchein sein Auge blendend berührte, wer will es sagen? Doch eine plötzliche Energie schien ihn ergriffen zu haben, denn er richtet sich auf, wankt gegen Dorothea und seinem bis heute stummen Munde entringen sich die Worte „Doro . . . Feu . . . er!“

„Das Kind redet!“ schreit Dorothea und der Schrei dringt wie ein jubelnder Lärchenruf durch das Geheul der Menge, durch das Geschmetter der Artschläge, die das Thor sprengen sollen. Jonathan ist wie im Traume, er sieht wie sein bleiches Weib die Arme ausstreckt und mit den Worten „Dorothea, das Kind!“ ohnmächtig zusammenbricht.

Indeß wird das Thor gesprengt, der Pöbel dringt über die Treppen empor und füllt das Gemach. Die Lichter sind umgestürzt und verlöscht, nur greller Flammenschein erleuchtet die wilden, rußgeschwärtzten Gesichter mit den haßprühendenden Augen und den toderwartenden Jonathan, der hochaufgerichtet die beiden Frauen und das Kind mit seinem Leibe deckt. „Ist Keiner unter Euch, der für mich redet?“ ruft er.

„Ich!“ schallt eine Stimme an der Thür und Jaroslaw der Schmied drängt sich vor, aber auch sein Wort verflingt ungehört und entfesselt nur noch mehr die verhaltene Wuth — durch das fahle Zwieltlicht faßt ein hellblinkender Hammer gegen den Kopf des Redners. Stöhnend sinkt er zusammen.

Jetzt faßt plötzliche Ernüchterung die Menge. In wenigen Minuten ist sie zerstoßen.

Dieses Capitel bildet in seiner Darstellung eine der besten Stellen des Romans. Der graue Abend, der dem Knaben die gefesselte Zunge löst, brachte sonst nur Unglück. — Bella, die zarte Frau, kann die Folgen der Aufregung nicht mehr verwinden und scheidet langsam dahin. Alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens tritt mit einem Male hervor und ihr Tod ist das leise Verklingen eines Accordes.

Bis hierher konnten wir dem Autor folgen und die Geschichte seiner Gestalten mitleben — mit dem zweiten Bande ist diese Möglichkeit, ich will nicht sagen vernichtet, aber sehr erschwert und wir stehen, einige stimmungsvolle Episoden ausgenommen, in einer fremden Welt. Sieben Tage lang trauert uralter Sitte folgend Jonathan um sein Weib, und dann fragt er Dorothea, ob sie sein werden wolle, und sie sagt „Ja“. Wir fragen, wie ist es möglich, daß ein Autor von dem zarten Empfinden Kompectes, daß der Dichter altjüdischen Familienlebens diesen Schritt geschehen lassen kann? Daß er geschehen werde, wußten wir, aber daß er so geschieht entrückt die beiden Gestalten auf einmal aus der Sphäre unseres Verständnisses. Eine neuauftauchende Gestalt erregt unser Interesse: es ist Falks älterer Bruder, der der Vater einst als dreizehnjährigen Knaben verstoßen, weil er gegen sein Gebot am Sabbath Geige gespielt hatte. Der Alte hatte das Instrument zertrümmert: und das jähzornige Kind ihn geschlagen. Er zieht hinaus, wird Christ und ein berühmter Virtuoso. Ein Zufall bringt ihm wieder sein Judenthum in das Gedächtniß — er hört einen jener uralten Gesänge der Synagoge, dem er in der Jugend so oft gelauscht hatte. Die Sängerin wird die Gefährtin seiner Streifzüge und Mutter eines lieblichen Kindes — Das Bündniß wird durch den Tod des Knaben gelöst, die Mutter verschwindet und der Geiger verfällt

in eine schwere Krankheit, in der ihn Chasidim — Juden der strengsten Richtung — pflegen und für sich gewinnen.

Er ist eine der merkwürdigsten Gestalten, die jemals von einem Dichter geschaffen worden ist. Die Grundlage seiner Natur, die Uge seines ganzen Wesens ist künstlerische Phantasie, die in der Musik ihre vollste Entfaltung findet. Von dem Augenblick an, wo er der Kunst entzagt, ist seine Phantasie gegenstandslos und ergreift nun die religiöse Idee mit derselben ungestümen Leidenschaftlichkeit, wie einst die Musik. Er vertieft sich in die Geheimnisse der Kabbala und wird fanatisch bis zu Ausbrüchen religiösen Wahnsinns.

Dieser Landstreicher taucht nun im Hause wieder auf, findet den Bruder im Begriff eine Christin zu heirathen und dadurch das Gedächtniß der Eltern zu schänden. Der schwache Jonathan allein ist nicht kräftig genug, um dieser dämonischen Natur Widerstand zu leisten, doch siegt zuletzt seine Liebe und der Bruder verläßt auf immer das Haus der Väter und kehrt zu den Chasidim zurück.

Aber damit ist die Entscheidung noch immer nicht gegeben, denn im Herzen Dorotheas und Jonathans beginnen neue Kämpfe. Wer soll das Bekenntniß wechseln? Die Entscheidung nimmt zwei Hände in Anspruch, und das ist zu viel und ermüdet trotz vieler Schönheiten. Nach langem schmerzlichen Streit, der fast zur Trennung führt, entjagen beide der Confession und die bürgerliche Trauung vereint die Liebenden für immer.

Eine Gestalt, die von Beginn an eine bedeutende Rolle spielt, habe ich nicht erwähnt, es ist die alte „Beise“, Wittve eines jüdischen Schulmeisters, Freundin von Jonathans verstorbener Mutter. Sie ist mit ihrem Fühlen eine Art weiblicher Nathan — durch die Liebe zu Dorothea erweckt, keimt in ihrem Geiste die Ahnung von der Religion der Religionen auf und es ist zu bewundern, mit welcher Seelenkenntniß Kompert den Gang ihrer Gedanken und Gefühle verfolgt. Aber auch dieser Gestalt stehen wir mit gemischten Empfindungen gegenüber, das Edle und Ehtmenschliche in dem Charakter Beises ist mit so viel Elementen verbunden, die uns befremden, daß wir nicht im Stande sind uns in sie hineinzuleben.

Der Hauptfehler des Romans, außer der erwähnten Werbung Jonathans, ist ein formeller, seine Größe. Das Problem, den Sieg einer freien Anschauung gegenüber confessioneller Vorurtheile, hätte sich in einem kleineren Umfang lösen lassen, ohne daß der Dichter deshalb auf die feine Charakterzeichnung hätte verzichten müssen.

Aber selbst das Juviel ist ein glänzender Beweis von der hohen Begabung des Dichters, der uns auch dort anzieht, wo wir seine Gestalten nicht ganz verstehen, weil aus vielen Zügen echt dichterische Intuition spricht. Hoffentlich thut der Dichter in seinem nächsten Werke den Schritt, der ihn ganz auf den Schauplatz des modernen Lebens führt.

Otto von Leizner.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Schluß.)

V.

Molières Heirath mit Armande Béjart; Molière erhält eine Pension vom Könige; die Gesellschaft wird zum königlichen Hofschauspiel ernannt; das Verhältnis Racines zu Molière; Renovirung des Theaterjaals; Neuerungen in der Ausstattung und Darstellung; Tod Madeleine Béjarts; der Kranke in der Einbildung“ und Molières Tod.

Wir haben die Gesellschaft Molières in dem Augenblick, als sie das neu eingerichtete Theater des Palais-Royal bezogen hatte, am 20. Januar 1661, verlassen. Nur die wichtigsten auf Molière bezüglichen Bemerkungen, die wir im Register finden, sollen hier noch in möglichster Kürze erwähnt werden.

Am Dienstag den 14. Februar gaben die Schauspieler in den Salons der Madame d'Equéville eine Vorstellung, „die Schule der Männer“. „Nach Schluß der Vorstellung Verheira-

thung des Herrn von Molière“*), bemerkt La Grange am Rande. La Grange markirt den Tag durch eine blaue Kugel, die gewöhnlich auf ein glückliches Ereigniß hinweist. Er ahnte nicht oder wollte nicht ahnen, welche schweren Leiden diese unglückliche Vermählung seinem geliebten Meister bereiten würde.

Ob Molière selbst so zuversichtlich war, wie sein Freund La Grange sich den Anschein gab zu sein? Man darf es bezweifeln. Denn gerade die Stücke aus jener Zeit, da in Molière der Gedanke reifte, sein Schicksal mit dem der verführerischen, koketten, jugendlichen Armande Béjart zu verbinden, sind voller Zweifel, voller Besorgnisse. Die Frage, die sein Innerstes bewegt: ob es denn gerathen sei, daß ein Mann im vorgerückten Lebensalter ein so viel jüngeres, ob ein gereifter, ernster, oft trüber Mann ein leichtlebigeres und leichtsinniges Mädchen zur Frau nähme — gerade diese Frage hat er auch in seinem letzten Lustspiel sich gestellt und in einer Weise beantwortet, die ihn von dem unglücklichen Schritt hätte abhalten sollen. Soeben hatte er noch als Sganarell in der „Schule der Männer“, als der gefoppte Alte, dem ein junger Springinsfeld die geliebte Braut abspenstig macht, sich hoch und theuer verschworen, niemals eine solche Dummheit zu begehen:

Beh, wer Weibern traut!

Die Allerbeste ist noch immer teuflisch!

Bermüthscht' Geschlecht, zu unserm Leid erschaffen!

Auf ewig sag' ich dieser Brut Valet . . !

Mög' alle insgesammt der Teufel holen!

Das waren die letzten Worte, mit denen er im Salon der Madame d'Equéville von den lachenden Marquis sich verabschiedet hatte. Darauf hatte er sich die Schminke abgewischt und war mit demselben Mädchen, das ihm soeben auf der Bühne diese Bermüthschtung entlockt hatte, vor den Altar getreten, — der arme Sganarell!

Vom 24. Juni bis zum 11. August 1662 gab die Gesellschaft wieder Vorstellungen vor dem Könige in Saint-Germain. La Grange bemerkt, daß die concurrirende Gesellschaft vom Hotel de Bourgogne, die sich über die den Molière'schen Schauspielern erwiesenen Ehren eifersüchtig erboste, Alles daran setzte, um gleichfalls vor dem König spielen zu dürfen.***) Aber erfolglos, wie es scheint.

Das glückverheißende blaue Zeichen finden wir wieder in den allgemeinen Bemerkungen, mit denen La Grange jedes Theaterjahr abzuschließen pflegt — zu Ostern 1663.

Molière erhält in seiner Eigenschaft als „Schöngeist“ vom König eine etatmäßige Pension von 1000 L.***)

Am 4. November 1664 malt La Grange an den Rand das schwarzgefüllte Biered, das immer einen Trauerfall bedeutet. An diesem Tage stirbt Du Parc, einer der besten Komiker der Gesellschaft. Die Molière'sche Gesellschaft ließ die Vorstellung an jenem Abend ausfallen.

Am 14. August 1665 ernennet der König Molière und seine Künstler zu seinen Hofschauspielern und setzt ihnen eine Pension von 6000 L. aus. †) Wenn La Grange sagt, daß die Gesellschaft den Herzog von Anjou um Fortdauer seines Wohlwollens gebeten habe, so ist das eitel Höflichkeit; denn der Bruder des Königs hat für „Seine“ Schauspieler so gut wie

*) Mariage de M^r. de Moliere au sortir de la Visite.

***) Le Comédiens de l'Hostel de Bourgogne la solliciterent (la Reyne Mère) de leur procurer l'auantage de servir le Roy, la Troupe de Moliere leur donnant beaucoup de jalousie.

****) M^r. de Moliere a receu Pension du Roy en qualité de bel esprit, et a esté couche sur l'Estat p^r. la somme de 1000 liures. Sur quoy il fist un remerciement en vers pour Sa Majesté.

†) Vendredy 14. Aoust, la Troupe alla à Saint-Germain en Laye; a Roy dit au S^r. de Moliere qu'il uouloit que la Troupe doresnauant luy appartinst et la demanda à MONSIEUR. Sa M^{te}. donna en mesme tems six mil liures de Pension à la Troupe qui prist congé de MONSIEUR, lui demanda la continuation de sa protection, et prist ce tiltre:

LA TROUPE DU ROY, au pallais Royal.

nichts gethan. Die Vorstellungen, die er bestellte, wurden sehr knauserig bezahlt und er blieb das Geld, das er für die Logen zu erlegen hatte, Monate lang schuldig; bisweilen ließ er die Kleinigkeit ganz „in Verstoß gerathen“, wie man in Oesterreich sagt, und machte es wie der edle Pole aus der Polakei, den Seine befinzt. Das Register ist voll von Bemerkungen, die die Zahlungsunlust des königlichen Bruders nachweisen.

Eine Bemerkung La Granges zum 18. Dezember 1665 veranlaßt uns über die Beziehungen, die zwischen Racine und Molière bestanden, einige Worte zu sagen.

Alles was wir von Molière wissen, — jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen, — zeigt uns einen edeln, großen Charakter. Einen peinlichen Gegensatz zu diesem wahrhaft großen Manne bildet Racine, aus dessen Leben nur zu viel der Einzelheiten bekannt sind, die auf ein kleinliches, berechnendes, neidisches und unfreundliches Gemüth schließen lassen. Zuguterleht wird er gar noch Frömmeler. Von dem schätzigsten Laster, von der Undankbarkeit war er nicht frei; und gerade Molière sollte an ihm die Nichtigkeit des Spruchs erproben: „Wenn man einen Undankbaren trunken macht, speit er einem in's Gesicht.“ Der junge Racine legte dem Theaterdirector Molière seine ersten dramatischen Versuche vor. Molière nahm den damals 23jährigen Jüngling auf das Herzlichste auf, ermutigte ihn, sagte ihm jedoch, daß das erste Stück nicht für die Bühne reif sei, und empfahl ihm einen Stoff, der sich für die tragische Behandlung mehr eignen möchte: nämlich die „Thebaide“ (Hofaste, Ariadne, Kleon, Polynike). Molière hatte diesen Stoff selbst schon bearbeitet, aber bei seinem geringen Talent für die Tragik nicht damit reussirt. Jedenfalls hatte er aber über den Stoff nachgedacht, und in dem jungen Racine glaubte er den geeigneten Dichter zu finden. Racine ging auf den Vorschlag Molières ein und schrieb das Drama. Es wurde von der Molière'schen Gesellschaft im Juni des Jahres 1664 ausgeführt und errang einen schönen Erfolg.

Molière unterstützte den jungen Racine nicht nur mit seinen Rathschlägen, sondern auch mit seiner Börse. Vaubertargues erzählt:

„Bewundernswürth ist es, wie Molière aus den Versuchen, die ihm der jugendliche Racine vorlegte, als dieser eben das Collegium verlassen hatte, erkannte, daß dieser Jüngling dereinst der größte Dichter seines Jahrhunderts werden würde. Er schenkte dem Jüngling 100 Louis d'or, um ihn zu ermutigen eine Tragödie zu schreiben. Diese Hochherzigkeit von Seiten eines Schauspielers, der damals nicht reich war, rührt mich ebenso wie die eines Eroberers, der Städte und Königreiche verschenkt.“

Ermuthigt durch den Erfolg der „Thebaide“ schrieb Racine sein zweites Trauerspiel „Alexander“, von dem Voileau in der dritten Satire einen Klugpredcher jagen läßt:

„Je ne sais pas pourquoi l'On vante l'Alexandre,
Ce n'est qu'un glorieux qui ne dit rien de tendre.“

Es ist schon auffällig genug, daß Racine, als er das Stück vollendet hatte, sich die Frage vorlegte, ob er es Molière oder der concurrirenden Gesellschaft vom Hotel de Bourgogne zur Aufführung überlassen solle. Er berieth sich mit Voileau darüber und dieser gab mit einem Scherzwort die Entscheidung. Voileau meinte, am Hotel de Bourgogne wären allerdings keine guten Schauspieler, aber die Gesellschaft besitze den besten Lichtpußer weit und breit, und das dürfte wohl dem Erfolge des Stückes förderlich sein. Darauf entschied sich Racine für Molière, und die erste Vorstellung fand am 4. Dezember 1665 statt. Das Stück, das längst vom Repertoire verschwunden ist, hatte auch damals einen nur mäßigen Erfolg. Der eitle junge Dichter wollte die Aufnahme seines Stückes aber lieber der schlechten Darstellung, als der ungenügenden Kraft seiner Dichtung zuschreiben. Er brachte die Abschrift des Manuscriptes den Schauspielern vom Hotel de Bourgogne, und diese führten das Stück, während Molière es noch auf dem Repertoire hatte, auf. Am 18. Dezember schreibt La Grange:

„Selbigen Tages ward die Gesellschaft überrascht, daß dasselbe Stück „Alexander“ auf dem Theater des Hotel de Bourgogne dargestellt wurde.

Da diese Sache sich im geheimen Einverständniß mit Herrn Racine gemacht hatte, so glaubte die Gesellschaft den Autorentheil dem genannten Herrn Racine nicht zu schulden, da dieser sich so schlecht benommen und das Stück den andern Schauspielern überlassen und eintudirt hatte. Der erwähnte Autorentheil wurde vertheilt und jeder der zwölf Schauspieler bekam auf sein Theil 47 L.*)

Über damit nicht genug. Racine entzog dem Theater seines Wohlthäters nicht nur seine Stücke; er machte ihm auch seine besten Schauspieler abspenstig. Die schöne Du Parc wurde auf sein Betreiben am Hotel de Bourgogne engagirt (Ostern 1667), wo sie in der nächsten Tragödie Racines, in der „Andromache“, die Titelrolle spielte. Das Hotel de Bourgogne sollte sich übrigens nicht lange seiner Errungenschaft erfreuen. Die Du Parc starb schon im folgenden Jahre am 8. Dec. 1668.

Frau Du Parc kann als die Erfinderin unsres heutigen Ballettanzes bezeichnet werden; sie war es, die zuerst auf der Bühne sich in der höheren Tanzkunst producirt. Die naiven Worte, in welchen der erste Bericht über diese Kunst abgefaßt ist, mögen hier als Curiosum eine Stätte finden:

„Mademoiselle Du Parc bejaß viel Grazie. Sie machte gewisse bemerkenswerthe Sprünge, bei denen man ihre Beine und einen Theil ihrer Schenkel durch den Reifrock, der an beiden Seiten aufgeschlitzt war, sehen konnte; sie trug seidne Strümpfe, die oben an einem kleinen Häschen befestigt waren.“

Da haben wir also die Entree des und das Balletkostüm im 17. Jahrhundert!

Molière hat das unverzeihliche Verfahren Racines nie verziehen, er brach mit ihm jeden Verkehr ab, und die beiden größten Dichter ihrer Zeit lebten fortan in offener Feindschaft. Molière ließ den schlechten Kollegen laufen und bekümmerte sich nicht mehr um ihn; Racine aber nahm noch mehrfach die Gelegenheit wahr, um unliebsame Bemerkungen über seinen genialen Nebenbuhler zu machen. Racine gewinnt nicht bei näherer Bekanntschaft.

Im Jahr 1667 fällt das schon erwähnte Verbot des „Tartüffe“ und die dadurch veranlaßte Unterbrechung der Vorstellungen vom 5. Aug. bis 25. Sept.

Das Jahr 1668 weist nichts besonders Bemerkenswerthes nach. Im Februar 1669 wird der „Tartüffe“ wieder aufgenommen. Im Jahr 1670 fällt das Engagement des jungen Baron und Bejart wird pensionirt. Es ist der erste Schauspieler der Molière'schen Gesellschaft, der dieses Vortheils genießt. Er bekommt eine Jahresrente von 1000 L.

Im Jahre 1671 veranlaßt die Aufführung des Molière'schen Ausstattungstückes „Pygme“ La Grange zu einer größeren Auseinandersetzung. Er erzählt, daß am 15. März 1671 beschlossen wurde, die Osterferien zu benutzen, um den Saal gründlich restauriren zu lassen. In Folge dessen blieb das Theater bis zum 10. April geschlossen.

Als die Gesellschaft gezwungen gewesen war, über Nacht ihr erstes Theater im Petit-Bourbon zu verlassen, hatten die Schauspieler vor Allem darauf Bedacht genommen, daß ihnen möglichst bald ein neues Obdach angewiesen würde; sie hatten also größern Werth auf die Schnelligkeit als auf die Solidität und Eleganz der Arbeiten gelegt. Seitdem waren nun 10 Jahre in's Land gegangen, und das Theater war wieder in einem desolaten Zustande. Das ganze Balkenwerk bedurfte der Reparatur, die Plätze für die Zuschauer mußten vollständig renovirt werden. Man wollte sich endlich auch den Luxus eines gemalten Plafonds gönnen; bisher war die Decke des Theatersaals mit blauer Leinwand, die durch Schnürwerk gehalten wurde, überzogen gewesen. Außerdem wurde beschlossen, noch einen dritten Rang

*) Ce mesme jour, la Troupe fust surprise que la mesme pièce d'Alexandre fust jouée sur le Theastre de l'Hostel de Bourgogne. Comme la chose s'estoit faite de complot avec M^r. Racine, la Troupe ne crust pas de voir les parts d'auteur au^d. M^r. Racine qui en usait si mal que d'auoir donné et fait aprendre la piece aux autres Comediens. Lesd^{tes} partz d'auteur furent repartagées et chacun des douze acteurs eust pour sa part 47 L.

aufzusetzen, und da die Schauspieler einmal dabei waren große Kosten zu machen, so thaten sie ein Uebrigcs und engagirten, anstatt der elenden drei, vier Bierfiedler, ein ordentliches Orchester von 12 Streichinstrumenten.

Die Auffrischung und Vervollkommnung des Saales währte vom 18. März bis zum 15. April und verursachte den Schauspielern eine Ausgabe von 1989 L. 10 S. Die italienische Gesellschaft, die seit einiger Zeit wieder in demselben Theater wie die Molière'sche Gesellschaft spielte, trug die Hälfte der Kosten.

Über dabei ließen es die Schauspieler nicht bewenden. Während sie bisher, wie wir gesehen haben, auf die äußere Ausstattung der Stücke nur geringe Sorgfalt verwendet hatten, kamen sie jetzt überein, das neue Stück „Pſyche“ mit einem für die damalige Zeit geradezu erstaunlichen Luxus auszustatten. Es wurden große Maschinen gekauft, neue Decorationen gemalt, für die Tänzer und Musiker neue Costüme, namentlich seidene Strümpfe angeschafft; und alle diese außergetöhllichen Ausgaben beliefen sich auf 4359 L. Von der Einnahme des Stückes mußten also sehr erhebliche Abzüge zur Deckung dieser Unkosten gemacht werden; die Schauspieler erhielten häufig gar nichts und an guten Tagen selten mehr als 3 oder 4 Louis (33—44 L.). Gleichzeitig wurde auch eine wichtige Neuerung eingeführt. Die Sänger und Sängerinnen, die im Schauspiel verwerthet wurden, hatten bisher ihre Gesangsnummern nicht von der Bühne aus, wie es richtig gewesen wäre, ausgeführt, sondern befanden sich in einer vergitterten Loge. Die Gesellschaft suchte und fand aber Künstler, die ihre Zustimmung dazu gaben, von der Bühne herab ohne Maske und im Costüm der Schauspieler zu singen. *)

In das Jahr 1672 fallen noch zwei Ereignisse, die La Grange besonders hervorhebt. Am 17. Februar, während die Gesellschaft vor dem Hof in Saint-Germain Vorstellungen gab, starb Madeleine Béjart, Molières älteste Genossin — Madeleine, die den stürmischen Jüngling einst veranlaßt hatte, die Robe des Advocaten bei Seite zu werfen und zur Bühne zu gehen, mit der er bei Sturm und Sonnenschein auf den abenteuerlichen Streifzügen durch die Provinz allen Jammer und auch die Freuden der künstlerischen Lehrjahre getheilt, mit der er in Paris seinen Ruhm begründet und befestigt hatte. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß an demselben Datum des folgenden Jahres, am 17. Febr. 1673, Molière selbst sterben sollte.

Am 25. April 1672 verheiratete sich La Grange mit Marie Ragueneau. Auch zu dieser Nothiz malt La Grange die Glück verheißende blaue Kugel an den Rand. Und auch dies Mal sollte er sich zu seinem Unglück täuschen.

Wir übergehen die andern Anmerkungen, um sogleich zu der traurigsten des ganzen Buches zu gelangen. Am Freitag 10. Febr. 1673 notirt La Grange: „Der Kranke in der Einbildung, neues und letztes Stück des Herrn von Molière“ mit der außerordentlich hohen Einnahme von 1992 L. Am Freitag der folgenden Woche, 17. Febr., malt er das große schwarze Biered an den Rand und schreibt:

„An diesem selben Tage, nach der Comödie gegen 10 Uhr Abends, starb Herr von Molière in seinem Hause Rue de Richelieu, nachdem er die Rolle des „Kranken in der Einbildung“ gespielt hatte, schon sehr belästigt von einer Erkältung und Brustentzündung, die ihm einen starken Husten verursachte, sodaß bei den Anstrengungen, die er machte, um auszuhusten, ihm eine Ader sprang; er lebte darauf kaum noch eine halbe bis dreiviertel Stunden. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe von St. Joseph, der zu dem Sprengel von St. Eustache gehört, beigelegt; der Grabhügel erhebt sich einen Fuß über die Erde.“ **)

*) Jusques icy les musiciens et musiciennes n'avoient point voulu parroistre en public; ils chantoient à la Comedie dans les loges grillées et treillissées, mais on surmonta cet obstacle, et avec quelque legere despance on trouva des personnes qui chanterent sur le Theastre à visage descouuert, habillez comme les Comediens.

**) Ce mesme jour apres la comedie, sur les 10 heures du soir, Monsieur de Moliere mourust dans sa maison, rue de Richelieu, ayant joué le rools du d^e Malade Imaginaire, fort incommodé d'un rhume

Molières tragisches Ende ist so oft geschildert worden, daß wir nur mit wenigen Worten an die bekannten Ereignisse erinnern wollen. Molière war schon seit einiger Zeit leidend; am 17. Februar, am Tage der vierten Aufführung des „Kranken in der Einbildung“, befand er sich so unwohl, daß seine Freunde ihm anriethen, die Vorstellung abzusagen. Aber auch für dieses letzte Stück waren außerordentliche Kosten verwannt worden; die meisten Arbeiter standen im Tageslohn, die Einnahmen, welche die ersten drei Vorstellungen erzielt hatten, waren glänzend, Molière folgte daher dem Rath seiner Freunde nicht. Das letzte Wort, das von ihm citirt wird, zeigt uns den guten, edeln Menschen: „Wenn ich feiere, was sollen dann die armen Arbeiter anfangen, die nur ihren Tageslohn haben?“ warf er den Einreden seiner Freunde entgegen.

Er schleppte sich mühsam nach dem unweit seiner Wohnung gelegenen Palais-Royal-Theater. Schlag 4 Uhr ließ er das Stück beginnen. Er hatte allen Grund den Beginn des Schauspiels um ungefähr eine Stunde vorzurücken. Wenn er es zur üblichen Zeit hätte beginnen lassen, wäre er nicht im Stande gewesen, es zu Ende zu spielen.

Es wird Einem ganz unheimlich zu Muthe, wenn man sich diese Vorstellung vergegenwärtigt, wenn man bedenkt, wie der todtkranke Mensch sich in seiner Garderobe zurecht schminkt, um einen gefunden Menschen darzustellen, der sich einbildet, krank zu sein. Und dann das Stück! Diese graue Vorahnung des Todes, diese herausfordernde Verspottung des allgemeinen Endes. Man denke sich Molière in dem Krankenzimmer der Komödie, umstellt von einer habgierigen Frau, die nur auf sein Ende lauert, von Ärzten, die den Armen auspressen. Ach, es wird ihm wenig Schwierigkeit bereitet haben, an jenem Abende an seine Krankheit glauben zu machen! Man denke sich jene Scene, in welcher dem „eingebildeten Kranken“ Argan, den Molière selbst darstellt, der Rath gegeben wird, sich tod zu stellen, um die Gefinnungen seiner Frau und seiner Tochter zu prüfen. Und Molière, der Sterbende, nähert sich dem Sessel, streckt sich darin aus und schließt die Augen. So war ihm vielleicht wohl! Aber die Komödie rief ihm zu: Du mußt noch einmal aufstehen, mußt deine Späßchen noch machen, Glender, um die johlende Menge zu befriedigen! Und mühsam rappelt er sich auf und fragt mit komischer Mengerslichkeit, die noch heute auf der Bühne das allgemeine Gelächter erregt: „Ist denn aber auch keine Gefahr dabei, wenn man sich tod stellt?“ Gewiß lachten auch die Zuschauer am 17. Febr. 1673. Sie wußten ja nicht, was sie da belachten! Aber noch ist die übermüthige Posse nicht vorbei! Sie will kein Ende nehmen! Der „Kranke“ wird ja von seiner Einbildung gründlich geheilt, er wird wieder lustig und gesund! Armer Darsteller und armer Dichter! Dich kostet es heut Deine letzten Kräfte, um das Publicum an die Täuschung dieser Heilung glauben zu lassen!

Aber er bleibt tapfer. Die Posse ist noch immer nicht vorbei. Er muß sich im Nachspiel in lächerlich-burlesker Ceremonie zum Doctor promoviren lassen. Der hermelinverbrämte Mantel wird ihm übergeworfen, der rothe Doctorhut auf den Kopf gestülpt, lustig erklingen die übermüthigen Weisen der Herren Doctores, seiner Collegen von Stund' ab, im schönsten Küchenlatein:

„Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore!“

Alle Welt lacht, die Schauspieler auf der Bühne und die Zuschauer im Parterre — alle Welt; nur Einer nicht: der sterbende Doctorand. — Jetzt soll er den Doctoreid leisten! „Willst du die Vorschriften der Alten, ob gut, ob schlecht, strengstens befolgen?“

et fluxion sur la poitrine qui luy causoit vne grande toux, de sorte que dans les grans efforts qu'il fist pour cracher, il se rompit vne veyne dans le corps et ne vescu pas demye heure ou trois quartz d'heures depuis la d^e veyne rompue. Son corps est enterré à St Joseph, ayde de la parroisse St Eustache. Il y a vne tombe esleuee d'un pied hors de terre.

„Essere in omnibus
Consultationibus
Veterum Ansichtae
Aut bonae
Aut verkehrtae?“

— „Ich schwöre“, versetzt Molière. Bei diesem „juro“ soll Molière, nach der Tradition, das Bewußtsein verloren haben.

Die Zuschauer bemerkten es nicht; wenige Minuten darauf wurde der Vorhang zugezogen, das Stück war aus. Molière blieb auf dem Sessel sitzen. Er versuchte sich zu sammeln. Er zitterte, er klagte über eisige Räfte in den Händen. Sein Lieblingschauspieler, der junge Baron, ließ ihm seinen Muff und brachte ihn in seiner Portehaise nach Hause. Zwei barmherzige Schwestern aus der Provinz, die bei Molière während der Fastenzeit ein Unterkommen gefunden hatten, standen an dem Bett des Sterbenden. Als Molière seine Kräfte schwinden fühlte, schickte er zu seiner Frau. Baron wollte sie herbeiholen und entfernte sich. In der Zwischenzeit starb Molière.

Das skandalöse Verhalten der Geistlichkeit bei der Beerdigung ist allbekannt. Die Frömmel und Heuchler hatten dem großen Dichter nicht vergessen, daß er den „Tartüffe“ geschrieben.

Die Molière'sche Gesellschaft war über den Todesfall, den kein Mensch vorausgesehen hatte, auf's Heußerste bestürzt. La Grange übernahm die Direction. Eine Woche lang blieb das Theater geschlossen. Der „Kranke in der Einbildung“ wurde einstweilen vom Repertoire abgesetzt. Die Erinnerung war zu traurig. Erst am 3. März wurde das Stück wieder aufgenommen und dann bis zum Schluß des Theaterjahres gespielt. Es waren nur noch 9 Vorstellungen.

Molière ist todt und mit ihm erlischt auch unser Interesse an den Aufzeichnungen von La Grange. Wir wollen daher das Register zuschlagen. Es enthält noch zahlreiche für das Théâtre français sehr wesentliche Angaben; aber diese haben mehr Anspruch auf eine liebevolle Berücksichtigung von Seiten der Franzosen, als auf allgemeine Beachtung. Für das französische Theater hat das Register unbestreitbar die größte Bedeutung. Das von La Grange geführte Buch leitet den Stammbaum des heutigen Théâtre français direct auf Molière zurück und es darf sich ohne Ueberhebung als den Erben des größten Lustspielsdichters und Schauspieldirectors betrachten. „Man verzeihe uns unsern Stolz“, heißt es in der von Thierry, dem früheren Intendanten des Théâtre français, verfaßten Einleitung, „es würde uns nicht einmal gestattet sein, diesen Stolz nicht zu besitzen.“

Das Théâtre français darf das „Register“ mit Recht bezeichnen als sein „goldenes Buch“.

Paul Lindau.

Verschiedenes.

Wie citirt wird.

Es ist es eine löbliche Sitte, Gegenstände, die man geborgt, in unverändertem Zustande zurückzugeben; nicht minder löblich ist es, Worte und Verse, die man von Jemandem entliehen, in derselben Fassung wiederzugeben. Das Erstere erheischt der Anstand, das Zweite die Pietät gegen den Dichter und auch die Rücksicht auf die eigene Person. Denn es ist nichts wunderlicher und lächerlicher, als ein Prunk mit falschen Citaten.

Aber die Neigungen der Menschen sind verschieden! Die Einen haben eine Vorliebe, ihre Rede mit falschen Fremdwörtern zu würzen, Andere eine verhängnißvolle Lust, Dichtervorte, auch ganz bekannte, in veränderter Form zu citiren! Zu den Letzteren gehört Herr Dr. Edmund Pfeleiderer mit seiner Schrift „Der moderne Pessimismus.“*)

*) Heft 54 und 55 der deutschen Zeit- und Streitfrage. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Niemand wird erwarten, daß eine philosophische Abhandlung, die sich vorzugsweise mit Schopenhauer und Hartmann beschäftigt, gleichzeitig eine poetische Blüthenlese sei, aber man darf mit Recht verlangen, daß, wenn einmal Verse nicht fehlen sollen, dieselben richtig citirt werden. Nun ist Jrren freilich menschlich; aber was Herr Pfl. bei seinen Citaten im Jrren leistet, ist geradezu unmenschlich. Sein Attentat ist vornehmlich gegen Goethe gerichtet, dessen Verse mit wenig Ausnahmen einer Correctur unterliegen. Die classischen Zeilen:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden u. s. w.

ändert Hr. Pfl. (S. 91) in:

Ihr schickt ins Leben ihn hinein
Und laßt den Menschen schuldig werden u. s. w.

Die Worte:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los —

verbessert Hr. Pfl.:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nicht mehr los.

Auch der Faust, welchen Hr. Pfl. in seiner Bibliothek hat, zeigt auffällig abweichende Lesarten. In meiner Ausgabe steht:

Denn hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

in der des Hrn. Pfl. dagegen:

Die Theile habt ihr in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Hrn. Pfl. scheint, was sein Verhältnis zu Goethe anlangt, Beides zu fehlen, sowohl die Theile als das geistige Band. Wie wäre sonst folgende Aenderung möglich? Faust sagt:

Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Die tiefe Bedeutung dieses nach scheint Hr. Pfl. nicht erfasst zu haben; er macht ein vor daraus, ohne zu erwägen, ein wie wesentlich anderer Sinn dadurch entsteht.

Anderer falsche Anführungen Goethe'scher Worte finden sich S. 7 (was man als jung statt in der Jugend wünscht u. s. w.) und S. 59, wo ich völlig zweifelhaft bin, ob Hr. Pfl. überhaupt Goethe hat citiren wollen. Es steht dort:

Ach was schweiffst du in die Ferne
Und das — Böse liegt so nah.

Das „Böse“ statt „Gute“ ist eine absichtliche Veränderung, freilich nicht geschmackvoller als S. 36 der Wig:

Und willst du wissen, was sich ziemt,
So frage nicht bei Modedamen an.

Aber was ist sonst von Goethe's Worten geblieben? Armer Goethe!

Wenn mit Schiller weniger souverän verfahren wird, so verdankt er das nicht etwa der genaueren Kenntniß oder der größeren Vorsicht des Hrn. Pfl., sondern dem Umstand, daß er seltener herhalten muß. Doch sind auch seine berühmteren, jedem leidlichen Secundaner bekannten Verse:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage

einem traurigen Geschick nicht entgangen. Hr. Pfl. verballhornt sie folgendermaßen (S. 84):

Etwas wünschen, etwas sorgen
Muß der Mensch für den andern Morgen,
Daß er des Daseins Leere ertrage
Und das erdrückende Gleichmaß der Tage.

Das ist nicht mehr Untreue des Gedächtnisses, sondern einfach Leichtfertigkeit; denn ich nehme an, daß Hr. Pfl. Schillers und Goethes Werke im Hause hat, in denen er nachschlagen konnte, ehe er solche Citate gedruckt ins Band schickte.

Auch Heine macht er zu einem unglücklichen Marzhas. Die Schlusstrophe des berühmten Gedichtes: „Du schönes Fischermädchen“ endet er so:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,

Hat Ebb' und Fluth wie das!

„Wie das!“ Reizend! Schade, daß uns Hr. Pfl. die beiden letzten Zeilen, namentlich den Reim auf das wunderbare „wie das“ schuldig geblieben ist! In lobenswerther Consequenz schließt er auch seine Abhandlung mit einem falschen Citat:

In der Beschränkung zeigt sich der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit lehren.
Schreibt Hr. Pfl.; Goethe dagegen:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Gewiß! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Besser gar keine Citate, als falsche! Büchmann, Herr Doctor, Büchmann! Sonst dürfte neben dem Wort „verballhornen“ leicht ein anderes Platz finden.

Fürstenwalde.

Otto Buchwald.

Wie commentirt wird.

Der allgemein bekannte Dichter Friedrich Schiller hat vor längerer Zeit ein Lied geschrieben, das mit den Worten beginnt:

„Fest gemauert in der Erden“,

und in dem er in sinniger Weise, in Anknüpfung an die verschiedenen Arbeiten, welche zum Guß einer Glocke erforderlich sind, die verschiedenen Schicksale des Menschenlebens dichterisch behandelt.

Wir sind Herrn Dr. Karl Julius Volia für den Hinweis*) auf diese doch wohl nicht genügend bekannte Thatsache zu ernsthaftem Dank verpflichtet. Herr Dr. Volia hat sich der mühevollen und erspriesslichen Aufgabe unterzogen, an der Hand dieser Dichtung nachzuweisen, daß das Schiller'sche Lied reich ist an glücklichen Wendungen, geistreichen Aperçus und trefflich gewählten Ausdrücken schöner Empfindungen. Er kommt zu einem Resultate, das allgemein überraschen wird. Herr Volia ist sich dessen, wie man aus der Fassung seines Verdictes ohne Mühe erkennt, auch wohl bewußt: „Und so verkünden wir denn“, schreibt er feierlich, „zum nicht alternden Ruhm des Dichters, daß unser Glockenlied ein Kunstwerk ist in des Wortes edelster und echtster Fassung.“ Er hat den Effect seiner Enthüllung allerdings durch einige früheren Andeutungen abgeschwächt; denn schon vorher bezeichnet er das „Lied von der Glocke“ als „den würdigsten Gesang fürwahr“, als „das reichste Vermächtniß fürwahr“ und er sagt: „Himmlich fürwahr ist des Dichters Wort, das im Glockenliede zu uns spricht.“ Fürwahr!

Diejenigen Leser, die sich über die Ansichten des Herrn Verfassers noch nicht ganz im Klaren sein sollten, werden durch den folgenden Satz völlig aufgeklärt werden: „Das Lied von der Glocke ist ein Meisterwerk dichterischen Schaffens.“ Warum? fragt der Leser in athemloser Spannung. Herr Dr. Volia antwortet darauf: „Denn davon zeugt sein Inhalt.“

Und nun führt er dies aus: „Wie im Regenbogen die Farben so lieb in einander übergehen, ich möchte fast sagen, zu sich hinüberlispeln“, schreibt Herr Dr. Volia („lieb zu sich hinüberlispelnde Regenbogenfarben“ scheinen mir doch etwas gewagt zu sein; ließe sich dafür nicht sagen: „wie im Regenbogen die Farben so lieb in einander übergehen, ich möchte fast sagen sich zu einander hinüberlispelnde“ — an der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei —“); „also“, fährt Herr Dr. Volia fort, „ist der Inhalt unsres Liedes ein Ideenkreis des wärmsten Zusammenhanges.“ Ich bekenne, daß ich das nicht ganz verstehe. Ein Kreis von Ideen des wärmsten Zusammenhanges? Ein Zusammenhang von Kreisen der wärmsten Ideen? Der kreisende Zusammenhang ideeller Wärme? — Je mehr man darüber nachdenkt, desto schwärzer wird das Verstandniß.

Auf sieben Seiten gibt nun Herr Dr. Volia den wohl nicht genügend bekannten Inhalt des Glockenliedes wieder und schließt seinen Bericht mit der interessanten Mittheilung, daß die Glocke denselben Namen führt wie der Wiener Schriftsteller-Verein „Concordia“.

Darauf wendet sich Herr Dr. Volia zu der sinnlichen Form des Liedes. Den feinsinnigen Forscher frappirt zunächst die Anwendung der Gegensätze, und er führt als Beispiele an:

„Was in des Damms tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.“

„Der Wahn ist kurz, die Neu' ist lang.“ zc.

Wie man sieht: hoch und tief, kurz und lang! Es gibt keine größeren Gegensätze. Herr Dr. Volia hätte noch hinzufügen können Verse wie:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“,
denn Knabe und Mädchen sind doch auch Gegensätze, unter Umständen könnte man auch den „jungfräulichen Kranz“, die „duftenden Baden“ zc. als Gegensätze bezeichnen. Wer Gefallen daran findet, kann das noch weiter fortsetzen.

Herr Volia bemerkt ferner, daß bei Schiller sogar der einzelne Buchstabe Gegenstand künstlerischer Erwägung ist. „So herrscht z. B. in furchtbaren Bildern, wie der Feuersbrunst, das R vor, das uns fast das Dahinrollen des Donners und sein angsterregendes Grollen hören läßt. Auch die W- und L-Laute, sowie die tiefen Vocale begegnen sich in den schrecklichen Stellen.“ Als Beispiel wird unter Anderem angeführt:

Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern.

„Stürzen, klirren, Kinder, Mütter irren, Thiere wimmern, Trümmer“ — wie man sieht lauter tiefe Vocale.

„Einen Gegensatz zu diesen Stellen bildet der L-Laute, dessen Charakter mehr mild, weiblich sanft ist.“

„Lieblich in der Bräute Loden
Spielt der jungfräuliche Kranz“.

Die Beobachtung dieser Eigenthümlichkeit, daß Schiller, wenn er das Wort „Sturm“ schreibt, das schwer zischende „Scht“, das tiefe „U“, das rollende „R“ und das murmelnde „M“ anwendet, — eine Anwendung, die man vielleicht auch dadurch erklären könnte, daß Schiller in deutscher Sprache geschrieben hat, — die Wahrnehmung dieser Eigenthümlichkeit erinnert mich an die andere, über die uns der „Wiener Spaziergänger“ Daniel Spitzer vor kurzem Bericht erstattete. Spitzer traf mit einer Dame zusammen, die ihm erzählte, wie merkwürdig es sei, daß ihre sämtlichen Familienmitglieder Namen von Schiller'schen Helden und Heldinnen führten. Ihr Bruder hieß Mag, ihr Vater Karl, ihr Onkel Franz, sie selbst Marie. „Höchst eigenthümlich“, versetzte Spitzer, „ich heiße Daniel!“

In Folge dessen habe ich mich nun auch auf Entdeckungen gelegt und auch glücklich eine gemacht. Ich habe entdeckt, daß Schiller immer das „S“ anwendet, wenn es gemüthlich wird. Z. B.:

„Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.“
„O daß sie ewig frünen bleibe
„Die schöne Zeit der jungen Liebe.“
„Wie im Laub der Vogel spielt,
Mag sich Jeder güttlich thun.“

„Jepo mit der Kräfte des Stranges“ u. s. w.

Wie man sieht, auch das „S“ hat Schiller mit größter dichterischer Feinheit behandelt.

Zum Schluß sieht Herr Dr. Volia „Blumen der dankbarsten Erinnerung“ und windet sie um die Dichterstirn. Da heißt es: „Das Sommergrün süßer Hoffnung an der Wiege des Kindes sei meines Kranzes erste Blume, ihr füge ich an das Tausend schön jungfräulicher Anmuth, die Rosenknospe der ersten Jugendliebe, die Myrthe des Trauungsfestes, das Weilchen des bescheidenen Wirkens des Mannes, der stillen Häuslichkeit der Gattin, aber auch den Rosmarin der Thräne beim Abschied von der Stätte des Unglücks, damit vermählend die Familie des Trostes beim Anblick aller lieben Häupter, doch jetzt die Cypressen des Todes und der Grabesklänge, die Mohnblumen des Feierabends, die bunten Maien des Friedens und der Ordnung, dann aber die Stapelke des Aufruhrs; endlich die Palme des Sieges mit dem Rittersporn freudigen Stolzes bei der Betrachtung der gelungenen Glocke.“

Wir wissen nicht, ob diesem Zelängerjeliieber der Abhandlung das Tausendgüldenkrant des Honorars winken wird, aber bei der Brennnessel der Kritik wird diese ästhetische Forschung ohne Zweifel nicht den Sauerampfer des Verdrußes, sondern nur die Zuckerrübe des Lobes und den Nießwurz der Heiterkeit hervorbringen.

*) Rede über das Lied von der Glocke von Dr. Karl Julius Volia. Karlsruhe. Malch und Vogel, 1876.

Aus der Hauptstadt.

Der Organismus einer Weltstadt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das bis jetzt und nach und nach Erreichte an einem hervorragenden Beispiele kennen zu lernen, dazu liegt uns Paris am nächsten, das sich bereits durch das Nützliche hindurch bis zur Eleganz der Erscheinung durchgearbeitet hat. Wir begegnen keinem fertigen Ideale, wie es uns die närrischen Uebertreibungen mancher Franzosen glauben machen wollen; aber das kann uns doch nicht abhalten, die Stadt als das zu schätzen, was sie ist. Paris hat den unbestreitbaren Vorzug, schon lange der Mittelpunkt eines großen Staatswesens zu sein, daher das erhöhte Interesse der historischen Folge, denn jede Stelle des großen Buches ist schon so viele Male überdrückt, die alten Lesarten schimmern noch durch und geben Manches zu denken. Im vorletzten Sommer tagte bei uns der Congress deutscher Architekten, um sich unter Anderem in höchst erspriechlicher Weise mit der Aufstellung von Grundzügen zu Stadtweiterungsplänen zu beschäftigen, welche wohl bestimmt sind, demnächst in unsere Gesetzgebung überzugehen. Hätte die illustre Gesellschaft auf der Plattform des Pariser Tour St. Jacques tagen können, sie hätte in bequemer Weise das Bild des historischen Gewordene in vorläufig gelungener Ausprägung vor sich gehabt. Die weitgedehnte Umschau läßt uns bemerken, daß auch hier, wie in dem oben erwähnten Schinkel'schen Idealentwurf, der Dom den erhabenen Krystallisationskern bildet, um den sich die höheren, geistigen Potenzen zusammenschließen. Das Mittelalter hat diese Situation geschaffen, und die alte Notredame, welche mit ihren weitgespreizten Strebebogen die umkreisenden Kapellen wie Küchlein unter ihren Flügeln hält, ist ein würdiges Monument dieser lebensvollen Epoche originellster Kunstentwicklung seit der Blüthe des Griechenthums. Heute würde man vielleicht die Börse zum Mittelpunkt verlangen, umkreist von Gründerpalästen und weiter hinaus die Staatscasernen der Socialdemokraten, dazwischen etwa noch den Ring des ewigen Vergnügens; aber dieser neueste Stadtplan ist noch nicht polizeilich genehmigt, und wir kehren gern wieder zur vor uns liegenden Wirklichkeit zurück. Durch die insulare Lage inmitten des Seineflusses wird die Wirkung der imposanten Notredamekirche als Mittelpunkt nur noch verstärkt. Am gegenüberliegenden Ufer erhebt sich das Schloß der Herrscher in langer Kette, die Verbindung des Louvre und der Tuilerien, nach der einen Richtung in Gärten und Baumpromenaden auslaufend, nach der anderen Richtung Fühlung mit einem Mittelpunkt zweiter Ordnung, dem Stadthause, gewinnend. Schon seit lange hat sich der größte Theil des alten Herrscherbaues in ein Museum verwandelt. Was man an Werken alter und neuer Kunst gewinnen konnte, umschließen die Säle des Louvre und bringen es als Musterbilder vor aller Augen. In einer Gruppe mit diesen Bauten bilden Parlaments- und Gerichtshäuser, einschließlich des zur Entfaltung öffentlichen Pompees geeigneten Concordienplatzes, die eigentliche Cité, welche von den Boulevards, diesen eigens zum Ausruhen und Genießen angelegten Straßenzügen, in großen Bogen umkreist wird. Dazwischen füllt der Verkehr, der Nahrungsgraus die immer noch zu engen Straßen, läßt aber doch hier und da einen schattigen Spielplatz für große und kleine Kinder offen. Die Theater finden sich meist an den Boulevards, und das ist kein kleiner Vorzug derselben. Weiter hinaus an sanften Höhenzügen, etwas aus dem gewöhnlichen Menschentreiben entrückt, begräbt Paris seine Todten; zuletzt umschließt die Ringbahn das Herz von Frankreich. Der rasche, mitunter fieberhafte Pulsschlag der Hauptstadt pflanzt sich leicht durch die radial ausstrahlenden Eisenbahnen bis zu den Grenzen des Landes fort. Die festen Punkte der Bahnhöfe, ziemlich tief in die Stadt hineingeschoben, an welche das Aus- und Einströmen des großen Verkehrs gebunden ist, haben die Gruppenbildung der je einem besonderen Bedürfnisse gewidmeten Bauten naturgemäß hervorgerufen; man findet hier die Fabriken der Großindustrie, umgeben von Arbeiterwohnungen. Die großen Kaufhäuser und Magazine haben ganze Häuser und hauptsächlich die Parterres der Hauptverkehrsstraßen occupirt, während die Wohnungen der Reichen, dem Lärm des Verkehrs ferner, an den großen Baumpromenaden und den stillen Parks gelegen sind.

Die Vogelschau, die uns dies Alles leicht mit einem Umblide vor Augen bringt, bietet außer dem klaren topographischen Begriff noch ein

eigenthümliches künstlerisches Bild, nicht gerade das vortheilhafteste, denn die Vogelschau ist die Achillesferse der Menschenwerke, sobald es sich um ästhetischen Eindruck handelt. Wenn ein Fluß, ein Wald aus jedem Gesichtswinkel schön sein kann, so erscheint das Kunstwerk des Menschen nur für einen bestimmten Gesichtswinkel geschaffen. Einigen Bauformen gelingt es diese Schwierigkeit zu überwinden, besonders den Kuppeln und gothischen Domen, wir denken dabei an die überall großartig erscheinende Silhouette der St. Peterskuppel und an den Mailänder Dom, sonst sieht man von oben nur ein wüstes Reich, in dem die Uniform waltet. So liegt auch Paris vor uns wie ein grauer Teppich, die mächtigen Häuserblöcke scheinen in den natürlichen Kalkfelsen eingeschnitten, der trümmerartig mit Ziegel- und Schieferschutt überdeckt ist und wenig von der gestaltenden Kraft des Menschengewisses offenbart; nur einzelne Punkte gewinnen eine bestimmte Form, es sind die Triumphsäulen, Triumphbogen und Triumphdome, die sich abheben und als Kehrseite die ausgebrannten Böcher des Teppichs, wo die Commune ihre große Petroleumcigarre abgestreift hat.

Eigentlich wohl wird uns erst, wenn wir hinuntersteigen auf den reinlich gewaschenen Macadam, wenn wir, die Hände in den Taschen, behaglich an den eleganten Quais oder auf den langen Trottoirs dahinschlendern, wo uns nichts nöthigt, etwas zu hören oder im Auge zu behalten, wodurch wir eben Ruhe behalten, grade das zu sehen und zu hören, was uns beliebt. Dem Spaziergänger bietet Paris seine beste Fußgasse; die Trottoirs sind nicht von schluchtenartigen Rinnesteinen begrenzt, das Travertin der Fahrstraßen verursacht trotz des großen Verkehrs keine solche Menglichkeit wie bei uns, was hauptsächlich dem gleichmäßigen Fahrtempo zuzuschreiben ist, welches die meisten Wagen innehalten. Wie soll man bei uns Sicherheit beim Ueberstreiten des Fahrdammes gewinnen, wenn man jeden Augenblick in der Rechnung über die Schnelligkeit eines herankommenden Gefährts getäuscht wird? Entweder man kann noch ein Plauderstündchen inmitten des Fahrdammes abhalten, bevor die einige hundert Schritt entfernte Droschke zweiter Classe, mit ihrem pendelartigen Trap-Trap, herankommt, oder man muß in höchster Eile flüchten, wenn ein Bierwagen oder eine Equipage in unsinniger Eile unerwartet um die Ecke braunt. Gewiß ist nicht die Polizei allein im Stande diesem Unwesen zu steuern, so etwas muß in Fleisch und Blut des Publicums übergegangen sein.

Die Fronten der pariser Stadthäuser sind nicht geschmackvoller als die unsrigen, doch haben sie den großen Vorzug der allgemein durchgehenden Naturfarbe. Die Färbung des überall verwendeten Kalksteins ist nicht einmal besonders schön; aber das Auge verträgt lieber eine gewisse Monotonie, als die in schmalen Streifen abwechselnde Delfarbenpracht unserer Straßen, welche mit ihren lachs- oder resedafarbenen, oder weißgelben Fugen aussehen wie ein Handschuhladen, in dem alle Modifarben nebeneinander ausgelegt sind. Auch sieht man in Paris nicht diese unmöglichen Erker und Balkone, welche bei uns mittelst Eisen und Gyps über dem schmalen Balken eines riesigen Schaufensfers mit erschreckender Kühnheit zusammengeleimt werden. Die durchgehende Steinconstruction führt von selbst zu geuaderen Formen, wie denn auch die durchweg sichtbaren steileren Dächer charakteristischer für das nordische Wohnhaus sind, als die bei uns übliche Art, das flache Dach hinter einer sehr feuergefährlichen Zimbalustrade zu verbergen, was immer die für unsere klimatischen Verhältnisse unpassende und unwahre Idee hervorbringt, als promenirten wir mitunter auf den Dächern. Von einzelnen Bauten gibt der neue Anbau des Justizpalastes einen bemerkenswerthen Versuch, den Gewölbekonstruktion mit griechischen Formen durchzuführen. Theoretisch genommen fielen dies mit den Bestrebungen der eigentlich sogenannten Berliner Schule zusammen; aber in der Praxis ist bei uns seit Schinkel nicht viel mehr davon zu spüren. Uebrigens bietet auch Paris genug Beispiele von Bauten, wo der geringe Zuwachs an ideellem Inhalt in keinem Verhältnisse zu den aufgewandten Mitteln steht. Hierzu gehört in erster Linie die neue große Oper. Das Vorbild des Treppenhauses hat die Wiener Oper geliefert, das Hauptmotiv des Zuschauerraumes ist dem Vaudevilletheater am Boulevard entnommen, wo dasselbe in kleinerem Maßstabe ungleich glücklich wirkt; die kospische Polychromie des außen verwendeten Marmors ist verschwunden, weil mit der durch das Weiter zerföhrten Politur auch die Farbe des Marmors unscheinbar wird. Die Pariser selbst finden, das einige tausendmal wiederholte Decorationsmotiv der Syra mit obligatem Lorbeer und Schleifen, sei doch etwas zu viel des Guten; uns erinnert diese Verzierungsweise an ein deutsches Project, das

ontinüer Weise mit einigen tausend antiken Pechpfannen ausgestattet war. Das elegante Paris des dritten Napoleon und des berühmten Hausmann hat auch sonst seine nicht zu verkennenden dunkeln Rehrseiten. Wenn der Straßenstaub über den Häuptern der drängenden, geschäftsmüden Menge aufwirbelt, so empfindet man den weiten Abstand des Macadam von dem noblen florentinischen Marmorpflaster. Der Marmor ist selbst für das luxuriöse Paris zu theuer, und der vom Ruß der Essen geschwärzte Stein, wird selten von einer günstigen Sonne erleuchtet. Die in den großen Steinfäßigen vermauerten Menschen finden draußen dieselbe durch Gas und Verbrauch verdorbene Luft wieder; die Bäume der Squares sind grau, und die Gärten ohne erquickende Frische. Dringt man von der immerhin noch glänzenden Außenseite zurück in das Innere dieser Paläste zu sechs Etagen, so findet man enge, schmutzige Treppen, auf denen die bekannten schwarzen Käfer krabbeln, einige Brunngemächer, aber viel mehr Zimmer, die ihr Weniges an Luft aus engen Höfen oder Oberlichträumen erhalten, in denen alle möglichen potenzierten Gerüche sich mischen. Mit einem Worte, man begegnet dem ganzen Jammer der Großstadt und muß zugeben, daß die Forderung der Reinlichkeit schwerer zu erfüllen ist, als das Verlangen nach Marmorsäulen und vergoldeten Plafonds. Wo bleibt das in der Morgue verbrauchte Wasser, fließt es wieder ohne Weiteres in die Seine zurück, zu den nahe liegenden Wasch- und Badeanstalten? Man fragt nicht danach, ebensowenig wie nach manchen anderen Räthseln, welche der Haushalt einer Millionenstadt umschließt.

Untersuchen wir die Durchbildung des wirtschaftlichen Systems, so müssen wir immerhin den großen Fortschritt bemerken, den die einzelnen Zweige gemacht haben. Die Wasserversorgung, ein Hauptfactor zur Erhaltung der Reinlichkeit, hat bedeutende Umwandlungen und Erweiterungen erfahren. Das alte Paris besaß schon einen römischen Viaduct, später hob man das Seinenwasser durch Pumpen, aber der erste große Fortschritt geschah unter dem ersten Kaiserreiche, durch Anlage des Canals der l'Ourcq. Dieser Anlage folgten die berühmten artesischen Brunnen von Grenelle und Passy; aber das Wasser der Seine, wie auch das der l'Ourcq waren unrein und konnten kaum für die Küchen benutzt werden. Jetzt wird dasselbe nur für die Fontainen, Straßenhydranten und zur Versorgung der Parks verwendet, das eigentliche Trinkwasser kommt vom Plateau der Champagne, aus der Ohuiz und der Marne, und genügt nach Menge und Beschaffenheit den sanitären Ansprüchen.

Die Abführung des verbrauchten, verunreinigten, sowie des Regenwassers geschieht durch unterirdische überwölbte, mittelst Cementröhren undurchlässig gemachte Canäle. Das jetzige System hat sich allmählich aus den ursprünglich offenen Abflußgräben mit natürlichem Gefälle entwickelt. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte man angefangen, einige der alten gesundheitsgefährlichen Abzugsgräben zu überwölben, aber erst unter dem ersten Kaiserreiche, das seiner cäsarischen Pflichten eingedenk, mit den Römern wetteifern wollte, kam System in diese für den Gesundheitszustand der Stadt hauptsächlich nöthigen Arbeiten. Augenblicklich existirt ein ausgedehntes Netz unterirdischer Canäle, welches bei Anstodes in große Bassins und dann in die Seine geführt wird. Die Hauptcanäle bilden große Tunnels mit festen Trottoirs an beiden Seiten, ein Ueberzug und die Mauerung in Cementröhren soll die Undurchlässigkeit sicherstellen. Ob dieser wichtige Zweck erreicht wird, bleibt in Frage. Die Reinigung geschieht durch Handbetrieb, in den kleineren Querschnitten durch Besen, in den größeren durch bewegliche, dem Profil angepasste Bretter. Eine Anzahl der neueren Häuser führen alle Auswurfstoffe in diese Canäle ab; indeß existirt eine allgemeine Verpflichtung hierzu nicht, und es bleibt deshalb in Bezug auf die Reinlichkeit der Häuser noch Vieles zu wünschen übrig, während Straßen und Plätze hinreichend mit Abzugscanälen versorgt sind.

Die Erleuchtung mit Kohlendampf besteht seit 1829, doch bleibt der Consum pro Kopf unter dem von London und Berlin, da der Franzose in seiner Privatwohnung das Gas nicht anzuwenden liebt. Bei allen dem bedecken die Gebäude und Lagerplätze der Gasfabriken ein Hundertstel der ganzen Stadtoberfläche, was eine ungefähre Idee von der Wichtigkeit dieser öffentlichen Anlagen gibt. Die Gesellschaft sucht den Gasconsum durch ihr Entgegenkommen möglichst zu befördern, indem sie ihre Aktien auf ihre Kosten in die Häuser hinein und bis vor die Thüren der höchsten Stockwerke führt.

Für die innere Entwicklung der Eisenbahnen ist bisher nichts geschehen. In diesem Punkte behaupten London und Newyork einen entschie-

denen Vorzug. Allerdings sind die acht Pariser Personenbahnhöfe meist sehr weit in die Stadt hineingeschoben, aber die Gürtelbahn kann nicht mit Vortheil zur Verbindung derselben benutzt werden, auch die Markthallen werden durch den gewöhnlichen Wagenverkehr verproviantirt.

Was am meisten dazu beiträgt, den Gesundheit zerschörenden Einflüssen einer Großstadt zu begegnen, wollen wir am wenigsten vergessen; es sind die Privatgärten, die bepflanzten Squares und vor allem die großen öffentlichen Parks. Besonders sind letztere in Paris zahlreich vorhanden und vorzüglich erhalten; das boulogner Holz, der Acclimationsgarten, Jardin des plantes, die Buttes Chaumont, der Garten von Monceaux, der des Luxemburg und der Tuilerien, der Champs élysées und andere imponiren schon durch ihre Anzahl, und die Geschichte eines davon ist eng mit den Fortschritten der Wissenschaft verknüpft. Einigemal hat man versucht die pittoresken Scenerien der großen Natur nachzuahmen und die Folge dieser gelegentlichen Spielereien ist ein etwas theatralischer Eindruck. Dies mißfällt zwar der kleinen Anzahl Weltgereister, welche alle landschaftlichen Schönheiten der Erde aus eigener Anschauung kennen, aber es ist doch eine Wohlthat und phantastische Anregung für die große Menge, welche niemals das Glück haben wird, die Rheinfälle, die Alpen oder die Wasserfälle von Tivoli zu sehen.

Dies führt uns zu der Bemerkung, daß die oben erwähnten Anlagen schon ebensosehr der Fürsorge für die Gesundheit der Seele, als der für die Gesundheit des Körpers Rechnung tragen sollen; und gewiß ist Erstere in dem großstädtischen Treiben ebenso schwer zu erhalten als die Letztere, denn nirgends liegt der Vergleich der verschiedenen Lebensstellungen und der zu erlangenden Genüsse so nahe als hier und muß zu Reflexionen Anlaß geben, die als moralisches Gift wirken. Im Schooße der armen Familien, welche öfter unglücklich, mitunter schlecht sind, bildet sich durch diese Vergleiche gar zu leicht die Verschwörung gegen Alle. Um den so genährten Haß zu ersticken, hat das große Gemeinwesen, soweit seine Befugnisse reichen, die Pflicht, den gefunden Luxus und damit Freude am Dasein gleichmäßig zu vertheilen. Ob mit der Anlage der opulenten Arbeitercafés Hausmanns der rechte Weg eingeschlagen wurde, ob die aristokratischen Parks, wie der von Monceaux, welcher, obgleich dem großen Publicum offen, doch hauptsächlich ein Beneficium für die anstoßenden Palais mit ihren dahin führenden Privatausgängen bleibt, geeignet sind, die schlechten Leidenschaften niederzuhalten? — Die kurze Herrschaft der Commune hat wenigstens zum Theil hierauf Antwort gegeben.

Den reichen Bildungsmitteln der Großstadt entsprechend, müßten wir erwarten, hier einem besonders begabten Geschlecht zu begegnen, das ist aber doch nur bedingungsweise der Fall, denn obgleich die verwickelt durch einander arbeitenden Lebenslemente ein Ferment erzeugen, das treibend auf die Intelligenz der Bewohner zurückwirkt, so liegt doch für den gebornen Großstädter die Gefahr nahe, Alles zu leicht und ohne Anstrengung faßlich zu finden, zu frühzeitig von zu vielem Neuen unterrichtet zu werden, von der einen Erscheinung zu rasch zur andern zu eilen, was dann die geistige Entwicklung nach der oberflächlichen Breite hindrängt. Der Großstädter wird leicht zum Schwächer und verliert seine Zeit an Eringfügigkeiten, er läßt sich gern durch eine Fliege zerstreuen. Der Entwicklung nach der Tiefe des Wesens hin, welche allein die Vorbedingung aller geistigen Production bleibt, ist das Leben der Großstadt nicht günstig. Die oben ausgesprochene Erfahrung wird schon in älterer Zeit bestätigt, war doch unter den berühmten Meistern der Renaissancekunst nur ein geborener Römer und deshalb durch den Beinamen Romano ausgezeichnet. Alle die anderen Geistessterne, deren Leistungen die Kunst auf Jahrhunderte beherrschen sollten, verlebten ihre Jugend in kleineren Orten und fanden in Rom nur den günstigen Vereinigungspunkt, und hauptsächlich die großen Aufgaben, an denen sie ihr Talent zur vollen Entfaltung bringen konnten. Wie der Kiesel erst Feuer gibt, wenn ihn der Stahl trifft, so bedarf es des harten Ringens der in der Großstadt aufeinander treffenden Männer, um ihnen die höchste Kraftäußerung zu entlocken. So ist von Paris ein respectabler Theil der modernen Wissenschaft und Kunstübung, besonders der Malerei, ausgegangen, aber die Träger der berühmtesten Namen gehören ihrem Ursprunge nach größtentheils den Provinzen, mitunter sogar dem Auslande an; Ausnahmen sind selbstverständlich. Von der durch Victor Hugo in Scene gesetzten Apothekense des Pariser Straßenjungen ist nicht viel zu reden. Die gerühmte Genialität ist eigentlich nur frecher Witz, unverschämtes Alles und Nichts wissen, es ist das Phosphoresciren der in Säulniß übergehenden Stoffe. Grad

die untersten Classen der Gesellschaft haben nichts von den etwaigen Vortheilen der Großstadt, sie werden vom Schmutz der großen Maschine überdeckt und würden körperlich und geistig zu Grunde gehen, wenn sie nicht durch frischen Zugang vom Lande fortlaufend regenerirt würden. In der That sind Fremde und oftmals Deutsche die besten Arbeiter der Pariser Ateliers und obgleich der letzte Krieg viele davon vertrieben hat, so darf man doch nicht glauben, daß der deutsche Arbeiter ganz aus den Fabriken verschwunden ist. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die großen Werkstätten besucht, in denen Marmor, Bronze, Glas und Emailen zu tausend Kunstobjecten verarbeitet werden, die wir sammt Gobelins und Pendülen vorzugsweise in Paris zu suchen pflegen, um sie mit unserem guten Gelde theuer genug zu bezahlen. Leider können wir diese Dinge nicht entbehren, wenn wir nicht Spartaner werden wollen, und unsere eigene Kunstindustrie wird noch lange nicht im Stande sein, uns damit zu versehen. Die einfachen Gründe sind, daß der zu geringe eigene Verbrauch und der für diese Artikel fehlende Weltmarkt diese Producte bei uns zu theuer machen, bei denen die mögliche Vertheilung der hohen Modellkosten eine große Rolle spielt. Der Verkehr mit den Chefs der Pariser Kunstindustrie zeigt übrigens den dortigen Geschäftsmann in vortheilhafterem Lichte. Man begegnet solider Fachkenntniß und einem gänzlichen Mangel der bei uns oft unangenehm hervortretenden Commissionschnapperei. Jeder bietet nur zum Verkaufe an, was er selbst macht. Natürlich muß man hierbei die Eigenthümlichkeiten des Parisers und besonders sein immenses Sprechtalent mit in Kauf nehmen. Es gibt in der Regel eine für unsere Denkart lächerliche Scene, wenn der Chef eines großen Hauses sich in Postur setzt, um dem fremden Barbaren einen Beweis seiner Eloquenz zu geben. Hierzu werden die Stühle sorgfältig gerückt, und das Licht gehörig vertheilt. Der Franzose liebt eben die Rede als solche und geräth in gelinde Trunkenheit, wenn eine schön gerundete Periode aus eigenem oder fremdem Munde in sein Ohr dringt, er ist dann ganz befriedigt, ohne zu genau auf das Wesen der Sache zu achten. Dies ist eine Neigung, die dem Theater zu Hilfe kommt.

Zum Schluß unserer Studie werfen wir noch einen Blick auf Berlin, das nach der letzten Volkszählung seine Million Einwohner zusammen hat und damit erst eigentlich in die Reihe der Weltstädte eintritt. Berlin ist also in diesem Sinne noch recht jung, und es kann nicht befremden, daß ihm noch manche Vorzüge der älteren Städte abgehen. Das rapide Wachstum hat ohnehin etwas chaotisch Ungeordnetes zur Folge. Das Berlin vor zwanzig Jahren, mit seinen durch dünne Butterknitten fourrirten ästhetischen Thees, mit seinen Dreierschrippenrestaurants und seinem Enthusiasmus für die Sonntage, hat schon gar keine Ähnlichkeit mehr mit der heutigen Stadt, welche mit der zunehmenden Wohlhabenheit einen breiteren Stil des Behagens zur Schau trägt. Man muß etwa im Sommer die großen Braverien vor den östlichen Thoren besuchen, um zu sehen, wie unsere Arbeiterbevölkerung die Kärglichkeit des Lebens, welche früher einen Unterschied gegen süddeutsches Leben ausmachte, gegen die Gewohnheit sehr solider Genüsse ausgetauscht hat. Die verfloßene Gründerei war eine Epidemie, die sicher viele Kreise in Mitleidenschaft gezogen und sogar ruiniert hat, aber die enorme Produktionskraft der Berliner Industrie wird diese Schäden bald wieder ausgleichen. Berlin ist die erste Fabrikstadt Deutschlands. Das alte solide Geschäft ist durch den Krach wieder unabhängig geworden von den Fluctuationen der Börse und von diesem falschen Directorenwesen, welches überall den Techniker bei Seite schob, um dafür einen habilen Finanzier einzusetzen, durch dessen naturgemäß anderen Zielen zusteuern den Einfluß das Produciren zu einer nebensächlichen Operation heruntergedrückt und das Fortschreiten zu neuen, nicht sofort handelsmäßigen Artikeln ganz verhindert wurde.

An der baulichen Abundung und der Durchbildung des Schönen wird Berlin durch seine rasche Vergrößerung verhindert. Gewisse Verhältnisse, wie das einsichtslose Uebersehen der weit vom Centrum abliegenden Terrainwerthe, haben die Stadt, welche überhaupt noch keine Abschlußform gewonnen hat, noch mehr mit weitausflatternden Fegen behängt, wodurch dem System der Organisation eine Menge von Schwierigkeiten erwachsen. Die letzte Verordnung über die Anlage neuer Straßen läßt für die Zukunft einige Abhilfe hoffen.

Die ästhetische Erscheinung des Stadtbildes ist wohl noch am weitesten zurück, es sind meist nur schöne Anfänge vorhanden und mitunter fehlen auch diese. Das ausgezeichnete Stadtschloß mit den Museen würde erst durch den Dombau zum imponirenden Mittelpunkt werden. Die anschließenden Linden mit den Palais, dem Zeughaufe zc. bis zum Branden-

burger Thore geben eine unvergleichlich große monumentale Aße, aber leider schließt damit das Bild, denn die Königstraße ist keine geeignete Fortführung. Das schon früher aufgetauchte Project, die Spree an Stelle der Schloßapotheke breit zu überbrücken und eine große Straße in der Richtung auf das Rathhaus bis zum Alexanderplatz durchzuführen, wäre ein großer Gewinn, auch würde dann erst der durchaus notwendige Dombau den rechten Platz gewinnen, den er unbedingt in der Nähe des Stadtschlosses erhalten müßte. Die Spree trägt bis jetzt wenig zur Verschönerung der Stadt bei, es fehlen die Uferstraßen und monumentalen Brücken, welche den Fluß erst zur Geltung bringen würden, auf dem sich eine die Stadt ganz durchziehende Dampfschiffahrt entwickeln müßte. Einen Sammelpunkt für die prominente Gesellschaft gibt es noch gar nicht; die Linden sind hierzu zu monumental und müssen es auch bleiben, aber keine andere Straße bietet durch geeignete Anlagen einen Vorzug für die, welche im Freien verweilen wollen, ohne sich zu weit aus dem städtischen Leben zu entfernen. Unser Klima würde wohl überhaupt einer derartigen Anlage engere Grenzen ziehen, aber dennoch bleibt dies eine, in der Zukunft sicher zur Lösung kommende Forderung.

Von organischen Einrichtungen der wirtschaftlichen Maschine war bisher noch wenig zu hören. Die Canallisation bildet den ersten wichtigen Abschnitt, die geplante Stadtbahn den zweiten. Hoffentlich lassen auch die Markthallen nicht mehr allzulange auf sich warten. Für die Anlage und Instandhaltung der öffentlichen Parks ist vieles Dankenswerthe geschehen. Die Bewässerung des Thiergartens aus besonderen Brunnen hat diesen wieder zugänglich und zum angenehmen Aufenthaltsorte gemacht. Vielleicht bringt uns die Zukunft noch einmal, statt des etwas zu überwiegenden sterilen Stangenwaldes, eine fröhlichere landschaftliche Auffassung und einige lustige Hütten zum gelegentlichen Schutze für das prominente Publicum. „Chi va piano, va sano,“ erinnert zwar etwas an das classische: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“; aber es ist eine gute Regel, mit der sich etwas erreichen läßt. Man muß nur maassiren, wenn auch nicht an der Tete der Civilisation, wie unsere westlichen Nachbarn, doch in Mitte des großen Stromes der Ideen, der die gesunden Umwandlungen hervorbringt.

G. Ebe.

Notizen.

Der deutsche Reichsanzeiger ist seit einiger Zeit sehr interessant geworden. Man studirt eifrig, was er sagt und noch mehr, was er verschweigt. Selbst seine Citate anderer Blätter erregen die größte Aufmerksamkeit. Die Gründe dieser Bevorzugung Seitens des Publicums, die mit der augenblicklichen Ungnade, in welche die Officiösen gefallen sind, zusammenhängt, bedürfen keiner weitläufigen Erklärung. Das antike Blatt hat dabei den Vortheil, daß es, um das Interesse seiner Leser wachzuhalten, keine sonderlichen Anstrengungen zu machen braucht. Seinen Berliner Collegen ist es nicht so gut beschieden. Welche Kraftproben müssen sie nicht aufwenden, um dasselbe Resultat zu erreichen, das ihnen dabei oft genug, wie dem weiland Tantalus die hangenden Früchte, von einem neckischen Schicksal entführt wird. Das Geheimniß, die Sympathien eines großen Leserkreises zu gewinnen und festzuhalten, ist nur Wenigen vertheilt. Wie viele Andere müssen nicht zu dem precären und bedenkliehen Mittel des Scandals greifen. Auch Unglücksfälle, drastisch erzählt, Mord und Diebstahl gehören zu den häufig verwandten Mitteln der Attraction und des Abonnentenfangs. Es kann ja ohnehin nicht zu den Sonnenzeiten des Journalismus gerechnet werden, daß er oft von schlimmen Zufällen Anderer Vortheil zieht. Darin gleicht er den Ärzten, die in Cholerazeiten prosperiren, oder jungen Officieren, die, wenn es losgeht und Krieg ausbricht, sich auf Abancement freuen. Die Letzteren tragen dabei wenigstens ihre Haut zu Markte oder riskiren wenigstens ihre Gliedmaßen nebst entsprechendem lebenslänglichem Rheumatismus, während der Zeitungsschreiber hinter dem warmen Ofen mit bewegtem Herzen schwungreiche Leitartikel schreibt und dabei gelegentlich berechnet, wie hoch wohl infolge der günstigen Conjunction der Zuwachs des Blattes, Annoncen einbegriffen, sich beziffern werde. Es gibt keinen

so bösen Wind, sagt das englische Sprichwort, daß er nicht irgend Jemandem Gutes bringe. Kluge Leute wissen überall aus den nur einmal gegebenen Verhältnissen das bestmögliche Capital zu schlagen. Man will das bekanntlich sogar gewiegten Politikern zum Ruhme nachsagen. Schwärmer Reisende, die in den fünfziger Jahren das Faulhorn bestiegen, erinnern sich vielleicht noch des früheren Wirthes, ausgezeichnet durch seine rothe Nase und die stille Behemuth, mit welcher er Abends den Gästen von seiner verstorbenen Frau erzählte. Seit ihrem Tode, sagte er mit bewegter Stimme, fühle er sich besonders an Regentagen in solcher Höhe ganz einsam und verlassen. Am andern Morgen, wenn er den Touristen die Rechnung überreichte, stimmte oft nicht die Addition. Machte man ihn höflich darauf aufmerksam, so zerbröckelte der gefühlvolle Mann eine Thräne im Augenwinkel und sagte, so oft er an seine seltsame Frau denke, wisse er niemals recht, was er thue. Niemand zweifelte an der Aufrichtigkeit seines Schmerzes, wenn es auch auffällig erscheinen mußte, daß der Irrthum stets zu Gunsten des Wirthes ausfiel und niemals umgekehrt. Es versteht sich, daß Journalisten, die von jeder öffentlichen Calamität profitieren, nicht ganz in dieselbe Linie gestellt werden dürfen. Auch findet eine publicistische Ausbeutung dessen, was dem Nebenmenschen an Fatalitäten passiren mag, anderswo, beispielsweise in America, noch viel offener statt. Man erinnert sich des Vorganges bei Chicago, wo nach einem Eisenbahnunfall der Zug an der schlimmen Stelle sehr langsam fuhr. Die Passagiere bemerkten einen kleinen Jungen, der neben dem Zuge herlief und erfuhr bald nicht gerade zur Vermehrung ihres Behagens, sein Vater sei Zeitungreporter und er solle ihn, wenn wieder ein Unglück passire, sofort benachrichtigen, damit das Telegramm rechtzeitig nach Newyork abgehen könne. Im Uebrigen hat auch unser Reichsanzeiger neulich wohl nicht umsonst die auf den deutschen Eisenbahnen in einem gegebenen Zeitraum vorgekommenen Körperverletzungen und Todesfälle zusammengestellt. Damit sollte ohne Zweifel, wie es fast den Anschein hatte, für die Reichsbahnen eine nützliche Propaganda gemacht werden. Und so wird in derselben Ideenreihe jede künstliche Entgleisung oder Kesselerplosion, jeder Zusammenstoß zweier Züge dem großartigen Plane Vorjubel leisten. Es fehlte nur noch, daß verdrießliche Gegner der Reichsbahnen für solche schreckliche Vorkommnisse die Reichsregierung und sonstige Freunde des Planes verantwortlich machen und frischweg behaupten, diese hätten in teuflischer Berechnung jene Ereignisse zur Förderung ihrer Lieblingsidee absichtlich herbeigeführt. Es würde ihnen das aber Niemand glauben. Die Reichsbahnen haben eine sichere Zukunft und können eine derartige finstere Reclame entbehren. Allerdings lehrt die Geschichte, daß, bevor eine für die Menschheit heilsame Reform ins Leben tritt, fast immer Opfer und Märtyrer ihren Weg bezeichnen. Wenn erst die durch habgierige oder leichtsinnige Bahnverwaltungen, sowie durch den Mangel einheitlicher Leitung versorgte Statistik der

Verwundeten und Todten noch mehr anschwillt, wird man bald die Widersacher der Reichsklinien mit der Laterne suchen können.

Wirklich gebildete Menschen reichen sich über die Schranken nationaler Vorurtheile hinweg die Hände zu gemeinsamen Schaffen und Wirken und die Republik der Geister wird unermüdet neue Gesinnungsgenossen. „Revue philosophique de la France et de l'étranger“ theilt sich eine neue Monatschrift, die unter Th. Ribots Redaction in Paris bei Germer Baillière & Co. erscheint. Die Vorrede des ersten Heftes zeichnet in klaren Linien den Zweck der Revue; sie will nicht einem System als Festung dienen, von der aus es alle andern bekämpft, sondern beabsichtigt ein Sammelplatz aller Richtungen auf philosophischem Gebiete zu werden und dem gebildeten Leser die allgemeine Ueberschau zu bieten. Daß dabei der deutschen Wissenschaft ein großer Platz eingeräumt ist, erklärt sich durch unsere Mithrigkeit auf diesem Gebiete. Die ersten zwei Bände enthalten eingehende Analysen folgender deutscher Werke: W. Wundt „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften“; E. v. Hartmann „Die Religion der Zukunft“; E. Brentano „Psychologie vom empirischen Standpunkt“; A. Horwicz „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage“; Schmitz-Dumont „Zeit und Raum“; Bruno Fischer „Francis Bacon und seine Nachfolger“, dazu kommen noch Notizen über die philosophischen Zeitschriften Deutschlands. Die Art der Darstellung bleibt entfernt von jeder Phrasologie, mit klarer Bestimmtheit treten in den Analysen die leitenden Gedanken hervor und alle Citate sind, was Herrn Tissot überraschen wird, orthographisch richtig.

Wir begrüßen das Unternehmen mit herzlichster Sympathie und deuten es als günstiges Zeichen für den künftigen Verkehr der beiden Nachbarvölker.

Eine zweite Zeitschrift ist uns aus Italien zugegangen, ihr Titel ist „Rivista internazionale“, ihr Herausgeber E. B. Giusti. Bei dem Lesen des Vorwortes fühlt der Deutsche mit freudigem Stolz, daß die großen Geister seiner Heimat auch jenseits der Alpen hoch verehrt und geliebt werden. Es spricht eine warme Begeisterung aus der Einleitung, die fern von jeder Schmeichelei, dem Genius Deutschlands huldigt. Karl Warisch veröffentlicht eine Abhandlung „Wie die Nibelungensage ihre poetische Form gefunden hat“; Karl Witte, der berühmte Kenner Dantes, eine Studie über die Frau des Dichters Gemma Donati, und Adolf Wagner (Berlin) über „Staatseisenbahnen“. Beiden Artikeln ist die Notiz beigefügt, daß sie von den Autoren italienisch geschrieben sind. Der folgende Aufsatz von Scartazzini beschäftigt sich mit dem Darwinismus in Deutschland. Im belletristischen Theile begegnen uns Hejles „Märtyrer der Phantasie“ und meisterhafte Uebersetzungen dreier Balladen von Bürger, aus Guffi's Feder, darunter „Leonore“. Das Gespräch zwischen dem Mädchen und der Mutter ist unübertrefflich; trenn und dennoch selbständig gibt es die Stimmung wieder.

Inserte.

Verlag von Wilhelm Gertz in Berlin NW.
(Besser'sche Buchhandlg., 10. Marienstr.)

Novellen von Marie von Olfers.
8. eleg. geh. 6 M.

Inhalt: Jeremias und die schöne Vincenzia.
Der Herr des Hauses, Frau Eva, Die
Verlobte, Regina.

Neue Novellen von Marie von Olfers.
8. eleg. geh. 6 M.

Inhalt: Ob er wohl Niechen heirathen kann,
Frost in Blüthen, Jungfer Modeste, Eigenthum.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich **C**ulturgeschichte
von Hellwald
in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur
Gegenwart.

18—20 Lieferungen à 1 M. Lieferung 1 ist in allen Buchhandlungen vorrätbig.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

ABONNEMENT DER „Gegenwart“ PRO II. QUARTAL 1876.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift durch die Post erhalten, erinnern wir hierdurch an die Erneuerung ihres Abonnements pro II. Quartal 1876, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Berlin N. W., 32 Luisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART“.

Empfehlenswerthe neuere Werke

aus dem Musik-Verlage von

C. A. CHALLIER & Co.,

Berlin S.W., Leipzigerstr. 56.

A. Instrumental-Musik.

a. Für Violine und Pianoforte.

- Griehl, E. Op. 5. Barcarolle . . . *M.* 1.—
 Urban, H. Op. 15. Drei Stücke in
 Tanzform. Nr. 1. Sylphen . . . - 1.50.
 Nr. 2. Gnomen . . . - 1.50.
 Nr. 3. Bacchantinnen . . . - 1.50.
 Weyermann, M. Op. 12. Variationen
 über ein Originalthema . . . - 5.—

b. Für Violoncello und Pianoforte.

- de Swert, Jules. Op. 27. Chanson
 du père . . . *M.* 1.75.
 — Glöcklein i. Thale (a. Euryanthe) - 1.25.
 — O wie wogt es sich (a. Oberon) - 1.25.
 — Türkischer Marsch . . . - 1.—
 — Drei Stücke von Händel à . . . - 1.—

c. Für Flöte und Pianoforte.

- Terschak, A. Op. 114. Improvisa-
 tionen über beliebte Volklieder
 verschiedener Nationen.
 Nr. 1. Kathleen mavourneen (Irisch) *M.* 1.25.
 Nr. 2. O Susanna (Amerikanisch) . . - 1.25.
 Nr. 3. Im Rosenduft (Schwedisch) . . - 1.50.
 Nr. 4. Die Bajadere (Französisch) . . - 2.—
 Nr. 5. Am Guadalquivir (Spanisch) . - 1.50.
 Nr. 6. In einem kühlen Grunde
 (Deutsch) . . . - 1.50.
 — Op. 120. Skizzen (Lieder ohne
 Worte) 2 Hefte à . . . - 3.—

d. Für zwei Klaviere.

- Vogt, J. Op. 82. Präludium und
 Fuge . . . *M.* 3.—

e. Für Pianoforte vierhändig.

- Kücken, F. Op. 95. Das maurische
 Ständchen. Fantasie . . . *M.* 2.—
 Lessmann, O. Op. 11. Beethoven-
 Marsch . . . - 1.50.
 — Op. 12. Trauermarsch . . . - 1.50.
 Lichner, H. Op. 85. Aus der Ju-
 gendzeit. Zwölf ganz leichte
 melodische Tonstücke in geord-
 neter Stufenfolge. Nr. 1—12 à . . - 1.—
 Loeschhorn, A. Op. 99. La Ronde
 militaire . . . - 2.—
 — Op. 113. Leichte und instruk-
 tive Tonstücke. 3 Hefte à . . - 2.—
 Vogt, J. Op. 77. Petit diver-
 tissement . . . - 1.—

f. Für Pianoforte zweihändig.

- Baumfelder, F. Op. 216. Humo-
 ristische Studien . . . *M.* 2.50.
 Bendel, F. Op. 126. Rocooco-Tanz - 1.75.
 — Op. 127. Kindertäume. Wie-
 genlied . . . - 1.25.
 — Op. 128. Valse de Concert . . - 2.—
 — Op. 129. Serbischer Marsch . . - 1.75.
 — Op. 130. Mondnacht auf den
 Lagunen . . . - 2.—
 — Op. 131. Ballade . . . - 2.50.
 Böhm, C. Op. 81. Die Odalische - 1.50.

- Brahmüller, H. Op. 26. Dritte
 Mazurka . . . *M.* 1.50.
 — Op. 32. Ballade . . . - 1.75.
 Dorn, A. Op. 79. Salon-Suite - 2.—
 Golde, A. Op. 61. Drei Idyllen.
 Nr. 1. In den Bergen . . . - 1.50.
 Nr. 2. Am Bache . . . - 1.75.
 Nr. 3. Im Walde . . . - 2.—
 — Op. 62. Drei Charakterstücke.
 Nr. 1. Im Wonnemond . . . - 1.50.
 Nr. 2. Frühlingsboten . . . - 1.50.
 Nr. 3. Maifeier . . . - 1.50.
 Lessmann, O. Op. 14. Vier Stücke
 Lichner, H. Op. 86. La Capricieuse - 2.—
 — Op. 87. Im schönen Mai . . - 1.75.
 — Op. 88. Liebeslust und Leid . . - 1.50.
 — Op. 89. Elftanz . . . - 1.50.
 — Op. 90. Frühlingsträume . . - 1.50.
 Loeschhorn, A. Op. 118. Charak-
 teristische Studien z. Förderung
 des Vortrags und der höheren
 Technik. 3 Hefte à . . . - 4.—
 — Op. 129. Jeu de Najades . . - 2.—
 — Op. 130. Suite . . . - 3.—
 — Op. 131. Vals de Concert . . - 2.—
 — Op. 132. Trois Mazourkas . . - 1.50.
 Raff, J. Op. 162. Suite in G-moll - 7.25.
 Nr. 1. Elegie in Sonatenform . . - 2.50.
 Nr. 2. Volkslied m. Variationen . - 3.50.
 Nr. 3. Ländler . . . - 1.75.
 Nr. 4. Märchen . . . - 2.—
 Schlottmann, L. Op. 40. Concert-
 stück . . . - 2.50.
 Tappert, W. Op. 6. Sechs Stücke - 1.75.
 — Op. 8. Drei Etüden . . . - 1.75.
 Vogt, J. Op. 81. Schlummerlied - 1.25.
 — Op. 83. Fantasie: La vie pour
 le Czaar . . . - 2.—
 Willmers, R. Op. 131. Melodische
 Tonbilder.
 Nr. 1. Deutsche Sage . . . - 1.50.
 Nr. 2. Liebesträumerei . . . - 1.50.
 Nr. 3. Was der Bach sich er-
 zählt . . . - 1.50.

B. Vokal-Musik.

a. Männer-Quartette.

- Vierling, G. Op. 47. Heft I. In
 vino veritas. — Ein Hafslid. *M.* 1.75.
 — Heft II. Unter blüthenfrischen
 Bäumen. — Bruder Lustig . . - 2.—

b. Für gemischten Chor.

- Henschel, G. Op. 14. Drei Lieder
 im Volkston . . . *M.* 2.—
 Schlottmann, L. Op. 34.
 Nr. 1. Friedenshymnus . . . - 1.—
 Nr. 2. Der König in Thule . . - 1.—
 Nr. 3. Nun kommt der liebe
 Frühling . . . - 1.—
 Taubert, W. Op. 179. Fünf Lieder
 (Waldandacht. Lobt Gott den
 Herrn. Verblüht. Wiedersehen.
 Weihnachten.) . . . - 3.—

c. Terzette.

- Urban, H. Op. 12. Vier Gesänge
 für 2 Soprane u. Alt. Nr. 1—4. *M.* 1.50.

- Wüerst, R. Op. 62. Vom Früh-
 ling. Für 3 weibliche Stimmen - 1.75.

d. Duette.

- Schäffer, Aug. Op. 115. Der Stock-
 fisch. Komisches Duett. . . *M.* 2.50.
 Taubert, W. Op. 178. Fünf zwei-
 stimmige Gesänge . . . - 3.75.
 Urban, H. Op. 11. Drei Duette
 für Sopran und Tenor à . . - 1.25.
 Vierling, G. Op. 45. Ach Mutter,
 liebe Mutter, f. 2 Frauenstimmen - 1.75.
 — Op. 46. Zwei Duette f. Sopran
 und Tenor à . . . - 1.—

e. Für eine Singstimme.

- Abt, F. Op. 468.
 Nr. 1. Für immer . . . *M.* 1.—
 Nr. 2. Wird mir das Herz so
 weit . . . - 1.—
 Nr. 3. Du lieber goldner Son-
 nenschein . . . - 1.—
 Bendel, F. Op. 132. Il Sospiro.
 Walzer . . . - 2.—
 Bradsky, Th. Op. 38. Der Soldat,
 f. Bass . . . - 1.—
 — Op. 39. Nr. 1. Die Sterne . . - .75.
 Nr. 2. Wunsch . . . - .50.
 Nr. 3. Liebesloose . . . - .50.
 Dorn, A. Op. 85. Schneeglöckchen - 1.50.
 — Op. 96. Nr. 1. Vögels Seh-
 sucht . . . - .75.
 Nr. 2. Deine Augen . . . - .75.
 Nr. 3. O sage nicht, dass schön - .75.
 Nr. 4. Ich liebe dich . . . - .75.
 Graben-Hoffmann, Op. 89. Vög-
 lein, Blumen und Sterne . . - 1.—
 — Op. 90. Abendphantasie . . - 1.—
 Gumbert, F. Op. 116.
 Nr. 1. Den Strauss, den sie ge-
 wunden . . . - 1.25.
 Nr. 2. Das stille Herz . . . - 1.50.
 — Op. 117. Nr. 1. April-Launen - 1.75.
 Nr. 2. Zu rechter Zeit . . . - 1.50.
 Hauer, C. Einen Brief soll ich
 schreiben . . . - .75.
 Lessmann, O. Op. 10.
 Nr. 1. Traumbild . . . - .50.
 Nr. 2. Wach auf, Gesell . . - .75.
 Nr. 3. Ich stand in dunkeln
 Träumen . . . - .75.
 Nr. 4. Der Herbstwind rüttelt. - .75.
 Rifer, Ph. Op. 17. Drei Lieder - 1.75.
 Schäffer, Aug. Op. 112.
 Nr. 1. Greif' zu . . . - .75.
 Nr. 2. Die Kleine . . . - 1.25.
 — Op. 114. Die Vier . . . - .75.
 Schlottmann, L. Op. 41.
 Nr. 1. Bacchanale . . . - 1.—
 Nr. 2. Er liebt mich . . . - .75.
 Nr. 3. Abschied . . . - 1.—
 Tappert, W. Op. 5. Drei Lieder - 1.50.
 — Deutsche Lieder aus dem 15.,
 16., 17. Jahrhundert . . - 4.50.
 Taubert, W. Op. 117. Das Glück
 der Liebe. Ein Liedercyclus . - 3.50.
 Wüerst, R. Op. 67.
 Nr. 1. Mädchenlied . . . - 1.—
 Nr. 2. Die Rose im Thal . . - 1.—

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro Spaltenzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche Reichsrechtsliteratur. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von S. Wambéry. II. — Literatur und Kunst: Freitragath. Persönliche Erinnerungen an unsern Mitarbeiter. Von Paul Lindau. — Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. — Aus der Hauptstadt: Ueber die erste Aufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde“. Von P. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die deutsche Reichsrechtsliteratur.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Dr. Ludwig von Rönne, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig, F. A. Brochhaus. 1876.

Es gewährt mir stets ein außerordentliches Vergnügen, zurückzugreifen auf meine kleine Sammlung von Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren aus dem Jahre 1867 und darin heute wieder die Urtheile zu lesen, welche damals über die Verfassung des Norddeutschen Bundes, welche die Grundlage der heutigen Reichsverfassung bildet, gefällt wurden. Den Norddeutschen Bund nannte man einen „blutbefleckten eisernen Käfig“ oder den „Werbezirk des Kaisers Wilhelm“, die Verfassung dagegen das „Feigenblatt des Absolutismus“ und „die Schmach freiwilliger Knechtschaft“; und Dr. Johann Jacoby, der zuerst den Ausdruck der „Schmach freiwilliger Knechtschaft“ auf jene Verfassung angewandt hatte, welche den Reichstag und seine Gesetzgebung an die Stelle der Militärconventionen der Cabinette setzte, stellte daneben noch zwei nicht minder kräftige aber lateinische Redensarten zur Verfügung, nämlich das „Ruere in servitium“ (sich in die Sklaverei hinein stürzen) und das „Contra hostem aeterna auctoritas esto“ (Wider den Feind soll ewig die Majestät des Rechts stehen), welche an sich durchaus nicht zu verachtende Phrasen zwischenzeitlich durch einen allzu häufigen Gebrauch ein wenig verschliffen sind. Damals fand das Alles frenetischen Beifall; und es ist nützlich sich daran zu erinnern, weil man dadurch die tröstliche Ueberzeugung gewinnt, daß das deutsche Volk einen guten Magen hat und Mancherlei verdauen kann.

Im Jahre 1870 standen die Dinge schon besser als 1867. Mancher, der 1867 gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes gestimmt hatte, stimmte damals für die Reichsverfassung, obgleich die zahlreichen Reservatrechte und das Veto der Könige offensbare Rückschritte waren, oder wenigstens Opfer an constitutionellen Rechten, welche man dem Zustandekommen der Einigung des ganzen Vaterlands brachte.

Im Jahre 1871 aber eilte der Deutschen Reichsverfassung ein Leumundszuge zu Hilfe, der mindestens ein ebenso strammer Republicaner war, als Dr. Johann Jacoby. Es war Herr Grant, der Präsident der mächtigsten Republik, welche jemals die Welt gesehen hat, der Präsident der Vereinigten Staaten von America, der in seiner vom 7. Februar 1871 datirten Botschaft an den Senat und das Repräsentantenhaus sagte: „Die Einigung der Deutschen Staaten unter einer Regierungs-

form, die in vielen Punkten derjenigen der americanischen Union gleicht, ist ein Ereigniß, welches nicht verfehlen kann, die Sympathien des Volkes der Vereinigten Staaten zu erwerben. Diese Einigung hat sich in Folge der stetigen und ausdauernden Anstrengungen der Bevölkerung von 25 deutschen Staaten im Verein mit ihren rechtmäßigen Regierungen vollzogen. Das americanische Volk muß dieses Resultat als einen Versuch der Nachahmung einiger der besten Bestimmungen seiner eigenen Verfassung betrachten, vorbezüglich der Modificationen, welche die Geschichte und der sociale Zustand Deutschlands zu erfordern scheinen. Eine jede der Localregierungen der verschiedenen Glieder des Bundes ist durch die Macht selbst geschützt, welche dem Oberhaupt übertragen ist. Dieses erhält im Falle eines Defensivkrieges die nothwendige Gewalt, aber nicht die Autorität, welche ihm einen Eroberungskrieg zu beginnen gestatten würde. Die Wünsche nach nationaler Einheit, welche stets die vielen Millionen gleichsprachiger und benachbarter, aber durch dynastische Eifersüchteleien und den Ehrgeiz kurzfristiger Führer getrennter und getheilter Menschen erfüllt haben, sie sind endlich befriedigt. Deutschland umfaßt heute eine Bevölkerung von ungefähr 37 Millionen, welche wie die untrüge für ihre Beziehungen nach auswärts unter Einer Regierung geeinigt ist, während ein jeder der Staaten das Recht und die Macht der Controle über seine Localinteressen, seine Eigenthümlichkeiten und besondern Einrichtungen behält. Die Vereinigung großer Mengen freier und gebildeter Menschen muß aus den Regierungen das machen, was sie in Wirklichkeit sein sollten: der Ausdruck des Volkswillens und die Organisation der Macht des Volkes. Die Annahme des americanischen Systems durch ein freies Volk in Europa, welches gewohnt ist, sich selbst zu leiten, wird schließlich zur Folge haben, volksthümliche Einrichtungen zu verbreiten, und den friedlichen Einfluß americanischer Ideen zu erhöhen.“

So weit Ulysses S. Grant. Sein Urtheil ist im Wesentlichen richtig. Nur hat er dem Geschmaek seiner Adressaten einige Rechnung getragen dadurch, daß er America für den Mittelpunkt der Welt und alles Gute, was sich in der Welt befindet, für eine Nachahmung americanischer Muster erklärte.

Nachahmung ist nun die Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches durchaus nicht. Sie ist durch und durch Original, und zwar ein außerordentlich kühnes. Was die Weltgeschichte bis jetzt an dauerhaften Bundesstaaten und Staatenbünden kennt, das ruht auf republicanischer Basis, von der durch Perikles begründeten theilweisen hellenischen Einheit und dem späteren achäischen Bunde bis zur Schweizer Eidgenossenschaft und der americanischen Union. Schon Hermann

der Cherusker hat seine Erfahrungen darüber gemacht, wie schwer es ist, einen Staatenbund zu erhalten, der aus einzelnen Häuptlingen oder Monarchen zusammengesetzt ist.

Gerade aber weil die Verfassung ein durch die Noth und das Bedürfnis erzeugtes Original ist, macht sie auch der wissenschaftlichen und literarischen Bearbeitung besondere Schwierigkeiten. Sie ist weder schwachhaft, noch schwungvoll. Statt von „hohen und himmlischen Dingen“ spricht sie z. B. (Art. 45 und 46) von „Kartoffeln, Düngungsmitteln und ähnlichen Gegenständen“. Während die schnell vergänglichen französischen Verfassungen in tönenden Worten die tugendhaften und gemeinnützigen Absichten ihrer Urheber verkünden und sogar die constituirenden Acte des türkischen Sultans und des römischen Papstes sich in bewundernswürdigen Reflexionen ergehen, glaubt unsere Verfassung solcher Ornamente entbehren zu können. Sie ist kurz und knapp, wie ein preußisches Exercierreglement.

Man weiß, welchen enormen Arbeitsaufwand unsere alten Reichsjuristen an die Verfassung des „weiland römischen Reiches Deutscher Nation“ verschwendet haben. Je hinfalliger, verworrener und kläglich der Verfassung ward, je mehr sich der Particularismus des bureaukratisch-fiscalischen Territorialstaats in ihren Trümmern einnistete, desto mehr florirte die verzopfte Wissenschaft der Reichsrechtslehrer. Für sie war die Verfassung das, was unsere Pathologen und Aerzte einen „interessanten Fall“ nennen, oder gar einen „schönen Fall“, d. i. einen Fall, welcher schön ist für Alle, mit alleiniger Ausnahme des Patienten, der daran zu sterben pflegt, wie dies ja auch das alte heilige römische Reich nach einer Agonie von fünfhundert Jahren endlich gethan hat.

Unsere jetzige Reichsverfassung ist solchen wissenschaftlichen Bestrebungen gegenüber außerordentlich grausam und spröde. Sie verschmäht den zweifelhaften Vorzug, ein „schöner Fall“ zu sein; und nicht einmal auf die Frage, ob das zusammengekehrte Staatsganze, welches man den „Norddeutschen Bund“ und jetzt das „Deutsche Reich“ nennt, ein „Bundesstaat“ oder ein „Staatenbund“ sei, ertheilt sie eine klare und unzweifelhafte Antwort. Natürlich entbrannte sofort ein heftiger Streit über diese Controverse, welche so lebhaft debattirt worden war in den Verhandlungen der achtundvierziger Nationalversammlung in der Paulskirche, — eine Versammlung, welche uns wegen ihres doctrinären Charakters oft wie eine Fortsetzung der früheren „Germanistencongresse“ gemahnte.

Professor Heinrich von Treitschke („Die Verfassung des Norddeutschen Bundes“ in den Preussischen Jahrbüchern, Band XIX, Seite 723) und Kreisrichter E. Hiersemenzel, welcher der Bundesverfassung sofort jene, durch Koch's Bearbeitung des Landrechts am besten repräsentirte, specifisch preussische „commentirende Behandlung“ zu Theil werden ließ („Die Verfassung des Norddeutschen Bundes, erläutert mit Hülfe und unter vollständiger Mittheilung ihrer Entstehungsgeschichte.“ Berlin 1867), erklärten den Norddeutschen Bund für einen „Staatenbund“. Beide waren mit ihm eigentlich nicht recht zufrieden. Herr von Treitschke war die Sache nicht schnell genug und Herr Hiersemenzel war sie zu schnell und zu tumultuarisch gegangen. Ersterer vermifste die volle Consequenz des nationalen Einheitsgedankens, Letzterer vermifste die volle Correctheit der preussischen Schablone. „Die Formen des Staatenbundes“, jagte Herr von Treitschke, „sind so ängstlich festgehalten, daß sogar die Stimmordnung des alten Bundestags wieder auflebt.“ Herr von Treitschke übersieht hierbei, daß die Stimmordnung ein secundäres Moment bildet. Die Hauptfrage ist, ob die Bundesgewalt nur kraft einer Delegation der souveränen Einzelstaaten, oder kraft eigenen Rechts besteht, welches letztere aus der Souveränität der Einzelstaaten gewisse Bestandtheile hinwegnimmt, um sich selbst solche anzueignen; ob die Centralgewalt nur diejenigen Rechte hat, welche ihr durch Vollmacht der Einzelstaaten übertragen sind, oder ob sie die Schranken ihrer Kompetenz selbst zieht; ob die Gesetzgebung des Ganzen nur Weisungen und Instructionen an die

Regierungen der Einzelstaaten erläßt, oder ob sie sich direct an deren Unterthanen wendet, welchen sie ein gemeinsames Gesamtstaatsbürgerrecht verleiht; oder, wie es G. Meyer, damals Privatdocent in Marburg, jetzt ordentlicher Professor in Jena („Grundzüge des Norddeutschen Bundesrechts.“ Leipzig, F. G. Hermann, 1868), mit juristischer Präcision ausdrückt, ob ein Theil der Staatsaufgaben des Ganzen nur nach gemeinsamen Normen von den einzelnen Staaten erfüllt wird, oder ob eine Theilung der Staatsaufgaben und der Staatsgewalten stattfindet in der Art, daß ein Theil von der Gesamtheit und der andere Theil von den einzelnen Gliedern erfüllt wird; ob die Centralgewalt nur zu den Staatsgewalten der Einzelstaaten, oder auch zu deren Staatsangehörigen in unmittelbarer und directer Beziehung steht. Betrachtet man unsere Verfassung nach diesen Gesichtspunkten, welche ich für die richtigen halte, und erwägt man, daß unsere Reichsgesetzgebung die Bevölkerung unseres Reichs direct und ohne Vermittelung der Regierungen der Einzelstaaten bindet, und daß die Reichsbürger in politischer, militärischer und wirthschaftlicher Beziehung vorzugsweise durch die Reichsgesetze und die Reichsgewalt regiert werden, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir in einem Bundesstaat leben, und daß das Stimmverhältniß im Bundesrath daran nichts zu ändern vermag; denn der Bundesrath ist, gleich dem Senat in America und dem Ständerath in der Schweiz, nur ein Factor der legislativen Centralgewalt, wogegen sowohl das Reichsoberhaupt als auch der Reichstag nicht einen föderativen, sondern einem streng einheitlichen und nationalen Charakter tragen, der stark genug ist, um etwaige centrifugale Gelüste des Bundesraths, wenn deren einmal vorkommen sollten, zu überwinden; und was den einzig und allein verantwortlichen Reichskanzler anlangt, so möchte ich an den Ausspruch von De Colme erinnern, daß die vollziehende Gewalt parlamentarisch leichter verantwortlich zu machen und in Schranken zu halten ist, wenn sie statt in einem Collegium, in einer einzigen Hand ruht („the executive power is more easily confined, when it is one“).

Doch ich will diese Erörterung hier nicht fortsetzen, sondern zu Nutz und Frommen des Publikums, auch des nicht-juristischen, über die Entwicklung unserer reichsstaatsrechtlichen Literatur berichten, welche in dem oben genannten Werke des Herrn v. Rönne einen vorläufigen Abschluß gefunden.*)

Obgleich die Verfassung des Norddeutschen Bundes vor acht und die des Deutschen Reiches erst vor fünf Jahren zu Stande gekommen, so haben wir doch für beide schon eine recht ansehnliche und beachtenswerthe wissenschaftliche Literatur aufzuweisen.

Ich habe oben schon einige der Werke genannt. Prof. G. Meyer, welchem wir die erste systematische Darstellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes verdanken, hat später auch „Staatsrechtliche Erörterungen über die Deutsche Reichsverfassung“ (Leipzig 1872) publicirt, welche die juristischen Vorzüge des ersten Werkes mit einer gesunden politischen Kritik verbinden.

Die zeitliche Priorität aber hat das Buch von P. v. Martitz (in Königsberg), betitelt „Betrachtungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes“ (Leipzig, 1868). Der Verfasser versucht die Verfassung rechtswissenschaftlich zu construiren und unterzieht sie, von conservativem Standpunkte aus, einer strengen Kritik. Eine gute und klare Darstellung von liberalem Standpunkte aus erschien etwa um dieselbe Zeit in R. Gottschall's „Unsere Zeit“ aus der Feder des verdienten Publicisten und militärwissenschaftlichen Schriftstellers H. Blankenburg, Oberst a. D., in Breslau, unter dem Titel „Der Norddeutsche Bund und seine Verfassung“.

Kurz nach dem Zustandekommen der Deutschen Reichs-

*) Inzwischen ist eine neue wissenschaftliche Bearbeitung des Reichsstaatsrechts von Prof. Dr. Vabaub in Straßburg erschienen, deren Besprechung wir uns vorbehalten.

verfassung erschienen 1871 die Bücher von Dr. L. Auerbach (Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.) und von zwei bayerischen Rechtsgelehrten H. Hauser und E. Kiedel, welche die Verfassung nach der Legalordnung erläutern, und zwar Hauser mit vorzugsweiser Berücksichtigung des Verhältnisses zu den Einzelstaaten, insbesondere zu Bayern.

Auch der erste Angriff auf das bundesstaatliche Grundprincip der Verfassung kam aus Bayern in Gestalt eines „Commentars zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich“ von Dr. Max Seydel (Würzburg, 1873). Der Verfasser dieses Commentars interpretirt Alles in föderalistischem Sinne, so daß von der deutschen Einheit nicht viel übrig bleibt. Die Waffen, deren er sich mit nicht zu bestreitender Geschicklichkeit bedient, sind dem Arsenal der amerikanischen Föderalisten entnommen. Der Kampf hat in Amerika beinahe ein Jahrhundert lang gedauert; er wurde zunächst in der Wissenschaft und dann auch in der Praxis, nämlich im Secessionskrieg, zu Gunsten des bundesstaatlichen Principes entschieden.

In Deutschland wird es solcher Kämpfe schwerlich bedürfen. Bei uns wurde der föderalistische Fehdehandschuh sofort aufgehoben von Prof. Dr. A. Hänel in Kiel, welcher in seinen „Studien zum Deutschen Staatsrechte“ (Erste Studie: Die vertragsmäßigen Elemente der Deutschen Reichsverfassung, Leipzig, 1873) das in der Verfassung allerdings ebenfalls enthaltene föderative Element in seine gebührenden Grenzen zurückweist und die südstaatlichen Anschauungen Seydels (ich meine hier das „südstaatlich“ im amerikanischen Sinne) mit der Schärfe juristischer Logik widerlegt. Prof. Hänel ist gegenwärtig Vicepräsident des Reichstags und des preussischen Abgeordnetenhauses.

Eine sehr beachtenswerthe Schrift ist sodann: Justus C. Westerkamp, damals Obergerichtsassessor in Hannover, jetzt Universitätsprofessor in Göttingen; „Ueber die Reichsverfassung“ (Hannover, C. Rümpler, 1873). Der Verfasser ist ein gewiegter Kenner der Verfassungs- und Rechtszustände der Vereinigten Staaten. Seine Parallelen zwischen der deutschen Verfassung auf der einen, und der amerikanischen und schweizerischen auf der andern Seite, sind außerordentlich lehrreich. Das Ergebniß seiner scharfsinnigen Untersuchung lautet: „Die Reichsverfassung ist die beste, freieste, volkstümlichste Verfassung, deren sich Deutschland oder einer der deutschen Staaten (natürlich Preußen mit inbegriffen) seit vielen Jahrhunderten erfreut hat. Der deutsche Kaiser wird jetzt zumeist gefeiert wegen seiner glänzenden Siege. Spätere Generationen werden sein vornehmtes Verdienst in die feste Einigung der deutschen Staaten setzen.“ Und für die zukünftige Entwicklung der Verfassung formulirt er folgendes Programm: „Ich wünsche Beschränkung der Zuständigkeit des Reichs auf die nationalen Angelegenheiten, aber soweit seine Zuständigkeit geht, wünsche ich ihm eigene Gesetzgebung, eigene Gesetzesausführung, eigene Gesetzesanwendung. Ich wünsche, daß die particularen und localen Angelegenheiten den Staaten belassen bleiben, und daß sie auf diesem Gebiete eigene Gesetzgebung, eigene Gesetzesausführung und eigene Gesetzesanwendung behalten. Ich wünsche Lösung der gegenwärtig zwischen dem Reiche und den Staaten bestehenden Verbindung, nach deren Inhalt das Reich an die Staaten Vorschriften erläßt und die Staaten dieselben auszuführen haben; ich kann hiervon keinen Segen erwarten. Ich wünsche, daß die Regierung, sowohl des Reiches als der Staaten, nicht auf die Tüchtigkeit von Einzelnen gegründet wird, denn dies ist eine schwankende, ungewisse Grundlage, sondern auf die allgemeine Tüchtigkeit. Ich wünsche, daß dem Volke, sowohl im Reiche als in den Staaten, eine immer allgemeinere Mitwirkung bei der Regierung gegeben wird, weil die Regierung nichts Anderes ist, als die Beforgung seiner wichtigsten Angelegenheiten.“

Es läßt sich nicht verkennen, daß wir seit der Zeit, wo Herr Westerkamp diesen Wunsch aussprach, zwar langsame, aber entschiedene Fortschritte in der Richtung gemacht haben, die er bezeichnet; und daß der Zusammenhang und die Einheit dieser

vernünftigen Entwicklung auf das Empfindlichste gestört werden würde, wenn einmal andere Potenzen, als die, unter deren Einfluß das Deutsche Reich, so wie es ist, geworden und gewachsen, die herrschenden würden im Rathe der Fürsten und des Volkes.

Auf die verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerke, welche sich der Erörterung der Einrichtungen und der sonstigen Angelegenheiten des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches vorzugsweise gewidmet haben, — ich nenne die Herren Dr. F. K. Glaser (Prof. in Marburg), Dr. A. Koller (in Berlin), Dr. E. Bezold, Prof. Dr. von Holzenborff (in München) und vor Allen den rührigen Publicisten Dr. Georg Hirth in München —, in verdienter Weise einzugehen, fehlt hier der Raum.

Unter den akademischen Schriften verdienen vor allen andern noch Erwähnung „Das deutsche Staatsrecht“ von dem kürzlich verstorbenen Reichstagsabgeordneten Präsidenten Robert von Mohl (Tübingen, 1873) und „Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkte aus betrachtet“ von Prof. Dr. F. von Held in Würzburg (Leipzig, 1872). Die letztere enthält eine scharfsinnige wissenschaftliche Kritik, welche jedoch zuweilen das praktische Bedürfniß aus dem Auge verliert. Die erstere ist eine Sammlung von Abhandlungen und Studien, welche einzelne Theile der Verfassung wissenschaftlich und politisch erörtern, mitinbegriffen Controversen und Vorschläge de lege ferenda.

An einer dogmatisch-wissenschaftlichen und systematischen Darstellung des gesammten gegenwärtig in Geltung stehenden positiven Staatsrechts des Deutschen Reiches hat es bis jetzt gefehlt. Die Lösung dieser Aufgabe war dem Reichstagsabgeordneten Präsidenten von Könne vorbehalten, der bekanntlich in seinem (in wiederholten Auflagen erschienenen) „Preussischen Staatsrecht“ dieselbe Aufgabe für den größten deutschen Territorialstaat bereits in glänzender Weise gelöst hat. Herr von Könne hat auf unserem Gebiete zum ersten Male Hand angelegt in dem 1872 (ebenfalls bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen Werke „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs“. Er selbst bezeichnet diese Arbeit als den ersten Versuch einer systematischen Darstellung. Vielleicht war es damals noch zu früh. Der Rahmen des Reichsrechts, wie er durch die Verfassung gezogen ist, hatte sich damals noch nicht zur Genüge gefüllt mit positivem, staatsrechtlichem und administrativem Inhalt; und der Stoff war noch nicht hinreichend politisch und juristisch, dogmatisch und kritisch gesichtet worden. Herr Robert von Mohl sprach den Zweifel aus, ob es überhaupt gerathen erscheine, sich schon in nächster Zukunft einer solchen Aufgabe zu unterziehen, der Rechtsstoff sei noch zu sehr im Flusse, das heute Geschriebene werde morgen schon veraltet sein, es sei eine wahre Danaidenarbeit. Herr von Könne hat sich dadurch nicht abschrecken lassen. Er ist 1875 mit verstärkter Kraft zu dem Versuche von 1872 zurückgekehrt. Sein uns jetzt vorliegendes Buch ist ein neues Werk und nicht eine neue Auflage. Abgesehen von der Einleitung, welche eine Uebersicht der Geschichte des früheren (Frankfurter) Bundes, des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, sowie eine Darstellung der Quellen und der Literatur des gegenwärtigen deutschen Staatsrechts enthält, zerfällt das Werk in drei große Abtheilungen, nämlich 1. den allgemeinen Theil, welcher von der rechtlichen Natur und den Bestandtheilen des Reichs, von der Reichsgewalt und ihrem Verhältniß zu den Einzelstaaten, von den Reichsangehörigen und deren Rechten und Pflichten handelt; 2. die Lehre von den Trägern und Organen der Reichsgewalt; und 3. die Lehre von den verfassungsmäßigen Competenzen der Reichsgewalt und den Functionen derselben. Der bis jetzt vorliegende erste Band enthält Einleitung und Theil 1 und 2; der hoffentlich bald erscheinende zweite Band wird den Theil 3 umfassen.

Die Methode des Herrn von Könne ist aus seinem „Staatsrecht der preussischen Monarchie“ bekannt; vor Allem beherrscht er vollständig den Stoff, den officiellen und legalen,

den gouvernementalen und parlamentarischen sowohl als auch den wissenschaftlichen und kritischen. Seine Vorgänger haben die einzelnen Steine behauen und Betrachtungen über deren zweckmäßige Verwendung angestellt. Er schreitet zum wissenschaftlich-dogmatisch-systematischen Gesamtbau mit dem freien Blicke des Baumeisters und dem emsigen Fleiße des Werkmannes. Nichts von dem bereits sehr umfangreichen Material ist ihm entgangen. Die Publicationen der Behörden und die Verhandlungen des Bundesraths und des Reichstags, die Schriften der Commentatoren und Glossatoren sowohl als die der Monographisten und Kritiker sind vollständig berücksichtigt. Er hat das Alles gesammelt und gesichtet und unter einen einheitlichen wissenschaftlichen Gesichtspunkt gebracht. Jeder, der schon in der Lage war, selbstständig auf diesem Gebiete zu arbeiten, kennt die Mühe, welche die Beschaffung der Voraussetzungen der Arbeit verursacht. Herr von Rönne hat uns für die Zukunft dieser Mühe überhoben. Er hat uns ein Werk geliefert, worin der Staatsmann und der Abgeordnete, der Jurist und der Verwaltungsbeamte, der Publicist und der Geschäftsmann findet, was er sucht. Er hat hier dasselbe für den deutschen Reichsbürger geleistet, wie früher für den preussischen Staatsbürger. Möge das deutsche Verfassungsbuch, von derselben Günst des Publicums getragen wie das preussische, mit stets erneuten Auflagen der fortschreitenden Entwicklung unseres so entwicklungsfähigen, jungen Verfassungswerkes folgen.

Türkische Diplomaten und die orientalische Frage.

Von S. Fambéry.

II.

Zu dieser unter Fuad und Nalis unmittelbarer Aufsicht vor die Oeffentlichkeit getretene türkische Diplomatenwelt könnten wir wohl noch einige Persönlichkeiten rechnen, die in den letzten Decennien als Diplomaten vom Tische figurirten und noch heute figuriren. Zu diesen gehören in erster Reihe Hayder Efendi, schon seit 1848 auf der diplomatischen Laufbahn und seit jener Zeit an den verschiedenen Höfen von Paris, St. Petersburg, Teheran, Wien und Tunis accreditirt. Er gehört zu jenen Türken, die Europa gesehen, kennen gelernt, mit unsern Sprachen und Sitten vertraut sind und — uns dennoch nicht hassen! Es ist dies eine sehr seltene Erscheinung im Charakterwesen der modernen Osmanwelt, so wie Hayder im Allgemeinen zu den Seltenheiten gehört, denn er versteht es, die Attribute des strengen Europäerthums mit den Qualitäten eines echten mohammedanischen Derwisch zu vereinigen. Diplomat und Derwisch in einer und derselben Person, dabei ein Mann von bestem Herzen, redlicher Seele und reich an jenem Naturwitz, der Orientalen im Allgemeinen eigen ist. — Von Server Pascha, der sich gleichfalls als Jünger Nalis ausgibt, läßt sich nicht mehr so viel des Lobenswerthen sagen. Er ist eine vom künstlichen Türkenhum zum künstlichen a la Franca-Wesen hinaufgeschraubte Individualität, mit einem starken Gepräge von Ernst und Wichtigkeit, ohne daß er vermocht hätte, von letztgenannten Tugenden bis jetzt irgend einen erspriechlichen Beweis zu geben. Ali Pascha, dem Viele die Ehre des doppelten „Alis“ anthun — böse Zungen behaupten, er habe selber eine solche Transcribierung seines Namens vorgenommen — hat in der Jugend viel mehr verheißen, als er im Alter gehalten hat. Ich habe ihn als Secretär des seligen Großadmirals Mehemed Ali Paschas gekannt, und muß es gestehen, daß die überaus feinen Manieren, die mädchenhaft schönen Gesichtszüge und die fesselnde Eleganz des jungen Behs mich dermaßen überraschten, daß ich mich gar nicht wunderte, als der damalige britische Gesandte Sir Henry Bulwer mit ihm in eine so tiefe Vertraulichkeit trat. Alis erste Mission als außerordentlicher Commissär in Belgrad war so ziemlich erfolgreich, viel weniger

aber seine spätere Thätigkeit, und wenngleich er während seiner letzten Amirung als türkischer Gesandter in Paris das Wohlwollen gewisser Kreise für sich zu gewinnen wußte, so lassen sich bei ihm die traurigen Anzeichen eines Verfalles doch nur schwer vertuschen. — An ihn reißen sich noch Riza Bey und Munif Efendi, von denen ersterer in Teheran und Constantinopel als Gesandter verwendet, durch glänzende Geistesgaben sich hervorthat, während letzterer, zur Zeit türkischer Gesandter am persischen Hofe, wegen seiner gründlichen Kenntniß der deutschen und französischen Sprache berühmt ist. Ich sage: wir könnten, doch wir dürfen sie zu den diplomatischen Capacitäten der Türkei nicht rechnen, weil Riza infolge seines unbändigen Gelüstes nach Intriguen — die Türken behaupten, er hätte das Lügen an der Quelle, nämlich in Persien studirt — schon unter Abdul Medschid zu den Abgenützten gerechnet, unter der Regierung eines Abdul Aziz unter keinen Umständen mehr in Rede kommen kann, und weil Munif, allzu grelle Symptome seiner kurdischen Abkunft im Gesichte tragend, trotz seines langen Aufenthaltes in Berlin, das ihn nicht nur zum gebildeten, sondern auch zum gelehrten Manne machte, jene eckigen und rauhen Charakterseiten nicht abzuschleifen vermocht hat, welche man in Stambul, vielleicht nicht mit Unrecht, für die diplomatische Laufbahn als höchst nachtheilig betrachtet. Von Munif und dem „kleinen Riza“ muß also gänzlich abgesehen werden, und als von der früher erwähnten Schule unabhängig stehend müssen wir Raschid Pascha, den jetzigen Minister des Aeußern, hinstellen. Raschid, aus Egypten, wo sein Vater ein bedeutendes Regierungsamt inne hatte, stammend, hat in der Türkei erst in dem letzten Jahrzehnte — und das bedeutend schnell — Carriere gemacht. Wie so manch anderer Mohammedaner des Mittelalters, auf welches unsere lungenfüchtigen Touristen und geldsüchtigen Abenteuerer einen besondern Einfluß üben, ist Raschid mit Sitten und Denkweise Europa's schon früh vertraut worden. Er spricht die Sprache der Franken correct, schreibt sie auch einigermaßen, und wird es zur Charakterisirung seines Geistes genügen, wenn ich erzähle, daß ich ihn zuletzt in Wien bei einer philologischen Beschäftigung antraf. Der türkische Staatsmann nämlich, der zufälliger Weise einige magharische Wörter hörte, war von der Verwandtschaft der Letztern mit dem Türkischen ziemlich überrascht und hatte sich aus Zerstreuung grammatikalischen Analogiestudien hingegeben. Allerdings ein seltenes Beispiel türkischer oder orientalischer Neugierde im Allgemeinen! Raschid ist, wie bekannt, inmitten dieser Studien durch Ernennung zum Minister der äußern Angelegenheiten nach Constantinopel abberufen, wo ihm das nicht beneidenswerthe Glück zu Theil wurde, eben aus der Hand eines Magharen die von einem Magharen verfaßte diplomatische Note entgegen zu nehmen. Da nicht umsonst hat der gute Mann der ungarischen Sprache eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet! An Auffassung und Beantwortung dieses für die Türkei so wichtigen Actenstückes hat Raschid einen wesentlichen Antheil. Die manifestirte erzwungene Versöhnlichkeit, so wie die fingirte Rührung über das warme Interesse Europas an den Geschicken der Türkei, paßt ganz zu dem jetzigen Minister des Aeußern, der im Nothfalle eben solche Nachgiebigkeit bekunden kann, als er im ungezwungenen, natürlichen Zustande von rascher, aufbrausender Natur zu sein pflegt. Was Letzteres anbelangt, so kann Capitän Burton, der geniale Reisende in Afrika und Asien, der als Generalconsul von Syrien mit Raschid, als dieser Gouverneur jener Provinz war, zu thun hatte, wohl Manches erzählen. Die Zwißtigkeit, ja der erbitterte Kampf dieser Beiden führte zur Absetzung des Einen sowohl als des Andern und obgleich der Britte von der Schuld der Ungebuld nicht freizusprechen ist, so muß andererseits auch Raschid als ein Mann erscheinen, der infolge seines Spröbfinnes und seiner Halsstarrigkeit jene Eigenheiten entbehrt, die den Osmanlis so häufig, dem Egyptianer aber nur selten innewohnen. — Es wäre daher eine falsche Argumentation behaupten zu wollen, Raschids Ministererschaft sei unter den

gegenwärtigen kritischen Verhältnissen erwünschter und vortheilhafter gewesen, als die eines andern seiner Collegen. Nur Cliquenwesen hat ihm den Posten verliehen, denn trotz seiner Bildung und Begabung wäre es sehr schwer, ihn über die früher erwähnten Staatsmänner zu stellen.

Noch von dem allerjüngsten Nachwuchs der diplomatischen Beamtenwelt der Türkei müssen wir sprechen, um unsere Skizze möglichst vollständig zu machen. Unter denen die wir hier begegnen, steht in erster Reihe Saadullah Bey, der heutige Chef des Cassationshofes, ein Mann, der die Multeka des guten Ibrahim Efendi, das einzige juridische Fachbuch des ottomanischen Kaiserstaates, etwas genauer gelesen, demzufolge denn auch der einzige Jurist von Profession ist. Es wäre schwer ihm sowohl die Maaßen als auch gewisse zur Qualifikation eines Staatsmannes nöthigen Eigenschaften abzusprechen. Der junge, höchstens 34jährige Bey ist gründlicher Kenner seiner Nationalliteratur und dazu auch im Französischen nicht ganz unbewandert. Seine erste Verühmtheit erlangte er durch seinen Vater Effad Pascha, ein türkischer Würdenträger von altem, ja sehr altem Schlage, den man als Prototyp der officiellen Etiquette aufstellte und dem Keiner gleichkam in der genauen Definirung jener Grenzen, die ein Bezirk im Verkehre mit Untergeordneten zu beobachten hat. So wird erzählt, daß er, um der heiligen Pflicht der Gastfreundschaft nachzukommen, dem bei ihm vorsprechenden Griechen den Kaffee mit vollem Service, d. h. mit Ober- und Untertasse darreichen ließ, ohne zu gestatten, daß derselbe in seiner Gegenwart sich niedersetze. Der Armenier bekam den Mokkajast schon nur in einer Ober- taffe, während der arme Jehudi (Jude) dasselbe Getränk aus einem ausgehöhlten Stück Ziegel schlürfen mußte. In dieser Distinction ist keinesfalls der Gradmesser der Sympathien, sondern vielmehr der des Respectes, vielleicht auch der Furcht, denn die verschiedenen Classen der Rajas den Türken einzuführen pflegen, zu erblicken. — Um jedoch vom Vater auf den Sohn zurückzukommen, sei hier besonders hervorgehoben, daß Saadullah Bey als viel versprechender Mann der Zukunft bezeichnet wird. Er hat feine Manieren, lebendige Auffassung, ist überdies noch thätig, eine bei der neuen türkischen Generation selten vorhandene Eigenschaft und soll, obwohl bis jetzt entschieden auf dem Gebiete innerer Politik wirkend, zur leitenden Rolle in den Departements des Außern designirt sein.

Nur ein Blick auf die flüchtig hingeworfene Skizze auf die türkische Diplomatie der Gegenwart, und wir werden zu der Eingangs ausgesprochenen Ueberzeugung gelangen, daß wir, weit entfernt Capacitäten ersten oder zweiten Ranges vor uns zu sehen, es nur mit der herzlichsten Mittelmäßigkeit zu thun haben. Obwohl es uns nicht einfällt, der christlich-abendländischen Diplomatie jenen Nimbus der Wichtigkeit und der historischen Bedeutung beizulegen, mit welchem diese Herren sich so gerne zu umgeben streben — trotz der geistreichen und richtigen Bemerkung des Fürsten Bismarck: „Die Diplomatie gehöre der Vergangenheit, das Consulatwesen der Zukunft an“ — obwohl wir uns dessen volllauf bewußt sind, daß unsere Diplomatie viel reicher ist an solchen Mitgliedern, die sich viel eher als Decorationen der Salons, als geschickte Cravattenbinder und Ordenskettensadjustirer, als in der Eigenschaft fach- und sachkundiger Männer der That hervorthun — so wäre es schwer in Abrede zu stellen, daß die türkische Diplomatie, selbst dieser letzterwähnten Classe unserer Schicksalslenker, weit, ja sehr weit zurücksteht. Im oberflächlichen und äußern Verkehre scheinen die mit Geläufigkeit und Eleganz parlirenden Efendis, Bays, Paschas, die in den Salons unserer Hauptstädte als Repräsentanten des Türkenthums figuriren, sehr häufig als vollkommene Gentlemans voll Geist und perfecter Bildung. Bis zu einem gewissen Grade sind sie es auch, aber nur bis zu einem gewissen Grade, denn in den meisten Fällen gebricht es ihnen an den zu ihrer Stellung und ihrem Berufe unentbehrlichem Ernste, ein Fehler, der eben von einer im spätern Alter sich angeeigneten daher nicht in Fleisch und Blut übergegangenen Weltanschauung herrührt, ein Fehler, der sie stets verhindert,

den ihnen zu Theil gewordenen Beruf gebührend aufzufassen. Zweitens geht ihnen fast durchschnittlich jenes Gefühl des Patriotismus ab, das ihren Berufsgenossen im Westen innewohnt und innewohnen muß, da trotz des kosmopolitischen Anfluges die abendländischen Mitglieder der Diplomatie von den Banden der Moral und des Pflichtgefühles zur Befolgung nationaler Richtung strengstens angehalten sind. Die ältere türkische Generation hatte statt des Patriotismus religiöse Begeisterung, der heutigen fehlt das eine sowohl wie das andere, man jagt nach auswärtigen Stellungen, um den Genüssen der westlichen Welt nachgehen zu können, nicht aber um seiner Heimat Dienste zu leisten. Drittens vermiffen wir in der Türkei allenthalben die Macht der öffentlichen Meinung, die Stimme der gewaltigen Presse, welche selbst unsern diplomatischen Dandys so viel Furcht einjagt, die osmanischen „Stützen des Reiches“ aber im sorglosen Taumel der Lebensfreuden schlafen läßt. Im Schatten des wuchernden Nepotismus ist man vor der Strafe jedwelder Fahrlässigkeit und jedes Vergehens geschützt und da auch Beförderung im Amte nicht vom Verdienste abhängt, so haben wir das traurige Bild vor uns, wie die Türkei trotz eines nahezu vierzigjährigen diplomatischen Verkehrs mit Europa, welcher schon schwere Millionen verschlungen, bis jetzt nur höchstens 2—3 Capacitäten, Männer von Fähigkeit und wahren Verdienste hervorzubringen im Stande war.

Erwägt man nun, daß die Pforte mit solchen und mit keinen bessern Kräften den allerdings ungleichen Kampf mit der europäischen Diplomatie aufzunehmen hat; bedenkt man ferner, daß hier Jahrhunderte alte Aspirationen, bisweilen auch mit mächtigem Nachdruck hervortretende Ambitionen auf dem Spiele stehen; ja daß schließlich eine ganze Gesellschaft, eine ganze Welt gegen die andere Gesellschaft und Welt auftritt, so wird es gar nicht wundern, daß die Regierung des Sultan überall und in Allem ein leidiges Fiasco machen und den unvermeidlichen Verfall sich decretiren lassen muß. — Als vor einem Vierteljahrhunde das Fucheln der Mentchikowschen Reitpeitsche im politischen Westen die Ruhe aufzusuchen begann, da waren die türkenfreundlichen Cabinette noch lange nicht für den Halbmond so opferbereit als allgemein angenommen wird. Es bedurfte einer Anspornung, einer Erweckung christlicher Sympathien für Türken und Mohammedaner, und dieses, allerdings nicht leichte Werk ist dem umsichtsvollen und begabten Raschid Pascha auch im vollsten Maße gelungen. Zweifler an der Lebens- und Reformfähigkeit der Türkei hat es damals eben so viele gegeben als heute, und dennoch ist es türkischer Staatsmannskunst gelungen, jedwartige Verdächtigung aus dem Wege zu räumen. Zu solchen Thaten aber sind die heutigen Diplomaten der Pforte total unfähig, es herrscht in Constantinopel ein kopf- und hirnloses Treiben, und ist es in der That fraglich: was bei solch einem moralischen Verfall die besten Freunde der Türkei im Interesse dieses hart angegriffenen Staates aufbringen könnten?

Literatur und Kunst.

Freiligrath.

Persönliche Erinnerungen an unsern Mitarbeiter.

Ferdinand Freiligrath ist in der Nacht vom 17. zum 18. März in dem schönen Cannstadt bei Stuttgart gestorben. Das deutsche Volk beweint in ihm einen seiner edelsten Dichter, eines seiner hochherzigsten und treuesten Kinder. Unser Blatt, dem Freiligrath von seinen ersten Anfängen an bis auf den heutigen Tag seine wärmste Sympathie zugewendet hat, wird sich

der Ehrenpflicht, das Leben und Schaffen Freiligraths eingehend zu würdigen, nicht entziehen. Für heute mögen nur einige wenige Worte rein persönlicher Erinnerung an den heimgegangenen Freund hier eine Stätte finden.

Vom Wuppertal aus erging — es war wohl im Jahre 1868 — der Aufruf an das deutsche Volk, sich seines Dichters in der Fremde zu erinnern. Freiligrath, der vor der Märzrevolution eine kaufmännische Stellung im Wuppertal eingenommen, hatte dort eine Anzahl guter, treuer Freunde hinterlassen, die das Andenken an den begeistertsten Freiheitsdichter hoch in Ehren hielten und ihre Verehrung und Liebe auch auf den Nachwuchs, auf das heranwachsende zweite Geschlecht übertragen hatten. Wenn auch „Der Blumen Rache“, „Der Löwenritt“, „O lieb so lang Du lieben kannst“, „So laß mich sitzen ohne Ende“ und die andern farbenreichen, phantasievollen und gemüthstiefen Lieder und Gedichte Freiligraths in ganz Deutschland populär im besten Sinne des Wortes geblieben waren, nirgendwo war die Theilnahme an den persönlichen Geschicken des Dichters eine aufrichtiger und lebendiger als gerade in Barmen und Elberfeld. Kein Wuppertaler, der nach London ging — die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Fabrikdistricten an der Wupper und England sind sehr rege —, versäumte es bei Freiligrath vorzusprechen und bei der Heimkehr im Freundes Kreise Bericht zu erstatten über Das, was er in dem kleinen gastlichen Hause Freiligraths in London gesehen und gehört hatte. Diese Berichte lauteten allerdings nicht allzu erfreulich. Freiligrath hatte sein ganzes Leben mit Sorgen zu kämpfen gehabt und diese wurden immer größer, je mehr seine Kinder heranwuchsen. Dies veranlaßte einige ältere und jüngere Freunde des Dichters, namentlich Emil Rittershaus, Fritz Elbers und Ernst von Gynern, vor das gesammte deutsche Volk zu treten und ihm zu sagen, wie es seinem Lieblingsdichter in London erginge. Ernst Reil stellte den Barmer Freunden die ungeheure Publicität der „Gartenlaube“ zur Verfügung und der Erfolg lohnte das Bemühen der vereinigten Genossen.

Freiligrath wurde in den Stand gesetzt, seine Situation in London vollständig zu reguliren und sich in Deutschland ein neues sorgenfreies Heim wieder zu gründen.

Im Herbst von 1868 — wenn ich nicht irre — kehrte er nach 16jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück —, zunächst allein, um sich das Stückchen Erde auszusuchen, auf dem er seine Tage beschließen wollte. Seine erste Station war natürlich Barmen und dort lernte ich ihn im Hause meines Freundes Emil Rittershaus persönlich kennen. Sein schon durch den Ausdruck der Herzensgüte und des Edelstimmes hochbedeutender Kopf mit der klaren breiten Stirn, mit den wundervollen, tief liegenden und tief schauenden dunkeln Augen machten auf Jeden, der mit ihm zusammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das schon stark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle krause graue Bart bildeten zu der bräunlichen Gesichtsfarbe einen schönen Gegensatz. Der große Kopf saß auf einem starken breiten, urkräftigen Kumpf. Freiligrath gehörte zu den westfälischen Eichen, von denen Heine gesungen, — wenn auch nicht gerade zu den sentimentalsten. Ich entfinne mich noch, daß mein lebenswürdiger Elberfelder Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tages in Gesellschaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker-Dortmund von der Redaction der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinsamen Schoppen abholten, und die schmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redactionsstube führte, unter der ungewohnten Last dieser drei gefährlichen Concurrenten von „Sean Lüttgens, Rheinlands Wiche“ ächzte und keuchte, mir seine ernsthaften Bedenken über die Gefahren des Einsturzes äußerte und mich ersuchte, es wo möglich so einzurichten, daß mich immer nur einer von diesen starken drei Männern auf einmal besuche.

Es waren reizende Tage, die wir damals zusammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemüthlichen Häuslichkeit unserer gemeinsamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem herrlichen, zwischen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkte, der gerade wegen dieser Lage von Wupperthalern gewöhnlich der „neutrale Boden“ genannt wird, mit seiner wundervollen Fernsicht auf das ganze Wuppertal von den Höhen von Rittershausen bis nach Sonnborn hinunter, auf die malerischen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer rastenden Gewerbestrebes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wie viel unvergleichliche Stunden in heiterster und angeregtester Gesellschaft haben wir auf jenem schönen Fleckchen Erde verbracht und wie manches Glas Bowle auf alles Mögliche und ohne besondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an seinen Aufenthalt im Wuppertal. Noch nach laugen Jahren schrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich wollte, wir säßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwischen Barmen und Elberfeld und hätten zwischen uns und den übrigen Bowlenrätchen und Rittern vom heiligen Waldmeister eine neutrale Bowle.“

Im Frühjahr des folgenden Jahres übersiedelte Freiligrath mit seiner Familie nach Deutschland. In Köln wurde ihm im Saale des Gürzenich eine Empfangsfeierlichkeit bereitet, zu der aus allen Städten von Rheinland und Westfalen Delegirte im Gürzenich zusammentraten, um den wiederkehrenden Dichter bei seiner Heimkehr zu begrüßen. Zu den Freunden aus dem Wuppertale, die sich nach Köln begaben, gehörte auch ich.

Freiligrath fühlte sich durch den Empfang zwar geehrt und war tief ergriffen, aber die Feierlichkeit hatte für ihn doch auch etwas entsetzlich Peinigendes. Dem Dichter, dem wie Wenigen der ganze Reichthum der deutschen Sprache erschlossen war, wenn er Papier und Feder zur Hand hatte, war die Gabe des mündlichen Vortrags vollkommen versagt. Vollkommen. Er war thatsächlich nicht im Stande, einen Satz selbst vor einer Gesellschaft guter Freunde zu sprechen, ohne zu stocken. Wir waren vor dem Beginn der eigentlichen Feierlichkeit zusammen; je näher die Stunde rückte, desto befangener und unruhiger wurde Freiligrath. Emil Rittershaus, der der Hauptordner des Festes war, hatte ihm das Programm confidenciel in aller Genauigkeit mitgetheilt. Bei dem üblichen Dankett, an dem die Freunde aus Rheinland und Westfalen und die Kölner Notabilitäten theilnahmen, sollte ihm eine Ehrengabe von seinen Freunden überreicht werden, zu der Rittershaus ein schwungvolles Gedicht verfaßt hatte. Dann sollte ihn Classen-Kappelman begrüßen u. s. w. Rittershaus sagte ihm, man verlange durchaus keine große Rede, es würde einfach genügen, wenn er in ganz kurzen Worten seinen Dank ausdrücke. Freiligrath wiegte schwermüthig seinen großen Kopf hin und her und antwortete seufzend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei.“

Das Fest verlief ganz in vorschriftsmäßiger Weise, Rittershaus trug seine Verse mit hinreißendem Feuer vor; unter nicht enden wollendem Jubel wurde Freiligrath der Ehrenpokal credenzt und Classen-Kappelman feierte den Freiheitsdichter.

Freiligrath, auf dessen treuem Gesicht die gewaltige Aufregung einen rührend ehrlichen Ausdruck fand, trocknete zum so und so vielen Male die heiße Stirn, athmete tief auf und klopfte ans Glas.

Es trat sofort Todtenstille ein.

„Meine Freunde“, begann Freiligrath mit zitternder Stimme. Er stockte, er biß sich auf die Unterlippe und zerknautschte trampfhaft die Serviette, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Meine Freunde“, wiederholte er nach einiger Zeit, „... von ganzem Herzen“, fuhr er fort; er stockte wieder. Ein gutmüthiges schmerzliches Lächeln über seine Ungeschicklichkeit flog über sein

Geficht, dann warf er die Serviette bei Seite, griff in die rechte Westentasche und holte einen kleinen Zettel hervor, auf dem der eine Satz des Dankes, den er gewiß sorgsam memorirt hatte, aufgeschrieben war. Er las den einfachen Satz ab, aber auch nicht fließend; die Kehle war ihm wie zugeschnürt, es stimmerte ihm vor den Augen.

Ein kräftiges Hoch machte der qualvollen Situation des Freundes glücklicherweise ein schnelles Ende.

Freiligrath ließ sich zunächst in Stuttgart nieder und nahm später seinen Wohnsitz in dem nahegelegenen Cannstadt. Seit jener Zeit hat zwischen uns ein reger brieflicher Verkehr bestanden, der bis zu den letzten Tagen seines Lebens gereicht hat; seine freudigste und liebevollste Theilnahme hat mich seitdem begleitet. Als die „Gegenwart“ in's Leben gerufen wurde, war er einer der Ersten, der uns seinen Beistand zusicherte; und die zahlreichen Beiträge, welche unser Blatt aus Freiligraths Feder gebracht hat, zeigen, daß er Wort gehalten. Daß ihm der Herausgeber der „Gegenwart“ dafür besonders dankbar war, wird man leicht begreifen, denn Freiligrath hatte eine entschiedene Aversion gegen die Veröffentlichung seiner Gedichte in Zeitschriften.

Im März 1872 schrieb er mir: „Ich hatte eigentlich vor, es ebenso wie Fritz Meuter zu machen und der Journalschreiberei ganz zu entsagen; nun haben Sie mich dennoch wieder hineingelockt und Reil, Hallberger, Friedländer u. A. grollen mir, daß ich mich durch Sie (mit dem großen S) und nicht durch sie (mit dem kleinen s) habe verlocken lassen. Daß ich Ihnen im vorigen Sommer nicht in den „Bazar“*) gefolgt bin, bedaure ich übrigens nicht. Ich dachte damals: wie der Vogel von Zweig zu Zweig, so hüpfet der Lindau von Blatt zu Blatt und der Teufel mag ihm nachhüpfen. Er hat gut hüpfen und pfeifen, der Leichtsittich! Unserer ist schwerer und schwerfälliger! — Und siehe da, kaum haben Sie sich auf dem „Bazar“ niedergelassen, so flattern Sie auch schon wieder zur „Gegenwart“ — wohin ich Ihnen, wie Sie nachgerade einsehen müssen, sehr gern nachgeschlattert bin; doppelt gern, weil ich mir durch meine Schlaueheit wirklich den Umweg durch den „Bazar“ erspart habe. Möge die „Gegenwart“ Sie nun aber recht lange festhalten! Ich hoffe es zuversichtlich!“

Die ersten Gedichte, welche Freiligrath in der „Gegenwart“ veröffentlichte, waren, wie unsere Leser wissen, Uebersetzungen von Bret-Harte, jenem originellen Californier, den Freiligrath zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Freiligrath hat demselben in unserm Blatt auch einen größeren literarischen Aufsatz gewidmet. Die ursprüngliche und eigenartige Poesie des amerikanischen Dichters ergriff mich tief, gleich nach den ersten Liedern, die ich von ihm kennen lernte. Freiligrath freute sich aufrichtig darüber, daß wir in diesem Punkte einer Meinung waren, und wohl in zehn, zwölf Briefen sprachen wir von nichts Anderem als von Bret-Harte.

„Ja, was sagen Sie zu diesem Angelsachsen, jenseit des Decans“, schrieb er mir. „Ist das nicht eine Werbelust? Dichtet und trachtet das nicht allerliebste? Und ist es nicht vernünftiger und verdienstlicher, die Heimat mit diesen neuen und neuesten Erzeugnissen der stammverwandten Fremde bekannt zu machen, als z. B. immer und immer wieder am Shakespeare herumzubüffeln und den Schlegel überschlegheln zu wollen? Das neue Land und die neue gährende Gesellschaft, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Wunderbarkeiten, ihr Anziehendes und ihr Abstoßendes, ihr Ringen und Werden und Wachsen — Alles das will auch poetisch festgehalten und beleuchtet sein; und das treibt und drängt dann zur Production, und Ein junges Talent folgt auf das andere.“

*) Im Sommer 1871 redigirte ich kurze Zeit die literarische Beilage zum „Bazar“.

Bei einer anderen Sendung schrieb er: „Ist das heutige Lied nicht wieder allerliebste? Wie reizend ist namentlich die dritte Strophe! Die Grassalm-Bajonnete haben es mir wirklich angethan.“ Freiligrath spricht von dem Gedicht: „Eine Friedensbotschaft“ (Nr. 17, 1. Bd.). Der Californier führt Regen und Wind als redend ein und preist den Sturm der Elemente im Vergleich zu den kriegerischen Stürmen auf der Erde. Regen und Sturm sagen, — und das ist die Strophe auf die Freiligrath anspielt —:

„Hier wasch ich nicht von Flecken rein,
Ein Feld zerstampft und wüßt,
Kein Banner schwing ich, außer dem,
Womit der Wald mich grüßt.
Am Berg, wo ausgestellt der Lenz
Sein allerfernst Piquet,
Weß ich in Palmenspitzen nur
Bajonnet an Bajonnet.“

Für solche poetischen Feinheiten, wie das wirklich reizende Bild von den Palmenspitzen, die da Bajonnete sind von der Heerschaar des Frühlings, — dafür mußte der echte Dichter, wie Freiligrath, die volle Empfänglichkeit besitzen.

Mit welcher Sorgfalt und peinlichen Genauigkeit Freiligrath an seinen eigenen Gedichten und Uebersetzungen feilte und immer wieder feilte, dafür ist fast jeder seiner Briefe ein Belag. Er ruhte und rastete nicht, bis er das rechte Wort gefunden, und nahm, wenn die Zeit drängte, selbst den Telegraphen in Anspruch, um noch eine Verbesserung anzubringen, von deren Zweckmäßigkeit sich selbst die Elite der gebildeten Leser kaum eine Vorstellung machen kann. Am 27. März 1872 z. B. schrieb mir Freiligrath: „Wenn es noch Zeit ist, so möchte ich um Abänderung eines Wortes in der „Mormonenpredigt“ bitten. In der fünften Zeile der dritten Strophe muß es heißen:

„Trafen das Wasser am richtigen Ort“,

statt:

„Fanden das Wasser u. s. w.“

Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie (wie gesagt, wenn es noch Zeit ist) die Verbesserung gütigst vor sich gehen lassen wollten. Fanden wäre schon gut, aber wenige Zeilen darauf kommt: fand' ich. Der Fehler hat sich beim Abschreiben eingeschlichen.“

Nicht nur für die fernem, auch für die heimatischen Dichter schlug Freiligraths warmes Herz. Seine Seele war frei von kleinem Dichterneid, er sah das Schöne ungetrübt und ließ den wohlthätigen Zauber ganz auf sich wirken.

„Welch ein edles vollendetes Gedicht!“ schrieb er mir aus London im September 1873, „war doch jüngst in Ihrem Blatt jenes herrliche: „Jenseits der Alpen“ von Emanuel Geibel. Ich habe es hier in London mit freudiger Bewunderung genossen. Möchten Sie doch bald etwas gleich Schönes aus Geibels Feder bringen! Einen reineren Trunk aus dem kaskatischen Quell können Sie die „Gegenwart“ nicht thun lassen.“

Die persönlichen Mittheilungen in Freiligraths Briefen über ihn und seine Familie brachten in den letzten Jahren viel Trauriges. Seit Mitte vorigen Jahres zeigen seine Briefe, sobald er über sich selbst spricht, eine tiefe Verstimmung. Er leidet und hat wenig Hoffnung, daß sein Leiden gehoben werden wird. Nur seine redactionelle Thätigkeit an dem „Illustrated Magazine“ von Hallberger, der er sich mit der freudigsten Hingabe widmete, bringt etwas Licht in diese düsteren Tage. Aber immer und immer kehren die trübsinnigen und traurigen Worte wieder; namentlich der Tod seines hoffnungsvollen und liebenswürdigen Sohnes Otto, der als Einjähriger bei der Garde in Stuttgart eingetreten war, ging dem unglücklichen Vater entsetzlich nahe. Otto war der Einzige, der noch bei den Eltern war; seine beiden

Töchter, die talentvolle Käthe, die die Gedichte ihres Vaters meisterhaft ins Englische übersetzt hat, und Louise sind in London verheirathet. Wolfgang und Percy leben als wackere Kaufleute in Amerika.

Die liebe und geistvolle Frau steht jetzt allein am Grabe und klagt.

Eines aber wird sie selbst in dieser schmerzlichsten Stunde wunderbar trösten: das Bewußtsein, die Worte des edeln Todten beherzigt und ihr ganzes Leben lang durch die That zur Wahrheit gemacht zu haben:

„Und wer Dir seine Brust erschließt,
O thu ihm, was Du kannst, zu lieb!
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!“

Paul Lindau.

Naturwissenschaftliche Revue.

Von Carus Sterne.

Von Ernst Häckel, dem bestgehaßten deutschen Naturforscher, zu dessen dringend erforderlicher Bekämpfung bereits einzelne seiner Collegen im Lande herumreisen, um in öffentlichen Versammlungen gegen ihn zu predigen, liegt ein neues, durch Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichnetes Werk vor: Arabische Korallen, ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Mit fünf Tafeln in Farbendruck und zwanzig Holzschnitten. Berlin, Georg Reimer, 1876. Die in Form einer populären Vorlesung gehaltene Untersuchung wird seine gestrengen Herren Collegen vom Secirmesser kaum veröhnlicher stimmen, denn sie bringt schon wieder einige neue Entdeckungen, welche die Häckel'schen Theorien stützen und zeigt überdem, daß der „Häckelismus“ sogar bereits die afrikanischen Fürsten ergriffen, denn das Buch ist eine Dankesgabe an Ismail Pascha, Khedive von Egypten, der dem deutschen Naturforscher einen Dampfer seiner Kriegsflotte zur Verfügung gestellt hatte, als ihm der Wunsch desselben, die Korallenbänke des rothen Meeres zu besuchen, bekannt geworden war. Es wird Herrn Professor Semper aus Würzburg, dem Entdecker der von Häckel verspotteten Ringelwurmverwandtschaft des Menschen, nun nichts weiter übrig bleiben, als auch nach den andern Welttheilen zu reisen, um dem „Häckelismus in der Wissenschaft“ dort ebenso gründlich wie in Hamburg heimzuleuchten. — Wie es sich für eine Thierklasse ziemt, welche die meisten Menschen nur als Schmuckgegenstand für den Toiletten- und Putztisch kennen und welche auch die Naturforscher und Künstler wie einen Schmuck der Meere schildern, den letztere von ihren Nymphen der Amphitrite und Venus als Geschenk der Tiefe darreichen lassen, so gleicht auch diese Gegengabe des Naturforschers an den Fürsten einem künstlich verzierten Schmuckkästchen. Wie wir kaum zu erwähnen brauchen, wird jedoch bei aller äußern Gediegenheit und ansprechenden Form auch der modernsten Forschung gebührende Rechnung getragen, und unter den bei diesem kurzem Ausfluge gemachten Entdeckungen bot eine kleine, bis daher unbekante Korallenform durch ihren einfachen Bau und Entwicklungsgang die beste Gelegenheit, an ihr die Entwicklungsgeschichte dieser so lange Zeit hindurch zu den Pflanzen gerechneten Thierabtheilung darzustellen. Von den prächtigen Farbentafeln zeigt die eine dem Leser eine lebende Korallenbank in ihrer dem Auge beinahe wehe thnenden Farbenpracht; zwei andere bieten landschaftliche Darstellungen der korallenreichen Küste bei dem Städtchen Tor, dessen Häuser ganz und gar aus Korallenblöcken aufgebaut sind, mit Ausblicken auf das Sinaigebirge bei Tage und bei Sonnenuntergang; noch andere Tafeln lebende arabische Korallen und deren höchst zierliche Skelete, wie sie die Liebhaber auf Hippische und Raminjime pflanzen. Wenn die reichen Leute in Deutschland die läbliche Gewohnheit besäßen, wie Engländer und Fran-

zosen, ihre Bibliotheks- und Empfangszimmer mit Prachtwerken aller Art auszuschnücken, so würden sie hier eine obendrein wenig kostspielige Gelegenheit finden, ihren Damen etwas ins Putzzimmer ausnehmend Passendes zu überreichen. — Von einem andern, ehemals nicht weniger angefochtenen Forscher und Meister der Darstellung, von Prof. M. J. Schleiden, haben wir ebenfalls ein neues Lebenszeichen: Das Salz. Seine Geschichte, Symbolik und Bedeutung im Menschenleben. Leipzig, Wilhelm Engelmann, zu verzeichnen. Diese monographische Skizze stellt, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, das erste Drittel eines Ganzen dar, welches den Einfluß der Natur auf die Culturgeschichte des Menschen an drei Beispielen (Salz, Rose, Pferd) aus den drei Naturreichen schildern soll, und von welchem das zweite Drittel „Die Rose“ bekanntlich 1873 erschienen ist. In einer fast erdrückenden Reichhaltigkeit der Angaben, werden uns Geschichte von Salzgenuß und Salzgewinnung; die sprachlichen Anhaltspunkte; Entstehung und Geologie der Salzlager, ihr Einfluß auf Handel und Verkehr; die Rolle des Salzes im Haushalt; Cultur und Aberglauben; Chemie, Production und volkwirtschaftliche Bezüge des Salzes vorgeführt. Tritt uns so die Summe eines reichen Wissens und eines emsigen Studiums in einem wohlgeordneten Zusammenhange entgegen, so werden wir doch schwer den Wunsch zu unterdrücken vermögen, daß der Verfasser seine in der Vorrede ausgesprochene Ansicht, bei wissenschaftlichen Arbeiten sei jeder sprachliche Schmuck vom Uebel, lieber nicht zur Richtschnur seiner Arbeit gemacht hätte, denn die vor dieser Erkenntniß geschriebenen Werke des berühmten Forschers, laßen sich eben darum unvergleichlich besser. Nur den einen altgewohnten Schmuck seiner Rede, die göttliche Grobheit, hat Schleiden auch diesmal nicht gespart; wieder lesen wir von dem „alles Wissens und aller Anschauung baren“ Blödsinn der Mönche des Mittelalters, welche nach seiner Ansicht die Alchemie, die wir aber den Arabern verdanken, groß geübt hätten; von der „stinkend faulen, durch Pfaffen fast verthierten Bevölkerung Siciliens“ — ach, wenn man in Dresden beurtheilen könnte, wie gottvoll schön sich's in Sicilien auch ohne Pfaffen faulenzte! — von der „völlig kindischen Pflückererei“ Burger's, von dem kindischen Geschwätz Professor Blomeyer's, von der „gradezu blödsinnigen Dummheit der Gesetzgebung und der Insamie der Salzsteuer“ und wie diese Redebüchsen sonst noch lauten. Wenn die Angegriffenen ebenso mit „attischem Salz“ und scharffsten Gewürzen aßen und rasen wollten, würde es Schleiden unter dem Glasdache dieser Arbeit schlimm ergehen; sehr schwach ist z. B. der gesammte chemische Theil, wo man auf Schritt und Tritt die Unsicherheit des Verfassers empfindet und Grund zu zahlreichen Ausstellungen hätte. Wir glauben aber nicht, daß ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller sich das Recht des theologischen, für allein unfehlbar zu gelten und über alle andere in solcher Schroffheit abzurtheilen, anmaßen dürfe, und dächten, Schleiden müßte, wie kaum ein zweiter Forscher, den bitteren Nachgeschmack der Unfehlbarkeit stets im Munde verspüren. Aber eben weil wir wissen, daß Einer, ob er sich auch noch so allwissend geberdet, nicht Alles wissen kann, so stehen wir nicht an, Schleiden's Salz als eine nach den meisten Richtungen hin vortreffliche, dankenswerthe und werthvolle Studie anzuerkennen und ihre Lectüre Jedermann warm zu empfehlen. — Ein wahres Glück, daß nicht Schleiden statt des Unterzeichneten die Pflicht obliegt, an dieser Stelle über eine Arbeit seines Landsmanns und Collegen Professor Friedr. Körner: Die Erde, ihr Bau und organisches Leben. Versuch einer Physiologie des Erdkörpers, für Gebildete aller Stände. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1876, zu berichten. Was würde der abgesagte Feind alles bildlichen Schmuckes der Darstellung sagen, wenn er in diesem Anlaufe zu einer „Physiologie des Erdkörpers“ lesen müßte, daß die Klüfte die stoffführenden Adern des Erdkörpers seien, daß „die Krater seine Hautporen, die Wälder seine Haare, die Seen seine Lymphgefäße, Nieren und Milz, die Meere seine athmenden Lungen, die Gebirge sein Skelet, die Ebenen seine Muskeln, die Marschen seine Fettpolster vorstellen! Eine solche Einleitung klingt in der That einigermassen verdächtig, und man fürchtet weiterhin, wie bei Oswald Kroll vor einigen hundert Jahren, die Erdbeben als

Epilepsie und die Ueberschwemmungen als Wasserfucht des Erdbörpers aufgefaßt zu finden, aber die Befürchtung ist grundlos, und wenn das Buch auch demjenigen von E. Reclus, das ihm als Vorbild gedient hat, nicht gleich kommt, wird es doch eine werthvolle Belehungsquelle für Schule und Haus abgeben, und vor Allem dem geographischen Unterricht die so dringend erforderliche Belebung mittheilen können. — Ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk verspricht die Allgemeine Zoologie von Prof. Dr. Alexander Sagenstecher zu werden, von welcher uns die erste Hälfte (Mit 33 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey) vorliegt. In ruhiger Breite werden uns hier die Grundgesetze des thierischen Baues und Lebens, dasjenige, was man auch die Philosophie der Zoologie zu nennen pflegt, nach der geschichtlichen Entwicklung der Ansichten vortragen, und der gegenwärtige Zustand sine ira et studio festgestellt. Auf eine kurze Einleitung über die Theorie aller Erkenntniß folgt eine Darstellung von der Entwicklung der Weltanschauungen bis auf die neueste Zeit, dann Betrachtungen über die Bauelemente des thierischen Körpers in chemischer und morphologischer Beziehung, über die Begrenzung der Individualität, dann über den Aufbau und die Symmetrie des thierischen Körpers, schließlich über die Lehre von der Art vor und nach Darwin, über die Grundregeln der Classification und über die Grenzbestimmung zwischen Pflanze und Thier. Mitten inne stehend zwischen zwei großen erbitterten Parteien, leidenschaftlos das Für und Wider erwägend, halten wir das Buch für höchst werthvoll, wenn wir den Standpunkt des Verfassers auch keineswegs überall theilen können. Von dieser durch und durch gediegenen Arbeit zu den Neuen Federzeichnungen aus der Thierwelt von Aglaia von Enderes (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben, 1876) ist ein ungeheurer Schritt, denn beide Bücher haben nichts als das Object, die Thierwelt, mit einander gemein. Die Schilderungen der in Oesterreich und über dessen Grenzen hinaus sehr beliebten Verfasserin können als Maßstab dafür gelten, in welcher homöopathischen Verdünnung die Liebe zur Natur vielen Menschen beigebracht werden muß, wenn ihnen die Sache irgend Spaß machen soll. Für Mädchen von zehn bis zwölf Jahren durchaus angemessen, beweist die Beliebtheit dieser Skizzen in weitem Kreise, daß viele Leute niemals älter werden, und solchen glücklichen Naturen, die sich ein kindliches Gemüth bis ins höhere Greisenalter bewahren, können wir diese Federzeichnungen warm empfehlen. — Eine ungleich kräftigere, nahrhafte und mindestens ebenso verdauliche Kost für die Naturfreunde unter den Gebildeten bietet die nunmehr seit 24 Jahren bestehende, allgemein geachtete Zeitschrift: Die Natur von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller (Halle, S. Schwetschke'scher Verlag). Ihr seltener Erfolg beruht zum großen Theile in dem Umstande, daß sich die beiden Herausgeber glücklich ergänzen, um das ganze weite Gebiet zu beherrschen, und außerdem durch eine lange literarische Erfahrung auf demselben geschult sind. Besorgte Familienväter brauchen nicht zu fürchten, durch Abonnement auf diese Zeitschrift dem Darwinismus oder gar dem Hädelismus Thor und Thür zu öffnen; Beide werden in dieser Zeitschrift eifrig bekämpft. Der uns vorliegende Jahrgang 1875, welcher eine neue Serie eröffnet, liefert uns durch Mannigfaltigkeit des interessanten und gewählten Inhaltes, wie durch die große Zahl vortrefflicher Holzschnitt-Illustrationen den Beweis, daß „die Natur“ auch weiterhin die Teilnahme gebildeter Naturfreunde erwecken wird. — Wir schließen diese bunte Aufzählung mit der Empfehlung eines Werkchens über: Die Anilinfarben und ihre Anwendung im Dienste des Unterrichts von W. Frenzel (Mit acht Farbendrucktafeln. Leipzig, Moritz Schäfer), bei welchem, wie schon der Titel andeutet, die kurze aber geschickte Darstellung der naturwissenschaftlichen Seite Nebenache ist, dem Verfasser es vielmehr darauf ankommt, den Anschauungsunterricht durch Einführung mehrfarbiger Kreiden und Tinten zu beleben. Gewöhnliche Tafelkreide in spirituöser Anilinfarbenauflösung gelegt, verwandelt sich in rothe, blaue, violette und grüne Kreide, die neben der weißen angewendet werden können, und wir denken, daß der Verfasser

von einem sehr richtigen Gesichtspunkte ausgeht, wenn er glaubt, durch mehrfarbige Tafelzeichnungen von Karten (bei denen die Grenzen weiß, die Gewässer blau, die Städte roth gehalten werden), von Plänen, Schlachtfeldstellungen, Aderhystemen, geologischen Profilen u. s. w. den geographischen, historischen und naturwissenschaftlichen Unterricht beleben zu können. Wir empfehlen das Schriftchen angelegentlich der Prüfung der Pädagogen.

Zur Geschichte der Heilkunde. Darstellungen aus dem Bereiche der Volkskrankheiten und des Sanitätswesens im deutschen Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Lagerepidemien und der Militärkrankenpflege von Ludwig Grafen Letterodt zu Scharffenberg. Berlin, Carl Heymann. — In der Vorrede dieses Buches gibt der Verfasser der Befürchtung Raum, daß ärztlicherseits abfällig über seine Arbeit geurtheilt werden dürfte, aber das könnten wohl nur einseitige Kritiker thun, die den deutlich genug ausgesprochenen Zweck des Buches gänzlich verkennten. Die Darstellung, welche die Entwicklung des Sanitätswesens, namentlich so weit es die öffentliche Gesundheitspflege im Frieden wie im Kriege betrifft, aus Actenstücken, Memoiren, Chroniken und Geschichtsquellen aller Art nachzuweisen bemüht ist, hat einen wesentlich kulturhistorischen Charakter, wobei es nicht in erster Linie darauf ankommt, ob die erwähnten Krankheiten immer richtig gedeutet und die ergriffenen Maßregeln stets erschöpfend kritisiert worden sind. Die Vorführung des reichen Materials erscheint öfter abgebrochen, anekdotenhaft, ist aber überall ansprechend, weil sie uns stetig Beweise der warmen Hingebung des Verfassers an seinen Gegenstand vor Augen bringt, und die Früchte eines emsigen Studiums, sowie einer großen Belesenheit gibt. Wenn das umfangreiche Buch somit für einen Jeden „nützlich und angenehm“ zu lesen, so wird es doch dem Arzt und Kulturforscher besonders werthvoll sein; eine reiche Anregung dürfte es auch den Tausenden bieten, die sich während des letzten Feldzuges praktisch an der militärischen Krankenpflege betheiligt haben. In Hinblick auf die erhöhte Aufmerksamkeit, welche die in diesem Jahre stattfindende Ausstellung in Brüssel dem letzteren Gegenstande zuwenden wird, kommt das Buch besonders gelegen, denn bei Bergegenwartigung der bedeutenden Fortschritte, welche die Erhaltung der verkrüppelten Opfer der Kriege gemacht hat, liest sich eine Darstellung der barbarischen Zustände früherer Zeiten, in denen selbst die Heerführer oft nur mit größter Mühe ärztliche Hilfe für ihre zerstückelten Gliedmaßen finden konnten, so viel auch noch zu thun übrig bleibt, mit einem gemilderten Grauen, welches nicht ohne Reiz ist. Wir können dem Werke nur, aus vollster Ueberzeugung von seinem Gehalte, zahlreiche, theilnehmende Leser wünschen, damit sich an den Schilderungen des Elendes überstandener Zeiten möglichst viele Herzen zu der Menschenliebe erheben und entzünden mögen, deren Opferbereitschaft immer und immer wieder angerufen werden muß.

Aus der Hauptstadt.

Ueber die erste Aufführung von Richard Wagners „Cristan und Isolda“.

Ohne unserm musikalischen Referenten im Mindesten vorzugreifen — wir wollen ihm Zeit lassen, wieder zu Athem zu kommen; er mag in aller Ruhe einen sach- und sachkundigen Aufsatz über das neue Werk Richard Wagners schreiben — und ohne jeden Anspruch auf die Autorität der musikalischen Kritik, darf doch wohl auch der Feuilletonist unter dem unmittelbaren Eindrucke der ersten Aufführung von „Cristan und Isolda“ einige flüchtige Worte über dieselbe sagen. Ich werde also durchaus keine gelehrte Remeremiere aufsetzen,

„Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren;“

— werde das musikalische Werk vollständig unberücksichtigt lassen, die Beurtheilung der Leistungen der Sänger und des Orchesters dem Fachkritiker anheimstellen und auch über die Dichtung nur mit äußerster Vorsicht sprechen. Denn die rechtgläubigen Wagnerianer bestreiten ja auch darin der literarischen Kritik jedwede Kompetenz, sobald diese bei irgend einer dunklen Textstelle verwundert stehen bleibt und die Frage aufwirft: was das denn eigentlich zu bedeuten habe? — „Darum habt ihr Euch gar nicht zu kümmern,“ lautet die unverdroffene Antwort; „wenn Ihr die Schönheit nicht versteht, so ist Euch eben nicht zu helfen.“ Und sie ergehen sich alsdann in hochfliegenden Auseinandersetzungen über den intimen und unlösbaren Zusammenhang des gedichteten Wortes mit dem musikalischen Ausdruck.

Das Alles ist ja ganz schön und gewiß auch sehr richtig. Aber da das Publicum, wie es nun einmal ist, doch nicht bloß aus Leuten besteht, die im Stande sind Partitur zu lesen und etwa „über die Bedeutung des Fagotts für die Wirkung des Schauerlichen“ eine eingehende Abhandlung zu schreiben, so darf wohl auch dem Laien, der zu seiner Legitimation eigentlich nichts weiter anführen kann, als daß er die Musik aufrichtig liebt, das Recht zugestanden werden, selbst gelegentlich einer Wagner'schen Oper an der Unterhaltung theilzunehmen — gerade als ob es sich bloß um „Don Juan“ oder „Fidelio“ handelte.

Zunächst über die Neußerlichkeiten.

Der Andrang zur ersten Vorstellung von „Tristan und Isolde“ war geradezu beispiellos. Trotz der verdoppelten erhöhten Preise waren so viel Bestellungen bei der Generalintendantur eingelaufen, daß schon seit einigen Tagen die Bureauzeit der Beamten durch Erledigung dieser Gesuche nahezu ganz in Anspruch genommen war. Die Billethändler hatten es natürlich auch diesmal — der Himmel weiß, wie — möglich gemacht, in den Besitz von guten Plätzen zu kommen. Es wurden natürlich horrendo Preise dafür gezahlt. Nur durch den Reichtum der Vertretung aus allen Classen der Berliner Gesellschaft unterschied sich übrigens die Physiognomie des Hauses diesmal von der bei andern ersten Vorstellungen.

Der Hof war — an seiner Spitze der Kaiser und die Kaiserin — vollzählig erschienen. Wohin der Blick schweifte, überall traf er eine bekannte Persönlichkeit. Die Diplomatie und die Aristokratie, das Parlament, der Freistaat der Künstler und Gelehrten, die Börse — sie waren alle, alle da! Der Zuschauerraum des Opernhauses sah aus wie der Salon eines bekannten Berliner Commercienraths, der zu seinem Freunde sagte: „Kommen Sie nur einmal zu mir. Sie finden bei mir ganz Berlin, vom Fürsten und Grafen bis zum Universitätsprofessor herunter!“

Von den Künsten hatte natürlich die Musik die reichste Repräsentation. Da erglänzte unter dem spielenden Gestirne des Kronleuchters die klare Stirn eines Vertreters der „alten Schule“, der in der Verehrung der Vergangenheit seines Haarschmuckes allmählich ganz verlustig gegangen ist; da platterten auch willmählich die Abfalonslöcken der Jungen, denen bekanntlich die Zukunft gehört.

Um 6 Uhr war das Publicum versammelt. Es surrte und summte im Saale wie im Bienenstock. Man musterte sich, begrüßte sich, tauschte pantomimische Gespräche aus.

„Sie auch hier? Wie haben Sie's denn fertig gebracht?“

Ein selbstbewußtes Näckeln antwortete: „Auf ganz regelrechte Weise! Ich gehöre zu den Bevorzugten!“ wenn nicht ein schmerzlich pfliffiges Schmünzeln in Begleitung der schnellen Bewegung des Daumens mit dem rechten Zeigefinger andeutete, daß der Billethändler habe aushelfen müssen.

Etwas 10 Minuten nach 6 Uhr klopfte Eckert auf's Pult. Es trat sofort tiefes Schweigen ein und die Introduction begann. Unweit von mir sah ich einen bekannten Astronomen sitzen. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, aber der Anblick vergegenwärtigte mir sofort die Nützlichkeit des Chronometers für wissenschaftliche Feststellungen; und da ich ja doch von vornherein darauf verzichtet hatte, mich kritisch an dem Abend irgendwie zu betheiligen, überlegte ich mir, daß vielleicht eine chronometrische Beobachtung während der Vorstellung nicht ganz nutzlos sein möchte. Wußte ich doch im Voraus, daß mir die nöthige Ruhe dazu nicht fehlen würde, da ich die Oper bereits in Weimar mit dem Vogl'schen Ehepaar gehört hatte.

Als die Introduction zu Ende war und der Vorhang sich hob, zeigte die Uhr 6 Uhr 22 Minuten.

Das außerordentliche dramatische Talent Richard Wagners bekundet sich gleich in der klaren und schönen Exposition. In einem zeitartigen

Gemache auf dem Verdeck eines Segelschiffes erblicken wir Helden mit ihrer Begleiterin Brangäne. Der Sieger Tristan, der Irlands König Morold erschlagen, führt Helden als Braut seinem Oheim, dem König Marke von Cornwall zu. Hilde trauert über Morolds Tod und über die angethane Schmach; sie läßt Tristan, der nach keusche Sitte auf die königliche Braut keinen Blick geworfen hat und das Steuer des Schiffes achtsam lenkt, zu sich entbieten. Ihr Entschluß ist gefaßt: sie will an dem treulosen Mann, dem sie einst durch Wunderkräfte das Leben gerettet hat, Rache nehmen. Den kostbaren Schrein, in dem sie die bösen und guten Säfte, welche die Mutter bereitet hat, birgt, hat sie mit sich genommen: den Todesstrank will sie ihrem Besieger Tristan reichen. Sie verabschiedet sich von ihrer treuen Begleiterin Brangäne und erwartet gelassen ihren Feind.

Gleich in dieser Scene frappiren auch den Laien, der weder von chromatischen Epithendigkeiten etwas versteht, noch eine sehr klare Vorstellung von verminderten Septimenaccorden hat, einige wunderbare Schönheiten. Der rührende Ausdruck in Hildens Bericht über ihre erste Begegnung mit Tristan: „Er sah mir in die Augen“, — der schmerzliche Hohn, mit dem sie erzählt, wie Tristan bei seiner Heimkehr dem müden König Marke vorschlägt, die schmucke Prinz herzuholen, — das sind gar schöne und ergreifende Verständlichkeiten.

Auch für das leidenschaftliche Colorit des Ganzen besitzt das Gemüth des Ungelehrten Empfänglichkeit genug. Man bemerkt auch, daß der Componist des „Tristan“ genau wie in seinen früheren Opern musikalisch charakterisirt, daß er also für die Eigenarten seiner Persönlichkeiten und Situationen gewisse bestimmte Motive erfunden hat, die sich unfehlbar einstellen, sobald die Sinne des Zuschauers auf die bestimmte Persönlichkeit oder die bestimmte Situation hingelenkt werden sollen. Diese musikalischen „besonderen Kennzeichen“ fehlen auf der Paßkarte keines der Wagner'schen Helden. Ob eine solche Art der Charakterisirung, bei allem Scharfsinn und bei aller Feinheit, welche Wagner in deren Durchführung bekundet, trotzdem nicht eine etwas zu äußerliche und bequeme ist, — das mag der Musiker beantworten.

Tristan, der zunächst eine Ausflucht gesucht hat, um die Begegnung mit Hilde auf dem Schiffe zu vermeiden, fügt sich endlich ihrem Befehle. Die volle Spannung ist da: die beiden Todfeinde, die sich doch mächtig anziehen, sollen nun einander gegenüber treten. 7 Uhr 2 Minuten: Tristan und Hilde begegnen sich. Ein aufregendes ergreifendes musikalisches Zwischenpiel zeigt, daß ungewöhnliche Vorgänge im Anzuge sind: Der „Eigenhold, hehr und heil, kühn und feig“ erwartet die Befehle seiner Herrin.

Die Unterhaltung, die sich zwischen Beiden entspinnt, ist bisweilen nicht ganz durchsichtig; einige Stellen erheischen wenigstens ein längeres Nachsinnen und auch dann kann man sich oft des Resultates nicht ganz erfreuen. Wenn z. B. Tristan sagt:

„Des Schweigens Herrin
Heißt mich schweigen!
Fasse ich was sie verschwiegen,
Verschweig ich was sie nicht faßt —“

— Ja, wenn ich in meinem Zimmer sitze, mir die Situation vergegenwärtige, das Textbuch vorher noch einmal nachlese, mir klar mache, was Hilde früher von ihrem Schweigen gesagt hat, dann glaube ich wohl ungefähr den Sinn zu verstehen; aber bei dem hastigen Lauf der Sinne, der keine Umkehr duldet, und bei dem die sinnliche Aufregung kaum die Einkehr gestattet — da bleiben mir solche und ähnliche Worte vollkommen unverständlich, und ich finde sie, um einen sehr milden Ausdruck zu gebrauchen, zum Mindesten nicht ganz zweckmäßig. Der Dichter, der für die Bühnen schreibt, meine ich, soll so schreiben, daß man ihn von der Bühne herab vollkommen und mit Leichtigkeit verstehen kann. Die Klarheit des Ausdrucks bedingt keineswegs die Gewöhnlichkeit des Gedankens. Im Gegentheil, sie läßt die Reife des Gedankens voraussetzen. Unsere Classiker beweisen ja zur Genüge, daß die Verständlichkeit die Bedeutung des Dichtwerkes nicht beeinträchtigt. Sätze, die der gebildete Zuschauer nur so ungefähr versteht, die ein nur verschwommenes und verschleiertes Bild von des Dichters Denken und Empfinden geben, berechtigen beinahe zu dem Schluß, daß der Dichter selbst seinen Gedanken nicht vollständig ausgedacht und sich seines Empfindens nicht vollkommen bewußt geworden sei; und daß also die dichterische Unfertigkeit das unzulängliche Verständniß Derer, zu denen der Dichter spricht, bedinge.

Das Zwiegespräch läuft schließlich darauf hinaus, daß Isolde Tristan den Becher reicht, den sie mit dem tödlichen Saft gefüllt zu haben wähnt. Brangäne aber hat ihrer Herrin den Liebestrank gereicht. Als Tristan die Schale zur Hälfte geleert, entreißt sie ihm Isolde, um mit ihm vereint zu sterben. Das Wunder wirkt, und Beide empfinden alsbald „Jach in der Brust jauchzende Lust“. — Die musikalische Illustration der geheimnisvollen Wirkung des Liebestrankes ist wundervoll.

Während die Geliebten in seliger Umschlingung weltvergessen Herz an Herz ruhn, landet das Schiff. König Marke harret am Ufer der Braut, die Geliebten werden durch Brangäne getrennt und der Vorhang fällt. 7 Uhr 28 Minuten.

Stürmischer Beifall rauscht durch das ganze Haus, die Freunde des Meisters, die ihn in der Loge des Generalintendanten von Güssen erspäht, oder ihn auch vielleicht während seines kurzen Besuches in der Loge der Frau von Schleinitz bemerkt haben, verlangen stürmisch ihn auf den Brettern zu sehen. Wagner leistet dem Ruf Folge; der Lärm verdoppelt sich. Die schmachtige Gestalt Wagners, die neben der riesenhaften Niemanns in wahrhaft rührend bescheidenen Dimensionen erscheint, verbiegt sich und verschwindet.

„Mein Herr, stampfen Sie und schreien Sie nicht so! Wir sind hier nicht in Bayreuth!“

„Ich kann mich enthusiasmen wie ich will!“

„Aber Sie sind im königlichen Opernhaus!“

„Wenn Ihre Opern aufgeführt werden, werde ich mich sehr ruhig verhalten.“

„Mein Herr Sie sind . . .“

Den Schluß des Satzes habe ich nicht verstanden.

Auf den Corridoren wogt es wie ein aufgeregtes Meer.

„Haben Sie das Fis gehört?“ ruft ein Enthusiast, „so ein Fis ist nie geschrieben worden, so ein Fis giebt's gar nicht mehr!“

„Doch,“ versteht einer unserer gefährlichsten falschen Wortspieler, „Dumas als!“

„Au!“

„Ich weiß nicht, diese Geschichte von dem verwechselten Gitta — mir will sie nicht recht gefallen,“ sagt ein Blasirter.

Die Musiker begrüßen sich nur mit einem der Leitmotive. Anstatt zu sagen: „Wie geht es Ihnen?“ singt der Eine den Andern an: g, as, a, b? — und dieser antwortet: b, h, c, des! — „Ich danke, ganz gut!“

Das Zeichen erklingt; Alle eilen wieder auf ihre Plätze. Der zweite Act beginnt 5 Minuten vor 8 Uhr. In diesem zweiten Act geschieht eigentlich nicht viel, wenn man von der Schopenhauer'schen Fürsorge für das nächste Geschlecht absteht. König Marke ist in aller Frühe zur Jagd aufgebrochen. Isolde benachrichtigt durch Böschchen der Leuchte Tristan, daß sie allein seiner harret. Die Geliebten treffen sich und schwelgen in den seligsten und unbeschreiblichsten Genüssen. Marke, von dem Verräther Melot benachrichtigt, überrascht das Paar in flagranti und macht Tristan bittere Vorwürfe. Schließlich stürzt Melot auf Tristan ein und verwundet ihn tödtlich. Chronometrisch vertheilen sich die Scenen so: Um 8 Uhr 9 Minuten treffen sich Tristan und Isolde, das Liebesduett, das im Texte nicht weniger denn 18 Seiten einnimmt, währt bis 8 Uhr 45 Minuten. Die ernsthaften Vorwürfe des Königs Marke beanspruchen 10 Minuten, und um 9 Uhr 4 Minuten empfängt Tristan den tödlichen Streich.

Wenn Goethe seine „Stella“ ein „Schauspiel für Liebende“ genannt hat, so darf man „Tristan und Isolde“ wenigstens im zweiten Act eine „Oper für Verheirathete“ nennen. Es geht wirklich schrecklich lebhaft zu. Wort, Gesang und Orchester wetteifern im Ausdruck des süßesten Verlangens, der holdesten Befriedigung, der unsagbarsten Verborgenheiten —

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan.“

Es ist wohl kaum denkbar, daß die poetische Sinnlichkeit eines sprechenden musikalischen Ausdrucks fähig sei. Das jauchzt und jubelt und seufzt und wimmert, — es ist ganz wunderbar! Was ich früher als einen Fehler Wagners rügte, muß ich hier als einen Vorzug preisen: ein wahres Glück, daß er nicht immer ganz verständlich ist! Die Liebenden paraphrasieren in bisweilen recht verschlungenen Wendungen die Schopenhauer'schen Lehren von der Wichtigkeit des Daseins und von den Leiden der Welt, namentlich den § 155 über das Verhältniß zum Schmerz, besonders das Verhältniß zwischen dem Grade des Bewußtseins zu dem des Leidens: „Qui auget scientiam, auget et dolorem.“ Sie wollen die Nacht,

die Nichterkenntniß, und fürchten sich vor dem Tag, vor der Erkenntniß, die ihnen nur die Schmerzen ihrer unseligen Liebe vergegenwärtigt. So glaube ich wenigstens, ist die ganze Debatte über „Tag“ und „Nacht“ zu verstehen, die sich mit Vorliebe in den dunkelsten Redewendungen bewegt:

„Von dem Bild in des Herzens
Bergendem Schrein
Scheucht er des Tages
Täuschenden Schein.
Daß nacht-sichtig mein Auge
Wahr es zu sehen taug.“

Immer höher schlägt die Lohe der Leidenschaft, schließlich so hoch, daß unfern gar nichts mehr steht:

Liebe-heiligstes Leben
Wonne-hehrstes Wehen
Nie-Wieder-Erwachens
Wahulos
Gold bewußter Wunsch.

Ich habe wohl ungefähr Fühlung mit der Stimmung, die hier ausgedrückt sein soll; aber wenn man mich aufforderte, diese Verse in allgemein verständlichen Worten zu umschreiben, mit treuer Festhaltung des Sinnes, so würde ich in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Aber gewiß soll dieses Liebeschwärmen auch nach der Absicht des Dichters schon in das Unverständliche hinüberfallen; und was nun folgt, dieweil Brangänens Stimme hinter der Scene die Geliebten warnt — das ist auch wortlos völlig begreiflich. Da bedarf es keines Commentars. Es ist Alles be-
redt, bis zur physischen Reaction im Orchester.

Nach einer philosophischen Abhandlung über die Unsterblichkeitsfrage:

Stürb' ich nur ihr,
Der so gern ich sterbe,
Wie könnte die Liebe
Mit mir sterben?
Die ewig lebende
Mit mir enden?
Doch, stürbe nie seine Liebe,
Wie stürbe denn Tristan
Seiner Liebe?

und einer poetischen Glossirung des Wörtchens „und“ in dem erotischen Gesamtbegriff „Tristan und Isolde“, verfallen die Liebenden wieder in Verzückung und stammeln die seligsten Unsagbarkeiten, z. B.:

Du Isolde,
Tristan ich,
Nicht mehr Tristan,
Nicht Isolde;
Ohne Kennen,
Ohne Trennen
Neu Erkennen,
Neu Entbrennen;
Endlos ewig
Ein-bewußt:
Heiß erglühter Brust.
Höchste Liebes-Lust!

Auf die musikalischen Schönheiten der Liebes-scene einzugehen, ist nicht meines Amtes; ich kann nur constatiren, daß die übertriebene Breite doch viele Unbefangene und Unkundige einigermaßen zu ermüden schien. Eine frischere Stimmung kehrte wieder, als König Marke die Geliebten überrascht. Allerdings eine etwas gefährliche Frischel! Wenn nicht die respectgebietende Persönlichkeit unseres Bey den trübseitigen König gestützt hätte — ich fürchte, ich fürchte, unsere guten Berliner hätten ihre boshafte Heiterkeit nicht unterdrückt. Es ist aber auch wirklich eine höchst bedenkliche Situation, — in der nächsten Nachbarschaft jenes verhängnisvollen Scheidepunktes, da die Erhabenheit aufhört und die Lächerlichkeit anfängt. Man denke sich die Scene: Der alte Marke, von dem wir durch die vorherigen Charakterisirungen nicht sehr erbaut sind: er wird uns als müde und schlaff geschildert, und wir wissen von ihm nur, daß er sich durch den jungen Tristan ein schönes Weib holen läßt, — dieser alte König erscheint zum ersten Male auf der Bühne und erlangt sofort

die untrüglichen Beweise seiner mangelhaften Reize. Jetzt hätte er eine allerdings wenig erwünschte Gelegenheit sich in den Augen der Zuschauer zu rehabilitiren; er brauchte es nur zu machen, wie sein Colleague in dem Heine'schen Biede, der die Beiden, die sich viel zu lieb hatten, sterben läßt; aber der alte Marke läßt seinen großen Degen ruhig in der großen Scheide und fängt in den traurigsten Klängen an Tristan die bittersten Vorwürfe zu machen.

„Thatest Du's wirklich?
Wir — dies?
Dies — Tristan — mir?“

Und das dauert wie gesagt 10 Minuten! Und was verlangt dann Marke? Er ist ganz bescheiden; er will nur wissen, wie die Sache gekommen ist.

„Den unerforschlich
Fürchtbar tief
Geheimnißvollen Grund, —
Wer macht der Welt ihn kund?“

Das ist doch, traum, nicht zu viel verlangt! Aber Tristan, der während der langen zehn Minuten, während deren ihn Marke vorwurfsvoll ansingt, höchst betroffen dagestanden, hat darauf nichts zu antworten, als:

„O König, das —
Kann ich Dir nicht sagen;
Und was Du frägst
Das kannst Du nie erfahren.“

Das scheint mir denn doch eine höchst ungenügende Antwort zu sein, und der König wird gewiß jetzt zur Wuth entflammt auf einen anderen Bescheid dringen. Aber nein! nachdem Tristan ruhig 10 Minuten dagestanden hat, steht nun Marke 10 Minuten ruhig da und steht es schweigend mit an, wie Tristan mit Helden weiter schäfert. Zum Glück fährt Melot noch dazwischen und zieht für seinen uninteressanten König das Schwert.

Dieser zweite Act fand wiederum lebhaften Applaus und Wagner mußte wiederum auf der Bühne erscheinen; aber der Beifall war doch nicht so herzlich und allgemein, wie nach dem ersten Act, und die anmuthigen Singscher machten sich mehr bemerklich. Ein großer Theil des Publicums war, wie ich schon sagte, unbedingt abgemattet und ermattet. Während des langen Liebesduetts und während der endlosen Rede Markes mögen im Innern gar Vieles die energischen Kluse, „Schluß, Schluß, Schluß!“ unterdrückt worden sein. Selbst die Reichstagsabgeordneten ließen die Köpfe hängen. Ist kein Valentin da?

Um 1/2 10 Uhr begann der dritte Act. Tristan liegt verwundet auf seinem Schmerzenslager im Hof seiner Burg in der Bretagne. Er liegt während des ganzen Actes da, von 9 Uhr 30 Minuten bis 10 Uhr 35 Minuten, mit einer einzigen Unterbrechung von 35 Secunden. 9 Uhr 43 Minuten macht er die erste Bewegung, 9 Uhr 52 Minuten bei der Mittheilung, daß Holohe kommt, macht er vergebliche Anstrengungen, sich aufzurichten; um 10 Uhr 14 Minuten ertheilt Kurwenal ihm, der bereits seit 44 Minuten auf dem Rücken liegt, den grausamen Rath: „Doch Du, Tristan, bleib mir treulich am Bett!“ Aber um 10 Uhr 10 Minuten, als er Holohe's Stimme vernimmt, springt er auf, taumelt ihr entgegen, umschließt sie und sinkt 10 Uhr 16 Minuten 35 Secunden wieder auf sein Schmerzenslager, von dem er sich nicht wieder erheben soll.

Der Inhalt des dritten Actes ist bald erzählt. Der tödtlichgetroffene Tristan umschließt noch einmal Holohe, ehe sein Auge bricht. Der Verwundete Melot erkundigt die Burg, wird von Tristans Gefährten Kurwenal getödtet, dieser selbst sinkt schwer verwundet zu Boden und haucht zu Tristans Füßen sein Leben aus, während König Marke mit seinem Gefolge die Burg stürmt und als Holohe an Tristans Seite den Tod findet, die Leichen segnet.

Die traurige Weise des bretagnischen Hirten, zu Beginn des Actes, rief eine mißliche Heiterkeit hervor. Das Publicum, das den Hirten nicht sah, wußte nicht, was das Gebläse hinter der Scene zu bedeuten habe. Es ist eigenthümlich, daß auch bei der ersten Aufführung des „Lannhäuser“ zu Paris, die Schalmeyenklänge der Hirten zu der unerwünschten Heiterkeit die Veranlassung und damit eigentlich die Entscheidung für die ungerechte Aufnahme der Oper gaben.

Das Publicum, das nun über 4 Stunden Stand gehalten, verlor

während des endlosen Duettes zwischen Tristan und Kurwenal, das nicht weniger als 44 Minuten dauerte, allmählich seine Elasticität. Die erregten Schlußscenen brachten zuguterletzt wieder eine etwas belebtere Stimmung hinein und zum Schluß wurden die Sänger und der Dichtercomponist lebhaft, ganz besonders und stürmisch aber Capellmeister Eckert gerufen.

Das ist der Bericht eines laienhaften Zuschauers und Zuhörers, den manche wunderbare Schönheit dieser merkwürdigen Dichtung tief ergriffen hat, der aber auch offen bekennt, Vieles nicht verstanden zu haben und von der Summe ungehöriger Räthsel gründlich ermattet und erschöpft worden zu sein. Diese Oper bedingt bei dem Individuum eine Empfangsfähigkeit, wie sie wohl nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Ein oft dunkler, undurchdringlicher, spröder Text, mit einer noch schwerer zugänglichen musikalischen Illustration, eine Tonmalerei, in der beständig die eine Farbe in die andere übergeht, ohne scharfe Zeichnung stimmungsvoll verschwommen, eine kunstvolle Instrumentierung, deren Studium allein die volle Aufmerksamkeit eines andächtigen Zuhörers auffaugen würde — Alles das gleichzeitig und auf einmal! Es gehört wahrlich ein seltsam organisiertes Gehirn dazu, um Alles das zusammen zu fassen und bis zum Verständniß durch zu arbeiten. Aber das instinctive Gefühl, daß man etwas Großem gegenüber stehe, verläßt einen doch nicht einen Augenblick; und den Eindruck des Bedeutenden und Gewaltigen nimmt man heim.

3. 5.

Notizen.

Die Veruntreuungen öffentlichen Eigenthums in verschiedenen Staaten halten das Publicum in lebhafter Spannung. Koloßal treten sie besonders in America auf und das transatlantische Kabel übermittelt haarsträubende Enthüllungen, die jedem Schauerroman der realistischen Schule zur Ehre gereichen würden. Der Massenmord des Herrn Thomas in Bremerhaven ist darüber so gut wie vergessen, und alle americanische Meetings der Welt können die Zeitungen nicht verhindern, ihren Lesern zu erzählen, wie es da drüben zugeht. Unsere heimlichen Vegetarier möchten daraus gern die Lehre schöpfen, daß es mit der Sitteneinheit der Republik nicht weit her sei, wenn nur nicht aus den Monarchien ähnliche schlimme Nachrichten einliefen. Der classische Boden Staakens hat während des letzten Decenniums schon manchen Rassen defect erlebt und Wechselstücker wurden ganz neuerdings in der Nähe des Königs-Ebelmann entdeckt, der seinen großen Schnurrbart darüber in begreiflichem Zorn arg gezaunt haben wird. Selbst das fleißige und gewöhnlich wohlgeordnete Belgien hat einen Bankcassirer großgezogen, der mit mehr als einer Million Franken nebst dem unvermeidlichen weiblichen Zubehör das Weite suchte. Der größte Theil des Raubes wurde zwar der von geschickten Policisten bald eingeholten Gesellschaft wieder abgejagt. Aber es ist doch ein schlimmes Zeichen, daß auch die braven Flamländer ein solches räudiges Schaf in ihrer Mitte hatten. Zu all diesen romantischen Diebstahlsgegeschichten kam nun gar die neuliche Bottschaft aus Wien, daß ein verschuldeter Oberleutnant angeblich geheime Karten und Pläne auswärtigen Bottschaften gegen klingende Münze theils angeboten, theils wirklich verkauft hat. Sehr amüsant wäre, falls die Untersuchung diese von den Blättern gemeldete Thatsache bestätigen sollte, daß die Karten gar nicht geheim, sondern überall zu haben waren, und der fremde Militärattaché, der sie kaufte, bei dem Handel in lächerlicher Weise selbst betrogen wurde. Er verdiente dann gewiß cassirt und nach Sibirien geschickt zu werden, mehr noch wegen seines Ungeschicks als zur Strafe für sein wenig correctes Verfahren, stets vorausgesetzt, daß die Wiener Blätter die Sache richtig erzählt und nicht etwa zur Ehrenrettung der Behörde etwas schönfärberei zugestuft haben. Die französische Bottschaft, welcher der ehrenwerthe Officier ein gleiches Angebot gemacht hat, war bekanntlich auf ihrer Hut und demnürzte den Streich der österreichischen Regierung, womit sich Pariser Zeitungen nicht wenig gebrüht haben. Abgesehen indessen davon, daß die Franzosen nicht leicht mit Oesterreich in Conflict gerathen werden, selbst wirklich wichtige Mobilisationspläne

und dergleichen von den Ufern der Donau aus ihnen daher wenig nützen können, sollten die tugendstolzen Leute nicht vergessen, daß die französische Diplomatie sich wenigstens früher an anderen Orten, und namentlich in Berlin, weniger scrupulös verhalten hatte. Es war das allerdings unter dem Kaiserreich, das in Sachen des internationalen Verkehrs seinen eigenen Moralcode befaß. Die sonderbare Affaire ist aus den Gerichtsverhandlungen der fünfziger Jahre, während des Krimkrieges, in guter Erinnerung. Ein entlassener Zuchthäuser verleitete die Bedienten eines hochgestellten, seitdem verstorbenen Generals sowie eines Cabinetsecretärs, daß sie ihm für eine bestimmte Summe die Copien intimer Briefe und Depeschen lieferten, die ihren Herrschaften aus Petersburg zugingen und welche der Empfänger dann wieder dem Secretär des französischen Gesandten, Herrn von Moustier, verkaufte. So erfuhr Napoleon die Unhaltbarkeit des Malakoffturms, was zur Einnahme von Sebastopol nicht wenig beitrug. Der Kaiser rühmte sich dessen später mit durchsichtigen Worten in einer öffentlichen Proclamation und ernannte trotz der zweifelhaften Siegeslorbeeren den Marschall Bellissier zum Herzog von Malakoff. Der Gesandtschaftssecretär in Berlin, der die ganze Affaire unter Moustiers Auspicien geführt hatte, erhielt einen Orden. Herr von Moustier selbst gelangte später noch zu hohen Ehren. Er wurde Botschafter in Constantinopel, dann Minister des Auswärtigen. Schließlich jedoch soll er in nicht ganz reine türkische Dinge verwickelt gewesen sein und über seinen Tod schwebt ein gewisses Dunkel. Er war ein Lebemann, wie der Napoleonische Hof deren so viele gezüchtet hat. Aber sie haben sich, worauf es nach dem schon einmal citirten Wort des Generals Fleury für sie ankam, zwanzig Jahre gut amüßirt. Es war eine Gesellschaft von Spielern, Gründern und Aventureurs. Zum Unglück Frankreichs mußte dieses die Pöbe für sie bezahlen und wenn sie es auch, Dank der unter Mac Mahon stehen gebliebenen oder restaurirten früheren Verwaltung, unter Mithilfe von Intriguen aller Art, zu siebzig Abgeordneten in der neuen Kammer gebracht haben, so mögen interessirte französische Blätter diese eclatante Minoritätsziffer nach Falstaffiger Manier immerhin zu achtzig bis hundert im Handumkehr aufbauen. Das bonapartistische Malheur als historisches Memento kann dadurch selbst für Leichtgläubige doch nur schlecht vertuscht werden.

* * *

Vom Büchertisch.

Karl Frenzel, „Renaissance und Rococo.“ Berlin, Hofmann & Co. Deutschland beginnt allmählich zur Einsicht zu kommen, daß sich Gründlichkeit der Untersuchung mit Eleganz der Darstellung vereinigen lasse, und die Kunst Essays zu schreiben hat durch diese Stimmung einen Vorschub erhalten. Es ist begreiflich, wenn ein Mensch von allgemeiner Bildung, dessen Zeit von einem bestimmten Berufe in Anspruch genommen ist, seine Muße gerade für die Lectüre kürzerer Aufsätze verwendet, die ihm ein abgeschlossenes Ganze in anregender Form bieten. Aus diesem Bedürfnis sind auch die verschiedenen Sammlungen gemischter Aufsätze hervorgegangen, mit denen uns der deutsche Buchhandel in den letzten zehn Jahren beschenkte. Man hat schon viel über die Berechtigung dieser „Sammelwerke“ geschrieben und gestritten. Die Bekämpfer wandten ein, daß die Buntheit der Stoffe keine Einheitlichkeit möglich mache; daß die Form selbst selten eine erschöpfende Behandlung ermögliche und einige Idealisten, die wahrscheinlich zugleich Capitalisten waren, behaupteten mit sittlichem Pathos, es sei des Schriftstellers unwürdig seine Arbeiten zu sammeln, das heißt mehrmals zu verwerthen. Diese drei Säulen der Beweisführung sind aus Thon. Die Stoffe mögen noch so verschieden sein, selbstverständlich immerhalb eines Gebietes, das Bestimmende ist die Persönlichkeit des Autors, die zugleich das Vereinigende ist. Daß die Form zu klein sei, um Gründlichkeit zu gestatten, das widerlegt der Hinweis auf Carlyle, Stuart Mill, Schel u. s. w. Der dritte Einwurf ist nicht der Widerlegung werth.

Die Augsb. Allg. Zeitg. brachte in ihrer Nummer vom 17. Jan. einen vortrefflichen Aufsatz über „die moderne Sammel-literatur und ihre Berechtigung“, in dem der Autor einen sehr schönen Vergleich anwendet: „Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung.“ So wahr dieses Wort ist, so läßt sich dennoch daran der einzige berechtigte Widerspruch knüpfen: „Man sammelt nur gute Kunstwerke, ein Zimmer voll schlechter Farbendrucke ist ein Attentat auf den guten Geschmack.“ Daß Autoren, die in der modernsten Literatur eine Individualität repräsen-

tiren ihre zerstreuten Aufsätze sammeln, wie Kinkel, Steub, Treitschke und Scherz, das ist vollkommen berechtigt, aber die Herren Meier, Schulze, Rohn und Müller haben deshalb noch lange kein Recht dazu.

Karl Frenzel repräsentirt eine bestimmte Individualität; er ist einer der feinsinnigsten Vertreter des common sens, nicht pedantisch, aber in gutem Sinne akademisch; ein scharfer Kopf, der das Charakteristische einer Epoche, eines Menschen oder eines Dichtwerks mit seltener Klarheit erfaßt und es ebenso darstellt. Darin liegt meiner Ansicht nach die eigenste Bedeutung dieses Essayisten, er gehört zu den besten deutschen Stilisten. Seine Stoffe sind durchsichtig exponirt, Alles entwickelt sich naturnothwendig, bis auf das kleinste Wort klar, nirgends ist eine störende Lücke. Alles Nebensächliche wird kurz behandelt und gruppirt sich um das Wichtige so daß sich eine künstlerische Form der Aufsätze von selbst ergibt, — scheinbar, denn in Wahrheit sind Frenzels Essays mit feiner Berechnung entworfen und mit bewundernswürdigem Fleiße ausgeführt. Alle diese Vorzüge vereint auch der neueste Band seiner „Studien“, deren zwei Abtheilungen er mit „Renaissance“ und „Rococo“ betitelt. Die erste Abtheilung besteht aus fünf, die zweite aus vier Essays. Unter den ersten scheint mir „Vittoria Colonna und Michel Angelo“ in jeder Beziehung der vorzüglichste zu sein. Aus den historischen Verhältnissen läßt Frenzel zuerst das Bild jener wunderbaren Frau entstehen, um deren lorbeerbesäumtes Haupt Michel Angelo selbst eine unvergängliche Gloriotte geschlungen hat. In plastischer Lebendigkeit tritt der Charakter der reinsten Gestalt der italienischen Renaissance aus den Rahmen der Zeit. In kurzer Zeit hatte sie Alles verloren, woran ihr Herz mit tiefinniger Liebe hing, die Eltern, den Bruder und zuletzt nach glücklichster Ehe ihren heldenhafte Gemahl Ferrante d'Albalos. Aller Sonnenschein schien aus ihrem Dasein entflohen, sie war entschlossen in das Kloster zu gehen, Papst Clemens VII. gestattete es ihr, aber mit dem Verbot die Nonnentracht anzulegen. Es war ihr nicht bestimmt, die Muße lange zu genießen, 1527 vertrieb sie die Furcht vor den kaiserlichen Truppen, die sich anschiekten die heilige Stadt zu plündern, aus Rom, und die Pest aus Tschia nach Arpino in den Abruzzen.

Der Schmerz ward ihr, wie jedem großen Geiste, eine Quelle der Freude, denn er weckte ihr die Muße, die sie treu bis zum Grabe begleitet hat. Vortrefflich ist die Charakteristik der Dichterin (S. 65).

Im Jahre 1536 traf Vittoria mit Michel Angelo zusammen und da begann eines jener idealen Freundschaftsbündnisse, die durch die Zeiten zu uns strahlen, als wären sie bestimmt dem kommenden Geschlecht den Glauben an die Güte und Göttlichkeit der Menschennatur zu erhalten. — Welchen Einfluß Vittoria auf den finstern, menschenfeindlichen Angelo ausgeübt, wie ihr reines, echt weibliches Gemüth das Rauhe seines Wesens gemildert; wie die Erinnerung an sie dem Greise die letzten Tage seines Lebens verklärt hat, das ist bekannt, er hat ihr in seinen Gedichten ein ewiges Denkmal erbaut. Wohl fehlt ihnen die Sangbarkeit, die wir von unsern Hymnern fordern, aber jede Nation empfindet in anderer Weise und ein Sonett kann trotz der scheinbar schwereren Form ebenso durchglüht von echter Empfindung sein, wie das kleinste Lied, das die Fesseln des wiederkehrenden Reimes nicht kennt. —

In der Abtheilung „Rococo“ ist „Lorenz Sterne“ ganz vorzüglich. Der Gebildete kennt wohl den Namen des englischen Dichters, des Autors von „Tristram Shandy“, aber wenige haben das Buch gelesen und von diesen versteht es kaum die Hälfte. Frenzel legt die Einflüsse dar, welche diesen eigenthümlichen Menschen gestaltet haben, der in sich die seltsamsten Gegensätze vereinte. Er und sein Werk bleiben Jedem unverständlich, der auf dem Standpunkt der Gegenwart beharrt; man muß es verstehen sich selbst die Stimmung einer bestimmten Zeit zu verschaffen und dazu gehört Uebung und ein Talent der Selbstentäußerung, das Frenzel in hohem Maße besitzt. Die Studie über Sterne ist der Glanzpunkt des Werkes, das wir unseren Lesern auf das Wärmste empfehlen.

D. v. L.

* * *

Emil Rocco, „Der Umgang in und mit der Gesellschaft.“ Halle a./S., Otto Hendel.

Es ist kein „Galanthomme wie er sein soll“ oder „Die Kunst in sechs Stunden Gentleman zu werden“, sondern ein wirklich gutes Buch, auf das wir aufmerksam machen. Der Autor weiß, daß es nicht genügt, Verhaltensmaßregeln zu geben, sein Grundsatz ist, daß sich der innere

Mensch den äußeren baue. Der echte Tact des feinen Weltmannes ist kein Kleidungsstück, mit dem man sich für die Gesellschaft schmückt, sondern das eingeborene Feingefühl tief sittlicher Naturen, das in allen Lagen des Lebens die Norm für das „Venehmen“ abgibt. Dieser Tact bestimmt nicht nur das Auftreten in Augenblicken, die den inneren Menschen in Mitleidenschaft ziehen, sondern ebenso die ganze äußere Erscheinung, von der Kleidung an bis zur kleinsten Handbewegung und nur auf dem Tacte beruht die Vornehmheit. Obwohl diese Eigenschaft, wenn sie durch Generationen gepflegt wird, sich zur erblichen Eigenschaft ausbildet, so kann sie doch jeder Einzelne durch Selbsterziehung gewinnen. Wenn er sein ganzes Empfinden unter die strenge Controlle edler Menschlichkeit stellt, so werden auch die Aeußerungen derselben, die Formen des Verkehrs beeinflusst und er wird jene Harmonie des Wesens erringen, das die Griechen „Kalokagathia“ nannten.

Zu dieser einen Weg zu zeigen, hat H. Rocco versucht und sich nicht auf trockene Regeln beschränkt, sondern auch nach einer Form gestrebt, die anregend und erheiternd ist.

* * *

Der siebente Band des Meyer'schen Conb.-Lexikons, dritte Auflage. Von „Frankreich“ bis „Gothelf“. In dem vorliegenden Bande ist der Specialforschung, welche das wissenschaftliche Leben unserer Zeit kennzeichnet, eine Geltung eingeräumt, welche in solchen Sammelwerken selten vertreten zu sein pflegt. Besonders tritt dieselbe hervor in den größeren historischen Artikeln, für welche Bearbeiter gewonnen wurden, die sich bereits durch anerkannte Monographien und Forschungen auf diesem Gebiet einen Namen gemacht haben; wir nennen beispielsweise die Artikel, welche den Hohenstaufen Friedrich I. (Dr. G. Pruz) und Friedrich II. (Prof. Schirmacher) gewidmet sind, die Biographien „Galilei“ (Dr. Wohlwill), die der preussischen Könige, den Artikel „Geschichte“ (Dr. Breslau). Die Darstellung der Geschichte Frankreichs (Prof. M. Philippson) ist aus einem Guß und nimmt auch auf die Entwicklung des Volks- und Verfassungslebens Rücksicht.

Die auf das Ausland bezüglichen geographisch-statistischen Artikel werden sämtlich an den betreffenden europäischen Hauptplätzen bearbeitet, ein Umstand, der die Benutzung des neuesten officiellen Quellenmaterials gestattet und dadurch die Richtigkeit verbürgt.

Wir finden ferner in diesem Bande eine Reihe der interessantesten Partien auf volkswirtschaftlichem Gebiet: „Frauenfrage“, „Freizügigkeit“, „Geld“, „Gewerbegesetzgebung“, „Gewerksvereine“ (mit den neuesten statistischen Angaben), „Genossenschaft“ u. a. „Gefängniswesen“ verdanken wir einer der ersten Autoritäten in diesem Fach, Prof. von Holtendorff; auch der Artikel über die parlamentarische „Geschäftsordnung“ ist von Interesse und wird manchem Leser der Reichstagsverhandlungen willkommen sein.

Der Artikel „Feindwörter“ von unserm Mitarbeiter Dr. Sanders kommt doppelt gelegen, da die orthographische Conferenz vor Kurzem diese Frage aufgeworfen hat, die jeden Gebildeten interessieren muß.

Ueber die landwirthschaftliche Fütterungslehre, welche im letzten Jahrzehnt mit so großem Aufwand ausgebildet und seitdem auch total umgestaltet worden ist, berichtet Prof. Fleischer mit einer instructiven graphischen Darstellung in Farbendruck, welche die chemische Zusammensetzung der wichtigsten Futtermittel veranschaulicht. Daneben sind die Artikel über den Gartenbau (H. Jäger), unter den medicinischen „Gesundheitspflege“, „Geheimmittel“ u. vorzugsweise zeitgemäß. Die genannten Artikel, sowie „Glasmalerei“ (Prof. von Lügow), die musikalische „Tuge“ (Prof. D. Paul), „Generalstab“ u. bekunden das durchgehende Streben nach Allgemeinverständlichkeit in allen Materien.

In den naturwissenschaftlichen und technologischen Artikeln kommen, wo das Wort zum raschen und klaren Verständnis nicht ausreicht, zahlreiche interessante und belehrende Abbildungen im Text sowohl wie auf zahlreichen Tafeln zu Hülf.

* * *

Die alten Könige Norwegens. (Thomas Carlyle: „The early kings of Norway“. London 1875, Chapman & Hall.)

Während die Norden im neunten Jahrhundert gleich Raubvögeln jeden fruchtbaren Landstrich Europas, den ihre Fahrzeuge erreichen

konnten, überfielen, machten ihre eigenen Heimatsländer einen Umgestaltungsproceß durch, welcher den Schrecken, der mit dem Namen der Norden verbunden war, vermindern sollte, indem dadurch das System unabhängiger Abenteurer- und erlaubter Plünderungslust ein Ende nahm. Während diese Räuber nur ein Gesetz kannten, das ihres eigenen Willens, und während sie die Ordnung im Auslande mit Füßen traten, — wartete ihrer eine Nemesis daheim, wo neue Gesetzesformen und Ordnungsmaßregeln entstanden, um die Gesellschaft zu reformiren. Der Umstand, daß so viele „hinaus in's feindliche Leben“ gingen, bewirkte, daß den Bleibenden, welche die Macht im Inlande den Siegen im Auslande vorzogen, ein weites Feld der Thätigkeit anheimfiel; und dieselbe Periode, in der die zahllosen kleinen Könige („kinglets“, sagt Carlyle treffend) in ihren auswärtigen Raubzügen am erfolgreichsten waren, erwies sich gleichzeitig auch als die günstigste für das Aufgehen der vielen Miniatur-„Stättchen“ in einen compacten Staatskörper. Diese Verschmelzung bewerkstelligten Gorm in Dänemark und der „schönlockige“ Harald Harfagr in Norwegen gleichzeitig.

Wie günstig aber auch die Umstände diesem großartigen Unternehmen waren, bedurfte dessen Durchführung doch mehr als eines halben Jahrhunderts, sowie der ganzen Geschicklichkeit, Ausdauer und Energie, welche diese „Charlemagnes des Nordens“ — Carlyles Worte — ihrer hertulischen Arbeit wirklich entgegenbrachten. Obwohl die Weltgeschichte in dieser Beziehung keine genauen chronologischen Daten kennt, läßt sich doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die beiden Reichsstifter ihre Kämpfe um das Jahr 870 begannen, daß Harald 933 und Gorm 935 starben. Die zwischen diesen Daten liegende Zeit bildet die Grenze zwischen der bloß mythischen und der historischen Kenntniß, welche wir von der nordischen Geschichte besitzen. Im Laufe dieser sechs Jahrzehnte gründete Gorm ein dänisches Königreich, welches dem Dänemark entspricht, wie wir es bis zur Zeit der deutschösterreichischen Annexion kannten, und Harald schweißte hinwiederum alle wirklichen oder nominellen „Königreiche“, aus denen Norwegen damals bestand, zusammen und schuf eine absolute Monarchie, welche mit dem heutigen Norwegen geographisch identisch ist. Die dänischen Quellen lassen uns bezüglich des Vorganges, den Gorm einschlug, um sein Ziel zu erreichen, im Unklaren; was jedoch Harfagr betrifft, so gewährt uns ein isländischer Autor, der berühmte Snorro Sturlesson, einige Anhaltspunkte. Snorro, der am Hofe Hakons des Vierten für seine „Heimskringla“ Stoff sammelte, belehrt uns in dieser Schrift einigermaßen. Er selbst war übrigens mehr Politiker als Historiker und büßte auch infolge der Unvorsichtigkeit, mit welcher er an der Politik theilnahm, sein Leben ein — im dreizehnten Jahrhundert. Der Umstand, daß er gerade in der Schilderung der Kämpfe für nationale oder sociale Principien und Interessen hervorragend bereit ist, macht ihn Carlyle — der das vorliegende Buch wahrscheinlich zur Erinnerung an den ersten Seefieg der Briten über die Dänen (unter Alfred dem Großen, anno 875, also vor tausend Jahren) veröffentlicht — besonders sympathisch, so daß er sich gern an ihn anlehnt, indem er sich an seiner Hand mit Leib und Seele auf die Beschreibung der Harald'schen Kämpfe wirft. Wir natürlich können nur Einzelnes erwähnen.

Die Harfagr's besaßen eine starke Fähigkeit und drangen stets hartnäckig darauf, Alles, was sie wünschten, durchgeführt zu sehen, sei es nun etwas Politisches oder Gesetzgeberisches gewesen. Diese langen und schweren Kämpfe zwischen Königen und Unterthanen machen auf Carlyle einen mächtigen Eindruck. Er sieht in ihnen „den geeigneten Anfang menschlicher Ordnung, Geseßlichkeit und wirklicher Regierung nach dem Chaos“ und nennt Harald eine „heroische, wahrhaft homerische Natur“. Ebenso viel hält er von Gorm. An beiden bemerkt er „mehr Begabung, das Chaos der Form des Kosmos näher zu bringen“, als an allen ihren Nachkommen. Kurz, er ist ganz entzückt von den beiden Selben und vergißt ganz, daß, wären z. B. die Harfagr's weniger mit jenen „Tugenden“ begabt gewesen, welche sie zu stetem Kampfe für die unumschränkte Gewalt antrieben, — Norwegen in den folgenden Jahrhunderten manchen Bürgerkrieg und manche sociale Unordnung erspart hätte.

Allerdings sagt Carlyle, Harald sei „nicht so sehr mit dem gottähnlichen Achilles zu vergleichen“, als seine Nachfolger, die beiden Dlaf — der Heilige und Tryggveson —; aber er sei „deren würdiges Urbild“. Auch an Romantik habe es ihm nicht gefehlt. Es geht nämlich die Sage, daß sein Ehrgeiz, ganz Norwegen zu erobern, eigentlich durch seine Liebe zur schönen Gyda hervorgerufen wurde. Diese habe es abgelehnt, einen bloß tributpflichtigen König zu ehelichen, worauf Harfagr schwur, sie,

wenn es ihr darauf ankäme, gewiß zu gewinnen. Gleichzeitig gelobte er — um seinen Eid zu bekräftigen —, er werde seine blonden Locken weder kämmen noch schneiden, bevor er seinen Vorsatz ausgeführt habe. Er kämpfte nun ohne Unterlaß, bis er nach der siegreichen Seeschlacht von Stavanger (872) wirklich Herr Norwegens war. Es heißt ferner, daß er dann die delicate Operation des Haarschneidens dem Jarl von Möre, Rogewald, übertrug; dies ist deshalb von Interesse, weil Rogewald, der später in Ungnade fiel und dem Haralds Söhne Land und Leben nahm, der Vater Ganger Rolfs — gewöhnlich „Rollo“ genannt — war, des Gründers der Normandie und Hnherrn Wilhelms des Eroberers.

Die Art, auf welche Harald den unmittelbaren Anlaß gab zu Rolfs Stiftung der Normandie, ist sehr charakteristisch und wird von nordwestlichen Schriftstellern folgendermaßen erzählt. Nachdem Harfagr beschloffen hatte, das Gewerbe der Seefahrt und das damit verbundene Raubsystem aufzugeben, machte er im Thing öffentlich bekannt, er werde mit Tod oder Verbannung Jedermann bestrafen, der es noch fernerhin wagen würde, an den heimathlichen Küsten Plünderzüge zu unternehmen. Bald darauf wurde Rollo auf der Ueberretung des neuen Gehezes ertappt. Trotz der Bitten aller Freunde und Verwandten verurtheilte Harald ihn zu ewiger Verbannung. Ebenso erging es zugleich mehreren andern Edelkenten, die nun mit Rollo zuerst nach Island, den Faröern und anderen außerhalb der Macht Haralds gelegenen Inseln, später nach Frankreich gingen. Konnten die Wikinger — so genannt von vy = Wucht, weil sie den Schiffen in den Verstecken der Buchten aufkletterten — ihr Vaterland nicht mehr beunruhigen, so verlegten sie sich auf Einfälle in Britannien und Gallien, und gründeten dann die Normandie.

Carlyle widmet nun einen Theil seines Buches den beiden Olfas, die er als „hohe, fast zu den größten Söhnen der Natur gehörige“ Männer betrachtet, und von denen er glaubt, daß sie „Achilles übertreffen“ und schließt mit dem 1262 erfolgten Tode Hafons. Er erzählt uns, daß dieser der reichste und ehrgeizigste der alten nordischen Könige war, und daß er bei Varg von den Schotten schmähtlich auf's Haupt geschlagen wurde, wobei er einen Verlust von 15000 Mann erlitt. Wir erwähnen das, um bemerken zu können, daß sich in keiner nordischen Quelle eine Erwähnung dieser Schlacht findet. Es ist auch nicht ausgemacht, daß die Geschichte auf Wahrheit beruht; der schottische Autor des vorliegenden Werkes dürfte sie wohl nur aufgenommen haben, weil sie seiner nationalen Eitelkeit schmeichelt.

Das Buch liefert eine klare und pittoreske Schilderung der Zeiten und Männer, von denen es spricht, und wir schätzen daran auch das Verdienst, daß es die Schriften Sturlesons und anderer nordischer Schriftsteller wieder einmal an's Tageslicht zieht. Das Werk ist interessant, wie Alles, was der greise Seher von Chelsea schreibt, und ist schon durch den Namen seines Verfassers der allgemeinen Beachtung sicher. Doppelt interessant aber ist es durch den Umstand, daß es ein nordisches Thema behandelt, während Carlyle sich in der Regel nur mit Deutschland und Frankreich befaßt. Freilich wird nicht Jedermann die in dieser Schrift niedergelegten politischen Ansichten rückhaltlos unterschreiben, aber gerade die Bizarrie des Autors macht ihn desto anziehender. Bedauerlich und nicht ganz geschmackvoll ist, daß mit der Geschichte der alten Könige Norwegens eine Charakteristik John Knox zusammen in einem Bande erscheint, — wahrlich zwei sehr heterogene Vorwürfe! Und überdies werden sehr Wenige die Carlyle'sche Auffassung von dem großen schottischen Reformator annehmbar finden, wenngleich allerdings seine Erzählung von dessen Leben sehr interessant ist.

London.

L. Katscher.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Man kann nicht alle Irrthümer berichtigen, denen man in deutschen Zeitschriften leider nur zu oft begegnet. Ich habe daher vor einiger Zeit, als aus dem Aussage „Schiller als Redacteur“ mir handgreiflich hervorzugehen schien, daß dessen Herr Verfasser, obwohl er des Dichters Verhältniß zur Genauer Literaturzeitung besprach, die Briefe Schillers an Eichstädt entweder gar nicht gekannt, oder doch nicht kritisch benutzt hat, geschwiegen. Wenn aber in Ihrer Nr. 7 vom 12. Febr. d. J. S. 111 Herr Otto Zacharias in Günthers Lebensskizzen Jenenser Professoren „einen gewissen (!) Friedrich Voigt“ nicht finden kann, so möchte ich ihn doch ersuchen, die Seite 139 eben jenes Buches aufzuschlagen, wo der Artikel „Friedrich Siegemund Voigt“ in aller Breite steht! Voigts Beziehungen zu Goethe hier darzulegen, ist nicht meines Amtes; die „Geschichte seines botanischen Studiums“ hat Goethe ohnehin selbst erzählt. Ob nicht der von Herrn Zacharias (leider ohne Angabe eines bestimmten Datums) veröffentlichte Brief durch Voigts „System der Botanik“ (Jena 1808) erst sein wahres Licht erhielt, kann ich im Augenblicke nicht entscheiden, da mir das Werk hier nicht zur Hand ist. Meine Entfernung von der Heimat, — in Folge deren ich Zeitungen u. s. w. immer zientlich spät erhalte — ist auch die Ursache des späten Eintreffens dieser Zeilen.

Hochachtungsvoll

Sermann Alde.

Vehtaug-Chillon am Genfer See, im März 1876.

Geehrte Redaction!

Gestatten Sie mir zu dem 3. Artikel „Das goldne Buch des Théâtre Français“ (Nr. 11 d. Gegenwart) eine kleine Bemerkung.

Zu Bezug auf die Anwendung des historischen Costüms sagt Herr B. Lindau gewiß sehr richtig, daß die getreue Copie desselben sich auf der Bühne miunter sehr lächerlich machen würde. Er führt als Beispiel dafür den Oberpriester in der „Athalia“ an. Der jüdische Oberpriester habe früher ein langfaltiges Gewand getragen, das unten mit 365 Glocken besetzt war; jede dieser Schellen stellte symbolisch einen Tag im Jahre dar. Nun denke man sich in der „Athalia“ den Oberpriester Joab mit einem Schellengeläute auftreten! Despois hat Recht: weder Himmel noch Erde würden in dem Klingklang die Racine'schen Verse hören.

Und doch ist der Priester Joab auf den deutschen Bühnen schon mit solchem Schellengeläute einhergeschritten, und das zu einer Zeit, wo man das historische Costüm noch sehr wenig berücksichtigte. Kein Geringerer als Schröder war es, der ihn auf der Hamburger Bühne in dem mit Glocken behängten Gewande spielte.

Im zweiten Theile der Biographie Schröders von Mayer findet sich Seite 370 folgende Stelle: „Es erforderte wiederholte Versuche, um sich als Hoherpriester in der Athalia anständig und zwanglos bewegen zu können, ohne durch das, von Alterthumskundigen vorgeschriebene, Geläute seines Gewandes den Zuschauern anstößig zu werden. Er trug diesen gewiß nicht leichten Sieg der Geschicklichkeit davon, der, wie ich fürchte, den wirklichen Hohenpriestern selten so vollkommen gelungen ist. Er würde darauf verzichtet und das Schellengeläute einer anderen Bühne überlassen haben, wenn er sich nicht überzeugt hätte, es mit Würde tragen zu können. Er gab überhaupt nicht viel auf zufällige Nebendinge.“

Hochachtungsvoll

E. Würde.

Am 13. März.

ABONNEMENT DER „Gegenwart“ PRO II. QUARTAL 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 13 schliesst das I. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um baldigste Erneuerung desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. Abonnements auf das II. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mark 30 Pf. entgegengenommen.

Berlin N. W., 32 Luisenstrasse.

EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART“.

Inserate.

Leipziger Theaterschule
Oper und Schauspiel

Cursbeginn: 1. April. — Prospeete gratis.
Hôtel de Pologne. Die Direction.

Sieben im Verlage von Robert Oppenheim
in Berlin erschienen und durch alle Buch-
handlungen zu beziehen:

Karl Hillebrand, **Aus und über England.**
(Zeiten, Völker und Menschen. Bd. III.)
8. VIII u. 408 S. Preis 6 M.

Früher erschienen:

K. Hillebrand, **Frankreich und die Fran-
zosen** in der 2. Hälfte des XIX. Jahrh.
(Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. I.)
2. vermehrte Auflage. 8. XVI u.
384 S. Preis 5 M.

— **Wälsches und Deutsches** (Zeiten,
Völker u. Menschen. Bd. II.) 8. XII
u. 463 S. Preis 5 M.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Klavierauszüge mit Text.

Neue billige Ausgabe.

Elegant brochirt. Gross Quart. Metalldruck.
F. Mendelssohn Bartholdy.

Antigone Pr. M. 4. 50.
Walpurgisnacht „ „ 5. —
Festgesang „An die Künstler“ (1. 20.)
Festgesang zur Buchdrucker-
feier „ „ 1. 20.

Für Freunde Karl von Holtei's!

Sieben erschien:

An Grabes Rande.

Blätter und Blüthen

auf langer Wanderschaft gesammelt

von

Holtei.

2. Auflage. Geheftet 3 M. Gebund. mit
Goldschnitt 4 M.
Zum ersten Mal durch den Buchhandel
zu beziehen.

Verlag von Wd. Trewendt in Breslau.

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben er-
schienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Julius von der Traun.

Der „Rosenegger Romanzen“ dritte durch-
gesehene und vermehrte Auflage.

8. Elegant brochirt 4 M. 50 S. Elegant geb.
mit Goldschnitt 6 M.

Die Gedichte Julius von der Trauns, in
zwei Auflagen unter dem Titel „Rosenegger Ro-
manzen“ veröffentlicht, erscheinen jetzt wieder,
in veränderter Gestalt, um manche Perle, die
der Dichter aus dem Vorne eigenen und fremden
Lebens schöpft, vermehrt, aber in unveränderter
Jugendfrische. Traun ist einer der wenigen
Dichter, denen, wo immer sie das wirkliche
Leben berühren mögen, ein heller poetischer
Strahl entgegenstrahlt. Er ist gewohnt, den
Dingen Leben einzuhängen, und dem Menschen
aus der Seele zu sprechen.

In allen für die leichte Poesie des Lebens
empfänglichen Gemüthern versteht unser Dichter
eine Saite anzuschlagen, die ihn dem Leser nahe
bringt, und so werden seine Lieder viele Herzen
gewinnen und ihnen in trüben Stunden Trost,
in frohen freudigen Mitempfinden spenden!

Stuttgart, März 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Einladung zum Abonnement

auf die

„Schlesische Presse“

große politische und Handelszeitung

täglich drei Ausgaben

Morgens — Mittags — Abends

begründet im Jahre 1872.

Die reichhaltigste, interessanteste, billigste und größte Zeitung. Preis pro Quartal bei allen
Postämtern des deutschen Reiches nur 5 Mark 75 Pf.

Die „Schlesische Presse“, welche in sehr bedeutender Auflage täglich drei Mal erscheint,
hat sich die Aufgabe gestellt, neben ihrer bekannten politischen Richtung die Interessen des
Handels, der Industrie und der Landwirtschaft in jeder Weise wahrzunehmen und wird die-
selben unter der Leitung ihres neuen Chef-Redacteurs, des bekannten Volkswirthes Herrn
Dr. Alexander Meyer, mit um so größerem Nachdruck vertreten.

Die „Schlesische Presse“ bringt in ihrer:

Morgen-Ausgabe

tägliche Leitartikel, Original-Correspondenzen und Original-Telegramme von allen bedeutenden
Orten des In- und Auslandes. Die beliebtesten Schriftsteller, wie Bodenstedt, Gutzkow,
Paul Lindau, Fanny Lewald, Julius Rodenberg, Max Ring, Wachenhusen, Kürn-
berger, S. Heller u. A. sind beständige Mitarbeiter des mannigfaltigen und interessanten
Feuilletons, welches gleichzeitig Kritiken über Kunst und Theater von anerkannt unparteiischer
Seite bringt. Am 19. März beginnt der neueste und feinste Original-Roman des bekannten
und beliebten Schriftstellers Hans Wachenhusen:

„Schlag Zwölf Uhr“,

welcher neu hinzutretenden Abonnenten pr. H. Quartal gratis nachgeliefert wird.

Durch ein Abkommen mit den Mitgliedern der westsibirischen Expedition des Vereins
für die deutsche Nordpolarfahrt, den Herren Dr. Brehm, Dr. Finsch und Graf Waldburg-
Zeil, hat die „Schlesische Presse“ für Breslau das alleinige Recht erworben, die Berichte der
Expedition zu veröffentlichen, welche in einer Reihe von feuilletonistisch gehaltenen Bildern
bestehen werden.

Mittag-Ausgabe

den vollständigen Kammer-Bericht aus dem Abgeordneten- und Herrenhaus, sowie dem Reichs-
tage; ferner giebt die „Schlesische Presse“ in derselben täglich eine politische Uebersicht, welche
die neuesten Tages-Ereignisse zusammenfaßt und bereits kritisch erörtert, ebenso den ausführ-
lichen Bericht über den hiesigen Landmarkt, wie Bericht über die Berliner und Stettiner
Productenbörse und Depeschen politischen und commerciellen Inhaltes.

Abend-Ausgabe,

welche täglich Nachmittags gegen 5 Uhr ausgegeben und mit jedem nächst abgehenden Zuge
an alle auswärtigen Abonnenten versandt wird, Original-Telegramme vom gleichen Tage
und Original-Correspondenzen von allen wichtigen Vorkämpfern des In- und Auslandes;
ferner bespricht sie in Leitartikeln aus der Feder namhafter National-Öconomen die wichtig-
sten Handelsfragen und giebt den Lesern Mittheilungen über den Stand aller Actien-Gesell-
schaften. Durch die Abend-Nummer bringt die „Schlesische Presse“ alle wichtigen politischen
und Handels-Nachrichten, wie Cours-Depeschen früher, wie jede andere Zeitung und ist daher
für jeden Geschäftsmann beinahe unentbehrlich.

Sämmtliche Kaiserl. Postanstalten des Deutschen Reiches nehmen täglich
Bestellungen zum Preise von 5 Mark 75 Pf. pro Quartal an.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den neuesten spannenden Original-Roman von
Hans Wachenhusen: „Schlag Zwölf Uhr“, welcher sicher das Interesse aller Leser in
hohem Grade in Anspruch nehmen wird, gegen Einfindung der Postquittung bis Ende März
gratis und franco.

Probenummern sendet die Expedition der „Schlesische Presse“ auf Verlangen
gratis und franco.

Höchst interessante Neuigkeit über Amerika:

Die Hundertjährige Republik.

Sociale und politische Zustände

in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Von

John H. Becker.

Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. — Preis 8 M.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
 Inserate jeber Art pro 4gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschichte. — Von Montanus. Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie. Ein philosophisches Fragment von Ludwig Noiré. — Literatur und Kunst: Aus Jugendtagen. Von Wilhelm Jensen. — Ein Winterabendmonolog. Von Johannes Scherr. — Aus einem ungebrachten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Arria und Messalina. Tragödie in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Von P. S. — Wagners Tristan und Isolde. Nach der ersten Aufführung. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschichte.

Paris, im März 1876.

I.

Die französische Republik beginnt allmählig eine Lebensfähigkeit zu entwickeln, welche man einem unter so schweren Wehen geborenen Kinde kaum zugetraut hätte. Sie hat in den wenigen Jahren ihres Daseins mehr als ein Mal am Rande des Verderbens gestanden. Bei der denkwürdigen Unterredung mit Bismarck in dem Weberhäuschen von Donchery hatte es Napoleon III. noch in seiner Hand, als Kaiser der Franzosen Frieden zu schließen und um ein Willibüchlein Unterthanen erleichtert in seine Residenz St. Cloud zurückzukehren; er hielt es für ungemein pfiffig, die lästige Formalität der Friedensunterhandlungen lieber auf die Pariser Regentschaft abzuwälzen, und wohl galt nun von ihm das Wort Abbas im Egmont: „So war denn diesmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu sein“; der nächste Pariser Courier überbrachte dem Kaiser die Kunde, daß er mit der Freiheit gleichzeitig die Krone verloren hatte. Kurz darauf durfte der Marschall Bazaine davon träumen, an der Spitze seiner Armee von Metz die kaiserlichen Adler von Kirchthurm zu Kirchthurm zu führen, bis sie sich nach bekanntem Vorgange wieder auf Notre-Dame niederließen; auch er veräumte die rechte Stunde und in dem verhängnißvollen Würfelspiel wurde aus dem Staatsretter ein Staatsverbrecher. In Ferrières, in Versailles war die Republik immer nur geduldet, nicht anerkannt; aber ihre Anonymität war jedenfalls dem Friedensschlusse förderlich und es zeigte sich schon hier, daß für das Ausland eigentlich Nichts bequemer ist, als diese unruhige und veränderungslustige Nation auch durch ephemere Organe vertreten zu sehen. Der Communeaufstand wiederum bedrohte die Existenz der Republik von unten: sie erstreckte ebenso wenig in den Umarmungen ihrer allzu feurigen Liebhaber, als unter dem Knebel ihrer Feinde. Kaum war sie unter Thiers einigermaßen zu Kräften gekommen, so erfuhr sie endlich den gefährlichsten aller Angriffe: die Majorität der rechtmäßigen, der souveränen, der allmächtigen Nationalversammlung hatte sich zur Wiedereinsetzung des legitimen Königs verschworen, alle Rollen waren vertheilt, in den Markställen von Trianon wieherte schon das leibhaftige Krönungsroß und das Programm für den Einzug Heinrich V. lag bereits unter der Presse der Staatsdruckerei, da erhob dieser seine bekannten Fahnen- und Farbenscrupeln und die Republik war noch einmal gerettet.

Glück, Fügung des Himmels, Macht der Verhältnisse, wie man es auch nennen mag, die Republik hatte nur das Schlimmste überwunden. Die letzten Zuckungen der feindlichen Assemblée reizten nur ihren Humor; sie gewöhnte ihr Oberhaupt mit sanftem Streicheln, sich erst Marschall, dann Marschallpräsident, dann endlich nur Präsident der Republik nennen zu hören; sie gönnte Herrn Buffet das unschuldige Vergnügen, ein letztes Mal das System der Candidaturen des Kaiserreichs zu parodieren. Die Wahlen kamen und die Republik nahm von sich selbst Besitz. Sie verfügt in dem Volkshause über eine bewältigende Majorität, sie hält im Senat ihren vereinigten Gegnern die Wage. Vortrefflich! Wenn man die Sache indeß näher betrachtet, gewahrt man bald, daß jetzt die wahre Probe der neuen und fragwürdigen Staatsform erst beginnt. Alle ihre bisherigen Siege hatte sie in der That nur äußeren Umständen, Zu- und Zwischenfällen, an denen sie selbst vollkommen unschuldig war, der Ungeschicklichkeit ihrer Gegner, mit einem Worte, einer glücklichen Passivität, einer vom Schicksal begünstigten vis inertiae zu danken: sie war möglich geworden, weil alle ihre Nebenbuhler sich für den Augenblick unmöglich gemacht hatten. Nun soll sie hingegen zum ersten Male unter ganz normalen Verhältnissen, nach innen gesetzlich anerkannt und thatsächlich im Besitze der Gewalt, nach außen vollkommen unabhängig und von Niemand angefochten, die positiven Beweise ihrer Existenzfähigkeit liefern; dem fremden Beobachter verlohnt es, an diesem bedeutsamen Wendepunkte die Chancen des großen Unternehmens abzuwägen.

II.

Man kennt die drei Factoren, welche den neuen Regierungsorganismus bilden: ein Senat mit den auch anderwärts den meisten Oberhäusern zustehenden Befugnissen, zu denen hier nur noch eine besondere Prerogative tritt, auf welche wir bald zurückzukommen haben werden; eine direct aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Volkstammer; über oder zwischen Beiden endlich als oberster Träger der executiven Gewalt ein von der letzten Landesvertretung auf Zeit ernannter Präsident. Jedem dieser drei Factoren ist eine andere Frist gesteckt: die Vollmachten des Präsidenten laufen im November 1880, jene des Abgeordnetenhauses schon im Frühling desselben Jahres ab; der Senat hat sich drittelweise, das erste Mal im Frühjahr 1879, zu erneuern. Alle drei Theile sind nolens volens übereingekommen, es mit der neuen Verfassung, wie der Ausdruck lautet, ehrlich zu versuchen: eine Revision kann, wenn die Probe nicht gelingen will, bis zum 20. November 1880 nur der Präsident in Uebereinstimmung mit dem Senat ver-

anlassen. Die Republik ist also immer noch nur auf Widerruf proclamirt; durch vier Jahre steht es bei dem Präsidenten, ihr im Einverständnis mit dem Oberhause den Faden abzuschneiden, d. h. an das Land zu appelliren und von ihm eine neue Constituante zu erfordern. Diese Revisionsclausel ist der letzte Hoffnungsanker der alten Parteien; sie war die reservatio mentalis, mit welcher der Marschall Mac-Mahon auf die Februarverfassung einging; sie ist das Damoclesschwert, das er über dem Haupte der jungen Republik schweben läßt, ein Schwert im eigentlichen Sinne des Wortes, wenn, wie hier, sein Dest in der Hand eines Soldaten ruht. Es gilt also noch auf vier Jahre ein gutes Einvernehmen zwischen den drei Gewalten, zwischen zwei von ihnen einer- und der dritten andererseits, wenn die Republik wirklich und friedlich Wurzel fassen soll; andernfalls wird ihr der Contract gekündigt und diese Klündigung ist nothgedrungen auch eine Kriegserklärung. Der Marschall hat dann die Wahl, auf welche der monarchischen Parteien er sich stützen mag; er kann auch von dem Lande für sich selbst eine Dictatur, ein Consulat, ein Protectorat, kurz was er will verlangen: die Republik hat aber auf alle Fälle ausgelebt. Dieser Sachverhalt, an welchem die neue Volksvertretung Nichts ändern kann, da ihr constituirende Rechte nicht zustehen, ist indeß, wenn man es wohl überlegt, nicht ein Hinderniß, sondern im Gegentheil die wirksamste Bürgschaft für den Bestand des neuen Systems. Wie er die bisherige Handlungsweise der republicanischen Partei und ihrer Führer erklärt, so gestattet er auch, ihrem künftigen Verhalten und dem weiteren Verlauf der Dinge überhaupt das Horoskop zu stellen.

III.

Es wird für die Republicaner lediglich und Alles darauf ankommen, sich in der nächsten Legislatur keine Blöße zu geben, den Marschall nicht herauszufordern und nicht in Versuchung zu bringen, kurz, sich unter vorfichtigster Verfolgung ihrer Ziele, wenn ja ein Conflict nicht vermieden werden kann, doch nie ins Unrecht zu setzen. Auch das Land hat sie schließlich nur auf Probe gewählt. Der Bauer, welcher im allgemeinen Stimmrecht den Ausschlag gibt, hat sich ihnen zugewandt, nicht weil er etwa plötzlich durch ein Mirakel zu dem Dogma von der alleinseigmachenden Republik bekehrt worden, sondern weil ihm sein gerader Verstand dasselbe sagte, wie dem alten Thiers seine Erfahrung und staatsmännische Weisheit, daß nämlich die Republik diejenige Lösung ist, „qui nous divise le moins“, auf deren Boden sich die Widersprüche noch am ehesten ausgleichen können. Dieser neutralen, versöhnenden, für Jedermann, der sich zu ihr ohne schlimme Hintergedanken bekennt, zugänglichen Republik galten die Wahlen des flachen Landes. Die Republicaner des Abgeordnetenhauses mußten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie sich dieser offenkundigen Wahrheit verschließen sollten; wir können aber aus eigener Wissenschaft versichern, daß sie im Gegentheil, Gambetta an ihrer Spitze, von ihr durchdrungen sind. Der Erfolg hat ihre Behutsamkeit nur verstärkt. Wenn sie aus Rücksicht auf die letzten Wallungen der erst nach und nach verklingenden Wahlbewegung noch eine aggressive Sprache führen, wenn sie der Reaction drohend die Zähne weisen und in ihren Organen den ganzen radicalen bei Laurent Richat entworfenen Speisetzettel wiederkauen, so darf das Niemand täuschen; im Grunde ist es ihnen ganz recht, wenn ein Ministerium des linken Centrums den Marschall an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt, den Senat vor schlimmen Rückfällen bewahrt und dem republicanischen System die beruhigende Etiquette seiner unverdächtig conservativen Namen anhängt. Was sind, sagen sie sich, vier Jahre in dem Leben einer Nation? Schon in drei Jahren wird dem Senat neues Blut eingegossen und dann auch dort eine republicanische Mehrheit gesichert sein; der Marschall selbst sieht die enttäuschten Monarchisten von seiner Fahne abfallen und gleitet so halb unbewußt aus bloßem Selbsterhaltungstrieb der Republik in die Arme; alle diese Vortheile sollte man thöricht aufs Spiel setzen, nur um im besten Falle einige

Jahre früher ein Ziel zu erreichen, für welches man selbst noch nicht einmal genügend vorbereitet ist? Die Frage stellen heißt sie schon beantworten.

Eine kluge Defensiv-, eine conservative Politik im besten Sinne des Wortes ist also die Aufgabe und das intime Programm der neuen republicanischen Kammermajorität. Die Dinge werden in Versailles wahrscheinlich viel weniger drastisch verlaufen, als man im Auslande noch insgemein anzunehmen scheint. Schon ist die Aufhebung des Belagerungszustandes im Handumdrehen votirt worden; das angeblich so gewitterschwangere Gewölk der Amnestiefrage wird demnächst ebenso geräuschlos geborsten sein. Wir mögen unsere Phantasie noch so künstlich erhitzen, wir können für die nächste Zeit keine Gepenster sehen, weder ein rothes mit der Brandfackel der Commune in der Hand, noch ein weißes in das Leichenutuch des alten Königthums gehüllt, noch endlich einen Nebenant aus Chislehurst, es sei denn, daß, wie die Sage geht, der Sohn Napoleon III. sich demnächst in Paris melden sollte, um als großjähriger Bürger der französischen Republik seiner Wehrpflicht zu genügen. Als „Freiwilliger“ soll er willkommen sein.

Montanus.

Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie.

Ein philosophisches Fragment von Ludwig Noire.

Als Kant in seinem unsterblichen Werke, der „Kritik der reinen Vernunft“, mit staunenswerthem Tiefsinne das ursprüngliche Material der menschlichen Vernunft ergründet hatte und damit dem philosophischen Denken eine feste Basis geschaffen war, von der jeder weitere Fortschritt nothwendig auszugehen hatte, da war vorauszu sehen, daß die durch den großartigen Erfolg stolz gewordene Vernunft den Ikarusflug auf das Gebiet des Erfahrungswissens wagen und die Welt der Erscheinung mit ihrem apriorischen Besitze zu erklären sich vermessen würde.

Schiller wies in einem bekannten Kenion die „Naturforscher und Transcendentalphilosophen“ an, auf gesonderten Bahnen die Wahrheit zu suchen:

Feindschaft sei zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu früh,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Schwer sollte die überhörte Warnung sich rächen; das Schicksal der „voreiligen Verbindungsstifter“, der sogenannten Identitäts- oder Naturphilosophie Schellings und seiner Schule, sowie die Absurditäten der Hegel'schen Dialektik, welche fast ein halbes Jahrhundert die Köpfe der Menschen verwirrte und bei den Schülern wenigstens des Tollhauses würdige Resultate zu Tage förderte, bewiesen es nur allzubedeutlich, wie verfrüht alle derartige Versuche waren und wie nothwendig noch immer die Theilung der Arbeit auf die beiden großen Gebiete der Erfahrungswissenschaften, welche das Wirkliche, und der Philosophie, welche den erkennenden Geist zu erforschen strebte, erschien.

Und dennoch hatte der Dichter selbst das dereinstige Zusammentreffen der beiden von entgegengesetzten Polen nach einem gemeinsamen Mittelpunkt zu strebenden Forschungen vorausgesagt:

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem Andern,
Wandeln nur Beide gerad', finden sich Beide gewiß.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Jahrhundert nicht vorübergehen wird, ohne daß die fleißigen Arbeiter, die von beiden Seiten rüstig gefördert haben, ihr Ziel erreichen und daß dann mit dem Zusammenstinken der letzten Scheidewand eine so herrliche Tageshelle von beiden Seiten zu strömen werde, daß die überraschten Blicke der Jenseits nur noch von dem eigenen Grubenlichte Geleitet, fast geblendet von so viel Glanz, hinausstarren müssen in eine unermeßliche Tiefe von Licht, kaum

sich selber zu trauen wagend und sich fast ängstlich fragend, ob es Wahrheit sei oder ein Traum!

Am gewaltigsten wird alsdann die Ueberraschung sein auf Seiten der Realisten. Denn mit fast verdrossener Miene und ohne sich zu kümmern, welches Ziel ihren Arbeiten beschieden sei, wann sie mit ihren Brüdern zusammentreffen würden, ja als ob diese gar nicht vorhanden seien, hatten sie in saurer Mühe ihre Gänge vollendet, waren streng nach Richtschnur und Compaß vorangedrungen und ohne zu hoffen, jemals etwas Anderes zu erreichen, als in das Innere des Mechanismus einzubringen, hatten sie sich bereits resignirt, ihre Fahrten nach den dunklen Tiefen in alle Zukunft fortzusetzen, ohne jemals an das Sonnenlicht zu gelangen.

Größer war die Zuversicht der Idealisten, muthiger ihr Vertrauen, hoffnungsreicher ihre Ahnung; wenn sie gleich von den Realisten bittere Reden und den Vorwurf, sie seien eitle Phantasten, mehr als einmal anhören und ohne zu erwidern, hinnehmen mußten. Sprach es doch der kühnste Denker unter uns schon vor vierzig Jahren aus (Schopenhauer, der Wille in der Natur, Einleitung p. 4):

„Die Physik, also Naturwissenschaft überhaupt, muß, indem sie ihre eigenen Wege verfolgt, in allen ihren Zweigen, zuletzt auf einen Punkt kommen, bei dem ihre Erklärungen zu Ende sind: dieser eben ist das Metaphysische, welches sie nun als ihre Grenze, darüber sie nicht hinaus kann, wahrnimmt, dabei stehen bleibt und nunmehr ihren Gegenstand der Metaphysik überläßt. Dieses also der Physik Unzugängliche und Unbekannte, bei dem ihre Forschungen enden und welches nachher ihre Erklärungen als das Gegebene voraussetzen, pflegt sie zu bezeichnen mit Ausdrücken wie Naturkraft, Lebenskraft, Bildungstrieb, welche nicht mehr sagen, als x , y , z . Wenn nun aber, in einzelnen günstigen Fällen, es besonders scharfsichtigen und aufmerksamen Forschern im Gebiete der Naturwissenschaft glückt, durch diesen daselbst abgrenzenden Vorhang gleichsam einen verstoßenen Blick zu werfen, die Grenze nicht bloß als solche zu fühlen, sondern auch noch ihre Beschaffenheit einigermaßen wahrzunehmen und dergestalt sogar in das jenseit der selben liegende Gebiet der Metaphysik hinüberzuspähen, und die nun so begünstigte Physik bezeichnet jetzt die solchermaßen explorirte Grenze geradezu und ausdrücklich als dasjenige, welches ein ihr zur Zeit völlig unbekanntes, seine Gründe aus einem ganz andern Gebiete nehmendes metaphysisches System aufgestellt hat, als das wahre innere Wesen und letzte Princip aller Dinge, welche es seinerseits außerdem nur als Erscheinungen, d. i. Vorstellungen, anerkennt; — da muß doch wahrlich den beiderseitigen, verschiedenartigen Forschern zu Muth werden wie den Bergleuten, welche, im Schooße der Erde, zwei Stollen von zwei weit von einander entfernten Punkten aus, gegen einander führen und, nachdem sie beiderseits lange im unterirdischen Dunkel, auf Compaß und Libelle allein vertrauend, gearbeitet haben, endlich die lang ersehnte Freude erleben, die gegenseitigen Hammerschläge zu vernehmen. Denn jene Forscher erkennen jetzt, daß sie den so lange vergeblich gesuchten Berührungspunkt zwischen Physik und Metaphysik, die wie Himmel und Erde nie zusammenstoßen wollten, erreicht haben, die Versöhnung beider Wissenschaften eingeleitet und ihr Verknüpfungspunkt gefunden ist. Das philosophische System aber, welches diesen Triumph erlebt, erhält dadurch einen so starken und genügenden äußeren Beweis seiner Wahrheit und Richtigkeit, daß kein größerer möglich ist.“

Die Anzeichen aber, von welchen ich oben geredet habe, sind folgende:

1) Viele in den Schriften der hervorragendsten Naturforscher nach der angegebenen Richtung bereits gemachte Zugeständnisse, insbesondere der treffliche Vortrag Dubois-Reymonds: Ueber die Grenzen des Naturwissens, der zwar nur von Wenigen verstanden, doch durch das Aufsehen, welches er allgemein erregte, beweist, daß eine dunkle Ahnung von der gegenwärtigen Krisis auch die Menge erfaßt hat; daß, während die Lehren des Materialismus unter den niederen Sphären immer mehr Boden und Ausbreitung gewinnen, die denkenden

Köpfe bereits anfangen, sich von demselben abzuwenden, ihn als eine leichte und oberflächliche Welterklärung zu durchschauen und Richtung und Fühlung mit dem zu gewinnen, was Schopenhauer das Metaphysische nennt. Mit klarem Blicke und fester Hand hat der berühmte Naturforscher die beiden Grenzlinien gezogen, welche die mechanische Naturerklärung niemals zu überschreiten im Stande sein wird, die eine ist der *lons mechanismi*, der Ursprung der Bewegung oder, wie er sich ausdrückt, das Wesen von Materie und Kraft; die andere ist der Geist von seinen elementarsten Erscheinungen als dunkelste Empfindung oder Bewußtsein bis zu seinen höchsten Offenbarungen in den Seelen der Auserwählten der Menschheit. Besondere Klarheit gewinnt diese Anschauung dadurch, daß der Verf. mit vollem Rechte die bisher als einziges Räthsel angenommene Frage nach dem Ursprung und Wesen der Organismen keineswegs als ein Unbegreifliches anerkennt, vielmehr einen jeden noch so complicirten Organismus, insofern er nichts Anderes ist als bewegter Stoff, als ein von der Naturwissenschaft aufzulösendes mechanisches Problem begreift. Die unvernünftige Kritik hat ihn dann mit dem zu widerlegen geglaubt, was er selber nachdrücklich hervorhob und betonte!

2) Die in immer weitere Kreise eindringende und heute von allen bedeutenden Naturforschern angenommene Darwin'sche Theorie. Dieser größte und folgenreichste Gedanke, mit welchem nur das Kopernikanische Weltssystem an Wichtigkeit und Bedeutung auch für die Cultur-Entwicklung verglichen werden kann, ist wie der letzte, ernsthaftige Gegner der Descendenztheorie richtig erkannte, ein apriorischer Gedanke. Statt sich über diesen Ausspruch Agassiz' zu ärgern, hätte Häckel denselben als ein hohes Lob unbedingt acceptiren dürfen. Ja es ist ein philosophischer Gedanke, ein unmittelbar aus der Vernunft entsprungener und die speculativen Philosophieprofessoren, welche sich vor demselben bekreuzen und angstvoll abwenden, kommen mir vor wie eine einfältige Glucke, welche Enteneier ausgebrütet hat und nun, wenn sie die jungen Entlein fröhlich auf dem vertrauten Element dahin schwimmen sieht, mit ängstlichem Gackern und jammernden Warnungsrufen an dem Ufer auf- und abrennt. Hätten sie ihren Kant und Schopenhauer fleißig studirt, statt den ersten zu verballhornen und den letzten zuerst zu „secretiren“, dann in verkehrtester Weise zu kritisiren oder gar „auszulegen“, so wüßten sie, daß das ursprüngliche Material unserer Vernunft nach Kant die Formen von Zeit, Raum und Causalität sind, daß der Darwin'sche Gedanke nichts weiter ist als die Causalität auf die unendlich zahlreichen Formen der organischen Welt angewandt. Und zwar müssen wir den Causalitätsbegriff schon um deswillen einen apriorischen nennen, weil er allein Nothwendigkeit in den Zusammenhang der Erscheinungswelt bringt, während sonst alle Erfahrung nichts Anderes gäbe, als die zeitliche Succession der Erscheinungen. Ein solcher apriorischer Gedanke aber baut sich um so festester in das Meer des Erfahrungswissens, je zahlreicher die Glieder sind, welche durch ihn in eine strenge logische Verbindung gebracht werden, je unabsehlicher die Menge der Thatsachen ist, welche durch ihn ihre einfache Erklärung und Erledigung finden, während sie sonst ein ewig unerklärliches, unsere Vernunft zermarterndes Räthsel wären oder wie Häckel sagt: „Die unerschütterliche Stärke der Descendenztheorie liegt gerade darin, daß sämtliche biologische Thatsachen eben nur durch sie erklärbar sind, ohne sie dagegen unverständliche Wunder bleiben.“

Es hat also trotz der Warnungsrufe der „exacten Naturforscher“, welche jammernd das Einbrechen des neuen Geistes und mit geheimem Schauer den Abfall von der sacrosancten Methode des „Beobachtens, Wägens, Rechnens“ wahrnahmen, das philosophische Denken seine unverjährbaren Rechte auf dem Gebiete der Naturerklärung wieder geltend gemacht.

Die Darwin'sche Theorie hat aber nicht bloß wegen der Größe der Abstraction, die in ihr gereift ist, einen Anspruch darauf, als einer der großartigsten philosophischen Gedanken zu gelten, welche je gedacht worden sind. Denn handelte es sich nur um eine höhere und richtigere Abstraction, so wäre wohl

der Widerspruch der Theologen und Pseudophilosophen begreiflich, nicht aber jener der Naturforscher. Denn diesen ist doch ganz sicher mit ihrem Beobachten, Rechnen, Wägen um nichts Anderes zu thun, als zu höheren und immer höheren Abstractionen zu gelangen, von welchen aus nach dem Grundsatz; simplex sigillum veri, die Welt der Erscheinungen auf die einfachste Weise erklärt werden kann. Und ich kann nirgends finden, daß gegen ähnliche großartige Abstractionen, wie z. B. das Kopernikanische Weltsystem, die Newton'sche Gravitationstheorie, Laplace's Mécanique céleste, die Theorie der elektrischen Spannung oder die Substitutionstheorie in der Chemie gerade von Seiten der Naturforscher eine so heftige und erbitterte Opposition gemacht worden sei. Ja das Schiboleth der Naturforscher war seit Cartesius Zeiten die immer deutlicher erkannte und in unserem Jahrhundert durch Robert Mayer zum vollendeten Abschluß gebrachte Wahrheit: „Es gibt nur Eine einzige allgemeine Naturkraft, die nur in den verschiedenen Formen sich manifestirt, für sich aber ewig und unveränderlich bleibt. Unsere Aufgabe ist es nur, den vorhandenen, allgemeinen Mechanismus überall nachzuweisen, jede Erscheinung auf denselben zurückzuführen.“ Woher also die allgemeine Abneigung gegen den Darwin'schen Gedanken, das Verhorresciren desselben durch die Naturforscherversammlungen, bis endlich der begeisterte Muth des genialen und, wo es sich um die heilige Sache der Wahrheit handelt, keine Menschenfurcht kennenden Ernst Häckel den Rauber durchbrach? Ich will diese Frage hier in schlichter, gemeinverständlicher Weise beantworten:

Weil hier der denkende Geist mit einer anderen Causalität operirt, als der mechanischen; weil die Darwin'sche Theorie, so eifrig auch die Materialisten zu ihr schwören und sie als die höchste Bestätigung, den höchsten Triumph ihres Systems ansehen, in ihrem innersten Wesen durchaus idealistisch ist.

Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf meine Schrift: „Die Doppelnatur der Causalität“, in welcher der auch in meinen übrigen Schriften mehr oder minder hervor tretende Gedanke eine systematische Darstellung gefunden hat, der Gedanke nämlich: daß alle Dinge der Welt zugleich Mechanismus und Wille sind; daß aber nur auf der untersten Stufe, bei den Weltatomen, Mechanismus und Wille zusammenfallen, sich decken; daß dagegen bei den Wesen höherer Ordnung — und diese beginnen schon mit dem unorganischen Stoffe — der Mechanismus als Das auftritt, was sein Name besagt, als die von dem Geiste, dem Empfinden beherrschte Bewegung, wenn wir gleich nicht im Stande sind, dieses auf die kleinsten Räume beschränkte Empfinden zu verstehen.

Wohl aber wird die zur Herrschaft gelangte Empfindung uns verständlich in der Entwicklung der Thierformen. Und wenn hier auf irgend einer, noch so tiefen Stufe die Frage gestellt wird: „Was veranlaßte z. B. den vollständig gleichartigen Zellenhaufen sich zu einer neuen, höheren Form, der Gastraea, zu organisiren?“ so gibt es stets nur Eine Antwort: Die Eigenschaft der Empfindung. Das heißt also: Mit der ihnen zu Gebote stehenden Bewegungsgröße (Mechanismus) haben die Zellen unter der Einwirkung äußerer Verhältnisse (causas efficientes) vermöge der ihnen einwohnenden Empfindungsfähigkeit jene neue, höhere Form selbstthätig geschaffen (Finalursache, Wille, Geist).

Da nun also das ganze, große Gebiet der organischen Welt, auf welches die Darwin-Häckel'sche Theorie Anwendung findet, offenbar nur mit der Empfindungs-Causalität durchwandert und erobert werden kann, so wird es dem Leser ebenso wohl verständlich sein, warum ich diese Theorie als eine durchaus idealistische bezeichnete, als er die Abneigung der auf der Bahn der mechanischen Naturbetrachtung dahinschreitenden Forscher und ihren eifrigen Protest sich wird erklären können.

Zugleich aber — und um diesen Beweis war es mir hier zu thun — wird er aus allen diesen Anzeichen schließen, daß der Zeitpunkt des Bundes der Naturwissenschaften mit dem philosophischen Denken gekommen ist.

Literatur und Kunst.

Aus Jugentagen.

Von Wilhelm Jensen.

I.

Hinter dem schützenden Laub des weißumblühten Ligusters
Sorglich in's Dunkel gekniet, bargst Du Dich neugierig dem Freund;
Doch von dem Abendgelenkt des roth absinkenden Tages
Zog ein glühender Strahl heimlich des gold'nen Gelock's
Fäden hervor aus dem Laub und deutete mir die Verborg'ne,
Die nun jubelnden Ruf's ihrem Versteck ich entriß.
So mit beglückendem Licht grüßt drunten im nächtigen Bergschacht
Plötzlich des Suchenden Blick schimmernde Ader des Gold's,
Und es umfloß ringsum mit Fülle des Edelgestein's nun
Mich Deiner Lippen Rubin, mich Deiner Augen Saphir.
Lachend ergreiffst Du die Hand des Gefährten der täglichen Spiellust,
Zogst ihn fröhlich mit Dir, ahnungslosen Gemüth's,
Daß ihm in jenem Moment zum ersten Mal eine Ahnung
Deiner Schönheit, ein Blick, schauernd die Seele durchdrann.
Und so stand ich im Traum, nicht wissend was mir geschehen,
Was mit dem plötzlichen Schlag klopfend das Herz mir geregt.
Ueber uns legte sich weich vom Himmel dämmernd die Mondnacht —
Ach, es entschwand über uns hin unermesslich die Zeit,
Breitete frühe die Nacht um Dich her und ließ mich dem Tage;
Raum mehr schau' ich zurück, gleichwie vom Rande des Schacht's
Drunten im Bergesschooß fernher noch ein Schimmer des Lichts grüßt,
Aber erloschen dahin schwand Rubin und Saphir.
Manchmal nur, wenn das Abendgewölk sich in röthliche Gluth hüllt,
Irrt aus dem schattigen Laub plötzlich es noch vor dem Blick
Wohl wie ein goldener Faden mir auf, und ein stockender Herzschlag
Pocht in der Brust, wie er einst jene des Knaben durchbebt.

II.

Unter der Linde des Dorf's noch schau' ich Dein blühendes Antlitz,
Wie Du das fliegende Haar hastig den Schläfen entkreiffst,
Du die Schönste gewiß der im Wettkampf ringenden Schwestern,
Die um den lockenden Preis eifrig die Kräfte geprüft.
Aber den Andern voraus wie ein Stern hinflögst an das Ziel Du
Standest des Athems beraubt, hochaufleuchtenden Blick's,
Und mit der zitternden Hand den Kranz frühblühender Rosen
Drücktest Du, fiebernden Blut's, auf die erglühende Stirn. —
Nimmer erschaut' ich Dich mehr, und mir hallte verflingend an's
Ohr nur,
Daß Dich des Sommers Beginn selber zur Rose verschönt;
Daß Du, ein ein leuchtender Stern noch wie einst, in verändertem
Wettkampf

Immer des Sieges gewiß, selber der Lockendste Preis,
Bis Dir, des Athems beraubt an schwülem Tage des Schicksals,
Von der erglühenden Stirn raubte der Sieger den Kranz. —
Einsam trägt mich der Fuß heut' über den ländlichen Friedhof,
Den für den Knaben dereinst Dämmergeheimniß umwob;
Ach, es erhellte sein Räthsel der Tag zu bald mir, und plötzlich,
Schon aus ummoostem Gestein, tönet Dein Name mir auf.
Seltsam ergreift mich die Schrift; sie kündet, daß wieder den Andern
Weit voraus Du an's Ziel flogst, doch ein fallender Stern.
Nicht mehr leuchtet Dein Blick im berausenden Siegestriumph auf,
Nicht mehr fiebert das Blut in der erkalteten Stirn.
Drüben nur murmelt wie einst noch im Hauche des Abends die Linde,
Und zu Häupten Dir rauscht leis' ein verdorrter Kranz.

Ein Winterabendmonolog.

Von Johannes Scherr.

I.

Wenn die Darwinisten recht haben, so muß, auch die denkbar langsamste und sachteste Entwicklung vorausgesetzt, einmal ein Augenblick gewesen sein, wo der Riß zwischen Thierheit und Menschheit, zwischen thierischem Traumsein und menschlichem Bewußtsein geschah.

Falls wir aber dem ersten Wesen, welches sich im Gegensatz zum Thier als Mensch fühlte, nicht die Schande anthun wollen, uns dasselbe als einen Idioten vorzustellen, so muß es bald, sehr bald gemerkt haben, daß das Leben nichts weniger als eine Schlaraffei sei. Schon in den ersten Menschen dürfte der Kampf um's Dasein mitunter die Frage angeregt haben: Ist dieses Dasein eines solchen Kampfes werth? Man könnte, so man von einem Adam in biblischem Sinne sprechen wollte, unschwer auf die Vermuthung kommen, schon der erste Mensch müßte nothwendig ein Skeptiker gewesen sein und sich gefragt haben: Was thu' ich eigentlich da?

Eine sehr fragwürdige Frage, fürwahr, und bis heute noch unbeantwortet, obzwar alle Religionen und alle Philosophien sich abgemüht haben, eine Antwort zu finden. Was sie fanden? Fabeln und Phrasen.

Auch die Poesie mußte die Frage nur scharfschneidig zu formuliren nicht, aber zu beantworten.

Solche Frageformeln sind der Hiob, der Prometheus, der Faust, der Cain.

Der Letztere, die echteste, gefühlteste und großartigste dichterische Schöpfung des 19. Jahrhunderts, in welcher der Genius Byrons mit seiner ganzen Kraft und Düsterniß sich offenbarte, ist keineswegs ein Anachronismus. Denn warum sollte, die biblische Mythe einmal zugelassen, der Erstgeborene Ewas nicht der erste Pessimist gewesen sein? War er ein denkendes Wesen, so mußte sich das Gefühl des Verhängnisses, Mensch zu sein, bleischwer auf ihn legen und mußte er klagen, wie der Dichterlord ihn klagen läßt:

„Und dies ist Leben?

Sich stets zu müß'n — warum soll ich mich müß'n?
Ich lebe, ja, doch einzig um zu sterben,
Und seh' im Leben nichts, den Tod verhaßt
Zu machen, als ein innerliches Bangen,
Den widerwärt'gen, unbefleglichen
Instinkt, zu leben, den ich wie mich selbst
Verachte, doch nicht überwinden kann.
So leb' ich denn. O, hätt' ich nie gelebt!“

Der Ekel, die Verzweiflung müßte es doch schließlich über den „widerwärtigen Instinkt“ davon tragen, falls sich dieser nicht zwei starke Helfershelferinnen beigelegt hätte: Geduld und Gewohnheit. Diese lehren den Menschen ertragen, was an und für sich — persönliches „Glück“ oder „Unglück“ ganz beiseite gelassen — des Ertragens in keiner Weise werth ist.

Denn wo wäre ein auch nur halbwegs vernünftiger Zweck des Menschendaseins auch nur halbwegs annehmbar nachgewiesen? Nirgends. Religiöse Märchen und philosophische Lebensarten die Fülle und Fülle, aber nicht die Spur von einem Nachweis, von welchem ein ehrlicher, anständiger und geschulter Mann sagen möchte: Daran kann ich glauben.

Wie? Auch an die Arbeit nicht?

Als an ein Mittel, ja; als an den Zweck, nein. Denn warum soll ich arbeiten? da die schreckliche geheime Stimme in mir immerfort raunt: Dein Arbeiten ist am Ende aller Enden gerade so eitel und zwecklos, wie das Allen, die vor dir waren und die nach dir sein werden. Warum? Wozu? Wofür?

Es ist ganz wahr, die ungeheure Mehrzahl der Menschen wird durch diese Fragen gar nicht behelligt, weil sie das Leben thierisch-naiv faßt und führt. Die kleine — genau betrachtet, sehr kleine — Minderzahl, die Wissenden, welche den Dingen

auf den Grund sehen möchten, sie haben sich von jeher redlich abgequält mit dem furchtbaren Warum? Wofür? Wozu? Man muß es auch sehr begreiflich und verzeihlich finden, wenn die armen zweifelnden, fragenden, suchenden Menschen sich von Zeit zu Zeit gar gern eine angebliche Lösung des unlösbaren Problems durch irgend einen Schelling oder Hegel — will sagen durch diesen oder jenen betrogenen Betrüger — vorgaukeln lassen, bis dann die angebliche Lösung immer wieder als ein aus den Fülln schamloser Begriffsnothzucht und grausamer Sprachefolterung herausgeschältes faules Windei sich darstellt.

Aber ist es denn nöthig, allzeit und überall dem Warum? nachzugrübeln? Lassen wir das Woher? und Wohin? und Wozu? und nehmen wir die Welt, wie sie nun einmal ist. Anders machen können wir sie ja doch nicht und so wird es denn das Klügste sein, uns praktisch darin zurecht zu finden. Thun wir das, so werden wir weder bestreiten können noch wollen, daß die menschheitliche Arbeit im Laufe der Jahrtausende denn doch was Hübsches vor sich gebracht und daß die Vervollkommungsschule Weltgeschichte erkleckliche Erziehungsergebnisse zu Tage gefördert habe.

Wer wollte das bezweifeln? Wir laufen nicht mehr im Thierfellekostüm herum und nähren uns nicht mehr mit Eicheln. In der Schaffung und Verfeinerung von Formen hat sich die menschliche Culturarbeit wahrhaft groß erwiesen. Was das Wesen angeht, so wollen scharfe Augen entdeckt haben, daß der Mensch im Perfectibilitätsrad noch ganz derselbe sei, welcher er im pfahlbäuerischen Wolfs- oder Bärenfell gewesen. Gerade herausgesagt, die dermalen Tag und Nacht mechanisch hergebetete Fortschrittstänze vermag keinen Geschichtskenner zu überzeugen, daß die Civilisation den Menschen substantiell verändert oder beziehungsweise veredelt habe. Soweit die geschichtliche Kenntniß in die Vorzeit hinaufreicht, ist der Mensch und ist die menschliche Gesellschaft dem Wesen nach ganz so gewesen, wie sie heute noch sind: — der Mensch ein Mißgeschick von Widersprüchen, die Gesellschaft ein Wirrwahl von gegensätzlichen Interessen. Zu allen Zeiten dieselben Illusionen und Enttäuschungen, dieselben Anlagen und Leidenschaften, dieselben Bedürfnisse und Begehrenisse, dieselbe Tugendtheorie und dieselbe Lasterpraxis. Zu allen Zeiten Schwindler und Beschwindelte, Ausbeuter und Ausgebeutete, Schelme und Narren. Ob aber dereinst aus dem verfallenden Erdenhause der letzte Mensch als der letzte Schwindler oder als der letzte Beschwindelte, als der letzte Narr oder als der letzte Schelm hinauszuziehen werde, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig.

Darüber dagegen sind, wenn nicht die Gelehrten, so doch die Verständigen einig, daß die Erde nichts weniger als ein Eden, daß das „goldene Zeitalter“ der Freiheit, des Friedens und der Freude wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft nur ein Ammenmärchen, daß die Natur unerbittlich und erbarmungslos, daß unser Menschenleben mit seiner jämmerlich unbehilflichen Kindheit und seinem einsamen breihaften Alter, mit seinen Krankheiten und seinen Thorheiten, mit seinen grellen Ungerechtigkeiten und ekelhaften Rohheiten, mit seinen ruhelosen Wünschen und unzulänglichen Befriedigungen, mit seinen böshaften Verkettungen und seinen wehvolken Trennungen, mit den Luftspiegelungen der Ehrgeizes, mit den Verführungen des Reichthums und den Demüthigungen der Armut, mit allen seinen Sorgen, Mühen, Schmerzen, geknickten Hoffnungen und bitteren Erfahrungen, sogar mit seinem sogenannten Glücke, seinen flüchtigen Genugthuungen und täuschungsvollen Genüssen — ja, daß die Erde, mit Allem, was darauf, nichts als eine, mit dem armen Leopardi zu sprechen, „gränzenlose Nichtigkeit“, eine „inutile miseria“, oder auch nichts als eine schnöde Prellerei, ein niederträchtiger Schwindel.

Was folgt aus alledem?

Daß der „loathsome and yet all invincible instinct of life“, wovon der Byron'sche Cain spricht, die Menschen zwang, eine Erfindung zu machen, mittels welcher sie über die Erdennoth sich hinwegtäuschen konnten.

Diese Erfindung, die Lehre von der Fortdauer der Seele des Menschen nach seinem leiblichen Tode und die damit eng

verbundene Vorstellung von einer Vergeltung in einem sogenannten Jenseits, ist die trübseligste gewesen, welche ein Menschengehirn jemals ausgedacht hat. Nur Abstractoren wie z. B. der Doctor Strauß, dem sein eigen Volk gerade so fremd gewesen wie etwa das japanische, nur dürre Doctrinäre, welche niemals in und mit dem Volke gelebt haben, vermögen zu verkennen, welche unermeßliche, unerschöpfliche Wohlthat für die arme Menschheit der Unsterblichkeitsglaube war und ist. Die wirklich Weisen aller Länder und Zeiten, Denker und Dichter, Propheten und Politiker, haben das wohl erkannt. In den Katakomben Aegyptens, auf den Bergen von Baktrien, in den Baniänenhainen am Ganges, unter den Platanen des Plifos, auf den Triften Galiläa's, in den Sandsteppen Arabiens wie in dem Schattendüster der Wälder Germaniens und unter den Druideneichen Armorica's ist diese Lehre verkündigt und geglaubt worden und überall hat sie ungezählte und unzählige Millionen von Menschen die schwere Last des Lebens tragen gelehrt.

Wenn die menschliche Civilisation etwas so Gehres und Herrliches ist, wie ihr sagt, wohan, nur der Unsterblichkeitsglaube hat sie möglich gemacht. Dadurch möglich gemacht, daß er den Geschlechtern der Menschen die Hingebung und Ausdauer verlieh, inmitten von allen den Bedrängnissen des Daseins ihre Arbeit zu thun.

Darf das ein bloßer Wahn genannt werden? Kann es ein bloßer Wahn sein? Und wenn es ein Wahn, ist er verwerflich und entbehrlich?

Aber was ist denn eigentlich Wahn und was ist Wahrheit? Das, was dafür zu halten man übereingekommen ist, stillschweigend oder ausdrücklich.

Wahrheit oder Wahn, gleichviel, ohne den Unsterblichkeitsglauben, ohne das hoffende Hinübertreten in eine vorgestellte jenseitige Welt müßte die Menschheit aus dumpfem Ueberdruß an der Zwecklosigkeit der diesseitigen schon längst verborben und gestorben sein.

II.

Die gedankenlose Wohllebigkeit wie der schönfärbige Optimismus — jene kann nicht, dieser will nicht logisch denken — sie fühlen sich natürlich nicht verunbequem durch die Thatsache, daß vom Anbeginn der Zeiten alle außerwählten Geister Pessimisten gewesen sind, d. h. die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daseins erkennende und beklagende Denker.

Kein Träger des Genius vom Anfang bis heute, welcher nicht empfunden hätte, was Firdusi in seinem Helidenliede vom Kai Chosru aussprach:

„Der Weise wünscht, er wäre nie geboren,
Ihn hätte nie im Erdenrost gefroren
Und niemals ihn die Gluth der Welt verjagt;
Unheil nur wird durch die Geburt verhängt,
Nur Wechsel herrscht und Trübsal hier auf Erden:
Drum ist es besser, nicht gezeugt zu werden.“

Dieses Thema hat zahllose Variationen gefunden, allzeit und allenthalben, in ältester wie in jüngster Zeit, unter allen Völkern, unter allen Rassen, soweit sie überhaupt zum Denken gelangt sind. Wollte man eine Bibel des Pessimismus zusammenstellen, alle Männer von Genie und Herz, welche jemals und irgendwo aufgestanden, würden die Verfasser derselben sein.

Am geläufigsten ist die Vorstellung von der Welt als von einem Räthsel, einem ungelösten und unlösbaren Problem.

Wer hat dieses Welträthsel aufgegeben? Oder hat es sich selbst aufgegeben? Warum ist es aufgegeben? Wozu existirt es?

Alle vom Anfang bis heute versuchten Antworten sind nur leeres Gestammel und unarticulirtes Gestotter. Die Physik stottert bei ihren Antwortversuchen nicht minder, als die Metaphysik gestammelt hatte. Der Streit, ob zuerst die Henne oder zuerst das Ei gewesen, sei zu Ende, sagen exacte Forscher; denn das „Omne vivum ex ovo“ — sei abgethan und überwunden. Gut, wir wollen es glauben. Aber nun möchten wir wissen, woher anderweitig, woher überhaupt das „vivum“ gekommen, in dem Blutflügelchen, das in unseren Schläfen rollt, in der Urqualle,

in der Urzelle, im Urschleim? Keine Antwort, oder höchstens die schon uralte bekannte ausweichende: „Die Materie ist eben von Ewigkeit her und folglich ist das auch die dem Stoff inwohnende Kraft.“ Aber was ist Ewigkeit? Ein unfassbarer Begriff, ein Undenklliches, also Sinnloses. Und wäre denn mit dieser unvorstellbaren „Ewigkeit“ das „Woher die Materie?“ und „Warum die Kraft in derselben?“ irgendwie aufgeheilt und erklärt? Wäre damit ein letzter Grund, der letzte Grund nachgewiesen? Das wird selbst der gelehrte Größenwahn nicht behaupten wollen. Das uralte und immerjunge Welträthsel bleibt also, was es war und ist, und wir wissen, was wir von dem unarticulirten Gestotter, das sich gar häufig für ein Triumphlied des Allesbegriffen- und Alleserklärthabens ausgeben möchte, zu halten haben. . . .

Auch als Schlaf und Traum wird das Dasein gejagt. Von Heiden und Christen. Ein altarabischer Dichter sagte: „Die Menschen schlafen; wann sie aber sterben, dann wachen sie auf.“ Der spanische Erzählthor und Mystiker Calderon dichtete einen prächtigen dramatischen Commentar zu seinem Text: „Das Leben ein Traum.“ Der geistesheile deutsche Protestant Rudert sang:

„Die Cypress' ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt auf's Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir Flügel gab.“

Endlich wurde und wird das Leben gefühlt als eine Krankheit und der Tod begrüßt als die Genesung. Sokrates, welcher, wenn man ihn auch nicht gerade dem delphischen Orakel zu gefallen für den weisesten Menschen hält, doch immerhin einer der weisesten gewesen ist, hat bekanntlich, als ihm nach geleertem Schierlingsbecher der Tod an's Herz trat, seine Freunde gebeten, dem Asklepios einen Hahn darzubringen als Dankopfer für seine Genesung von der Krankheit des Daseins.

Wenn nun schon ein antiker Mensch, noch dazu ein Hellene, ein Athener, das Gefühl der Daseinskrankheit hatte, um wie viel stärker muß dieses Gefühl in unserer modernen, durchweg gekünstelten, verunstalteten, auf Schrauben und Stelzen gestellten, an den Krücken einer verlogenen Convenienz einherhinkenden Gesellschaft sich bemerkbar machen! Wo ist denn heutzutage ein Mensch — ich meine ein denkender und ehrlischer —, welcher von sich sagen möchte, er sei leiblich und seelisch ganz gesund? Wohin immer ein sehendes Auge sich wendet, überall treten ihm die tausenderlei Symptome der einen großen Krankheit: „Leben ist Leiden!“ entgegen und noch erschreckender und betrübender als die Merkmale physischer Uebel sind die immer mehr sich häufenden Symptome psychischer Störungen.

Die Zahl der Narheiten und Narren heißt Legion.

Ich weise mit dem Finger auf eine schwärende Wunde der modernen Gesellschaft. Ihr Name ist „Größenwahn“.

Freilich, auch dieses Neue unter der Sonne ist nur Altes.

Als Bonaparte am Fuße der Pyramiden von Gizeh zu seinen Grenadieren sagte: „Vom Gipfel dieser Monumente blicken vier Jahrtausende auf euch herab!“ hätte er auch sagen können: Von der Spitze dieser gemauerten Berge grinst euch der uralte und immerjunge menschliche Größenwahn an!

Denn wenn so ein Pharao Chufu hunderttausend halb oder ganz nackte Sklaven zusammentrieb und sie Jahrzehnte hindurch zu frohnden zwang, um einen Berg aufzumauern, in dessen Grabkammer der Wurmfratz seiner pharaonischen Mumie der Zerströrung trogen sollte, was war das anders als naiver Größenwahn? Und wenn der Pharao Napoleon seinerseits sechs- hunderttausend uniformirte Sklaven zusammentrieb, um an ihrer Spitze dem Phantom Weltherrschaft nachzujagen bis ins brennende Moskau hinein, was war das sonst als raffinirter Größenwahn?

Ein großes Stück Weltgeschichte gehört eigentlich in die Psychiatrie. Geniale Irrenärzte sollten die Geschichte der römischen Cäsaren, der römischen Päpste, der Attila, Dschingis Khan und Nadirschah, die Geschichte Philipps des Zweiten und Ludwigs des Vierzehnten schreiben. Napoleon der Erste war ein tobender, Napoleon der Dritte ein grübelnder Größenwahnsinniger.

Und nicht etwa nur auf der Weltgeschichtsbühne, nein, auch im Alltagsleben grassirt die unheimliche Geisteskrankheit. Sie ist geradezu die moralische Pest der Gegenwart. Der ordinäre Schmierling in irgend einem Winkelblatt, der ordinärere Maultrömler in irgend einem Winkelclubb, der ordinärste Kathedra-rier an irgend einer Winkeluniversität, das verkannte Dichter-, verkanntere Maler- und verkannteste Zukunftsmusikhalbtalent, der große Patriot, größere Liberale und größte Dividendenschnapper, dessen A er selbst und dessen D die Million, die ganze Fobbers- und Robbersbande vom jüdischen Börsenschakal bis hinauf oder auch hinab zum christlichen Aufsichtsrath-Hürsten und Gründer-Perzog: lauter arme — obzwar mitunter sehr reiche — Größenwahnbehaftete.

Aber der bevorzugte Tummelplatz des Größenwahns war und ist doch das Gebiet der Religion. Da hat er sich von jeher in allen Formen und Farben geoffenbart, als höchste Tragik wie als tiefste Komik. Ein riesigeres Sammelsurium von Nartheit als das christliche Legendenbuch, die 53 von den Holländern redigirten Folianten der „Acta Sanctorum“, ist kaum denkbar. Und durch die ganze ungeheure Kafophonie geht als Grundton der Größenwahn. Wollt ihr aber eine ganz meisterliche Kennzeichnung dieses christlichen, d. h. mit Demuth geschminkten Größenwahns kennen lernen, so lest des Engländers Tennison „Sanct Simeon Stylitos“. Nur ein Eingeborener des Lieblingslandes der Scheinheiligkeit vermochte uns die unter der Selbsterniedrigungsmaske hervorbrechende grenzenlose Eitelkeit des religiösen Größenwahnwitzigen so aufzuzeigen. Ich wünschte, ein rechter Dichter machte sich einmal daran, uns jenen gelehrten Mönch des 9. Jahrhunderts vorzuführen, den Paschasius Radbertus, den Erfinder oder wenigstens Ausbildner und Feststeller der Lehre von der Transsubstantiation, welcher zufolge jeder beliebige Priester tagtäglich den Herrgott schafft, indem er Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi verwandelt. Der Mensch macht den Gott, gewiß ein erbauliches Beispiel von mittelalterlich-gläubigem Größenwahn! Oder war der närrische Paschasius etwa ein vorweggenommener Feuerbach? Einem Shakespeare der Zukunft könnte man auch die seiner würdige Aufgabe stellen, einen Arbues oder Torquemada als Typen des religiösen Größenwahns zu zeichnen, und vielleicht dürfte man noch den Luther hinzufügen, in Anbetracht, daß er den Papst kaum vom Stuhle der Unfehlbarkeit hinabgestoßen hatte, als er schon sich selber recht breit darauf setzte, die Bibel als einen unantastbaren Schild zwischen seine unfehlbare Autorität und die Vernunft stellend, welche er ja bekanntlich „des Teufels H... andlangerin“ schalt. Die Arme ist das für die richtigen lutherischen „Diener am Worte“ bis zum heutigen Tage geblieben und mußte es bleiben. Denn wie könnten sie sonst ihren römischen Kollegen, den richtigen „Dienern am Altar“ die Stange halten und wetteifernd mit diesen den „Frieden Gottes unter den Menschen“ fördern?

Wo der Größenwahn in weltgeschichtlichen Gestalten, in einem siebenten Gregor, einem Luther, einem Napoleon, zur Erscheinung kommt, erinnert er an den Satz Seneca's, daß dem Genie immer eine Dosis Wahnsinn beigemischt sei („nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae“). Shakespeare hat, wie Jedermann weiß, das auch vom Dichtergenius geglaubt („Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend, blickt auf zum Himmel, blickt zur Erde nieder“). In beiden Fällen kehrt uns die Krankheit ihre tragische Seite zu. In die komische sodann schlägt sie um, wenn das Können des größtenwahnsinnigen Individuums zu seinem Wollen in einem gar zu burlesken Mißverhältnisse steht. Indessen kommt auch hier, wie überall, das Reintragische ebenso selten zum Vorschein wie das Reinkomische, sondern zumeist verbinden sich beide Seiten zur Tragikomik. Natürlich! das ganze Menschendasein, persönlich und geschichtlich genommen, ist ja die vollendete Tragikomödie.

Ist dieses Drama ein ebenso zufällig entstandenes wie zwecklos verlaufendes?

Ist es von einem „Gott“ gedichtet und von einem „Teufel“ trabestirt in Scene gesetzt?

Ist es eine Generalprobe für die Aufführung auf einer „höheren“ Bühne?

Wer weiß es?!

Als Meister Nabelais im Jahre 1553 in Paris zu sterben kam, that er es mit den Worten: „Je m'en vais chercher un grand Pent-etre.“ Wir verbringen unser Leben mit dem Suchen nach einem andern „grand Pent-etre“. Denn all unser Wissen vom Wissenswerthesten ist und bleibt ein großes „Vielleicht!“

Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach.

Die Briefe Ludwig Feuerbachs, die wir nach und nach veröffentlicht werden, sind einer umfangreichen Correspondenz entnommen, welche dieser große Denker zwei Jahrzehnte hindurch mit einem alten Freunde, dem am 31. December 1874 verstorbenen Heidelberger ehemaligen Professor der Philosophie und Abgeordneten Christian Rapp, geführt hat.

Wir haben im Interesse unserer Leser zu handeln geglaubt, wenn wir aus der reichen Sammlung zunächst diejenigen Briefe mittheilen, welche den bis jetzt verhältnißmäßig am wenigsten gekannten innern und äußern Entwicklungsgang Feuerbachs von seinem 28. bis 35. Lebensjahre darstellen und abschließen, eine Periode seines Lebens, welche auch in dem vortrefflichen Werke Carl Grünz: „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“, zwei Bände, Leipzig 1874, nicht so eingehend vertreten ist, als seine früheren und seine späteren Jahre. So schließen sich denn die von uns veröffentlichten Briefe ergänzend an das Grünz'sche Buch an und vervollständigen in willkommener Weise das geistige Bild ihres Verfassers.

I.

Frankfurt, 22. Mai 32.

Berehrter Freund!

Mein Bruder wird Ihnen nebst meinen Grüßen mitgetheilt haben, daß ich in der Absicht, mir das Probeheft der Athene*) zu holen, um eine Anzeige davon in die Jenaer Zeitung einzuschicken, in mehreren hiesigen Buchhandlungen war, aber keines vorfand. Damals wußte ich noch nicht, ob ich noch länger hier bleiben würde, unterließ es daher mir eines zu verschreiben. In dem Zeitraume von damals bis jetzt vergaß ich über den Ereignissen der Jahre 1640 und 1789 das Jahr 1832. Jetzt, wo eine Pause in meiner bisherigen Lectüre eingetreten ist, bitte ich Sie mir es anzuzeigen, ob und wann es noch thunlich ist eine Anzeige zu machen. Aber mehr als alle Anzeigen würde, wenigstens nach meiner Meinung, eine Veränderung des Titels Ihrer Zeitschrift zur Erweckung der Aufmerksamkeit des Publicums beitragen, eine Veränderung, die sich vielleicht jetzt noch thun ließ. Sehen Sie statt Historie Politik, oder machen Sie wenigstens darauf aufmerksam, daß Sie hauptsächlich politische Geschichte darunter verstehen und die Zeitschrift wird gewiß größere Aufmerksamkeit erwecken und größeren Absatz finden. Ohne mit den Wölfen zu heulen, den Gänsen zu schnattern, den Hunden zu wedeln und den Stiebpfeifern zu pfeifen würde die Zeitschrift dennoch größeren Ein- und Abgang finden, als mit dem Titel Historie. Auch käme ihr noch das zu Gute, daß für die Mitarbeiter schneller, leichter, reichlicher Stoff herbeigeschafft würde. Was meine Mitwirkung zur Zeitschrift betrifft, so wird diese, wie ich Ihnen schon mündlich äußerte, für die nächste Zeit wahrscheinlich sehr beschränkt sein. Von den Arbeiten, die bereits von mir bei Ihnen liegen, glaube ich keine besonders geeignet zur Aufnahme. Die Recension ist schon wegen ihres Gegenstandes ohne Interesse, ohne passende Form, enthält überdem Gedanken, die ohne die gehörigen Modificationen und Be-

*) Eine von Rapp herausgegebene periodische Zeitschrift in zwanglosen Heften.

grenzungen, zu denen der Raum zu kurz war, nicht für genügend und richtig passiren können; die Darstellung von Baco enthält nichts Neues und Besonderes; von Böhm wäre nur der Artikel über das Böse zulässig, wenn man sich anders noch um so etwas bekümmert. Von meiner Geschichte der Philosophie überhaupt eignete sich vielleicht nur die Darstellung des Hobbes'schen Staatsrechts und ihre Kritik, die ich Ihnen, ich weiß nicht mehr, ganz oder doch größtentheils vorlas, wie Sie sich noch erinnern werden. Stimmt Ihre Ansicht hierin mit der meinigen überein, und billigen Sie die Art und den Inhalt jener Kritik, so schicke ich sie Ihnen, wenn Sie sie wollen und brauchen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich es ganz Ihrem Urtheil und Willen überlasse, was Sie mit den bei Ihnen liegenden Arbeiten machen wollen. Für Ihren Zweck werden sie aber nicht lange mehr brauchbar sein, da ich, sollte ich keinen Verleger finden, die ganze Geschichte mit Weglassung des lateinischen Textes noch diesen Sommer selbst drucken lassen will. Jedoch finde ich vielleicht in dem Cycles von französischen Werken, die ich hier noch durchmachen will, manchen geeigneten Stoff.

In Betreff der Wahl des Ortes, in Bezug auf eines unserer letzten Gespräche noch Folgendes: Wenn ich ein Mann wäre, der von seinem Vermögen leben könnte, so würde ich ohne Bedenken zwar nicht in Frankfurt selbst, doch vor Frankfurt meine Wohnung in einem seiner schönen Land- oder Fürstenthäuser aufschlagen, deren es hier eine Menge gibt, geeignet zum stillen Studium, zur Gesundheit und Erholung und deren Preis für eine ganze Familie auf das ganze Jahr auf 3—400 Fl. sich beläuft und immer mehr im Sinken ist. Das Holz und die Lebensmittel sind zwar theuer, jedoch nicht viel mehr als in anderen Städten, noch theurer Alles was aus den Händen der Handwerker kommt; der Aufwand und die Prahlerei der Kauf- und selbst Handwerksleute, groß, aber ich würde darum unbekümmert leben, wie es meine Umstände erlauben; sehr viele Familien von hohem Stande leben hier auf die einfachste, eingeschränkste und zurückgezogenste Weise von der Welt. Für wissenschaftliche Männer ist der Umgang zwar sehr beschränkt, aber an der Seite einer solchen Frau, wie Sie besitzen, würde ich keinen bedürfen; die Mittel zum Studiren auch ziemlich beschränkt, zwar kein Mangel an Zeitschriften aller Art, aber die Bibliothek für gewisse Zweige, z. B. Philosophie, ganz arm, doch dafür Heidelberg in der Nähe.

II.

Frankfurt a. M., 17. Aug. 32.

Verehrtester Herr Professor!

Sie erhalten hiemit einstweilen einige Probeartikel. Ich hielt es für nothwendig Ihnen eine Probe zu schicken, denn ich weiß nicht, ob Gedanken in dieser Form gegeben für Ihre Zeitschrift passen. Es sind Aphorismen, aber doch wieder nicht, streng genommen, ich weiß selbst nicht was; ich kann nun einmal nicht meine Gedanken an die herkömmlichen Formen binden, die Irregularität zwischen dem Aphorisma, das zwei Seiten 10 und 11 einnimmt zwischen denen auf den ersten Seiten, entgeht selbst dem Auge nicht. Manche sind kleine Colloquia zwischen dem Autor und dem Menschen, manche wieder in der Form kurzer Dialogen des Verfassers mit einem fingirten Gegner. Diese letzteren nehmen theils mehr, theils weniger Raum ein als das Aphorisma von Seite 10 und 11. Der allen zu Grunde liegende Gedanke ist der ganz einfache, daß das wahre Leben, das wahre Wesen, der wahre Charakter des Schriftstellers in seinen Schriften liegt, der Mensch nicht vom Autor unterschieden ist. Im Falle, daß Sie diese irregulären Zeittwörter zur Aufnahme nicht geeignet halten, so bitte ich Sie die Probeartikel wieder zurückzuschicken, da ich keine Abschrift von ihnen genommen habe, im entgegengesetzten Fall mir zu bemerken, bis wann Sie sie einrücken, um sie dann vielleicht noch zu vermehren, denn bis jetzt wird nach meiner Schätzung das Ganze sich im Druck auf nicht mehr als Cinen, höchstens Cinen und einen halben Bogen belaufen. Meine Grüße an die Ihrigen und Scholler erneuere ich.

Der Ihrige

L. F.

III.

Frankfurt a. M., 27. Sept. 32.

Verehrter Freund!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief. Ich hatte es mir schon eingebildet, daß der Grund der Verzögerung Ihrer Antwort kein anderer war, als daß der Brief Sie nicht in Neustadt traf.

Es wäre mir nicht lieb und zwar im Interesse Ihrer eignen Sache, der Zeitschrift, wenn Sie die Aphorismen so einrücken ließen, wie ich sie Ihnen übersandte. Zwischen den ersten und letzten Nummern liegen noch viele Aphorismen in der Mitte, die nicht weggelassen werden dürften, wenn nicht der dünne Faden von Zusammenhang, der sie verbindet, verloren gehen soll. Denn dieselben, wie die bereits Ihnen übersandten, bilden gewissermaßen eine Einleitung oder Vorbereitung auf die Dinge, die da kommen sollen. Die letzten Aphorismen sind kurze Demonstrationen ad hominem, so daß die Aphorismen doch zusammen ein Ganzes mit Anfang und Ende bilden, dessen Centrum aber dessen ungeachtet einer beliebigen Ausdehnung und Erweiterung fähig wäre. Je nach dem Format möchte sich das Ganze doch im Druck auf 1—2 Bogen belaufen.

Ich lebe zu einsam, um für Subscribenten sorgen zu können. Aber ein paar wissenschaftliche eitle Kaufleute glaube ich doch liefern zu können. Morgen will ich versuchen. Ueber das Schicksal Ihrer Zeitschrift war ich selbst bis auf Ihren Brief in völliger Unwissenheit.

Meinen Plan mit Paris konnte ich noch nicht ausführen, ohne auf's Ungefähre hin wagen zu wollen. Ich habe mich an Cousin selbst gewendet, aber noch keine Antwort. Wenn ich in einer Zeit von 10 Tagen keine erhalte oder eine ungünstige, so verlasse ich Frankfurt und begeben mich entweder nach Erlangen oder sonst wohin auf eine Zeit lang, um wieder von dort aus meine Polyphenarmerie nach einem Lebenszweige auszustrecken, der auf dem Boden der Erkenntniß sproßt, um so die Ausführbarkeit meines Entschlusses zu begründen.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich an Allen, was Sie mir in Betreff Ihrer Person schreiben, den innigsten Antheil nehme, denn Sie wissen, daß ich Sie aufrichtig verehere. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau:

L. F.

IV.

Ansbach, 10. Juni 33.

Jetzt sind Sie beinahe ein halbes Jahr schon von uns entfernt und noch haben Sie keine Zeile von uns erhalten. Daran war aber, wie sich von selbst unter uns versteht, nicht Vergessenheit von meiner Seite Schuld, im Gegentheil, ich dachte immer an Sie, und eben nur deswegen schrieb ich nicht an Sie; ob der geistigen Communication vernachlässigt man nur zu oft die äußerliche briefliche. Oft hatte ich übrigens auch schon die Feder zu einem Briefe an Sie angefaßt, aber entweder wurde ich irgendwie unterbrochen oder wollte ich noch absichtlich warten, bis ich Ihnen irgend etwas Wichtiges mittheilen könnte. Wie hätte ich denken sollen, daß das schmerzlichste Ereigniß, das eine Familie treffen kann, der Verlust ihres Hauptes, mir die Veranlassung zum ersten Brief an meinen theuren Freund in Heidelberg geben würde! Die Zeitungen werden Ihnen zwar schon längst die Trauerbotschaft überbracht haben, aber solche theure, solche theilnehmende Freunde, wie Sie und Ihre werthe Frau Gemahlin uns sind, müssen und sollen sie auch noch besonders aus dem Munde Derer vernehmen, die sie am nächsten und schmerzlichsten betrifft. Er, unser unergreiflicher Vater, verschied am Morgen um drei viertel auf drei Uhr den 29. Mai nach kurzem Leiden an einem Herbenschlage, wovon er bereits, wie Sie wissen, schon mehrere sehr bedenkliche Anfälle früher gehabt hatte.

Wie während seines ganzen Aufenthaltes in Frankfurt, so war er auch die letzten Tage ganz heiter, vergnügt und glücklich in dem Gemüthe des diesjährigen schönen Mai's. Alle die Seinigen lebten daher in der fröhlichen Hoffnung dahin, ihn bald gänzlich wieder hergestellt zu sehen; auf eine um so bittere und schmerz-

liche Weise wurden sie in ihren Hoffnungen getäuscht. Er selbst hatte jedoch das bestimmte Vorgefühl seines nahenden Endes.

Darum verließ er nicht eher Ansbach, als bis er alle Angelegenheiten, die ihn noch an die Welt hätten fesseln können, auf's Sorgfältigste und Pünktlichste angeordnet und bestimmt hatte. Es gereicht uns daher zu keiner geringen Beruhigung, daß er, so unerwartet auch sein Tod kam, doch im eigentlichsten Sinne sein Leben vollendet hatte, die Welt nicht eher verließ, als er mit ihr fertig war und sie beseitigt und befriedigt hatte. Meine vorjüngste Schwester Dore war unter uns Allen die Glückliche, die ihm die letzten Beweise kindlicher Liebe geben konnte.

Daß der Verlust unseres guten Vaters mancherlei Veränderungen für uns zur Folge haben wird, können Sie sich denken. Was meine Wenigkeit betrifft, so wird er mit beschleunigender Kraft auf alle meine Pläne und Entschlüsse wirken. Ob ich von meinem Buche, das nun bald vollendet sein wird, und das Sie erhalten, so wie es die Presse verlassen, Früchte ernten werde, weiß ich nicht; und wenn auch welche, wie können bei uns Früchte für meinen Magen und Gaumen wachsen?

Meinen herzlichsten Dank für Ihr Buch. Ich erhielt es hier gerade in der Zeit, wo ich zum letzten Mal das Glück hatte, meinen Vater zu sehen und noch recht vertraute, recht innige und herzliche Stunden mit ihm zu verleben. Wie ich Ihr Buch erhielt, gab ich es sogleich meinem Vater, es wird Ihnen gewiß Freude machen zu vernehmen, daß er es mit großem Vergnügen las. Aus der Hand meines Vaters kam es in die Hände von Freunden, unter anderen Stadlers, dessen Freundschaft ich gemacht, daher ich es noch nicht lesen konnte. Verzeihen Sie meine Kürze, die allertraurigsten Geschäfte sind daran Schuld. Entschuldigen Sie mich doch ja bei Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, die ich auf's Herzlichste grüße — daß ich das Stammbuchblatt noch nicht gesandt habe! Es soll nächstens folgen.

Ganz der Ihrige

L. F.

V.

Ansbach, 23. März 34.

Verehrter Freund!

Tibi soli scripta est haec littera.

Eben hat mir mein Bruder Eduard, der gestern Abends, wo ich ihn aber nicht mehr sprach, von Erlangen hier ankam, Ihren Brief mitgetheilt und gehe ich sogleich auf die Hauptsache über.

Als Freund und Mann muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich keineswegs mit Ihnen in Betreff Ihrer neuen Unternehmung übereinstimmen kann. Was erreichen wir durch sie? Keinen wissenschaftlichen Zweck. Das ist klar aus ihrer Tendenz und den zu behandelnden Gegenständen. Wo wir aber keinen wissenschaftlichen Zweck erreichen, dabei sind wir nicht mit ganzer Theilnahme, nicht mit jenem Interesse, das allein der erfolgversichernde Schutzgeist einer Unternehmung ist. Auch keinen materiellen Zweck. Dieser könnte nur sein, pecuniärer Vortheil oder weitere Begründung unseres schriftstellerischen Namens — eines zunächst zwar todtten Capitals, das aber einst doch so oder so seine Zinsen tragen wird. Den letzteren erhalten wir aber sicherer auf andere, uns und unseren Studien angemessenere Weise, als auf diese. Der zweite scheint bei Dannheimers Verhältnissen aber ganz außer Augen gesetzt werden zu müssen. Wenn es mit dem Honorar kritisch aussteht, so können wir überdem nur auf sehr wenige und sehr schläfrige Theilnehmer rechnen. Da wir in unserer Zeit so viele notwendige Opfer bringen, wem kann man es verargen, wenn er es verschmäht, überdies auch noch freiwillige Opfer zu bringen! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst es mir längst verschworen habe, auch nicht eine Zeile mehr aus meiner Feder der Welt zu überlassen, ohne von ihr etwas Keelles dagegen zu erhalten. Opfer gegen Opfer! Nur wenn Sie einen persönlichen Zweck durch dieses Unternehmen beabsichtigen, nur Ihnen zu Liebe könnte ich von dieser Maxime abgehen.

Wenn Sie aber vielleicht bloß dem Dannheimer zu Gefallen sich zu dieser Unternehmung verstehen, so gehen Sie in Ihrem

Edelmuth zu weit. Einen Buchhändler emporzubringen, liegt ganz außer unserer Sphäre. Nicht die Schwingen des Adlers, das Gefieder des gemeinen Hausgeflügels hebt einen Buchhändler empor. Lessing schon kam diese Verlehnung theuer zu stehen.

Wenn Sie wirklich schon Verpflichtungen eingegangen sind oder es doch fast bei Ihnen beschlossen ist, den Nationalkalender herauszugeben, so können Sie darauf rechnen, daß Ihnen Alles von mir zu Gebote steht, worüber ich selbst gebieten, als eigener Herr nach Willkür schalten und walten kann. Nun wissen Sie aber selbst, was ich für ein Kauz bin. Ueber Alles in mir bin ich Herr, nur nicht über meinen Geist: er ist ein schlechthin unumschränkter Autokrat. Wenn er aber über mich kommt, so bin ich im eigentlichen und uneigentlichen Sinne hin. Ich gehe in meinem Gegenstande zu Grunde, er verschlingt mich, wie der Wallfisch den Jonathan. Ich gehöre nur ihm an. Ich kann mich nicht vertheilen. Wenn ich also ein wirklich positiv thätiger Mitarbeiter an Ihrem Blatt werden sollte — ein solcher wäre ich aber nur, wenn ich aus mir selbst heraus meine Arbeiten schöpfte — so muß ich — wenigstens eine Zeit lang — ganz und gar ausschließlich, ohne etwas von mir zur Reserve zurück zu stellen, mich Ihrem Blatte widmen. Nun kann ich mich aber nur dem mit Erfolg widmen, an dem ich mit Leib und Seele hängen kann, kurz, dem ich mit wahrer Liebe zugethan bin. Ich bin geistlos, ja mehr, ich bin ohne Verstand und ohne alles Geschick, wo ich nicht mit Liebe bin. Nun fragt es sich aber, sind die Nationalkalenders, oder die Art, in der sie behandelt werden müssen, von der Beschaffenheit, die mein Wesen erfordert um etwas mit Geist zu behandeln? oder wenn ich in Betreff der Nummer 5 und 6 ganz mir selbst und meiner Wahl überlassen bin, sind meine Arbeiten, die dann humoristisch-philosophischer Natur sein würden, zur Empfehlung eines Nationalkalenders geeignet, seiner Tendenz angemessen? Etwas ganz anders ist eine Arbeit, die für sich allein, auf ihre eigene Faust erscheint und sui juris sich durch die Welt schlägt, als eine Arbeit, die in einem Blatte, das eine bestimmte Tendenz und einen bestimmten Zweck hat, erscheint. Angenommen aber die Bejahung dieser beiden oder der einen von den zwei Fragen, so muß ich abermals, um Ihnen nicht etwa zu versprechen, was ich nicht leisten kann, die Frage aufwerfen: Ist es mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen und bei meinen vielen gegenwärtig mir durch den Kopf die Kreuz und Quer gehenden Projecten möglich, erlaube, Ihnen das bestimmte Versprechen eigentlich productiver Mitwirkung zu geben? Darauf kann ich selbst, wenigstens in diesem Momente, weder mit Ja noch mit Nein antworten, denn die Entscheidung hängt von der, ich will hoffen, nächsten Zukunft ab, hängt davon ab, ob meine Projecte scheitern oder nicht, ob die ferneren schwachen Aussichten, die sich mir zu eröffnen scheinen, sich wieder verlieren in die Nacht oder den hellen Tag mit sich bringen. Mangel an Zeit und Ruhe — mein Speyrer Bruder ist auch hier — verhindern mich, ausführlicher, wie es nöthig wäre, mich über diese Punkte mit Ihnen zu besprechen. Ihre ferneren Briefe geben mir dazu vielleicht die Veranlassung.

Die Frage erlaube ich mir noch an Sie: Welches Interesse bewegt Sie zu diesem neuen Unternehmen? Die Athene lebt noch, obgleich ihre Erscheinung zu Grunde gegangen. Welches Interesse ist also so mächtig in Ihnen, daß Sie die durch das Schicksal der Athene in mir auf den höchsten Grad gesteigerte Antipathie gegen alles Zeitungswesen — eine Antipathie, die Sie gewiß auch mit mir theilen — überwinden können? Wie die genialen Menschen ihren eigenen Weg gehen, so auch die Wissenschaft und ihre Wirkungen. Die Herestraßen der Zeitungen sind nicht ihre Wege. Geben Sie uns wieder einen neuen Dialog! Das ist besser für Sie und uns! Es ist besser, wenn gleich kostspieliger, mit Extrapost, als mit dem Eilwagen oder gar einer Ordinären zu fahren.

Scenen aus dem Leben meines Vaters wird Ihnen der eine oder andere von uns Brüdern liefern können. Aber zu einer Biographie, die wir außerdem schon unternommen haben würden, ist jetzt durchaus keine Zeit. Den interessantesten Partien würde nicht einmal der Druck gestattet. Das fragliche Aphorism

steht in Zingref's Apophthematia deutscher Nation. Das Buch selbst ist noch unter meinen übrigen Büchern eingepackt in Erlangen, aber die Excerpte daraus habe ich hier. Wären sie schon auf anderes Papier abgeschrieben und läge es mir nicht um Ihre Willen daran, noch heute diesen Brief abzuschicken, so würden sie mitfolgen. Wenn Sie das Buch selbst wollen und es nicht in Heidelberg zu haben, so steht es Ihnen zu Diensten. Ueberhaupt würde ich Ihnen gerne, was ich an Materialien, Lesefrüchten, einzelnen Charakterzügen besitze — was freilich ein sehr geringer Vorrath ist — mittheilen. Auch werde ich nicht unterlassen Daumer und Bayer, und wen ich sonst tauglich und willig finde, aufzufordern. Aber bedenken Sie sich noch einmal recht ernstlich über die ganze Sache. Bedenken Sie was es heißt, sich auf fremde Hilfe verlassen zu müssen (wie es Ihnen als Redacteur bevorsteht), wie gewagt eine solche Unternehmung in dieser Zeit ist, wie jetzt, wo Jeder den Stachel seines Geistes in sich zieht und froh ist, wenn er für sich selber mit heiler Haut davon kommt, und wo alle Lust und Muth zu gemeinsamen Bestrebungen dieser Art verloren geht. —

Den Brief bitte ich Niemand mitzutheilen. Er ist in einer dem Schreiber ungünstigen Stimmung geschrieben.
Ganz der Ihrige

L. F.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Arria und Messalina.

Tragödie in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Charlotte Wolter.

Der Gute konnte in der verflohenen Woche wieder einmal seine volle Freude haben: er brauchte nur die Theaterkritiken zu lesen, zu denen Wilbrandt's „Arria und Messalina“ die Veranlassung gegeben hat. Eine solche Summe tugendhafter Entrüstung ist selten auf ein Brett ausgezahlt worden. Das brauchte wie gewaltiger Orgelklang mit vollen Registern durch die heiligen Hallen jener Blätter, die allerdings Nichts dagegen einzuwenden haben, daß an den Außenwänden der Mauern die wenigst tugendhaften Placate angeschlagen werden. Der feierliche Choral im Feuilleton bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu den fröhlichen Tamtamschlägen, mit denen zweifelshafte Heilkünstler ihre Wundercuren und dunkle Industrielle ihr neu assortirtes Lager der unsagbarsten Artikel auf der vierten Seite des Blattes verkündeten. Es war ein erhebendes Schauspiel. Man konnte sich in der Kirche glauben. Mit einiger Phantasie konnte man sich sogar einbilden, daß ein Beredter und wahrhaft begeisterter Eiferer auf der Kanzel stand und gegen die geschickte Förderin der Sittenverderbniß, gegen die Komödie also wettete.

„Die Gottlosigkeiten mit denen Eure Schauspiele erfüllt sind, — wir können, wir wollen sie nicht dulden! Aus dem innersten Drange des Gewissens heraus müssen wir bekämpfen jene Stücke, in denen die Sitte und Tugend allzeit lächerlich gemacht werden, die Schlechtigkeit in gefälligen Farben schillert und die Schamhaftigkeit durch rohe Attentate verletzt wird. Hinweg mit diesem anstößigen und widerwärtigen Tragödienkram! Je talentvoller der Dichter, desto gefährlicher sein Teufelswerk! — Was will der dramatische Dichter? Was ist sein Zweck? Er will ansachen die Begierden und Leidenschaften und durch Vorführung eines verführerischen Liebesbildes die Liebe selbst in den Herzen der Zuschauer entzünden. Gibt schon die Vorführung erregter Liebeszenen in der bildlichen Darstellung ein gerechtes Vergnügen, um wie viel gefährlicher ist dieselbe im Theater, wo Alles leibhaftig vor unsere Sinne tritt, wo nicht bloß tobte Büge und trodne Farben unseren Augen vorgeführt werden, sondern lebende Personen, Weiber und Männer, die sich mit liebeschmachtenden Blicken anschauen, die sich die zitternden Hände reichen, deren Stimme erbebt unter der gewaltigen Aufregung der Leidenschaft; wo wahrhaftige Thränen vergossen, wahrhaftige Seufzer ausgestoßen

werden! Es ist nichtig und leerer Schein, wenn man sagt, daß auch auf dem Theater die Liebe durch die schließliche Verbindung der Liebenden geläutert oder durch deren Untergang gesühnt werde. Niemand im Zuschauerraum kümmert sich um den regelrechten Abschluß. Nicht die Ehe, die Liebe will man sehen mit allen ihren gewaltigen Wallungen. Wenn in der Komödie dem Liebenden die Hand Derer, für die sein Herz schlägt, in der ersten Scene bewilligt würde, so wäre jedes Stück aus; und zu Tode langweilen würde man sich, wenn sich der Lauf der Handlung in der regelmäßigen Bahn bewegte. Das Schauspiel hat keinen andern Zweck als den: das Vergnügen an der Liebe und der Leidenschaft selbst hervorzurufen; und die Persönlichkeiten, die im Schauspiel erscheinen, erwecken das Interesse des Zuschauers nicht als Freier, sondern lediglich als Liebende.

„Und nun sehe man sich diese Schauspielerinnen an, die im Theater wie in einem Tempel der Lust sich enthüllen, und mit ihrer wenn auch durch künstliche Schminke hervorgerufenen Schönheit die Sinne zu verüben suchen. Aber wehe ihnen! Es wird ihnen ergehen, wie den stolzen Töchtern Zions, von denen Jesaias sagt: Darum, daß sie stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminktem Angesicht, treten einher und schwänzen, und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen; so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihr Geschmeide wegnehmen, und den Schmuck und die köstlichen Schuhe und die Spangen, die Kettlein, die Hauben, die Füllern, die Gebräme, die Schnürlein, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Buntel, die Spiegel, die Koller, die Borten, die Kittel; und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel und eine Glase für krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Saß; solches Alles anstatt deiner Schöne.“

Ob unsere recensirenden Puritaner ganz so beredt waren wie jener fromme Mann, von dem ich einige Worte citirt habe — das will ich unentschieden sein lassen; aber man kann ja ein vortrefflicher Theatermoralist sein ohne deshalb gerade die Beredtheit Bossuets besitzen zu brauchen. Denn von keinem Geringeren als dem feurigen Bischof von Meaug rührt die oben im Auszug wiedergegebene und analysirte Philippika gegen das Theater her. Bossuet antwortete damit indirect auf Molières Vorrede zum „Tartuffe“. Aber nicht bloß wegen dieser Vorrede mochte der „Abler von Meaug“ seine Krallen gegen den lustigen Molière austrecken. Gewiß war ihm auch verdrießlich gewesen der übermüthige John, mit dem Molière von jener reinen und unbefleckten Liebe des Wiedermanns zum Wiederweibe, welche auch jetzt wieder als ein Postulat der Kritik aufgestellt wird, gesprochen hatte:

„ . . . les honnêtes soupirs,
Et l'on ne penche point vers les sales désirs.
Rien d'impur ne se mêle au but qu'on se propose;
On aime pour aimer, et non — pour autre chose.“

Gegen den Standpunkt des energischen Bischofs läßt sich im Uebrigen wenig einwenden. Die Ansicht, die seiner ganzen Ausführung zu Grunde liegt, daß das Schauspiel nicht eine Schule der Sitten, sondern eine Schule der Leidenschaften sei, wird auch von ganz anderen, viel weltlicheren und viel frivoleren Sterblichen getheilt. Jules Janin sagt: „Das Schauspiel sollte doch endlich Verzicht leisten auf den lächerlichen Anspruch eine moralische Kunst zu sein; denn dieser Anspruch ist doch nichts Anderes als eine der wunderlichsten Tartufferien gerade in jener Kunst, die den „Tartuffe“ hervorgebracht hat.“

Wenn Janin diesen verwegenen Satz jetzt inmitten unseres sittenstrengen Paroxyasmus ausgesprochen hätte, er würde gesteinigt werden; und Diejenigen, die nicht „ohne Sünde“ sind, würden den ersten Stein auf ihn werfen. Unsere modernste Aesthetik ist in der That von einer rigorosen Engbergigkeit, die geradezu staunenswerth ist. Das Stoffgebiet des Dramas, das die Dichter früherer Zeiten als ein ziemlich unbegrenztes hinstellen, soll, wie es scheint, immer mehr eingebämmt und beengt werden; es trennt uns nur noch eine geringe Entfernung von den Principien jener frommen Aesthetin von St. Cyr, die in einem Stücke, welches ihre Jügglinge darstellten, das anstößige Wort „amour“ regelmäßig strich und durch das unverfängliche „tambour“ ersetzte.

Als ob man etwas Rechtes gesagt hätte, wenn man den Satz niederschreibt: „Dieser oder jener Stoff kann nicht auf die Bühne gebracht werden; diese oder jene Persönlichkeit kann nicht der Mittelpunkt eines Dramas sein!“

Kann nicht? Weshalb nicht?

— Weil die Verirrung der Leidenschaft ein widerwärtiges Schauspiel ist, von dem sich jeder Feinfühlende mit Ekel abwenden.

— So, — aber wenn es mir nun in den Sinn käme, ein rasend verliebtes Mädchen auf die Bühne zu bringen, das seine Liebe stumpf macht gegen alle anderen Regungen des Herzens; wenn ich den äußersten Fall nähme, zum Beispiel den, daß der Geliebte den Vater des Mädchens erschlägt, und daß sie, während die Leiche noch nicht erkaltet ist, sich dennoch dem Geliebten wieder in die Arme wirft, — wäre das denkbar?

— Undenkbar! Mit Entrüstung würde sich der Feinfühlige von einem solchen abscheulichen Schauspiel abwenden.

— Mit Entrüstung? Und doch hat ein gewisser Corneille eine nicht ganz unbekanntes Tragödie: „Der Eid“ geschrieben, in der Rimene genau jenes widerwärtige Schauspiel aufführt, von dem sich die Feinfühligten mit Entrüstung abwenden. Wie wäre es aber mit einem anderen Stoffe? Wenn ich zum Beispiel die Verirrung einer Gattin dramatisch behandelte, die den leidlichen Sohn ihres Mannes liebt?

— Mit Entrüstung würde sich der Feinfühlige von einem solchen abscheulichen Schauspiel abwenden.

— Schön! Aber hat nicht ein gewisser Racine die „Phädra“ geschrieben? — Und wie sieht es denn mit dem folgenden Stoff aus? Ein junger Mensch verliebt sich in die Gattin seines Vaters...

— Abscheulich! Unerträglich!

— Und „Don Carlos“ von Friedrich Schiller? „Don Carlos“ mit jener entzündenden Vertreterin der Unzucht, die Prinzessin Eboli heißt! Und die Liebe der beiden Brüder zur leidlichen Schwester, in der „Braut von Messina“? Und die Liebe der Tochter zum leidlichen Vater, der die Histori in der Alfieri'schen Tragödie „Myrrha“ den grauig-ergreifenden Ausdruck verlieh? Und die Ehe des Demipus mit der Sokaste? Und so weiter, und so weiter!

— Nun ja, nun ja! Das mag Alles noch hingehen; aber jedenfalls kann die Ausschweifung, die Liebe in ihrer unedelsten Verwilderung, als gemeine Sinnlichkeit nicht den Vorwurf eines dramatischen Gedichtes hergeben.

— Wie verhält sich denn der „Don Juan“ zu dieser Sentenz? Wie die nächtliche Begegnung des wilden Lüftlings mit Donna Anna und der Aufschrei der Zerline?

Wenn ich mir einen Don Juan gefallen lasse, so wüßte ich nicht, was ich gegen eine Messalina einzuwenden hätte; und ich sehe wirklich keinen Grund, der mich bestimmen könnte, dem verübten Weibe des Claudius den Eintritt zu versagen, der der Mutter des durch Blutschande gezeugten Adonis gewährt worden ist.

Wenn aber dem dramatischen Dichter das Recht, eine Messalina zur tragischen Heldin zu machen, nicht verkömmt werden kann, wie kann man sich denn darüber wundern, daß diese Heldin nichts Anderes ist als eine franke und freie Bühlerin, — wozu dann der Lärm? Dem Dichter, der die Vorsicht gebraucht, diesen Namen auf dem Titel seines Stückes anzugeben, kann unmöglich der Vorwurf gemacht werden, ein harmloses nichtsahnendes Publikum durch die beleidigende Vorführung von Bildern der Ausschweifung und des Lasters zu überraschen. Dieser Name auf dem Zettel sollte eine Warnung sein für allzu empfindliche Leute, an diesen Abenden das Theater nicht zu besuchen. Nichts berechtigt sie zu der Erwartung, eine Griselbis zu sehen, wenn ihnen der Dichter eine Messalina verheißt.

Wilbrandt, der unter den jüngeren dramatischen Dichtern wohl unbestritten die erste Stelle einnimmt, hat auf die Gestaltung der Messalina seine besten poetischen Kräfte verwendet. Das entseßliche Weib, das keiner anderen Gottheit fröhnt als der des Genusses, sieht uns zwar Abscheu ein, aber fesselt uns dennoch durch die Gewalt ihrer wilden Leidenschaft; denn sie ist wahr in ihrer Verirrung. Das ist der einzige Punkt, wo die Kritik dem Dichter hätte beikommen können, die Frage: ist dieses Weib eine renommierte Theater-Messalina, die sich frech mit der läugnerischen Schminke der Sinnlichkeit überläßt und mit einer Schamlosigkeit sich brüstet, die sie gar nicht besitzt, oder ist die kaiserliche Dirne, wie sie uns hier in dem dichterischen Gebilde entgegentritt, glaubhaft? Trant man ihr zu, daß sie die goldprunkenden Gemächer des kaiserlichen Palastes bei Nacht und Nebel verläßt, um in den dunkeln Gassen Roms herumzuabenteueren?

Man muß gestehen, daß Wilbrandt Nichts gethan hat, um seine Messalina zu beschönigen. Was reizt sie an dem neuesten Opfer ihrer

nicht zu befriedigenden Sinnenlust? Ist es der Geist des jungen Marcus? Sie weiß Nichts davon und hat auch gar keine Theilnahme dafür. Ist es der Adel seiner Seele, die Güte seines Herzens? Alles das ist ihr vollständig gleichgültig. Sie liebt Marcus, weil er jung ist, weil er schön ist, weil in seinen Augen das Feuer der üppigen Jugend brennt; nur das sinnlich Wahrnehmbare wirkt auf das unglückselige und fürchterliche Weib. Sie will sinnestrunken an seiner Brust ruhen, mag im Uebrigen die Welt in Trümmer gehen und alles Gute und Edle zu Schanden werden: Quid enim Venus ebria curat!

Ihre entseßliche Verirrung bestraft sich bitter genug. Der Tod des Geliebten trifft keine grausamer als Messalina. Der Mutter bleibt in dem überwältigenden Schmerz um den geliebten Sohn doch die trostreiche Genugthuung, seine Seele immerdar lieben zu können. Was aber verbleibt der Messalina, die nur den Körper geliebt, nachdem der Körper zerstört ist? Ihre Verzweiflung an der Wahre des Todten ist so imposant, daß sie neben dem keuschen Schmerz der Mutter stichhält. In unsern modernen Tragödien dürfen sich wenig Scenen finden, die sowohl in der künstlerischen Conception wie in der künstlerischen Ausführung dieser an die Seite zu stellen wären.

Die Gegenüberstellung der Messalina und der Arria ist überhaupt das Werk eines Dichters. Man scheint es jetzt als etwas ganz Unabweisliches zu betrachten, daß der gegebenen Vertreterin der Verkommenheit und der Ausschweifung Roms, der Messalina, auch eine Vertreterin seiner Reinheit und Größe entgegengesetzt werden mußte, und daß sich für diese letztere die heldenhafte Gattin des Pätus wie von selbst darstellte; und für den Dichter, der diesen wundervollen und wirksamen Gegensatz erfunden, der das Schicksal der zügellosen Kaiserin mit dem des Sohnes ihrer politischen und sittlichen Verbündin verschlungen, hat Niemand ein Wort der Anerkennung. Ich glaube denn doch, daß diese Zusammenführung und Vereinigung der beiden Römerinnen etwas Besseres ist als der sogenannte „glückliche Griff“, nämlich eine wahrhaft poetische und fruchtbare Erfindung.

Nun ist es allerdings richtig, daß in der Wilbrandt'schen Tragödie die Vertreterin des Lasters unsere Theilnahme in höherem Grade erregt, als die der strengen Tugend. Aber diese eigenthümliche Wahrnehmung macht man nahezu in jeder Tragödie, in welcher dieser Gegensatz in den Vordergrund der Handlung gerückt wird. Die Verirrung ist eben leider immer fesselnder als die Correctheit, und der gerade Weg, der ohne Zweifel der beste ist, muß auf den Vorzug, der amüßanteste zu sein, verzichten.

Wenn nun gar eine Künstlerin wie Charlotte Wolter dieser Messalina ihre imposante tragische Kraft leiht, so müssen ihr gegenüber alle Tugendhaften, die Pätus und Arria und wie sie alle heißen, erblassen. Die Leistung der Wolter als Messalina gehört zu dem Gewaltigsten, das unser Geschlecht von der Bühne herab gesehen, und durch sie hat die große Tragödin sich ihren Weg in die vordersten Reihen der Darstellungskunst gebahnt und den Platz sich gesichert neben einer Rachel und Histori. Jetzt erst ist die Künstlerin auf der Höhe angelangt, jetzt erst weiß sie die wunderbaren Gaben, die ihr die Natur zur Verfügung gestellt hat, für ihre Kunst ganz und voll dienlich zu machen. Ihr wundervolles Organ ist jeden Ausdrucks fähig, ob sie nun kost oder leidenschaftlich aufbraust. Sie gebietet über das zarteste Geflüster der Verliebtheit und über den wildesten Aufschrei des Schmerzes. Und wie versteht sie zu schweigen! Wie wunderbar ist ihre Mimik! Wie spiegelt sich auf dem schönen ausdrucksvollen Kopfe jede Erregung wieder, die ihr Inneres bewegt.

O quam magna fuit diotis, quam magna tacendo.

Jede ihrer Stellungen ist für den bildenden Künstler ein Modell, und man begreift sehr wohl, daß diese Messalina, wie sie auf dem Ruhebette die schönen milden Glieder streckt, Hans Mafart zu einem Gemälde hat begeistern können. Es ist etwas Wundervolles. Das Publicum war von dem Hauber ganz berückt, und seit Jahren ist ein solcher Sturm von Beifall in einem Berliner Theater nicht gehört worden.

Die sämtlichen Mitglieder des Residenztheaters, deren gutes Ensemble sich der neue Director Herr Emil Claar zu erhalten verstanden hat, unterstützten mit redlichem Willen und mit gutem Vermögen den genialen Gast. Frau Schönfeldt als Arria sei noch besonders hervorgehoben.

F. L.

Wagners Tristan und Isolde.

Nach der ersten Aufführung.

Wenn man, um einen Standpunkt zur objectiven Anschauung und Beurtheilung der Kunstwerke zu gewinnen, einen prüfenden Rückblick wirft auf die verschiedenen und verschiedenartigen Systeme der Kunstphilosophie (oder Aesthetik), so gelangt man, je schärfer der Blick prüft, desto mehr zur Ueberzeugung, daß diese Systeme, bei allem Vortrefflichen und lehrreich Anregenden, das sie enthalten, keinen Standpunkt bieten für die Beurtheilung eines Musikkunstwerkes; wenigstens Dem nicht, der die Tonkunst nicht bloß zu bibliographischen Zwecken pflegt, oder als begeisterter Dilettant das ganze Kunstsystem an eine historische Persönlichkeit anknüpft, sondern vielmehr als ausübender Fachmann Das, was er sich zu eigen gemacht hat für unmittelbare Zwecke, nun auch von der ästhetischen Seite zu erfassen und zu ergründen sucht. Alle Kunstphilosophien haben gegenüber der Poesie und der Plastik einen — wenn auch nur kleinen aber festen — Halt an den vorgegebenen unwandelbaren Bedingungen; aber sobald sie zur Tonkunst gelangen, bemühen sie sich vergebens eine feste Position a priori einzunehmen; und wenn sie eine solche auch scheinbar gefunden haben, so kommen sie bei den weiteren Darlegungen zu Resultaten, welche jener Position widersprechen.

Bisher, der die Hegel'sche Ansicht von der absoluten Idee, welche in der Kunst den Stoff durchdringt („durch den Stoff scheint“), zuerst in einem streng gegliederten Systeme entwickelt hat, und eine Fülle genialer Gedanken und lehrreichster Anregungen brachte; Hanslick, der geistvollste und kenntnißreichste Vertreter der Lehre von den reinen Formverhältnissen und der Dynamik: sie sind Beide, jener im Abschnitt seiner Aesthetik: „Die Musik“ (3. Thl. 4. Heft), dieser in seiner mit Recht berühmten Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen“ auf Punkte gerathen, wo sie, vom streng systematischen abgehend, der subjectiven Empfindungsweise des Tonkünstlers weitesten Spielraum einräumen mußten, wie denn z. B. Hanslick ein großer Verehrer Schumanns ist, dessen meiste Werke am wenigsten in die Formverhältnisse zu rubriciren sind.

In der Dichtkunst und in den bildenden Künsten lassen sich die Schönheitsregeln wenigstens bis zu einem gewissen Grade auf gegebene Vorbedingungen zurückführen; aber was in der Musik wahrhaft schön sei, das von vornherein, auch nur in nicht ganz verworrenen Umrissen anzudeuten, ist fast unmöglich, wenn man nicht die Ethik mit hineinzieht, wie das oft geschieht; sobald aber dieses Feld betreten wird, hört die eigentliche Anschauung des Kunstwerkes als solches auf; und wenn die ethische Wirkung als ein Hauptmoment des ästhetischen Urtheils anerkannt wird, so kann man ohne Gefahr eines Paradoxon behaupten, daß es außerordentlich schwer ist nachzuweisen, daß ein Gellert'sches Lehrgedicht in ethischer Beziehung nicht noch höher steht, als Beethoven's 9. Symphonie, daß Faust's Gefahren im ersten Theile, seine Erlösung im zweiten nicht viel bedenklicher ist, als die „Katharsis“ in Klopstock's „Hustiten vor Raumburg“ und daß Palestrina's Gesänge alla capella, und allenfalls noch Haydn's leichtere, heitere Symphonien nicht die einzigen Vocal- und Instrumentalcompositionen seien, welche nur reine ungetrübte Empfindungen, und keine Aufregung hinterlassen; in manchen Büchern steht zwar, daß die Aufregung, welche ein wahres Kunstwerk erzeugt, nur als Läuterungsproceß wirke; aber die tägliche Erfahrung und die Geschichte beweisen, daß sehr viele Menschen sich mit reinster Freude dem Genuße des Kunstwerkes hingeben, ohne deswegen geläuterter zu werden, und daß viele der hochgeborenen aufrichtigsten Verehrer und Kenner Beethoven's und Haydn's, ja selbst der Bach's, Händel's und Gluck's keine Beweise gegeben haben von einer Einwirkung der unsterblichen Tonwerke auf ihre Sittlichkeit.*)

Man hat also gegenüber den musikalischen Kunstwerken nur den sichern Maßstab des subjectiven Wohlgefallens oder Mißfallens einerseits, und den der technischen Formen andererseits; den einen muß allerdings der gebildete Geschmack handhaben, den andern aber genaue Fachkenntniß. Der eine hört mehr auf das Was, der andere prüft das Wie; die Beiden ergänzen sich also. Von diesem Standpunkte aus gehen wir nun an die Beurtheilung von „Tristan und Isolde“ nach der ersten Aufführung; die Vorstudie war das Resultat der Prüfung des musikalischen Inhaltes am Clavier; der vorliegende Aufsatz handelt vorzugsweise von den dynamischen Wirkungen des Gesanges und Orchesters im Theater.

*) Ein Gleiches läßt sich wohl auch von den zeitgenössischen Verehrern und Kennern Michel Angelo's und Raphaels behaupten.

Der geneigte Leser verzeihe, wenn wir einige Worte über unsere rein persönlichen musikalischen Empfindungen und Neigungen voranschicken; wir thun es, um darzulegen, wie weit wir uns von jedem doctrinären Parteistandpunkte befinden. Uns sind noch immer der erste Act des „Don Juan“, insbesondere das himmlische Masken-Trio (B-dur), die Arie des Sarastro in der „Zauberflöte“, „O Isis und Osiris“ mit dem Chorschlus, „Nehmt sie in Euren Wohnsitz auf“, und das Grabbrett zwischen Rocco und Leonore im „Fidelio“ Culminationspunkte dramatischer Musik. Und doch haben wir mit ungeheurer Bewunderung „Tristan und Isolde“ gehört, und mit erneutem Gemüthe wieder am Clavier durchstudirt. Denn was Wagner in diesem Werke geleistet hat, gehört ihm ganz allein, und verleiht ihm die Weihe, neben den Großen zu stehen.

Die Art und Weise, wie die Großmeister der Musik ihren Stoff behandelt haben, besitzt ihre vollste Berechtigung; damit ist aber nicht gesagt, daß sie die alleinige Berechtigung genieße. Melodien wie die Mozarts werden nicht mehr erdacht, warum soll ein hochbedeutender Dichtercomponist nicht seinen Weg einschlagen dürfen, wenn er das richtige können besitzt?

Daß seine Mittel nicht die einer entschwindenen Zeit sind, liegt in der ganzen Culturentwicklung tief begründet. Diese hat ganz neue physisch-dynamische Bedürfnisse in uns erzeugt, welche auch auf die Kunstformen zurückwirken. Dieselbe Beleuchtung, welche vor 25 Jahren unsere Augen blendete, erscheint uns heute fast dunkel, die schnellste Bewegung einer Extrapolst schneckenhaft träge im Eisenbahnwaggon; und der ehemals unerträgliche schrille Ton der Dampfpipe ertönt heute kaum mehr den Nachtreifenden aus dem Schlafe. Ist das jetzige Geschlecht deswegen ein verdorbenes, weil ihm Dinge behagen, welche das vorhergehende nicht kannte? Und soll unser Kunstgeschmack wirklich verwerflich sein, weil uns Wagners Behandlung des Gesanges und seine überreiche Instrumentation Bewunderung erwecken? Seht doch nur hin, wie er das macht! Wie sein Stil festeste sich immer gleich, jedem Eklekticismus, jeder Mischung mit andern gefälligeren Arten ferne bleib! Wie er seine Motive erfindet, zusammenfaßt, bald vereinzelt anspielt, bald wieder vereinigt ertönen läßt, um das gleichzeitige Vorwalten mehrerer Affecte musikalisch anzuregen; wie das Orchester immer gleichberechtigt mit dem Sänger einhergeht, und wie es oft als eigentlicher Träger des Hauptgedankens wirkt; wie die Instrumentation ganz ungeahnte Tonfärbungen zu Tage fördert, die wahrlich keine bloße Reflexion, sondern nur eigenartigste kolossale Begabung schaffen kann!

Man hat vielfach von den gehäuftsten Enharmonien und Dissonanzen Wagners gesprochen, und wir brauchen wohl nach dem obigen Hinweis auf die uns theuersten Schöpfungen Mozarts und Beethoven's nicht zu versichern, daß uns Wagner nicht in seinen Dissonanzen am größten erscheint; aber auch hier dünkt es viel zu weit gegangen, wenn man aus ihnen einen Vorwurf gegen seine ganze Richtung schöpfen will. Es liegt auch hier eine Frage vor, über welche die Zeit allein entscheiden kann, nicht aber das momentane Verwerfen oder das übermäßige Preisgeben.

Nur ein Beispiel aus der Musikgeschichte wollen wir hier anführen, um eben darzutun, daß die Zeit oft die einzige richtige Richterin sein kann. Jeder einigermaßen musikalisch gebildete Opernbesucher wird sich der wunderbaren Scene in Gluck's „Phigene auf Tauris“ erinnern, in welcher Orest, unmittelbar nachdem die Scythien Phlades weggeführt haben, ermattet niedersinkt, und Schlaf zu finden hofft; die Violon bewegen sich in langsamem dumpfen 16tel Tremolo, während die Violinen eine Figur ausführen, die einem Aufseufzer gleicht; unmittelbar bevor Orest einschläft, spielen die Violon a in 16tel Noten; er singt zweimal in Vierteln das nachfolgende b, die kleine Secunde; die Violinen spielen

d b gis
b d b', so daß gerade auf dem zweiten Viertel $\left. \begin{matrix} b \\ d \\ b \\ a \end{matrix} \right\}$ zusammen erklingen.

Wer nun die Opern anderer Componisten vom Jahre 1779, in welchem Phigene auf Tauris zum ersten Male aufgeführt wurde, nur einigermaßen kennt, der kann mit Fug und Recht behaupten, daß die ganze obenerwähnte Scene den meisten Theaterbesuchern jener Zeit gewiß greiflicher geklungen habe, als manche Wagner'sche Dissonanzen dem heutigen classischen Publicum, welches die Oper Gluck's in allen ihren Theilen (vielleicht mit Ausnahme der ersten etwas veralteten Arie des Phlades, die wieder ihrer Zeit den größten Effect hervorbrachte) als ein Meisterwerk für alle Zeiten anerkennt. Und da eben von Gluck die Rede ist, so möge noch erwähnt werden, daß seine Gegner ihm alle Melodie ab-

gesprochen haben, wie das heute dem Dichtercomponisten des „Tristan“ von seinen Gegnern geschieht.

Allerdings ist in diesem Musikdrama die Tradition der eigentlichen Melodienbildung vollkommen beseitigt. An die Stelle der reinen Melodie, der Tonfolge, die mit selbstständiger, in sich abgeschlossener Bedeutung und damit auch dann verständlich und ansprechend auftritt, wenn sie ohne Zusammenhang mit einem größeren Ganzen gehört wird, treten eine Masse eng begrenzter, charakteristischer Motive auf, welche erst in Zusammenhang mit dem Ganzen, erst durch ihre Beziehungen, durch ihre Wiederholungen in verschiedener Harmoniestellung zum richtigen Verständnis gebracht werden. Manche derselben eröffnen sich sogar viel mehr dem Studium der Partitur, dem Auge und dem innern Ohre, als sie beim Hören dem Ohre unmittelbar vernehmbar klingen. Aber wie sie entwickelt und durchgearbeitet sind, zeugen sie überall von einer grandiosen Meisterschaft, von einer immerwährend regen Phantasie, die alle entferntest liegenden Fäden manchmal mit einem Schläge zusammen vereinigt, und von der unfehlbaren Hand, die für jede Färbung die richtige Tonmischung findet.

Uebrigens wenn Wagner einmal eine Melodie zur längeren Entfaltung herankläßt, dann zeigt er, daß er hierin ebenso Großes und Schönes leistet, als in der von ihm erdachten Form des immerwährenden Wechsels der Harmonie und der gesanglichen Rhythmen. Allerdings ist auch seine Melodie eine ihm ganz eigenthümliche; um die melodische Tonfolge rankt sich eine Fülle der schönsten Harmonien, die von dem Hauptgedanken unzertrennlich sind, ja man kann unmöglich sagen, wo eigentlich der Hauptgedanke selbst liegt. Man sehe einmal den herrlichen Gesang Tristans im dritten Acte: „Und Isolde wie sie selig, hehr und milde“ u. s. w. Was ist hier Melodie, was Harmonie? Und doch welche wunderbare Wirkung! Und die Schlussscene, Isolde's Tod, welche wunderbare Steigerung des einen melodischen Motivs, welches vom Orchester in allen Färbungen wiedergegeben wird, im Vereine mit dem verzückten Gesange Isolde's, bis zuletzt das Liebesmotiv des zweiten Actes in voller Gewalt hervortritt! Und — wohlgemerkt! — wie ist das Alles musikalisch-technisch gemacht! mit welcher Kunst des Fachkünstlers! Die reinen Intentionen, die Principien, wären sie noch so geistreich erdacht und erklärt, gelten uns einen Quark! Aber solcher Kunst der Ausführung zollen wir hohe Bewunderung und sagen: „Das ist Er, das ist sein Eigen!“

In Bezug auf die Principienfrage möchten wir den unbedingten Anhängern des Meisters, die da Alles verwerfen, was er nicht stempelte, die Worte zur Beherzigung in's Gedächtniß rufen, die Hamerling — gewiß ein unverdächtig Zeuge — in diesen Blättern unlängst über die Vertretung der Wahrheit ausgesprochen hat: daß jede Wahrheit, die auf die Spitze getrieben wird, in ein Paradoxon umschlägt! Wahrlich, er hat Recht! Die lautere Wahrheit ist wie das reine Gold, es hat den höchsten Werth, ist aber ohne Abthung mit unedlerem Metalle nicht zur Gestalt zu verwerthen; die reinen Kunstprincipien sind das Maßgebende bei jedem Kunstwerke, dies letztere aber ist ebenso ein Product des Künstlers, als der Zeit in der es geschaffen ward — nur die Apperceptionen, die ihm seine Zeit bietet, kann er verwerthen, nach seiner Weise, nach seiner künstlerischen Natur; — und wenn die Form seiner Schöpfung äußerlich noch so weit entfernt zu liegen scheint von der Zeit, gerade an der Form hat die Zeit mitgewirkt. Oder ist Wagner ganz für sich allein denkbar ohne Beethoven, Weber und Berlioz, ohne Zimmermann, Grabbe, Heibel?

Also nur wenn wir uns entschließen können einzugestehen, daß das Wahre in verschiedenartiger Form zum Ausdruck gelangen kann, vermögen wir Kunstgrünste in uns aufzunehmen. Jedes starre Festhalten an einem Kunstprincipe ist der Kunst feindlich. „Der wahre Geschmack“, das sagt kein Geringerer als Lessing, „ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet.“ Leider wird diese herrliche Maxime in der Beurtheilung der Musik am wenigsten beachtet.

Die Werke der Dichtkunst und der bildenden Künste finden noch eher in der Kritik und im Publicum Freunde und Kenner, denen das Was? und Wie? höher gilt als das Warum? und Woher? Aber in der Musik treten bei jeder bedeutenden Erscheinung gleich die Parteien hervor, deren jede den allein seligmachenden Glauben für sich in Anspruch nimmt; und über dem Glaubensstreite geht das richtige Urtheil über das Werk verloren. Das „summum jus, summa injuria“ ist nicht bloß ein rechtsgültiger Behauptung, sondern auch in der Aesthetik sehr anwendbar! Uns dünkt, man könne den Meister, der Lohengrin, Tristan und die Walküre

geschaffen hat, immerhin als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kunstwelt gelten lassen, ohne deswegen seine Fehler zu verkennen, eingedenk der herrlichen Worte Goethe's im Westfälischen Diban:

„Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden
So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden.“ —

Daß Tristan und Isolde keine „stehende“ Oper des Repertoires sein kann, haben wir schon in der Vorstudie angedeutet; nicht bloß die Schwächen, auch die Schönheiten des Werkes sind solche, die nicht unmittelbar auf das Publicum von der Bühne herab wirken. Die Schwächen liegen vorzugsweise in manchen lang ausgespinnenen Scenen, welche den Gang der Handlung hemmen, und auch in der tonbildnerischen Erfindung und Ausführung weniger gelingen konnten. Wagner — so versichern Alle, die seine Meinungen zu vernehmen Gelegenheit hatten — legt besonders Gewicht auf die Erscheinung und Haltung des König Marke im 2. Acte; wir können, nachdem wir sie von dem großen Künstler Bez darstellen gesehen, nur wiederholen, was wir gleich nach dem Vorstudium am Clavier gesagt haben: daß diese Scene eine unpsychologische und undramatische Verirrung ist; sie gibt das beste Zeugniß für Wagner's eigenen Ausdruck, daß wo der Dichter den Musiker nicht unterstützt, dieser nur Schwächeres zu schaffen vermag. Diese Scene schwächt den Eindruck des Liebesduettes ab, das trotz seiner Länge nicht ermüdet; wenigstens fühlt man die Abspannung erst bei der nicht endigenden Moralpredigt Marke's.

Auch die ganze Zwischen-„Handlung“ nach Tristans Tode bis zu Isolde's Verschleiden, der Kampf Kurvenal's gegen den vermeintlichen Angreifer, das Wiedererscheinen Melot's, um den sich kein Mensch mehr kümmert, und der nur erscheint, um sofort von Kurvenal erschlagen zu werden, steht dichterisch und musikalisch weit unter den Scenen, deren Zusammenhang sie gewaltsam trennt. Hier sind Kürzungen unbedingt geboten; das Publicum hat noch immer eine ganz ehrenwerthe Aufgabe zu lösen, wenn es Das, was bleiben muß, mit gleicher Sammlung anhören und in sich aufnehmen will; die Oper wird mit den nöthigen Pausen, selbst bei starken Kürzungen, noch immer gegen vier Stunden dauern.

Aber selbst die großen Schönheiten von Tristan sind nicht solche, welche auf die wechselnde Zuhörerchaft einer großen Stadt die unmittelbare Wirkung ausüben, welche z. B. die „Walküre“ und die „Götterdämmerung“ (diese beiden Werke kennen wir am genauesten) überall erzeugen müssen. Sie verlangen ein Detailstudium, das nur dem Fachmanne und dem gebildetsten Dilettanten zuzumuthen ist, während die anderen Schöpfungen am meisten durch die gewaltigen Totalwirkungen packen und mit fortreißen.

Neben diesen inneren, rein künstlerischen Schwierigkeiten, stellt Tristan und Isolde die höchsten physischen Forderungen an die äußere Darstellung. Im zweiten Acte singen die Liebenden sehr lange fast unbeweglich auf einer Bank sitzend; dann müssen sie wieder lange stumm dastehen, während König Marke allein singt. Den dritten Act verbringt Tristan liegend auf dem Krankenbette; er steht nur auf, um todt in die Arme Isolde's zu sinken. Isolde ist während der ganzen Oper nur in der ersten Hälfte des dritten Actes nicht auf der Bühne. Die Anstrengungen, welcher die Träger der Hauptrollen sich unterziehen müssen, übersteigen weit die der schwersten Werke, welche vordem existirten, und der, welche später von Wagner selbst geschaffen worden sind. Die obengenannten Theile des „Festspiels“ erscheinen ganz bequem ausführbar gegen „Tristan und Isolde“. Es ist also nicht zu verwundern, wenn dieses Werk, selbst von den für Wagner begeistertesten darstellenden Künstlern, nur selten aufgeführt wird. Defttere nach aufeinander folgende Wiederholungen würden ihnen zuletzt alle Kraft benehmen und eine längere Pause herbeiführen.

Den Künstlern unseres Opernhauses, welche sich der schweren Aufgabe mit so viel Liebe und Hingebung gewidmet haben, gebührt der beste Dank; Frau Voggenhuber und Herr Menmann in den Titelrollen standen auf der Höhe ihrer Aufgabe, und es wäre ganz ungerecht, mit kleinen Bedenken den wohlverdienten Erfolg zu bemäkeln. Fräulein Brandt als Brangäne erwies wieder ihre musikalische Unfehlbarkeit und die seltene Fähigkeit, allen Rollen gerecht zu werden; dem Meister Bez danken wir, daß die Rolle des Marke neben den andern noch hervortreten konnte, und daß die Wirkung der großen Schönheiten, die seinem Auftreten vorangingen, nicht ganz erkaltete; seine Aufopferung verdient

ganz besondere Anerkennung. Herr Schmidt als Furberal that sein Bestes, die Rolle paßt aber entschieden nur für Böh. Auch die Herren Oberhauser (Melot) und Schleich (Hirte) trugen das Ihrige zum Gelingen des Ganzen bei. Das Orchester leistete ganz Ausgezeichnetes, und der Herr Hofcapellmeister Eckert hat sich durch sein sorgfames Einstudiren sowie durch die grandiose Sicherheit beim Dirigiren dieses unglaublich schwierigen Werkes (in welchen die verschiedensten Tactarten im jähesten Wechsel aufeinander folgen) kein geringes Verdienst erworben; daß es vom Publicum anerkannt wurde, bewies der jubelnde Zuruf nach dem zweiten und dritten Acte.

Die Aufnahme war im Ganzen die glänzendste, welche ein Werk Wagners bisher hier gefunden hat. Die wenigen Zeichen von Opposition verschwanden unter dem donnernden Beifall, der nach jedem Acte, besonders aber nach dem ersten und dritten durch das Haus erscholl. Alle Darsteller, mit ihnen jedes Mal der Meister, der in der Loge des Herrn Generalintendanten saß, wurden gerufen, zuletzt auch, wie schon gemeldet, Eckert. Ein Regen von Blumensträußen fiel auf Alle. Es war ein Festtag für die Bühne.

S. Ehrlich.

Notizen.

Die Entwicklung der modernen politischen Parteien wartet noch auf ihren Historiker, der mit großer Objectivität und Wahrheitsliebe eine genaue Kenntniß des Thuns und Treibens dieser Formationen verbinden müßte. In vielen Ländern haben die Parteien zum Theil die früheren Gilden und Zünfte und ähnliche verkorbene Körperschaften ersetzt. Geschlossen wie diese, erkennen sie nur das Parteigesetz an und behandeln alle andere ähnliche Bildungen als mehr oder weniger vogelfrei. Wer nicht zur Partei gehört, wird erbarmungslos verfehert, als sittlich corrupt und für irgend ein Zuchtthaus heranreifend hingestellt. Für die Partei ist Alles erlaubt; wer gegen das Parteinteresse handelt, ist ein Auswurf der Menschheit, vielleicht sogar offizios und so beschaffen, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm annehmen möchte. Bewundernswürth ist ein ächter Parteimann namentlich auch durch die unerschrodene Manier, mit welcher die Fehler und Sünden der politischen Genossen von ihm verschwiegen, oder, wo sie zum Himmel schreien, mild beurtheilt und entschuldigend werden. Auch in den großen europäischen Fragen ist die Stellung gewisser Parteien oft von erheblichem Einfluß. Die slavische beispielsweise hat von jeher im Orient entschieden gewütht und mehr als einmal die friebefehlissene Diplomatie matt gesetzt. Ginge es nach ihrem Wunsch, wären die Türken längst nach Asien ausgewiesen, wo sie einen wundervoll fruchtbaren Boden, der auf weiten Strecken brach liegt, für die Cultur zurückgewinnen könnten. Der Sultan und seine Staatsmänner würden ihre Harems mitnehmen, im Uebrigen aber liquidiren. Es wäre, wenn man die slavischen Parteiführer hört, die einfachste Lösung der orientalischen Frage, die dem Grafen Andraffy und dem Fürsten Gortschakow so viel vergebliches Nachdenken kostet. Aberdings würde es sich dann noch darum handeln, was wohl aus den Provinzen werden möchte, welchen die Türkei, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, den Rücken zu kehren freundlichst eingeladen werden soll. Aber das würde sich finden. Sind nur erst die Moslems fort, mögen die Serben, Montenegriner und Rumänen sich immerhin in die Haare gerathen. Die Christen sind dann wenigstens unter sich und können sehen, wie sie mit einander fertig werden. Zahllose Probleme der Vasallenschaft, des Ranges und der Etiquette wären mit einem Schläge aus der Welt geschafft. Der Ceremonienmeister in Berlin brauchte sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wo er den rumänischen Agenten, Herrn Crekulesco, bei Hofesten placiren, und wie er ihn, wenn sich der Vertreter des Fürsten Carl in den Salon des diplomatischen Corps verirrt hat, mit guter Manier wieder hinausbringen solle. Auch in diesem Winter wurden ja dadurch wieder mancherlei Inconvenienzen herbeigeführt, von welchen die hiesige Chronik eigenthümliche Dinge zu erzählen wußte. Die Entfernung der Korangläubigen aus Europa hätte den weiteren unschätzbaren Vortheil, daß das Publicum von zahllosen Leitartikeln der Journale befreit würde, die im Interesse des Dreikaiserbündnisses den Eiertanz zwischen Oesterreich und Rußland periodisch ausführen; die so geschrieben sind, daß stets der zweite

Satz den vorangegangenen aufhebt, und der Leser, wenn er fertig ist, nicht weiß, für wen er sich interessiren soll, ob für den kranken Mann im Osten oder für seine im Voraus lachenden Erben. Ein Theil der deutschen Presse hat in dieser jähesten aller Fragen seit dem vorigen Sommer das Schauspiel selbster Wandlungen dargeboten. Man schwärmte zuerst für Oesterreichs Vorgehen, für seine Besetzung und Annexion irgend einer Grenzprovinz. Den Grund wissen die Götter. Wenn nur der langweilige status quo verändert wird, wenn es nur irgendwo drunter und drüber zugeht, sind einige inländische Politiker schon zufrieden. Dann winken sie sich unter einander verständnißreich zu, als werde dabei für Deutschland der Himmel weiß welcher Profit abfallen. Graf Andraffy wurde von diesen profunden Herren über die Achsel angefaßt, weil er nicht frischweg zugreifen wollte. Als es sich hinterher zeigte, daß Andraffy mit der Begünstigung solcher Abenteuer nach dem Recept des Sic vos non vobis! für seinen guten Freund Schmerling arbeiten würde und sich also mit Recht derartige unberufene Rathschläge verbeten hatte, schlug die Staatsweisheit jener wunderlichen Publicist mit gewohnter Elasticität um und fand die vorsichtige Haltung des österreichischen Ministers ganz correct. Man nennt das hohe Politik und wer es darin zu einiger Meisterchaft gebracht hat, blickt mit gerechtem Stolz auf gewöhnliche Menscheninder herab, die dafür absolut kein Verständniß haben.

* * *

Vom Büchertisch.

Schöne Literatur.

Im Verlage von A. Hartleben (Wien, Pest, Leipzig) ist wieder eine ganze Serie übersehter Romane erschienen.

Aus dem Englischen.

Harriet Beecher Stowe, Wir und unsere Nachbarn. 3 Bde.
Bret Harte, Gabriel Conroy.

Aus dem Russischen.

N. Karazin, Der zweibeinige Wolf. Sittengemäbe. 2 Bde.
Von diesem Autor hat jüngst die „Deutsche Rundschau“ eine sehr feßelnde Skizze asiatischen Lebens gebracht.
Iwan Turgenjew, Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes.

Aus dem Französischen.

Eugen Chavette, Der verschollene Millionär. 3 Bde.

Aus dem Dänischen.

Carit Klar, Dänische Novellen. 2 Bde.

Diese sämtlichen Romane sind im „Neuen belletristischen Lesecabinet“ erschienen.

G. Grote's Verlag in Berlin entwickelt eine staunenswerthe Thätigkeit. Die Publicationen sind nicht nur in äußerer Ausstattung geradegu mustergerthig, sondern ebenso ihrem innern Werthe nach durch die gewissenhafteste Kritik der Texte. Das neueste Unternehmen ist eine illustrierte Ausgabe von Walter Scotts Romanen, die Prof. Deuno Tschischwitz übersetzt. Er hat aus dem Texte des jetzt fertig vorliegenden „Quentin Durward“ verschiedene historische Erläuterungen theils entfernt, theils in die Anmerkungen verwiesen, ein Verfahren, das Billigung verdient, wenn es in so fein berechneter Weise geschieht. — Im Ganzen werden 12 Bde. erscheinen, die alle bedeutenden Schöpfungen Scotts enthalten sollen. Tüchtige Künstler wie Thumann, Klimsch, Watter zc. besorgen die Illustrationen. Wie sehr auch der Name des großen Dichters gefeiert ist, seine Werke begannen langsam vergessen zu werden, und jedenfalls gehören sie mit größerem Recht in eine Familienbibliothek, als mancher französische und deutsche Roman, deren Muse oft nur die Speculation ist.

Martha Vossie ist die Autorin eines Memoirenromans, 2 Bde. (A. Haack, Berlin), der den Titel Unserland führt.

Von der Volksausgabe der Schriften Gerstäders (Zena, S. Costenoble) liegt der 27. Bd. vor: General Franco.

Die Wallisshauerische Buchhandlung (Josef Klemm, Wien) hat eine Reihe von Bühnenerzeugnissen veröffentlicht.

Julius Grosse, Tiberius. Tragödie in 5 Act.

Alfred Offermann, Ariadne. Tragödie in 5 Act.

A. Donzdorf, Kalidasa's Sakuntala für die deutschen Bühnen bearbeitet.

A. Forstenheim, Caterina Cornaro. Hist. Drama in 5 Aufz.

S. Schlesinger, Das Trauerspiel eines Kindes. Schauspiel in 2 Act.

Gutzkow, Karl Dschingiskhan. Lustsp. in 1 Act.

Hedwig Dohm, Der Seelenretter. Lustsp. in 1 Act.

Julius Findeisen, Eine Jugendstunde. Schwank in 3 Act.

Rudolph Genée, Das heyl'g Eisen. Ein Nürnberger Fastnachtspiel von Hans Sachs, für die neuere Bühne eingerichtet.

Aus anderem Verlag sind uns zugegangen:

Abrecht Thoma, Saulus. Drama in 5 Act. Mit einem Titelbild nach Raphael. (Carl Winter, Heidelberg.)

A. L. Schenk, Michael Kojhas. Nach Kleist.

— Die Herrin von Aofa. Romant. Drama in 5 Act.

— Die Florentiner. Trauerspiel in 5 Act.

A. Ephyren, Der Genius der Liebe. Tragikomisches Zeitbild in 3 Act.

Heinr. Lucius, Adelheid von Burgund. Schauspiel. in 5 Aufz. (Leipzig, E. Lucius.)

Zu meinem Unglück war bei meiner Ankunft in Weimar Goethe (an Mumps) erkrankt. Täglich wanderte der treue Etermann zu Goethe mit meinem Wunsche und Lehrte zu mir mit der Trauerbotschaft von der Ahdauer des Leidens zurück. Mich drängte die Zeit zur Abreise, ohne G. gesprochen zu haben. — Jetzt nach mehr als 50 Jahren finde ich auf der Bremer Stadtbibliothek „Goethes naturwissenschaftliche Correspondenz. 2 Bde. Spz. Brockhaus 1874“ und darin (Bd. I, S. 70—78) meine unreifen Jugendarbeiten, die der alte Herr wohl zurückgelegt hatte, sich mit mir darüber zu besprechen.

Mir, dem einzigen Ueberlebenden von allen Correspondenten Goethes, Sömmering, Graf Sternberg, Nees v. Ekenbeck, W. Schulz in Berlin, Leonhard, Schaller, Joh. Müller u. wird die Erinnerung an jenen Vorfall wohl verstatet werden.

Uebrigens verlebte ich angenehme fünf Tage in Weimar.

In einer Soirée bei Frau Schopenhauer, welche doch an dem Tage Goethe gesprochen hatte, brachte diese mein Thema zur Rede. Eine junge Engländerin fragte mich: „Und was halten Sie selbst vom Ausdruck des Auges?“ Im Anblick ihrer schönen blauen Augen erwiderte ich: „Ich mache noch immer Studien über den Ausdruck schöner Augen.“ — „Das hat sie Ihnen nicht übel genommen,“ flüsterte mir Etermann zu. „Aber hat nicht doch heute Goethe Frau Schopenhauer vorgelassen?“ fragte ich ihn. „Eine alte Bekannte,“ erwiderte Etermann; „Fremden wünscht Goethe einen frischen Eindruck zu hinterlassen.“

Dana brück, 5. März 1876.

A. T. Brück.

* * *

Berichtigung.

Von dem Aufsatz über „Tristan und Isolde“, der in der letzten Stunde vor der Fertigstellung des Blattes geschrieben werden mußte, hat der Verfasser die Correctur nicht selbst lesen können. Es sind in Folge dessen einige Druckfehler stehen geblieben, die wir zu entschuldigen bitten.

Auf Seite 203 erste Spalte letztes Alinea sind die Schopenhauer'schen Lehren von der Nichtigkeit des Daseins und vom Leiden der Welt citirt [nicht wie gedruckt steht, die Schopenhauer'schen Lehren von der Wichtigkeit des Daseins]. Auf der zweiten Spalte nach dem zweiten Citate muß es heißen: Aber gewiß soll dieses Liebeschwärmen auch nach der Absicht des Dichters schon in das Unverständliche hinüberfallen [nicht hinüberfallen].

Offene Briefe und Antworten.

Ueber den „Ausdruck des Auges“ finde ich in der Nummer vom 20. Nov. v. J. der „Gegenwart“ S. 339 einige Notizen, die mich veranlassen, ein Werk, das zu seinem Titel: „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. Von Theodor Ribert. Detmold 1867.“ volle Berechtigung hat, zu empfehlen. Hervorgegangen aus reichem psychologischen und physiologischen Wissen, ist das Buch doch frei von trockener Gelehrsamkeit und in einem Stil geschrieben, der es besonders bildenden Künstlern, aber auch jedem Gebildeten, als höchst interessante Lectüre empfiehlt. — Ueber die Mimik der Augen findet sich S. 19—68 ziemlich Alles, was die exacte Wissenschaft über diese Materie zu sagen weiß, die mich besonders auch durch eine werthvolle Erinnerung interessiert.

Es war im Frühjahr 1825, als ich im Begriff, Deutschland zu verlassen, erfüllt von dem Wunsche, vorher noch Goethe zu sehen, denselben zwei physiologische Jugendarbeiten einzusenden wagte: die eine „Ueber den Ausdruck des Auges“, die andere „De l'atmosphère de la femme et de sa puissance“, in beiden auf Aeußerungen in Goethes Schriften Bezug nehmend. — Etermann schrieb mir: mein Besuch sei willkommen.

Insertate.

Zu Festgeschenken empfohlen!

Im Verlage von G. Hartung & Sohn in Leipzig erschienen:

Das Kind.

Tagebuch eines Vaters.

Eleg. geb. 3 M., geb. mit Goldschn. 4 M.

Friedrich Hofmann schreibt über das Werkchen u. A.: Ich gab das Buch einer kinderreichen Mutter, und siehe: sie legte es nicht eher wieder aus der Hand bis sie die 223 Seiten desselben durchgelesen hatte. Und wie lautete ihr Urtheil? — „Hätte ich dieses herrliche Buch doch früher, hätte ich es schon als Braut bekommen, um wie viele Freuden der Beobachtung des Aufblühens der Kinderblumen wäre ich reicher! Wie viele wichtige Augenblicke der geistigen Entfaltung des kleinen Wesens gingen unbemerkt vorüber! Und wie viele sind zwar freudig bemerkt, aber ebensov rasch wieder vergessen worden. Dennoch danke ich dem Verfasser auch jetzt noch, denn er hat mir eine ganze Reihe von Erinnerungen an solche unschätzbare Augenblicke im Kinderkreise zurückgeworfen; ich habe sie alle noch einmal erlebt und genossen. Wahrlich jede Mutter kann diese Tagebuchblätter nur mit steigender Wonne lesen. Bräuten aber sollte man kein anderes Buch in die Hand geben, bis sie in diesem den Himmel gesehen haben, in den sie „das Kind“ einst erheben wird.“ Dieses Urtheil einer Mutter unterschreibe ich Wort für Wort. Ich wüßte kein Buch, das über Familie, Eltern und Kinder handelt, in unserer ganzen Literatur zu nennen, das ich über dieses „Tagebuch eines Vaters“ stellen möchte.

Höchst interessante Neuigkeit über Amerika:

Die Hundertjährige Republik.

Sociale und politische Zustände

in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Von

John H. Becker.

Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. — Preis 8 M.

Inhalt: Einleitung. Offener Brief an Ex-Senator Schurz. Die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse. Die Unbeständigkeit der Arbeit und das Sinken des Lohnes. Die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung. Die Corruption. Die Ausbeutung des Volkes durch die Ringwirthschaft. Die politischen Zustände im Süden. Entwicklung der sozialen Verhältnisse im Süden. Neger sitten und Weisse in den Südstaaten. Ein Neger-Meeting. Die Zustände in Texas, Arkansas und Louisiana. Der Wahlmechanismus. Die Wirkungen der Partei-Organisation. Die Irländer. Verbrechertum und Rechtspflege. Die Steigerung der häuslichen Bedürfnisse und Lebensansprüche. Die Erziehung der Kinder in Haus und Schule. Das eheliche Leben und die gegenseitige Stellung der Geschlechter. Die Temperanzbewegung und das religiöse Leben in Amerika. Die Ursachen der Corruption. Die ethnischen Verhältnisse. Der mühelose Vermögens-Erwerb und seine Wirkungen. Die Folgen des Gleichheitsprinzips. Die Unerträglichkeit der herrschenden Eigentumsverhältnisse. Muthmassungen über die Zukunft.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Die Telegraphie und das Völkerrecht. Von Geh. Oberpostrath Dr. P. D. Fischer. 4 Bogen. gr. 8. Velinpapier. 1876. Preis *M.* 1.20.

Max Frhr. v. Thielmann, Streifzüge durch den Kaukasus, durch Persien und die asiatische Türkei. 32 Bogen mit Illustrationen. gr. 8. Preis *M.* 11.20.

Max v. Versen, Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nord - Amerika. Mit 3 Karten. 27½ Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 9.—.

Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Erste Gesamtausgabe. Erster bis dritter Band. gr. 8. Preis *M.* 26.—.

Inhalt: I. Band: Die Aegypter. Die Semiten. 4. verb. Auflage. *M.* 8.—. II. Band: Die Gründung der assyrischen Macht und die syrischen Staaten und Städte. Die Höhe und der Fall Assyriens; die Wiederaufrichtung Babyloniens und Aegyptens. 4. verb. Aufl. *M.* 10.—. III. Band: Die Arier am Indus und Ganges. Buddhismus und Brahmanenthum. 4. verb. Aufl. *M.* 8.—.

Allgemeine Deutsche Biographie,

herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften
unter Redaction von

R. Freiherr v. Liliencron und Prof. F. X. Wegele.

Erscheint in 20 Bänden oder 100 Lieferungen. Ausgegeben wurden bis jetzt Band I.—III., je 50 Bogen enth.; Preis des Bandes *M.* 12.—; in Leinen geb. *M.* 13.50; in Halbfranzbd. *M.* 13.75.

Leopold v. Ranke, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. 25 Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 8.80.

Leopold v. Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preussen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg. 24 Bogen. gr. 8. Preis *M.* 7.20.

Inhalt: Maria Theresia. — Ursprung des 7jährigen Krieges. — Ansicht des 7jährigen Krieges.

Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe.

Aus den Erinnerungen

der
Oberhofmeisterin **Marie Sophie Gräfin v. Voss.**

Erste bis vierte Auflage.

28 Bogen. Mit Portrait. gr. 8. Velinpapier. Eleg. geh. *M.* 9.—; geb. *M.* 10.20 und *M.* 10.80.

Oscar Peschel, Völkerkunde. Dritte unveränderte Auflage. 36 Bogen. gr. 8. 1876. Preis *M.* 11.20.

Oscar Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Zweite Auflage. 14 Bogen mit 2 Steintafeln. 1876. Preis *M.* 5.—.

Inhalt: Das Wesen und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. — Die Fjordbildungen. — Ueber den Ursprung der Inseln. — Die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln. — Geographische Homologien. — Die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere. — Das Aufsteigen der Gebirge und Sinken der Küsten. — Ueber die Verschiebungen der Welttheile seit den tertiären Zeiten. — Die Deltabildungen der Ströme. — Ueber den Bau der Ströme in ihrem mittleren Laufe. — Die Thalbildungen. — Wüsten, Steppen, Wälder. — Die Entwicklungsgeschichte der stehenden Wasser auf der Erde.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Vierte stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage. 24 Bogen. 8. Elegant geheftet. Preis *M.* 6.40.

Inhalt: Die Grossfürstin Helene. Graf Peter Schuwalow. Die Gräfin Antoinette Bludow. Die Grafen Adlerberg. Die Brüder Miljutin. Fürst Gortschakow. Die drei Turgenjew. Graf Protassow. P. A. Walujew. Unsere Unterrichtsminister. Journalisten und Schriftsteller.

Neue Bilder aus der Petersburger

Gesellschaft. Zweite Auflage. 21 Bogen. 8. Eleg. geh. Preis *M.* 6.—.

Inhalt: Die Nationalitäten. Kaiserliche Brüder und Söhne. Fürst Bismarck in St. Petersburg. Literatur und Literaten unter Kaiser Nicolaus. Puschkine und Dantés. Das höhere Beamtenthum. Wassily-Ostrow und die Akademie der Wissenschaften.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung F. C. C. Leuckart in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Sittke in Berlin.
Druck von F. C. Leuckart in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse. Von W. B. U. Gumbrecht. — Glas Tschernagorja. Von Abel. — Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobjucht. Von Robert Hamerling. II. — Literatur und Kunst: Volksliteratur. Von A. Hammerk. — Der Gassenhauer als Epidemie. Von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Das Gipsmodell des Goethegedenkmal von F. Schaper. Von Max Bauer. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse.

Oft wird behauptet, die socialdemokratische Bewegung sei „bereits im Niedergange begriffen“ und dafür geltend gemacht, erstens, daß die Strifes selten geworden sind; zweitens, daß die Blüthe des Socialismus mit dem Gründerthum zusammenhänge, dieses überwunden sei, mithin jener die Ueberwundenheit theile; drittens und viertens, daß die Partei gemäßigter auftrate, als je zuvor, und daß die beiden Richtungen, die sich so viele Jahre wüthend anfeindeten, jetzt eine versöhnliche Sprache führen und an einer Verschmelzung arbeiten, was alles Zeichen der Schwäche seien.

Sehen wir doch diese „vierfache Wurzel des Sazes vom zureichenden Grunde“ näher an. Schon die Gründe 1 und 2 vertragen sich nicht sonderlich mit einander. Wohl war die Gründerperiode mit ihrer Unternehmungswuth, ihrer Luxusentfaltung, ihrer wilden Jagd nach Erwerb und Genuß so recht der Boden, auf welchem demagogische Wühlereien emporwuchern, aufgestachelt und Strifes in's Werk gesetzt werden konnten. Diese hat denn auch der auf die Faschingsorgien folgende Aschermittwoch, der nun schon zwei Jahre die deutsche Geschäfts- und Gemüthswelt beherrscht, zeitweilig lahm gelegt. Die Socialisten können uns jedoch antworten: eure tollen Jahre waren auch unsere, die darauf folgenden sind für euch wie für uns eine Zeit der Prüfung und Lehre, der Reue und Buße gewesen und sind es noch heute. So wenig aber jene Periode ein gesunder Aufschwung ist, so wenig kann die letzte als ein dauernder Niedergang gelten, sondern nur als eine Entwicklungsphase. Macaulay vergleicht den Culturfortschritt mit der Meeresfluth, die, trotz aller rückläufigen Bewegungen der einzelnen Wellen, doch im Ganzen vordringt. Um ein anderes, der socialistischen Anschauung näheres Sinnbild dafür zu brauchen, vergleichen wir die Bewegung mit der des Tischlerhobels. — Die socialdemokratischen Wortführer treten in Reichs- und Landtagen und in ihren Versammlungen gehaltener und sachlicher auf, trachten aus ihrer Partei die Parteitungen zu beseitigen, weil sie vereint wirksamer nach ihren Zielen streben wollen, statt in internen Zänkereien sich zu zersplittern, und sehr oberflächlich urtheilen würde, wer daraus schließen wollte: die Reute sehen, daß es mit ihnen zu Ende geht, darum raffen sie ihre letzten Kräfte zusammen. Allerdings mag die Calamität, infolge deren viele Arbeiterentlassungen vorkommen und weitere drohen, den ersten Antrieb zur neueren Haltung der Führer gegeben haben, in dieser zeigt sich aber kein fort-

schreitender Schwächezustand, sondern, daß sie ihnen Nützlich gelernt und Schädliches verlernt, also Aussicht auf weitere Erstarkung haben. Auch die Parteipresse scheint vorsichtiger, praktischer und tactischer geworden. Auf andere, noch haltlosere Behauptungen, wie z. B. „die Grundsätze des Socialismus sind theoretisch widerlegt, er ist wissenschaftlich todt, darum kann ihm auch keine praktische Bedeutung zugeschrieben werden“, näher einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Je mehr sich nun aber die bürgerliche Gesellschaft überzeugt, daß sie vor einem sehr lebensfähigen, streitbaren, muthigen, unermüdbaren und numerisch fort und fort wachsenden Gegner steht, um so ernsthafter hat sie ihre eigene geistige Wehrfähigkeit zu prüfen und zu vervollständigen.

Fürst Bismarck spricht in der Rede vom 9. Februar seine Ansicht dahin aus, daß an dem Druck, unter dem wir und die Arbeiter zeitweilig so schwer leiden, wesentlich die socialdemokratischen Führer mitschuldig sind. Ihren Umtrieben sei es zuzuschreiben, daß die deutsche Arbeit übermäßig vertheuert und dadurch unfähig gemacht ward, mit dem Ausland Schritt zu halten. Dauere der Zustand fort, so würden wir der Verarmung entgegengehen. Weiter jagt er, daß er Gesetzgebung und Staatsverwaltung allein mit Nichten für befähigt hält, dem Treiben ein Ziel zu setzen, daß noch andere Mittel herbeigezogen werden müssen; kommt auf die Schulbildung*),

*) Nicht näher ausgesprochen hat sich der Reichskanzler, ob er hier nur allgemeine Schulbildung im Auge hat, oder an gewisse in England bestehende Einrichtungen denkt, deren Nachbildung auch bei uns unzweifelhaft von besten Folgen sein würde. Schon Roscher wies darauf hin und meint, sie erklärten das Wunder, daß Großbritannien inmitten der staatlichen Erschütterungen von 1848, trotz alles dort vorhandenen socialen Hindernisses, so ruhig und unversehrt blieb. England besitzt über 4000 Schulen, in denen die Anfangsgründe der Nationalökonomie gelehrt werden. Und zwar geschieht dies seit beinahe 50 Jahren in den mechanic institutions, in welchen erwachsenen männlichen und weiblichen Arbeitern alle für gewerblichen, literarischen und künstlerischen Unterricht erforderlichen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden. Mr. Ellis, Director einer großen Versicherungsanstalt, gab Anstoß dazu und wirkte gleichzeitig als Lehrer und Volkschriftsteller, um Kindern von Arbeitern das für sie faßbare und praktisch Nützliche aus der Wirtschaftslehre beizubringen. Vor einigen Jahren hat die British social science association darauf angetragen, die Volkswirtschaftswissenschaft zu einem Gegenstande der Lehrerprüfungen, wie auch der Prüfungen in den Schulen zu machen, worauf die Regierung antwortete, ein königlicher Schulinspector stehe schon im Begriffe, diesen Unterricht in mehrere Volksschulen einzuführen. Jedem unbefangenen Sinne muß

beklagt die passive Haltung der Reichstagsmitglieder und fordert auf, diesen Theorien fest und bestimmt zu Leibe zu gehen. Es sei nicht richtig, daß wir die socialistischen Lehren an den Schuhen abgelaufen hätten, viel Neues träte darin hervor ... „Ich glaube auch, daß wir uns durch offene Discussion im Hause und ganz besonders in der Presse Waffen in die Hand geben und den Gründen gegen die Utopien mehr Gewicht und Publicität verschaffen können.“ Weitere Besprechung werde das Gute haben, daß diese Gebilde in ihrer Unausführbarkeit und verbrecherischen Thorheit allgemein erkannt werden.

Der Referent hat alle diese Ansichten seit Jahren gehegt, in mehreren Zeitungsartikeln (u. A. in der Magdeb. Ztg. 1872—74 und National-Ztg. 1873) zu vertreten gesucht und freut sich, sie jetzt durch den größten Staatsmann unserer Zeit bestätigt zu sehen. Die Artikel fanden s. B. einzelne Erwiderungen, welche im Wesentlichen darauf hinausliefen, daß man die Wichtigkeit der Sache einräumte, jeder Redacteur aber seinen Wirkungskreis für ungeeignet hielt, Etwas mit Erfolg zu thun. „Wir werden von Arbeitern nicht gelesen; in deren Hände gelangen lediglich ihre Parteiorgane, und unsere Leser bedürfen der Belehrung nicht,“ hieß es in Zeitungen. Im Briefkasten eines Unterhaltungsblattes ließ sich eine Stimme vernehmen: „Volkswirtschaft und Statistik gilt nun einmal bei der Masse der Leser als der Gipfel aller Langweiligkeit.“ Auf ersteren Einwand läßt sich sogleich entgegenen, daß der Zeitungsleser durch die Bank schwerlich besser in diesen Dingen Bescheid weiß, als Fürst Bismarck nach seinen eigenen Bekenntnissen. Auf den Briefkasteneinwurf sei erwidert, daß unter 40 Millionen Deutschen doch unzweifelhaft eine Anzahl Schriftsteller zu finden sein müssen, welche die nöthigen Eigenschaften besitzen, um an sich trockene Lehrstoffe so vorzutragen zu können, daß sie auch Leuten von wenig Bildung lesenswerth erscheinen und sie fesseln. Haben das doch gerade die letzten Jahrzehnte auf andern Gebieten glänzend bewiesen, z. B. in naturwissenschaftlichen Disciplinen, auch der Geschichtsschreibung, ja sogar der Philosophie. Warum sollte allein die Volkswirtschaftslehre und ihr Factotum, die Statistik, dem Volke unzugänglich sein und bleiben? — Die Kunst der populären Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände ist von andern Nationen, namentlich Franzosen und Engländern, früher gepflegt worden, als von uns; daher haben diese schon durch längere Uebung einen Vorsprung erlangt, und manches tabelnde oder spottende Wort bekamen wir zu hören, wie „Uebergründlichkeit“, „Professorenhaftigkeit“, „Verbücherung“ (bookishness) u. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, daß der deutsche Gelehrte, mehr als der englische, französische und italienische, sich auf sein Studierzimmer, den Umgang einiger anderer Gelehrten und allenfalls Studenten beschränkt, und sehr wenig mit andern geselligen Kreisen verkehrt. Denker und Forscher höheren Ranges neigen naturgemäß zur Isolirung, und die Wissenschaft gewinnt dadurch, weil ihnen viel Zeit, veröbendes Hin- und Hersprechen erspart und geistige Vertiefung erleichtert wird. In der Regel verlieren sie dabei aber an Fröhlichkeit mit der Durchschnittsbildung ihrer Zeit, zumal ihnen die Muße fehlt, von der zeitgenössischen allgemeinen Literatur Kenntniß zu nehmen. Am schwersten fällt es dem Universitätsmann, für die unterste Bildungsstufe passend zu schreiben, und vielleicht eignen sich für dies Geschäft der Regel nach nur berufsmäßige Volksschriftsteller. Meistens weniger als jener kennen und be-

es einleuchten, wie werthvoll es ist, gerade die Classen, deren Wohlfahrt vom richtigen Gebrauch ihres einzigen Besitzes, der Arbeitskraft, abhängt, frühzeitig — ehe sich Vorurtheile und Leidenschaften bei ihnen festsetzen, und bevor die socialistischen Agitatoren ihr geistiges Auge an den Hohlspiegel der Partei gewöhnen können — die Gesetze kennen zu lehren, welche Gewinn, Arbeitslohn und Capital beherrschen. In der letzten Eisenacher Versammlung des „Vereins für Socialpolitik“ wurde u. A. auch Aufnahme der Gewerbebesetzung und Volkswirtschaftslehre in den Lehrplan der Lehrerseminare verlangt.

herrschen sie freilich den Stoff, desto mehr jedoch die Fassungskraft der Masse, vergreifen sich jetztener in Auswahl und Zuschnitt; verzichten darauf, die Materien zu erschöpfen, weil sie wissen, daß sich schon früher die Aufmerksamkeit ihrer Leser erschöpfen würde, und lassen hinweg, was im ersten Elementarunterricht nicht hinlänglich Raum und Licht finden kann.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehung der socialdemokratischen Tagespresse. Sie suchte ihr Publicum in der ärmsten Klasse, Capital stand ihr nicht zu Gebote, sie mußte deshalb sehr klein anfangen. Trotzdem gelang es ihr, rasch Wurzel zu fassen und sich auszubreiten, so daß sie jetzt zu einer Macht emporgewachsen ist, gegen welche zu rüsten der Reichstanzler auffordert. Bajonnette hat sie zwar nicht hinter sich, aber Legionen von Wahlstimmen und eine gehorsame Armee von resoluten Häupten. Das erklärt sich theils aus der Energie der Führer und ihrer Gehülfen, theils aus der Sache selbst: das Neue, Kühne, Ueberraschende, Radicale, ungeheures Auftretende hat schon an sich für die Jugend und die unteren Bildungs- und Rangclassen besondern Reiz. Wenn sich nun unter diesen, welche bisher immer nur zu christlicher Geduld, Entsagung und Demuth ermahnt wurden, plötzlich Stimmen hören lassen, die das diametrale Gegentheil predigen, ihren Naturtrieben schmeicheln, ihre Leidenschaften entflammen und im zuversichtlichen Tone alle guten Dinge dieser Welt verheißen, so konnte das seinen Eindruck nicht verfehlen. Hinzu kam die freiheitliche Zeitströmung, endlich — es ist nicht zu leugnen — der thatsächliche Nothstand der Arbeiter, herbeigeführt durch Großindustrie und Maschinenwesen, zum Theil auch durch Bedrückung und schonungslose Ausbeutung von Seiten mancher Fabrikherrn.

Wenig Aussicht auf Erfolg würde offenbar ein ähnliches Verfahren mit entgegengesetzten Zielen haben. Blätter, welche die Bekämpfung der socialistischen Lehren anstrebten, Vernunft und Sittlichkeit predigten, wären schwerlich direct in die Arbeiterkreise einzuführen. Selbst wenn Fabrikant und Werkmeister sich der Verbreitung annähmen, vorlesen würden, Nummern vertheilten, so wäre kaum eine merkbare Wirkung zu erwarten. Die Parteimitglieder würden es mißtrauisch oder höhniisch, andere mit stumpfer Gleichgültigkeit aufnehmen. Die Würze, von der die Rede war, ließe sich nicht geben. Von der Seite betrachtet hatte und hat mithin der Angriff, die socialistische Propaganda, leichtes Spiel, und die Vertheidigung ist ziemlich wehrlos; auf literarischem Wege können wir dem Arbeiter direct vorläufig nicht beikommen. Versuchen wir also einen indirecten Weg zu finden.

Haben die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft Leidenschaften und Gelüste der unteren Schichten als beredte Fürsprecher auf ihrer Seite, so hat die Gesellschaft doch immerhin Bundesgenossen von nicht zu verachtender Bedeutung: die Gesetzgebung, die Staatsgewalt, das intellectuelle und materielle Capital und manche von diesen geschaffene Einrichtungen. Grund, die Hände verzweiflungsvoll zu ringen, oder sie resignirt in den Schoß sinken zu lassen, ist also nicht, sondern vielmehr — sie zu rühren. Dies aber sobald als möglich, denn die Reichstagswahlen sind vor der Thür und die Socialdemokraten entfalten schon jetzt die regste Thätigkeit.

Müßte der Socialismus sich seine Organe erst schaffen, weil keines der bestehenden seine Spalten ihm geöffnet hätte, so gibt es für unsere Zwecke eine sehr verzweigte Localpresse, eine Legion kleinerer und kleinster periodischer Schriften, die gern Partei ergriffen gegen einen Feind, der auch der ihrige ist, wenn die Herausgeber nur immer wüßten wie, und ihnen keine Geldopfer zugemuthet würden. Diese Schriften kommen in die Hand des „gemeinen Mannes“, der Leute, die mit Arbeitern, Gesellen, Lehrlingen verkehren, werden auch wohl von letzteren gelesen, böten also ein Mittel, den vom Gegner eröffneten geistigen Bürgerkrieg — damit er nicht in einen materiellen ausarte — aufzunehmen und uns im geistigen Waffendienst zu üben.

Der Zweck dieser Zeilen ist nun, einen Vorschlag*) der öffentlichen Prüfung anheimzustellen, der auf jenen Thatfachen und Erwägungen fußt, und darin besteht: ein populär volkswirtschaftliches Centralorgan (Correspondenzblatt) herauszugeben, das den ausgesprochenen Zweck hätte, Artikel zum unentgeltlichen Wiederabdruck Tages-, Wochen-, Intelligenz- und Unterhaltungsblättern, Volkskalendern u. in großer Auswahl zur Verfügung zu stellen. „Reproduction jedes Aufsatzes, ganz oder theilweise, ist gestattet und erwünscht.“ Das Blatt müßte Probenummern massenhaft austreuen und an größere Zeitungen das Ersuchen richten, auf sein Erscheinen und seine Tendenz hinzuweisen. Natürlich wäre zu streben, die besten schriftstellerischen Kräfte dafür zu gewinnen. Einzelne würden wohl auf Entschädigung verzichten, da aber den meisten persönliche Verhältnisse dies nicht gestatten, so wären, wo es begehrt wird, auch hohe Honorare zu gewähren. Auf geschäftlichen Erfolg wäre offenbar nicht zu rechnen, darum nicht nach einem Verleger, der es auf eigene Kosten erscheinen ließe, zu suchen, sondern es müßte entweder einer der bestehenden volkswirtschaftlichen oder politischen Vereine zur Aufbringung der Kosten bewogen, oder die Unterstützung bemittelter Männer dafür gewonnen werden. Das dürfte nicht schwer fallen, wenn ein paar Rorhyphäen des Reichstags oder andere bekannte Persönlichkeiten sich an die Spitze stellten. Sanguinischen Phantasien wollen wir uns nicht hingeben, außerhalb der Möglichkeit läge es jedoch wohl kaum, daß die Idee bei industriellen, commerciellen und finanziellen Größen lebhaften Anklang fände und die Beiträge reichlich fließen. In diesem Falle könnte das Organ seine Ziele noch viel weiter stecken und seine Aufgabe tiefer fassen. Darüber zerbrecben wir uns aber den Kopf noch nicht.

Für den Anfang möchte es sich empfehlen, nur solche Gegenstände zu behandeln oder anzuregen, die sich den niederen Bildungsclassen völlig mundgerecht machen, kurz und prägnant geben lassen, womöglich an neue concrete Vorfälle knüpfend.***) Als Ausgangspunkt würden auch Mittheilungen socialdemokratischer Blätter dienen, wie neue volkswirtschaftliche Bücher, Zeit- und Flugschriften. Materien, in denen Gegensätze der verschiedenen (nicht socialdemokratischen) Richtungen scharfer hervortreten, dürften ganz bei Seite bleiben.

Aus der Fülle von Stoffen müßte vor Allem von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, wie absolut nothwendig es für alle Classen ist, auch für den „kleinen Mann“, über die Elementarlehren der Volkswirtschaft sich zu unterrichten und daß es dafür keiner wissenschaftlichen Vorbereitung, bloß einer durchschnittlichen Fassungskraft bedarf, wie sie im deutschen Volke vorhanden ist. Nur „vom grünen Tische aus“ wird nicht mehr regiert, vielmehr nimmt die ganze Nation durch Wahl von Abgeordneten Theil an der Gesetzgebung, welche diesem Geschäfte seine Bahnen anweist. Verschaffen sich die Wähler keine Einsicht in Angelegenheiten, von

*) Schon anderwärts (Magdeb. Jtg.) hat der Verf. eine ähnliche Idee anzuregen gesucht, die mittlerweile reifer geworden und nunmehr besser motivirt auftreten kann. Auch scheint eine literarische Wochenschrift für diese Angelegenheit ein geeigneteres Behütel zu bieten, als eine politische Zeitung.

**) Einen Anknüpfungspunkt böte z. B. aus neuester Zeit eine am 10. März in Leipzig zwischen Nebel und einem intelligenten, redegewandten Kaufmann vor 3500 Zuhörer stattgehabte vierstündige Discussion. Hier hätte das in Vorschlag gebrachte Organ zu betonen, wie wünschenswerth häufige Wiederholungen derartiger öffentlicher Besprechungen zwischen befähigten Mitglieder beider gegnerischer Richtungen erscheinen, selbst wenn damit nicht mehr erreicht würde, als die Aufmerksamkeit auf solche Angelegenheiten zu lenken. Gewiß würde aber mehr erreicht, sofern von beiden Seiten nur wichtige sachliche Einzelfragen, nicht allgemeine Grundsätze, noch weniger, wie es hier leider geschah, Pariser Petroleumdünste heraufbeschworen würden. Gilt es doch, Leidenschaften zu beschwichtigen und Verständigung zu suchen, mithin: Dingen fern bleiben, über die jede Verständigung zur Zeit aussichtslos ist.

deren Gestaltung ihr Wohl und Wehe abhängt, in noch höherem Grade als von politischen, so vermögen sie ihren Bedürfnissen nicht angemessenen Ausdruck zu geben, sondern machen die Wahl ihrer Vertreter zum Spielball einseitiger, unwissender oder eigennütziger Parteimänner. Abgesehen davon erwacht nun aber immer allgemeiner die Erkenntniß, daß die sociale Frage „nicht wie ein Sphingrathsel aufzufassen ist, das mit einem Worte lösbar, oder wie eine Krankheit, die mit einer Medicin zu heilen wäre“, daß sie vielmehr sich in zahllose kleine, meist unscheinbare, alltägliche Fragen spaltet, die einzeln studiert werden müssen. Nicht bloß hat hier die Wissenschaft zu prüfen und zu entscheiden, nicht bloß die Gesetzgebung und die Staatsverwaltung auszunutzen, einzugreifen, sondern die ganze Nation soll mitarbeiten, mitemdenken, mitrathen. Alle Stimmen aus Arbeiterkreisen, auch die ungestümen, thörichten, sind geduldig anzuhören und aufmerksam zu prüfen, für begründete Klagen Abhülfe zu suchen, berechnete Forderungen zu erfüllen, überhaupt Verbesserung der Lage der Arbeiter, so weit als thunlich, als eine Hauptaufgabe der Gegenwart zu betrachten. Erst dann können sich die Gemüther beruhigen, Unbefangenheit und Urtheilskraft auch da erwachen, wo sie jetzt fehlen oder künstlich getrübt sind und allmählig Trugbilder als solche allgemeiner erkannt werden. Beschämend und verderblich wäre es, wenn die mittleren und höheren Classen der niedersten fort und fort allein überließen, volkswirtschaftliche Bildung zu suchen!

Demnächst müße das Strikewesen eingehend behandelt werden. Eine Strikestatistik (daran wird seit zwei Jahren gearbeitet) könnte darthun, wie viel Nationalvermögen so verunstaltet ward. Zu directen Verlusten für beide Theile und sittlichen Folgen des Mißganges kommt noch, daß ein anderer Nationen gelassener Vorprung oft gar nicht wieder einzuholen ist. Schon mancher blühende Gewerbszweig in einzelnen Districten verdarb so oder wanderte aus. Jeder Fabrikant ist nur ein Atom des industriellen und commerciellen Ganzen, von diesem schlechterdings abhängig; er steht vor einer Naturgewalt, die sich ihm dienstbar erweist, sofern er ihre Gesetze beobachtet, die sich aber nichts abtrotzen läßt und seine geschäftliche Existenz vernichtet, wenn er sich entgegenstemmen wollte. Hieran könnten sich Erläuterungen reihen über Einigungsämter.

Ein anderes ergiebiges Thema wäre: Gewinnbetheiligung, Gratificationen, Prämien, Tage- und Stücklohn, Assuranzlohn, Gruppenaccord u. Aus dem Gebiete liegen viele neue Versuche vor, welche darthun, daß der Arbeiter, vor die Wahl gestellt: mäßige, feste Lohnerhöhung oder Ausschicht auf weit größeren Gewinnantheil, fast stets Ersteres vorzieht, und mit Recht. Im Grunde ist Lohnzulage nur eine andere, bessere Form, für Letzteres. Wer den Gewinn mit bezieht, hätte auch den Verlust mitzutragen, das vermag aber der Arbeiter nicht, müßte vielmehr, selbst wenn der Unternehmer mit Schaden verkauft, immer auf einem Minimallohn bestehen. Darum erscheint die einzig ausführbare Form der Gewinnbetheiligung freiwillige feste Lohnzulage in günstiger Zeit. Ueber dies Thema bringt viel Werthvolles „der Arbeiterfreund“, unter der umsichtigen Redaction von Gneist und Böhmert. Die gediegene Zeitschrift hat ihren XIII. Jahrgang vollendet und darf als Fundgrube von Belehrung angelegentlich empfohlen werden.

Ferner sollten im Centralorgan die Grundsätze der Arbeitstheilung entwickelt und Verständniß für den wirtschaftlichen Zusammenhang der gewerblichen Beschäftigungen angebahnt, sowie nachahmenswerthe Einrichtungen in Werkstätten und Fabriken mitgetheilt werden. Auch die bewährten, von unserem verdienstvollen Schulze-Delitzsch in's Leben gerufenen Institute und ihre letzten Ergebnisse könnten beleuchtet werden. Weitere Themata: Großindustrie und Kleingewerbe, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, alte Zünfte und neue Innungen, Hirsch-Duncker'sche Gewerbevereine, Lehrlingswesen (neuerdings mit Recht in sorgsamster Betrachtung genommen), Sonntags-

Frauen- und Kinderarbeit, Lebenslage der Arbeiter sonst und jetzt, Arbeiterwohnungen, mangelnde Hände für Landwirthschaft, Volks- und Gewerbezahlungen u. c. Lehrreich wären auch Blicke auf andere Länder und ihre Erfahrungen.

Daneben dürfte auch die Privatwirthschaft nicht vernachlässigt werden, sollte vielmehr stehende Rubrik „des-Centralorgans“ bilden. Ihr würde es an aufmerksamen und dankbaren Lesern und an Wiederabdruck gewiß nicht fehlen. Wieviel im deutschen Hauswesen, zumal der ärmeren Classen, in seinen Einrichtungen, Geräthen und Bräuchen der Verbesserung fähig, zum Theil dringend bedürftig ist, kann Niemanden entgehen, der überhaupt offenen Sinn und offene Sinne besitzt und sie braucht! — Wer sich in anderen Culturländern, jenseits des Meeres, umgesehen hat, dem werden noch häufiger derlei Einzelheiten auffällig. Er fragt sich: wie ist es zu erklären, daß die Masse unseres nach so vielen Seiten hin wohlbegabten, fleißigen, strebsamen Volkes, trotz allen Lesen- und Schreibenskönnens (wie steht's um das Rechnen?) in seinem täglichen Thun und Treiben so mannigfach verstockt gegen das Abecce der Gesundheitslehre und vernünftigen Lebensführung; daß es so wenig seine Häuslichkeit zweckmäßig zu gestalten weiß, was, innerhalb gewisser Grenzen, auch dem Ärmsten möglich ist? — Eine Antwort darauf soll hier nicht versucht, nur betont werden, daß unbestreitbar auf diesem Boden viel Unkraut und Giftpflanzen emporgewachsen sind; hier viel Unkenntniß, Vorurtheil, Gedankenlosigkeit, Schlandrian zu bekämpfen sind, und ein gutes Stück „socialer Frage“ zu lösen wäre.

Diese allgemeinen Umrisse der Idee eines „populär-volkswirthschaftlichen Centralorgans“ — Alles nur Entwürfe, näherer Prüfung Sachkundigen anheimgestellt — mögen zunächst genügen.

W. B. A. Gumprecht.

Glas Tschernagorcka,

oder „die Stimme des Mannes der Schwarzen Berge“ ist der Name der einzigen Zeitung Montenegros. Sie wird unter Assistenz der Regierung redigirt, in der fürstlichen Druckerei gedruckt, und in alle Länder serbisch-croatischer Zunge versendet. In Wahrheit ist sie mehr für die letzteren bestimmt, als für Montenegro, dessen wenige schriftkundige Einwohner meist einen Rang einnehmen, der sie ohne gedruckte Mittheilungen von den Intentionen der Regierung unterrichtet hält.

Das Blatt, welches etwa vier Mal monatlich erscheint*), spiegelt die Eigenthümlichkeit des Landes, dem es gehört. Während die Belgrader Presse mit ungemeiner Gewandtheit gemacht, und so gut geschrieben ist, daß sich die serbische Bildungssprache wesentlich aus ihr entwickelt hat, verharret das montenegrinische Organ bei einer einfacheren Diction und Beweisführung. Ein enger, aber bestimmter Gedankenkreis; eine dreiste, alle Ausflüchte verschmähende Gesinnung; und eine Sprache, die der volkstümlichen Redeweise so nahe steht, als es bei Behandlung politischer Gegenstände möglich ist — sind die Eigenschaften, die bei der Lectüre des Blattes am ehesten in die Augen fallen. Verirrt es sich gelegentlich unter dem Druck der überwachenden Consuln in einen andeutenden Stil, oder läßt es sich gar auf staatsrechtliche Definitionen ein, so mißlingt der diplomatische Versuch meistens in einem Grade, der den Freund directen Ausdrucks mit der größten Hochachtung für den Verfasser erfüllen muß. Wie in dem Drama unseres großen Dichters anstatt aller weiteren Auskunft die Antwort gegeben wird „Deutsche Hiebe!“, so klingt ein Ton aus den Spalten des merkwürdigen Blättchens heraus: Wir sind die Montenegriner, schlagen todt, und lassen uns schlimmsten Falls selber todt schlagen.

*) Soeben (Ende März) wird zweimaliges Erscheinen wöchentlich angekündigt, um dem raschen Laufe der Ereignisse besser zu folgen.

Die Verschiedenheit, die sich in alledem zwischen Montenegro und dem Fürstenthum Serbien zeigt, beruht nicht bloß auf der allgemeineren Bildung des letzteren, und dem Wohlstand, den ihm der Handel mit Wien gebracht hat. Auch der Rassenunterschied kommt in Betracht. Die Serben sind, wenn nicht ausschließlich, so doch größtentheils slavischer Abkunft; die Montenegriner überwiegend pelasgischen Bluts. Der westliche Theil der illyrischen Halbinsel, der die Provinzen enthält, welche gegenwärtig Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Albanien genannt werden, wird noch immer von jenen Stämmen bewohnt, welche den alten Griechen die Barbarentwelt zunächst repräsentirten. Sagenhaft Pelasger, geschichtlich Macedonier, Thracier, Illyrier, Epiroten, Päonen, Ebonen u. s. w. genannt, sind sie die ältesten bekannten Einwohner des Landes, und von jeher wegen ihrer rauhen Tapferkeit berühmt. Allgemach mit hellenischen Elementen durchsetzt, und theilweis unter hellenische Dynastien gerathend, bildeten sie die Heere Philipps, Alexanders und Pyrrhus; wurden den Römern als treffliche Soldaten fürchtbar, und nachmals lieb; und waren wegen ihrer Freiheitsliebe und männlichen Haltung sowohl von ihren eignen als fremden Herrschern geachtet und schonend behandelt.*) Derjenige Theil, welcher später, zu Ende des 9. Jahrhunderts, von den mittlerweile eindringenden Serben das Christenthum erhielt, nahm mit der neuen Religion, und der Vermischung mit den Einwanderern, welche der gemeinsame Glaube zur Folge hatte, die slavische Sprache an. Sichere Nachrichten über den Proceß sind bisher nicht gefunden worden, obgleich die Thatfache außer Zweifel steht. Einerseits sind die Illyrier, welche jene Gegenden vor den erst im 7. Jahrhunderte anrückenden Slaven besetzt hielten, niemals ausgewandert; andererseits sind sie in unmittelbarer Nachbarschaft, wo sie durch Isolirung in einem großen, unwirthlichen Berglande vor dem Aufgehen im Slaventhum geschützt wurden, bis auf den heutigen Tag kenntlich erhalten. Dieser, in seiner Nationalität noch sprachlich verharrende Zweig ist der albanesische, dessen bloße Gegenwart neben den Bosno-Montenegrinern die letzteren, bei den über die älteste Geschichte ihrer Länder vorliegenden Nachrichten, einer gemischten Abkunft verdächtig machen müßte. Dazu kommt, daß der Dalmate, Bosniak, Herzegowiner und Montenegriner noch heut dem Albanesen sowohl physisch wie in vielen Charakterzügen ähnlicher ist, als dem Serben. Wie der Albanese, ist der Bosniak und Montenegriner hahnbüchsen und grad an Leib und Sitte, von gewaltigem Gliederbau, mit großem, eckigen Schädel; aber wie der Croat und Slovenc, sein nächster slavischer Nachbar, ist der Serbe lebhaft, finbig und berechnend, geschmeidig in Gliedern und Gedanken, unterseht, mit rundem, kleinrussischen Kopf. Gleich den Albanesen hält's der Montenegriner und Herzegowiner mit den wilden Sitten der alten Zeit, zieht das Fechten dem Feuer vor, und köpft in und nach der Schlacht; wie der Croat, ist der Serbe fügsam und sucht seine Kraft in Strategie und Ueberraschung. Wo der Eine schlägt, rüstet der Andere; wo Diesen die Freude am Schwert in's Getümmel reißt, sucht Jener den Erfolg sicher zu stellen, ehe er zieht. Das verschiedene Schauspiel, welches uns die beiden Stämme im gegenwärtigen Aufstand geben, ist schon öfter dagewesen.

Wir kehren zu unserer Zeitung zurück. Seitdem sich die Herzegowiner erhoben, hat sich der „Glas Tschernagorcka“ für sie erklärt. Mit welcher Offenheit das geschieht, mit welcher Furchtlosigkeit man in Cetinje den Ereignissen folgt, und mit einer Hand voll Leuten den Mächten entgegentritt, werden einige Auszüge aus dem nicht unwichtigen, bisher ziemlich unbekanntem Blatte lehren.

Am 18. December 1875, als die Türkei Montenegro wegen seiner Begünstigung des Aufstandes ernstlich zu bedrohen anfang, wurde der „Glas Tschernagorcka“ beauftragt, eine

*) Ausführliche Nachrichten darüber bei Diodor, Athenäus, Polybius, Arrian, Curtius u. a.

Verteidigung zu schreiben. Sie war im ungeschminktesten Stil und ließ sich folgendermaßen aus:

„Seitdem der Aufstand in der Herzegowina ausgebrochen ist, haben die Zeitungen vielerlei von den Beziehungen Montenegro zu dem Aufstand zu sagen gehabt. Darüber braucht sich Keiner zu wundern. Es erklärt sich einfach genug aus der Lage Montenegros, aus seiner Geschichte, seinen gegenwärtigen Beziehungen zur Herzegowina, und der Bedeutung, die dieses freie Land für seine verflauten Brüder hat. Niemals kann, niemals wird Montenegro der Bedeutung, die es für seine verflauten Brüder in der Herzegowina hat, untreu werden; niemals, mögen die schwersten Zeiten über uns hereinbrechen, werden wir wagen können, diese Bedeutung zu verrathen. Der Druck, den die Bestimmung Montenegros auf seine Bewohner ausübt, und die Erwartung, die die ganze serbische Nation von uns hat, werden immer stärker sein, als irgendwelche Einflüsse von außen. Die Zeitungen unserer ganzen Nation wissen und würdigen dies. Darum ehren und schätzen sie Montenegro. Schon bei Beginn des Aufstandes, als von der Neutralität Serbiens und Montenegros die Rede war, sagten wir geradheraus, daß eine Neutralität, wie sie die Pforte verlangte, für uns völlig unmöglich sei, und daß Montenegro durchaus nicht verpflichtet wäre, seiner Geschichte und den Thaten der ruhmreichen Vorfahren unseres Fürsten Nikolaus in's Gesicht zu schlagen. Es wäre deshalb geradezu einfältig, wollten wir gegenwärtig ein Geheimniß daraus machen, daß der Herzegowiner Aufstand der Natur der Sache nach seine Kraft aus einer unversieglischen Quelle zieht — aus der politischen Lage und Freiheitsliebe Montenegros. Und dennoch behaupten wir, daß Montenegro sich innerhalb des Völkerrechts gehalten, und seine Würde durch Beobachtung der internationalen Vorschriften gewahrt hat. — Alle Billigdenkenden geben das zu, nur nicht die Türken und ihre Freunde. Diese beschuldigen uns, den Aufstand organisiert zu haben, und drohen uns mit Strafe. Wie will man uns denn strafen? Es ginge doch nur mit Krieg. Kommt's aber dazu, so ist der Ausgang ungewiß. Vielleicht wird dann die Türkei, anstatt zu züchtigen, gezüchtigt für die schweren Sünden, die sie seit der Koffover Schlacht gegen die serbische Nation verbrochen. Wir hoffen, die Türkei wird nicht so weit gehen, Truppen an unserer Grenze zu sammeln. Das hieße den Krieg erklären. Montenegro, das sich keine eigene Armee halten kann, darf auch keine fremde Armee an seiner Grenze dulden. Wir werden ja bald genug sehen, was die Türken thun. Sedenfalls wollen wir aber erklären, daß die Behauptungen der Türken, Montenegro mache den Aufstand, gänzlich ungegründet sind. Montenegro hat alles Mögliche gethan, seine Leute zurückzuhalten, aber es ist dennoch eine Anzahl Montenegriner über die Grenze und in die Reihen der Aufständischen, die ihre nächsten Brüder sind, gegangen. Bedenkt man, daß wir niemals in wirklichem Frieden, sondern höchstens in zeitweiligem Waffenstillstand mit der Türkei gelebt haben, und daß Montenegro der Träger des nationalen serbischen Gedankens ist, so muß die Haltung Montenegros geradezu Bewunderung hervorrufen. Uebrigens wenden sich die Dinge nunmehr so, daß es ungerecht wäre, von Montenegro zu erwarten, daß es bei seiner frühern Haltung bleibe. Die Montenegriner erhalten die unbeschränkte Freiheit ihres Wollens und Handelns zurück.“

Einige Tage später, als der Sultan noch vor Thoreschluß dem österreichischen Anliegen mit eigenen Reformen zuvorzukommen suchte, fällt der „Glas“ ein summarisches Verdammungsurtheil über Ferman und Trade:

„Es ist völlig gleichgültig, was der Sultan vor hat. Er will eben immer nur, und dabei bleibt's. Damit wird er weder den Aufstand dämpfen, noch die Aufständischen zum Niederlegen der Waffen veranlassen. Das neue Decret beweist nur, daß der Sultan nicht daran denkt, die Lage des christlichen Volks zu verbessern, sondern die Leute bloß in seine Gewalt bringen will. Es wird wieder mal Reform geläutet, weil die europäische Diplomatie es verlangt. Obenein,

damit die Türkei doch auch zeige, daß sie sich auf die diplomatischen Sprünge versteht, sollen die Herzegowiner die Waffen erst niederlegen, und dann abwarten, was sie von türkischer Gnade, Güte und Menschenliebe erhalten. Aber unser Volk in der Türkei, das für Freiheit und Unabhängigkeit die Waffen erhoben, ist überzeugt, daß die Türkei ihm Nichts zu geben hat, das es bewegen könnte, nach so schweren Opfern in die alte Botmäßigkeit zurückzukehren. Seine Kämpfe und Siege, sogar im Winter fortgesetzt, bezeugen, daß es nur todt oder erfolgreich die Waffe niederlegen wird. Das Volk weiß, daß es nur durch sein Schwert die Freiheit erreichen kann; die Diplomatie ist verzweifelt darüber, daß nur die volle Freiheit den Frieden wieder herstellen soll; und die Türkei entschlossen, den Aufruhr niederzutreten: das ist die Lage nach Erlaß der türkischen Reformen.“

Der Neujahrstag von 1876, als der Namenstag des montenegrinischen Thronfolgers Danilo, entlockte dem „Glas“ einige kräftige Complimente für die Türkei:

„Voriges Jahr, nach der blutigen Affaire in Podgorika, versammelte sich in Stutari eine türkisch-montenegrinische Commission. Als sie auseinander ging ohne irgend etwas geordnet zu haben, sagten wir: „Die Arbeiten der Commission werden durch die Wiederaufnahme des großen blutigen Kampfes fortgesetzt werden, und wie er sich entscheidet, das werden wir ja sehen.“ Und heute sehen wir schon, wie der große Streit der serbischen Nation mit den Türken sich erneut. Heute fließt das Blut in Strömen, und es sind nicht mehr Knaben, die bluten wie in Podgorika, sondern Helden, die auf freiem Felde sterben. Hoch lebe Prinz Danilo! Möge die Freiheit unserer ganzen Nation unter ihm wachsen!“

Der Hauptausbruch erfolgte am 15. Januar, als das Blatt die erneute Drohung der Türken, das Land zu besetzen, abzuweisen hatte:

„Das große Kaiserthum, das mit den Herzegowinern nicht fertig werden kann, will nun auch mit den Montenegrinern anbinden. Und zwar wegen angeblich verletzter Neutralität. Wer die Beziehungen Montenegros zum Aufstand richtig beurtheilen will, muß drei Dinge in Betracht ziehen. Erstens, Montenegriner und Herzegowiner sind in Sprache und Rasse dasselbe Volk. Zweitens, die Montenegriner hegen das lebhafteste Mitgefühl für ihre unterjochten Brüder, und da sie kriegerisch, kühn und tapfer sind, so helfen sie ihnen. Drittens ist Montenegro von jeher das Hoffnungsgestirn der Freiheit für die ganze serbische Nation gewesen, in welchem Lande ihre Bruchtheile auch wohnen mögen. Seine Grenzen sind unnatürlich und seine Dynastie hat den Beruf, den ihm die Nation zuschreibt, angenommen, und wird ihn unter keinen Umständen aufgeben. Trotz der Schwierigkeiten dieser Lage hat Montenegro als Staat seine Pflichten gegen die Türkei zu erfüllen gesucht. Bei jener schmachvollen Podgoritzer Affaire, die für immer ein Beweis türkischer Grausamkeit, Brutalität und Völkerrechtsverachtung sein wird, verhielt sich Fürst Nikolaus, der die Ehre seines Landes zu wahren hatte, durch Staatsraison gehemmt, auf das Gemäßigteste. Seit jener Zeit aber befindet sich die Herzegowina in einem Zustand chronischer Rebellion. Obenein sind viele Flüchtlinge, die aus Montenegro nach der Türkei zurückkehrten, trotz feierlich gegebenen sicheren Geleites, ja trotzdem Montenegro auf den Wunsch der Mächte ihnen zugeredet hatte, nach der Heimkehr gefoltert und getödtet worden. So wuchs die Rebellion, trotzdem Montenegro, welches dieser türkische Wortbruch zu jeder Repressalie berechtigt haben würde, in seiner alten legalen Haltung verharrte. Es kommt übrigens nicht darauf an, ob die Türken mit uns zufrieden sind, so lange die ganze Welt uns lobt. Einzelne Montenegriner sind freilich in den Reihen der Insurgenten, aber das beweist nichts. Unser Fürst ehrt die ruhmvolle Vergangenheit Montenegros und arbeitet für die Zukunft der ganzen serbischen Nation. Auf jedem Schlachtfelde der Herzegowina, wo Freiheit und Ehre verteidigt werden, wird man die Montenegriner finden. Wenn die Türken sagen, daß sie ohne die Montenegriner die Herzegowiner

längst zu Paaren getrieben haben würden, wie wollen sie sich denn jetzt mit Beiden auf einmal einlassen? Wir halten zum Völkerrecht. Handelt die Türkei anders, so fällt jede Schranke für uns, und wir werden thun, was die Zukunft der serbischen Nation verlangt."

Auch die letzten, von Oesterreich und Rußland erwirkten und von den Mächten introducirten Reformen des Sultans vermögen die Ansichten der montenegrinischen Staatszeitung nicht zu ändern:

"Kein Mensch glaubt an die verkündigte Freiheit und Gleichberechtigung für Türk und Christ. Man sieht vielmehr voraus, daß trotz aller Versprechungen der Pforte die Rajah dasselbe Schicksal erwartet, wie bisher. Der Sultan hat keine Macht über seine Beamten, und kann sie nicht hindern, die Rajah zu quälen und zu morden. Das hat ihnen immer viel Klümmerniß gemacht, und darum haben sie losgeschlagen. Und darum sind auch alle überzeugt, daß die neueste Amnestie nicht den geringsten Einfluß auf den Gang des Aufstandes ausüben wird."

Ebenso wie die Türkei, wird Oesterreich angesehen. Als der österreichische Telegraph meldete, Fürst Nikolaß würde sich für den Preis einer Gebietsvermehrung gegen die Rebellen wenden, protestirte sein Organ dagegen in recht verständlicher Sprache. Drüber stand „Lügen“, und dann ging's, nach einer Erwähnung des Telegramms, weiter wie folgt:

"Für unsere Leute genügt es dies Zeug zu lesen, um zu wissen, daß es eine ganz gewöhnliche Lüge ist. Wir haben schon neulich gesagt, daß die Türkei den Fürsten um Verhütung der Aufständischen gebeten, und daß der Fürst dieses Ansinnen zurückgewiesen hat. Wir haben damals die Wahrheit gesprochen, und wir sprechen sie heute. Uebrigens ist es richtig, daß der Sultan sein Gesicht mit Sehensanerbietungen unterstützt hat. Aber es ist ebenso sicher, daß die Verleumdung unserer Feinde verstummen muß, wenn wir erklären, daß Montenegro es abgelehnt hat, die Vorschläge der Türkei in Erwägung zu ziehen... Montenegro hütet das Heiligthum serbischer Ehre. Dafür und davon lebt es. Sein Volk verachtet Lüge und Falschheit."

Eine Absonderlichkeit dieses kurz angebundenen amtlichen Organs ist es, daß es, obchon „Wochenblatt für Politik und Literatur“ genannt, dennoch ausschließlich vom Aufstand handelt. Es gibt eine Menge Correspondenzen vom Schlachtfelde, welche zwar Montenegriner und Herzegowiner identificiren, nach einer anderen Richtung hin aber löbliche Vorsicht gebrauchen, und niemals von zukünftigen, sondern immer erst von einigermaßen alten Operationen sprechen. Es extrahirt auch fremde Zeitungen, zumal englische und österreichische, die sich für den Aufstand erklären, und übersezt strategische Erörterungen über das Kriegstheater. Berlin und Deutschland scheinen ihm unbekannt zu sein; Rußland will es durch die Erwähnung seiner friedlichen Politik nicht kränken; und von Frankreich hält es nicht viel. Dagegen pflegt es den Keim der Empörung durch eingehende Schilderung der türkischen Steuern und verliert sich auch wohl gelegentlich in die malerische Beschreibung eines altherwürdigen Klosterbaues, dem die Muhamedaner, in Abwesenheit von Dynamit, irgend einmal mit Pulver zu Leibe gegangen sind. Die Sache der christlichen Kirche ist ihm eins mit der montenegrinischen Politik; wo aber christliche Geistliche, wie es die in der türkischen Gewalt befindlichen bosnischen und herzegowiner Metropolitane gethan haben, zu Frieden und Unterordnung mahnen, schützt sie ihr Rock nicht vor Bezeichnungen, welche in die stärksten Farben getaucht sind. Ab und zu empfängt es eine Correspondenz von einem im Ausland lebenden Landsmann, der seine Bemerkungen über den Stand der nationalen Angelegenheit mittheilt; beschäftigt sich aber im Ganzen so wenig mit dem, was über die nächste und dringendste Sorge der Redaction hinausgeht, daß es selbst serbische und croatische Zeitungen, die im Wesentlichen derselben Sache dienen, viel seltener citirt, als es von ihnen citirt wird.

Doch sind die letzteren für die Beurtheilung der vom „Glas Tschernagorcka“ angenommenen Haltung nicht uninteressant. Wild

und instinctiv wie sie ist, ruht die montenegrinische Kühnheit auf einem Hintergrund von Verstandesermägungen, der zwar nicht im „Glas“, aber doch in den Belgrader, Neujager, Semliner und Agramer Organen sichtbar wird. Dies ist das Verhältniß zu Rußland. Die russische Regierung hat ein Jahrhundert lang gegen die Türken gestanden; hat sie im Jahre 1854 zu vernichten gesucht; und noch 1868, bei Gelegenheit der Moskauer Pilgerfahrt, die slavischen Aspirationen in der wohlwollendsten Weise ermutigt und gestützt. Eine so lange im Namen des Glaubens und der Rationalität verfolgte Politik würde von den Betheiligten nicht rasch vergessen werden können, wären sie selbst nicht überzeugt, daß Rußlands politisches Interesse die Herstellung slavischer Schwesterstaaten in den Balkanländern gebietet. Der gegenwärtig von Rußland gesteuerte Cours, der auf vorläufige Conservirung des ottomanischen Reiches geht, wird von keinem slavischen Blatte als das letzte Wort Rußlands angesehen. Die ganze slavische Presse geht vielmehr von der Ueberzeugung aus, daß, welche Gründe Rußland auch haben mag, für den Augenblick keine Aenderungen zu wünschen, es dennoch zu gläubig, zu edel national und zu klug ist, um seine An- und Absichten in Bezug auf die Türkei principiell und für die Dauer gewechselt zu haben. Der Unterschied, der in den Auffassungen der slavischen Blätter hervortritt, dreht sich nur darum, ob es, während Rußland Friede will, gerathen sei, loszuschlagen, oder ob man, wenn Serbien und Montenegro marschiren lassen, unter allen Umständen die russische Regierung auf seine Seite ziehen werde, und somit ihre gegenwärtigen Warnungen unbeachtet lassen könne. Zur letzteren Auffassung hat sich Montenegro von Anfang an geneigt; zur ersteren Serbien; jetzt schwenkt man auch in Belgrad nach dieser Richtung hin ab, obchon man morgen vielleicht wieder in die entgegengesetzte hineinschwanken wird. Die Hoffnung, daß man unter keinen Umständen etwas riskire, ist auf die Annahme gegründet, daß Rußlands Interessen eine Auslieferung Serbiens an die Magyaren verbieten; daß die russische Regierung dies völlig begreife; und daß, selbst wenn sie es nicht begriffe, die russische öffentliche Meinung, die bis in die höchsten Kreise hinauf diese Dinge mit großer Wärme ansehe, die Regierung, veranlassen würde, die Gründe, welche für eine temporisirende Politik sprechen, im Gewoge des auslodernenden Nationalkampfes fallen zu lassen. Zur Unterstützung dieser Meinungen deutet man auf die russische Presse, die selbst in der jetzigen reservirten Periode immer nur von Erhaltung des Friedens, aber nie von Erhaltung der Türkei spricht. Man will von allerlei einflußreichen Personen Aehnliches gehört haben und behauptet sogar, daß die russischen Diplomaten, die officiell vom Kriege abmahnen, privatim nichts dagegen haben. *) Bestände zwischen Belgrad und Cetinje nicht ein Gegensatz, vermöge dessen die russische Regierung diejenigen Partei, welche ihre Wünsche mißachtet, zu Gunsten der anderen bestrafen könnte, ohne die nationale Sache zu verlassen, so würden diese Erwägungen, vereint mit der herrschenden Aufregung, wahrscheinlich bereits thatsächliche Folgen gehabt haben.

Da wir es mit einem Journal zu thun haben, so würde der Bericht unvollständig sein, sprächen wir nicht auch von den Anzeigen. „Glas Tschernagorcka“ hat nur ein Inserat. Dafür erscheint dieses Unicum um so öfter. Es handelt von der Revalenta Arabica, die, wie es demnach scheint, auch die heftigen chirurgischen Uebel curirt, welche den Nasen, Ohren und Halsen von den montenegrinischen Schwertern mitunter zugefügt werden.

*) Die Prager Narodni listy — ein jungtschechisches, nicht einmal absolut russenfreundliches Blatt — ließen sich erst kürzlich dergleichen über die Haltung des russischen Vertreters in Belgrad von Wien telegraphiren. Abel.

Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Von Robert Samerling.

II.

Golz hatte mich eingeladen, ihn Abends nach dem Theater noch in seinem Hotel zu besuchen. Ich hatte dies ablehnen müssen, hielt es aber um so mehr für meine Pflicht, am folgenden Morgen zu ihm zu gehen. Er hatte mir gesagt, daß er bis 10 Uhr Morgens zu treffen sein würde. Ich ging also vor Ablauf dieser Stunde hin. Als mir beim Eintreten ein Wort von „schuldigem Gegenbesuch“ ent schlüpfte, begann er sogleich wieder über die „leidige Convenienz“ zu fluchen, und über die „Ansitte der Gegenbesuche“ im Allgemeinen, zu welcher sich Jeder, auch ohne, wie ich, ausdrücklich aufgefordert zu sein, verpflichtet glaube. In dem kleinen Zimmerchen könne er ja Niemand recht empfangen, auch sei des Morgens nicht ausgeräumt u. s. w.

Ich hatte mich bei Golz mit dem Vorsatze eingefunden, mich seinen Ergüssen gegenüber nicht mehr so passiv wie bei der ersten Unterredung zu verhalten, sondern zu erproben, inwieweit man denn wohl durch besonnene Gegenrede auf ihn beruhigend einzuwirken vermöchte. So sagte ich ihm denn jetzt in halbem Scherz, derjenige, der zumeist auf Convenienz halte, sei er selbst, sonst würde er sich nicht so sehr darüber ereifern, seine Besucher nicht mit größerem Ceremoniell empfangen zu können.

Er achtete nicht darauf und versuchte von anderen Dingen zu sprechen bis er völlig in eine donnernde Standrede gegen die „Gelehrten“ sich verlor. Ich wandte ein, Gelehrte müsse es geben. „Nein! tausendmal nein!“ rief er doppelt gereizt; „es muß keine Gelehrten geben!“ — „Ein Bursche“, fuhr er fort, „der es fertig bringt, hinzugehen, sich in die Wissenschaften zu vergraben, und eine Gelehrten- oder Lehreraufbahn einzuschlagen, den vermöge er nimmermehr für einen rechten Menschen zu halten.“

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es nicht Allen so gut würde, wie ihm selbst, mit 100,000 Thalern Fonds den freien Herrn auf eigener Scholle zu spielen, daß schon um des Erwerbes willen Mancher den Beruf des Gelehrten und Lehrers zu ergreifen genöthigt sei. Das fuhr er fort aufs heftigste zu bestreiten. Durch gar nichts in der Welt dürfe der Mensch sich zu einem solchen Berufe verleiten lassen; eher müsse er verhungern. Er für seine Person, erzählte er, sei einmal in seiner Jugend, als Jemand ihn veranlassen wollte, eine Beamten-carriere einzuschlagen, in die furchtbarste Wuth gerathen, und habe den Rathgeber allen Ernstes bedroht, wenn er ein Wort dieser Art noch einmal über die Lippen lasse, werde er ihm den Bauch von unten bis oben aufschlitzen.

Auch dies erzählte Golz nicht etwa mit der ruhigen Ueberlegenheit, mit welcher der Greis auf eine jugendliche Tollheit zurückblickt, sondern mit der ganzen wiedererwachten Erregtheit jenes längst entchwundenen Augenblicks und mit den Gebarden eines Tobsüchtigen.

Er erzählte hierauf aus seiner Jugend noch andere Beispiele von Heftigkeit und wilder Leidenschaftlichkeit, namentlich aus seinen landwirthschaftlichen Lehrjahren, wo er den Vorgesetzten gegenüber mit den furchtlichsten Drohungen des „Niederstechens“ und „Bauchausschlitzens“ immer zur Hand war. „Ich habe“, sagte er, „unzählige Duelle gehabt, habe meinem Lehrer einen Stoß gegen die Herzgrube gegeben, habe einen Kerl einmal mit lauter Reden zum Umsinken gebracht. Ich bin auch einige Male auf der Festung gewesen.“ Ich möge also von ihm nicht verlangen, daß er zahm und ruhig von Dingen rede, die ihn empören, und über die er verrückt werden könnte.

Ich warf ihm ein, daß man doch wohl mehr die Natur und das Schicksal als die Menschen anklagen müsse; diese könnten sich ja den Bedingungen des Lebens nicht entziehen, und wenn beispielsweise der Stand der Gelehrten der Art sei, daß er das naive Leben der Seele beeinträchtige, so sei dies um so schlimmer

für die Gelehrten selbst, man müsse sie bemitleiden, es sei ja doch nicht ihre Schuld . . .

„Ich weiß es!“ rief er; „es ist auch nicht die Schuld der Wange, daß sie stinkt und doch stinkt sie. Wenn ich z. B. sage, der Schauspieler ist ein schamloser Lump, ein Mensch, der seine Eingeweide dem Publicum vorzeigt, da antworten die Deutchen ebenfalls: „Ja, es muß doch auch Schauspieler geben!“ Nein, sage ich, in des Teufels Namen, es muß keine geben! — Und wenn ich sage: Eine Tragödie ist im Grunde der crasseste Unsinn, den man sehen kann, so meinen die Leute ebenfalls ganz erschrocken, es müsse doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß nicht, es muß durchaus nicht!“ —

„Seien Sie“, gab ich scherzend zurück, „nicht intoleranter als der liebe Gott selber, der die Gelehrten und die Schauspieler und die tragischen Poeten alle mit einander nicht bloß duldet, sondern sogar erschaffen hat!“ —

„Toleranz!“ schrie er auf; „Toleranz! was ist Toleranz? Was ist Liebe, von der wir so viel Aufhebens machen! Unsinn! Verdammter Unsinn! und dabei die niederträchtigste Heuchelei! Ich sage Ihnen, Alles ist Heuchelei: Liebe, Glaube, Alles! — Da verlangt man z. B. von mir, ich solle an die Gottheit Christi glauben und die meisten Menschen heucheln, und stellen sich als ob sie daran glaubten. Aber kann das ein vernünftiger Mensch? Kann ich einen Menschen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten gescheidter bin als er? Ich glaube an nichts, an gar nichts; weder an eine Unsterblichkeit der Seele, noch an einen Gott, wie ihn die Leute sich denken — obgleich mir die Bibel die liebste Lectüre ist.“

Wieder kam er sodann auf die Literatur, insbesondere auf Schiller zurück. „Ist es nicht zum Wahnsinnig werden,“ zeterte er mit heftigen Gebarden, „daß es Leute gibt, die Schiller für einen Dichter halten? Wenn man die Goethe'schen Lieder für Poesie hält, was sie wirklich sind, wie ist es möglich, auch „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,“ oder „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich“ für Poesie zu halten? Das ist nichts als Phrasen, Pathos, Spiel mit poetischen Formen.“

Bessing, der vielgerühmte Bessing, kam noch übler weg. Ich hob die Klarheit dieses Classikers hervor. „Ja, Klarheit!“ schrie Golz; „ein klarer Dummkopf war Bessing; ein klarer Kopf aus Seelenlosigkeit!“

„Ich bin der wahre Faust des Jahrhunderts!“ sagte er mir dann u. A., „nicht der Goethe'sche. Der ist nichts, der hat nichts gethan, als einem Mädel ein Kind gemacht. Das kann ich auch. Heute noch. In Goethes „Faust“ ist nichts Gescheitdes, als was der Teufel sagt, und das ist Herr Goethe, wenn er Hämorrhoiden hat . . .“

Glaubt man bei derartigen, grotesk-nerbösen Ausbrüchen Golz'scher Kritik nicht eine Recension von Seligmann Heller oder Emil Kuh über einen modernen, ihnen mißliebigen Poeten zu lesen? —

Ich beglückwünschte Golz zu dem Erfolge, den er kurz vorher in Wien gehabt. Er schüttelte den Kopf und sagte, ich könne mir nicht vorstellen, was er dort für Aerger habe schlucken müssen. Es seien je 200—300 Personen zu seinen Vorlesungen gekommen, aber was wolle dies sagen bei einer Bevölkerung von 700,000 Menschen? Uebrigens hätten die Wiener und ihre Lebensweise ihn empört, vornehmlich ihr naturalistisches Treiben und ihr Carneval. Er habe ihnen gesagt: „Sechs Wochen Carneval wollt ihr haben, und freut euch darüber und tänzelt und springt? Sechs Wochen Carneval — und seid doch das ganze Jahr hindurch Hanswurste und oberflächliche Racker!“ — Das tolle Wesen auf Maskenbällen habe ihn krank gemacht. Er habe gefürchtet den Kopf zu verlieren. Er sei in einen schrecklichen Zustand gerathen, wenn man ihn irgendwohin mitgeschleppt.

Ich fragte ihn, wie ihm die dortigen Journalisten gefallen hätten?

„Das ist eine Gewissensfrage!“ meinte er. Ich wünschte insbesondere über ein paar dortige Feuilletonisten, die ihm wohlwollten und die sich öffentlich stark für ihn verwendet hatten,

seine Meinung zu hören. Er antwortete mit ein paar ganz treffenden Bemerkungen.

Ich wagte noch eine „Gewissensfrage“: wie er es bei seinen herben, schroffen Gesinnungen doch fertig bringe, Personen gegenüber, die auf seinen Erfolg Einfluß hätten, und die er nicht immer wirklich achte, den Gemäßigten zu spielen, ihnen seine „Aufwartung“ zu machen, auf höflichem Fuße mit ihnen zu verkehren?

Eben dies, erwiderte er, daß er um des Zweckes willen, den er sich vorgesetzt, nämlich für liebe Angehörige zu sorgen — 9000 Thaler habe er schon beisammen, er wolle nur die 10,000 vollmachen — die Menschen oft schonen müsse, ja daß er mitunter sich verstellen, lügen müsse — das eben reibe ihn innerlich auf, und er entschädige sich für den auferlegten Zwang durch die Eruptionen, die ich an ihm kennen gelernt . . .

Immer mehr übermannte ihn wieder sein gährendes Gemüth, immer tiefer sprach er sich wieder hinein in Grimm und leidenschaftlichen Eifer, wobei seine ungemein wuchtige rechte Hand immerfort convulsivisch zitterte.

Zwischendurch wurde er auf Augenblicke plötzlich weich, zog mich einmal sogar an sich und küßte mich, ohne daß ich den Grund seiner Rührung hätte erfahren können. In einem solchen weichen Momente versicherte er mich auch, daß er trotz seiner Verbissenheit und Heftigkeit doch nicht von bössartiger Natur sei. Er thue Niemand etwas zu Leide. Seine Frau, die ein „Prachtweib“ sei, und die er sich aus innigster Neigung erkoren, habe in manchen Augenblicken, wenn ihn die Eigenthümlichkeiten der Weibernatur reizen, viel von seiner Heftigkeit auszustehen; immer aber suche er sie dann wieder zu versöhnen, indem er sie versichere, daß es ja nicht so böse gemeint gewesen, worauf sie zu antworten pflege: „Wenn Du mir einmal in Deinem Horn den Kopf abreißest, kannst Du mir ihn vielleicht wieder aufsetzen?“

Nachdem Goltz während dieser Gespräche seinen Anzug völlig beendet hatte, verließen wir gemeinsam den Gasthof. Die Dienstkleute des Hauses, welchen das Loben und Schreien im Gemache des wunderlichen Fremden nicht entgangen sein konnte, standen verblüfft da, und grüßten mit scheuen, lapernden Blicken, aber auch mit einem nicht ganz verhaltenen Lächeln auf den Lippen. Er dankte in einer schroffen, schier unfreundlichen Art, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas äußerst Herbes und Strenges hatte.

Auf dem Wege sprach er davon, daß er eine unglaubliche Menge von Manuscripten fertig habe, aus welchen er ein Buch über das andere herstellen könnte; gerade das Eigenthümlichste und Tiefste seiner Anschauungen habe er noch gar nicht veröffentlicht.

Wiederholt war ich in den folgenden Tagen noch mit Goltz zusammen. Immer höher stieg das psychologische Interesse, das er mir einflößte, immer höher das Mitleid mit seiner leidenden Natur.

Die Grazer und das österreichische Volk überhaupt, ich meine die untere, ungebildete Classe, erfreute sich seines Verfalls nicht. „Das ist ein Gemisch“, sagte er, „von allen möglichen Classen; das hat gar keinen Typus, keinen Charakter; die brauchen noch ein Jahrhundert, bis sie schlechte Menschen werden — denn jetzt sind sie noch Biefter!“

Damit meinte er vermuthlich bloß die Diener seines Hotels, denn sonst verkehrte er ja nicht mit den unteren Classen, und sein eccentricisches Wesen, sein Todtenrichtergesicht, sein immer zornsprühendes, rollendes Auge, das Alles mußte so zu sagen versteinern, wie ein Medusenhaupt, auf die Volkseele wirken, wenn er irgendwo ihr einmal gegenübertrat.

Die materielle Arbeit des Jahrhunderts fand an ihm einen nicht weniger strengen Beurtheiler als die geistige. „Gehen Sie zu einem Goldarbeiter“, sagte er mir einmal, „zu einem Optiker und sehen Sie, was die Menschen Feines auszuführen im Stande sind. Ist es nun nicht zum Rasen werden, daß eben dies erfindungsreiche Menschengeschlecht noch nicht dahin gelangt ist, eine Art von Knöpfen zu erfinden, die am Gewande festhalten

und nicht schon nach ein paar Tagen wieder zu baumeln anfangen?“ — Mit nicht geringerem Grimme donnerte er gegen die allzu niedrigen Sophas der Gegenwart, und gegen die verkehrte Art die Wäsche zu reinigen, und gegen hundert andere Dinge des täglichen Bedarfes und Lebens.

Erreichte die Aufregung bei Goltz den höchsten Grad, so entlud er sich in Cynismen, und es gab dann Augenblicke, wo ihm kein Gegner mehr seiner Pfeile würdig schien als der liebe Gott selber. Dann erging er sich in Ausdrücken, die nicht wiederzugeben sind, und für welche man selbst bei Fijchart oder Scarron sich vergeblich nach Parallelen umsehen würde. Er belegte dann Gott — den „Gott der Leute“ natürlich — mit Titeln, welche nicht einmal ein Sterblicher auf sich setzen läßt, so lange es ein bürgerliches Gesetzbuch gibt; er ertheilte in Beziehung auf ihn dem Teufel Aufträge, die dieser schwerlich auszuführen den Muth haben wird, und jenem selbst muthete er Dinge zu, deren verblühten Ausdruck man höchstens in alten Ritterbüchern entschuldigt. Im Uebrigen wollte er den Gott sich nicht nehmen lassen, und zwar bestand er auf dem persönlichen. „Ich würde keinen Gott respectiren“, jagte er, „der keinen St— hätte. Ich würde ihn fragen, wie er sich unterziehen könne, ohne das nothwendige Organ des Thronens zu existiren?“

Der Cynismus und zwar gerade der haarträubendste, ist ein so allgemeines, so wesentliches, so charakteristisches Ingredienz jener Art von tobsüchtiger Verbitterung, die hier geschildert wird, daß es die Natur fälschen hieße, wollte ich diesen Pinselstrich aus dem Gemälde hinwegwischen.

„Was sagen die Leute von mir?“ rief Goltz einmal aus. „Die Einen halten mich für einen Halbgott, die Andern für verrückt, noch Andere für gar nichts, und sie alle zusammen . . .“ Natürlich ließ der Satz wieder aus in eine cynische Spitze.

Die Dizenzen und Extravaganzen, durch welche eine arme Seele, eine innerlich gequälte Natur sich Luft zu machen sucht, erinnern ein wenig an die Ungeberdigkeiten des Kindes, das sich im Horn auf den Boden hinwirft und mit den Füßen um sich schlägt. In der Regel haben sie wenig gemein mit eigentlichem Titanenstolz und prometheischem „Göttertrost“ . . .

Als Goltz einmal die Aeußerung fallen ließ: „Ja, die Welt ist eine Pfluscheri!“ so war ich gewissermaßen überrascht. Er schalt und tobte gewöhnlich nur über Dies und Das, über ganz bestimmte Dinge, wobei die Dinge so ziemlich alle nach einander an die Reihe kamen. Aber eine eigentlich pessimistische Aeußerung über das Weltganze war aus seinem Munde eine Seltenheit. Längst hatte ich bemerkt, daß er vom Gefühl des allgemeinen Weltelends zwar innerlich durchdrungen, ja beherrscht, besessen, aber viel zu sehr Naturalist und Empiriker, viel zu wenig des Abstrahirens und Speculirens fähig war, um sich zu dem philosophischen Gedanken des Pessimismus zu erheben. Er fühlte als Pessimist; aber er dachte nicht eigentlich als solcher, wenigstens nicht immer und nicht mit klarer Bewußtheit.

Anknüpfend an jene erste allgemein-pessimistische Aeußerung, die ihm mir gegenüber entschlüpft war, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß doch er selbst in seinen Büchern, ganz besonders aber in seinem „Buch der Kindheit“, das Poetische, Schöne, Beglückende der Welt und des Daseins, wie kaum ein Anderer gepriesen und verherrlicht habe. Darauf gab er zur Antwort, es seien in ihm „sechs bis sieben“ verschiedene Personen, welche seine Werke schreiben. Alles, was er geschrieben, sei wahr und unwahr, Weisheit und Unfinn zugleich, wie die Bibel, die das absurdeste, und zugleich das göttlichste aller Bücher sei . . .

Mit diesen Worten rückte er schon dem eigentlichen Geheimniß seines innersten Wesens näher.

In der That, es war der Widerspruch in ihm selbst, was ihn unglücklich, unwirrsch, ungeberdig machte. Es war das vergebliche Ringen, einen Ausweg zu finden aus dem Labyrinth der Gedanken, die in seinem Gehirne sich kreuzten. Man muß sich da vor Allem an das unerschöpfliche, immer wiederkehrende Thema seiner Schriften erinnern. Das große Problem der Civilisation, der Gegensatz von Naturalismus und Bildung, von Natur und Geist, von Verstand und Herz — dieser Gegen-

faß und Widerstreit im concreten Leben beschäftigte Bogumil Goltz unablässig und ausschließlich, wie Jeder weiß, der die Goltz'schen Bücher kennt. Und dies Problem blieb ungelöst, dieser Widerstreit unausgeglichen in seiner Seele.

„Bilde ich mich,“ rief er einmal in seiner drastischen Weise aus, „so bin ich ein Hundsfott; bilde ich mich nicht, so bringt mich wieder die Natur um — und so kommen wir aus der Verlegenheit nie heraus!“ —

Das war's: er donnerte gegen den Naturalismus des „Volks“, und wieder donnerte er gegen die „Bildung“ und die „Gebildeten“, er donnerte gegen die Kenommierei des Verstandes, und wieder gegen die Schwärmerei des Herzens: aber die rechte Mitte wußte er nicht anzugeben, weil er sich selbst nicht darüber klar geworden war. Nicht mit den Extremen hatte er es zu thun, sondern mit den Gegensätzen als solchen, und diese erschienen ihm unversöhnlich. Seine, wie schon gesagt, der Abstraction unfähige, durchaus nicht speculative Natur blieb stecken im Concreten und im Widerspruche desselben; versagt war ihm der Trost einer ideellen Versöhnung. Der Wirbel von Gedanken in ihm, die er als gleichberechtigt empfand, und die sich doch widersprachen, verwirrte ihn, und nährte in ihm das ungestüme Feuer, das ihn verzehrte.

Es würde zu weit führen, auf diesen Punkt hier näher einzugehen. Hier handelte es sich ja nur um die Schilderung einer gewissen typischen Eigenart des äußeren Gebahrens. Wer für sich den Umriss des merkwürdigen Mannes, von welchem ich spreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften desselben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Prosa aufweisen können und was nicht allzu viel ist, denn wir haben fast nur Feuilletonisten, keine Michélet's und keine Emerson's.

In dem, was ich von Goltz hier mitgetheilt, wird man vielleicht manches Kraftwort ergötzlich finden; das Krankhafte der Uebertreibung, die leidenschaftliche Maßlosigkeit der Form wird man entschuldigen, wenn man sieht, wie der Mann gelitten als ein geistiger Kämpfer und Ringer, dem es schier den Kopf verrückte und das Herz brach, daß die dialectischen Widersprüche und „Antinomien“, welche schon im Bereich der reinen Begriffe von Vielen für unlöslich gehalten werden, im Bereich des realen Lebens nur noch greller hervortreten.

Wendet man von dieser innerlichst gequälten, leidenschaftlichen Seele sich zu Denjenigen, bei welchen die Verbitterung nicht, wie hier, durch den inneren gedanklichen Zwiespalt einer edlen und tief angelegten Natur hervorgerufen ist, sondern durch kleinliche persönliche Leidenschaften, durch äußerliches Mißgeschick, durch ungestillten Ehrgeiz, vermehrte Anerkennung, Haß, Neid, Aerger über fremden, wirklich oder vermeintlich unverdienten Erfolg, so wird man auch diese Classe von polternden Pessimisten noch des Mitleids werth, ja fast zu entschuldigen finden — tout comprendre c'est tout pardonner —, aber ein weit unerquidlicheres Schauspiel gewähren sie doch, und ganz unleidlich werden sie, wenn sie das öffentliche Richteramt in literarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Dingen an sich reißen. Ob jene persönlichen Gefühle berechtigt sind oder nicht, ist dabei gleichgültig. Im einen wie im andern Falle werden solche Gemüther über die Schranken der Gerechtigkeit hinausgerissen werden und zu ruhiger, unparteiischer, vorurtheilsloser Abwägung fremder Leistungen unfähig sein. Wessen Geist und Gemüth verbittert und vergrämelt und verschroben ist, der lege, wie „geistreich“ er auch im Uebrigen sein mag, die kritische Feder bei Seite; wer befangen ist von Leidenschaften und nicht fähig in das Gedanken- und Empfindungsleben eines Andern einzugehen, der mißtraue seiner nervösen Natur und halte sich nicht für unfehlbar; er tobe, wie Goltz, sich aus zwischen seinen vier Wänden, aber er gebe die Ausbrüche seiner verbitterten, vergrämelten und verschrobenen Subjectivität nicht öffentlich von sich als entscheidende Drafelsprüche kritischer Weisheit.

Literatur und Kunst.

Volksliteratur.

Von A. Lammers.

Die unfreiwillige Reclame, welche Herr v. Schorlemer-Nist im preussischen Abgeordnetenhaus für die vom Nordwestdeutschen Volksschriftenverlag herausgegebene Bearbeitung des Simplicissimus gemacht hat, könnte wohl neben diesem trefflichen alten vaterländischen Roman auch die allgemeinen Probleme der Volksliteratur wieder einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen. Das genannte Bremer Verlagsunternehmen hat die Bearbeitung nicht etwa bloß acceptirt, sondern seinerseits bestellt. Schuld oder Verdienst der Wahl fallen folglich mehr ihm als dem Bearbeiter zu; diesen rühmt nur der angewendete Fleiß und Tact, für die er nun allerdings so vielfältige glänzende Zeugnisse erlangt hat, wie sich vorab nicht hoffen ließen. Aber wie steht es um die Richtigkeit der getroffenen Wahl? was soll man zur Versorgung des Volksbedarfs mit Lesestoff überhaupt thun, bewährtes Altes neu herausgeben oder lediglich Neues hervorzurufen suchen?

Als vor zwei bis drei Jahren von Freunden der Volksbildung im nordwestlichen Deutschland der genannten Volksschriftenverlag gestiftet wurde, ist diese Frage vielfach und eingehend erörtert worden. Die meisten Stimmen neigten sich der ersten Alternative zu: Wiederveröffentlichung gebiegener alter Sachen. Sehr natürlich! denn diese kannte man, wußte, was man an ihnen hatte, konnte nur wünschen, sie jedem überhaupt lesenden Landsmann in die Hände gegeben zu sehen. Was dagegen von zeitgenössischen Talenten in Zukunft etwa noch zu erwarten sei, davon hat selbst unter eifrigen Beobachtern der Literaturentwicklung nicht der zehnte eine bestimmte sichere Meinung. Die anerkanntesten Schriftsteller einer Generation pflegen ältere Leute zu sein, von denen nicht mehr viel schöpferische Leistungen zu erwarten stehen, geschweige denn, daß sie noch mehr oder minder neue Bahnen einschlagen. Von den jüngeren oder frischeren Autoren dagegen herrscht getheilte Meinung, die erst durch einen besonders gelungenen glücklichen Wurf in übereinstimmende Anerkennung verwandelt werden kann.

Der Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag würde natürlich nur zu gern einen Fritz Reuter, einen Berthold Auerbach oder einen Spielhagen obenan unter seine Autoren gestellt haben. Aber der Eine starb schon bald nach seiner Entstehung; die anderen Weiden waren im Wesentlichen ein für allemal versagt, anderweitig gebunden. Da man nicht mit ihren Namen eine Fahnne aufpflanzen konnte, welche anderen Dichtern — ebenso wie den Lesern von Werken der Phantasie — sofort unzweideutig gesagt hätte, was für ein Caliber von Schriften hier producirt werden sollte, so wäre es um so nützlicher gewesen, wenn man ältere Volksschriftsteller von hinlänglich anerkannter Bedeutung neu auflegen könnte. Aber die praktische Betretung dieses Weges ergab bald, daß auf ihm doch eigentlich nicht vorwärts zu kommen. Nicht bloß die deutschen Klassiker, auch solche Schriftsteller wie Johann Peter Hebel oder selbst wie W. D. von Horn sind dem Volke größtentheils bereits durch wohlfeile und mannigfaltige Ausgaben nahe genug gebracht. Auf diesem Acker ist höchstens noch eine Mehrenlese zu halten; die hat man denn in Bremen auch nicht verschmäht, aber ein ganzes eigenes Geschäft ist darauf doch nicht zu gründen. Ohnehin ist das gute Alte zwar sonder Zweifel gut, aber eben doch auch alt, d. h. in der Regel nicht mehr völlig auf den heutigen Geschmack zugeschnitten, und vor Allem nicht ausreichend für unser Zeitbedürfnis. Dieses erheischt vielmehr, daß die in ihm selbst liegenden Motive und Stimmungen von zeitgenössischen Kräften verarbeitet werden. Es wäre gewiß verkehrt, wollten wir den allmählig angesammelten Litteraturschatz der Vergangenheit auch für den hier erörterten Zweck, die tägliche Lectüre der breitesten Volksschicht, gleichgültig hinter uns schleudern; aber ebenso schade wäre es, fänden sich nicht

Federn, um aus dem vollen und frischen Eindruck des gegenwärtigen Lebens heraus alte oder neue Stoffe für heutige Leser ergreifend zu behandeln.

So ist der Bremer Volksschriftenverlag weniger absichtlich als vermöge innerer Nothwendigkeit dahin gekommen, daß er neben einigen wieder herausgegebenen oder neu bearbeiteten älteren Erzählungen vorzugsweise neue von dazu geeignet und bewährt gefundenen Verfassern bezieht. Neben Grimms'schen, Manzoni, Hebel, Melchior Meyr figuriren auf seiner Autorenliste Edmund Goeper, Wilhelm Fischer, Otto Müller, Ernst Pasquas, Th. Messerer, Th. Justus u. s. f. Mit der Zeit wird die zunehmende Bekanntheit der Aussicht, hier für volkstümliche Unterhaltungsschriften lohnenden Verkauf und massenhaften Absatz zu finden, auf entsprechende junge Talente die Wirkung üben, daß sie sich in dieser Richtung bethätigen und zu vervollkommenen trachten, während bisher das Bedürfnis und Verständnis einer schon etwas gebildeteren Schicht, durch Verleger und Zeitschriften mit den höchsten Honorarfüßen vertreten, die stärkste Anziehungskraft auf sie ausüben mußte. Damit wird ihr Wortschatz sich von entbehrlichen Fremdwörtern säubern, ihre Schreibart die überlangen Sätze und die unpopulären Wendungen abthun; Klarheit, Anschaulichkeit, Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks werden gewinnen auf Kosten eines Subjectivismus, der entweder träges Verharren in mangelhafter, formaler Ausbildung, oder die wirkliche Manierirtheit fatten Selbstgeföhls zu sein pflegt.

Aber veröffentlicht dieser Volksschriftenverlag denn nur Unterhaltungslectüre? — wird ein erstaunter Leser fragen. Nicht ausschließlich zwar, aber bis jetzt doch ganz vorzugsweise. Das Unternehmen ist auf lange Sicht angelegt. Es soll seine Mittel nicht in einigen wenigen Werken verpuffen und seine Werke werden sich allmählig ausdehnen und steigern. Indem es sich zunächst vor Allem dem Unterhaltungsbedürfnis der breitesten lesenden Schicht widmet, glauben seine Urheber und Leiter schon an sich etwas recht Nützliches zu thun, nicht etwa bloß für spätere andersartige Ausfaat den Boden zu gewinnen und vorzubereiten. Denn dieses Unterhaltungsbedürfnis hat heutzutage einen ganz außerordentlichen Umfang angenommen, befriedigt sich aber nur zu vielfach mit der schlechtesten anstatt mit der besten und gesündesten Kost. Sogenannte Volksbuchhandlungen und Volksverlage verbreiten durch Auslage oder Colportage ein Romanfutter, das günstigsten Falls an ästhetischem, moralischem und intellectualem Werthe Demjenigen gleichsteht, welches unsere Großväter zu Spieß und Camrads Zeit verschlangen. Die Ingredienzen sind gewöhnlich halb Rinaldini, halb Casanova. Höheren Anspruch erhebt die ultramontane oder socialdemokratische Tendenznovellistik, jene am charakteristischsten durch Konrad von Volanden repräsentirt, diese etwa durch Otto Walster; aber soweit in ihr die Tendenz reicht, soweit versteht selbstverständlich auch sie den reinen geistigen Nahrungszweck. Alle diese Darbietungen bedenklicherer Art lassen sich nur aus dem Felde schlagen durch ebenso gemeinschaftliche, ebenso anziehende, aber tendenz- und makellose Lectüre. Je mehr das gelingt, desto sicherer wird die angenehm beschäftigte Phantasie der Leser ihre Kraft für den Kampf des Daseins stärken und nicht schwächen.

Auf Unterhaltungslectüre Anfangs concentrirt, kann ein Verlagsgeschäft für Volksschriften auf diesem jedenfalls nicht bedeutungslosen Felde am ehesten reiche Ernten erzielen. Mit der Zeit wird dann weiter zu gehen sein. Schon der Kalender, der nothwendig dazu gehört, erheischt neben Novellen und Anekdoten auch den einen oder anderen ernstern Gegenstand: Erläuterung neuer Gesetze, wie z. B. der Civilehe oder Landsturmordnung, Besprechung von Zeitfragen, wie etwa Sonntagsfeier, Leichenbestattung, reine Pflanzenkost, Winke für den Haushalt, die Landwirtschaft u. dgl. m. Um die von Dorf zu Dorf ziehenden Colporteurs oder auch die festansässigen Agenten mit einer gewissen Mannigfaltigkeit von Material auszustatten, hat der Bremer Verlag einen „Wielwässer“, d. h. eine Art Conversationslexikon in der Westentasche herausgegeben und sogar ein bewährtes altes Kochbuch erworben. Er kündigt ferner jetzt Bilder aus der Ge-

schichte an: biographische Skizzen von großen denkwürdigen Menschen, Lebensläufe glücklicher Emporkömmlinge von Verdienst und Tüchtigkeit. Ferdinand Schmidt, der anerkannte Berliner Volks- und Jugendschriftsteller, hat ihm aus seiner besonderen Sphäre schon Mehreres geliefert und gedenkt es fernerhin zu thun. Volkswirtschaftliches und Naturwissenschaftliches wird denn auch wohl bald in geeigneter Form hinzukommen.

Neben der Stoffauswahl und Bearbeitung sind die Verbreitungsmittel für eine derartige Verlagsthätigkeit natürlich die Hauptsache. Zunächst bietet sich ihr, wie jeder anderen, der Buchhandel dar; aber er kann ihr doch nicht ganz genügen. Es gilt in Tiefen hineinzubringen, die wenigstens für gewöhnlich dem Buchhändler noch unzugänglich sind. Es handelt sich um Erzeugnisse von einer Billigkeit, daß für den herkömmlichen buchhändlerischen Betrieb zu wenig Lohn übrig bleibt. Der erste verdienstvolle Geschäftsführer des Bremer Unternehmens, H. Credner, hat viel Kunst aufgewendet, zwischen der Scylla allzu hoher Preise und der Charibdis allzu niedrigen Rabatts für den Sortimentsbuchhändler hindurch zu steuern, damit für den Letzteren nicht aller Reiz aufhöre, sich der Artikel des Volksschriftenverlags eifrig anzunehmen; und doch sind durchschnittlich wohl die Preise derselben für eine Massenverbreitung noch zu hoch. Dies weist im Verein mit den thatsächlichen Grenzen des eigentlichen Buchhandelsabsatzes darauf hin, neue Organe für den Vertrieb mobil zu machen.

Solche können nun entweder ansässige oder wandernde sein, — Agenten oder Colporteurs. Der Letzteren bedient sich die Skandal- und Sensationsnovellistik speculativer Schundverleger mit Vorliebe, obgleich sie in größeren Städten auch ständige Filialen unter dem schönen Titel „Volksbuchhandlung“ oder dergleichen nicht verschmäht. Freilich läuft da eine unglaubliche Menge Betrug mit unter; man sieht es an der Häufigkeit der Prozesse gegen Unterschleif beim Colportiren. Gute zuverlässige und zugleich hinreichend gewandte Colporteurs zu finden ist bis jetzt sehr schwer, fast so schwer wie gute Wanderredner. Unser Volk ist in den Jahrhunderten, welche seit der Völkerwanderung verfloßen sind, das Sitzen zu sehr gewohnt geworden. Es muß sich für ein gemäßigtes und abwechselndes modernes Nomadensitzen, wie die Gegenwart als Zeit der verbesserten Wege und Transportmittel es mit sich bringt, erst noch stimmen und üben, dann werden diese lohnenden neuen Berufszweige nicht bloß loses unbrauchbares Volk auf regelmäßige Wanderschaft locken.

Mit den stetigen Ortsagenten macht es sich schon leichter. Volksschullehrer, Papierhändler, Buchbinder u. s. f. pflegen gern Kalender und andere Volksbücher an ihre nächste Umgebung abzusetzen; man darf nur wenigstens den Lehrern nicht ohne Noth mit der Gewerbesteuer in die Quere kommen, da das Gesetz möglicher Weise auf die Schonung solcher Betriebe noch keine Rücksicht hat nehmen können, der Staat aber doch alle Ursache hat, dieselben als eine Förderung und Erweiterung seiner eignen Bildungsthätigkeit zu betrachten.

Die fruchtbarste Wechselwirkung aber ergibt sich mit dem heute so zahlreich aus dem Boden schießenden Volksbibliotheken. Diese, längst nicht mehr auf Städte und Flecken beschränkt, werden bald allein hinreichen, eine Volksbuchauslage von mäßiger Stärke abzunehmen. Ihr bloßes Dasein setzt daher schon so zu sagen eine Prämie auf die Hervorrufung und Abfassung guter Volksschriften. Schlechte oder zweifelhafte finden in sie natürlich nur ganz ausnahmsweise Eingang; zumal seitdem die gleichfalls überall verbreiteten Bildungsvereine in ihren Verbänden es als ihre Pflicht ansehen, theils durch Kritik der vorhandenen Bücherbestände das Bedenkliche auszumergen und fernzuhalten, theils durch umsichtig zusammengesezte Musterverzeichnisse das Empfehlenswerthe überall einzuführen. Die Benutzung der Volksbibliotheken weist auf die Lücken hin, welche unsere populäre Literatur noch zeigt, und enthüllt den Geschmack der lesenden Massen, den es zwar zu lenken und zu berichtigen gelten kann, aber doch nicht durch vornehme Vernachlässigung und Verachtung. Die eine dieser beiden socialen Schöpfungen trägt so die andere: ohne die Jedermann zugänglichen Bücherammlungen hätte ein

Vollschristenverlag nicht den sicheren Absatz auch für seine etwas anspruchsvolleren Werke, und ohne fortgehende Verlagsthätigkeit würde den Volksbibliotheken die beständige Zufuhr frischen Stoffes fehlen, dessen sie wie alles körperlich oder im Geiste Lebende notwendig bedürfen.

Der Gassenhauer als Epidemie.

Zu den unbegreiflichen Erscheinungen, die sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit in der aufdringlichsten Weise, namentlich den Bewohnern der großen Städte, bemerkbar machen, gehört die Popularität einer bestimmten, schwer zu definierenden Gattung von Gassenhauern.

Die große Stadt — ich spreche zunächst nur von dieser, da meine Erfahrungen nicht weiter reichen, — scheint das Bedürfnis zu hegen, sich stets an irgend einem in Musik gesetzten Konfens oder an einem, einer gegebenen Melodie untergelegten, oft geradezu blödsinnigen Texte zu ergötzen. Was diesen musikalischen Erstaunlichkeiten die geradezu unerhörte Popularität verschafft, deren sie sich in ihrer Blütezeit zu erfreuen haben, ist nicht leicht festzustellen. Ein draller, flotter Rhythmus, eine scharf ausgeprägte Melodie, die man wider Willen leicht behält, und eine meist ganz unverständliche, aber auffallende Wendung im Text scheinen die Hauptrequisiten dieser Gattung von Augenblicksvolksliedern zu sein.

Aber mit dieser Charakterisirung ist das Geheimnis ihres zwingenden Zaubers auf alle Schichten der großstädtischen Bevölkerung natürlich noch nicht gelöst. Ich spreche hier nur von den eigentlichen Gassenhauern, die ihre Pflege vornehmlich in jenen zweideutigen Singhallen, welche man „Eingel-Tangel“ nennt, finden und sich von da in neuester Zeit allerdings auch den Weg auf die Bühne gebahnt haben, nicht aber von den Couplets, die von der Bühne auf die Gasse getragen werden.

Diese Couplets sind wohl nur ein Nothbehelf zur Befriedigung des oben charakterisirten Bedürfnisses der Großstadt an augenblicklichen Lieblingsliedern. Bei diesen ist die außergewöhnliche Beliebtheit, die sie sich bisweilen erwerben, weniger räthselhaft. Sie besitzen reelle Vorzüge, die man so hoch oder so gering schätzen mag, wie man will, die sich aber nicht bestreiten lassen, — drollige Vorzüge im Texte oder in der Musik. Die einschmeichelnde Weise, mit der Vial die Klage Röschens um ihren Piepmach illustriert hat, ist ganz dazu angethan, in Ermangelung eines eigentlichen Gassenhauers die Walzen aller Drehorgeln zeitweilig zu beherrschen; gerade wie der treuherzige Bericht über den Tod der guten Tante Bente in den „Mottenburgern“ von Kalisch durch seine wirkliche Komik den vollen Anspruch darauf hat — immer in Ermangelung etwas Schlechteren — auf eine gewisse Zeit von allen dilettirenden Chansonfängerinnen in den Salons und von allen Schusterjungen auf der Straße gesungen zu werden:

„Ach die gute Tante Bente könnte leben noch in Ruß,
Wenn se wär se nich gestorben — ach da war se weg im Ru.
Kaffee trank se und da sank se uf die Bank se hin vor Schreck,
Sige, sagt se, Sige hätt se, — und da war se weg!“

Wenn diese „Tante Bente“, wenn „Als Meyer noch ein Jüngling war“, wenn das aus Oesterreich importirte: „Ich bitt' um fünf Minuten Aufenthalt“, u. s. w. während einer Saison in Aller Munde sein können, so ist das, wie gesagt, aus ihren textlichen oder musikalischen Eigenthümlichkeiten leicht zu verstehen. Dasselbe bezieht sich natürlich auch auf jene leichtbeschwingten Weisen, die sich aus den Operetten von Strauß, Offenbach, Lecocq zc. auf den öffentlichen Markt schwingen und dort lustig herumflattern, bis sie irgend einem andern Singvogel weichen müssen: auf „Glücklich ist, wer vergißt“, „Als ich noch Prinz war von Arkadien“, „Gar nicht blöde, gar nicht spröde, lustig wie Mamfell Angst“. Es bezieht sich auch auf die hübschen Tanzweisen, zu denen irgend ein unbekanntes Genie einen beliebigen Text dichtet.

Wenn das Volk eine Weise singt: „Pietsch kommt, Pietsch kommt, er hat schwer geladen“, oder „Du hast mich nie geliebt, du hast mich oft betrübt“, oder „Das größte Portemonnaie hat Ladewig“, oder „Die Wittive Quinche die im Leben“, so beweist das eben nur, daß das Volk an dieser Polka oder an jenem Walzer besonderes Wohlgefallen findet und sich etwas Beliebiges dazu dichtet, um den Tanz sangbar zu machen.

Das Alles aber — die Couplets aus Poffen und Operetten, die Tänze mit untergelegtem Text — hat mit dem eigentlichen Gassenhauer, mit jenem wunderbaren Dinge, das von Zeit zu Zeit auftaucht, und von allen singenden, tönenden und schallenden, organischen und anorganischen Werkzeugen bis zum Ueberdruß abgehehrt wird, nichts gemein.

Der Gassenhauer hat vor Allem die Eigenthümlichkeit, daß man seine Popularität nicht begreift. Gewöhnlich kennt man seinen Ursprung gar nicht; er ist auf einmal da, siz und fertig, fürchterlich und allgegenwärtig wie eine höhere Macht. Der Lehrbube pfeift ihn auf der Straße, das Dienstmädchen trällert ihn während sie das Geschir abwäscht, der Seierkastenmann dudelt ihn auf seiner Orgel, der Sentimentale kneift ihn wimmernd auf dem sogenannten „Barbier-Flügel“, der Guitarre; aus den offenen Fenstern der Hofwohnungen ertönt er in den langgezogenen näselnden Klängen der Harmonika, man hört ihn in der Werkstatt, er versteigt sich bis zu den Ateliers der Künstler und dringt in die Ruhe der Familien ein; und wenn man sich in Gesellschaft befindet, ist man nicht sicher, daß irgend ein kunstförmiger Liebhaber auf den Tasten des offenen Flügels die fürchterliche Weise schlägt. Man hört ihn immer und überall, es ist zum Tollwerden.

Wehe dem Unglücklichen, an dessen Sohlen sich diese entsetzlichen Verfolger hesten, sie lassen nicht los, sie sind unverföhnlich wie die Gumentiden.

„Und glaubt er stehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den stücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Verbönnen kann uns keine Neu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei!“

Es ist eine musikalisch textliche Epidemie von geradezu verheerender Wirkung; um so schlimmer, als sie zunächst in ganz gefälliger und unschädlicher Gestalt auftritt. Arglos hört man zunächst eine scharf rhythmische und prägnante Melodie mit einem curiösen Text: man achtet kaum darauf; man hört dieselbe noch einmal und noch einmal; man versteht nicht recht, aber man lacht, weil es eben zu närrisch ist. Nun aber wiederholt sich das immer und immer, man hört es sich über und über, man wird geradezu halb verrückt und fragt sich: woher kommt es, daß dieses alberne Zeug von aller Welt gesungen, gepfiffen und gespielt wird? wie kann man so namenlos abgeschmackt sein, daran Gefallen zu finden? Und während man sich entrüstet über die univerrselte Thorheit, überrascht man sich dabei, daß man selbst das erwünschte Liedchen vor sich hersummt, daß man selbst befallen ist von dieser Seuche der Geschmackslosigkeit und des Unverstandes!

Nur in der Annahme einer temporären Störung der öffentlichen Zurechnungsfähigkeit findet man eine Art von Aufklärung und Beruhigung. Wie sich im Leben des Individuums momentane Störungen zeigen, die sich als Indispositionen und sogar Krankheiten der Seele offenbaren durch gewisse Handlungen, welche außer allem Zusammenhange stehen mit seinen sonstigen geistigen und physischen Veranlagungen; wie noch dem Wahrspruch eines alten Menschenkenners bei den geistvollsten und bedeutendsten Menschen sich Stimmungen bemerkbar machen, die an Wahnsinn streifen, so müssen wohl auch die Individuen in ihrer Besanntheit als Publicum von Zeit zu Zeit seelisch erkranken. Das Publicum als solches muß wohl auch zeitweilig seinen Anfall von Verrücktheit haben, sonst bleibt die Beliebtheit der Gassenhauer ein ungelöstes Räthsel.

Man glaube nicht, daß diese Krankheit eine specifisch locale, nur in Berlin verbreitete sei; sie ist allgemein. Im Jahre 1866 wiederhallten die Rheinlande von den zauberischen Klängen des:

„Abelheidche, da kömmt als widder,
Da kömmt als widder mit'n Lämmetzjahn“ —

zu deutsch: „Abelheidchen, da kommt er wieder, da kommt er wieder mit dem Lampendocht.“

Das Räthsel dieses „Lampendochtes“ ist auch nie gelöst worden.

Und nicht bloß in Deutschland, auch in anderen Ländern werden zu bestimmten Zeiten ähnliche Unbegreiflichkeiten zu den musikalischen Tagesgötzen erhoben.

Welcher Gassenhauer augenblicklich die Anwohner der Themse erfreut, weiß ich nicht, aber er wird ihnen sicherlich nicht fehlen; denn ich entsinne mich, daß ich während der drei Monate, die ich vor 15 Jahren in England zubrachte, von Morgens früh bis Abends spät, auf den Straßen, in den öffentlichen Localen und in den Familien, von einem solchen verfolgt wurde. Der Text ist meinem Gedächtniß entschwunden, ich weiß nur noch, daß von der Tochter eines Kattensängers — „Katcheater's daughter“ — die Rede, und daß das Ganze eine höchst thörichte Geschichte war.

Während meines Aufenthaltes in Frankreich habe ich mehrere Dynastien von solchen allbeherrschenden Gassenhuern durchlebt. Da war zuerst die Geschichte von dem eifersüchtigen „Sire de Franc-Boisy“, der bei der Rückkehr von einer langen Reise seine Frau in dem Augenblick überrascht, als sie mit seinen Freunden Cancan tanzt, und ihr in der Aufwallung des beleidigten Gatten mit dem Regenschirm den Kopf abhackt.

„Lui tranche la tête
Avec son parapluie.“

Das Nerventödtende an diesem Gassenhauer war das Nachspiel, — eine Art trompetenähnlicher Fanfare, die mit den Lauten „tatata“, als wenn sie von einem schmetternden Blasinstrument herrührte, gesungen wurde.

Dann kam die Geschichte von dem „Manne, der nur ein Hemd hatte“.

„Il était, l'était, l'était, l'était, l'était, l'était, l'était
L'était un homme.
Qui n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait
Qu'une chemise.“

Man kann sich zu diesem geistreichen Anfang ungefähr die Fortsetzung denken. Ein elsässischer Chansonettenänger — irre ich mich nicht, hieß er Joseph Kelm, — ein dicker, großer Mann, von abschreckender Häßlichkeit, mit einem unwahrscheinlich breiten Munde und dicken Hausbäcken, der während des Singens die abscheulichsten Gesichter schnitt, war der Troubadour der beiden oben genannten Minnelieder. Er sang sie zuerst in den Cafés-chantants und später in den Zwischenacten auf kleinen Bühnen. Monate lang sang ganz Paris ihm die Leidensgeschichte des „Sire de Franc-Boisy“ und die des „Manne, der nur ein Hemd hatte“ nach. Dann kamen „Bastians Stiefel“ an die Reihe:

„Ah! il a des bottes, il a des bottes,
Bastien!“

Und endlich die Geschichte von den „kleinen Lämmern“, die so schön ist, daß ich den ersten Vers deutsch und französisch wiedergeben möchte. Colmance, der Dichter dieses Liedes, beginnt also: „Heda! ihr kleinen Lämmern, wer zerbricht die Gläser? Heda! ihr kleinen Lämmern, wer zerbricht die Töpfe? Wer zerbricht die Gläser, die Töpfe? Wer zerbricht die Gläser? Heda! ihr kleinen Lämmern, wer zerbricht die Töpfe?“

Im Original:

„Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les verres?
Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les pots?“

Qu'est ce qui casse les verres, les pots?
Qu'est ce qui casse les verres?
Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les pots?

Das geistreichste Volk der geistreichsten Stadt der Welt sang dieses Lied wenigstens einen Winter hindurch mit derselben beharrlichen Unermüdblichkeit, wie jetzt die Metropole der Intelligenz

„Eins, zwei, drei,
An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei!“

Der Erfolg der „kleinen Lämmern“ war ein so außerordentlicher, daß der Verfasser einer Jahresrevue am Variététheater die Anfangsworte zum Titel seines Stückes wählte, und daß man Monate lang an allen Straßenecken unter den Theateranzeigen: „Ohé! les petits agneaux!“ lesen konnte.

Diese Gassenhauer sind wohl längst vergessen, andere sind dafür an ihre Stelle getreten, andere, die nicht besser und nicht schlechter, nicht vernünftiger und nicht blödsinniger sein werden, als die alten gewesen sind. Diese Strophen mit diesem insipiden Text haben sich Monate lang der öffentlichen Beachtung aufdrängen können. Vom „Sire de Franc-Boisy“ bis zum nicht componirten und herakleidisch unverständlichen Straßengeschrei: „Qu'est Lampert?“, das sogar als politische Demonstration gegen das Kaiserreich benutzt werden konnte, hat geschriener und gesungener Unsinn immer die große Stadt tyrannisch beherrscht. Erst in späterer Zeit ist derselbe mit der Zote vermischt und durch die bekannteste Zingel-Zangel-Heroine, Mlle. Theresia, in den obscönen Kneipen und in den Salons der Fürstin von Metternich colportirt worden.

Auch die neue Welt scheint von demselben Uebel befallen zu sein.

„Champaign-Charley was his name“,

ist sogar über den Ocean bis zu uns gedrungen.

In Oesterreich ist diese Specialität durch die Kunst der Volksfänger und Volksfängerinnen ganz besonders herausgebildet worden. Fürst, die Mansfeld, Fräulein Ulke u. A. waren und sind locale Berühmtheiten in dieser Kunst.

Unsere Gassenhauer brauche ich nicht besonders namhaft zu machen.

„Das neue Lied, das neue Lied,
Von dem verflohen Pfannenschmied,“

haben schon unsere Väter gesungen. Aus meiner Kindheit her — es sind seitdem 30 Jahre in's Land gegangen, — erinnere ich mich eines solchen Liedes, das mit seinem verwunderlichen Französisch also anfängt:

„Weiber sind böses Kraut!
Oh de mon Dieu!
Weiber sind böses Kraut!
Sacré de bleu!“

Es wurde damals beständig abgedudelt, wie alle Gassenhauer bis in die neueste Zeit hinein, bis zum „Hauptmann mit dem Schurbart, der mich traf mit seinem Blick“, bis zu „Ich bin nicht mehr so lustig, denn mein lieber Karl ist futsch“, bis zu

„Schmeißt doch dem Kullmann die Wurscht an'n Kopf,
Aber nicht so grob, aber nicht so grob!“

bis endlich zu dem furchtbaren „Hirsch in der Tanzstunde“, unter dem wir jetzt zu seufzen haben, und der die Veranlassung zu diesem ganzen Excursus gegeben hat.

Von allem Unbegreiflichen ist der Erfolg dieses Gassenhauers das Unbegreiflichste. Das Ding ist ja an sich ganz komisch, und wie man sagt, rührt es sogar von einem ausgezeichneten Humoristen her, von Stolze, dem Redacteur der „Frankfurter Laterne“. Er selbst wird dann seinen Triumph schon hundertmal verwünscht haben! Dieses:

„Eins, zwei, drei,
An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei!“

diese neuste musikalische Landplage ist mit einer Intensivität aufgetreten, wie wohl keine früheren. Der infame Gassenhauer verleiht einem vernünftigen Menschen factisch den Aufenthalt in Berlin. Man wird nervös bis zum Rasendwerden, über dieses ewige „eins, zwei, drei“, über diese furchtbare „Bant“, die unerträgliche „Frau“, und die dicke „Magd“. Und das Wunderbarste ist, daß jener Kunsttempel, der auf den Ruhm Anspruch machen darf, den Tanzcandidaten Hirsch zur populärsten Gestalt des Augenblicks gemacht zu haben, eines der vermeidenswerthesten Locale von ganz Berlin ist. Man denke sich in einem der wenigst anheimelnden Stadtviertel unserer überhaupt nicht sehr anheimelnden Stadt ein altes, häßliches, schmutziges, langweiliges Gebäude. Durch den engen Hausflur gelangt man in ein niedriges, wüstes Local, in dem eine kleine, erbärmliche Bühne aufgeschlagen ist. Der gedrückte Saal ist durch ein paar verdrießliche Gasflammen trübe erleuchtet; an schiefen Tischen muß man auf wackligen Stühlen Platz nehmen. Alles macht den Eindruck des Dürftigen, Ungemüthlichen. Auf den Tischen stehen halb ausgetrunkene Seidel und zweifelhafte Teller mit den Ueberresten der üblichen Schinkenstulle. Der Saal ist gedrängt voll; und der Qualm von so und so viel schlechten Cigarren verbreitet die richtige Wachtstudenatmosphäre. In diesem übelriechenden widerwärtigen Raum sitzen nun so und so viel hundert Menschen, die zum Theil der besten Gesellschaft der Hauptstadt angehören, und lauschen andachtsvoll einem langweiligen Citherbuet oder dem schnarrenden Sopran einer häßlichen Soubrette. Wer für solche musikalischen Hochgenüsse nicht das rechte Verstandniß besitzt und unbefangen mit seinem Nachbar spricht, wird entriistet angezischt. Auf einmal geht ein erwartungsvolles Murmeln durch die Versammlung. Er naht, der Löwe des Tages: von der Seite kommt in einer groben, plumpen jüdischen Maske „Hirsch“, der den Leuten erzählt, wie er tanzen gelernt hat. Da ist des Jubelns kein Ende. Ueber den Darsteller dieser Paraderolle ist kein Wort zu verlieren. Wenn man nach einer halben Stunde das Local verläßt — ein längeres Verweilen ist schon aus Gesundheitsrückichten nicht zu empfehlen — und sich fragt, welche Motive anständige Menschen veranlassen können, ihre Zeit unter den unangenehmsten Bedingungen in diesem Locale zu verlieren, so findet man darauf eben nur die ganz ungenügende Antwort, daß es nicht mit rechten Dingen zugehen müsse. Dabei überlegt man sich denn, daß man selbst das Unbegreifliche gethan und selbst die ehrenwerthe Versammlung um ein Mitglied bereichert hat; man denkt an die vereinigtsten magischen Gewalten der Neugierde und des Imitationstriebes und an die Geschichte, die Rabelais von den Hanteln des Panurg erzählt: „Auf einmal schmeißt Panurg ohne ein Wort zu sagen seinen schreienden, blölkenden Hammel Knall und Fall in's hohe Meer. Die andern Hammel alle miteinander springen schreiend und blölkend wie aus einer Stal' ihm nach, und schnurgerad in's Meer. Es war ein Drängen in die Welt, wer seinem Kam'rad der Erste nachsprang!“ Jeder Gebildete höhnt über die Geschmacklosigkeit, sich die alberne Geschichte in dem verruchten Locale vorzusingen zu lassen, aber jeder will sie doch gehört haben, und einer läuft dem andern nach. Was muß ein Fremder denken, dem diese neueste Sehenswürdigkeit des „Kaiserdorfes“ gezeigt wird!

Vielleicht wäre es für einen Specialisten eine ganz dankbare Aufgabe, die Gassenhauer, die sich gewöhnlich einer zwar sehr lärmenden, aber auch sehr kurzen Popularität erfreuen, zu sammeln. Die Soldatenlieder, die namentlich in kriegerisch bewegten Zeiten gleichzeitig Gassenhauer werden, wie „Lehm op“, „Was kraucht denn da im Busch herum“ u. s. w. würden natürlich als eine besondere Specialität zu behandeln sein, da sie schon den Uebergang zum Volksliede bilden. Aber eine Geschichte des eigentlichen Gassenhauers, des Volksliedes in seiner traurigsten Entartung, könnte, da sie eben die chronisch wiederkehrenden Störungen der öffentlichen Zurechnungsfähigkeit, die Paralyse des öffentlichen Geschmacks durch einfache Wiedergabe der Gassenhauer documentarisch belegen würde, — am Ende gar von einem gewissen culturhistorischen Interesse sein.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Das Gipsmodell des Goethedenkmals von F. Schaper.

Seit dem 18. März ist im Uhrsaal der Akademie das Gipsmodell des für die Restbenz bestimmten, in Marmor auszuführenden und an einer bevorzugten Stelle des Thiergartens aufzustellenden Goethedenkmals in halber Größe der künftigen Ausführung ausgestellt.

Die Geschichte des Denkmals datirt vom Sommer 1872 her. Zu dieser Zeit wurden vom künstlerischen Ausschuss des Comités die aus der allgemeinen Concurrenz evident hervorragenden Skizzen von Stemering, Dondorf, Calandrelli und Schaper als die zu prämiirenden bezeichnet. Die engere Concurrenz unter diesen vier Bewerbern brachte dem Bildhauer Schaper zu Berlin den verdienten Sieg und die Bestellung im Herbst 1873. Der Epilog der Geschichte ist nun gerade kein erfreulicher, denn noch fehlen zum Theil die Mittel zur Marmorausführung. Wie weit Theilnahmlosigkeit und der ernste, gesteigerte Anspruch an die Opferfreudigkeit des Publicums nach einer andern, als der idealen Seite, da zusammenwirken, — das bleibe ununtersucht. Jedenfalls kann die finanzielle Frage, dem schönen Vorhaben und Gelingen gegenüber, nur eine nebensächliche Zeitfrage sein, die Niemandes Stirn in Falten legen sollte!

Auf einem an drei Stellen halbrund ausladenden Sockel ruht das Piedestal in cylindrischer Form; drei Sockelstufen bilden die Basis der symbolischen Gruppen, die das Postament zieren. Zwei veranschaulichen Klar und Leichtverständlichkeit die dramatische und die lyrische Muse, die dritte: die Wissenschaft. Uns will bedünken, als hätte der junge Meister weniger Gewicht darauf gelegt, die speciell Goethe auszeichnenden Geistesrichtungen oder die allumfassende Thätigkeit seiner dichterischen Genialität durch Gruppen zu allegorisiren. Wäre das die leitende Idee gewesen, dann würde mit Recht das Fehlen des epischen Elements zu beklagen sein. Uns scheint vielmehr der vorwiegende Gesichtspunkt einfach der gewesen zu sein, den allgewaltigen Mann in seinen zwei ernst getrennten großen Zügen und Gestaltungen: als Dichter und als Wissenschaftler hinzustellen. Dem unvergleichlichen Poeten, dem hochbevorzugten Lieblinge Apolls, dem der lächelnde Gott „des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund“, wie keinem Zweiten vor und nach ihm schenkte, — ihm sind zwei Gruppen gewidmet. Dem Mann der Wissenschaft eine. Diese Disposition ist berechtigt und durchdacht; sie ist gerade dem Vorwurf „Goethe“ gegenüber vielleicht sogar geboten. Hätte der Künstler die Hauptgesichtspunkte der Goethe'schen Vielseitigkeit in einzelne, gewissenhafte Allegorien zu bringen versucht — die jeztige wohlthuende und anheimelnde Ruhe und Einheit des ganzen Eindrucks wäre schwer gefährdet gewesen. Jetzt ist jeder Beschauer, der für den Altmeister überhaupt die Verständnißlosigkeit des Empfindens — sei es auch nur eine oberflächliche und allgemeine — mit zur Stelle bringt, gewissermaßen gezwungen dem Dichter künstlerisch nachzuempfinden, indem ihn die Figuren der heitern und ersten Muse unbewußt in die Stimmung hineinleiten, die Herz und Sinne im Genuß Goethe'scher Dichtung umfaßt und fesselt.

Mit der Abjung dieser Aufgabe, die unsers Erachtens die wesentlichste Directive für ein Goethestandbild sein muß, das dem Volke den Dichterkürsten so zur Anschauung bringen soll, wie es ihn begreift, versteht, achtet und liebt, — hat der Künstler den Kernpunkt getroffen. Und so steht Schapers Goethe da, eine Figur, der das Herz warm entgegen schlägt. Es ist der Unsterbliche, wie wir ihn Zug für Zug kennen und als den „unsern“ immer neu, immer heiß, immer begeistert an's Herz drücken — es ist der Goethe der neunziger Jahre, der gereifte Mann auf des Lebens sonnungglänzter Höhe! Wie das Volk keinen jugendlichen „Friedrich den Zweiten“ kennt, so weiß es auch wenig von dem „jungen Goethe“, noch weniger von „Ezcelenz Goethe“ — hier dieser hoheitvolle Mann mit dem Jupiterkopf und der „göttlichen Freundlichkeit“, das ist sein unerreichter Dichter! Schaper hat ihn selbstverständlich in die Tracht seiner Zeit gekleidet. Markig, selbstbewußt und doch wieder voll hinreißender Liebenswürdigkeit steht die Figur da und das stolze Auge, die majestätische Stirn, die Wiege seiner Werke, grüßt uns in siegesgewisser Zuversicht unserer Sympathie und ruft all' die tausend liebgewordenen Erinnerungen wach, die seines Genius Gedächtnis in uns entzündete für und für! Mit einem äußerst delicates und feinen Verstandniß für eine sinnige Vereinigung der plastisch würdevollen Ruhe

mit der gräßlichen Elasticität und dem frisch entgegenströmenden Hauch des Lebens, wie sie grade im Goethe zu bereitem Ausdruck gelangen muß, — hat der Künstler seine Linien und Formen gefunden.

Ueber die Gesamterscheinung, das Gewagte der Dreigruppenbildung scheint das Urtheil zu schwanken. Wir wollen nicht wagen, dem rein akademischen Standpunkt mit einem vorgefaßten, vielleicht unberechtigten Spruch zu begegnen — wir möchten aber hervorheben, daß grade die Dreigruppenbildung uns in allen Ansichten ein stets gleich harmonisches Verhältniß der Figur des Dichters zum Postament gewahrt, ja erzielt zu sein scheint. Will ferner irgend eine kühnere Phantasie an den „Schwung“ eine — vielleicht im Detail nicht unberechtigte — Frage und Forderung stellen, so darf wohl die Marmorausführung erst voll und ganz darauf antworten; der kleine Maßstab der halben Größe ist der Beurtheilung kein günstiger. Der formvollendeten Erscheinung wie dem „inhaltlichen Theil“ — wenn ich so sagen darf — der beiden Musengestalten folgt dagegen Sinn und Herz mit frischem, belebtem Pulsschlag; ich möchte dem schelmischen Gros, zur Seite der lyrischen Muse, zum schalkhaft drohenden Pfeil noch einen grünen Palmenzweig in die Hand drücken . . . für die meisterhafte Arbeit des Bildners. In diesen anmuthigen Gestalten ist ein freier originaler Stil selbstständigen Naturstudiums, vom Hauch der Antike grade soweit umströmt und durchgeflügelt, als es der eigenen Schaffenskraft zur Weihe dienen kann und muß. Das Reflectirende des Verstandes deckt sich mit dem des Herzens und das Gefühl dieses einheitlich schönen Zusammenwirkens erfüllt uns mit hoher Befriedigung. Die Figur der Wissenschaft soll wohl Goethes unermüdblichen Fleiß, seinen eminenten Forschungstrieb zur Erscheinung bringen; der hinzueilende Genius des Licht bringt dem Denker Goethe die epochemachenden Ideen, die weiterleuchtenden Gedanken.

Zur Zeit das Gipsmodell Schapers mit Vegas Schillerdenkmal vergleichen zu wollen, erscheint uns vom künstlerischen Standpunkt, wie von dem eines gesunden Tactes unzulässig. Jedes wird in seiner Weise der Residenz eine Zierde sein — auf Beide werden wir mit Stolz und Gemüthung hinblicken dürfen.

Max Bauer.

Notizen.

Der neue Titel der Königin Victoria hat das englische Publicum lebhaft beschäftigt und im Parlament einen jener Stürme hervorgerufen, die nur in dieser historisch verehrungswürdigen, aber zuweilen etwas wunderlichen Versammlung möglich sind. Man denke sich einen ähnlichen Vorgang auf dem Continent. Der Erdboden würde davor erzittern und die Mauern der Kanonen, wo man dergleichen discutiren wollte, würden erschrocken zusammenbrechen. Dabei sind die Engländer so loyal und königlich, wie irgend ein anderes Volk. Aber wenn es sich um das Herkommen und um liebgewonnene Gewohnheiten handelt, verstehen sie keinen Spaß. Es wollte ihnen nicht in den Kopf, daß ihre Königin über Nacht zur Kaiserin werden sollte, und obendrein wegen der gelben Indier, die ihnen schon so viele Opfer an Geld und Menschen gekostet haben und welche mancher Stodengländer im Stillen zum Teufel wünscht, wenn er auch einen abermaligen zehnjährigen Krieg zur Behauptung der indischen Besitzungen nicht scheuen würde. Disraeli weiß das, und als er von der Opposition hart gedrängt wurde, rückte er mit dem versänglichen Argument heraus, daß der neue Titel der Königin dem Kaiser aller Russen in Indien Schach bieten sollte. Damit hatte der vielgewandte Premier, dem es auch bei seiner früheren Beschäftigung als Romanschriftsteller niemals an Ressourcen gefehlt hatte, erst recht in ein Wespennest gestochen. Man beschuldigte ihn, daß er mit einem solchen Advocatenkniff die Beziehungen Englands zu dem Petersburger Cabinet compromittirt und jedenfalls einen groben diplomatischen Fehler gemacht habe. In diesem Ton waren ein Duzend von leitenden Artikeln der Londoner Journale gehalten. Noch malitioser ließ sich Herr John Lemoine in Paris vernehmen, der, in England von französischen Eltern geboren, die Gastfreundschaft, welche er lange Jahre auf britischem Boden genossen, als Mitarbeiter des Journal des Debats mit Caricaturen auf Kosten des Inselfreies zu vergelten pflegt. John Lemoine prophezeite im Uebrigen wißig, der Kaiserintitel, angeblich nur für Indien eingeführt, werde zuerst von

den Kammerherren adoptirt werden, später in die ergebene Presse und den parlamentarischen Sprachgebrauch übergehen. Der Titel werde auf den Schildern der Hoflieferanten figuriren, in den Patenten und endlich auf den Münzen erscheinen. Es ginge die Franzosen allerdings nichts an, so schloß boshaft genug der neulich zum Akademiker avancirte Journalist, und sie könnten nur wünschen, daß es ihren guten Nachbarn, den Engländern, besser bekommen möge, als seinen Landsleuten. Damit sollte natürlich auf die Kaiserin Eugenie gesticht werden. Dieser ist inzwischen neulich in Weimar ein unverdientes Herzeleid passiert. Man hatte dort bekanntlich eine Dame, die sich im Hotel als Madame Rouland von Arenenberg in das Fremdenbuch eingeschrieben und die von zwei Herren, einem älteren und einem jüngeren begleitet war, für die Wittve Napoleons III. gehalten und dies in alle Winde telegraphirt. Einige Blätter hatten auch schon das wohlconservirte Aussehen der einfach aber elegant gekleideten Kaiserin ehrfurchtsvoll hervorgehoben, sowie den ernsten Blick und die edle Haltung des jugendlichen Prinzen. Das war nun Alles verlorne Liebesmühe. Man mußte, um die arme, obicure, plötzlich zu einer historischen Person avancirte Reisende mit ihrer Gesellschaft vor den zubringlichen Gassern in Eisenach und auf anderen Stationen zu schützen, öffentlich erklären, auch wieder überall hin telegraphiren: die Nachricht beruhe auf einem Mißverständnis, es sei weder die Kaiserin noch ihr Sohn! Nach einer anderen Lesart war es nun gar Madame Meyer aus Mainz. So geht es, wenn Jemand in die Hände eines auf Sensationsnachrichten angewiesenen Reporters fällt. Die an Madame Rouland oder Meyer und ihren Begleiter verschwendeten Complimente können einmal für eine andere Gelegenheit dienen. Die Königin Victoria in Baden-Baden war von vorn herein gegen die Neugierde indiscreter Zeitungsreporter mehr geschützt. Baden-Baden war stets der für einen ruhigen Aufenthalt, auch hochstehender Persönlichkeiten, geeignete Ort. Der holländische Thronerbe, Prinz von Oranien, war dort einmal zum Pferderennen eingetroffen. Der Prinz hatte bei den Sportzuleuten mit etwas gewagter Anspielung auf seinen Ursprung, der im Französischen an eine Orange erinnert, einen Weinamen erhalten, der bei uns wie Limone oder Citrone klingen würde. Damit wurde er hinter seinem Rücken titulirt. Am Abend der Rennen saß der Prinz bei einem heiteren Souper neben dem Herzog v. Grammont-Carrouffe, der ihn mit lästiger Ehrfurcht behandelte. Der Prinz sagte ihm endlich: Aber lieber Herzog, lassen Sie doch, wenn wir unter uns sind, die Etiquette vor der Thür. Hier sind wir Kameraden! Der Herzog ging darauf ein und antwortete frohlich: Sehr wohl, Citrone, laß uns die Champagnerflasche zukommen! Seitdem ist der Prinz von Oranien den harmlosen Spottnamen nicht wieder losgeworden. Jene feine Grenze, die den Großen gegenüber ein ungezwungenes Benehmen von bedenklicher Vertraulichkeit unterscheidet, mag innezuhalten nicht leicht sein. Ueber allerlei Mißgeschick, das den Fürsten, wenn sie verhüllt als Privatpersonen reisen, von jeher passiert ist, ließe sich gewiß ein interessantes Buch schreiben. Damit wäre aber ihr Incognito für alle Zeiten durchbrochen, und diese Lücke der Literatur wird deswegen nicht so bald ausgefüllt werden.

* * *

Friedrich von Hellwald citirt in einer Einleitung zu dem eben erschienenen Werke „Die hundertjährigen Republik. Sociale u. polit. Zustände den Vereinigt. Staat. v. Nordam.“ von John E. Becker folgende Stellen aus kleinen deutsch-amerikanischen Blättern.

„Wir nehmen gute Kartoffeln zu 50 Ctz. den Büschel, als Bezahlung für den „Herold“ an. Freunde kommt ungenirt und abonniert.“

Die Redaction des „Nord Iowa Herald.“

„Holz! Es wird kalt und wir brauchen Holz. Gutes hartes Holz nehmen wir als Bezahlung für unsere Zeitung an.“

Wisconsin Telegraph.“

Wir verwahren uns gegen die Annahme, als ob wir die „Gegenwart“ gegen „Flora“, „Baubank“ oder „Westend“ liefern wollten.

* * *

Vom Büchertisch.

Auf dem Gebiete der Lyrik herrscht trotz des andauernden schlechten Wetters eine rührende Thätigkeit, aber der größte Theil der Producte ist kaum werth genannt zu werden. Wir beschränken uns auf eine kleine Auswahl.

Wolfgang Müller von Königswinter, Dichtungen eines rheinischen Poeten. 6. Bd. (Leipzig, Brockhaus.)

Franz Stelzhammer, Liebesgürtel. Hochdeutscheieder. 2. vermehrte Aufl. (Leipzig, G. Seemann.)
 Georg von Dörfler, Stimmen des Lebens. Neue Gedichte. (Wien, Carl Gerold's Sohn.)
 Gottschall, Erzählende Dichtungen. I. Bd. Carlo Reno, II. Bd. Die Göttin. (Breslau, Ed. Treubner.)
 Eduard Baumbach, Neue Gedichte. (Riga, Rymel.)
 Friedrich Volker, Sang und Drang. Gedichte. (Marau, Sauerländer.)
 Richard Deander, Aus der Burschenzeit. Ein Jdyl. (Halle, Vippert.)
 Marie Häußlein, Die Nislaug-Sage. Mit Titelbild. (Berlin, Neuenhahn.)
 Max Eyth, Volkmar. Histor.-romant. Gedicht. 3. Ausg. (Heidelberg, C. Winter.)
 Anna Stirn, Haide-Blumen. Gedichte. (Kassel, Ernst Hahn.)

Geschichte. Literatur. Kunst. Naturwissenschaft.
 Constantin, Jos. Sireček. Geschichte der Bulgaren. (Prag, F. Tempsky.)
 Constantin v. Höfler, der Aufstand der Castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformations-Zeitalters. (Prag, Tempsky.)
 Friedrich von Weech, Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Bief. 1 und 2 à 30 Pfennige. Mit Illustrationen. (Leipzig, Ferd. Lange.)

H. M. G., Das Papstthum in seiner allmählichen Entwicklung bis auf die Gegenwart. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)
 Im Verlag von W. Speman in Stuttgart erscheint nächstens ein Werk, dessen allgemeine Bedeutung ebenso eine Voranzeige rechtfertigt. Es betitelt sich „Die Erde und ihre Völker“ und hat Friedrich von Hellwald zum Autor, der wohl wie Wenige befähigt ist, nicht nur den Stoff zu beherrschen, sondern auch künstlerisch zu gestalten. Die uns vorliegenden Illustrationsproben sind vorzüglich. Das Werk erscheint in 50 Lief. à 50 Pfennige.

Eduard Engel, Königin Louise. (Berlin, Jul. Springer.)
 R. Badow, Charakterbilder aus der engl. Literatur. (Berlin, Rob. Oppenheim.)
 Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte. V. B. 3. Heft. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Wir machen auf die interessanten Briefe von Martin Opitz, erläutert von Ludwig Geiger, und auf Dünkers Aufsatz „Zur Kritik und Erklärung von Goethes Tagebuch“ besonders aufmerksam.
 Herman Kiegel, Geschichte der deutschen Künste seit Carstens und Gottfried Schadow. 4 Hefte. (Hannover, Halmplex.)

Moriz Thausing „Dürer“, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. (Leipzig, G. A. Seemann.)
 Karl Boeckmann, die antiken Odysseelandschaften vom Esquilinischen Hügel zu Rom. (München, Theodor Ackermann.)
 — Die Landschaft in der Kunst der alten Völker. (Ebd.)

Naturwissenschaften.

Ernst Häckel, Arabische Korallen. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. 5 Taf. in Farbendruck u. 20 Holzschn. (Berlin, F. Reimer.)
 Friedrich Körner, Die Erde, ihr Bau und ihr organisches Leben. Versuch einer Physiologie des Erdkörpers für Gebildete aller Stände. 2 Bde. (Jena, G. Costenoble.)
 W. Boyd Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Uebersetzt von F. W. Spengel, eingeleitet von Oskar Fraas. Mit farbigen Titelblatt und 129 Holzschritten. (Heidelberg, Winter.)
 Rudolf Falb, Gedanken und Studien über den Vulkanismus. Mit 13 lithogr. Tafeln. (Graz, Leykam-Josephsthal.)

Offene Briefe und Antworten.

„Ueber den Werth der Kritik.“

I.

Hochberehrter Herr!
 Ich nehme mir die Freiheit, Sie um Abdruck der beigelegten Notiz zu bitten und zeichne

mit vorzüglicher Hochachtung
 Leopold Ritter von Sacher-Masoch.

II.

Die „Revue des deux mondes“ hat soeben eine sehr eingehende Literaturstudie über Sacher-Masoch und seine Werke publicirt, in welcher das Pariser Weltblatt nicht allein den deutschen Novellisten als einen Dichter ersten Ranges bezeichnet, sondern sein Talent sogar über jenes des Americaners Bret-Harte und des Russen Turgenjew stellt.

Herrn Joh. G. Berlin. Wir waren schon mit einer kurzen Kritik über das Goethebentmal versorgt, wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen können. Das eingesandte Man. steht zu Ihrer Verfügung.

Herrn A. T. Nordhausen. Wie lange willst Du säumen? Ueber Paris. schreibt „unser B.“

Insertate.

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transatlantische Stimmen.
 Ein Liederzyklus aus Amerika
 von
Ernst Hopp.

8. Elegant broch. 3 M. Elegant geb. 4 M.
 Die „Transatlantischen Stimmen“ sind Reflexe des deutschen Volksbewußtseins aus Deutschlands großer „Colonie“ Amerika, Zeugnisse des deutschen Geistes aus dem großen Culturkampfe im Lande der Freiheit, Mahnrufe und Beckstimmungen des deutschen Gewissens vieler Millionen von Ausgewanderten, ein Beitrag zur Rückzahlung der geistigen Schuld an das alte Vaterland — in Drang und Noth pulst drüben noch der deutsche Herzschlag, im Lande des kraßesten Materialismus ist das Erbgut deutscher Geistesgemeinschaft, das Ringen nach dem Ideal, noch nicht abhanden gekommen — die „Transatlantischen Stimmen“ haben darum eine eigenthümliche Bedeutung, und je sparlicher dichterische Kundgebungen der Deutsch-amerikaner bislang gewesen sind, um so mehr werden sie bei der Tiefe und Reinheit ihrer Empfindungen hüben wie drüben eine willkommenene Gabe sein.
 Stuttgart, März 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ältere Auflagen von Brockhaus'

Conversations-Lexikon

und allen ähnlichen Werken werden in Umtausch gegen die neueste zwölfte Auflage angenommen für
 30 Mark.

Die zwölfte Auflage kostet dann:
 geheftet statt 90 M. nur 60 M.; gebunden
 statt 112 1/2 M. nur 82 1/2 M.

Der Umtausch kann durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bewirkt werden. Gedruckte Mittheilungen darüber sind gratis zu haben.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

bringt im zweiten Quartal die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Erzählung „Im Hause des Commerzienrathes“ von G. Maritt, und wird dann mit dem bereits angekündigten Romane „Ftmeta“ von G. Werner beginnen. Zeit- und Culturbilder wechseln dazu ab mit naturwissenschaftlichen und anderen belehrenden Artikeln.

Die Verlagshandlung von Ernst Reil in Leipzig.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von
Erich Koschny (L. Heimann's Vlg.), Leipzig.

Ueber
Freiheit und Character
des Menschen.

Eine philosophische Betrachtung
von

Dr. F. Wollny.

Herrn Dr. E. Dühring gewidmet.

Preis: 1 M. 20 S.

Bei Gustav Hempel in Berlin erschien
soeben und ist durch jede Buchhandlung
Deutschlands und des Auslandes zu beziehen:

Vierundfünfzig
zum Theil noch ungedruckte

Dramatische Entwürfe und Pläne
Lessing's.

Herausgegeben von R. Boxberger.
520 Seiten stark. Preis 4 M.

Diese Entwürfe sind ein Separat-Abdruck
aus der bei G. Hempel erscheinenden
neuen bedeutend vermehrten Ausgabe

von Lessing's Werken,

unter Benutzung der noch vorhandenen Hand-
schriften Lessing's, sowie der authentischen
älteren und ältesten Drucke mit erläuterndem
Commentar herausgegeben von

- Dr. Robert Boxberger,
- Dr. Christian Gross,
- Gymnasialdirector Prof. Dr. E. Grosse,
- Gymnasialdirector Dr. Robert Pilger,
- Schuldirektor Dr. Christian Redlich,
- Professor Dr. Alfred Schöne,
- Professor Dr. Georg Zimmermann
und Anderen.

Humoristisches.

In meinem Verlage erschien soeben:

Guano-Lied.

Gedicht von Victor Scheffel,
für eine Bariton- oder Bassstimme
(und Chor ad libitum) mit Pianoforte
componirt von

Vinzenz Lachner.

Op. 58. Preis 1 M.

F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Italiana

aus d. Verlage v. G. Hartung & Sohn in Leipzig:

Capellar, G., Erinnerungen an Italien.
Deutsch von J. Schaus. Autor. Ausgabe.
Mit einer Vorrede des Verfassers. Preis 4 M.

Diese glänzenden Schilderungen des berühmten
Spaniers wurden bereits in's Englische, Fran-
zösische und Italienische übersetzt und haben sich
in unserer trefflichen Uebersetzung die Gunst
des deutschen Publicums auf's schnellste gewonnen.

Lang, W., Transalpinische Studien. 2 Bde.
Preis 6 M.

Als durch Form und Gehalt gleich ausgezeichnete
Erfolge des berühmten Italienkenners und Redac-
teurs des „Schw. Merkur“ seit langem anerkannt.

Italia, Herausgegeben v. Karl Hillebrand
in Florenz. Band I, II. Preis f. den Band 8 M.

Mit Beiträgen von Bonghi (ital. Minister),
de Gubernatis, Herm. Grimm, D. Hartwig,
Paul Heyse, G. Homberger, W. Raden, W. Lang,
A. v. Reumont u. U.

Band III erscheint im Herbst d. J.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.



Deutsche Warte für Gesundheitspflege
Eisenach.

Auf vielfache Anfragen in Betreff unseres neuen Mehles:

„Kraft und Stoff“

machen wir hiermit bekannt, daß für dauernde gewissenhafte Zu-
sammenstellung der Name des Herrn Stadt-Apothekers G. Kanoldt in Gotha bürgt, dem
die Zubereitung obliegt. In diesem Hülsenfrüchte-Mehle in Verbindung mit Weizen sind die
stickstofffreien und stickstoffhaltigen Bestandtheile nach dem Procentverhältnisse im Blute sorg-
fältig gemischt; so führt es dem Körper die zum Gedeihen notwendigen Eiweißstoffe zu, wie
sie wenige Nahrungsmittel aufweisen. Der hohe Nährwerth der Hülsenfrüchte-Mehle ist
neuerdings von einer wissenschaftlichen Autorität in der „Gartenlaube“ in eingehender Weise
dargelegt worden. — Von dem unangenehmen Beigeschmack der rohen Hülsenfrüchte vollständig
befreit, zubereitet in 1/4 Stunde, läßt Kraft und Stoff in Schmachhaftigkeit und Ver-
daulichkeit nichts zu wünschen übrig, sodaß wir es wegen seines hohen Nährwerthes nicht
nur jedem Gesunden, sondern auch dem Gesehnden, den Bleichsüchtigen und allen Kindern
vom ersten Alter an warm empfehlen können. Gerade in letzter Hinsicht dürfen wir uns auf
das Zeugniß des Herrn Medicinalrath Dr. Carl Gassenstein in Gotha und auf die An-
erkennung des Herrn Sanitätsrath Dr. Brug in Köln berufen. — Den Preis haben wir so
billig als nur möglich gestellt (1 M. 30 S. für 1 Pfund = 36 Portionen), um dieses aus-
gezeichnete Präparat als ein Volks-Nahrungsmittel verbüchert zu verbreiten, gegen-
über der 4 mal so theuern und lange nicht so sorgfältig zubereiteten Kavalenta arabica.

Wir sind bereit, zu seiner Kenntnisknahme gegen Einwendung von 1 M. 50 S. ein Pfund-
Packt an Hedermann franco zu übersenden. Ausführliche Prospekte, enthaltend die leichte
und mannigfache Zubereitungsweise, geben wir gratis aus. — Verkaufsstellen unserer diä-
tetischen Nahrungsmittel werden in allen größern Städten errichtet.

Die erste Nummer der „Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege“
gibt ausführlichen Bericht über unsere weiteren Unternehmungen; dieselbe steht gratis und
franco zu Diensten.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in
Leipzig erschien soeben:

Morier, R. B. D., Engl. Geschäftsträger
in München. „Selbstregierung.“ Die
deutsche Gemeindeverwaltung auf Grund-
lage der preussischen Kreis-Ordnung im
Vergleich zum englischen Selbstgovernment.
Mit einem Vorwort von Prof. Dr. F. von
Holtzendorff.

Zweite vermehrte und berichtigte
Ausgabe. Preis 2 M.

Die vor einigen Monaten erschienene 1. Auf-
lage dieser Schrift wurde von der „Nordd.
Allg. Zeitung“ 1875 No. 273 an erster Stelle
auf's wärmste begrüßt und mit grösster An-
erkennung besprochen.

Im Verlage von Aug. Schindler, Berlin
N.W. (Alexandrinenstr. 27) erschien soeben:

Der

Humor im Reichstage.

Heft I. Preis 60 Pf.

In diesem Humor liegt ein geistiger
Schatz, der wohl werth ist, dass er ge-
hoben und dem Volke zugänglich gemacht
werde. Mögen bei den Lesern die Lach-
muskeln so gereizt werden, wie seiner
Zeit bei den Hörern.

Gegen Einsendung des Betrages Franco-
Zusendung unter Kreuzband. (H. 11049)

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die
Violine

von Edm. Singer.

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt
hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das
in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der
linken Hand fördert, und zugleich sich dem An-
fänger, wie dem fertigen Spieler als
nützlich erweist.“

Für die Redaction verantwortlich: Georg Fricke in Berlin.
Druck von P. S. Feubner in Leipzig.

Im Verlage von Breitkopf & Härtel in
Leipzig ist soeben erschienen:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

Historischer

Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.
Band 2. Preis 6 M. Band 3 ist unter der Presse.

Selten hat wohl ein Roman so großes Auf-
sehen erregt, und in allen Kreisen so vollen Bei-
fall gefunden als dieser. In vollendeter Form
gemäht er ein ebenbürtiges als voll-
ständiges und treues Bild jener hochinteressanten
Zeit der Verklärung des Germanenthums mit dem
sinkenden Römerreich; zeichnet in scharfen Umrissen
die Charaktere der Männer und Frauen, die in
ihr die bedeutendsten Rollen spielten, und giebt
in poetischer farbenprächtiger Weise eine Dar-
stellung der germanischen Alterthümer und des
Culturlebens der römisch-byzantinischen Zeit. So
genährt er neben spannender Unterhaltung einen
reichen Bildungsstoff.

Zu Zeit von wenig Wochen wurde bereits
eine zweite Auflage des ersten Bandes nöthig.

Bei Moritz Diefenbach in Frankfurt a. M.
erschien soeben und ist durch alle Buch-
handlungen zu beziehen:

Studien über Italien.

Rom und Neapel

von

Dr. W. Hoffmann.

In elegantester Ausstattung. 6 M.

Das vorstehende Buch umfaßt die Ge-
schichte und das Wesen der in Rom und
Neapel vertretenen Kunst, erstreckt sich auf
die Charakterisirung der Institutionen des
Landes unter Beleuchtung der kirchen-
politischen Fragen, der Stellung der Re-
gierung zum Vatikan und widmet sich der
Beschreibung der gesellschaftlichen, sowie
wirthschaftlichen Zustände Italiens in ele-
gantem Styl und gewandter Darstellung.

Expedition, Berlin N.W., Soulienstraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Disraelis Kaisergründung. Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Si du lüitte. Von Klaus Groth. — Das Häßliche und das Lächerliche. Von M. Carriere. — Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters. Von R. Eicho. — Bismarck-Literatur. Von Karl Braun. — Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Von Daniel Sanders. — Kunstgeschichtliche Revue. I. Ein Ehrenkmal Dürers. Von Adolf Rosenberg. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Disraelis Kaisergründung.

Von Karl Blind.

I.

Um die 1den des März hat sich in England ein gewaltiger Sturm erhoben. Selbst in den loyalsten Bevölkerungsschichten, ja vorzugsweise innerhalb derselben, entstand plötzlich ein Aufruhr der Unzufriedenheit mit dem von Disraeli vorgeschlagenen Kaiserstitel. Sogar Tories blickten finster drein. Whigs warfen drohend den Mantel des Widerstandes um die Schultern. Gemäßigte Liberale waffneten sich zum Kampf gegen das neue Cäsarenthum. Demokraten ihrerseits zuckten verächtlich die Achseln. „Nun wohl,“ hörte man Manchen sagen, „wenn Herr Disraeli darauf erpicht ist, an den alten Wurzeln des Königthums herumzugraben, so mag er es auf seine Gefahr hin thun. Ein durch's Parlament neu aufgezimmertes Kaiserthron kann eines Tages auf dem gleichen Wege auch wieder in Stücke genommen werden!“

Als die Bill im Februar zuerst vorgelegt wurde, geschah es unter der Bezeichnung als „Royal Titles Bill“ d. h. Königs-titel-Bill. Viele glaubten damals, es handle sich nur darum, eine bisher mangelnde feste Benennung der englischen Herrschaft über Indien einzuführen, ohne deshalb an den Kaiserstitel zu denken, der ja durch die Ueberschrift der Gesetvorlage geradezu ausgeschlossen schien. Da der Premier jedoch seine beliebte Sphinxhaltung annahm, gingen rasch dunkle Vermuthungen um, er strebe nach einer Kaiserinache. Sogar den Conservativsten behagte dies nicht. Die gewöhnlich bestunterrichteten derselben glaubten nicht einmal daran. Noch am 23. Februar schrieb der „Standard“, das Hauptblatt der Tories, in seinem leitenden Aufsatz: — „Das englische Königthum auf die Fläche einer modernen Fürstenherrschaft herabdrücken; eine tausendjährige Bezeichnung für eine neuartige austauschen zu wollen, das wäre eine Thorheit, die zu begehren keinem englischen Throninhaber auch nur im Traume einfallen kann.“

Wählte man den Kaiserstitel — fuhr der „Standard“ fort —, so würde derselbe ohne Zweifel zuerst dem Königs-titel beigemischt werden und dann diesen ganz verdrängen. Erst kämen Anglo-Indier, dann großsprecherische Skribler, dann Lakaienheulen und Tröpfe (snobs and simpletons) überhaupt zu der mehr und mehr einreißenden Gewohnheit, von einer Königin-Kaiserin, nachher von einer Kaiserin-Königin, und schließlich bloß noch von einer Kaiserin zu reden. Einer Gefahr dieser Art dürfe man sich nicht leicht-

finnig aussetzen. Hr. Disraeli aber sei gewiß der Letzte, der diese Gefahr außer Acht lasse. „Sobald ihm einmal klar wird, daß eine solche Verderbniß (corruption) des gewöhnlichen Titels der englischen Kronhoheit möglich ist, wird er gewiß vollkommen einsehen, daß sie um jeden Preis vermieden werden muß.“

So der „Standard“, das conservativste Blatt von ganz England!

Wohl hatte Disraeli gewußt, auf welchen Widerstand seine Bill stoßen würde, wenn er mit der Absicht der Kaisergründung herausrückte. Nach Gauklerart stellte er daher seine Vorlage über die „Königlichen Titel“ gleich Zauberbechern auf den Tisch, ohne zu sagen, was darunter liegt. Gegen forschende Anfragen suchte er sich mit dem Majestätsrechte zu decken. Der Königin selbst, sagte er, müsse es frei vorbehalten bleiben, die ihr gutdünkende Würdebezeichnung anzunehmen. Unbefehlen sollten die Landesvertreter den unbekanntem Titel im Sacke kaufen. Als endlich kurz vor des Märzens Idus, in Folge heftigen Drängens, das große asiatische Geheimniß nicht länger gewahrt werden konnte, da brach der Sturm mit täglich steigender Heftigkeit los.

„Kaiser?“ — hieß es nun allgemein — „wie kann man uns mit einem Kaiser kommen wollen? König ist ein gutes alt-sächsisches Wort, das auf ein ursprünglich frei gewähltes Haupt des Stammes hindeutet. „„Emperor““ aber hat einen fatalen soldatischen Beigeschmack, und ist uns aus dem Tacitus, wie auch sonst aus der Geschichte, anrücklich geworden. Kaiser waren jene Scheusale zu Rom, deren Gleichen die Welt noch kaum je gesehen. Kaiser war in neuester Zeit Soulouque; Kaiser, Sturbide; Kaiser, Maximilian von Habsburg; Kaiser, Napoleon III. Absit omen. Warum sollten wir ein Kaiserthum gründen?“

II.

Die erste Rede, die Herr Disraeli zur Befürwortung des Kaiserstitels hielt, war auffallend schwach. Seine sachlichen Angaben entbehrten alles Haltes. Seine geschichtlichen Nachweise oder vielmehr an den Haaren herbeigezogenen Erläuterungen, waren fast durchweg falsch. Mit der wichtigsten Geberde von der Welt behauptete er, die Völker und Fürsten Indiens hätten den Kaiserstitel verlangt. Als man ihn um die Belege anging, zog er sich wieder in eleusinische Mythen zurück. Jedermann lachte. Man wußte wohl, daß die große Masse der noch halb unabhängigen Fürsten Indiens nicht begierig ist, die europäische Fremdherrschaft unter noch höherem Titel anzuerkennen; daß ihr Geist der Unzufriedenheit, mit dem nicht zu spaßen ist, vielmehr eher durch eine Kaiserinmacht noch

geschürt werden würde. Was die Völker Indiens betrifft, so werden sie bekanntlich nie um ihre Meinung befragt. England beherrscht sie nach seinem Belieben. Eine Vertretung der indischen Völker gibt es nicht.

Nicht besser waren Disraeli's Ausflüge in die Geschichte. Wahrscheinlich um zu zeigen, daß man sich ganz gut aus freier Faust selbst zum Kaiser machen kann, sprach er des Längeren und Breiteren über die Gründung des Kaiserthums in Rußland durch Peter I. Nach seiner jüngsten Rede muß man annehmen, daß er noch den weiteren Zweck dabei hatte, seine eigene Will als einen, freilich um 155 Jahre zu spät gekommenen Triumph gegen das moskowitzische Kaiserthum erscheinen zu lassen. Der Ausführung über Peter's Annahme des Kaisertitels ließ er den Nachweis folgen, schon Spenjer habe die Königin Elisabeth von England in einem Gedichte als „Kaiserin“ bezeichnet. Wahrscheinlich, meinte er, sei dies auf den Rath von Sir Philipp Sidney und Sir Walter Raleigh geschehen. Möglicherweise habe sogar die Königin Elisabeth selbst an dem Probebogen der ihr übersandten Widmung die Verbesserungsfeile angelegt. Sei es doch, bei ihrem bekannten literarischen Geschmac, ihr Stolz gewesen, die Verse der besten Dichter zu verbessern. Also Kaiserthum mittelst Druckbogenscorrectur!

Mit diesen wunderbaren Ausführungen war des Premiers Geschichtskennniß zu Ende. Man traut seinen Augen kaum gegenüber solcher amtlichen Oberflächlichkeit. Ein Minister braucht zwar gewiß nicht in jedem Wissenszweig, den er berührt, einen schweren Schulack mitzuschleppen. Aber wenn er doch einmal einen Vortrag über Geschichte zum Nutzen kindlicher Parlamentier geben will, so muß er's anders anfangen, als es der Schriftsteller Disraeli gethan, der der Königin Elisabeth sicherlich an literarischem Geschmac nicht nachstehen will.

Sedenfalls hat der Ministerialgelehrte, an den sich der Minister wandte, um eine kleine „Denkschrift über Peter I. und Elisabeth“ zu erlangen, seinem Auftrag sehr wenig Ehre gemacht. Die Wissenschaft desselben war offenbar aus dem ersten besten oder schlechten Conversationslexikon gefogon. Es ist nicht richtig, daß Czar Peter zum ersten Male den Kaisertitel in Rußland führte. Er nahm ihn nur wieder auf; schon vor ihm hatten ehrgeizige moskowitzische Barbarenfürsten dieselbe Bezeichnung beansprucht und geführt. In einem früheren Jahrgang der „Gegenwart“ (10. August, 1872) habe ich einen der Beweise dafür aus dem Buche des Hauptmanns Margaret mitgetheilt, das 1607 zu Paris erschien — 114 Jahre vor der Bezeichnung Peters I. als eines Russenkaisers. (Estat de l'Empire de Russie, et Grande Duché de Moscovie, avec ce qui s'y est passé de plus memorable et tragique, pendant le regne de quatre Empereurs: à sçavoir depuis l'an 1590, jusques en l'an 1606, en Septembre. Par le Capitaine Margeret.)

Bei Margeret konnte Disraeli nachlesen, daß die Königin Elisabeth selbst, wie auch der ihr nachfolgende Jacob I., den Russenfürsten als Kaiser anerkannte.* Und wenn er von diesem alten französischen Schriftsteller nie gehört hatte: wie kam es, daß er, oder der Herr, der ihm den Stoff für den geschichtlichen Theil seiner Rede lieferte, nichts von den zahlreichen englischen Quellen über den älteren russischen Kaisertitel wußte? Hat er nie von Hakluyt's wichtigem Buche gehört, in welchem die hauptsächlichsten Seefahrten, Handelsunternehmungen und Entdeckungsreisen des englischen Volkes verzeichnet stehen?**) Weiß er nichts von den zahlreichen Urkunden der Russischen Handelsgesellschaft zu London?

*) L'Empereur des Romains luy donne le tiltre d'Empereur, comme faisoit la feuë Royne Elisabeth, et fait aussi le semblable le Roy de la grande Bretagne.

**) Principal Navigations, Voiages, Traffiques and Discoveries of the English Nation, made by sea and over-land, to the remotest and farthest distant quarters of the Earth. By Richard Hakluyt, Master of Artes, and sometime Student of Christ Church in Oxford. London 1598.

Dort könnte er bei Richard Chancellor, bei Sir Hugh Willoughby, bei Anton Jenkinson, John Haffe und Anderen die moskowitzischen Fürsten schon vor Margerets Zeiten sowohl als Großfürsten von Moskowien, wie als Kaiser von Rußland aufgeführt sehen. Schon unter Maria, der Vorgängerin von Elisabeth, selbst unter Eduard VI., finden sich englische Königsbriefe an den Kaiser von Rußland (Emperour of Russia). „Kaiser oder Großfürsten“ werden sie manchmal, mit etwas unceremoniöser Mischung der Titel, in den Berichten nach London genannt. Der russische Kaisertitel erscheint ebenso in den Satzungen der Handelsgesellschaft aus dem Jahre 1555. Wenn Gesandte des Czaren nach London kommen, werden sie als Gesandte des Kaisers von Rußland bezeichnet.* Den Kaisertitel erkannte Elisabeth übrigens auch bei dem Perserfürsten an.**)

Aber so zahlreich auch um jene Zeit die Beweise vorliegen, daß England den Kaisertitel an Rußland anerkannte, nirgends finden wir um dieselbe Zeit den Kaisertitel von englischer Seite angenommen. Spenjer, von Elisabeth besoldet, machte ihr eine Dichterschmeichelei. Sie selbst bediente sich des Kaisertitels nicht einmal in ihren Beziehungen zu Rußland. König Sigismund von Polen beklagt sich in einem Briefe an Elisabeth, daß sie in so nahen Beziehungen stehe zu dem „Moskowiter, der nicht allein der zeitweilige Feind unseres Königreichs, sondern auch der Erbfeind aller freien Völker ist“. In allen diesen Verhandlungen ist und bleibt Elisabeth Königin. Wie nennt sie sich Kaiserin.

Auffallender Weise hat in England Niemand, als der Verfasser dieser Abhandlung, Herrn Disraeli seinen, aus englischen Quellen nachweisbaren Irrthum über den ersten Anfang des russischen Kaiserthums nachgewiesen. Zur Uebergenüge hat man ihm dagegen gezeigt, daß er Spenjers Phantasien nicht hätte anzuführen brauchen, um zu beweisen, daß der Kaisertitel in England schon in älterer Zeit ab und zu in Uebung war. Bereits im zehnten Jahrhunderte nannten sich die Könige der Engländer „Kaiser von Britannien“, um gegenüber britischen, schottischen und dänischen Fürsten ihre Oberhoheit festzustellen. Imperator, Basileus, Casere (Kaiser) waren abwechselnd die Bezeichnungen der Sachsenkönige. Auch später, bis zu Heinrich VIII., kommt der Name gelegentlich vor.

Disraeli dagegen wußte nur ein Schmeichelgedicht aus dem sechszehnten Jahrhunderte anzuführen. Um seine Aufstellung zu verstärken, bezog er sich nachträglich auf den Brief eines Mädchens „mit einem sehr schönen Namen“, das ihm aus der Schule geschrieben und mitgetheilt habe: in einem der Bücher, aus dem es lerne, sei Ihre Majestät längst als Kaiserin anerkannt! Auch einen Kalender führte der Premier als Beweis an. Als dies Alles nicht verfiel, erklärte er: mit dem Kaisertitel werde man das gegen Indien heranrückende Rußland erschrecken.

Also die reine chinesische Papierdrachen-Politik! Noch nie war im englischen Parlament mit so merkwürdiger Unwissenheit gesprochen, noch selten von einem verantwortlichen Staatsmanne so zwecklos und lächerlich geprahlt worden.

*) A Discourse of the honourable receiving into England of the first Ambassadors from the Emperor of Russia. 1556.

**) The Queenes Maiesties Letters to the Great Sophy of Persia. 1561.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Ei du Lütte.

Bonnie wee thing,
Cannie wee thing . . .
Burns.

I.

Ei, du Lütte, Söte, Witte,*)
Ei, du Lütte, weerst du min!
Wull di hegen, wull di pflegen,
Schust min Schaz, min Demant fin!

Doh, ik fik di daer de Dgen
Bet int stille Hart hinin:
Döt ni sin kunn, Lütte, Witte,
Döt ni sin kunn, du weerst min!

All wat schön is, all wat smuck is,
Doh, ik seeg dat all darin!
Funn ik blot darin, du Lütte,
Of dat Beste: du weerst min!

Ei, du Lütte, Söte, Witte,
Ei, du Lütte, weerst du min!
Wull di pflegen, wull di hegen,
Schust min Schaz, min Demant fin!

II.

Doh, dat weern de blauen Dgen,
De mi dropen, deep un klar,
Ja, dat weern de blauen Dgen,
Nich de Wacken, nich dat Haar.

Nich de Lippen roth un ründlich,
Nich dat Lachen drum un dran,
Nich dat Wesen klof un kindlich:
Ne, de Dgen de'n mi't an.

Baben ut den blauen Heben
Lücht dat so mitfinner dal,
As vunn Heben keem mi't eben,
Ut din Dgen keem de Strahl!

III.

Ei, du Lütte, Söte, Witte —
Buten huf't de Wintermann.
Op de Ioren**) Twiegen sitt he,
Bun de Böm un Wüschel smitt he,
Wat vun Snee he faten kann.

Kloppt an unse blanken Schieben —
Doh, Herr Winter, lat dat sin!
Dat dat Drieben, lat dat blieben,
Schick uns bald in unse Schieben,
Schick uns bald de Wörjahrssünn!

Genmal much ik't noch beleben,
Dat de Summer wedder grün,
Un wi Weiden sehn na'n Heben,
Un wi funn em blid,***) un eben
As vör Jahren noch so schön!

*) Witt weiß, als Rosewort: lieb, z. B. Min witte Dien, mein liebes Mädchen.

**) Soor verdorrt.

***) Blid freundlich.

Niel, Febr.

Klaus Groth.

Das Häßliche und das Lächerliche.

Von M. Carriere.

1.

Es war ein Verdienst Weiße's, daß er eine Mahnung Friedrich Schlegels erfüllte und die Charakteristik des Häßlichen in die Aesthetik einführte, denn da gehörte es hin, wie die Untersuchung über das Wesen oder Unwesen des Bösen in der Ethik ihre Stelle hat; aber es war ein Fehler von Weiße, daß er das Häßliche nun nicht als den Gegensatz des Schönen, sondern als Erscheinungsform des Schönen, oder als ein Element und Moment im Entwicklungsproceß der Idee desselben nahm. So sagte er: „Das unmittelbare Dasein des Schönen ist die Häßlichkeit“, — als ob das unmittelbare Dasein des Guten, nicht die Unschuld, sondern die Bosheit wäre; dann hieß das Häßliche schon besser die auf den Kopf gestellte Schönheit. Ruge und Rosenkranz setzten das Häßliche in die Mitte zwischen das Erhabene und Komische und ließen eins in's andere umschlagen nach der dialektischen Schablone Hegels, während doch nicht die Tugend in das Laster umschlägt, wenn ein Mensch sündigt, vielmehr die Tugend immer Tugend bleibt.

Ich erklärte mich in meiner Aesthetik gegen diese Aufnahme des Häßlichen in das Schöne, forderte, daß man es als dessen Gegensatz auffasse, der darum möglich sein müsse, weil das Schöne wie das Gute immer ein Freies oder eine Gestaltung selbstkräftiger Lebenstriebe ist, und diesen ihrem Begriffe nach die Möglichkeit des Andersseins und Anderswollens offen steht, die sich als Verkümmern und Verkrüppeln oder als geiler Auswuchs und Ueberwucherung in Mißbildungen kundgibt. Ist das Schöne Harmonie, so ist das Häßliche Disharmonie, Zerstörung, Zerreißung des Einklangs und höhnischer Widerspruch gegen denselben. Aber wie das Böse durch den guten Willen, so kann das Häßliche durch die Kunst überwunden werden, wenn sie es nicht als das Rechte und Berechtigte, sondern als das Nichtseinsollende darstellt, indem es im ernstesten Kampf besiegt und zerstört, oder indem es lächerlich gemacht wird, auch indem es als Contrast des Edlen und Anmuthigen dies wider Willen hervorheben muß. Weiße erhob sich über die falsche Dialektik, aber sie spukt immer noch in den Köpfen Anderer. Selbst Loge hält nicht etwa den Unterschied, der sich in der Einheit aufhebt, sondern den Widerspruch oder das Häßliche für ein dem Schönen notwendiges Moment, und Schasler nennt es das Salz des Kunstschönen, indem er meint, daß ohne das Häßliche das Ideal abstract bleibe. Dann würde wohl das Ideal erst durch die Fragenhaftigkeit lebendig. Wie ungesalzen müßten uns dann die Melische Venus und die Sophokleische Antigone, Michel-Angelos Eva oder Delphische Sibylle, Raphaels Sestina oder Disputa, die lieblichsten Melodien Mozarts und die herrlichsten Lieder Goethes vorkommen, in denen doch gar nichts Häßliches ist! Ungesalzen sind sie doch nur im Sinne des Naturursprünglichen, wie die frische Butter, der frische Fisch im Unterschied vom gesalzenen, aber nicht im Sinne sader Geschmacklosigkeit.

Siebeck betrachtet mit mir das Häßliche als den conträren Gegensatz des Schönen; gleich diesem ist es ein Ergebnis nicht der empirischen, sondern der ästhetischen Auffassung der Dinge, und er knüpft es an die Apperception unter dem Bilde der Persönlichkeit; wo es uns mißlingt, etwas unter dasselbe einzuordnen, da mißfällt es uns; wo das Schöne uns anzieht, stößt uns das Häßliche zurück, und zwar lediglich seines Aussehens wegen; der Anblick des Schönen bewirkt Harmonie in der Anschauung, der wir uns hingeben; der des Häßlichen Disharmonie und weiter Zerrissenheit unsres Gemüthes. Das Häßliche ist das Widerspiel des Schönen, es bringt uns Merkmale entgegen, welche uns veranlassen, es nach Analogie des Eindruckes der erscheinenden Persönlichkeit zu apperzipiren, aber diese Apperception wird sofort von entgegengesetzten Merkmalen gestört, durchkreuzt, gebrochen; es ist also nicht bloß Abwesenheit der Schönheitsform, sondern ein beständiges Ansehen zum Hervor-

bringen derselben unmittelbar verbunden mit einem beständigen Vernichten.

Mit dieser trefflichen Erörterung scheint Konrad Hermann übereinzustimmen, wenn er („Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System“) als das Merkmal des Häßlichen, des uns Mißfallenden, einen innern Widerspruch oder eine Disharmonie seiner Beschaffenheiten angibt. Allein Hermann verirrt sich sofort, wenn er hinzufügt, daß gerade die wirksamsten und kraftvollsten Arten des Schönen an der Grenze des Häßlichen sich bewegen, und daß dasselbe für die Wirklichkeit des Schönen gerade ebenso nothwendig und unentbehrlich sei, als das Schlechte oder Böse für diejenige des Guten. „Gerade eben so,“ das heißt ebensowenig! Kann denn Niemand ohne zugleich zu freveln eine edle That thun? Findet sich wirklich die Ehre nur auf der Galeere, die Liebe nur im Vordell? Muß man denn schlecht sein, um Menschenwohl zu fördern? Ein Lump sein, um ein Held zu werden? Nicht die Wirklichkeit, sondern die Möglichkeit des Bösen ist nothwendig für die Verwirklichung des Guten. Wir preisen aber den, welcher der Lockung widersteht, und freuen uns jeder Erscheinung, deren Lebenstriebe sich nicht zur Mißgestalt verirren, und diese Normalgestalten sind schön, in ihnen erfüllt die freie Kraft das Gesetz der Bildung auf eigenthümliche Weise. Sie sind das Wahre, Rechte, Befriedigende; das wollen wir bereuigt haben, und da tritt die Kunst ein, um diese unsere Sehnsucht zu befriedigen. „Das Häßliche ist gleichsam bloß ein Schattenelement im Lichtgemälde des Schönen.“ Da fällt mir ein hübscher Vers ein:

Häßlichkeit entsetzt immer
Selbst das schönste Frauenzimmer.

„Wir nennen die Kunst ein specifisch Schönes eben darum, weil uns ihr bestimmte an sich vorhandene Widersprüche oder etwas bestimmtes specifisch Häßliches in seiner höheren Aufhebung oder Auflösung entgegengeführt wird. Die Aufgabe des Künstlers ist zuerst die, einen bestimmten Widerspruch oder eine Dissonanz zu entdecken und diese sodann in einer höheren Einheit zu versöhnen. Das Häßliche bildet insofern selbst einen integrierenden Bestandtheil des wahrhaften und wirklichen Schönen.“ Die Lüge ist demnach ein Bestandtheil der Wahrheit, das Laster der Tugend! Mein selbiger Freund Schwind spottete einmal: Errichten wir eine Akademie der häßlichen Künste! Da muß man also die Jugend verleiten, auf Dissonanzen Jagd zu machen. Sind denn der Parthenon und das Pantheon, der Dom zu Rheims, die Marcusbibliothek zu Venedig, der Palast Riccardi zu Florenz keine Kunstwerke, kein specifisch Schönes? Wo steckt denn bei ihnen das Häßliche? Wo in Goethes Iphigenie, in Tizians Meisterwerken, in Händels Messias, in Beethovens Emollsymphonie, im Zeus des Phidias oder in der Juno Ludovisi, in Schillers Ideal und Leben oder Glück? Wie ist das Häßliche als solches ein integrierender Bestandtheil des Schönen, aber es kann die Schönheit Cordelias um so einleuchtender werden, wenn ihr die Häßlichkeit Generis zur Folie dient, es kann der Ausdruck freudiger Glaubenszuversicht im Angesicht des Krüppels auf einem Teppich Rafiels um so ergreifender wirken, und wenn Richard III. oder Franz Moor nicht das Feld behaupten, sondern in's Gericht geführt werden, dem Selbstgericht des Bewusstseins erliegen, wenn also das Seinollende, die sittliche Weltordnung über sie triumphirt und durch den Untergang der Frevler verherrlicht wird, dann wird das Böse wie das Häßliche überwunden, dann wird es zum Mittel des Schönen gemacht.

2.

Jüngst hat ein Arzt, Ernst Hecker zu Görlitz, uns einen interessanten Beitrag zur Aesthetik geliefert. Er geht davon aus, daß man ebenso beim Komischen als in Folge des Kitzels lacht. Er untersucht das Lachen beim Kitzel, und findet, daß es hier weit entfernt, etwas Zufälliges oder angewöhnt Willkürliches zu sein, vielmehr auf einer weisen Vorsorge der Natur beruht, als Reflexbewegung eine bestimmte materielle Aufgabe erfüllt. Hautreize bewirken eine Verengerung der Blutgefäße

und dadurch eine Beschleunigung des Blutumlaufs. Das hängt ebenso wie die Vergrößerung der Pupille vom nervus sympathicus ab. Werden nun besonders die kleinen Arterien der weichen Hirnhaut verengt, so droht aus der plötzlichen Verminderung des Blutdrucks Gefahr für das Gehirn. Es sollen zur Zeit der Inquisition Leute zu Tode gekittelt worden sein. (Simplex Simplicissimus erzählt uns, daß seine Eltern am Lachen gestorben seien, als die bösen Soldaten des dreißigjährigen Kriegs sie festgebunden, ihnen die Fußknochen mit Salzlösung besprachen und Ziegen daran lecken gelassen.) Nun wirkt aber eine mehrfache Modification des Athmens solcher Gefahr des Wechsels im Blutdruck entgegen. Das Einathmen beschleunigt das Blut in den Venen nach dem Herzen hin; das Ausathmen erschwert den Abfluß des Venenbluts und fördert die Circulation in den Arterien. Das Lachen verächtelt die Stimmröhre, steigert den Expirationsdruck, und hemmt dadurch den Rückfluß des Bluts nach dem rechten Herzen; die Venen werden überfüllt. Gerade dadurch wirkt das Lachen der Verminderung des Blutdrucks im Gehirn durch den Kitzel entgegen, indem es mit seinen forcirten Athmungsbewegungen den Blutdruck steigert. Wie der Kitzel, so ist auch hier die Athmungsbewegung eine stoßweis wiederholte rhythmisch intermittirende. Der nervus sympathicus wird intermittierend gereizt, die Gehirngefäße werden in raschem Wechsel zusammengezogen und erweitert, und so haben wir Hemmung und Befreiung, Spannung und Lösung, und gleicher Weise liegt auch im Komischen immer etwas, das uns unangenehm berührt, und worauf doch ein Unangenehmes folgt, Widerspruch mißfällt, Uebereinstimmung gefällt. Das Lächerliche verlangt einen Kampf beider Gefühle; sie müssen mit einiger Plötzlichkeit aufeinanderstoßen, und da bei der Enge unseres Bewußtseins immer nur Eine Vorstellung als solche in ihm gegenwärtig ist, so müssen sie rasch mit einander wechseln. Wie zwei verschieden gefärbte Lichtstrahlen, welche denselben Punkt unserer Netzhaut treffen, die Empfindung des Glanzes erregen, so haben wir einen Wechsel von Eindrücken, der zu einer Empfindung verschmilzt. Das Komische als eine rhythmisch unterbrochene, aus Unangenehmem zum Angenehmem entbundene Gefühlsbewegung stimmt mit dem Kitzel überein; wir haben Berengung und Erweiterung der Blutgefäße, wir haben eine wiederholte freudige Ueberraschung, die durch ein entgegengesetztes unangenehmes Gefühl veranlaßt ward; es ist dieselbe Reizung des Sympathicus, und beidemale antwortet das Lachen auf unwillkürlich zweckmäßige Weise.

Die Ueberwindung des Häßlichen führt uns zu der Einsicht, daß wir neben dem einfach Schönen, dieser vollbrachten Lösung der Gegensätze, dieser verwirklichten Harmonie, dieser angeschauten Einheit im Unterschiede, auch ein andres haben, in welchem Gegensätze, Widersprüche als solche hervortreten und das Wohlgefallen vernichten würden, wenn sie nicht sich selber zerstörten und dadurch den Einklang und die Befriedigung herstellten, also ein werdendes Schönes in seinem Entwicklungsproceß, den aus dem ausgebrochenen Kampf der Gegensätze hervorwachsenden Frieden, die durch Schmerz vermittelte Lust. Wir werden in Spannung, Aufregung, ja in unangenehme Empfindungen, in Leidgedühle versetzt, aber wir nehmen sie gern in den Kauf, wenn der Preis die gesteigerte Lebensfreude des errungenen Siegs, des aus der Verwicklung und dem Conflict entbundenen Zusammenklangs ist. Dies werdende Schöne haben wir im Tragischen, Komischen, Humoristischen; das ist die Stellung, die ich diesen Formen in meiner Aesthetik gegeben habe. Ich fragte mich: Wie kann uns doch der Widerspruch, die Verkehrtheit, die Thorheit, selbst die Schlechtigkeit ergötzen, statt daß sie unsern Verstand beunruhigen, ja quälen, unser Mitleid oder unsre Entrüstung und moralische Verwerfung hervorrufen, wie das doch gewöhnlich der Fall ist; wie kann uns erheitern, was sonst uns ärgert oder betrübt? Ich antwortete: Dann, wenn sich das Alles sich selber vor unsern Augen auflöst, wenn der Unverstand gerade dadurch, daß er sich für klug ausgibt, sich in seiner Thorheit enthüllt, wenn das Verkehrte sich verkehrt, das Schlechte sich zerstört, und so der Druck alsbald von uns genommen wird, so daß

wir erleichtert aufathmen. In allem Lächerlichen ist immer etwas, das uns verblüfft, hohlt, stutzig macht, etwas Seltsames, Widersprechendes, das, wenn es bestünde, uns keineswegs ergötzen würde; wenn aber das Zweckwidrige nun sich aufhebt, der Widerspruch sich zerbricht und dadurch die Wirklichkeit und Wahrheit des Zweckmäßigen, Harmonischen erweist, dann freuen wir uns dieser Wirklichkeit und unseres Bestehens in ihr. Straßenraub, Lüge, Ehebruchsgelüste sind an sich nicht komisch, sondern unsittlich; wenn wir aber sehen, wie der Prinz Heinz von vornherein entschlossen ist, dem Falstaff die Beute wieder abzugeben und den Kaufleuten zurückzuerstatten, wie Falstaff sich im Gewebe seiner Lügen verstrickt, wie die lustigen Weiber statt ihm zu Willen zu sein, ihn mit alter Wäsche in einen Korb packen und in die Themse werfen, wenn so das Häßliche unschädlich gemacht wird, dann lachen wir. Wenn Kiblin das Komische eine Entstellung oder ein Vergehen von nicht trauriger Art nennt, so ist eine Scharte in einem Messer oder die Bornirtheit doch nicht lächerlich; die letztere wird es, wenn sie sich klug stellt und dadurch bloßstellt. Wenn die fromme Einfalt falsche Reliquien verehrt, so ist das nicht komisch. Aber ein Naturforscher bemerkt vor den Köpfen der heiligen drei Könige im Dom zu Köln leise zu seinem Nachbar: Aber es sind ja Kindsköpfe. Ein Eiferer hört das und fährt ihn an: Nun dann sind's eben die Köpfe der heiligen drei Könige, wie sie noch Kinder waren! Jetzt ist das Lächerliche da.

Ruge nannte das Komische einen Geistesblitz der Befinnung, Erheiterung im getrübteten Bewußtsein. Zeising in seinen vortrefflichen ästhetischen Forschungen spricht von einem Mißgefühl von Verwunderung und Behagen, das sich naturgemäß einstellt, wenn wir einen gegen uns anrückenden Feind plötzlich sich selbst aufreißend sehen, und vergleicht die Selbstzerstörung im Gegenstand, der uns hohlt oder imponiren wollte, jenen beiden sich selbst auffressenden Löwen, die nichts übrig lassen als die Schwänze. Er verweist auf den subjectiven Vorgang des Lachens. Wir öffnen den Mund wie vor Staunen, zeigen aber auch etwas die Zähne wie zur Abwehr, ziehn uns zurück und halten den Athem an, aber das Alles nur für einen Augenblick der Spannung; durch die angeschaute Auflösung des Widerspruchs folgt auch zugleich die Erlösung für uns, in der Erschütterung des Zwerchfells schütteln wir den Druck ab, der auf uns lasten wollte, und in dem raschbeschleunigten Athmen sprudelt die Lebenskraft und Lebenslust der unnöthiger Weise beengten Brust um so freier hervor.

Ohne Zeising's oder meiner zu gedenken, sagt Siebeck vom Komischen ganz richtig: daß die Harmonie hier nicht in der bleibenden Erscheinung gegeben ist, sondern daß die Erscheinung, welche den komischen Contrast darstellt, selbst erst zergehen, sich aufgeben muß, um dem Betrachter das Gefühl der Harmonie zurückzugeben. Vorher sieht Siebeck das Komische darin, daß das Große und das Kleine ihr Verhältniß illusorisch als das Umgekehrte erscheinen lassen. Wenn das Kleine dem Großen sich einordnet und unterwirft, entsteht Ordnung und Wohlgefallen; wenn das Kleine sich verfehlständigt und der Ordnung widerstrebt, entsteht Unordnung und Mißfallen. Wenn ein stattlich einhererschreitender Mensch über ein Steinchen stolpert und fällt, so soll das Kleine momentan als mächtig erscheinen; wenn der Mann wieder aufsteht, bleibt aber das Steinchen unbedeutend wie zuvor; ein Großes kam an ihm zu Fall, aber es kann doch auf die Dauer das Große nicht klein machen; trotz seines scheinbaren Erfolgs gilt es nach dem Schein der Größe erst recht für klein und der Mensch im Verhältniß zu ihm für erhaben. Aber wir erinnern uns doch daran, daß er gefallen war. So werden unsere Vorstellungen wie ein Gummiball hin und her geschmettelt, und das beständige Umschlagen aus einer Illusion in die andere soll das Lachen sein. Ist da nicht dem Steinchen gar zu viel Raum gewährt? Denken wir an das Steinchen, oder ist es vielmehr die Gravität, das übermäßige Selbstgefühl des stolz einhererschreitenden, das es für zu gering hielt auf den Weg zu achten, das uns imponiren wollte, und nun plötzlich seiner Einfälligkeit inne werden muß, was uns ergötzt? Wir werfen unsere Vorstellungen gar nicht hin und her zwischen dem Mann und

dem Steinchen, dem Steinchen und dem Mann, es genügt die eine Spannung und Lösung, der eine Choc und sein Zerstreuen und die dadurch erregte freudige Ueberraschung, um den kräftigen Anstoß zu geben, der dann in mehreren Wellenschlägen fortwirkt.

Siebeck hat gleich wie Konrad Hermann sich verleiten lassen nach Jean Paul und Bischer das Erhabene und das Komische zusammenzustellen; der Gegensatz des Komischen ist das Tragische, der des Erhabenen das Niedliche, Zierliche, wo uns auch im Kleinen die gefällige Form anzieht, die das Endliche uns werthvoll macht. In beiden, im Erhabenen und Lächerlichen, soll uns nach Hermann ein ungelöster schroffer und schneidender Contrast oder Widerspruch zweier verschiedener Seiten entgegentreten, „und zwar bei dem Erhabenen ein solcher, welcher auf dem Verhältnisse oder der Vergleichung eines in seiner Ausdehnung Uebermäßigen und gleichsam schlechtthin Großen, in dem Lächerlichen dagegen ein solcher, welcher auf demjenigen eines in demselben Sinne gleichsam Uebermäßigen oder schlechtthin Kleinen zu den ganzen übrigen gewöhnlichen oder normalen Maßen der Dinge des Lebens beruht“. Der Gedanke ist hier des Stils und Ausdrucks würdig. Was übermäßig groß erscheint, mag man erhaben nennen, aber das im Vergleich mit andern Große, in sich formal Harmonische ist kein ungelöster Contrast, und ebensowenig ist das im Vergleich mit andern besonders Kleine, eine Stecknadel neben einem Kirchturm oder dem Menschen, lächerlich. Auch sind die Lächerlichkeiten bei Aristophanes und Rabelais ebenso wie Falstaff eher kolossal als klein. Das Erhabene müßte dann als Gegensatz des Lächerlichen wohl weinerlich sein. Allerdings hat Napoleon gesagt: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Allein das gilt nicht vom wahrhaft Erhabenen; ich sehe den Schritt zum Lächerlichen nicht beim Montblanc und nicht beim Weltmeer oder Sternenhimmel, so wenig wie beim Tempel zu Pästum oder bei Beethovens Trauermarsch, bei Moses, Karl dem Großen oder dem ersten Napoleon selbst. Aber was sich erhaben stellt und es nicht ist, was den Schein der Erhabenheit vornimmt, das ist in Gefahr seine Rolle nicht durchführen zu können und dadurch dem, welchen es einen Augenblick imponirend verblüfft, nun komisch und belustigend zu werden. Wenn der Esel die Löwenhaut umthut und nun zum Ueberfluß auch durch Brüllen die Thiere erschrecken will, dabei aber sein Ja schreit, dann verräth er sich selbst und wird lächerlich gerade wie der Bürgermeister von Sardam, der, während er in die ihm gelegte Schlinge geht, selbstgefällig singt: Denn ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht! Der ist recht lächerlich, welcher durch die Unzweckmäßigkeit der Mittel, die er ganz schlau gewählt zu haben meint, sich selber um den Erfolg betrügt, der also nicht bloß von Andern, sondern von sich selbst gefoppt wird. Das hätten die beiden Aesthetiker von J. L. Klein lernen können. Wohlgemuth, gut gelaunt, selbstgefällig tritt nach ihm der Held der Komödie auf, und diese Selbstgefälligkeit ist seine Hybris, sein Uebermuth und bringt jene Vorherbestimmung zu Lächerlichkeiten mit sich, welche der geniale Geschichtschreiber des Dramas das naturwüchsig Komische, das Komische vom Duell und Sprudel nennt. Der Genarrte läuft in's Netz zufolge seiner wunderlichen Eigenheit und seines Gelüstens auf's Gefopptwerden. Der Esel, dem's zu wohl ist, geht auf's Eis. Hochmuth kommt vor dem Fall; bricht er Hals und Beine, so ist's tragisch, zerreißt er bloß die Hosen, so ist's komisch.

Uebrigens gebe ich gern zu, daß das rechte Schlagwort für das Lächerliche, das die Sache mit einemmal und unwidersprechlich klar macht, noch nicht gefunden ist. Daß der Humor endlich nicht bloß eine Art des Komischen, sondern seine Verwebung mit dem Tragischen, eine Verquickung des Nührenden und Lächerlichen, das Sineinanderspielen der Doppelseitigkeit alles Lebens sei, das haben vor etwa 20 Jahren Lazarus in einer vortrefflichen Abhandlung zur Geschichte der Seele, Zeising in seinen ästhetischen Forschungen so überzeugend dargethan, daß es wunderbarlich ist, immer jenen alten Irrthum wieder aufgewärmt zu sehen. Zeising erwähnte dabei, daß auch ich das Richtige schon gelegentlich ausgesprochen; es war vor dem Erscheinen meiner Aesthetik, die sich dann ihm und Lazarus anschloß. Nach Siebeck

soll der Humor im scheinbaren Niederwerfen aller sonst für ewig unveränderlich gehaltenen Distanzen sein Wesen haben, — damit also auch hier das Größenverhältniß wieder zur Geltung kommt. Ich glaube nicht, daß mit diesem Satz der Humor erklärt ist. Wann wird man in der Aesthetik das Errungene achten und verwertben lernen, statt neuen Einfällen nachzujagen, die gar oft hinfällig sind?

Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters.

Von H. G. G.

Schon vor dem Fall der Concessionschranke hatten es prophetische Gemüther vorausgesagt, daß mit der Wegnahme des staatlichen Gängelbandes das deutsche Theater sinken werde; in welchen Abgrund — darüber war man noch nicht ganz im Reinen. Wenige Jahre sind seither vergangen und das Kind der Museu entwickelte sich so überraschend schnell, daß die Vorfichtigen heute klagen rufen: Der Knabe Karl fängt an seiner germanischen Amme fürchterlich zu werden! Um jeden Schaden abzuwenden ruft man nach der Staatshilfe und verfällt bei allem Wohlwollen auf Rettungswege, welche dem in voller Entwicklung begriffenen Theater eher zum Schaden als zum Nutzen gereichen müssen.

Wer darüber im Klaren ist, welche hervorragende Stelle der Kunst im Staate gebührt, der wird auch die Theaterfrage mit Interesse verfolgen und vor Allem zu ergründen suchen, ob das sogenannte „gewerbliche Treiben“ nach den bisher gemachten Erfahrungen das Theater und die Nation schädigte.

Da fällt uns denn vor Allem die Thatsache in's Auge, daß unser Theater sich nach dem Fall der Concessionschranke wesentlich ausgebreitet hat.

Ist das ein Fehler? — Ich denke, wer die Liebe zur Kunst im Volke wecken will, muß die Kunst verbreiten. Auch hier gilt das Sprüchwort, „der Appetit kommt mit dem Essen“. Wer sich einmal an den Besuch des Theaters gewöhnte, der wird demselben nur schwer entfremdet.

Eine weitere und ungleich wichtigere Frage aber ist die: Sien die neuerstandenen Theater Gutes oder Böses aus?

Ein Blick auf das Repertoire der Berliner Volkstheater zeigt uns, daß die meisten derselben sich redlich von den Stücken nähren, welche in den letzten Jahrzehnten die Cassenmagnete verschiedener Hoftheater bildeten und die heute von den vornehmeren Bühnen als „altbacken“ verschmäht werden. Was die Novitäten betrifft, so kann es ja nicht geleugnet werden, daß zuweilen das tragische Geschick eines Stroussberg oder gar ein vielgelesener Roman in recht böser dramatischer Bearbeitung dem Publicum vorgeführt wird; allein hier ist der ästhetische Schaden erheblich, nicht der sittliche.

Auf der andern Seite fällt das Gute, welches die Volkstheater verbreiten, sehr gewichtig in die Waagschale. Heimische Dichter, welche ihre Werke von der Hofbühne ausgeschlossen sehen, kann man heute nicht mehr zum Schweigen verdammen. Die Privattheater bringen Alles zur Aufführung, was ihnen gut erscheint und zeigen zumeist ein waderes Streben. Goethes „Stella“, Dahns „König Roderich“, Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ und Björnsons „Fällissement“ haben die Berliner in der Neuzeit nicht am Hoftheater, sondern an den sogenannten Volkstheatern gesehen. Sehr erheblich ist aber der moralische Gewinn, welchen diese neuen Theater brachten, denn wir sehen, daß beispielsweise in Berlin, in jedem Stadttheil, in welchem sich ein Theater erhebt, die Zahl der Chantants schwindet. Ferner ist es eine Thatsache, daß seit der Zeit, da die Zahl der Theater sich vermehrt hat, der Besuch der berühmtesten Ballocale bedeutend in der Abnahme begriffen ist.

Bei alledem können ästhetisch zart besaitete Naturen den Horror vor dem „gewerblichen Treiben“ des Theaters nicht verwinden. — „Das gewerbliche Treiben!“ Wer dies Lamento hört,

sollte glauben, die Directoren der guten alten Zeit hätten bei der Verleihung der Theaterconcession auf alle Einnahmen Verzicht geleistet und nur den heiligsten Kunstinteressen gebient. Allein seit den Zeiten der Meuberin und Döbbelins bis auf die Tage, da man die Geh. Commissionsräthe Woltersdorff und Cers mit einer Concession belehnte, zeigten die Bühnenleiter die ausgesprochene Absicht, in erster Linie gute Einnahmen zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, gaben sie mit Vorliebe Stücke, welche dem Publicum gefielen.

Und die Hoftheater? — Die machten doch sicher eine glänzende Ausnahme von der Regel!

Es wäre ein bitteres Unrecht, wollte man die künstlerische Mission verkennen, welche diese zum Theil erfüllt haben, allein daß auch die besten unter ihnen den Einnahmen von jeher Bedeutung beilegte, das geht schon aus der historischen Thatsache hervor, daß man den heiligen Herd der Classik, das Hoftheater in Weimar, einst dem Hund des Aubry preisgab. Wenn ferner die Direction eines Hoftheaters die einmal erworbenen Stücke eines echten deutschen Dichters Jahrzehnte lang unbenuzt im Archiv verschlossen hält, und es bittet der Leiter eines Stadttheaters, man möge ihm um der Hinterbliebenen des Dichters und des Publicums willen gestatten, die bestaubten Werke wieder aufzuführen, und das bevorzugte Kunstinstitut besteht auf seinem Schein, so stoßen wir auch hier auf ein Stück gewerbliches Treiben.

Die Zeiten sind dahin, wo noch ein kunstförmiger Hof sich zu seinem Vergnügen eine Hofbühne einrichtete, bei deren Auführungen man das bürgerliche Element duldete, aber nicht auf seine Unterstützung rechnete. Derartige Hofbühnen trugen selbstverständlich auch wenig zur Vereblung der Massen bei, da ihre Stimme nicht bis dahin reichte. Heute ist jedes Theater auf die Einnahmen angewiesen und es erscheint als eine berechnete Eigenthümlichkeit des Publicums, daß dieses nur die Bekanntheit solcher Stücke machen will, von denen es sich einen Genuß verspricht. Wenn also wohlmeinende Stimmen laut werden, welche eine Reform des Theaters fordern, weil seit der Freigebung des Theatersgewerbes die Hofbühnen für sich allein nicht mehr im Stande seien, die höheren Interessen der dramatischen Kunst gegen das Uebervuchern des bloß gewerblichen Treibens zu wahren, so ist das allem Anschein nach dahin zu verstehen, daß auch jene dramatischen Felsen, unter der Hochfluth einer materiellen Zeitströmung zerbröckelnd, auf das Niveau des Theatergewerbes herabsinken.

Wollten wir vorerst den Theaterpessimisten zustimmen und an eine Untergrabung der reinen Kunstinteressen glauben, so fragt es sich, welche Mittel schlägt man vor, um den Verfall der deutschen Bühne abzuwenden.

Im Wesentlichen kommen folgende Vorschläge zu Tage: Der Staat soll die Hoftheater in Staatsinstitute umwandeln und dieselben der Verwaltung der Regierung unterstellen. Ferner sollen die Stadtgemeinden gute Stadttheater aus communalen Mitteln gründen und pflegen, und auch diese städtischen Institute soll der Staat nach Bedürfniß subventioniren und — mitverwalten oder zum Wenigsten controliren. Zur Hebung des Schauspielersstandes endlich verlangt man staatliche Theaterakademien.

Im Grunde soll also das Theater aus dem gewerblichen Treiben herausgerissen und ganz in die Vaterarme des Staates gelegt werden. Mag nun Jemand in der Kunst die idealsten Ziele erstreben wollen, so wird er sich doch nicht verhehlen können, daß man bei jeder praktischen Theaterreform den realen Verhältnissen in erster Reihe Rechnung tragen muß. „Der Mensch kann Alles was er will“, sagen resolute Väter zu ihren Söhnen. Nach einer Pause des Athemholens sehen sie jedoch sanfter hinzu: „Alein, er darf nur das Mögliche wollen“. Ein Gleiches gilt vom Staatsleben. Die Bürger eines großen Gemeinwesens müssen Ziele anstreben, welche erreichbar sind und nicht solche, die uns begehrenswert erscheinen, die aber vor der Hand unerreicher sind.

Schon um der materiellen Lage willen würde der Versuch, dem Theater einen staatlichen Charakter zu verleihen, mit einem kläglichen Fiasco enden. Wir Alle wissen, daß die enorme Mili-

läßt und der kostspielige Verwaltungsapparat die Steuerkraft unseres Volkes sehr hart anspannen. Unter diesem Druck vermögen wir weder dem System der unentgeltlichen Schule Bahn zu brechen, noch besitzen wir die Mittel, jene tiefe Klust auszufüllen, welche für den größten Theil unserer Jugend zwischen der Elementarschule und den höheren Bildungsanstalten liegt. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß das Theater nicht die Wurzel, sondern vielmehr eine der Blüten der Volksbildung vorstellt, so ergibt sich von selber, daß der Staat nicht eher an die Uebernahme der Theater denken kann, als bis er in ausgiebigster Weise für das Unterrichtsweesen Sorge getragen hat.

Was die Stadttheater betrifft, so käme der Staat in arge Verlegenheit, sollte er einen Modus finden, nach welchem er seine Ansprüche betreffs der Errichtung und Pflege solcher Theater, sowie seine Bewilligung behufs Unterstützung derselben regelte. Es ist bekannt, daß die Industrie eine ungeheure volkswirtschaftliche Umwälzung hervorgebracht hat. Wir haben Städte in Rheinland und Westfalen, die gleich Pilzen aus der Erde geschossen sind. Nach der Einwohnerzahl zu urtheilen, müßten diese Städte große und gute Theater erhalten. Blicken wir aber auf den Communalsteuerzettel der Bürger, so sehen wir, daß diese, nur um die aller-nothwendigsten Bedürfnisse der Gemeinde zu decken, eine dreimal und viermal so hohe Communalsteuer als Staatssteuer zahlen. Wollte nun der Staat in Anbetracht der hohen Einwohnerzahl solchen Plätzen zu einem guten Theater verhelfen, so müßte er recht tief in den Säckel für Subventionen greifen. Will der Staat ein Theatergesetz erlassen, so muß er eine feste Norm für die Subventionen aufstellen, und da man sich dann gerechterweise nur an die Zahl der Einwohner zu halten hätte, so könnte es geschehen, daß eine kleine aber mit dem Theater eng verwachsene Stadt, wie Wiesbaden, ganz leer ausginge.

Verwandeln wir aber die preussischen Hoftheater in Staatsinstitute, so fällt nach Beseitigung der Particularstaaten dem deutschen Reiche die Pflicht zu, auch die übrigen Hoftheater auf den Bühnenetat zu übernehmen, und wir dürften dann nach dem idyllischen Altenburg pilgern um zu sehen, wie ein staatliches Musterinstitut dem christlichen Wahlspruch gemäß handelt, der da lautet: Wo Eurer zwei oder drei beisammen sind, da will ich mitten unter Euch sein.

So lange die Particularstaaten fortbestehen, geht es den Residenztheatern, Dank der Munificenz und Kunstliebe einzelner Fürsten, ganz vortreflich, und es ist immer noch Zeit die Frage zu erwägen, ob diese Bühnen vom Staate ihrem Schicksale preisgegeben oder auf Reichsunkosten weitergeführt werden sollen, sobald die Einheitsidee verwirklicht ist. Will Preußen heute schon mit der Umwandlung seiner Hoftheater in Staatstheater beginnen, so hat es für die fünf Bühnen einen ganz gewaltigen Verwaltungsapparat zu schaffen. Es dürfte sich dann eher empfehlen, an Stelle des hiesigen Hoftheaters ein staatliches Musterinstitut zu gründen, dem die reichsten Mittel zu Gebote stünden, und das in der Zeit, da die Deutschen in Wahrheit eine Nation sind, zum Angelpunkt für das Nationaltheater würde. Die drei übrigen Hofbühnen könnte man heute schon recht gut der Sorge ihrer Stadtgemeinden überlassen.

Abgesehen davon, daß wir zu einer allgemeinen staatlichen Organisation des Theaters weder die materiellen Mittel noch die geeigneten Capacitäten für die Verwaltung zur Hand haben, bleibt noch ein ungleich wichtigerer Punkt zur Erwägung übrig.

Die Bühne ist der offene Markt des dramatischen Dichters, sie bildet den breiten Verbindungsanal, durch welchen er seine Ideen dem Volke zuführt. Die Bühne erweckt Liebe zur Freiheit so gut wie poetische Empfindungen. Machen wir das deutsche Theater nun zu einem Staatsinstitut, so geben wir dasselbe in die Hand der Regierung. Der Bürger schmeichelt sich in diesem Falle mit der Hoffnung, daß ihm die Regierung Garantie leiste für ein gutes Theater — wer aber leistet ihm Gewähr für eine gute Regierung?

Nehmen wir einen Fall an, der in monarchischen Staaten nicht allzu selten vorkommt — ein Gewaltmensch an der Spitze der Regierung wolle das Theater vor jedem freiheitlichen Hauch

verschließen und dasselbe zum Lobredner seiner Person machen, so kostete es ihm beim Staatstheater nur einen einzigen Wink und die Bühne gewährte dem Staatsbürger nicht mehr die Schiller'sche Gedankenfreiheit.

Schon um dieser einen Rücksicht willen ist der Gedanke an eine uniforme Verwaltung aller Theater durch die Regierung verwerflich. Es sind Zeitströmungen denkbar, in denen das deutsche Theater in der Hand eines verblendeten Regierungsmannes verderblicher wirken könnte als eine von der Regierung inspirirte Reptilienpresse. Die Hoftheater richten in dieser Beziehung weniger Schaden an, weil sie sich gegenwärtig schon in der Minorität befinden und weil ihre fürstlichen Herren nicht alle gleichen Sinnes sind.

In jeder Stadt entspringt die Bühne dem geistigen Bedürfniß seiner Bewohner und es wäre vergebliche Liebesmüß, wollte der Staat an einem Orte ein Theater erhalten, dessen Bewohner indifferent sind gegen das Schöne. Wünscht eine begüterte Minorität an solchen Plätzen, wo der Kunstgenuß kein Bedürfniß der Masse ist, im Winter Theatervorstellungen, so kann diese — wie es in Westfalen oft geschieht — sich mit Nachbarstädten in Verbindung setzen und mit diesen gemeinschaftlich eine Schauspielergesellschaft engagiren, deren Existenz durch ein ausreichendes Abonnement gesichert wird. Die Theatercomités behalten sich in solchen Fällen das Recht vor, die Wahl des Repertoires zu controliren und das Gute von dem Verwerflichen zu sondern. Städte, welche ein großes Theater besitzen, haben es ja auch in ihrer Macht sich einen Einfluß auf die Wahl des Repertoires zu sichern. Freilich kann dieser Einfluß, falls die Bühnenleitung eine tüchtige ist, recht gut wegfallen.

Einem großen Staatswesen wird es vollkommen unmöglich sein, die Freude an der Kunst in gleichem Maße zu verbreiten, wie etwa den Segen des Unterrichts. Die Theater sind nur das Resultat von Bildung und Wohlstand, und somit werden dieselben nur in solchen Städten zur Blüthe kommen, in welchen diese natürlichen Vorbedingungen vorhanden sind. Wollte der Staat die Kunstpflanze auf sterilem Boden anbauen, so wäre das ein ebenso kostspieliges als unnützes Experiment. In Städten aber, deren Bürger erleuchtet und veredelt genug sind, um der dramatischen Kunst Geschmack abzugewinnen, wird das Theater ganz von selber emporwachsen.

Der Staat kann also dem Theater keinen größeren Vorschub leisten, als wenn er nach Kräften für eine gedeihliche geistige und wirtschaftliche Entwicklung seiner Bürger sorgt und nach allen Kräften dem System der Selbstverwaltung Vorschub leistet. Dieser letzte Umstand kommt wesentlich in Betracht, denn Städte, aus deren Bürgerschaft einsichtsvolle Verwaltungsorgane hervorgehen, werden allen Bildungsbestrebungen, mithin auch dem Theater, ihre volle Aufmerksamkeit widmen.

Ein Nationaltheater werden wir mit Gewißheit erhalten, sobald Deutschland den vollen Einheitsstaat durchgeführt hat. Will Preußen ein Musterinstitut gründen, so ist das recht gut und schön, allein Eines ist gewiß, daß Musterinstitute viel Geld und Capacitäten verbrauchen. Vor Allem bedürfen wir aber hierzu des nationalen Dramas und hier liegt der Punkt, an welchem der Staat entschieden die Hebel zur Förderung des deutschen Theaters ansetzen müßte. Wir bedürfen entschieden der Ermunterung auf dem Gebiete der dramatischen Production.

Das Theater ist ein Geschöpf des dramatischen Dichters, mit ihm steigt und fällt dasselbe. Ein von Laube, Dingelstedt und dem Herzog von Meiningen geleitetes Staatstheater würde nur einem guten Gebiß gleichen, das nichts zu fassen hat, wenn der deutsche Geist auf dem dramatischen Gebiete zu produciren aufhört. Von der Speise hängt es in erster Linie ab, ob dem Magen des Volkes gesunde Nahrung zugeführt wird, die Bauwerkzeuge kommen erst später in Betracht.

Blicken wir auf jene classische Literaturperiode zurück, da uns in Deutschland zuerst das Verständniß für Shakespeare aufging, auf jene Zeit, da strahlende Sterne wie Lessing, Goethe und Schiller durch den Glanz ihrer Werke unsere Schaubühne

wie mit goldenem Licht überströmten, so müssen wir gestehen, daß der Theaterbesucher in jenen Tagen die berauschende Empfindung eines Mannes hatte, der den Anblick eines Sonnenaufgangs genießt. Vergleichen wir jene Zeit mit der Gegenwart, so mag uns die heutige Bühnenliteratur ärmlich erscheinen. Das erklärt sich durch die Zeitströmung. Dichter wachsen eben nicht aus dem flachen Boden heraus wie die Fichten aus der märkischen Ebene, sie werden vielmehr emporgeworfen durch die Wogen der Zeit. In den Tagen, da ein in der Erniedrigung und dem politischen Glend schmachtendes Culturvolk nach Erlösung und Freiheit ringt, werden ihm Freiheitskämpfer erstehen, und wenn es sich durch Kampf und Sieg Wohlergehen und Ruhe erkauft hat, werden spätere Dichter wahrscheinlich heitere, graziose und jedenfalls auch leichtere Kunstgebilde schaffen, die eher die Oberfläche unseres Daseins schmücken, als das geistige Leben vertiefen.

Wäre es nun nicht albern, wenn ein Volk, dem die Dichter vom Schlage des Aeschylos, des Sophokles und Euripides ausgegangen sind, sich verächtlich von den Lieblingen der Grazien abwenden wollte, selbst wenn diese von so ungezogenem Schlage wären, wie Aristophanes?

Und doch wählen wir Deutsche zur Ermunterung der dramatischen Production eine ähnliche Tactik. Wir haben einen Ermuthigungspreis und das ist der Schillerpreis. In den Jahren nun, da keine Werke von classischer Bedeutung zu Tage kommen, lassen wir die befruchtenden 3000 Mark ruhig liegen. Den Manen Schillers mag damit ein großes Opfer gebracht werden — dem Theater gar keins.

Wollen wir die dramatische Dichtkunst pflegen, so müssen wir die Dichter auszeichnen, welche in ihrem Genre das Beste und Edelste leisten, und wenn kein Werk vom Schlage des Don Carlos da ist, so kröne man eines vom Schlage des „Mein Leopold“.

Durch die Preisaustheilung wird freilich kein Dichter in's Leben gerufen, aber die Dichter, welche unser Volk hervorbringt, werden zum Wenigsten zu angestrebter Wirksamkeit für die Bühne befeuert. Oder besitzen wir vielleicht keine Dichter, die auf dem dramatischen Felde einen vielversprechenden Anlauf nahmen und sich dann enttäuscht davon abwendeten?

In Frankreich haben Preise und Auszeichnungen eine gute Wirkung geübt. Durch die Anregung, welche der Staat gibt, wird besser producirt und von den dramatischen Werken hängt das Theater ab. Der Staat mag auf seine Kosten so viele Theater bauen, erhalten und controliren als er Lust hat, wenn es ihm dabei nicht gelingt, gute Stücke zur Aufführung zu bringen, so spielen seine Bühnen vor leeren Bänken und das Publicum wendet sich dem Ballet und Chantant zu.

Tragen wir vor Allem Sorge dafür, daß durch das Mittel des Unterrichts eine Generation herangebildet werde, welche Verständnis und Liebe für das wahrhaft Schöne, Edle und Erhabene zeigt, so wird diese das Gemeine im Theater ganz von selber von sich abweisen.

Ein bedeutender Factor des Familien- und Staatslebens ist besser dazu berufen, einer Corruptur des guten Geschmacks durch das Theater entgegenzutreten als die Polizei, und das ist die Presse. Die Presse kann viel dazu beitragen, durch eine wohlwollende und scharfsichtige Kritik unser politisches Leben gesund zu erhalten, und sie hat es noch viel mehr in ihrer Hand, das Unwürdige und Verderbliche in der Kunst abzuweisen. Besitzen wir eine für die öffentliche Moral und das Gemeindewohl besorgte Presse, so wird die Hand eines gewissenlosen Dichters wenig Verderbliches auszustreuen vermögen.

Auch zur Hebung der Schauspielkunst soll endlich der Staat die Hebel ansetzen und zwar vor Allem durch die Gründung einer Theaterakademie, an welcher man solchen jungen Leuten, die sich zum Schauspieler berufen fühlen, die nöthige Vorbildung geben will.

Wir scheint, auch dieser Vorschlag führt zu nichts.

Bergeffen wir vor Allem nicht, daß der Schauspieler in seiner Kunst nicht selbstständig wirkt, wie etwa der Maler, der Bildhauer, der Dichter oder der Redner, sondern daß derselbe

sich nur als Glied einem bestehenden Organismus einfügt. Unsere Vorfahren trafen den Nagel auf den Kopf, als sie für den Begriff Schauspielergesellschaft die Bezeichnung „Truppe“ wählten. Der Schauspieler ist nur ein Werkzeug im großen Apparat des Theaters und sein Exercirplatz bleibt naturgemäß die Bühne.

Will man einen angehenden Schauspieler auf der Hochschule für die dramatische Kunst vorbilden, so kann man demselben wenig mehr mitgeben als allgemeine Regeln, welche sich auf äußere Formen und correcte Sprache beziehen. Ein Lehrer, der es unternehmen wollte, eine junge Person für ein bestimmtes Fach heranzubilden, würde etwa so handeln, wie der alte Theaterdirector Cers, welcher dem Komiker Beckmann einen jungen Burtschen mit den Worten vorstellte: „Lieber Beckmann, hier bring' ich Ihnen einen jungen Mann aus guter Familie, der Komiker lernen will; bitte, geben Sie ihm komische Stunden. Der Kostenpunkt spielt keine Rolle!“

Die Lehrer einer Theaterakademie können einen jungen Menschen Jahre lang Schiller'sche Verse recitiren lassen, ohne daß es ihnen gelingen dürfte, auszufinden, ob derselbe mehr ist als ein tönend' Erz und eine klingende Schelle. Ist es schon schwer zu ergründen, ob ein angehender Schauspieler überhaupt Darstellungsgabe besitzt, so ist es noch ungleich schwieriger zu erforschen, für welche Rollengattung sich seine Befähigung vorzugsweise verwenden läßt. Es ist zur Genüge bekannt, daß manche Sterne der Schauspielkunst im Liebhaberjuch verhöhnt wurden, während sie sich in ernsten oder komischen Charakterrollen bald zu einer ungeahnten Höhe emporzuschwangen.

Nach diesen Erfahrungen ist es klar, daß die Theaterakademie manchen Schüler als vollkommen talentlos bezeichnen, oder mit einem schlechten Zeugniß entlassen würde, in dem vielleicht ein vortrefflicher Gattungsschauspieler steckt. Die Hochschule müßte schon aus dem Grunde häufig fehl gehen, weil sie — wie das ja bei allen dahinzuliebenden Vorschlägen klar zu Tage trat — das größte Gewicht auf die Schulweisheit legen würde. Beim Schauspieler kommen jedoch Temperament, Nerven und äußere Mittel in der Regel mehr in Betracht als vieles Wissen.

Es ist ferner mit Sicherheit anzunehmen, daß wenn wir junge Damen, die sich der Bühne widmen wollen, erst durch die Classen einer Akademie senden, wir nicht nur den Bestand der frischen Jugend bedeutend reduciren, sondern auch unsere Schaubühne eines wichtigen Elements berauben, und das ist die Naivetät. So mancher Backfisch kommt zur Bühne, der uns von vornherein durch ein undefinirbares Etwas entzückt, welches wir kurzweg als naiv bezeichnen. Das junge Geschöpf hat so wenig das Bewußtsein davon, welcher Quelle diese Erscheinung entspringt, als die Kose es wissen kann, warum sie duftet. Wollte man diese eigenartige schauspielerische Fähigkeit analysiren und künstlich zu entwickeln suchen, so würde die erwachende Erkenntniß diesen Abglanz aus dem Paradies der Jugend für immer zerstören.

(Schluß folgt.)

Bismarck-Literatur.

Von Karl Braun.

Fedor von Köppen, Fürst Bismarck der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk. Mit 175 Illustrationen und 8 Tondruckbildern, nebst einem Stahlstichporträt des Fürsten. Leipzig, Otto Spamer, 1876.

I.

Erste Periode: G. G. Gervinus.

Das oben genannte Prachtwerk, dessen Vollendung zusammenfällt mit dem 1. April 1876, dem 62. Geburtstag des Fürsten Reichskanzlers, gibt mir Anlaß, die Bismarck-Literatur, und namentlich die deutsche, Revue passiren zu lassen.

Ich muß vorausschicken: Es übersteigt meine Fähigkeiten und Kenntnisse, dem Leser eine vollständige Uebersicht zu geben

über alles Dasjenige, was wir in Zeitungen, Zeitschriften, Sammelwerken, Encyclopädien, Conversationslexiken u. dergl. finden. Es sind recht gute Sachen darunter, wie z. B. Bankenburgs Aufsatz „Fürst Bismarck, eine biographische Studie“ in „Unsere Zeit“ Bd. VII, 1871, und die genaue und ausführliche (anonyme) Skizze in Kortkampfs „Handbuch für den deutschen Reichstag“ 1871, Theil I. Allein in Summa ist es zu viel; und deshalb wage ich es nicht, den Leser in dieses Labyrinth zu verwickeln, für welches ich ein nur ungenügender Führer sein würde. Ich beschränke mich also auf die Bücher, obgleich ich zugebe, daß sich heutzutage die Grenze zwischen Bücher- und Zeitschriften-Literatur, die noch vor dreißig Jahren in Deutschland so streng eingehalten wurde, allmählig zu verwischen droht.

Um nun jener in Deutschland weit verbreiteten Meinung, daß Der, welcher sich bemüht, die Ergebnisse seiner Studien, statt sie als Rohmaterial aufzutischen, in eine möglichst genießbare Form zu bringen, als ein ernsthafter Schriftsteller nicht zu betrachten sei, die gebührende Rücksicht zu tragen, will ich „systematisch“ verfahren und die Bismarck-Literatur in drei historische Perioden einteilen, wovon die erste von 1862 bis 1866, die zweite von 1866 bis 1870 und die dritte von 1870 bis zur Gegenwart sich erstreckt.

Aus der ersten Periode kann ich leider nur einen Schriftsteller aufführen. Einen, aber einen Löwen. Er gilt auch jetzt noch für einen Historiker ersten Ranges, wenigstens für die Mehrzahl. Einzelne erlauben sich darüber anderer Meinung zu sein, wie z. B. Karl Hillebrand in dem zweiten Bande seiner höchst beachtenswerthen Essayammlung „Zeiten, Völker und Menschen“. Für einen großen Politiker gilt dagegen der berühmte Mann, von welchem ich spreche, heute schon nicht mehr, auch nicht bei seinen literarischen Freunden und Schülern. Man gewinnt vielmehr nach und nach die Ueberzeugung, daß er ein rechthaberischer und griesgrämiger Hypochonder war, welcher, statt die Thatfachen und Ereignisse der Gegenwart genau zu studiren, sich in seinem Kopfe ein mit denselben im Widerspruch stehendes System konstruirte und von der politischen Entwicklung verlangte, daß sie die Wege einschlage, welche ihr dieses „System“ vorschrieb, widrigenfalls die ganze Politik sammt ihren Trägern in Ungnade fallen werde, — bei ihm — ich nenne nunmehr den Namen, welchen die meisten Leser wohl schon errathen haben: bei G. G. Gervinus.

Im Winter von 1865 auf 1866, zu jener Zeit, wo das Uebereinkommen von Gastein das übereinstimmende, wenngleich den verschiedensten Quellen entströmende Mißvergnügen Aller erregte, wo die Verfassung in Oestreich thatsächlich sistirt und in Preußen anscheinend bedroht war, erschien der achte Band von Gervinus „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, ohne daß man damals schon vorhersehen konnte, daß die Vollendung dieses nach dem größten Plane angelegten Werkes von dem berühmten Verfasser bald werde aufgegeben werden. In dem gedachten achten Bande nun erzählt uns Gervinus, wie der schlaue Minister Parls X., Polignac, die Eroberung von Algier ausgeheckt habe, um den französischen Chauvinismus zu wecken, und damit die Blicke des Volkes von der inneren Mißregierung abzulenken; die Franzosen hätten aber Bunte gerochen und auf diese Diverſion nicht angebissen.

Und dann folgt wörtlich nachstehende formell wahrhaft plutarchische Parallele, welche die Franzosen auf Kosten der Deutschen glorificirt und den Dey von Algier als den Träger der Verfassungsrechte und der Volksfreiheit zu betrachten scheint: „Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine ähnliche junkerhafte Politik, in dem ähnlichen seligen Selbstvertrauen befangen, zu dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den ähnlich verfahrenen inneren Verhältnissen, einem Fürsten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der in ähnlichem Widerwillen gegen die volksthümlichen Institutionen beirrt war und in ähnlicher Weise seine Person in das constitutionelle Spiel brachte, wie Karl X.), in ähnlicher aber schuldvoller Art das Gewissen berückt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine ähnlich uneben-

bürtige Macht gerichteten Feldzug, der aber nicht wegen gekränkten eigenen, sondern fremden, bundesgenössischen Rechts unternommen war, nicht zu einer rechtmäßigen Eroberung auszunutzen, sondern zu einem himmelschreienden Raube zu mißbrauchen; und sie hat dies mit dem Erfolge thun können, eine ganze Presse und ein ganzes intelligentes Volk mit dem wohlfeilen Ruhme so zu berauschen, daß es dieser Barbarekenpolitik all seinen Beifall zuwandte auf die Gefahr hin, die Sache seiner inneren Freiheit Preis zu geben. Das französische Volk aber, zu kriegsstolz, um sich von dem selbstverständlichen Siege über einen winzigen Feind, wie gerecht die Sache, wie glücklich ihre Führung, wie aussichtsreich der Ausgang war, die Sinne im Geringsten benehmen zu lassen, das französische Volk vergaß damals nicht einen Augenblick seine erste Pflicht, die Verfassungsrechte zu verteidigen, in dem richtigsten Gefühle, daß in einem großen Staate der Götzen dienst des Kriegsrühms die Macht einer willkürfrohen Dynastie oder Regierung zur Gefährdung der Freiheit stärkt, wogegen die Volksfreiheit unter allen Bedingungen das kräftigste Bollwerk der Staatsmacht.“ (Bd. VIII. S. 368 u.)

Gewiß würde niemals ein Geschichtsschreiber einen glänzenderen Ruhm errungen haben als Gervinus, wenn sich seine Prophezeiung verwirklicht hätte. Vielleicht dachte er sich, als er diese Worte niederschrieb, schon sein Haupt mit dem Heiligenschein des Propheten umgeben, den er auf Kosten seines Vaterlandes zu erringen gedachte.

Glücklicher Weise hat die Weltgeschichte ihren auftragslosen Herold auf das Vollständigste desavouirt. Heute, zehn Jahre nach dem Erscheinen des dickleibigen Bandes des falschen Propheten, genügt es, seine Worte einfach zu reproduciren, um Jedermann, ohne daß es nöthig wäre, irgend etwas hinzuzufügen, auf den ersten Blick klar zu machen, daß noch niemals die Gegenwart ärger mißkannt und die Zukunft irriger beurtheilt worden ist. Auch die Ereignisse von 1866—1867 und die von 1870—1871 haben Gervinus keines Besseren belehrt. Den Beweis dafür liefern seine bei Braumüller in Wien erschienenen „Nachgelassenen Schriften“, in welchen er Deutschland zumuthet, Alles, was es seit 1866 gethan, reuig zu widerrufen und die Weltgeschichte um ein Jahrzehnt zurückzuschrauben, wie dies nirgends geschieht als in Ludwig Tieck's bekanntem phantastischen Märchen.

II.

Zweite Periode: Bamberger und Gesekiel.

Nach 1866 bedurfte es keiner Prophezeiung. Die Thatfachen sprachen zu deutlich. Es begannen nun Monographien über den damaligen „Grafen“ Bismarck zu erscheinen.

Die erste war ein kleines aber gutgeschriebenes Büchlein, welches unter dem Titel: „Graf Bismarck. Ein Lebensbild“, in Altenburg bei Schnuphase, 1867, anonym erschienen ist. Es hat die Beachtung, welche es verdiente, nicht vollauf gefunden, und ist heute — mit Unrecht — vergessen.

Die zweite ist von einem Deutschen in französischer Sprache geschrieben. Ihr Titel ist: „Monsieur de Bismarck. Par L. Bamberger.“ Sie erschien zuerst 1868 in Paris bei Michel Levy Frères. Dann in Breslau bei G. Günther unter dem Titel: „Herr von Bismarck, von Ludwig Bamberger, Mitglied des Zollparlamentes. Aus dem Französischen übertragen von R. A. Von dem Verfasser durchgesehen und bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Als Einleitung: Deutschland, Frankreich und die Revolution.“ Ein Jahr später erschien die englische Uebersetzung: „Count of Bismarck. A political Biography, by Ludwig Bamberger. Translated from the German by Charles Lee Lewes. Authorized edition.“ (London, Trübner.)

Das dritte ist das 1869 zum ersten Male erschienene „Buch vom Grafen Bismarck“ von Georg Gesekiel, seitdem wiederholt aufgelegt, das letzte Mal 1873 unter dem Titel: „Das Buch vom Fürsten Bismarck.“ (Welefeld und Leipzig, Welefeld & Clasing.)

Kurz darauf versuchten sich zwei Franzosen an demselben Gegenstande, nämlich M. J. Vilbort in seinem: „Oeuvre de

M. de Bismarck (deutsch in Berlin bei Eichhoff, 1870 erschienen) und der bekannte Novellist und Essayist Cherbuliez in einer Reihe von Aufsätzen über „Deutschland seit 1866“, zu welchem er in Deutschland, namentlich in Berlin, in München und in Stuttgart seine Informationen gesammelt. Sie erschienen zunächst 1868 und 1869 in der Revue des deux Mondes und später auch als Buch.

Vor dem Krieg erschien noch „Das Volksbuch vom Grafen Bismarck“ von Wolfgang Bernhardi (Berlin Bergmann, 1870) in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen.

Das ist die Literatur der zweiten Periode.

Das Buch von Ludwig Bamberger und das von Georg Hefekiel stehen in diametralem Gegensatz. Das erstere ist wirklich Das, als was es der englische Uebersetzer Lewes bezeichnet, nämlich „a political biography“. Das letztere behandelt so sehr und so ausschließlich die „vie privée et intime“ seines Helden, daß man es bei seinem Erscheinen in dem Verzeichniß einer politischen Porträtgalerie aufführte mit den Worten: „Graf Bismarck in Hemdsärmeln, beleuchtet von einer Kreuzzeitungslampe“.

Diese Bezeichnung war unrichtig, insofern sie dazu hätte verleiten können, den Werth des Buches zu unterschätzen; aber es steckte doch darin ein Körnlein von Wahrheit. Hefekiel (er ist inzwischen gestorben) war der Romancier der Kreuzzeitung. Er war ein wohlunterrichteter Alterthümer und Kulturhistoriker und als Dichter durchaus nicht ohne Bedeutung. Was man ihm zum Vorwurf machen konnte, war in seinen Augen ein Verdienst, unter welchem Niemand zu leiden hatte, als er selber. Man warf ihm nämlich vor, daß er seine Muse allzu sehr einem einseitigen Parteinteresse dienstbar mache. In seinen Augen aber war dies opfermüthige „Gesinnungstüchtigkeit“, und er hatte dafür anzuführen, daß seine in der That lesenswerthen kulturhistorischen Romane mehr gelesen worden wären, wenn sie nicht allzu sehr ein politisches Glaubensbekenntniß betont hätten, welchem die Mehrheit des Publicums entschieden abgeneigt war. Sein Buch über den „Grafen Bismarck“ leidet an demselben Fehler. Er betrachtet den Staatsmann von 1867 noch in dem Lichte des Kreuzzeitungsmannes von 1849, und er glaubt, dem Fürsten Bismarck einen Gefallen zu erweisen, wenn er immer und immer wieder nachzuweisen versucht, derselbe habe sich in der langen und ereignisreichen Periode von 1849 bis 1870 durchaus nicht verändert. Darunter leidet die politische Darstellung ganz außerordentlich. Dafür ist aber der Rest um so besser. Die Studenten-, Gymnasiafen- und Lientenantgeschichten vertragen schon etwas den Schein der romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht“, die den Sinn umfassen hält“, und darauf versteht sich Hefekiel vorzüglich. Die Hauptzierde des Buches aber sind die Briefe des Helden. Sie enthalten u. A. auch hohe Politik, aber daneben beschäftigen sie sich doch vorzugsweise mit Band und Deuten, mit Gegenden und Gebäuden, mit Menschen und Pferden, mit Wind und Wetter, mit Damenfächern und sonstigen Toilettegegenständen. Aber das Alles ist so charakteristisch behandelt, daß man bei jeder Zeile sagen kann: ex ungue leonem. Und Paul Heyse soll, als er diese Briefe zum ersten Male las, wirklich gesagt haben: „Gott sei Dank, daß er diesen großen Mann in die aufreibende politische Carrière geworfen, welche jede Nebenbeschäftigung ausschließt, denn sonst würde er ein Dichter sein, der uns Anderen, seine Nebenbuhler um die Gunst der Mäusen, alle ausgeflogen hätte.“

Ein Glück ist es, daß der gute Hefekiel den Conflict zwischen seinem Helden und seiner Partei, wie er sich dieser Tage vollzogen, nicht erlebt hat. Das Herz wäre ihm darüber gebrochen. Aber seinem Buche schadet Das gar nichts. Es wird, auch abgesehen von der künstlerischen Darstellung, in Zukunft noch mit Eifer gelesen werden. Es ist ein Zeugniß für das leuchtende Gestirn von einem aufrichtigen Poeten, welcher für seine Person noch ein wenig im Dämmerne besangen; aber der Dämmerne ist ja doch nun einmal poetisch.

Ganz anders ist Bambergers „Monsieur de Bismarck“. Wenn Hefekiel vorwiegend märkisch, kaum sehr preussisch und

gar nicht unitarisch-deutsch ist, hat Bamberger bereits die Zwischenstadien überwunden. Sein Buch ist international und kosmopolitisch, und dabei doch weit „deutscher“ als das von Hefekiel. Bamberger hat nicht jene schwärmerische Neigung für die politischen Gestaltungen der particularistischen Vergangenheit. Wie kann man sie auch verlangen von einem Angehörigen des weiland „mittelrheinischen Reichskreises“, in welchem die weltliche und geistliche Kleinstaaterei ihre üppigsten Blüten getrieben und unter der Hegide des Bischofs und Erzbischofs von Mainz der Fremdherrschaft die Pforte geöffnet hat? Bamberger hat, in Folge seiner Betheiligung an dem Reichsverfassungskampfe von 1849 in die Fremde getrieben, dort, wie der Vater Homeros sagt, „vieler Menschen Städte gesehen und deren Gesinnung erkundet.“ Diese Kunde benutzte er aber sofort, nachdem die deutsche Entwicklung die Bahn der Einheit beschritten, um im Auslande die Mißverständnisse zu beseitigen, die Wolken des Unmuths zu zerstreuen und unseren Nachbarn jene Hünengestalt begreiflich zu machen, welche unter Donner und Blitz die deutsche Einheit geschaffen.

Dieser Zweck erklärt es, warum das Buch französisch geschrieben ist, das übrigens Bamberger mit derselben Eleganz und Sicherheit handhabt, wie seine Muttersprache.

Er erklärt es ferner, warum Bamberger, im Gegensatz zu Hefekiel, der halb biedermännisch und halb romantisch uns „Leben, Meinungen und Thaten“ eines interessanten Mannes reseriert, in Anlehnung an die Methode, wie man in Frankreich und England (man erinnere sich nur an Sir Henry Lytton Bulwers „Leben Lord Palmerstons, weiland Henry John Temples“, das uns Arnold Ruge so trefflich verdeutscht hat) solche Stoffe behandelt, den Privatmann in den Hintergrund schiebt, um desto mehr den Staatsmann und seine Ziele und Zwecke in den Vordergrund treten zu lassen, und ihn zu charakterisiren als den maßgebenden Wendepunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Bambergers Buch knüpft an Grundanschauungen an, welche allen civilisirten Nationen gemeinsam sind. Ein geistreicher Franzose, Edgar Quinet, begrüßt es mit Enthusiasmus. Er findet, daß es ausgeht von einem Satze, den er selbst, Quinet, in seinem 1831 erschienenen Werke „Allemagne et l'Italie“ aufstellt und der so lautet: „Der preussische Despotismus ist geistlich, regsam, unternehmend. Zwischen dem Volke und ihm besteht geheimes Eiderständniß, die Freiheit zu vertagen und in gemeinsamer Arbeit die Erbschaft Friedrichs des Großen zu vermehren. Was ihm fehlt, das ist ein Mann, der bei hellem Tage seinen aufgehenden Stern wahrnehme und erkenne.“ An diesen Satz knüpft Bamberger an, indem er sagt: Diesen Mann hat nun Preußen gefunden. Mit diesem einen Worte wird eine ganze Reihe von Ideen in Bewegung gesetzt.

Es bringt den Franzosen sofort die ganze Sache zur intellectuellen Anschauung, ähnlich wie uns ein Bürger der Vereinigten Staaten einmal die dortige Auffassung klar machte:

Im Frühjahr 1868 war einmal eine politische Capacität der amerikanischen Union in Berlin. Wir suchten uns bei ihm über die Zustände seines mit Deutschland so eng verbundenen Vaterlandes bestens zu informiren; und er kam unserem Wunsche eben so liebenswürdig als sachkundig entgegen. Er machte uns eine gründliche Auseinandersetzung über die verschiedenen Chancen, welche die einzelnen Candidaten für die im November bevorstehende Präsidentenwahl hätten, und schloß dann: „Nur von Einem ist es ganz unzweifelhaft, daß Der mit einer kolossalen Majorität würde gewählt werden; aber leider ist gerade er nicht wählbar!“

Wir fragten mit größter Spannung: Wer ist das?

„Guer Bismarck, Guer Washington“, sagte der Americaner.

Ich bitte, mir diese anekdotischen Details zu verzeihen. Ich habe sie dem Schätze meiner Erinnerungen entnommen, um an ihnen deutlich zu machen, wie damals die Dinge in nationaler und internationaler Beziehung lagen. Der weite Bogen der Entwicklung beschreibe ich zwischen diesen beiden Marksteinen, welche nach der Grenze der Vergangenheit und der Grenze der Zukunft gesetzt sind, — zwischen diesen beiden Biographen, von

welcher der eine die alte Mark Brandenburg und der andere das moderne Europa vertritt und zwar ein jeder in der vollendetsten Weise.

Damit schließe ich meine Notiz über die zweite Periode, vorbehaltlich einiger Bemerkungen über Cherbulez und Wilbort. Die dritte ist nicht so glücklich, zwei solche typische Muster aufzuführen zu können. Dafür ist sie reicher an Menschen und Büchern, an Thatfachen und Erlebnissen, an Material und Geschichte.

Wir haben in ihr vorzugsweise den deutschen Fedor von Röpken und den polnisch-österreichisch-französischen Julian Placzko zu berücksichtigen.

Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz.

Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876.

Veröffentlicht im Auftrage des Königl. Preussischen Unterrichtsministers. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Als mir das oben (mit buchstäblicher Genauigkeit) bezeichnete Buch durch amtliche Zusendung zuging, war zufällig ein Freund bei mir, welcher der Regelung unserer Rechtschreibung schon seit lange einen regen Antheil zuwendet. „Warum“ — so fragte er, als er den Titel angesehen — „ist hier in der Verbindung: der Deutschen Rechtschreibung dem Eigenschaftswort deutsch der große Anfangsbuchstabe gegeben? Oder soll es hier etwa nicht das Adjectiv sein, sondern der vorangestellte Genitiv der Mehrzahl von dem Substantiv: der Deutsche?“ — „Schwerlich“, erwiderte ich. — „Nun, hat sich denn etwa die Mehrheit Eurer Versammlung für die Weise von Hermann Grimm ausgesprochen, der zwar Eigenschaftswörter, wie französisch, italienisch, mit kleinem Anfangsbuchstaben, aber deutsch mit großem schreibt?“ — „Vies selbst, was die Versammlung beschlossen“ —, sagte ich, indem ich auf S. 147 § 29 hinwies, wo es in den „Regeln für die Orthographie“ heißt:

Alle andern Wörter werden klein geschrieben; so insbesondere . . . auch die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Adjectiva; z. B. römisch, preussisch, kölnisch.

und den Hinweis auf das „Wörterverzeichnis“ S. 157 b hinzufügte, wo bloß die Form deutsch ohne irgend einen Zusatz aufgeführt ist. Hier will ich nur nebenbei bemerken, daß mein Freund bedenklich den Kopf schüttelte, mit dem Bemerkten: „Hier hätte doch wenigstens hinzugefügt werden müssen: das Deutsch u. s. w.“, indem er für die verschiedene Schreibweise mit kleinem und mit großem Anfangsbuchstaben einen Satz aus Goethe anführte:

Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und wach ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch!

Hierüber gelang es mir freilich dem Freund zu beruhigen durch den Hinweis auf S. 146 § 28. 3, wo den als Substantiven gebrauchten Wortarten der große Anfangsbuchstabe zuerkannt ist, obgleich er immer noch meinte, auf S. 157 b hätte der leere Raum hinter deutsch sogleich durch den Zusatz Deutsch n. ausgefüllt werden können. „Doch Dem sei, wie ihm wolle“, — fuhr er, auf seine ursprüngliche Frage zurückkommend, fort — „woburd erklärt sich auf dem Titel des Buches das große D für das Adjectiv in der Verbindung: in der Deutschen Rechtschreibung?“ Ich wußte zur Entschuldigun für diesen Widerspruch zwischen der Ausübung und der Lehre Nichts weiter anzuführen, als was schon Professor Scherer am Schluß seines vortrefflichen Vortrages über unsere Konferenz im Märzheft der „Deutschen Rundschau“ (S. 470) vorahnend ausgesprochen, daß nach der vorgezeichneten Form der Berathung, der zufolge eine Versammlung von 14 Männern gemeinschaftlich ein Schulbuch ausarbeiten mußte, hier und da wohl später zu verweisende Spuren der Ermüdung oder Eile kaum vermeidbar gewesen. „Aber“ — meinte der Freund, der so leicht nicht von einem Punkte abgeht — „ein Buch, wie das vor-

liegende, in amtlicher Veröffentlichung, mußte doch jedenfalls in strengster Durchführung der von der Versammlung durch Mehrheitsbeschluß festgestellten Rechtschreibung gedruckt werden, wodurch allein man zugleich eine Probe für die Durchführbarkeit des Beschlossenen erhalten kann“. — „Da bist Du im Irrthum“ — mußte ich ihm erwidern — „Als die Frage zur Sprache gebracht wurde, faßte man den Beschluß, die Verhandlungen nicht in der ‚neuen‘, sondern in der ‚alten‘ Rechtschreibung erscheinen zu lassen und so findet sich denn diese, d. h. in dem vorliegenden Fall wohl die Hausorthographie der Buchdruckerei des Halle'schen Waisenhauses für unser Buch verwendet. Es war Dies auch wohl kaum anders möglich, da — wie Du weißt — in der Versammlung über einen der wichtigsten Punkte kein endgültiger und fester Mehrheitsbeschluß erzielt worden ist, sondern vielmehr dem Mehrheitsbeschluß der ersten Lesung, in fast allen Fällen die Dehnungsbuchstaben nach a, o, u und deren Umlauten zu tilgen, der bedingte Mehrheitsbeschluß der zweiten Lesung gegenübersteht, es bei der früheren Weise zu belassen, falls die Ausführung des zuerst gefaßten Beschlusses auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte (s. S. 108 und 122). Freilich in dem Abschnitt von S. 131—178, der, absehend von dem bedingungsweisen Mehrheitsbeschluß der zweiten Lesung, das eigentliche Ergebnis der Berathung in übersichtlicher Zusammenfassung darstellen soll, in diesem Abschnitt: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie“ — fuhr ich fort — „wird natürlich wohl die von der Mehrheit beschlossene und als Regel vorgeschriebene Schreibweise streng durchgeführt sein.“

Freilich fanden wir bei einer sofortigen Durchsicht, daß auch in diesem Abschnitt die Mehrheitsbeschlüsse nicht zur strengen Durchführung gelangt sind. So findet sich gleich auf dem Titel dieses Abschnitts S. 131 die eingeklammerte Bemerkung gesetzt:

Auf Grundlage der von N. v. Raumer verfaßten Vorlage, während nach dem Schluß der Regel in § 24 (S. 143) das vorletzte Wort notwendig gesetzt sein müßte: verfaßten (mit ß statt des f). Dem ähnlichen Satzfehler begegnen wir z. B. in daß (S. 133 Z. 3 v. u.; S. 135 Z. 5 v. u. u.); zuläßt (S. 136 Z. 15 v. u.) zc. statt daßß, zuläßst zc.

Auf S. 134 § 1, Anm. 1 wird gelehrt: Es ist **U**, **Ö**, **Ü** zu schreiben; dagegen ist mit **Ue** statt **Ü** gesetzt auf S. 137, Z. 17 v. u.: Uebereinstimmung und auf S. 176 c im Wörterverzeichnis: Ueberdruck; Ueberfluß zc.

Auf S. 139 Z. 2 wird nach dem Mehrheitsbeschluß die Schreibweise vne vorgeschrieben; aber trotzdem ist ohne mit **h** gesetzt z. B. S. 135 Z. 12 v. u.; S. 136 Z. 10 v. u. zc.

Doch Das sind bloße bei der Druckberichtigung übersehene Satzfehler, eben so wie S. 151 Z. 8 das) statt eines , und S. 175 a Z. 10 v. u.: Ton, Töpferton, tönen statt tönern u. A. m.

Schlimmer steht es auf S. 134 mit der Anm. 3 zu § 1, die in ihrer hier auf tretenden Gestalt den Meisten auf den ersten Anblick befremdlich und räthselhaft sein dürfte. Es steht dort nämlich:

„Der Unterschied von **I** und **J** ist kenntlich zu bewahren“, (wobei hier der dem kleinen i entsprechende große Buchstabe das erste Mal ganz auf der Linie, das andre Mal zur Hälfte unter derselben steht).

Verständlich wird diese Anmerkung durch den Bericht über die erste Sitzung S. 84 und 85, wo es heißt:

„Das von Hrn. Sanders gewünschte Zeichen für großes deutsches i, das vor ihm schon Campe im Wörterbuch angewendet und Aebeling wenigstens vorgeschlagen habe, erklärt Hr. Duden für unnötig, wogegen Hr. Wilmans eine solche Unterscheidung der Zeichen, als im Interesse genauerer Lautbezeichnung liegend, für wünschenswerth erachtet, Hr. Bertram das verlangte Zeichen als ein schon bestehendes nachweist. Dafs der vorhandene Unterschied der Typen für die Majuskeln von i und j kenntlich bewahrt werde, wird von der Versammlung als wünschenswerth bezeichnet.“

und zwar betraf dieser Beschluß nicht bloß den Druck, sondern auch das Schreiben. Bekanntlich unterscheidet sich bei den Schreiblettern die Majuskel für den Consonanten j von der für den Vocal i*) durch die unter der Linie stehende lange Schleife, welche z. B. auch bei dem kleinen j und p, wie bei den kleinen und großen Buchstaben g, h und z den Schlußtheil bildet. Die

*) S. sein „Leben Raphael's von Urbino“, wo es z. B. buchstäblich heißt: die französische, italienische und Deutsche Kunst. I, XLI; französische und Deutsche Anschauung XLVII; von französischen italienischen und Deutschen Künstlern XLIX u. s. w.

*) S. z. B. schon Joh. Leont. Frisch's Teutsch-lateinisches Wörterbuch (Berl. 1741) Bd. 1, S. 481 a, wo es unter dem Buchstaben J heißt: „Vor den Vocalen wird er sonst ein Jod, und alsdann auch im Schreiben unterschieden.“

von Ubelung und Campe ein-, von mir durchgeführte Druckletter aber für die Majuskel des Consonanten j, die sich von dem großen i namentlich durch einen kleinen Querstrich in der Mitte unterscheidet, sollte nach einem Vorschlag des Herrn Bertram durch eine auch ohne den Querstrich sich kenntlich von dem Vocal j unterscheidende Type ersetzt werden. Und allerdings ist die Unterscheidung in Num. 3 zu § 1 in der angegebenen Weise angedeutet, in dem ganzen übrigen Buch aber nicht weiter durchgeführt, man sehe z. B. S. 142 B. 2 und 3 von unten, wo der Anfangsbuchstabe von Jagd, Jacht und Imperativ ganz dieselbe Form und Höhe hat, und besonders in dem Wörterverzeichnis S. 162a und b, wo die mit j anlautenden Wörter, die in der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage nicht von den mit i anlautenden gesondert waren (s. S. 34c; 35a), jetzt beschlußmäßig davon getrennt sind, aber im Anlaut doch nur für die Kleinen, nicht für die großen Buchstaben eine besondere Form zeigen. Hierbei bemerken wir gleich, daß bei dieser Sonderung der Consonant j vor den Vocal i gestellt ist, abweichend von der wohl begründeten üblichen umgekehrten Reihenfolge, vgl. — bei ähnlicher Sonderung — den Vocal u vor (nicht hinter) dem Consonanten b und j, außer den Wörterbüchern z. B. von Ubelung, Campe, Heyse, Sanders u. A. namentlich auch in dem 3. Bde. v. Ramlers Fabellese (Lpzg. 1790) S. 295 das Register, wo zuerst die Folge der Buchstaben angegeben ist, und darin i, j, nicht umgekehrt.

Die alphabetische Reihenfolge ist freilich auch sonst in dem „Wörterverzeichnis“ nicht überall streng beobachtet; so steht z. B. gleich am Anfang unter dem Consonanten j S. 162a Jacht und Jagd nach (statt vor) jäh zc. und auf der vorhergehenden S. 161a: gültig, Gummigutt, Günst nach (statt vor) Günther, Gustav zc.

Auch sind manche Wörter, über welche Beschlüsse gefaßt worden sind, an der betreffenden Stelle unter die Regeln und ins Wörterverzeichnis aufzunehmen vergessen worden. B. W. steht in der ursprünglichen Vorlage S. 13 § 8a unter den Wörtern mit geschärftem Vocal bei einfachem consonantischem Auslaut hin (vgl. meinen „Katechismus der Orthographie“ S. 35 B. 25), dagegen fehlt es — wie in dem Berliner Regelbuch — auch hier in den Regeln S. 135 § 3b und im Wörterverzeichnis. So fehlt im Wörterverzeichnis S. 175c am Schluß hinter: „Urteil, urteilen § 13“ der Zusatz: „aber Ur-teil, Ur-teilchen § 39e“; ferner auf S. 172b bei: „Schiffact, Schiffarer“ vor § 13 § 12b, der Hinweis auf § 5c. (Daß hier eine so dringend notwendige Bestimmung über die Silbentrennung fehlt, liegt daran, daß man sich hierüber in der Versammlung nicht einigen konnte, s. den Bericht über die achte Sitzung S. 107.) Ferner fehlt auf S. 166c das doch unter den Regeln auf S. 138 unter § 11b aufgeführte Wort mehr und auf S. 178a die S. 140 unter den Regeln aufgeführte Form stahl von stehlen zc.

Ueber die Schreibweise des Wortes *Was* herrschte in der Versammlung selbst großes Schwanken; man sehe die Sitzungsberichte, S. 91, wo es heißt: Die Konferenz beschließt die Schreibungen: *W* (mit 9 Stimmen) u. s. w. . . , dagegen *Was* und *Waage* mit 8 Stimmen und demgemäß denn auch S. 117:

Man schreibt: . . . *Was* (faulendes Fleisch) und *W* (Karte oder römische Münze) zc.;

dagegen in der 10. Sitzung S. 122:

Der zahlreich unterstützte Antrag, die graphische Unterscheidung von *Was* und *W* . . . aufzugeben, findet die Billigung der Konferenz zc.

Unter den Regeln jedoch auf S. 138 in § 12b, wo die Wörter mit gedehntem *a* (und *ä*) ohne Dehnungsbuchstaben aufgeführt sind, fehlt hinter *Äre* [d. i. *Ähre*] das erwähnte *Was* [statt des üblichen *Was*], und im Wörterverzeichnis S. 154b findet sich freilich *Was*, aber bloß mit dem Hinweis auf § 35c, wo nur die Mehrzahl *Wisse* erwähnt, also nicht das fragliche deutsche Wort gemeint ist.

Das bis hierher Erwähnte betrifft allerdings nur geringfügige Versehen, die mit leichter Mühe sofort sich beseitigen und verbessern lassen, aber diese bei einmaliger flüchtiger Durchsicht gewonnene Fehlerlese zeigt doch wohl deutlich, daß, selbst wenn man mit allen Beschläßen der Versammlung einverstanden sein könnte, das vorliegende Buch doch immer wohl noch erst einer wiederholten sorgfältigen Durchsicht und Berichtigung bedürfen möchte.

Was nun aber die Verhandlungen sachlich betrifft, über welche die Leser dieser Zeitschrift durch den ausgezeichnet klaren und wichtigen Aufsatz in Nr. 7 von Professor Wilhelm Scherer im Allgemeinen orientiert sind, so scheint es jetzt, wo in dieser für alle Deutschen weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus hochwichtigen Angelegenheit die Acten

zur allgemeinen Einsicht vorliegen, wohl an der Zeit und dringend geboten, möglichst allseitig in eingehender Weise zu erörtern und zu prüfen, in wie weit die über die Regelung unserer Rechtschreibung gefaßten Beschlüsse mit dem (nach Jakob Grimm's richtigem und beherzigenswerthem Ausspruch) „über die Wörter und ihre Schreibung zuletzt allein entscheidenden Sprachgebrauch und Volkswillen“ übereinstimmen oder nicht, und ferner, über welche in der Konferenz nicht zur Berathung gelangten Punkte noch eine Feststellung zu treffen sein wird, und zwar welche als die richtigste, d. h. als die dem allgemeinen Sprachbewußtsein und Volkswillen entsprechendste.

Hierzu Beiträge zu liefern, habe ich schon seit Jahren mich vielfach bemüht, so durch Aufsätze in dieser und andern Zeitschriften (z. B. in diesem Jahre in der „National-Zeitung“ Nr. 71, vgl. Nr. 81 und 91; im „Daheim“ Nr. 23 und im Aprilheft des „Salon“), namentlich aber durch meinen in dritter Auflage erschienenen „Katechismus“, durch die beiden Hefte meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Deutschland“ und das den praktischen Abschluß dieser „Vorschläge“ bildende, bereits in zweiter Auflage erschienene „Orthographische Wörterbuch“, auf welche Aufsätze und Werke ich mir wohl erlauben darf, alle Diejenigen hinzuweisen, die sich einer möglichst eingehenden Einsicht und Prüfung der Konferenzbeschlüsse unterziehen wollen.

Außerdem aber hoffe ich, auch in dieser Zeitschrift recht bald auf die wichtige Frage in einem Aufsatz unter dem Titel: „Zu den Verhandlungen der orthographischen Konferenz“, wenn auch nur kurz, zurückkommen zu dürfen.

Strelitz.

Daniel Sanders.

Kunsthistorische Revue.

I.

Ein Ehrendenkmal Dürers.*)

Von Adolf Rosenberg.

In Deutschland braucht ein Genius, um unter seinen Landsleuten zur Anerkennung zu gelangen, durchschnittlich hundert Jahre. Im Augenblicke, wo er seinen hundertjährigen Geburtstag feiert, oder kurz vorher, erinnert man sich seiner und man nimmt sich die Zeit, ihm ein Denkmal zu setzen oder ihm zu Ehren einen großen Festzug durch Stadt und Land zu arrangiren, nicht selten, ohne daß die lärmende Menge weiß, warum. Ausnahmen von dieser Regel existiren freilich, sonst würde man sich über die Regel nicht mehr wundern. Aber das Wort eines Dichters:

Nur da und dort rettet einen
Auf hohen Fluthen seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit —

hat eben deswegen, namentlich was die Einsamkeit anlangt, seine bittere Berechtigung. Oft entledigt sich das Ausland der Pflicht, Deutschland auf seine großen Männer aufmerksam zu machen. So ist z. B. dem Gros der deutschen Brüder erst durch die Huldigungen Frankreichs, Englands und Americas die Größe Humboldts klar geworden.

Wem es in hundert Jahren nicht gelingt, das Ziel der Unsterblichkeit in Deutschland zu erreichen, der kommt nie dazu. Dem größten Meister deutscher Kunst, dem armen Albrecht Dürer von Nürnberg, ist es so ergangen. Als man im Jahre 1871 den vierhundertjährigen Geburtstag seiner Geburt feierte, reducirte sich diese Feier auf Collectivausstellungen seiner Holzschnitte und Kupferstiche in den Museen, auf Gedächtnisreden in gelehrten Vereinen und auf gemeinsame Feste. Sie und da ging's wohl auch in den Künstlervereinen etwas lebendiger zu. Daß das Kunstverständnis und Kunstinteresse — ich rede nicht einmal von „Kunstliebe“ — unter den Gebildeten unserer Nation

*) Moritz Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1876, E. A. Seemann.

leider ein sehr geringes ist, ist eine beschämende, aber unbestreitbare Thatfache. Die Kenntniß Dürers z. B. in den größeren gebildeten Kreisen beschränkt sich fast ausschließlich darauf, daß er ein böses Weib gehabt hat, welches ihn zu Tode geärgert, daß er viel für den Kaiser Maximilian gearbeitet, welcher dem Künstler das Honorar schuldig geblieben ist, und daß er hauptsächlich Madonnen- und Heiligenbilder gemalt hat, für die sich doch heutzutage ein aufgeklärter Mensch unmöglich interessieren kann.

Armer Dürer! Der edle Patriot, welcher seine deutsche Heimat mit solcher Gluth liebte, daß er einen ehrenvollen Ruf in das Ausland ablehnte, daß er das größte Meisterwerk seiner Kunst, die vier Apostel, dem Rathe seiner Vaterstadt zum Andenken verehrte, er ist den späteren Geschlechtern kaum noch dem Namen nach bekannt. Rafael und Tizian, Michelangelo und Correggio, Rubens und Rembrandt absorbiren das ganze Kunstinteresse seiner Landsleute. Rafaels Madonnen schmücken in prachtvollen Kupferstichen ihre Salons; aber für Dürers Dreifaltigkeitsbild oder für seine Apostel hat Niemand ein bescheidenes Plätzchen übrig. Bei seinen Lebzeiten wußte sich freilich Dürer die „wälschen“ Maler vom Leibe zu halten, sowohl durch sein persönliches Auftreten, als durch seine Kunst. Schon als er in Venedig war, hatte er viel von ihnen zu leiden. „Ihrer sind mir viele Feind“, schreibt er an seinen Freund Pirckheimer, „und machen mein Werk nach in den Kirchen und wo sie es immer bekommen mögen; nachher schelten sie es und sagen, es sei nicht antikischer Art, darum sei es nicht gut.“ Nach der Vollendung des großen Altarbildes für San Bartolomeo, die Begräbnißkirche der Deutschen in Venedig, änderten die italienischen Maler auch offen ihre Meinung. „Ich habe auch die Maler alle zum Schweigen gebracht“, schreibt Dürer, „die sagten, im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit den Farben umzugehen. Jetzt spricht Jedermann, sie hätten schönere Farben nicht gesehen.“

Wurde schon Dürer bei seinen Lebzeiten durch Copisten, Fälscher und Nachdrucker vielfach geschädigt, so daß er wiederholt den Schutz der Obrigkeit anrufen mußte, so begann erst nach seinem Tode ein schwunghafter Handel mit gefälschten Bildern und Zeichnungen, welche auf Rechnung des großen Meisters gesetzt wurden. Dieser Unfug dauerte länger als ein Jahrhundert. Geschickte Hände verdoppelten sehr viele Zeichnungen Dürers, wie es scheint im Auftrage ihrer Besitzer, welche mit diesen Fälschungen ein lucratives Geschäft, vornehmlich mit dem Auslande machten. Fast alle Gemälde Dürers, welche bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Nürnberg vorhanden waren, sind in zwei und mehreren Exemplaren auf uns gekommen. In Nürnberg, wo man sonst das Andenken des großen Bürgers hoch hielt und bis auf den heutigen Tag hoch hält, war der Sitz einer Fälscherbande, welche das Copiren Dürer'scher Gemälde und Zeichnungen fabrikmäßig betrieb. Denn eine Aeußerung eines Nürnbergschen Schriftstellers aus dem Jahre 1660, welcher von dem Maler Hans Hofmann sagt, er „copirte dem Albrecht Dürer so fleißig nach, daß viele seiner Arbeiten für Dürer'sche Originalien verhandelt werden“, läßt über die mit solchen Copien verbundene Absicht keinen Zweifel.

Damit waren die Leiden des vielgeprüften Mannes noch nicht zu Ende. Im 17. Jahrhundert begannen die Chronisten das Werk — wie wir annehmen wollen — unabsichtlicher Sagenbildung. Joachim v. Sandrart, der Verfasser der „Teutschen Akademie“, war zwar ein sehr langweiliger und beschränkter, aber ehrlicher Mann. Wenn er diesen oder jenen Maler als einen Trunkenbold und die ehrfame Hausfrau Dürers als eine geizige Kanthippe verschrie, welche ihren Mann halb verhungern ließ, so sind das eben Mißverständnisse, die aus dem Uebermaß moralischer Entrüstung geflossen sind, welche den Perückenphilistern des 17. Jahrhunderts eigen ist. Nicht Sandrart ist der eigentliche Verleumder der ehrenfesten Frau Agnes, sondern Wilibald Pirckheimer. In einem Briefe, welchen der alte grämliche Mann zwei und ein halbes Jahr nach dem Tode Dürers und wenige Wochen vor seinem eigenen an den kaiserlichen Baumeister Tsched in Wien geschrieben und der wahrscheinlich niemals an seine Adresse abgefaßt worden ist, beklagt er sich bitter über die

Wittwe Dürers. Sie soll Dürer „dermaßen gepeinigt haben, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht, denn er war ausgedorret wie ein Schaub... Zudem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit hart gedrängt bloß darum, daß er Geld verdiene und ihr das Ließe, so er stürbe“. Daß Dürer bei seinem Tode „ausgedorret wie ein Schaub“ war, mochte weniger die Folge der Quälereien seiner Gattin gewesen sein, als die eines schleichenden Zehrfiebers, welches er sich auf seiner niederländischen Reise zugezogen hatte und dem er schließlich vor der Zeit erlag. Wenn Frau Agnes ihren Mann in den letzten Jahren zur Arbeit und zum Geldverdienste getrieben haben soll, so hat sich Dürer jedenfalls Nichts daraus gemacht. Denn seine letzten Jahre verwendete er fast ausschließlich auf die Abfassung seiner kunsttheoretischen Schriften von den Proportionen, von der Messung, von der Befestigungskunst u. s. w., und diese Bücher haben ihm wahrlich Nichts eingebracht. Endlich starb Dürer in so wohl situirten Verhältnissen — er hinterließ etwa 7000 Gulden, und damit erledigt sich auch die Sage von seiner Dürftigkeit —, daß damit die Pirckheimer'sche Verdächtigung in Nichts zerfällt. Mehr noch, sie erscheint uns als unlauter, wenn wir sie auf ihr Motiv hin prüfen. Pirckheimer war ein Curiositätenfreund und besaß unter Anderem eine Sammlung von Hirschgeweihen. In dem Nachlasse Dürers befand sich nun ein besonders kostbares, auf welches Pirckheimer sehr stark rechnete. Kurze Zeit vor Abfassung jenes Briefes fand zwischen Dürers Wittve und dessen Bruder Andreas ein Theilungsvergleich statt, nach dessen Erledigung sich Frau Agnes berechtigt glaubte, manches überflüssige Stück aus dem Nachlasse ihres Gatten zu veräußern, darunter auch das bewußte Hirschgeweih. Darob ergrimmte Pirckheimer ganz gewaltig — man weiß, wessen die Sammlerwuth fähig ist — und machte seinem Groll in jenen Schmähungen Luft. Kleine Ursachen, große Wirkungen! So hat ein verweigertes Hirschgeweih die brave Hausfrau unseres theuren Meisters bei der Nachwelt in Schande gebracht.

Sandrart hatte keine Kenntniß von dem Tagebuche, welches Dürer während seiner niederländischen Reise führte, wohl aber von der letzteren selbst. Er dichtete flugs weiter und behauptete frischweg, Dürer hätte jene Reise unternommen, um seinem bösen Weibe davonzulaufen. In Wahrheit aber hat Frau Dürer jene Reise, noch von einer Magd begleitet, von Anfang bis zu Ende mitgemacht.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts und im Verlaufe desselben scheint das Interesse für Dürers Kunst ziemlich verschwunden zu sein. In Nürnberg selbst befaßten sich mehr oder minder urtheilslose Chronisten und Sammler noch ziemlich viel mit dem Leben und den Werken Dürers. Im Ganzen scheint es aber eine sehr stille Gemeinde gewesen zu sein, in welcher der Dürerkultus fortlebte. Die Sammler des 18. Jahrhunderts waren wahrscheinlich auch die Attentäter, welche die schönen weißen Ränder von den Kupferstichen und Holzschnitten Dürers abschnitten, um sie bequemer in ihre Mappen einzulegen. Charakteristisch für die Werthschätzung Dürers in diesem Jahrhundert ist die Aeußerung Goethes über ihn in einem Briefe an Lavater: „Denn ich verehere täglich mehr die mit Silber und Gold nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seines Gleichen hat. Dieses wollen wir nicht laut sagen.“ Man konnte sich also damals durch eine offene Anerkennung Dürers um seinen ganzen Credit in künstlerischen Fragen bringen. Ein andrer Mal sagt Goethe, dessen Kunsturtheile sonst mit Vorsicht aufzunehmen sind, sehr treffend von unserem Meister: „Albrecht Dürern förderete ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein Liebenswürdigen menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie.“

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts begann eine literarische Agitation zu Gunsten des großen Meisters. Der Nürnberger Buchhändler Campe gab seine Tagebücher und Briefe als „Reliquien Albrecht Dürers“ heraus. Man feierte seinen dreihundertjährigen Todestag mit der Grundsteinlegung zu einem

Denkmal, welches, von der Meisterhand Rauchs gefertigt, 1840 enthüllt wurde. Erst nachdem die Beschäftigung mit der Geschichte der Kunst einen wissenschaftlichen Charakter angenommen hatte, trat auch Dürer in den Vordergrund der kunstgeschichtlichen Forschung. Aber statt den Schutt wegzuräumen, der sich im Laufe der Jahrhunderte vor dem Bilde des ehrwürdigen Meisters zusammengehäuft, hat man ihn, wenn auch ohne Absicht, eher vermehrt. Waagen hat allerlei nützliche Winke gegeben, doch zeigen die meisten Schriften über Dürer, selbst die mit großer Liebe und großer Begeisterung verfaßte Biographie v. Eyr's, mehr den Weg, den die Dürerforscher nicht einzuschlagen haben.

Franzosen und Engländer liefen in der Werthschätzung Dürers den Deutschen wiederum den Vorrang ab. Sie erwarben Zeichnungen und Kupferstiche Dürers zu hohen Preisen, welche fortan für den Kunstmarkt maßgebend geworden sind, zwei Engländer setzten dem großen Deutschen in Gestalt von Prachtwerken biographische Denkmale, welche nunmehr hinsichtlich der Ausstattung ein Seitenstück in der Thausing'schen Dürerbiographie gefunden haben, die aber, was den wissenschaftlichen Werth anlangt, durch eben dieselbe Biographie ganz in den Hintergrund gerückt worden sind.

Die Resultate einer zehnjährigen, anstrengenden Arbeit liegen in einem äußerst stattlichen Bande vor uns. Fast jede Seite zeugt für die emsigste Forschung, wenn auch fast jede Seite den Dürerforscher zum Widerspruche reizen mag. Man sagt indessen, daß die Bücher die besten sind, welche den Verstand und den Widerpruchsgeist des Lesers am meisten rege erhalten. Am höchsten wird man den rein historischen Theil der Arbeit schätzen. Thausing hat zuerst versucht, das Verhältniß Dürers zu seinem Lehrmeister Wohlgemuth in's Klare zu stellen. In dem Bestreben, allzu klar zu sehen, wo uns jede Controle fehlt, ist er vielleicht zu weit gegangen. Er hat den biederen, handwerksmäßigen Meister gewiß überschätzt, er hat ihm das Werk eines bisher unter dem Namen Wenzel von Dürer bekannten Kupferstechers zum größeren Theile zugeschoben, ohne daß er einen anderen stichhaltigen Grund als einen rein äußerlichen vorgebracht, nur in der Absicht, den Meister Wohlgemuth auch zum Lehrer Dürers in der Kupferstecherkunst zu machen. Lassen wir ihm das Verdienst, den jungen Meister zu einem tüchtigen Maler herangebildet zu haben. Das Kupferstechen hat Dürer wahrscheinlich in den Anfangsgründen von einem Nürnberger Goldschmied gelernt, später aber durch vielfaches Experimentiren auf eigene Hand zu einer Höhe gebracht, die vordem niemals erreicht war. Im Uebrigen wird man sich mit der Behandlung der überlieferten Thatfachen, namentlich mit der Klarlegung des ziemlich verwickelten Verhältnisses Dürers zu den Arbeiten für den Kaiser Maximilian und mit der Charakteristik Dürers als Mensch nur einverstanden erklären können. Ebenso hat Thausing den Maler Dürer mit großem Verständniß und umfassender Sachkenntniß charakterisirt. Er hat unter der Masse der dem Meister zugeschriebenen Tafelbilder gründlich aufgeräumt. Unbarmherzig hat er jedes irgendwie zweifelhafte Gemälde aus der Reihe des Materials ausgemerzt, auf Grund dessen er seine Charakteristik des Malers ausführte. Wir können dieses energische Vorgehen nur billigen. Man hat sich Jahrzehnte lang in der Beurtheilung Dürers mit wüstem Ballast herumgeschleppt, welcher einer richtigen Beurtheilung nur Eintrag that. Sollte Thausing hier und da zu weit gegangen sein, so kann eine spätere Forschung den Fehler leicht wieder gut machen, während ein weniger rücksichtsloses Vorgehen das Charakterbild des Künstlers wiederum hätte verdunkeln können. Leider hat Thausing den praktischen Gebrauch seines Buches durch eine Unterlassungssünde erheblich verringert. Er hat kein Verzeichniß der beglaubigten Gemälde und der ersten Handzeichnungen Dürers angefertigt, ein Mangel, der auf das Tiefste empfunden wird. Eine nochmalige Redaction seines Buches hätte vielleicht manche entbehrliche Excursion entfernt, um, ohne den Umfang des Buches zu vergrößern, den nöthigen Raum für das unentbehrliche Verzeichniß zu schaffen. Ein kritisches Verzeichniß der Handzeichnungen hat seine bedeutenden Schwierigkeiten. Indessen haben uns die Braun'schen

Photographien ein so umfangreiches Material zur Kritik an die Hand gegeben, daß ein großer Theil der Schwierigkeiten dadurch gehoben ist. Manche bewunderte Perle öffentlicher Cabinette würde durch eine kritische Sichtung in den Orkus der Fälschung hinabgefunken sein. Vielleicht hat dem Verfasser gerade seine Stellung als Vorsteher einer öffentlichen Sammlung in dieser Hinsicht eine Reserve auferlegt, die wir zwar begreifen, die er aber im Interesse seines Buches hätte außer Acht lassen sollen. Auf dem Gebiete der Kupferstiche hat er auch manches Zweifelhafte entfernt. Im Großen und Ganzen ist er jedoch, namentlich was die Interpretation der Kupferstiche anlangt, ziemlich conservativ geblieben. Ein oder das andere Mal hat er vielleicht nach der Art der alten Erklärer mehr gesehen, als Dürer hineinzu legen beabsichtigt hat.

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine so musterhafte und splendide, wie wir sie bei deutschen Büchern selten oder gar nicht gewohnt sind. Die Illustrationen, nach Zeichnungen von J. Schönbrunner im rühmlichst bekannten Atelier von F. W. Vaber in Wien in Holz geschnitten, sind mit feinem Tacte ausgewählt und gewähren nach allen Richtungen hin ein umfassendes Bild von der Kunstthätigkeit des großen Meisters. Mit zwei Ausnahmen reproduciren sie Kunstwerke, welche bisher noch nirgends reproducirt worden sind. Gemälde und Zeichnungen sind dabei besonders berücksichtigt worden. Von einer Reproduction von Kupferstichen hat der Verfasser ganz abgesehen; ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen. Dafür ist dem Buche noch ein außerordentlicher Schmuck in einer trefflichen Radirung von Jasper beigegeben worden, welche den Meister im 41. Jahre seines Lebens — nach dem Selbstporträt auf dem Wiener Dreifaltigkeitsbilde — darstellt. Die Initialen der Capital, die Randverzierung des Titels, selbst die Vignette des Verlegers sind nach Dürer'schen Motiven entworfen. So vereinigt sich innerer Gehalt und äußeres Gewand zu einem würdigen Ehrendenkmal Dürers.

Notizen.

Die Oesterferien waren den Abgeordneten und der ganzen politischen Welt besonders diesmal hochwillkommen. Selbst für das an nachhaltige Arbeit gewöhnte Berlin war die Saison überaus anstrengend. Die Kammermitglieder namentlich konnten kaum zu Athem kommen. Achtstündige Sitzungen im Hause, Commissions- und Fraktionsberatungen, Verhandlungen der Parteien unter einander, das Alles nahm kein Ende und mußte schließlich die gesunden Nerven aufreiben. Dazu hatte es neuerdings an unausgesetzten Angriffen in der Presse nicht gefehlt. Man drohte mit Enthüllungen auf Kosten bald dieser, bald jener Gruppe, wollte den Gründern zu Leibe gehen und suchte diese überall, vorzugsweise jedoch da, wo sie nicht vorhanden waren. Es war, wie sich gezeigt hat, nicht viel dahinter. Aber die Abgeordneten wurden stets in Spannung gehalten und mußten ihre Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen. Die Presse nahm theilweise ihrer Gewohnheit nach jede mysteriöse Andeutung bereitwillig auf, denn was nach Skandal ausstiegt, ist ihr angenehm. Früher mit den Gründern auf Du und Du, erging sie sich jetzt mit dem bewußten Brustton der Ueberzeugung in pathetischen Philippiken gegen Seden, der durch Wohlstand und Gedeihen ihren angeborenen Neid erregte. Man weiß ja, wie es jene Blätter unter einander halten. Vor Jahren wurden die Journalisten ausgewiesen, während es zu den Segnungen der Freizügigkeit gehört, daß sie jetzt nur möglichst ingrimmig verfolgt werden. Die fragliche Kategorie der Zeitungsschreiber aber leistet dazu jetzt wie früher die wünschenswerthen hilfreichen Dienste. Gehässig gegen die Kollegen, wie sollten sie nicht vorkommenden Falles die Abgeordneten auf's Korn nehmen. Vor Allem aber soll jetzt mit den Gründern, oder was dafür ausgegeben wird, kurzer Proceß gemacht werden. Man sieht sie überall und läßt den bekanntesten der Bruderschaft, der seiner Zeit in der Wilhelmstraße thronte, sogar in englischen Romanen figuriren. Das halbe Berlin, soweit es englisch versteht, kiest seit einiger Zeit einen

der letzten Romane Anthony Trollope's: *The way we live now*, und ist fest überzeugt, daß der Held der Geschichte, der von ephemerem Glanz umstrahlt und dann von der Nemesis mit dem lahmen Fuß eingeholte Melmotte, den deutschen Eisenbahnkönig darstellen solle. Viele Flüge treffen auch wunderbarer Weise zu und auch Familiengeschichten könnten zur Noth auf gewisse Analogien zurückgeführt werden. Schlimme Uebertreibungen von Sünden und Vergehen, deren das angebliche Modell niemals auch nur angeklagt war, setzte man auf Rechnung der poetischen Lizenz und einer blühenden Phantasie. Das Buch wurde wahrhaft verschlungen, zumal die Schadenfreude dabei ihre volle Befriedigung fand. Und doch war die Voraussetzung, daß Trollope den gestürzten Berliner Börsenfürsten porträtiren wollte, falsch. Er kannte diesen kaum dem Namen nach. Viel glaubhafter ist, daß dem Verfasser ein kühn speculirender Londoner Gründer, der Leiceftersquare ausgebaut und den Kensingtonpark so gut wie geschaffen hat, für seine Hauptfigur unbewußt geessen habe. Anthony Trollope ist im Uebrigen in Deutschland noch nicht genug gewürdigt. Kenner der englischen Literatur stellen ihn gleich nach Dickens und Thackeray, trotz seiner gelegentlichen Breite und des seltsamen Wunsches, derjenige Schriftsteller Großbritanniens zu werden, der die meisten Bände geschrieben hätte. Es sollen ihm dazu noch zwei bis drei fehlen. Trollope steht jeden Morgen sehr früh auf, arbeitet vier Stunden und thut den übrigen Theil des Tages so gut wie nichts. So erhalt er sich, wie er glaubt, am sichersten frisch und veräuert auch nicht den erlaubten Lebensgenuß. Eines Tages war er während des Spätsommers 1863 in Grindelwald angekündigt. Einige Touristen warteten damals im Chalet des Hotels zum Apler auf klares Wetter zur Besteigung des Faulhorns. Als Wirthin fungirte die durch ihre sittsame Schönheit berühmte Tochter Richards aus Interlaken, welche Winterhalter gemalt und in Paris ausgestellt hatte. Für Trollope traf täglich die Times unter Kreuzband ein, und die durch den hartnäckigen Wolkenhimmel etwas gelangweilten Gäste freuten sich schon auf die Ankunft des englischen Humoristen. Aber er kam nicht. Zum Glück kehrte wenigstens die Sonne wieder und das Faulhorn wurde nach langem Harren in seiner ganzen Glorie endlich erreicht. Später hörte man, Trollope habe sich anders besonnen und die Schweiz in jenem Jahre ganz aufgegeben. Er veräuerte viel damit. Gerade um jene Zeit erwiesen sich außer dem Faulhorn auch das Schilthorn über Märren, sowie der Gorner Grat im Zermattthal überaus lohnend. Wer auf jenen Höhen war und einige derselben auch später unter gleichmäßig günstigen Bedingungen wieder sah, hat für das ganze Leben Erinnerungen mitgenommen, welche sogenannte politische Rücken und Rücken oder sonstige Ausbrüche einer Gesinnung, die sich auf bayernswerthem tiefem Niveau bewegen, niemals trüben, geschweige verdunkeln können.

* * *

Zeitschriften-Revue. Es liegt uns wieder eine Reihe von Zeitschriften vor, theils neuesten, theils älteren Datums, die wir den, sich für die einzelnen Fächer interessirenden Lesern vorstellen wollen. Zwei der Blätter sind pädagogischen Inhalts; „Allgemeine pädagog. Rundschau“ herausgegeben von Töpelowski (Verlag von Julius Zimme in Berlin), hat sich neben Besprechung sämmtlicher Schulangelegenheiten zum Ziele gesetzt, das Verhältniß zwischen Haus und Schule freundlicher zu gestalten. Die in Nr. 7 enthaltene literarische Rundschau beweist, daß die Redaction die verschiedenen Geistesströmungen auf dem Gebiete des Erziehungswezens aufmerksam verfolgt. Die Beilage „Blätter für Schule und Haus“ bringt, neben guten Abhandlungen, Belletristisches.

Bei F. S. Webel in Leipzig und unter dessen Redaction erscheinen „Deutsche Studienblätter“ wöchentlich ein Mal, die, was die Fülle des Stoffes betrifft, sehr viel versprechen und auf dem Gebiete der Literatur auch halten. Die uns vorliegenden Nummern bringen manche vortreffliche Charakteristik lebender Autoren, Kritiken u. Ob es gut ist, der studirenden Jugend, die Schüler der obersten Gymnasialclassen mit eingeschlossen, Gelegenheit „für literarische Uebung“ zu bieten, ist eine Frage, die wir hier nicht entscheiden können.

Von den „Annalen der Typographie“ (Carl B. Dorr) liegen uns Nr. 348 und 349 vor. Der Stoff ist reichhaltig und die Ausstattung vortrefflich.

Der geistvolle Publicist C. von Vincenti gibt mit F. Groß vom 1. April an „Die Heimat“, eine neue illustrierte Zeitschrift belletristischen Inhalts heraus (Friedrich Jasper, Wien). Die Einleitung zeichnet sich durch ihre vornehm bescheidene Haltung sehr aus, wenn man die Modomontaden bedenkt, mit denen heute derartige Unternehmen in die Welt treten. Die Ziele des Blattes sind: das östreichische Volksthum zu stärken, aber im innigen Zusammenhange mit Deutschland zu bleiben. Die Probenummer enthält den Anfang zweier Erzählungen von Ferdinand von Saar und Ludwig Anzengruber, dem Verfasser des „Pfarrer von Kirchfeld“; ein Gedicht von Betty Paoli; eine literarische Kritik über M. Tokais „Milton“, der vor kurzem zum ersten Male in Pest gegeben worden ist; dann eine Skizze von Aglaja von Enderes und Notizen. Die Holzschnitte sind vorzüglich. Wir wünschen der „Heimat“, wie es sich von selbst versteht, den besten Erfolg, sprechen aber nebenbei auch die Hoffnung aus, daß die Regierung Oestreichs das Verdict gegen die „Gartenlaube“ baldigst aufheben werde, schon deshalb, um jene Stimmen zum Schweigen zu bringen, die das neue Organ und die Verbannung des Leipziger Blattes in einen sehr nahen Zusammenhang bringen.

Offene Briefe und Antworten.

Öbbl. Redaction!

In der mir erst jetzt zugegangenen Nummer vom 1. März Ihrer geschätzten Zeitschrift befindet sich ein Gedenblatt von Gustav Karpeles für die Dichterin Agnes le Grave. Der Verfasser desselben hat bei Aufzählung der Werke der Autorin, die übrigens längst so hoch geschätzt wird — als sie es verdient, einen einbändigen Roman vergessen, der im Jahre 1869 bei Carl Habel in Berlin erschienen ist. „Frau Lee“ nennt sich das betreffende Opus, in dem uns, an dem Faden einer höchst spannenden, interessanten Erzählung, alle Lagen eines glücklichen und unglücklichen Ehe- und Familienlebens dargestellt werden, wobei die Dichterin nicht veräuert, so oft sie nur kann, den Prediger und Ermahner in moraltaufenden Sentenzen zu spielen. Hat da nicht Rudolf Gottschall Recht mit den verheiratheten Dichtercinnen? In dem Roman, der übrigens acht dichterische Stellen enthält und eine höchst gelungene Charakterzeichnung besitzt, — wenn auch Frau Lee selbst ein sehr moderner Blauschtrumpf ist, — befindet sich auf Seite 128—132 ein meisterhafter, schwungvoller Text zur Sonate pastorale, der für alle Musikfreunde von größtem Interesse sein muß. Sollte es nicht zu spät sein, so würden Sie vielleicht manchem Ihrer Leser und auch gewiß Herrn Karpeles durch Abdruck dieser Zeilen einen Gefallen erweisen.

Hochachtungsvoll u.

Leipzig, 6. April 1876.

Serrmann Pilz.

Insertate.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leves, G. S. (Verf. von Goethe's Leben), *Geschichte der neueren Philosophie*. (Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Bd. II.) gr. 8. 52 Bgn. Preis 13 M.

Früher erschien:

Bd. I. *Geschichte der alten Philosophie*. gr. 8. 34 Bgn. Preis 8 M.
Beide Bände zusammen 20 M.

Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.

Im Verlag v. Otto Wigand in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der abenteuerliche

Simplicius Simplicissimus,

das ist:

Ausführliche unerhörte und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen,

Melchior Sternfels von Fuchshelm,

wie er seine Jugend im Speßart verlebte, dann im dreißigjährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.

Origin.-Ausg. Vierte Aufl. 1876. Preis 4 M. 50 S.

F. Lanzke & Co.,

80. Berlin, 3 Schmidtstraße.

Fabrik von

Holz-Jalousien,

dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfverrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht bloß jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preiscurante mit genauer Beschreibung, auch Kostenaufschläge gratis. (D. 1334. B.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschienen:

Ausgewählte Schriften

von

R. A. Varnhagen von Ense.

Neunzehn Bände.

8. Geh. 76 M. Geb. (in 11 Bde.) 87 M.

1. Abtheilung (Bd. 1—6): Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 6 Theile. Geh. 24 M. Geb. (in 3 Bde.) 27 M.
2. Abtheilung (Bd. 7—16): Biographische Denkmale. 10 Theile. Geh. 40 M. Geb. (in 5 Bde.) 45 M.
3. Abtheilung (Bd. 17—19): Vermischte Schriften. 3 Theile. Geh. 12 M. Geb. (in 3 Bde.) 15 M.

Vorliegende Sammlung ausgewählter Schriften Varnhagen's vereinigt das Beste und Bleibende von dem, was dieser gehaltvolle, echt vaterländische Schriftsteller während seiner langen Laufbahn in Druck gegeben, vermehrt durch Aufschlüsse und Ergänzungen, die aus politischen Rücksichten, oder weil intime Herzensbeziehungen darin berührt werden, bei früheren Ausgaben zurückbleiben mußten. Sie verdient einen Platz in allen öffentlichen wie Privatbibliotheken, welche die deutsche Nationalliteratur mit einiger Vollständigkeit enthalten sollen.

Jede der drei Abtheilungen ist auch einzeln zu beziehen, ein Prospect mit Inhaltsangabe gratis zu haben.

Neuestes
von Wih. Busch:
In 4 Monaten Abjag: 18,000 Ex.



Abenteuer
eines

Junggeßellen.

5 1/2 Bogen mit 156 Holzschnitten.

Preis 3 M.

Gegen franco Einsendung von
3 M. 10 S. in Briefmarken
franco per Post!

(Verlag von Fr. Bassermann, Heidelberg.)
Vorrätzig in allen Buchhandlungen.

2. Auflage

soeben erschienen:

Die

gesellschaftl. Stellung der Juden

von

Dr. Joseph Koltmann.

Preis 60 Pf.

Verlag von Rich. Skrzeczek, Lössau W/Pr.

Die beste Empfehlung für vorstehende Broschüre ist der Abjag von 2000 Exemplaren innerhalb 18 Tagen.

Joseph Krauss in Hamburg
empfiehlt sein reichhaltiges
Cigarren-Lager

in 84 verschiedenen Sorten von

68 bis 550 Mark pr. Mille.

Preis-Courant franco gratis.

Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich

von

Hellwald,

Culturgeschichte

in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

Inhalt der 1. Lieferung: Vorrede. In der Vorzeit: Die Naturkräfte. Die Geschichte der Erde. Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur. Alter und Urzustand des Menschen. Die socialen Gesetze: Ist die menschliche Gesellschaft ein Organismus? Das Denkorgan. Die Naturkräfte und ihre Potenzirung. Parallelismus des Nach-, Neben- und Uebereinander in der Gesellschaft. Das sociale Entwicklungsgesetz. Die Sittengesetze keine Naturgesetze. Religion und Ideal. Volksthum und Geschichte: Abhängigkeit des Menschen von der Natur. Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen. Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten.

Lieferung 1 à 1 M. ist in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

VERLAG VON CARL HOFFMANN IN STUTTART.

Eltern und Lehrern, namentlich aber zum Selbstunterricht für die wissbegierige Jugend, für Landwirthe und Gärtner, Apotheker u. s. w. empfehlen wir auf das Wärmste das so eben erscheinende Werk:

CARL HOFFMANN'S LEHRBUCH DER PRAKTISCHEN PFLANZENKUNDE

in Wort und Bild, für Schule und Haus
für Gebildete aller Stände.

40 Bogen mit 1000 color. Abbild.; 20 Lieferungen in Folio, à 1 1/2 Mark.
Erschienen Lief. 1—12; zu beziehen in beliebigen Zwischenräumen.

Schluss des Ganzen in diesem Sommer.
Zur Subscription vorrätzig in allen Buchhandlungen.

Einladung zum Abonnement auf:

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben

im Verein mit den hervorragenden Autoritäten der Musik-Literatur von
Albert Sahn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1 1/2 Bogen groß Sexton-8. in guter Ausstattung.
Das II. Quartal hat mit Nr. 10 am 1. April begonnen und kostet 2 Mark.
Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Nr. 10 ist auch gratis daselbst als Probe zu haben.

Die „Tonkunst“ behandelt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfnis des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit. Das Blatt folgt demnach mit Aufmerksamkeit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit, indem es ohne Parteilichkeit das Nennenswerthe auf den Gebieten der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, Texte und Uebersetzungen der Schule (Conservatorien zc., Compositionslehre, Analyse, Studien-Werke zc.), des Instrumentenbaues, des Gesch. und Vereinswesens, der Musikpflege (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft. Ferner bietet es eine genaue Statistik der Concurrenzen, Ernennungen, Wahlen, Uebersetzungen, Orden- und Titel-Verleihungen, Geschenke, Stipendien, Todesfälle, Jahrestage, Vacanzen und endlich unter Miscellen und Notizen reichen Stoff aus der Geschichte des Tages (vanity fair).

„Die Tonkunst“ strebt besonders danach in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung zu verbinden. Wie weit dies bisher gelungen, überzeugt man sich am besten aus dem erschienenen ersten Quartal, welches durch jede Buch- und Musikalienhandlung auch zur Ansicht bezogen werden kann. (Preis 1 M. 50 S.)

Verlag von Georg Stille in Berlin N.W., Louisestraße 32.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisestraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro Spaltenzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Geschichte der deutschen Pressefreiheit. Von Julius Weil. — Disraelis Kaisergründung. Von Karl Blind. III. IV. — Literatur und Kunst: Anastasius Grün. Von Robert Hamerling — Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach. — Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters. Von H. Glöck. (Schluß.) — Louis Kaffitz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn. — Aus der Hauptstadt: Vom Theater. Von H. L. — Musikalische Aufführungen. Verdis Requiem für Alessandro Manzoni. Von G. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ueber die Geschichte der deutschen Pressefreiheit.

Von Julius Weil.

„Laßt es in Eure Seele geschrieben sein“, sagt Junius in seiner Anrede „an das englische Volk“, „laßt es Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und socialen Rechte des Engländers ist.“

„Die Pressefreiheit“, sagt Papst Pius IX. in der Encyclika vom 8. December 1861, „ist ein verderblicher Irrthum und ein Wahnsinn unserer Tage.“

Diese beiden Aussprüche kennzeichnen in einem seltsamen Anachronismus den Geist zweier Culturepochen: den Geist des modernen Fortschrittes und den Fanatismus mittelalterlicher Wissens- und Gewissensknechtung. Junius' Wort, vor mehr als hundert Jahren gesprochen, klingt wie das Frühlingssied der Freiheit an unser Ohr, der Fluch des unfehlbarsten Papstes aber tönet wie Huhnkrächzen und Grabgeläute.

Das Papstthum hat von Alters her den Hecker des freien Wortes gespielt. Es war ein Papst, Alexander VI. (Borgia), den die Censur ihren Vater nennt — eines würdigen Vaters würdiges Kind! — Päpste waren es: Leo X., Gregor XIII., Urban VIII., die durch unzählige Pressbullen die geistige Freiheit in Fesseln schlugen, bis endlich Pius IX. seinen ohnmächtigen Bannstrahl gegen sie schleuderte. Ist es da nicht eine wunderbare Fügung der Dinge, daß Diejenigen, welche die Pressefreiheit am meisten verurtheilen, heutzutage den ausgiebigsten Gebrauch davon machen?

Die Beschränkung der Presse ist so alt wie die Buchdruckerkunst. Sie ist gewissermaßen der Gegendruck, den der Druck erzeugt. Zwar war das freie Wort in Rede und Schrift von jeher ein Dorn im Auge der Mächtigen: Cicero mußte die Kühnheit seiner Reden gegen Antonius mit dem Tode büßen; Ovid mußte im Exil über seine Gedichte, die des Cäsar Augustus Mißfallen erregt hatten, nachdenken; Constantine ließ die auf dem Nicäischen Concil verdammt Bücher des Arius verbrennen; und Justinian verbot, die alten Rechtsbücher mit seinen Pandekten zu vergleichen und neue darüber zu schreiben. Aber was ist Rede und Schrift gegen den Druck, der dem Worte Flügel verleiht? Es ist die Macht des Schwertes gegenüber der Wirkung einer Batterie. Jene tragen den Gedanken auf Baches Welle durch kleine Länderstrecken, der Druck führt ihn über die ganze Erde fort mit Stromesgewalt.

Kein Wunder, daß Diejenigen, die den freien Gedanken am meisten zu fürchten hatten, mit Entsetzen auf die Wirkungen der höllischen Kunst blickten. Sie erkannten sofort, daß sie gegen das Bollwerk ihrer Macht anstürmen mußte: „Wir verbieten“, heißt es in der Bulle Alexanders VI. (1501), „allen Buchdruckern . . . bei Strafe der Excommunication und bei einer Geldstrafe ernstlich, daß sie in Zukunft Bücher, Abhandlungen oder irgend welche Schriften drucken oder drucken zu lassen irgendwie sich unterstehen, ohne zuvor die Erzbischöfe oder Stellvertreter und Offiziale um Rath zu fragen; . . . daß nichts gedruckt werde, was dem strengen Glauben zuwider, gottlos oder Aergerniß erregend ist.“

Das war der Anfang der Pressehege, die Jahrhunderte lang ein Sport der Regierungen war. Die Presse wurde für Alles abgestraft, was der menschliche Geist Gutes und Großes erfand; sie bekam die Schläge, die diesem zugebracht waren. Denn in ihr fand er seinen Verkünder, seinen Vormund; sie führte immer das große Wort, das muß man sagen, sie verschwieg Nichts, sie verzeichnete gewissenhaft Alles, was er hervorbrachte, sie machte sich zur Mitwisserin seiner Handlungen und zur Mitthäterin. Insofern also in ihr das geistige Leben sich abspiegelte, kann man, ein bekanntes Wort Macaulays variirend, sagen: daß die einzig wahre Geschichte eines Landes in seiner Presse zu finden sei.

Damit ist der Rahmen für eine Geschichte der deutschen Pressefreiheit freilich sehr weit gespannt. Wer es unternähme sie zu schreiben, müßte ein wenig mehr als ein Rechtsgelehrter, er müßte vor Allem Geschichtsforscher und Politiker sein. Es ist gewiß keine kleine Mühe, das vorhandene gesetzliche Material zusammenzusuchen, aber es ist bei diesem Werke das Geringsste. Diese Gesetze müssen in Zusammenhang gebracht werden mit den Erzeugnissen der Presse, in Rücksicht auf die sie gegeben waren, und diese wiederum müssen aus dem Charakter der Zeit, aus der sie hervorgingen, erklärt und beurtheilt werden. Die Methode der gelehrten Forschung muß sich paaren mit dem großen Blick für das Leben der Völker.

Diese Bedingung glauben wir erfüllt zu sehen in einem Werke, das von dem berühmten Verfasser des „Deutschen Strafrechts“ vor kurzer Zeit erschienen ist. Albert Friedrich Berner hat ein „Lehrbuch des Deutschen Strafrechts“ (Verlag von Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1876) geschrieben, in welchem er mit einer Darstellung der Rechtsverhältnisse der deutschen Presse nach dem Reichsgesetze vom 7. Mai 1874 eine Geschichte des deutschen Strafrechts verbindet. Berner unterscheidet sich von vielen Gelehrten nicht durch seine Gründlichkeit, wohl aber durch eine edle Plastik

des Stils und eine philosophische Freiheit des Gedankens. Bei ihm begegnet man nicht der einseitigen Gelehrtheit, die an den Grenzen des Faches zu Ende ist, sondern überall dem offenen Verständniß für das Ganze, für den Zusammenhang der speciellen Wissenschaft mit dem allgemeinen Wissen, mit dem geistigen Leben überhaupt. Diese Vorzüge finden sich auch in dem letzten Werke wieder, aber noch erhöht durch den Freimuth und die Unerblichkeit, mit der der Verfasser die modernen Ideen vertritt; nicht vom Standpunkt irgend einer Partei, sondern nach allen Seiten hin prüfend und mit kritischer Wage wägend, strenge trennend die Herrschaftsinteressen einer Partei von dem wahren Wohle des Staates, der für ihn der Rechtsstaat im vollen Sinne des Wortes ist. Von diesem Gesichtspunkt des wahren Liberalismus aus sind darin die geltenden Rechtsgrundsätze, die Bedenken, die gegen einzelne erhoben, und die Reformen, die von der Presse gefordert werden, erörtert: die Frage der Zeugnißpflicht, die Stellung des verantwortlichen Redacteurs, die Anonymität, der Verächtlichmachung, die Behandlung wortgetreuer Berichte, die Beschlagnahme, die Pflichtexemplare und die vielen anderen Dinge, die im Leben der Presse eine entscheidende Rolle spielen. Aber da ist keines, was nicht in seiner geschichtlichen Bedeutung und in seinem Zusammenhange mit den Interessen und Bedürfnissen des öffentlichen Wesens in reizvollster Darstellung beleuchtet wäre. Als Beispiel seien die Sätze aufgeführt, mit denen die rechtliche Stellung der „fliegenden Buchhändler“ eingeleitet werden (S. 175): „... Anders der fliegende Buchhändler. Der ward alsbald eine fast autochthone Institution. 1848 galt der fliegende Buchhändler für eine straßengefährliche und demokratische Person. Ein Abgeordneter bezeichnete ihn als den geborenen Demokraten. Die fliegenden Scharen hemmten den Verkehr, wimmelten auf den Bahnhöfen und erfüllten die Luft wie die Sperlinge mit ihren Klufen. 1870 erhob sich aber der fliegende Buchhändler zu einer national-liberalen Erscheinung. Die Fenster der Patrioten öffneten sich, sobald der Fliegende vorüberzog mit seinen Ausrufen: Neueste Nachricht vom Kriegsschauplatz! Sieg bei Weißenburg, bei Wörth, — der Kaiser Napoleon mit seinem ganzen Heere bei Sedan gefangen! Der Fliegende wurde ein patriotisches Ferment, begleitete das Vaterland von Sieg zu Sieg, schürte die Begeisterung für die Landesverteidigung und für das kommende Reich, und die kurzen Beine der Berliner Buben erwiesen sich als eine vortreffliche Schnellpost, welche die überall stürmisch begehrten Nachrichten überall hin mit jugendlicher Siegesfreude und Hoffnung auf ungewöhnlichen Gewinn schleunigst austreute. Aber der Fliegende hatte keinen Rechtsboden unter den Füßen, sondern dieses ephemere jugendliche Phänomen wurde von den Behörden nur einstweilen zugelassen. Sollte das neue Reich ihm seine Fortexistenz nicht gesetzlich sichern?“

Das ist freilich eine Behandlung, die in den Augen der notenfeligen Gelehrsamkeit ein Gräuelt, ein Verrath an der Wissenschaft ist, die den Namen „Lehrbuch“ schändet, das an der Stirn des Werkes steht. Aber es will und kann auch seinem Gegenstande nach kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne, ein Compendium für juristische Lehrlinge sein; denn die Presse ist so tief verwurzelt mit unserem politischen Leben, mit unserer ganzen bürgerlichen und rechtlichen Existenz, daß ihre Angelegenheiten allgemeine Angelegenheiten sind und daher auch von allgemeinem Interesse sind. Das Berner'sche Werk ist ein Lehrbuch in viel weiterem und höherem Sinne, ein Lehrbuch für alle gebildeten Leute, ein Lehrbuch auch für die Regierungen; denn sie können daraus lernen, daß die Wohlfahrt der Völker nur erblüht unter der Sonne der Freiheit, daß das freie Wort die erste Bedingung ist für die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte einer Nation.

Die Geschichte des deutschen Presserechts, welche dem dogmatischen Theile des Buches vorausgeht, ist hiernach in der That ein Gewinn für unsere Literatur; nicht bloß weil sie eine vorhandene Lücke ausfüllt, sondern weil sie ein wenn

auch knappes, so doch meisterhaft getroffenes und scharfes Bild von der politisch-rechtlichen Entwicklung Deutschlands gibt. Denn wenn der Verfasser im Vorworte sagte (S. VI): „Ich bin daher eifrig bestrebt gewesen, mich aus der auf das Genaueste von mir durchforchten Masse des geschichtlichen Stoffes zu wahrhaft geschichtlicher Auffassung desselben emporzarbeiten, Höhen geschichtlicher Aussichtspunkte zu ersteigen, um den Weg zu überblicken, welcher der sich entwickelnde Rechtsgebante bereits durchlaufen hat, zu periodisiren, zu gruppiren und überall die Gesetze über die Presse aus den Zeitverhältnissen heraus und im Zusammenhange mit den Bewegungen der Presse selbst darzustellen,“ — so können wir nur hinzufügen, daß dieses Streben von dem schönsten Erfolge gekrönt worden ist.

Es ist kein heiteres Bild, das sich da vor uns aufrollt, aber ein interessantes, bedeutungsvolles Bild, das wir nicht müde werden sollten anzuschauen um der Erweiterung unserer politischen Erkenntniß willen. Es sei mir gestattet, eine kleine Federzeichnung davon zu entwerfen.

Auf Deutschland, wo bereits 1450 sich Spuren einer Censur zeigten, und im Jahre 1486 Erzbischof Berthold von Mainz die erste förmliche Censurcommission einrichtete, hatten es die Päpste mit ihren Preßbulen ganz besonders abgesehen, und die weltliche Macht bemühte sich, das Geschäft der Geistlichkeit mit ungechwächten Mitteln fortzusetzen oder in Compagnieschaft mit ihr zu betreiben. Der Speiererische Reichsabschied (1529) führte die Censur allgemein ein, der Augsburgerische (1530) gab genauere Ausführungsbestimmungen, und die Reichspolizeiordnung (1548) verschärfte sie. So verschworen sich Kaiser und Papst gegen die neue Kunst; hinter dem weltlichen Büttel stand die Inquisition mit dem Bannstrahl. Allein Kaiser und Papst konnten wohl das Wort, aber nicht den Geist in Fesseln schlagen, und keine Censur vermochte der Reformation mit ihrem literarischen Drange, den Schriften Hutten's und Luthers, Sebastian Brandt's und Hans Sachsens den Weg in die Herzen des Volkes zu versperren.

Je mehr aber die Druckereien und das Bildungsbedürfniß wuchsen, desto größer wurde die Angst der Machthaber vor dem Preßungeheuer: ein Reichsgesetz jagte das andere, eines schärfer als das andere, und jedes erfüllt von neuen Klagen über die mangelhafte Befolgung der bisherigen Verordnungen und über die graufigen Folgen der Druckfreiheit. Die Buchdruckereien wurden auf Fürstentümern, ansehnliche Reichs- und Universitätsstädte beschränkt, die Buchdrucker einer Prüfung ihrer Zuverlässigkeit und dem Eideszwange unterworfen, ein kaiserlicher Fiscal zur Verfolgung der Preßüberschreitungen, Büchervisitationen, und endlich in Frankfurt am Main die mit den Befugnissen einer Oberzensurbehörde ausgestattete Büchercommission eingeführt; — lauter ohnmächtige Versuche, den immer mächtiger sich heranwühlenden Strom der religiösen und politischen Aufklärung abzdämmen. Es thaten sich hierin namentlich hervor: der Reichsabschied von 1570, die Reichspolizeiordnung von 1577, das kaiserliche Decret von 1715 und das kaiserliche Patent von 1746.

Aber allmählig nahm die Presse eine noch viel gefährlichere Gestalt an: ihr Haupt wuchs wie das Haupt der Hydra, hundertfach, tausendfach, jedes neue eine Macht für sich; jedes einzelne ein denkender Gegner; — es entstand der Journalismus! Der Journalismus entstand, und sofort beherrschte er die Literatur.

„Was ist eine Schrift?“ ruft Louis Blanc aus. „Ein Wort, welches dauert. Die Bücher lassen es zehn Jahre, zwanzig Jahre, ein Jahrhundert, zehn Jahrhunderte dauern: sie genügen in den Epochen, wo die Menschheit langsam denkt und nicht das Bedürfniß schnell zu sprechen empfindet. Aber wenn das Gehirn der Menschheit locht, wenn das Herz eines Jeden mit Hestigkeit schlägt, wenn auf allen Lippen die erregten Leidenschaften sich in brennende Worte übersetzen, wenn in einer schnelllebigen Welt das Heute das Gestern verschlingt, um selbst wieder vom Morgen verschlungen zu werden, dann ist die Aera der Bücher geschlossen: die Aera der Journale öffnet sich!“

Buch und Journal verhalten sich zu einander wie Vorbereitung zu Improvisation. Das Buch ist die Methode, das Journal ist die Eingebung. Das Buch erscheint auf einmal, seine Wirkung ist stark, aber nicht stetig; das Journal kommt heute, morgen, alle Tage, es drängt sich auf, es bohrt und bohrt mit dünner Nadel, aber unaufhaltfam, nie rastend, es ist „die Kraft des stets wiederkehrenden Tropfens, der den Stein aushöhlt“.

Die Presse in dieser neuen Gestalt wurde nun bald zu einer gewaltigen Macht. Sie redet nicht mehr allein zu den Gebildeten und Wissenden, sondern unmittelbar zur Masse; sie redet auch nicht in der Sprache der Gelehrten, sondern des Volkes; sie redet endlich nicht bloß von gelehrten Dingen, sondern von Allem, was in die Welt der Erscheinungen tritt; und indem sie auf jedem ihrer Blätter ein Samenkorn der Bildung in die Geister trägt, wird sie deren verdienstvollste Priesterin. Ein schreckenvolles Gespenst in den Augen einer mit den Mitteln der Unfreiheit wirthschaftenden Regierung, ist sie einer freiheitlichen Staatslenkung die treueste Bundesgenossin.

(Schluß folgt.)

Disraelis Kaisergründung.

Von Carl Blind.

III.

Man sagt von den Engländern gewöhnlich, ihr Sinn sei stark auf das Alterthümliche gerichtet. Allein im vorliegenden Fall hat dasselbe für sie nicht den mindesten Reiz.

Geht man die Geschichte etwas aufmerksam durch, so findet man seit alten Zeiten entsetzlich viel Kaiser und Kaiserinnen, sogar an den unglaublichsten Orten. Die Könige von Castilien nannten sich im elften und zwölften Jahrhundert „Kaiser“. Damit wollten sie den römisch-deutschen und griechischen Kaisern Schach bieten. Französische Könige hielten vor Napoleons Zeiten darauf, wenigstens von den Gesandten orientalischer Fürsten mit dem Kaisertitel beehrt zu werden. Die indischen Mogule waren bekanntlich Kaiser. Lange vor der Einnahme von Konstantinopel wurde Sultan Bajazet durch Timur als „Cäsar von Rom“ bezeichnet, weil er bereits den größeren Theil des oströmischen Gebietes besaß. Von den alt-englischen Königen vor der Normannenzeit habe ich schon bemerkt, daß sie gelegentlich den Kaisertitel führten. Eduard der Bekenner nannte sich „König der Engländer; Basileus von Britannien; Kaiser und Beherrscher aller Fürsten und Völker, die die Insel bewohnen; Oberherr der Szepter der Kumbrier, Schotten und Briten“. Eine Victoria, Frau des Bonosus, wird in alt-britischer Zeit, im dritten Jahrhundert, als „Kaiserin des Westens“ genannt, gleichzeitig mit Zenobia, der Kaiserin des Ostens!

Doch wozu diese geschichtlichen Beispiele vervielfältigen? Disraeli hat sich auf den Dichter Spenser bezogen, der die Königin Elisabeth als „Kaiserin“ ansah. Wenn Disraeli seinen Spenser etwas gründlicher lesen will, so kann er dort auch die Eva, die Frau des Adam, als Kaiserin bezeichnet finden. Also Kaisertum sogar im Paradies! Victoria — was will man noch mehr?

Wie wäre es, wenn Herr Disraeli vor dem Unterhause auseinandergesetzt hätte, daß, in Anbetracht des von Spenser unserer biblischen Stammutter erteilten Kaisertitels, Ihre Majestät die Königin zum Allermindesten denselben Titel tragen müsse, und daß kein echter bibelgläubiger Christ seine Stimme dafür verweigern dürfe? Leider ging des Premiers Belesenheit in diesem Falle, wie in anderen, nicht sehr weit. Wir sind also in den Berichten über die Parlamentsverhandlungen um eine dichterische Quellenangabe gekommen, die sich neben dem bekannten Brief des klugen Schulmädchens und neben dem Auszug aus dem Kalender sehr stattlich ausgenommen hätte. Das

englische Kaisertum aus der Eva heraus zu entwickeln: das wäre die Krone der neuen Schöpfung Disraelis gewesen. Dies Rippenstückchen der Dichtung hätte gewiß die heiterste Aufnahme gefunden.

Auffallend genug, ist die öffentliche Meinung in England den von Herrn Disraeli ausgelegten Alterthümern diesmal gar nicht auf den geschichtlichen Keim gegangen. Vögel von einiger Erfahrung sind immer schwer zu fangen; und politische Erfahrung haben die Engländer immerhin. „Bedenken wir's ganz genau“ — so scholl es immer wieder aus der Presse und aus den Volksversammlungen — „so brauchen wir gar keinen Kaisertitel. In England wollen wir den Titel nicht, denn hier könnte er nur eine minder freisinnige Wendung in der Verfassung anbahnen sollen. In Indien brauchen wir ihn nicht, denn für die Indier müßte das Wort „Kaiserin“ oder „Kaiser“ erst übersezt werden; und dann fragt es sich ja erst, aus welcher Sprache man eine solche Uebersetzung vornehmen will und wie die Bezeichnung dort lauten soll.“

In diesem Kreise dreht sich unaufhörlich die öffentliche Erörterung. Schätzbares Material ist über den Gegenstand bereits unendlich viel aufgehäuft worden. Ein edler Lord im Parlament wollte die neue Kaiserin von Indien allen Ernstes mit dem Namen des ehemaligen Groß-Moguls beehren. Sie hätte somit als „Groß-Mogulina“ bezeichnet werden müssen. Ein anderer Schwärmer pflückte für sie einen Titel aus dem Rosenhag der persischen Sprache. Er schlug vor, sie als „Schah-in-Schah-i-Hind Zil-i-Subhani“ zu bezeichnen. Dieser Vorschlag wurde jedoch von einem anderen Kenner ganz verächtlich als ein persisches Stück Harem-Mosaik bei Seite geworfen. Manche meinten, es genüge, Ihre Majestät in Indien, nach wie vor, als „Malika muazzamah“ anzureden, was auch ganz schön klingt. Professor Max Müller erschien ebenfalls mit einem Vorschlag zur Güte. Er beantragte in der „Times“ den Namen Adhiraja oder Adhirajni, oder auch Rajadhiraja. Er erwähnte dabei, der ebenfalls als passend angegebene Name „Schah-in-Schah“ sei eigentlich die moderne Form des Titels, den Darius keilschriftlich führte, nämlich: Kshayathiya Kshayathiyanam.

Wir scheint, unmaßgeblich, der Titel „Kshayathiya Kshayathiyanam“ der beste Ausweg aus der Schwierigkeit zu sein. Gäbe man den Namen „Empress“ auf, und hieße man Ihre Majestät als Beherrscherin von Indien immer nur „Kshayathiya Kshayathiyanam“, so wäre die Gefahr eines allmäligen Einschleichens dieser Titulatur in den diesseitigen Volksgebrauch kaum zu befürchten. Die englische Sprache strebt in ihrer Entwicklung, wie man weiß, sehr stark der Einfaltigkeit zu. Bei der Kürze des Ausdrucks, deren man sich in England im täglichen Verkehr befließigt, wäre daher der Mann, der von der „Kshayathiya Kshayathiyanam“ reden wollte, sofort geliefert — angenommen, daß es ihm überhaupt gelänge, dies Wort über den elfenbeinernen Wall seines Mundes zu bringen.

IV.

Ich habe im Beginn meiner Bemerkungen erwähnt, daß das Hauptblatt der konservativen Partei, als es noch nicht wußte, was das eigentliche Ziel der sog. „Königstitel-Bill“ sei, mit großer Schärfe sich gegen die Vermuthung aussprach, als könne Herr Disraeli eine Kaiserin machen beabsichtigen. Die Zeiten ändern sich jedoch, und sogar ein dem Stillstand ergebene Blatt muß manchmal eine Schwentung vollziehen. So geschah es dem „Standard“, nachdem das große Geheimniß enthüllt worden, das der Premier zuerst so sorgfältig in den Falten der „Königstitel-Bill“ versteckt hatte.

Nun mußte der „Standard“, wenn auch zögernd, sich für Annahme der Kaiserwürde durch Ihre Majestät erklären. Er that dies jedoch in so bezeichnenden Worten, daß auch diese seine zweite Aeußerung der Wiederholung werth bleibt. Auf die Angriffe antwortend, die gegen die Hereinziehung kaiserlicher Titel in die englischen Verhältnisse gerichtet worden waren, sagte der „Standard“: —

„Die Frage ist keineswegs: was gut für uns ist, sondern: was gut ist für das Volk von Indien. Die dortigen Bevölkerungen sind gerade jene „anderen Leute“, die einen Kaiser brauchen. Das Volk von Indien behauptet, nicht unter einer verfassungsmäßigen Verwaltung zu stehen. Es wird in einer Weise regiert, die nicht bei uns angewandt werden kann. Dem Oberhaupt der indischen Regierung denselben Titel zu geben, den das Oberhaupt der Regierung in England führt, wäre eine Verkehrung und eine Herabwürdigung des bei uns in England geführten Titels.“

Es bedürfte vieler Ausrufungszeichen, um die Thorheit hervorzuheben, die in einem solchen, gegenüber den Indiern gethanen Geständnisse des Blattes liegt, das die Torypartei am einflussreichsten vertritt. Mit anderen Worten ist in Obigem gesagt: man wolle den Indiern einen Kaiser als Strafe auferlegen. Kaiser sind dazu da, um unterjochte Völker durch Willkür zu beherrschen. „Kaiser“ bedeutet die Abwesenheit verfassungsmäßiger Regierung. So lautet die Lehre der toryistischen Hauptzeitung Englands. Beinahe möchte man diese Vertheidigung des indischen Kaisertitels ein Felsstück nennen, mit dem der conservative Bär dem englischen Insulaner die Grille der Abneigung gegen die Titelbill aus dem Kopfe treiben will.

In der angezogenen Stelle des „Standard“ ist der despotische Inhalt der Titelbill offen eingestanden. Nun meinen aber Viele, Herr Disraeli schlage mit seiner Bill vorerst nur auf den indischen Sack; eigentlich sei jedoch England gemeint, und an England werde dereinst auch schon die Reihe kommen. Mit Worten läßt sich ja trefflich streiten, aus Worten ein System bereiten. Habe man einmal das Wort, dem der „Standard“ selbst einen der verfassungsmäßigen Richtung entgegengesetzten Inhalt zuschreibt, so werde man später aus dem Worte schon auch für England die politische Reaction heraus zu entwickeln suchen.

Das ist nun einmal die Befürchtung. Wie Figura zeigt, hat der „Standard“ selbst die Anwendung des Kaisernamens auf England als eine Verkehrung und Herabwürdigung der hiesigen verfassungsmäßigen Form bezeichnet. Trotzdem ist bereits Das geschehen, was voraussichtlich mehr und mehr zur Uebung werden wird, und wogegen sogar der „Standard“ in seinem früher angezogenen Aufsatz als gegen eine unverkennbare Gefahr gewarnt hatte. „Heil unserem künftigen Kaiser!“ — so lautet bereits eine Inschrift in Portsmouth als Willkomm für den zurückkehrenden Thronfolger.

Eine große Unruhe ist unter diesen Umständen über die freisinnigen und gebildeten Schichten des englischen Bürgerthums gekommen. Bis tief in die conservative Partei hinein erstreckt sich das Gefühl beängstigter Unbehaglichkeit. Man glaubt vorauszu sehen, daß das Königthum, wenn ich so sagen darf, zu entgleisen droht. Gerade die gemäßigt liberale Partei ist von dieser Unruhe am heftigsten erfaßt. Wie sie aus Anhänglichkeit an die alten Verfassungseinrichtungen einem modernen Imperialismus abhold ist, dessen Tugend- und Kraftproben sie in einem Nachbarlande so schmähslich zu Ende gehen sah, so wünscht sie auch nicht, etwa durch den mißlungenen Versuch einer englischen Kaiserei zu einer Umwälzung in entgegengesetzter Richtung hindurch zu gehen. Die Masse der liberalen Partei in England möchte an den vorhandenen Zuständen bessern, aber jeden gewaltthätigen Knack vermeiden. Insofern sind die 200 Stimmen, die sich gegen die zweite Lesung der Titelbill erklärten, und unter denen eine Reihe ehemaliger Minister sich befand, wirklich „Ihrer Majestät Opposition“.

Am Vorabend der Versammlung, die so eben in der City abgehalten wurde, um entschiedenen Einspruch gegen die Titelbill zu erheben, trat einer der bekanntesten Arbeiterführer Englands bei mir vor. Ich nahm Anlaß, ihn zu fragen, ob er bei der Versammlung zu sprechen gedenke.

„Nein“, erwiderte er; „ich gestehe, mich läßt der Streit kalt. Das Einzige, was bei mir und meinen Freunden Interesse erweckt, ist die Art und Weise, wie Herr Disraeli dem

Volke zeigt, was lange vergessen worden war, daß am Ende das Parlament einen neuen Monarchen machen kann. Kann es ihn machen, so kann es ihn auch abschaffen. (If it can make him, it can unmake him.) Earl Shaftesbury war klug genug, diesen Zusammenhang zu erkennen. Nicht ohne Grund warnte er daher die Regierung, sie möge sich hüten, an diese Dinge zu rühren. Wir Anderen haben solche Warnung nicht zu ertheilen. Hätte ich meine Stimme abzugeben, so würde ich freilich auch gegen den Kaisertitel stimmen. Aber einstweilen schadet uns Herrn Disraelis Verfahren durchaus nicht. Im Gegentheil, es werden dadurch unter den Leuten mancherlei bisher schlafende Gedanken geweckt. Von einem Ende des Landes bis zum anderen rüttelt er die Geister auf. Wahrhaftig, er weiß nicht, was er thut; oder er handelt eben wieder mit seiner bekannten Leichtfertigkeit.“

Der Mann, der dies sprach, ist zwar demokratisch gesinnt, aber persönlich jedem gewaltthätigen Vorgehen abgeneigt. Seine Kenntniß der Verhältnisse erstreckt sich auch nicht bloß auf den Arbeiterstand; durch vielfachen Verkehr mit liberalen Parlamentsmitgliedern ist ihm der Blick erweitert und geschärft.

Nur leise grollend, und mehr beobachtend, steht die Masse der arbeitenden Stände der Titelbill gegenüber. Ihre Opposition ist aber nicht weniger tief, weil sie vorerst das Bürgerthum gewähren läßt. Der Tag wird kommen, wenn die Bill in Kraft tritt, wo ein um so heftigerer Ausbruch des Volkswillens gegen „imperialistische“ Gelüste und Benennungen erfolgt.

Wohl mag man da fragen: — Ist Disraelis Politik wirklich conservativ?

Literatur und Kunst.

Anastasius Grün.

Bemerkungen über die Dichterfeier des 11. April.

Von Robert Samerling.

„Wohlauf, ihr Schwalben, Finken,	Den Sängerkhorst des Maien
Lenzvoegel allzumal,	Mit goldnem Saitenspiel —
Schmetter um Bergeszinken,	Was sag' ich? nicht des Maien,
Wedt das verschlafne Thal!	Des schneidigen April —
Die Anemonen sprossen;	Desmonds der Frühlingsstürme,
Das ist die rechte Zeit:	Der mit der Freiheit Hauch
Den besten Sanggenossen	Den Falter im Gewürme,
Zu feiern gilt es heut:	Die Anospe weckt am Strauch“ —

Ueber Anastasius Grün zu schreiben, bin ich gerne bereit, wenn man nur so freundlich sein will, mir zu gestatten, daß ich hier und da etliche Verse mit einstreue. Der Name und die Individualität Anastasius Grüns haben für mich immer etwas poetisch Unregendes, castalisch Begeistertes.

In der That, es ist immer eine eigenthümlich gehobene Stimmung, die mich überkommt, wenn ich der hohen, geschmeidigen, bescheiden-würdevollen Gestalt des greisen Sängers in den Straßen der freundlichen Marktstadt begegne. „Was hat der noch in Fleisch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?“ frage ich bei mir selbst. „Der gehört auf eines Marmorsockels lichten Gipfel hinauf, in Stein gehauen oder in Erz gegossen!“ — Dabei geht mir aber auch schon das Herz auf, und wenn ich eben gelangweilt oder gedrückt bin, so fühle ich mich plötzlich umgestimmt, und das Blut rollt mir rascher durch die Adern bei dem Gedanken: da wandelt der „letzte Mohikaner“ der deutschen Lyrik, der letzte aus dem goldenen Zeitalter, welches die glanzvolle Cohorte Uhland, Rückert, Platen, Heine, Freisigrath, Lenau, Grün vereinigt sah . . .

Ich möchte den Sängergreis deshalb immer mit einer rhythmischen Tirade begrüßen, wie einen homerischen Gott. Erst die Nothwendigkeit, ihn mit „Excellenz“ anzureden, bringt ihn mir wieder menschlich näher. Eine poetische Apostrophe mit „Eure Excellenz“ einzuleiten, ist glücklicherweise nicht gut möglich.

Immer der Alte — immer frisch, immer aufrecht, stramm ohne Steifheit — immer leutselig, immer lebenswürdig, immer anspruchslos — und, wahrhaftig! nicht bloß ein Nest von Jugend ist diesem Greise geblieben, sondern sogar, ich möchte sagen, ein Nest von Kindlichkeit. Von jener Kindlichkeit, von jener Naivität, meine ich, die ein nicht ganz seltenes Merkmal „gottgeküßter“ Seelen ist. Und doch auch diese wieder verschmolzen mit dem Charakter vollwichtiger Männlichkeit, in welcher der Cavalier sich ebenso wenig verleugnet wie andererseits der Oppositionsredner und unerlöschene Freiheitsapostel.

Was hat ihn doch nur so wohl „conservirt“, den alten Herrn, den greisen, aber kaum noch ergraute Poeten? Ich glaube, der Umstand, daß seine Muse nicht die Leidenschaft war. Durch Anastasius Grün's Dichtungen weht nicht der Hauch verheerender innerer Seelenstürme. Da funkelt Alles von frischen, krystallhellen Gedanken und Bildern — trillernd schwingt die Lerche sich empor und verkündet den Morgen und verspottet die Finsterniß — nichts von Seufzern, gepreßten Wehelaute, die sich losringen aus schwarzumflorten Empfindungstiefen! — Ueberall finden wir

„Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Kein, jene Morgenkühle,
Wie Perlethau, so klar,

Von allen Jubelgreisen
Der jugendlichschte du,
Noch grün wie deine Weisen,
Frischkünftig immerzu,

Die seiner Liebergarbe,
Von Primelgold durchsüßt,
Die Auserhebungsfarbe
Des Lenzes aufgedrückt.

Vor'm Schwarm der Zeitgenossen
Stehst du im Tagesstrahl
Wie schon in Erz gegossen,
Dein eignes Ehrenmal!“

Welch' ein Gegensatz zu dem berühmten Freunde und Sangesgenossen, der in wilder innerer Zerrissenheit schier grauenhaft unterging! — Gar merkwürdig „polarisirte“ sich das deutsche Dichterherz in Oesterreich — und seine beiden Pole nannten sich Anastasius Grün und Nicolaus Lenau! —

Ob A. Grün's Leben wirklich immer ganz so hell dahin geflossen wie sein Lied? Ob nicht in den ersten, that- und sangeslosen Jahrzehnten des Nachmärz manchmal etwas wie ein Gefühl der Einsamkeit ihn beschlich auf seinem krainischen Schlosse, die elektrische Kette ihm gerissen schien, die den vormärzlichen Freiheitfänger verknüpft hatte mit seiner Zeit und seinem Volke? Wer weiß es? Aber dergleichen, wenn es bestand, muß ihm nun schon lange zerronnen sein wie Herbstnebel in der klaren Winterpracht eines an neuen Erfolgen reichen, rührigen Alters!

„Wie Morgentraumgesichte
Besucht dich heut was war:
Und flocht auch zwischen lichte
Sich manches öde Jahr —

Was trennt die Zeitenferne,
Rückt in der Ueberschau
Zusammen wie die Sterne
Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugenpialter
Stumm, wie verschollen, hing,
Glanzvoll ergänzt dein Alter
Des Ruhmes Kronenring!“

Die Capitale der Steiermark, welche Grün den ihren nennt, weil er seit vielen Jahren in ihren Mauern lebt, war vor allen herufen den 70. Geburtstag des Dichters zu feiern. Und die Grazer Feier verdient auch Erwähnung in weiterem Kreise, weil sie die einzige war, die durch die persönliche Anwesenheit des Jubilar's verherrlicht wurde.

Ah, diese Grazer Feier! — Wenn ich sage, daß ich am Tage derselben von 3 Uhr Morgens an kein Auge mehr schließen konnte, so wird dies dem geneigten Leser sehr gleichgültig sein. Aber es hängt zusammen mit einer Sache, die ich bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen andeuten möchte.

Man bedauert bei solchen Festen gewöhnlich den Jubilar, daß er so viel des Aufregenden, Erfreulichen, Rührenden über sich ergehen lassen muß. Man meint, das Uebermaß der Ueberraschungen werde ihn erdrücken und ersticken. Nun, die „Ueberraschungen“ werden in dem Maße sich in's Gebiet der Mythie verlieren, als diese Art von Festen überhaupt aufhört neu zu sein. Ein bestimmter Nitz bildet sich heraus — der Jubilar weiß so ungefähr, was Brauch ist, was er zu erwarten hat — er sieht Deputationen und Repräsentanten vor sich, die vielleicht mit der inneren Gleichgültigkeit von Bediensteten einer Entreprise de pompes funebres an ihr Geschäft gegangen sind. Es muß so weit kommen, daß nichts mehr erfreut, was geschieht, sondern nur noch kränkt, was unterbleibt. Und dies ist wohl das Aufreibendste bei der Sache: mit dankbar lächelndem Munde den Erfreuten, den Ueberraszten, den Gerührten vorstellen müssen, während man vielleicht insgeheim über das Minus an rechter Empfindung hinter der in Scene gesetzten Subdignation erschrickt — mit dem Bewußtsein überdies, daß, wenn man auch selbst über eine Verschiedenheit im Ausmaß der Ovationen, welche man selbst erhalten, und jenen, die Andern zu Theil wurden, hinwegsehen wollte, doch Andere einen solchen Vergleich anstellen werden. Schönes Geburtstagsangebinde für einen Siebzigjährigen! Ein Lampenfieber, das vor der möglichen Beschämung eines „succès d'estime“ bangen, vor einem auch nicht unmöglichen „fiasco“ zittern muß! —

Diese Betrachtungen waren schuld, daß ich am Tage der Grünfeier — so mächtig ist der Corpögeist auch unter den Poeten, und das Mitgefühl für einen Mann, den man hochschätzt — von 3 Uhr Morgens an nicht mehr schlafen konnte . . .

Das Grazer Fest bestand in einer Akademie im Stadttheater, und diese wieder aus drei Männergesangsvorträgen, der Declamation dreier Gedichte von A. Grün, und einer Festrede des bekannten Abgeordneten, Herrn Baron Walterskirchen. Diese Rede verbreitete sich über die politische Wirksamkeit des Grafen Auersperg im krainischen Landtage und im Reichstage und über seine Mitwirkung beim Zustandekommen verschiedener freiheitlicher Gesetze in Oesterreich. Um dem Jubilar völlig gerecht zu werden, hätte dieser oder ein anderer Redner auch den Verdiensten des Dichters als solchen einige Worten widmen sollen. Nicht Alle wußten, daß die Festrede des Herrn Barons v. W. ausschließlich die politische Thätigkeit A. Grün's zu feiern bestimmt war; Viele warteten von einem Augenblick zum andern, der Redner werde seinen Fittig zu einem höheren Schwunge entfalten und — wenn dann nach einer kleinen erwartungsvollen Pause der Herr Baron fortfuhr: „Sehen wir jetzt zu den confessionellen und Schulgesetzen über!“ so malte sich in den Gesichtern der Damen und anderer Personen, welche dasaßen und gerne warm werden wollten, eine etwas unangenehme Enttäuschung. Durch eine Festcantate konnte die erwünschte Ergänzung auch nicht in entsprechender Weise geboten werden, und so blieb es dem Dichter überlassen, für sich selbst zu sprechen, was er denn auch in seinen drei, von einem Schauspieler gut vorgetragenen Gedichten in glänzender Weise that. Es war für die Empfängerlichen ein schöner, Manchem vielleicht unbergflicher Moment, als das berühmte Gedicht gesprochen wurde, das nach dem „letzten Dichter“ fragt, und die Strophen erklingen:

„So lang' noch Gräber trauern mit den Cypressen dran,
So lang' ein Aug noch weinen, ein Herz noch brechen kann:
So lange walt auf Erden die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh!“

— und bei den letzten Worten das Publicum mit stürmischem Händeklatschen dem Dichter sich zuwandte, der mit seiner Familie in einerloge dem Feste anwohnte, und jetzt in seiner sympathischen Art mit freundlichen Verbeugungen dankte. Dieser Moment war und blieb das „punctum saliens“ des Ganzen. Am Schluß wiederholte sich das Händeklatschen und wurde verlängert, in der Erwartung, daß der Gefeierte sprechen werde. Aber eine Theaterloge ist nicht der Ort um Reden zu halten. So fehlte, was Jeder als schönstes Andenken mit fortnehmen und in der Seele hätte bewahren

Dialogs ist, niedergelegt baldigt lesen zu können. Ueber das Schicksal dieses Dialogs weiß ich übrigens gar nichts. Außer Bekannten habe ich mit Niemanden darüber gesprochen, als mit Carovs, der ihn kannte und lobte. Den Verfasser nannte ich natürlich nicht.

Die Schrift, aus der die Anekdoten sind, heißt: „Julii Wilhelm Zingrefen Teutischer Nation Apophthemata.“

Daumer will Ihnen über Caspar Hauser etwas schicken. Ob es sich aber für Ihren Kalender eignet, weiß ich nicht. Wenn ich gerade etwas Kleineres, was für Sie passen könnte, aus meinem Kopf herausbringen werde, so sollen Sie es erhalten. Leider habe ich aber jetzt mit einem Allerlei meinen Kopf toll und voll. Der Lord Stanhope ist ein ganz elender Mensch. In zwei Briefen an Schullehrer Maier und Lieutenant Hinkel, die er als Manuscript drucken ließ, die hier aber durch mehrere Hände cursirten und so auch mir und den Meinigen zugesteckt wurden, bemüht er sich mit sichtbarem Interesse, den Caspar Hauser recht anzuschwärzen und verunglimpft dabei auch meinen Vater auf eine schändliche Weise. Glücklicherweise sind noch infame Briefe von ihm da. Aber es müssen noch mehr Data, namentlich in Nürnberg, gesammelt werden. Er soll seinen Theil hinausbekommen. Dies Geschäft gehört auch zu meinem Allerlei.

Von der Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik erhielt ich heute die Einladung. Antheil zu nehmen. Die Einladung nehme ich an. Es ist doch eines der achtbarsten, wo nicht das achtbarste wissenschaftliche Institut für seine Zeit. Vor einigen Tagen war Hixig hier, der von der guten Aufnahme meines Buches in Berlin mit mir sprach und sagte, wenn ich nicht gerade in Berlin dociren wolle, sondern in Bonn, so dürfe ich nur meinen Wunsch äußern, er würde mir ohne Bedenken gewährt und ich könne auf Beförderung dann rechnen. Dieser Tage schreibe ich daher Altenstein. Bonn schlage ich vor. Bonn — und Erlangen! Ein Leben, wie ich es bisher führte, taugt in der Länge nicht für einen Menschen in meinen Jahren. Wenn weiß ich noch nicht, ob ich mich melde. Die Schweizer Natur, die Nähe Frankreichs, Italiens anlockend, aber wenn die Universität eine bestimmte liberale Tendenz haben sollte, was ich jedoch noch nicht bestimmt weiß, so möchte ich nicht hin.

Der Ihrige

L. F.

VII.

Bruckberg, 1. August 34.

Berehrter Freund! Meinen Dank für Ihr durch Fräulein Bertha mir Uberschicktes. Ich bedauerte nur, nicht gleich das Ganze vor mir zu haben, denn die Stellen, die für sich selbst mir verständlich waren, fand ich in jeder Hinsicht vortrefflich und sie machten mich daher begierig auf das Ganze Ihrer Ideen. Großen Dank werde ich Ihnen wissen, wenn ich durch Sie einiges Licht in diesem mir so unbekanntem dunklen Felde erhalten. Bis jetzt konnte ich mir aber das Journal nicht verschaffen. Wenn ich wieder nach Erlangen komme, hoffe ich jedoch auf Rastnern. Von meiner Prüfung erwarten Sie aber nichts, denn ich kann nur ein formelles aber kein materielles Urtheil hierüber fällen.

Es thut mir wirklich leid, Ihnen nichts für Ihren Kalender übersenden zu können. Wenn Sie mich auf den Kopf stellen und hin und her schütteln und rütteln, es wird jetzt doch nichts für Sie Taugliches herausfallen. Dergleichen Dinge, die Sie brauchen, liefert bei mir nur der Zufall, die Gelegenheit. Die Wiederlegung Stanhope's würde sich schwerlich für Sie eignen. Durch meinen Bruder und nochmaliges Durchlesen bestimmt, fand ich, einige zu rügende Aeußerungen ausgenommen, Gründe, wenigstens etwas milder über ihn zu urtheilen. Indeß bleibt er in meinen Augen immer ein Elender. Zu einer förmlichen zureichenden Widerlegung fehlen überdies noch mehr zuverlässige Berichtigungen über das erste Auftreten Caspars und seines Gönners.

Am sechs Wochen brachte ich in Erlangen zu. Mit welchen Empfindungen ging ich an Ihrer ehemaligen Wohnung vorüber.

Keine Worte finde ich, Ihnen den Scandal dieser Universität, die Dreistigkeit, Schamlosigkeit, Unwissenheit der virorum obscurorum neuer Zeit protestantischer Theologie zu schildern. Theologisch satirische, wie Epistolae obscurorum virorum, und dergleichen Waffen sind jetzt nicht mehr nöthig, denn Alles, was der bitterste, übertriebenste Spott und die schmutzigste Verachtung über sie aussprechen kann, das sagen und thun sie jetzt selbst, bekennen es sogar als ihr eigenes Wesen.

Erlangen, 23. Aug. 34.

Bis hierher geschrieben vor ungefähr 3 Wochen in Bruckberg, wo Sie Alles freundlich grüßt.

Gätte ich doch diese Zeilen nicht liegen lassen! Ihre Frau Gemahlin wäre dann nicht wieder umsonst zu schreiben genöthigt gewesen, denn wie gesagt, ich bin gegenwärtig bettelarm, Materialien zur Geschichte der Philosophie, Collegienhefte, ein paar noch theilweise umzuarbeitende und hie und da zu berichtigende philosophische Abhandlungen und allerlei Excerpte, von denen ich nicht wüßte, was in einen Nationalkalender paßte, das ist Alles was ich an literarischem Vorrath besitze. Wie schon oben gleichfalls gesagt, sind meine bei Daumer eingeholten Erkundigungen so leer und nichtig, daß ich in dieser kritischen Geschichte nicht darauf bauen könnte und möchte. Ein Nationalkalender erschien mir überdem, genau überlegt, hiezu auch ein völlig ungeeignetes Organ. Dahinein gehörten nur allgemeine anthropologische Betrachtungen seiner Individualität, eine Schilderung von ihm und dergleichen. Aber ein solches Object, wie Caspar Hauser, kann mein sonderbarer Geist nicht fixiren, wenigstens nicht gegenwärtig, wo ich in der Naturphilosophie des Lebens noch nicht einmal in die erste abstracte Kategorie bestimmter Dertlichkeit gekommen bin, sondern noch in dem schlechten *απειρον**) des Raumes und der Zeit, wie ein epikuräisches Atom, ein trauriger Spielball der Attractions- und Repulsionskräfte umher-schwebt.

Mein Bruder bedauert gleichfalls aufrichtig, wie ich, nichts für Sie in Bereitschaft zu haben. Abgesehen von seinen Collegien, wovon das eine — bisher ihm ganz fremdartige — das Naturrecht, ihn gänzlich in Anspruch nahm, hat er vollauf in allerlei äußerlichen Geschäften an der Universität zu thun. Ich will nicht hoffen, daß Sie bestimmt Rechnung auf uns machten und daher in Verlegenheit gerathen, wenn Sie unsere Taschen beiderseits ganz leer finden. Für mich hat, um es nur offen zuzugestehen, die Idee eines Nationalkalenders, eines deutschen Nationalkalenders schon an und für sich etwas wahrhaft Widerliches, geschweige denn, daß eine Vergleichung mit den Pfennigmagazinen unserer Tage nur zu nahe an der Hand liegt. Jeder arbeite für sich im Stillen fort. Seine Wirkungen kommen schon an den Tag und verflechten sich von selbst in's Ganze. Dieser Apathie und Antipathie schieben Sie übrigens nicht meinen gegenwärtigen Habenichtszustand auf den Hals. Hoffentlich werden Sie indeß in eigenen und Anderer Händen genug Mittel haben, um sich für den Mangel unserer Hilfe schadlos halten zu können.

In dem Sendschreiben Rosentranz's an Bachmann wird Ihrer ein paar mal unter den Hegelianern gedacht.

Leben Sie wohl! Wie immer mich und meinen Bruder der Frauenhuld empfehlend. Es versteht sich, daß wenn sich aber noch etwas für Sie Taugliches in meinem Kopfe darbietet, ich es sogleich schicken werde. Aber ich selbst zweifle.

Ihr

L. F.

*) Das Unermeßliche.

Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters.

Von H. Escho.

(Schluß)

Eine weitere Gefahr birgt die Hochschule für die Bühne in sich, und diese liegt in der Uniformität, welche durch eine gleichmäßige Bildung erzielt wird. Nichts aber ist schlimmer für eine Kunst, welche so sehr individueller Fähigkeiten bedarf. Es ist zur Genüge bekannt, welchen Einfluß zuweilen das Muster großer Mimen auf die jüngere Generation ausübt. Als Jffland starb, spielten seine Schüler sein Repertoire mit so sklavischer Treue nach, daß das Publicum diesen Stücken scheu aus dem Wege ging, aus Furcht dem Schatten Jfflands zum soundsovieltstenmale zu begegnen. Ein Glück für die Nachahmer, daß das Repertoire nun wechselte, dadurch wurde mancher gut veranlagte Schüler aus den Fesseln erlöst und wandelte fortan seine eigene Bahn. Vermag nun das Vorbild eines überlegenen Künstlers den jungen Mimen vom Wege selbstständiger Production abzulenken, so steht mit Gewißheit anzunehmen, daß der dem Noviziat aufgedrückte Schulstempel erst nach langen Jahren verwischt wird.

Fast so wichtig als die Frage: Welchen Nutzen gewährt die Hochschule den Eleven, ist jene: Nach welchem Modus soll bei der Aufnahme verfahren werden? — Soll der Besuch der Theaterakademie für alle Die, welche sich der Bühne widmen wollen, obligatorisch sein? Dürfen nur Die aufgenommen werden, welche die Mittel zur Bestreitung ihrer Studien aufweisen? Kann die Prüfungscommission solche Schüler, welche talentlos erscheinen, oder denen eine höhere Schulbildung verlag ist, ausschließen?

So viele Fragen, so viele Verlegenheiten! — Macht der Staat den Besuch der Theaterakademie zur Bedingung, so fällt ihm auch die Pflicht zu, für die Zukunft der Höglinge zu sorgen und wir erhalten dann Staatsbeamte im Kunstberuf. Gewährt man nur dem Wohlhabenden die dramatische Vorbildung, so begeht man eine Ungerechtigkeit gegen die Besitzlosen. Die Frage, ob ein Schüler Talent besitze oder nicht, läßt sich bei der Aufnahme gewiß nicht entscheiden. Was aber den letzten Punkt — die Schulbildung betrifft, so gibt es ja weise Männer und Hofschauspieler, welche von Jedem, der den Schauspielberuf erwählt, die Reife für Secunda oder gar für Prima fordern.

Was wird dann aus den Frauen? — Nun, die müßten wir folgerichtig ganz von der Bühne ausschließen. — Ich kann in diesem Augenblicke — ohne langes Besinnen — drei unserer berühmtesten Schauspielerinnen aufzählen, die keine andere Schule besucht haben als die gewöhnliche Elementarschule, und die genialste unter ihnen war kaum im Stande die erste Rolle, welche ihr der Regisseur zuertheilte, zu lesen.

Eines nur wäre von der Theaterakademie heute schon mit Sicherheit zu erwarten, nämlich das wenig erfreuliche Resultat, daß wir uns eine superkluge Schauspielerkaste erzögen, welche dem regieführenden Empiriker tausend Schwierigkeiten bereitete.

Eine Theaterakademie für solche, welche sich dem Theater widmen wollen, bringt uns wenig Gewinn, weil die Schauspieler, und namentlich die Schauspielerinnen, ihre so wichtigen jungen Jahre an Vorstudien von zweifelhaftem Werth vergeuden, während doch nur die durch die Bühnenpraxis gewonnene Erfahrung das Individuum über das Maß seiner Befähigung belehren kann.

Was uns aber noch thäte, das wäre eine Schule zur Ausbildung des Regisseurs.

Wie der Soldat nur auf dem Exercirplatz, so kann der Schauspieler nur auf der Bühne ausgebildet werden, denn er ist das Glied eines größeren Organismus. Der Kopf und Leiter einer Organisation muß jedoch stark entwickelte intellectuelle Fähigkeiten besitzen. An solchen Capacitäten leidet das deutsche Theater den kläglichsten Mangel.

Es gibt eine ganze Reihe von Theaterdirectoren — und an ihrer Spitze stehen ergraute Häupter aus der Zeit des Con-

cessionzwangens, welche den ärgsten Grobian in der Gesellschaft zum Regisseur machen, ganz ohne Rücksicht auf die Befähigung des Mannes. — „Ich muß einen Meßsichör haben,“ erklärte noch vor wenig Jahren ein bekannter Geh. Commissionsrath, „der mir die Bande in der Furcht und Vermahnung zum Herrn erhält; fände ich keinen Schauspieler oder Sänger, der das vermöchte, so engagirte ich mir zu diesem Posten einen ausgedienten Unteroffizier.“ — Bei manchen Bühnen wird den geschicktesten Speichelleckern und Delatoren die Regie anvertraut und nur in selteneren Fällen kommt der Einsichtsvollste und Tüchtigste zu diesem Amt.

Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß eine mittelmäßige Truppe, von einem kenntnißreichen Regisseur geleitet, mehr zu leisten vermag, als die beste, welche einem Ignoranten unterstellt ist. Dieser Umstand erklärt sich dadurch, daß der einsichtsvolle Regisseur jedes Mitglied auf seine Fähigkeiten hin prüft, diese nach Kräften entwickelt und gut verwendet.

Was ein überlegenes Regietalent zu leisten vermag, davon haben wir in jüngster Zeit Proben gehabt, allein selten habe ich das in gleich staunenswerther Weise bemerkt, wie bei der durch ihre Männerrollen berühmt gewordenen Schauspielerin B. Diese Frau verstand die Kunst, Schauspieler aus der Erde zu stampfen. — Auf ihren Gastspielreisen durch den Westen Americas veranstaltete Fr. B. im Verein mit ihrer Cousine an solchen Tagen, wo sie an der englischen Bühne unbeschäftigt war, deutsche Schauspielvorstellungen. Da sie nun keine eigene Truppe besaß, so las sie ihre Mitwirkenden buchstäblich von der Straße auf. Das deutsche Theater hat in den Vereinigten Staaten noch das Aussehen eines verwilderten Gartens, und wenn denselben „verworfenes Unkraut“ auch nicht ganz erfüllt, so ist doch vieles darunter. Da nun die Berufsschauspieler nichts Besonderes leisten, so glauben die Mitglieder der geselligen Vereine, solch' eine Komödie brächten sie zur Noth auch zu Wege, und so wird in allen Turngemeinden, Clubs und Gesangsvereinen frisch drauf los gemimt. Begegnet ein Fremder in den Straßen Cincinnati's beispielsweise einem Manne mit deutschem Gesicht, so darf er denselben dreist mit der Frage anreden: „Haben Sie in den „Räubern“ den Karl oder den Franz gespielt?“ — Es wäre in einem solchen Fall die Ausnahme denkbar, daß der Landsmann erröthend gestände, er habe es nur bis zum alten Moor oder dem Razmann gebracht, aber gespielt hat er schon in den „Räubern“, und schwerlich wird er es leugnen. — Auf diesem classischen Boden verstand es Fr. B. nun vortrefflich, sich für ihre Vorstellungen die geeigneten Dilettanten auszuwählen. Nach einigen Proben erkannte ihr scharfer Blick, was aus der geringen Befähigung dieser Leute herauszuschlagen war, und so stellte sie jeden an den geeigneten Posten, hauchte durch ihre gewaltige Energie dem Ensemble Leben und Bewegung ein, und brachte mit diesen schwachen und wenig bildsamen Kräften Shakespeare'stücke zur Aufführung, die glatt und in der Regel nicht ohne Wirkung über die Scene gingen.

Jeder einsichtsvolle Schauspieler wird es dankbar anerkennen, welchen wohlthätigen Einfluß ein wohlmeinender und erleuchteter Regisseur auf seine schauspielerische Entwicklung ausübte, während es andererseits nicht zu leugnen ist, daß eine schwache Regie seine Ausbildung verkümmern und seine Kräfte verwilken kann. Endlich übt die Regie einen wesentlichen Einfluß auf die Mitglieder der Bühne aus, insofern es sich um die sittliche Hebung des Standes handelt.

Der Staat, will er in der That die Schauspielkunst thätlich fördern, kann nichts Besseres thun, als ein Institut gründen oder unterstützen, durch welches es dem seiner Ziele und seiner Fähigkeiten vollkommen bewußten Schauspieler (oder Schauspielerin) möglich wird, sich diejenigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte, der Literatur, der dramatischen Technik u. s. w. anzueignen, welche einerseits seine geistige Entwicklung fördern, andererseits ihn zur Bühnenleitung befähigen. Eine solche Hochschule wird von der Talentlosigkeit nicht mißbraucht werden und kann allen strebsamen Schauspielern zu großem Nutzen gereichen.

Es gibt unter den Schauspielern viele, welche die Erhaltung der Concessionschranke um ihrer materiellen Lage willen wünschen. Diese Herren meinen, der Staat könne ja jedem Bühnenleiter, der sich um die Concession bewerbe, die Bedingung auferlegen, daß er erst eine Caution hinterlege, welche im Falle eines Bankrotts die letzten Gageansprüche der Mitglieder decke.

Hierauf muß man in erster Linie antworten, daß der Staat um der Schauspieler willen keine Ausnahmegesetze schaffen kann. So wenig die Behörde von einem Fabrikunternehmer verlangen darf, daß er für alle eingestellten und noch einzustellenden Arbeiter den Betrag eines Wochenlohnes als Caution für etwaige Geschäftscalamitäten hinterlege, so wenig kann man hierzu den Theaterunternehmer verpflichten. Wollte man aber mit Rücksicht auf den „Künstlerberuf“ eine solche Garantie für den Schauspieler fordern, so ergäbe sich Folgendes: Zuerst würden zumeist Fachmänner durch diese drückende Bedingung von der Concessionsverleihung ausgeschlossen, während wohlhabende Bierbrauer und andere kundige Thebaner in erste Linie träten. Zum andern würden die Schauspieler vielleicht vor Verlusten in solchen Ausnahmefällen geschützt, allein durch die Beschränkung der Theater erwüchse dem ganzen Schauspielerstand eine merkliche Einbuße und zwar auf Jahrzehnte hinaus, denn das wird jedes Kind begreifen, daß in dem Maße als die Zahl der Theater durch die staatliche Bevormundung zusammenschmilzt, auch das Bedürfnis nach Schauspielkräften abnimmt. Wo es an Nachfrage fehlt, vermindert sich das Angebot.

Fassen wir zum Schluß nochmals den Kernpunkt der Theaterfrage in's Auge, so ergibt sich vor Allen, daß die Bühne nicht der Boden ist, auf welchem das Drama hervorsproßt; diese holde Blume rankt vielmehr aus dem Volksgeist empor. Die Bühne ist nur die Werkstatt, in welcher die Dichtung Gestalt, Glanz und Leben empfängt. Die Zukunft des deutschen Dramas hängt daher einzig und allein von der Zukunft des deutschen Dramas ab. Ein Nationaltheater wird uns erstehen, sobald wir ein nationales Drama besitzen, und mit den Aufgaben, welche dieses zu bieten hat, erstehen uns Schauspieler, deren Kraft jenen gewachsen ist. Die Blüthe der Schauspielkunst fällt immer mit der Blüthe des Dramas zusammen.

Das deutsche Theater wurzelt tief in der Seele des deutschen Volkes und die natürlichsten Pfleger desselben sind die städtischen Communen. Geben wir dem jungen Baume, dessen Schatten uns erquickt und dessen Blüthen uns das Leben schmücken, Licht, Luft und Raum zur freien Entwicklung; noch thut es nicht noth, ihm mit der großen Staatscheere die Aeste zu beschneiden.

Louis Agassiz,

der bestverleumdete unter den Naturforschern.

Die Nummern 6 und 9 des laufenden Jahrganges der „Gegenwart“ brachten unter dem Titel: „Ein Gründer unter den Naturforschern“ einen Artikel von Herrn Carus Sterne über Louis Agassiz, der eine so gehässige Entstellung des Charakters dieses um die Wissenschaft hochverdienten Mannes enthält, daß Unterzeichner die Redaction genannter Wochenschrift ersuchte, den nachstehenden Berichtigungen ebenfalls eine Stelle in dem von ihr geleiteten Blatte einräumen zu wollen. Für die Wahrheit meiner Aussagen berufe ich mich auf die angeführten Quellen und das Zeugniß des urtheilsfähigsten Kenners der Person, des Lebens, der Ansichten und wissenschaftlichen Leistungen Agassiz's, auf das seines Freundes und Schwagers, des Professors Alexander Braun zu Berlin.

Auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung der wissenschaftlichen Irrthümer, die Herr Carus Sterne Agassiz zur Last legt, beabsichtige ich nicht mich einzulassen, weil hier nach meiner Uebersetzung nicht der Ort dazu ist, und weil das größte Verbrechen Agassiz's in dieser Hinsicht in den Augen der Bekenner der Descendenztheorie, deren Popularisirung sich Herr Carus Sterne zur

Aufgabe gemacht hat, nicht geleugnet werden kann, nämlich das, daß er sich von der Wahrheit der Darwin'schen Lehre nicht überzeugen konnte. Daß dies mit seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung zusammenhing und nicht der Wissenschaft fremde Gründe ihn daran verhinderten, davon hoffe ich die Leser dieser Entgegnung zu überzeugen. Herr Carus Sterne freilich ist der Ansicht, daß wer, trotz der Bekanntschaft mit einigen vereinzelt natürlichen Thatfachen, die für die Darwin'sche Theorie zu sprechen scheinen, sich nicht getrieben fühlt, dem neuen Evangelium unbedingten Glauben zu schenken, nur die Wahl hat, für einen „Idioten, Schwärmer, Heuchler oder Spötter“ gehalten zu werden, und er thut sich Etwas darauf zu gut, als auf einen Act der Nächstenliebe, daß er Agassiz für aufrichtig, aber beschränkt erklärt. Nichts desto weniger gibt er sich die größte Mühe, ihn im Lichte all' der Eigenschaften erscheinen zu lassen, die ihn zu den übrigen schmeichelhaften Bezeichnungen gleichfalls berechtigen würden. Niemand, der den Fanatismus kennt, mit dem insbesondere der Troß der Kämpfer für die Descendenztheorie gegen die Gegner derselben zu Felde zieht, wird sich hierüber wundern, und Nichts ist unbegründeter als die Furcht, die Häckel in seiner Schrift: „Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte“ äußert, daß Darwin und seinen Jüngern von den Gesinnungsgenossen des Professors Michels der Scheiterhaufen drohe. Vor den Scheiterhaufen des religiösen Fanatismus, glaube ich, sind wir heut zu Tage viel sicherer, als vor denen der Aufklärungseiferer der verschiedensten Richtungen. Uebrigens müßte ich sehr irren, wenn die erwähnte Schrift von Häckel außer dem Schöpfungsplan von Agassiz nicht die einzige Quelle wäre, aus der Herr Carus Sterne seine Kenntnisse über Agassiz geschöpft hat. Dem erstgenannten Autor verdankt er sogar den Titel und damit wahrscheinlich die ganze Veranlassung zu seinen Artikeln.

Vergleichen wir die Milde und Duldsamkeit, die Agassiz gegenüber fremden Ansichten an den Tag legte, die freundige Anerkennung, die er jeder bedeutenden wissenschaftlichen Leistung zu Theil werden ließ, gleichviel von welcher Seite sie kam, mit dem Gebahren seiner Gegner, so werden wir eingestehen müssen, daß er sich von diesen sehr zu seinem Vortheile unterschied.

Obwohl ihn Herr Carus Sterne der „Misachtung aller neueren Fortschritte“ und der „Unterlassung alles Studiums“ zeilt, verfolgte Agassiz nicht nur selbst die Fortschritte der Wissenschaft auf das Eifrigste und nahm Stellung zu denselben, sondern er forderte auch die Studirenden der Anderson-School auf der Insel Penikese — jener Anstalt, die nach Herrn Carus Sterne vollständig aus der Luft gegriffenen Behauptung zu einer „Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher“ bestimmt sein soll — ausdrücklich zum Studium der Darwin'schen Schriften auf. Er that dies, obwohl er im Allgemeinen vor dem Bücherstudium warnte und den höchsten Werth und Nachdruck in das Studium der Natur selbst verlegte. Die Bekanntschaft mit dieser Thatsache verdanke ich einem Auszuge aus dem Collegienhefte eines Studirenden der genannten Anstalt in der „Extra-Tribüne“, einer wissenschaftlichen Beilage der „New-York-Tribüne“.

Ich wende mich jetzt zu der unerquicklichen Aufgabe, die Beschuldigungen des Herrn Carus Sterne im Einzelnen einer Betrachtung zu unterziehen. Mit welchem Rechte nennt er, nach Borangang von Häckel, Agassiz einen „Gründer“ unter den Naturforschern in der ehrenrührigen Bedeutung des Wortes?

Agassiz hat allerdings die außerordentliche Fähigkeit besessen, für seine wissenschaftlichen Unternehmungen, die oft so großartig angelegt waren, daß eines Menschen Kraft nicht hinreichte sie zu bewältigen, zunächst die geeignetsten Gehülfen zu gewinnen, und sodann das Interesse eines größeren Publicums für dieselben bis zu dem Grade zu erregen, daß es ihm bereitwillig die bedeutenden Mittel, deren er zu seinen Zwecken bedurfte, zur Verfügung stellte. Es sind dies zwei Eigenschaften, die, weit entfernt ihn zu verunehren, ihm vielmehr zu hohem Ruhme gereichen, weil sie ebenso selten wie fruchtbringend sind. Sie hatten ihre Wurzel in der reinen und glühenden Begeisterung, die ihn für die Natur und ihre Erforschung besetzte. Daß er es aber verstand, durch seine unermüdbare Thätigkeit als Lehrer und Schrift-

steller, diese gänzlich uneigennütige und hingebende Begeisterung nicht nur in dem engeren Kreise seiner Schüler und Fachgenossen, sondern auch bei Fernerstehenden wach zu rufen, ist einer seiner schönsten Vorzüge, dem die Wissenschaft viele ihrer bedeutendsten Erfolge verdankt. Und wenn diese Erfolge nicht immer den hochgespannten Erwartungen ganz entsprachen, die, was nicht zu leugnen, auch von ihm selbst an einzelne seiner Unternehmungen, wie z. B. die Haffler Tiefseeforschungen, geknüpft wurden, so waren sie doch immer bedeutend genug. Ueberhaupt ist ja der Werth einer wissenschaftlichen Untersuchung durchaus nicht allein von der Menge der Resultate abhängig, die sie ergibt. Kein Resultat ist hier oft auch ein Resultat. Die Hauptsache ist, daß die Untersuchung gemacht werde. Es hieße von der Wissenschaft sehr geschäftsmäßig und weit unwürdiger denken, als es von den hochhinnigen amerikanischen Kaufleuten geschah, welche Agassiz die enormen Summen zu seinen verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen zu Füßen legten, wenn man die ihr gewidmeten Unternehmungen lediglich nach der Menge der Ausbeute schätzen wollte. Sie undankbarer sie sich in letzterer Beziehung erweisen, um so dankenswerther waren sie oft. Indessen waren die Agassiz'schen Unternehmungen im Allgemeinen durchaus nicht der Art, sondern im Gegentheil waren ihre Erfolge gemeinlich sehr augenfällige und glänzende; sonst würden sich auch seine Gegner und Neider gewiß nicht so viel Mühe geben, sie zu verkleinern und zu verdunkeln. Wo das nicht gut möglich ist, suchen sie das Verdienst an denselben von Agassiz ab auf die Häupter seiner Mitarbeiter zu wälzen. Es ist dies ein wohlbekanntes, beliebtes und oft erprobtes Verfahren auch in anderen Zweigen des menschlichen Lebens. —

Ob die Herren C. Vogt, Desor, James Clark und Andere mehr ohne die mächtigen Impulse, die sie von Agassiz empfangen, und ohne das uner schöpfliche Material, das er ihnen zur Verfügung stellte, und welches aus allen Enden der Erde herbeizuschaffen kein Anderer wie er im Stande war, ob sie ohne ihn auf so ebenem Wege und in so kurzer Zeit das geworden wären, was sie sind, ist sehr die Frage. Aus Brauns Munde weiß ich, wie tief anregend und fördernd der Umgang mit Agassiz schon auf Gleichalterige und Studiengenossen wirkte; und aus einem bald nach Agassiz's Tode in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichten Aufsatz C. Vogts ist es ebenfalls deutlich herauszufühlen, welchen bedeutenden Eindruck, welchen nachhaltigen Einfluß der an Jahren, Wissen und Erfahrungen gereifere Mann auf ihn, der eben erst von der Unversität kam, ausgeübt hat.

Ist es nicht wenigstens verzeihlich, daß sich Agassiz, der die Leitung, die Verantwortlichkeit, die Herbeischaffung des Materials und die Kosten, die bei dem Umfange und der glänzenden Ausstattung der meisten seiner Werke sehr bedeutend waren und zu denen auch der Unterhalt seiner Mitarbeiter gehörte, allein zu tragen hatte — ist es nicht verzeihlich, daß er unter solchen Umständen auch von Anderen ausgeführte Arbeiten, sofern sie Theile seiner von ihm geplanten und in den Grundrissen genau bestimmten großen Werke bildeten, gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtete?

Ich gebe übrigens zu, daß dies Agassiz's schwächste Seite, die nicht ganz zu vertheidigen ist.

Jedoch ist dieser Fehler zu weit größeren Dimensionen aufgebauscht worden als er in Wahrheit einnimmt. Jedenfalls ist nicht einzusehen, wozu Häckel in: „Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte“ und nach ihm Herr Carus Sterne es für nöthig befunden haben, für das Autorrecht C. Vogts „Embryologie des Salmones“, in der „Histoire naturelle des poissons d'eau douce“ und den Antheil Desors und Valentins an den „Monographies d'Echinodermes vivants et fossiles“ in die Schranken zu treten, wenn sie nicht dadurch den Schein erwecken wollten, als habe Agassiz sich diese Arbeiten zugeschrieben.

Wer sich die Mühe nehmen will, möge sich davon überzeugen, daß Vogts Name auf dem Titelblatt des betreffenden Werkes nicht vergessen worden ist. Desgleichen in den „Monographies d'Echinodermes vivants et fossiles“ (Neuchâtel 1842) findet sich auf dem Titelblatt der dritten Lieferung bemerkt:

„contenant les Galérites et les Dysaster par E. Desor“ und auf der vierten Lieferung: „contenant l'Anatomie du genre d'Echinus par G. Valentin“. Außerdem erwähnt Agassiz schon in der Vorrede zu der zweiten Lieferung Desor ausdrücklich und mit Anerkennung als seinen Mitarbeiter.*)

Ich wiederhole, daß Agassiz, der damals noch ganz ohne Mittel war, wenn ihm auch von verschiedenen Seiten Zuschüsse zufließen, für die Kosten der Herausgabe dieser und anderer umfangreicherer Werke allein aufzukommen hatte, was ihm nur dadurch möglich wurde, daß er eine bedeutende Schuldenlast auf sich lud. Hierin lag auch die nächste Veranlassung seiner Ueber siedelung nach America, wo er sich durch Vorlesungen so viel zu erwerben hoffte, um seine Gläubiger befriedigen zu können.

Wie ihm dies gelang, mit welcher unermesslichen Erfolge er auch in einer fremden Welt und in einer fremden Sprache sein umfassendes Wissen, verbunden mit glänzender Beredsamkeit und meisterhafter Darstellungskunst, zur Geltung brachte, geht daraus hervor, daß ihm in der Folge in America ehrenvolle Auerbietungen zur Niederlassung gemacht wurden, die er, wie bekannt, auch annahm.

Doch wir müssen noch einmal nach Europa zurückkehren, um einem der glänzendsten Momente in dem Leben Agassiz's und den Anfeindungen, die sich für ihn daran knüpfen, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich meine die Untersuchungen über die Gletscher und die damit zusammenhängende Theorie der Eiszeit.

Herr Carus Sterne wärmt den alten Vorwurf auf, den der „stille, sanfte“ (!) Schimper selbst schon in einem Flugblatte „an die in Straßburg zu Ende September 1842 versammelten Naturforscher“ mit aller Schärfe gegen Agassiz erhob, daß dieser seine Geschichten über die Natur der Gletscher, die Idee einer Eiszeit und deren wissenschaftliche Begründung, ihm, Schimper, entwendet habe. Ich lasse Agassiz sich gegen diese Anklage selbst vertheidigen. In seiner „Erwiderung auf Dr. Schimpers Angriffe“, die im October 1842 in der „Außerordentlichen Beilage der Allgem. Zeitung“ erschien, heißt es:

„Durch Benek und Charpentiers höchst interessante Arbeiten über Gletscher auf diese Erscheinungen aufmerksam gemacht, ging ich im Sommer 1836 nach Bez, wo ich mehrere Monate zubrachte und unter Herrn von Charpentiers Leitung diese merkwürdigen Naturerscheinungen nach und nach kennen lernte. Ich habe dieses in der schon oft erwähnten Rede sowohl, die ich bei der Eröffnung der schweizerischen Naturforscherversammlung in Neuchâtel hielt, als in meinen Untersuchungen über die Gletscher, dankbar anerkannt. Ich wollte die Freude, welche das Studium dieser großartigen Phänomene gewährte, nicht allein genießen. Mein Freund Schimper sollte sie auch theilen; daher lud ich ihn ein, zu mir nach Bez zu kommen. Er verweilte jedoch daselbst, längere Zeit als ich, in Charpentiers gastfreundlichem Hause. Als ich indeß in Neuchâtel zu Anfange des Novembers 1836 wieder angekommen war, sah ich mich nach Gletscherschuren um, und wurde zuerst von der Identität der Felspolitur im Jura und den Alpen überrascht. Diese Beobachtungen hatte ich allein gemacht und, ehe noch Schimper Bez verlassen und wieder zu mir nach Neuchâtel zurückgekehrt war, vollendet. Diese wichtige Thatfache, deren Entdeckung mir Niemand streitig machen wird, gab der von anderen Seiten schon befestigten Charpentier'schen Theorie des Transportes erraticer Blöcke durch Gletscher von den Alpen durch die ebene Schweiz bis zum Jura nicht nur eine neue Stütze, sondern auch eine unerwartete Erweiterung. Die merkwürdigen Erscheinungen des Diluviums in den Polar-gegenden führten mich dann, indem ich auf jenen Beobachtungen fortbaute, zur Annahme der schon früher hin und wieder vor-

*) Auch in der Vorrede zu den in America herausgegebenen „Contributions to the natural history of the United States“ sind seine Mitarbeiter, Dr. Weinland, James Clark, der Zeichner Sonrel, die beiden Letzteren mit ganz besonderer Anerkennung ihrer Verdienste um das Werk, und Andere dankbar genannt. Von einem Verschweigen und Aneignen ihrer Verdienste kann also auch in diesem Falle keine Rede sein.

gebrachten Hypothese einer vorgeschichtlichen Eiszeit. Da ich aber diese Sache, die ich zum Gegenstand öffentlicher Vorlesungen gewählt, während des Winters 1837 mit Schimper öfters besprach, so war es bei meiner Unhänglichkeit an ihn natürlich, daß ich, als ich meine Entdeckungen zuerst öffentlich vortrug, seiner ehrenvoll erwähnte. Allein eben so natürlich wird es Jedermann wohl finden, daß ich später, 1840, als ich meine lange fortgesetzten an den Gletschern der Jetztwelt gemachten Untersuchungen publicirte, zu einer Zeit, da Schimper schon seit Jahren mit mir gebrochen, seiner nicht weiter gedachte, da er auch nicht das Geringste von factischen Beobachtungen über Gletscher oder dahin gehörende Dinge zu den schon gewonnenen empirischen Resultaten hinzugefügt hat. Verhält es sich in dieser Beziehung anders, so trete Schimper damit vor; in wissenschaftlichen Journalen will ich ihm, wenn er als Gelehrter auftritt, Rede und Antwort geben. Hier kann ich nur sein ganzes Betragen der gerechten Würdigung des größeren Publicums anheimstellen.“ Er führt hierauf einige Stellen aus Goethes Werken an, die beweisen, daß die Priorität des Gedankens einer Eiszeit in erster Linie dem in so vielen Richtungen bahnbrechenden Genius zukommt, und fährt dann fort:

„Trotz diesem Glaubensbekenntniß des großen Dichters würden schwerlich die Geologen die Lehre einer Eiszeit je als wissenschaftlichen Besitz anerkannt haben, und wirklich ist es nirgends geschehen, bis Venetz, Charpentier und ich dieselbe begründeten.“

Wir ersehen aus der ausgezogenen Stelle auch, welche Bewandniß es mit der Behauptung des Herrn Carus Sterne hat, daß „der schlaue Agassiz“ den Streit zwischen Schimper und Charpentier über die Priorität der Entdeckung der Eiszeit dadurch geschlichtet habe, „daß er den Zankapfel nahm und in seiner eigenen Tasche verschwinden ließ“. Daß er durch Charpentiers Untersuchungen erst zu seinen eigenen veranlaßt, daß er dessen Gedanken nur erweitert und verallgemeinert, hat er nie geleugnet. Mit dem Feuer und der Thatkraft, die ihm eigen, die Herr Carus Sterne „industrielle Rührigkeit“ nennt, unternahm er jene kühnen Expeditionen in die Gletscherwelt, die Besteigung der Jungfrau, des Schreckhorns, die noch bis dahin Niemand gewagt, die in mehreren Sommern wiederholten mehrmonatlichen Campagnen auf dem Unteraargletscher in der in übermüthigem Humor „Hôtel des Neufchâtelais“ getauften Felsenhöhle. Die Verdienstlichkeit dieser „Gründung“ verkennt Herr Carus Sterne, wie er sagt, ebensowenig wie die des Kaiserhofes und der Passage in Berlin. Ein recht würdiger Vergleich! Wenn Herr Carus Sterne aber fortfährt, daß alle diese Unternehmungen das gemeinsam hätten, daß sie auf anderer Leute Kosten ausgeführt worden wären, so ist das in Bezug auf die Agassiz'sche in jeder Beziehung unwahr. Denn wenn es ihm auch nicht an Theilnehmern fehlte, so war doch er es wieder allein, der die ganze Sache angeregt, in's Werk gesetzt, die größte Thätigkeit für dieselbe entwickelt und sämtliche sehr bedeutende Kosten getragen hat.*) Diese Thatfachen sind so bekannt und unbestreitbar, daß eine geradezu staunen-erregende Unbefangenheit und Ruhe dazu gehört, um sie in der Weise des Herrn Carus Sterne zu entstellen.

Es folgt nun die gänzlich falsche Begründung der Uebersiedelung Agassiz's nach America, die ich zum Theil schon weiter oben berichtet habe, und die Anklage, daß er in der neuen Welt „sein altes Raubsystem mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt“, und „das und den Verdienst“ seiner Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Contribution to the Natural History of the United States“ eingestrichen habe. Was von der Annahme zu halten, Agassiz möchte gefühlt haben, daß sein Ruhm in Europa nicht länger aufrecht zu erhalten sei, lehrt der Umstand,

daß er im Jahre 1855, also 10 Jahre nach seiner Auswanderung, einen Ruf nach Berlin und Edinburgh unter den günstigsten Bedingungen erhielt, und ihm im Jahre 1857 von Napoleon das Directorat des Jardin des Plantes und ein Senatssejtel in Paris angeboten wurden. Er blieb dennoch in America, obwohl seine Stellung dort eine weit bescheidenere war. Er blieb, weil es ihm weder um Ruhm noch um Reichthum zu thun war, sondern lediglich um ein Feld, das seinem rastlosen, unbegrenzten Thätigkeitstrieb angemessen war. Nicht allein die großen Summen, die ihm von Freunden und Verehrern zur Verfügung gestellt waren, auch den größten Theil seiner eigenen Einkünfte verwandte er zu naturwissenschaftlichen, gemeinnützigen Zwecken. Er selbst lebte so einfach wie möglich; ja, damit er ohne Rücksicht auf den Erwerb sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen könne, errichteten seine Frau und seine Töchter eine Mädchenschule, die erst wenige Jahre vor seinem Tode geschlossen wurde.

Eine anziehende Schilderung von Agassiz's echt republicanischer Uneigennützigkeit und Einfachheit gibt ein Assistent an dem von Agassiz gegründeten und durch seinen unermüdblichen und erfolgreichen Sammeleifer zu einer der reichhaltigsten Anstalten erhobenen Museum für vergleichende Zoologie in Cambridge, Herr Theodore Lehman, in seinen „Recollections of Agassiz“ (Atlantic Monthly, February 1874).

(Schluß folgt.)

Nikolaus Gishorn.

Aus der Hauptstadt.

Vom Theater.

Wir sind noch im Rückstande mit dem Berichte über verschiedene, mehr oder minder interessante Theaterabende.

Am Wallertheater steht seit einiger Zeit das neue internationale Schauspiel „die Danischeff“ auf dem Repertoire. Als Autor nennt sich ein Herr Peter Nebshy. Der Schleier dieses Pseudonyms ist noch nicht gelüftet worden. Französische Blätter haben seiner Zeit erzählt, daß Alexander Dumas der Jüngere eines Tages den Besuch eines vornehmen Russen empfangen, der ihm das Project zu einem Stücke, oder ein unfertiges Stück mitgetheilt und ihn ersucht habe, sich dafür zu interessieren. Dumas habe an der sehr bühnenwidrigen, aber talentvollen Arbeit inilgen Antheil genommen und dem Verfasser verschiedene Rathschläge ertheilt; dieser sei denn auch nach einiger Zeit wieder bei dem französischen Dichter erschienen und habe diesmal ein sehr effectvolles, gut gearbeitetes Stück vorgelegt, das nur noch einer sorgfamen Retouche bedurft hätte, um zur Aufführung reif zu sein. Dieser Arbeit habe sich Dumas mit großer Liebe zur Sache unterzogen; er selbst habe, da der Autor, oder Hauptmitarbeiter, alle möglichen Gründe für sein Incognito geltend gemacht, das Stück unter seine Fittige genommen und es dem Odéon-Théâtre eingereicht. Ob sich die Sachen so verhalten, wie sie hier nach-erzählt worden sind, oder ob es sich nur um eine geschickte Speculation auf die Freude des Publicums am Geheimnißvollen gehandelt hat, — das läßt sich schwer feststellen. Daß sich irgend Jemand, der die russischen Verhältnisse sehr genau kennt, an der Arbeit stark theilhaftig hat, ist indessen nicht zu bezweifeln. Es weht eine fremdartige Luft in diesem Stücke. Es riecht nach Fuchten. Die Sitten und Gebräuche, die uns hier vorgeführt werden, wirken befremdend auf uns, und wir haben keine rechte Fühlung mit den handelnden Personen. Aber gerade diese Fremd- artigkeit fesselt uns, und die zwar sonderbare, aber geschickt erfundene Handlung erregt unser Interesse. Es ist ein gutes Theaterstück.

Die schwächste Seite des Schauspiels ist die Tendenz, und dies ist um so störender, als diese Tendenz mit schroffer Absichtlichkeit in den Vordergrund gerückt worden ist. Das Drama ist eine scharfe Polemik gegen die Leibeigenschaft. Da diese abhässliche Einrichtung aber seit 15 Jahren aufgehoben ist, so kommt zu dem Eindruck des Fremdartigen, den die Dichtung hervorruft, noch der des Veralteten. Spitzer schrieb in seinen „Wiener Spaziergängen“ vor einigen Jahren: „Ein Dichter, der

*) Siehe Bogts übereinstimmende Darstellung dieses Gegenstandes in der „Augsburger Allgem. Zeitung“, vom 10., 11. und 28. October 1841, und in der Frankfurter Zeitung vom 21. December 1873, und A. Braun „Die Eiszeit der Erde“, ein Vortrag gehalten in der Sing- akademie zu Berlin. 2. Auflage 1874.

den Zuschauer dort fragen will wo es ihn gerade juckt, muß in unserer schnellen Zeit flink sein und den Zuschauer nicht dort fragen, wo es ihn vor so und so viel Jahren gejuckt hat.“ Ganz dasselbe läßt sich von den Verfassern der „Danijschiff“ sagen. Ihr Stück, das zu Ende der fünfzigsten Jahre einen tiefen Eindruck hervorzurufen geeignet gewesen wäre, kommt jetzt etwas zu spät; es ist wie „Onkel Toms Hütte“ im Jahre 1875. Da die Personen, die die Moden unserer Tage tragen und unsere modernste Sprache sprechen, beständig von Dingen erregt werden, die heutzutage selbst in Rußland unnützlich wären, so wirkt die ganze Geschichte wie ein Anachronismus.

Die Handlung ist bald erzählt. Die Gräfin Danijschiff, der nichts auf der Welt am Herzen liegt als ihr Sohn und der Glanz ihres Namens, hat, wie alljährlich, auch heuer beschlossen, einige Heirathen unter ihren Leibeigenen anzuordnen. Sie bekümmert sich dabei wenig um die Neigung der Betreffenden und so kommt es, daß sie diesmal zwei Ehen anbefiehlt, durch welche die vier Betheiligten unglücklich werden. Die Bitten des Intendanten, ihren Befehl zu modificiren, lassen sie ungerührt. Sie will, daß es bei dem einmal Verordneten bewende, erkündigt sich in demselben Athem nach den neuesten Vorgängen im Geflütt und freut sich, daß ein Füllen geworfen ist. Leibeigene und Bestien, — der Unterschied ist ja nicht groß. Aber weit mehr als Versorgung der Leibeigenen und Thierbestand bekümmert die Gräfin die Frage, ob ihr Sohn den erbetenen Nachurlaub erhalten, oder ob er genöthigt sein wird, an demselben Tage zu seiner Garnison nach Moskau zurückzukehren. Das erwartete Schreiben trifft ein, Wladimir muß sofort das Gut seiner Mutter verlassen und sich zu seinem Regimente nach Moskau begeben. Vor seiner Abreise macht er seiner Mutter eine Mittheilung, die diese auf's Tiefste erschüttert. Wladimir, ein Danijschiff, hat sich soweit vergessen können, sich allen Ernstes in eine freigelassene Leibeigene zu verlieben! Und nicht nur das; er hat sogar beschlossen, Anna Swanowna zu heirathen. Anna ist allerdings ein hübsches, schönes, edles und kluges Mädchen. Die alte Gräfin hat das Kind aus der Mitte der Leibeigenen herausgenommen und zu sich emporgehoben, Anna hat eine vortreffliche Erziehung erhalten und hat bisher, solange es nicht störend war, als zum Hausstande, beinahe zur Familie gehörig betrachtet werden können. Aber was hat das Alles zu bedeuten? Sie ist in der Knechtschaft geboren, sie ist aus niedrigster Herkunft und die Verbindung dieses Mädchens mit einem Danijschiff muß der alten Aristokratin als die größte der denkbaren Ungeheuerlichkeiten erscheinen. Sie beschwört ihren Sohn, von dem Gedanken abzulassen, sie fleht, sie droht; Alles vergeblich, Wladimir bleibt unerwiderlich. Um das Unglück zu verhüten erlirnt die Gräfin eine List. Sie schließt einen Pact mit ihrem Sohne, der darauf hinausgeht, daß Wladimir die Hochzeit mit Anna wenigstens um ein Jahr verschiebe. Während dieses einen Jahres soll er in Moskau alle Vergnügungen, die sich dem jungen hocharistokratischen Offizier darbieten werden, mitmachen. Er soll die glänzenden Gesellschaften besuchen, er soll namentlich die schöne Prinzessin Wydia so oft wie möglich sehen. Wenn er nach Ablauf des Jahres noch immer bei dem unfaßbaren Gedanken, Anna zu heirathen, beharrt, — nun dann will sie in Gottes Namen ihre Zustimmung geben. Wladimir geht auf das Anerbieten ein. Sobald er indessen abgereist ist, ruft die Gräfin ihren ganzen Hausstand zusammen und befiehlt ihrem Hauscaplan, ungekündigt den Kutscher Dsyp mit Anna zu vermählen, als Hochzeitsgeschenk bietet sie dem Kutscher die Freiheit. Vergeblich wirft sich Anna, die der Schlag wie der Blitz trifft, zu den Füßen der Unerbittlichen. Die Heirath wird vollzogen. Damit schließt der erste, effectvolle Act.

Im zweiten Act geschieht wenig. Die Handlung spielt in den Salons der Prinzessin Wydia in Moskau. Wladimir hat allen verführerischen Reizen der hohen Dame widerstanden und seiner Braut die Treue bewahrt. Als er erfährt, daß Anna verheirathet ist, bricht er in wilden Jorn aus und verläßt alsbald Moskau, um auf sein Gut zurückzukehren. Er will an Ort und Stelle sein. Was er beginnen soll, weiß er selbst noch nicht. Um für die Dürftigkeit des Inhalts dieses zweiten Actes einen Ersatz zu schaffen, haben die Verfasser den Dialog möglichst geistvoll zu machen gesucht. Es tritt in den Salons ein französischer Attaché auf, der weiter keinen Zweck hat, als eben geistreich zu sein. Er sagt auch einige ganz hübsche und witzige Dinge, aber daneben sind auch viele andere, die lediglich anspruchsvoll und süßfiant sind. Eine Art von Parabel, die er zum Besten gibt, und die in Frankreich mit demonstrativem Enthusiasmus begrüßt wurde, ist bei uns natürlich ganz ver-

pufft. Der Attaché erzählt, wie er auf der Jagd von einem Bären überfallen worden sei, und wie ihn ein junger Russe aus der Todesgefahr erlöst habe. Das Pariser Publicum hat darin eine politische Anspielung erblickt. Der Bär, der den Franzosen mit seiner Tazze zu zerquetsern droht, ist unser „Lieb-Vaterland“, das durch die russisch-französische Alliance unschädlich gemacht werden wird. Da wir nicht das Bedürfnis fühlen, uns durch eine Parabel zu trösten, so haben wir uns auch gar nicht die Mühe gegeben, sie zu verstehen.

Der dritte Act spielt in der Hütte des Kutschers Dsyp, der nun mit Anna verheirathet ist. Aus dem zärtlichen poetischen Verhältniß, das zwischen Beiden besteht, erkennt man sofort, daß irgend welche Dinge geschehen oder unterlassen sein müssen, welche den Respect Annas für den edeln Kutscher hervorzurufen geeignet gewesen sind. Sehr amüßant ist die Ehe, wenn man nach den Proben schließen darf, die uns vorgeführt werden, jedenfalls nicht gewesen. Das sentimentale Paar vertreibt sich die Zeit mit Abfingen von russischen Volksliedern und Erzählen von sehr langen Geschichten. Im Uebrigen erklärt Dsyp seinem Herrn, der mit der Knute bewaffnet in die Hütte bringt, daß er mit Anna wie ein guter Bruder mit der guten Schwester gelebt, daß er „Mademoiselle Anna, sa femme“, seinem guten Herrn „so reinlich und so Zweifel's ohne“, wie der Barde Wanstup singt, bewahrt habe. Dsyp erscheint uns um so bewunderungswürdiger, als er Anna leidenschaftlich liebt. Das Beste, was sich über diese heikle Frage jagen läßt, hat Joseph Oppenheim in seiner witzigen Parodie der „Danijschiff“ in der „Neuen freien Presse“ gesagt. Die Gräfin Danijschiff hat, ob so standhafter Liebe und so treuer Ergebenheit, ihren Widerstand aufgegeben. Die Braut ist da, der Bräutigam ist da, die Mutter ist einverstanden; störend ist nur noch Dsyp, der sich zu guter Stunde dadurch aus dem Wege räumt, daß er in ein Kloster geht, — wir hätten beinahe gesagt: den Schleier nimmt.

Das eigenthümliche Stück hat neben den Fehlern, die in die Augen springen, große Vorzüge. Es ist interessant, namentlich der dritte Act ist von bedeutender dramatischer Wirkung. Seiner ganzen Anlage nach hätte das Stück wohl tragisch endigen müssen; die durch die außerordentliche Entfugung Dsyps herbeigeführte verjöhnliche Lösung — sie mag nach russischen Institutionen möglich sein, auf uns aber macht sie den Eindruck des Gewaltigen.

Schließlich noch einige Notizen. Am Schauspielhause ist vor einigen Wochen ein kleines einactiges Lustspiel von Joseph Grünstein zur Aufgeführt gekommen, eine saubere und anspruchslöse Arbeit, die recht gefallen hat. Weßhalb der Verfasser seine hübsche Bluette „Maidenspeech“ genannt hat, ist nicht recht zu begreifen, da das gute deutsche Wort „Jungfernrede“ sehr wohl dieselben Dienste geleistet hätte. Gegenwärtig gastirt dort Fr. Clara Biegler in den bekanntesten Rollen ihres Repertoires, zu denen als neu für Berlin die „Judith“ hinzugekommen ist. Wir haben gelegentlich des vorigen Gastspiels dieser Tragödin unsere Meinung über die Eigenart ihres Talentes so eingehend ausgesprochen, daß uns nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Sie hat sich ihre imposanten Mittel uwerseht zu erhalten gewußt. — Frau Marie Seebach hat den Versuch gemacht, Goethes „Stella“ wieder auf die Bühne zu bringen. Diese interessanten Experimente wiederholen sich mit den von den Brettern verschwundenen Dichtungen unserer Classiker, namentlich mit Lessing's „Miß Sara Sampson“ und dem „Misogyn“ ziemlich häufig, und der Ausgang ist immer derselbe: man überzeugt sich auf's Neue, daß sie für die Darstellung nicht geeignet sind. — Am Victorialtheater hat „Die Reise nach dem Mond“ den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Es war auch kein glücklicher Einfall der Direction, auf das überaus erfolgreiche Ausstattungsstück: „Die Reise um die Welt in 80 Tagen“ ein ähnliches folgen zu lassen, das zu Vergleichen beständig herausforderte.

F. L.

Musikalische Aufführungen.

Verdis Requiem für Alessandro Manzoni.

Zum ersten Male aufgeführt im königl. Opernhause am 15. April.

Seit Rossini sein „Stabat mater“ geschrieben, hatte kein italienischer Componist eine Kirchenmusik zu Stande gebracht, die über die Grenzen seines Vaterlandes gedrungen wäre. Und nach dieser ersten Probe mo-

berner italienischer „geistlicher Kontant“ spürte wohl Niemand in Deutschland besondere Sehnsucht, sich von unsern sonst so lebenswürdigen südlichen Freunden noch weiter „erbauen“ zu lassen. Ich erinnere mich einer Anekdote, die zur Zeit als das „Stabat“ in die Welt trat, vielfach in den Vätern erzählt ward. Nach dieser hätte der geniale Rossini mit einem spanischen Klosterprior auf irgend einer Reise im Wagen Chocolate gekauft und sie vortrefflich gefunden; der Geistliche hätte behauptet, seine fratres (oder patres, ich habe wahrhaftig den canonischen Ausdruck vergessen) bereiteten noch viel bessere Chocolate — der Componist wollte davon haben, Fener stellte die Bedingung, daß der große Tonmeister ihm dafür eine geistliche Musik für sein Kloster schreibe, die Bedingung ward angenommen, und so entstand das „Stabat“. Ich verwahre mich natürlich im voraus gegen jede Verantwortlichkeit für die Authentizität dieser Geschichte; dafür rechne ich aber mit Zubericht auf die Zustimmung der geneigten Leser, welche das „Stabat“ kennen, wenn ich behaupte, daß die meisten, besonders die schönsten Theile dieser Composition, am besten mit vortrefflicher Chocolate zu vergleichen sind. Allerdings haben diese musikalischen Schöpfungen epifuraischer Frömmigkeit italienische und französische Damen gewiß andächtiger gestimmt, als eine Bach'sche Motette es je vermocht, und ich will mich daher gerne dahin bescheiden, daß mein Urtheil ein rein subjectives, beschränkt deutsches sei.

Nicht ohne Furcht, daß auch Verdi eine ganze Kanne des mexicanischen Getränkes, für das ich nie geschwärmt habe, in seinem „Requiem“ erdenzte, ging ich an die Durchsicht dieses Werkes, und — war sehr angenehm enttäuscht und überrascht. Man kann und soll an die Kirchenmusik eines modernen Italieners nicht den protestantischen Maßstab legen, den man sich nach dem Studium Bachs und Händels selbst geformt; man darf auch nicht vergessen, daß vor diesem Maßstabe selbst manche Messe Haydn's und Mozarts nicht ganz tadellos erscheinen, und das Cherubini'sche Requiem — unbeschadet der großen contrapunktischen Kunst — mit seinem recht bedenklichen Effectpomp kaum bestehen würde. Aber wenn man dagegen die Musik eine religiöse nennt, welche im Stande ist, jene ruhige und doch ernste Stimmung zu erzeugen, die als eine Einkehr bezeichnet werden kann, dann muß man dem Verdi'schen Requiem zuerkennen, daß es manche Stellen enthält, welche diesem Begriffe entsprechen. Contrapunkt, großartigen Aufbau der Chöre, Fugen mit Chorälen und dergleichen Attribute des Kirchenstiles, wie die alten Großen (auch die Italiener) sie besaßen, und in unserer Zeit Kiel vor Allen, und Brahms sie besitzen, wird Niemand bei Verdi erwarten; ja, wir rechnen es ihm sogar als Verdienst an, daß er allen diesen Dingen ziemlich fern blieb — der eine Anlauf zu einer Fuge, den er anstellte, und auf den wir noch zurückkommen werden, ist wenig genug gelungen —; denn gerade durch dieses Fernhalten von den höheren Kunstformen, die er zu bilden nicht vermag, konnte er Das, was ihm wirklich eigen, im Requiem zur Geltung bringen, und manches Schöne schaffen.

Daß die dramatische Bewegung vorherrscht, wird wohl Niemanden wundern; aber im Ganzen waltet doch eine würdige Stimmung; und das ist doch schon sehr viel, wenn man bedenkt, daß eben nur das Melodische mit geschickter Harmonisation, durchaus nicht das eigentlich Polypnone die Grundlage des Werkes bildet.

Das Werk zerfällt in sieben Theile, von denen der zweite, das Dies irae, neun kleinere Nummern enthält. Gleich der erste Theil, „Requiem“ und „Kyrie“ (Soloquartett und Chor), bringt zuerst eine sehr schön erfundene und würdig gehaltene Einleitung, der allerdings beim „Kyrie“ eine etwas bedenkliche Wendung zur dramatischen Bewegung folgt; im Ganzen sind jedoch die Grenzen, welche hier gezogen werden dürfen, nicht überschritten; das „Kyrie“ ist eben dramatisch und nicht bloß theatralisch. Dies letztere Wort stehe sich viel eher auf den Anfang des zweiten Theiles, auf das „Dies irae“ anwenden; und doch ist nicht zu leugnen, daß gerade dieser Theil viele ganz überraschende Momente bietet, — Momente, die von einer großartigen Phantasie und einer originellen und nicht unedlen Auffassung Zeugniß geben. Das „Tuba mirum spargens sonum“ und das darauf folgende „Mors stupebit“ sind Schöpfungen, die zwar in jedem Tacte den dramatischen Componisten verrathen, die aber auf Achtung vollkommen Anspruch haben und die Melodie „Quid sum miser tunc dicturus“ ist schön und edel. Allerdings die nun folgenden zwei Abschnitte „Recordare“, „Qui Mariam“ und das „Lacrymosa dies“, die sehr effectvoll klingen, tragen Spuren von Theaterkram; doch soll hier nicht unerwähnt sein, daß das letztbezeichnete Stück sehr geschickt gearbeitet ist.

Der dritte Theil, Offertorium; „Domine Jesu“ ist ein sehr bemerkenswerthes Stück für edlere italienische moderne Auffassung; man kann sich nichts Einschmeichelnderes, Liebenswürdigeres denken, als diese Bitte an den Heiland, daß er die sündigen Seelen befreie. Nachdem die Melodie erst im Orchester anklingt, und der Mezzosopran und Tenor dazwischen so zu sagen nur stammelnd stehen, übernimmt dann eine Stimme nach der anderen die Melodie, die zuletzt wieder im Orchester über dem Sopran in reizender Modulation ertönt; nun folgt das „Quam olim Abraham“ und das Opfer „Hosias“, die beide weniger hervorrugen; endlich führen alle Stimmen im Octavengange die erste Bittmelodie in pp aus. Einer deutschen Anschauung wäre solche Compositionsweise für diesen Text rein unmöglich; und dennoch darf man der letzteren nicht alle Berechtigung absprechen, und nicht leugnen, daß auch aus diesen Tönen eine wahre religiöse Empfindung spricht. Was das „Sanctus“ und „Hosannah“ betrifft, so möge man mir erlauben, etwas rasch darüber hinwegzugehen; Verdi wollte seinen Landsleuten zeigen, daß er eine Doppelfuge componiren könne; das hat er ihnen unzweifelhaft bewiesen; dem deutschen Musiker jedoch hat er dabei nichts gesagt.

Da lobe ich mir das „Agnus Dei“ — das bewegt sich auch eine Zeit lang recht bequem unisono oder in Octaven; aber die Melodie ist sehr schön, und ein kleiner Begleitungs-Mittelsatz ist mit großem Geschicke erfunden und von reizender Klangwirkung. In dem „Lux aeterna“ strecken sich zu Anfang Wagner'sche Reminiscenzen mit Verdi'schen aus dem „Trovatore“, zuletzt jedoch tritt wieder ein schönes beruhigendes Chormotiv in den Vordergrund.

Der siebente und letzte Theil „Libera me“ beginnt mit einer litanei-ähnlichen Weise ohne Zeitmaß, wie sie in katholischen Kirchen oft vernommen wird. Dieser folgen einige ganz dramatisch gehaltene melodische Sätze (Sopran solo) und eine Wiederaufnahme des Chors aus dem zweiten Theile „Dies irae“, sowie des ersten „Requiem“. Endlich erscheint eine Fuge, deren langathmiges und scharf rhythmisiertes Thema uns sehr imponirt hat; die dramatische Haltung der Begleitung, die nur in einzelnen, seltenen kurzen Accorden hervortritt, paßt zu dem Thema vortrefflich. Die Durchführung der Fuge, die Versuche von Umkehrung des Themas, von Engführung und anderen höheren contrapunktischen Feinheiten sind gewiß sehr achtenswerth, aber über diese Stufe der Anerkennung können wir beim besten Willen der oben angeführten Fuge gegenüber nicht hinauf gehen. Der Schluß des Theiles, der in vollen Accorden einherbraust und dann immer leiser und leiser die Bitte: „Ach befreie mich vom ewigen Tode“, ist außerordentlich wirksam erfunden.

Faßt man nun das bisher Gesagte in ein Gesammturtheil, so geht dieses dahin: Verdi's Requiem ist ein sehr interessantes Werk, wenn auch nicht annähernd eine hochbedeutende Erscheinung wie etwa Niels' Messe und sein Requiem, und Brahms' deutsches Requiem; es läßt sich mit diesen deutschen Schöpfungen eigentlich gar nicht vergleichen, denn sie stehen auf ganz entgegengesetztem Standpunkte. Auch der deutsche Katholik fühlt sich am frommsten gestimmt in der gotischen Kirche, unter den hohen Bögen, die selbst bei Tage oder bei starker Beleuchtung nur im Halbdunkel erscheinen; der Romane dagegen will prächtige, hellstrahlende Räume für seinen Gottesdienst. Daß Italien einst die Stätte großer Kirchencomponisten a capella war, daß von dort aus die eigentliche Kirchenmusik nach Deutschland kam, wo sie die gewaltigste Umgestaltung erfuhr, ist für die jetzige Geschmacksrichtung nicht maßgebend; die italienische Malerei unserer Zeit trägt auch gar wenige Spuren der großen herrlichen Meister des sechszehnten Jahrhunderts. So muß man denn eben das Beste, was die Lebenden schaffen, anerkennen, ohne zu große Emphase aber auch ohne Vergleiche heranzuziehen, die von vorne herein die Absicht des Verwerfens kundgeben. Daß überhaupt in Italien jetzt eine Kirchencomposition entstehen konnte, wie dieses Verdi'sche Requiem, ist schon ein erfreuliches Zeichen besserer Geschmacksrichtung. Für Deutschland mag das gleichgültig erscheinen, aber es ist doch auch für uns insofern nicht unwichtig, als das Verständnis der großen deutschen Meister am besten angebahnt wird, wenn ein italienischer beliebter Componist eine ernstere Bahn einschlägt.

Die Aufführung trug hier und da die Spuren raschen Einstudirens, war aber im Ganzen eine gelungene zu nennen. Die Solopartien lagen in den besten Händen: in denen der Fräulein Brandt und Lehmann, der Herren Ernst und Weg. Die Chöre und das Orchester hielten sich wacker unter der Führung Madeda's. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war eine freundliche, doch keine solche, die auf dauernden Er-

folg schließen ließe. Einige Partien wurden beklagt, am meisten das Agnus Dei. Jedenfalls verdient die Intendanz Dank für die Aufführung dieses Werkes, das die Kunde durch Europa gemacht hat, und in Berlin nicht ignoriert werden durfte, selbst wenn es auch den Forderungen des Publicums nicht entspricht.

J. Ehrlich.

Notizen.

Die Weltausstellung in Philadelphia wirft schon ihre Schatten und Lichter voraus. Zahlreiche Reporter aus aller Herren Ländern rüsten sich zur Reise über den atlantischen Ocean und werden uns hoffentlich interessante Berichte liefern. Die inländische Presse namentlich bedarf deren in hohem Grade. Der Orient wird langweilig und die Frage der Reichsbahnen rückt nur langsam vorwärts. Sonst ist es das alte Treiben und Keifen gegen die Ober- und Unterofficiösen, die feigen Nationalliberalen und das sonstige mehr oder weniger käufliche Federvieh. Es thut Noth, daß den Blättern etwas frischer Stoff zugeführt werde. Vielleicht helfen die Correspondenzen aus America, die wohl nicht gleich unter einander in eine Polemik gerathen werden, die für die Herren Journalisten stets interessanter ist, als für das Publicum. Es ist schon deswegen vortheilhaft, daß wir den Ausstellungen nur von fern zusehen, daß solche in Philadelphia oder Paris stattfinden und nicht etwa in Berlin. Die hiesigen Berichterstatter nach außen hin würden sich bald gegenseitig rectificiren und dementiren, was in den Nachbarländern einen ähnlich zweifelhaften Eindruck wie die gewöhnlichen Berliner Bülletins hervorbringen könnte. Eine Ausstellung in Berlin ist ja auch nach dem Eingeständniß ministerieller Blätter schon aus anderen Gründen nicht thunlich. Wir sind nicht darauf eingerichtet. Die fremden Gäste würden sich unbehaglich fühlen und vor den Segnungen unserer Canalkaffation, unseres öffentlichen Gefährtes, sowie der theuren Berliner Preise, die alsdann natürlich noch kolossal gesteigert würden, bald davonlaufen. Auch würden sie sehr wahrscheinlich seitens einer gastfreundlichen Presse denselben periodischen Angriffen wie die fremden Gesandten und Diplomaten ausgekehrt sein. Man würde ihnen alle möglichen Mißthaten aufbürden und wer mit ihnen umginge, wäre schon halbwegs ein Landesverräter. Es gab eine Zeit, aber sie ist lange verschwunden, wo Berlin sich eines wohlverdienten Rufes urbaner Sitten und Gewohnheiten erfreute. Der neue Antömmelung namenlich, wenn irgendwie gut empfohlen und sonst präsentabel, war einer gemüthlichen Aufnahme versichert. Wie in anderen großen Städten existirten hier neutrale Salons, wo Mitglieder der verschiedensten Parteien harmlos mit einander verkehrten. Man begegnete sich bei dem Musikdirector Meyer, bei Barnhagen von Ense, bei Mundis, verplauderte ein paar Abendstunden und fühlte sich für die Arbeit der kommenden Tage erfrischt. Die Bewirthung war angemessen ohne luxuriöse Prätention. Das Alles hat sich bekanntlich von Grund aus verändert. Revolution und Reaction haben die Gesellschaft auseinander gerissen. Ein neues Geschlecht ist entstanden, das, durch unangesehnen Zuzug von außen stets erneuert, in athemloser Jagd nach Erwerb den Krieg Aller gegen Alle im Kleinen und Kleinlichen als die Aufgabe des Daseins ansieht. Die Parteien befehdn sich mit einer bewundernswürthen Ausdauer und lassen an einander kein gutes Haar. Wir haben allerdings, wenn man die Gegenwart mit der vergangenen Zeit zusammenhält, einige Fortschritte in verfassungsmäßiger Freiheit und nationaler Stellung gemacht; aber wir sind gröber, bissiger, misanthropischer geworden. Vielleicht ist die verdrießliche Stimmung nur eine Kinderkrankheit, die sich mit den Jahren verlieren wird. Als wohlbestallte Kulturkämpfer werden wir gewiß nach und nach eine der ersten Bedingungen moderner Civilisation, nämlich eine gewisse Sphilität, nicht für immer in demselben Umfange vermissen lassen. Jetzt florirt ein pathetischer, angesäuerter Ton, durch den sich auch eine neu erschienene Flugschrift auszeichnet. Zahlreiche Blätter haben sich übrigens durch dieselbe insofern mystificiren lassen, als sie gar nicht merkten, daß es der malitiose Verfasser auf eine Parodie des hochtrabenden Stils voll moralischen Jornes abgesehen hatte, wie er

in gewissen Regionen beliebt ist. Das bekannte Pathos mit entsprechenden Exclamationen und Declamationen ist glücklich caritirt. Die Travestie der landläufigen wohlfeilen Ausfälle gegen die Nationalpartei ist dem Autor vortrefflich gelungen. Wie mögen ihn die Lobeserhebungen Derjenigen, welchen er einen Spiegel vorhalten wollte, im Stillen amüßig haben. Recht geschickt hat er auch in seine Satire einige Wahrheiten verflochten, die für Niemand verloren sein sollten und den unaufmerksamen Leser über die wirklichen Absichten der Schrift noch mehr irreführen mußten. Sorgsam hat er im Uebrigen jeden guten Witz, jede humoristische Wendung vermieden und in seiner feierlichen Monotonie eine treffende Copie der Politiker geliefert, auf welche es gemünzt war. Natürlich hieß es bei dem Erscheinen der mißverständenen und von anderweitigen Gegnern eigenthümlich verwertheten Broschüre, sie werde der nationalliberalen Partei den Garaus machen. Aber es gilt auch hier der Spruch:

Les gens que vous tuez, se portent fort bien!

Man ist durch die Erfahrung genugam darüber belehrt, was hinter derartigen Attaquen steckt und hat sich in den Coulissen genugam umgesehen, um in solchen Fällen recht gut zu wissen, wo der politische Bartel den Most holt.

* * *

Unter dem Titel: „Nationalliberale Partei, nationalliberale Presse und höheres Gentlemantum. Von einem Reichsfeinde“ (Berlin, Zul. Springer), hat so eben ein drei Bogen starkes Schriftchen die Presse verlassen, welches zur Zeit viel von sich reden macht. Man kann es nicht kürzer charakterisiren, als mit jenen Worten des lateinischen Autors, daß es „verissima mixta falsissimis“ d. i. sehr Wahres und sehr Falsches durcheinander enthalte und ein wenig „ab irato“, oder wie man heut zu Tage sagt, „im Zustande sittlicher Entrüstung“ geschrieben, dabei aber vielleicht von Herzen gut gemeint sei. Es ist offenbar ein Schmerzschrei. Der Verfasser scheint in der nationalliberalen Presse persönlich unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben und macht hier seinem gepreßten Herzen Luft. Aber er hört dabei nicht auf, national und liberal zu sein; obgleich das Meiste, was er sagt, mehr den Clericalen und Radicalen, den Socialdemokraten und den Kreuzzeitungsdeclaranten zum Vergnügen gereichen wird, als den Nationalliberalen, so ist es doch nicht Bosheit, welche ihm die Feder führt, sondern eher das Mißvergnügen eines Liebhabers, welcher mit einer Coquette schmollt, ohne ihr gänzlich entsagen zu können. Sein Zorn gilt vor Allem der Presse, und zwar sowohl der reptilischen und der reptilisch-angefränkerten, deren Abhängigkeit von der Regierung ihm ein Grauel und ein Uergerniß ist, als auch der eigentlich nationalliberalen, welcher er es eben so sehr zum Vorwurf macht, daß sie eine so große Unabhängigkeit von der parlamentarisch-constituirten Partei zeigt.

„Es ist eine heilige und unabweißbare Pflicht der nationalliberalen Partei, sich gegen die Folgen zu verwahren, welche ihr aus dem Gebahren des überwiegenden Theils der nationalliberalen Presse unausbleiblich über kurz oder lang erwachsen müsse. Es ist Gefahr im Verzuge. Die nationalliberale Partei muß es entweder durchsetzen, daß die Presse, welche ihren Namen trägt, eine andere Haltung annimmt, oder sie muß sich offen von ihr lossagen und sich eine eigne wahrhaft nationalliberale Presse schaffen.“ — Ein kategorisches „Entweder — Oder“, welches schwer in Einklang zu bringen ist mit der durch die ganze Broschüre mehr oder weniger deutlich durchzufühlenden Meinung, daß doch eigentlich die Partei nicht viel besser sei als die Presse; oder soll sich Münchhausen an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehen?

Wenn Alles so wäre, wie der verehrte Herr Verfasser annimmt, was glücklicher Weise durchaus nicht der Fall ist, was würde es helfen, wenn die Partei ihre Presse und die Presse ihre Partei in Acht und Bann erklärte? Es würde innerhalb der Partei die größte Confusion und Selbstauflösung erzeugen und alle Gegner zu dem Jubelruf vereinigen, daß „ein Esel den andern Langohr schimpfe“. Wir halten überhaupt diese ganze Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Partei und Presse für eine grundfalsche und specifisch preußisch-bureaucratische. Ein solches Verhältniß existirt nirgends in der Welt, und am Allerwenigsten in den constitutionellen Staaten Europas. Man weiß in England, daß dieses Journal Beziehungen zu Disraeli und jenes welche zu Gladstone hat, in Frankreich, daß das eine Blatt zuweilen von Gambetta, das

andere von Dufaure und das dritte von Rouher inspirirt wird; aber Blätter, welche unter einer Diktatur des Wohlfahrtsausschusses einer parlamentarisch = constituirten Partei stehn und von ihr allein commandirt werden, wie die weiland kaiserliche Armee von dem Wiener Hofkriegsrath —, solche Blätter gibt es glücklicher Weise nicht. Sie würden auch ebenso schädlich sein, wie die rein reptilische Presse, welche der tugendhafte Verfasser, nicht mit Unrecht, zum tiefsten Abgrund der Hölle verdammt. Endlich haben wir große Einwendungen gegen das generelle Verdammungsurtheil, welches der Verfasser über den „deutschen Journalistenstand“ im Allgemeinen auf S. 27 ausspricht. Wir glauben aber dies Urtheil hier nicht wiederholen und den Angegriffenen selbst ihre Bertheidigung überlassen zu sollen.

Der Hauptanstoß erregte bei dem Verfasser das Verhältniß zwischen der Partei und der Regierung, wobei er zwischen dem deutschen Reich und dem preussischen Staate nicht unterscheidet, sondern sie praemisceus durcheinander behandelt. Er meint, die liberale Partei sei der Regierung gegenüber zu fügsam und nicht genug eingedenk des „höheren Gentlemanthums“; die Regierung erstrebe mit Erfolg den Scheinconstitucionalismus, es genüge, daß Jemand der Majorität der Volksvertretung angehöre, um ihm den Weg in das Ministerium hoffnungslos zu verschließen (gehören und gehörten die Herren Mosenbach, Falk und Friedenthal denn nicht der Majorität an?); die Majorität werde von regierungsfreundlichen Blättern mit Deleibigungen überhäuft, mit der Andeutung, daß sie die wahren Interessen des Landes nicht begreife; die offizielle Provincialcorrespondenz drohe sogar mit Stockung des parlamentarischen Lebens, wenn sich die Majorität nicht den reactionären Gelüsten der Regierung unterwerfe; und dem gegenüber führe man die Polemik „nur unter der Voraussetzung, daß die Regierung mit ihrer entgegengesetzten Absicht nicht Ernst mache“. Der Verfasser verwirft die Compromißtheorie; im Falle einer Meinungsdivergenz zwischen Volksvertretung und Regierung soll die erstere um keines Haars Breite von ihrer Meinung weichen und von der letzteren entweder Nachgiebigkeit oder Rücktritt erzwingen. Kurz, Alles wie in England, in dem Lande des „höheren Gentlemanthums“. Immer: Biegen oder Brechen!

Habe ja doch der Reichskanzler, fügt der Verfasser Seite 9 hinzu, unmittelbar nach Vereinbarung der Verfassung des Norddeutschen Bundes (1867) „sich das Vergnügen gemacht, es laut zu erzählen, daß er nicht nur die Diäten sondern noch ganz andere Dinge in den Kauf genommen hätte zc.“

Diese Behauptung ist einfach nicht wahr. Der Reichskanzler hat nie etwas der Art gesagt und sofort lebhaft protestirt, als man seinen Worten diesen Sinn unterlegen wollte. Es verhält sich damit, wie mit „Macht geht vor Recht“ und anderen geflügelten Worten, durch welche man den Reichskanzler gegen seinen Willen schon bei lebendem Leibe zu einer mythischen Person zu machen versucht. Ebenso verhält es sich mit dem „hochmüthigen Herabblicken auf die Verwirrungen der Conflictszeit“, wovon der Verf. Seite 17 spricht. Man vergleiche damit die Erklärung Bismarcks in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. April 1876. Doch wir wollen bei solchen argen Unrichtigkeiten, deren leider viele mit unterlaufen, nicht länger verweilen, sondern kurz sagen, warum die englische Schablone, welche der Verf. uns empfiehlt, für Deutschland nicht paßt.

In England regiert die Königin allein; in Deutschland haben wir, außer Preußen, noch zwei Duzend souveräner Staaten, welche alle regieren. England ist ein Einheits-, Deutschland ein Föderativstaat. Die deutsche Einheit wird nur durch den Reichstag und durch den Reichskanzler repräsentirt. Es gibt in Deutschland zwar mehr als ein halbes Hundert Minister, aber nur einen einzigen deutschen Minister, und das ist Bismarck. Wir haben den schwierigsten Theil unserer Aufgabe, den Theil, den England längst siegreich überwunden, noch vor uns. Wir stehn außerdem mitten im Kampfe gegen die Clericalen, die Socialisten und die Particularisten. In diesem Kampfe sind der Reichskanzler und der Reichstag aufeinander angewiesen. Wie ist nicht in neuester Zeit dem mittelstaatlichen Particularismus plötzlich der Ramm wieder geschwollen, und woburd? Dadurch, daß man glaubte, der Reichskanzler habe sich mit der Reichstagsmajorität überworfen. Die Anwendung der englischen Schablone, ein ewiger Ministerwechsel (wie in Italien oder Griechenland), schwankende Majoritäten, von welchen der Bestand der Armee und das Gleichgewicht des Budgets abhängt, periodische Auf- und Abwägungen des Reichstags zc. würden mehr den Gegnern als den Freunden des neuen Reichs zu Gute kommen.

Gewiß, es ist gut, wenn die liberale Partei von Zeit zu Zeit aus ihrer eigenen Mitte heraus kritisiert wird. Dies hat vor etwa einem halben Jahrhundert der Professor Krug in seiner „Geschichtlichen Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit“ gethan, und vor etwa zehn Jahren der Professor Baumgarten in seiner „Selbstkritik des Liberalismus“, Beide mit heilsamer Wirkung. Die Kritik des Verfassers ist also an und für sich sehr wohl berechtigt. Aber sie ist verfehlt, weil er über das innere Getriebe der deutschen Politik unzureichend unterrichtet ist, weil er sich über Dinge vierter und fünfter Ordnung in einen — wir geben gerne zu: vielfach gerechten — Zorn versetzt, und weil er dabei die Fragen ersten Ranges, die historische Gestaltung, die reale Sachlage und die Schwierigkeiten unseres gegenwärtigen Entwicklungsstadiums, gänzlich aus dem Auge verliert. Dies ist bei dem guten Willen des Verfassers aufrichtig zu bedauern. Ein berühmter Schriftsteller sagt: „Man soll im Zorn keine Gesetze geben.“ Fast könnte man hinzufügen: „Auch Bücher schreiben soll man im Zorn nicht.“ Wäre es auch nur, um nicht auf so gesuchte und seltsame Ausdrücke, wie „höheres Gentlemanthum“ und „Nichtreichsfeind“ zu verfallen.

Wir können dem Herrn Verfasser dieser geharnischten Streitschrift nur einen Rath geben: Möge er sich, wenn er das Zeug dazu hat, an die Spitze einer großen Partei oder einer großen Zeitung emporarbeiten und, da oder dort, zehn Jahre lang zu regieren versuchen; und wenn er dann, nach Ablauf dieser Zeit, denselben Gegenstand noch einmal in Form einer „revue retrospective“ behandelt, so wird dieses Buch ebenso bieder und offen, wie die gegenwärtige Flugschrift, aber ganz gewiß viel besser, gerechter und politischer werden. Dann wird er ebenso sehr sine ira et studio schreiben, wie wir es heute schon im Obigen zu thun versuchten. In Erwartung dieser Zukunft nehmen wir für heute Abschied von dem Verfasser mit dem Wunsche, daß sich an ihm die Worte Goethes bewahrheiten mögen: „Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig; — die Zeit nur macht die seine Währung kräftig.“

L. F.

Offene Briefe und Antworten.

I.

Geehrte Redaction!

In Nr. 13 der Gegenwart (S. 197) wird der Ausspruch:

„die Diplomatie gehört der Vergangenheit, das Consularwesen der Zukunft an“

dem Fürsten Bismarck zugeschrieben. Wo und wann hat der Fürst diesen Ausspruch gethan? Sollte derselbe vielleicht aus der vom Fürsten im Reichstage am 16. November 1871 gehaltenen Rede herausgelesen sein? Andere (z. B. R. Duesl, Consularwesen, Berlin 1863, S. 257) benennen Napoleon III. als Urheber dieses geflügelten Wortes, noch Andere Talleyrand.

Ergebnis

H. H.

Potsdam, im April 1876.

II.

Auch wir haben sämtliche Reden des Fürsten Bismarck in den uns zugänglichen Sammlungen durchgesehen, ohne den fraglichen Ausspruch zu entdecken. Nicht minder vergebens haben wir die einschlagenden Werke von Borel, Warben, Steg, Müllig, Ribeiro dos Santos, Biquiesfort, Dinkerhoeft, Battel, Moser, den beiden Martens, Flasan, Riedtenstern, Winter u. A. m., aufmerksam durchgesehen. Sollte uns noch eine Auskunft über das geflügelte Wort zugehen, so würden wir nicht ermangeln, dieselbe mitzutheilen. Sonst müßte Herr Bamberg für sein Citat aufkommen.

Dr.

Insertate.

Leipziger Theaterschule

Oper und Schauspiel

Cursbeginn: 1. April. — Prospective gratis.
Hôtel de Pologne. Die Direction.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

König Roderich.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen

von
Felix Dahn.

Zweite mit Rücksicht auf die Aufführung veränderte Ausgabe.
8. brosch. n. 4 M., geb. n. 5 M.

Früher erschien:

Felix Dahn, Markgraf Wüdeger von Böhelaren.
Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch.
n. 3 M. geb. 4 M.

— Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 M.
geb. 4 M.



Die 2. Nr. der „Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege, Eisenach“, mit Beiträgen von Prof. Dr. Esmarck, Prof. Landerer, Dr. Beck u. ist soeben

erschienen und wird auf Verlangen gratis und franco zugesandt.

Zu Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Börne's Leben. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

— Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterstudien.

Von
Karl Gupka.

8. eleg. broch. Preis 6 M.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Ferdinand Freiligrath.

Zum Verständniss des Dichters und als Begleitgabe zu seinen Werken von August Kippenberg.

11 Bogen in Farbendruckumschlag mit Portrait des Dichters 1 M. 80 S.

J. Lanzke & Co.,

80. Berlin, 3 Schmidtstraße.

Fabrik von

Solz-Jalousien,

dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfmaschine und Anschaffung neuer, eignen für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht bloß jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preiscurante mit genauer Beschreibung, auch Kostenanschläge gratis. (D. 1884. B.)

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Humoristisches.

In meinem Verlage erschienen soeben:

Guano-Lied.

Gedicht von Victor Scheffel, für eine Bariton- oder Bassstimme (und Chor ad libitum) mit Pianoforte componirt von

Vinzenz Lachner.

Op. 56. Preis 1 M.

F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Camillo Saint-Saëns.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschienen soeben:

Saint-Saëns, Camillo, Op. 32. Sonate (en ut-mineur) pour Piano et Violoncelle. M. 6.50.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 41. Quatuor (en si-bémol) pour Piano, Violon, Alto et Violoncelle. M. 13.50.

Früher erschienen:

Saint-Saëns, Camillo, Op. 14. Quintett (in A) für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Violoncelle. M. 15.—.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 16. Suite (Präludium; Serenade; Scherzo; Romauze; Finale) für Violoncelle u. Pianof. M. 7.—.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 18. Trio (in F) für Pianoforte, Violine und Violoncelle. M. 10.—.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 20. Concertstück für Violine mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Partitur in 8. Geheftet. M. 8.—.

Orchesterstimmen in Abschrift. Für Violine mit Pianoforte. M. 5.—.

Verlag der Stühr'schen Buchhandlung, Berlin, Unter den Linden 61.

Die Deutsche Reichsbahn.

Von Weizmann, Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 M. 20 S.

Soeben erschienen

unter Redaction von Oberkirchenrath Dr. Mühlhänker in Wissembingen und Professor Dr. F. Heintz. Geffken in Straßburg

Beitragen des christlichen Volkslebens.

Heft 1. Christenthum und Presse.

„ 2. Der Socialismus.

Abonnementpreis für 6 Hefte (1 Band) 5 Mark.

Einzelpreis des Heftes 1 Mark.

Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M.

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimbäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauen-Krankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvallescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin.
Druck von H. G. Teubner in Leipzig.

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die
Violine

von **Edm. Singer.**

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist.“

Vorrätig in allen Buchhandlungen:

Sauspoesie.

Leistspiele und Gelegenheitsgedichte, Fremdes und Eigenes, gesammelt von Maria Döring.

21 Bogen kl. 8. Eleg. broch. 3 M., in eleg. Miniaturband 4 M.

Eine Kritik der Köln. Ztg. jagt über das Buch u. a.: Die vorliegenden Spiele und Gedichte, nicht hintereinander erdacht, sondern im Laufe der Jahre erwachsen und schon erprobt, zeigen erltlich, wie dergleichen sinnig und edel gemacht werden kann, und eignen sich ferner größtentheils nach geringer Abänderung zur Benutzung in ähnlichen Fällen. Ein bedeutender Theil der Sammlung rührt von der regisamen Herausgeberin selbst her: außerdem begegnen wir andern Mitgliefern und Freunden der hochbegabten Familie Döring, Kauschenbusch und den Namen Arndt Bäßler, Eichendorff, Freiligrath, Geibel, Ganzhorn, Landiermann, Rittershaus, Schefel, Uhlund u. A. So ist für die verschiedenen Anlässe, Geburtstag, Taufe, Verlobung, Bolterabend, Hochzeit, silberne Hochzeit und Tod, manch ernstes und heiteres Wort hier glücklich zusammengestellt.

Verlag von Helbogen & Hasing in Bielefeld u. Leipzig.

durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro Spaltenzeile 40 Pf.

Inhalt: Gentleman oder Ehrenmann? Eine objective Betrachtung von S. B. Oppenheim. — Ueber die Geschichte der deutschen Pressfreiheit. Von Julius Weil. (Schluß.) — Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Lingg. I. — Literatur und Kunst: Zu den Verhandlungen der orthographischen Conferenz. Von Daniel Sanders. — Bismarck-Literatur. Von Karl Braun. III. IV. — Einiges zu Mozarts Leben. Von Graf Maurin Mahy. — Aus der Hauptstadt: Ueber Kleists „Penthesilea“. Von P. S. — Notizen. — Inserate.

Gentleman oder Ehrenmann?

Eine objective Betrachtung

von

S. B. Oppenheim.

Nicht bloß aus Freude an allem Fremden, das — dem Sprichworte nach — „kleidet“, nicht bloß, weil die sogenannte Ausländerei bei uns noch lange nicht erloschen ist, weil den Einen die höhere Eleganz der romanischen Sitten, den Anderen das breite Kostbeef von Altengland mächtig anzieht, nicht bloß deshalb hört man in Deutschland noch so viele Fremdwörter: die wesentlichste Ursache dieser Untugend liegt vielmehr in unserer Neigung zum Unklaren, Nebelhaften, Unbestimmten. Sobald es sich nämlich um moralische, überhaupt um unmaterielle Vorstellungen handelt, decken sich die Ausdrücke verschiedener Sprachen niemals; ein jeder ist das Resultat verschiedenartig zusammenwirkender historischer Factoren. Dog und Hund, Chat und Kage mögen dasselbe bedeuten, aber Vertu und Tugend, Unschuld und Innocence, Gloire und Ruhm sind nur Synonymen; sie decken sich niemals ganz. Jede Nation hat ihr eigenes Ideal; wo es sich um gesellschaftliche Vollkommenheiten handelt, wie die sind, die wir unter dem Begriff der Ehre zusammenfassen, da ist es schon schwer, auch nur die verschiedenen Classen einer und derselben Nation unter einen Hut zu bringen, geschweige denn verschiedene Völker. Es gibt noch eine Standesehre, — zum Glück nicht mehr Standes-, Kunst- oder Classentugenden, wie im Mittelalter.

Wer das englische Leben aus wirklicher Anschauung kennt, wird mir zugeben, daß der Begriff des Gentleman zu den complicirtesten gehört, daß er nur erklärlich ist aus dem Zusammenhang des ganzen gesellschaftlichen Lebens in England, daß er namentlich gebildet ist aus den Formen der höheren Gesellschaftsclassen. Zum Beispiel: ein Gentleman darf privatim ein ziemlich lasterhaftes Leben führen, aber er darf kein eigentliches Gewerbe treiben, er muß eine unabhängige Stellung besitzen und die äußeren Formen der socialen Bildung inne haben. Wer vor zwanzig Jahren einen Naturbart trug, oder wer seinen Fisch mit dem Messer (notabene: nicht mit einem silbernen) aß, der verwirkte seine Stellung als Gentleman. Die Geseze der fashion in Tracht, Lebensweise, Reinlichkeit, Schmuckmethode u. s. w., mit chinesischer Accurateesse wie ein Evangelium befolgt, constituiren den Gentleman. Es ist darin Etwas von der hellenischen Kalogagathia, in das Britische

übersezt. Wir achten eine Nation, welche ihre äußeren Formen so hoch schätzt, daß sie darin einen sittlichen Gehalt zu finden glaubt; aber es liegt ein gut Stück Aristokratismus darin, gleichsam ein Dämpfer, der constitutionellen Freiheit aufgesetzt, der selbst das allgemeine Stimmrecht ungefährlicher machen würde. Zu unserer dualistischen Weltanschauung, darin bestehend, daß eine schöne Seele in einem verwahrlosten Körper wohnen könne, bildet der englische Gentlemancultus einen wohlthuenden Gegensatz. Wenn der Engländer Jemanden als einen real gentleman bezeichnet, so meint er damit, daß die inneren Eigenschaften der vollendeten äußeren Form entsprechen. Zum Beispiel, ein real gentleman darf nicht lügen, aber nicht, weil das Lügen an sich ein Laster ist, sondern weil es das Laster der Unfreien und Abhängigen ist.

Dies ist die wohlgenährte Ehrenhaftigkeit vermöglicher Leute, die mindestens auf einem schuldenfreien Cottage unter ritterlichen Uebungen und mit einigem Patronage aufwachsen, — während das deutsche Ideal, schon seit der Reformationszeit, auf den Kampf mit Noth und Entbehrungen, mit polizeilichen Verfolgungen zurückführt und unsere Geisteshelden nur selten in blauer Wäsche prangten. Ob unser ritterlichster Vorkämpfer, ob Ulrich von Hutten wohl in England als Gentleman vollgültig anerkannt würde? —

Man bleibe uns also mit dem Gentlemanthum als allgemeinem gültigem Maßstab zur ernsthaften Prüfung ethisch-politischer Verhältnisse vom Leibe, und nun gar mit dem „höheren Gentlemanthum“, welches Herr Assessor Reuter in einer viel besprochenen Broschüre gegen die nationalliberale Partei in's Feld führt! Diese Vorstellung verhält sich wohl zum wirklichen Ideal der Ehre, wie Talmi zu Gold, wie ein — da wir gerade englisch reden, — wie ein shabbygenteeler Mensch zu einem wirklich feinen Edelmann. Es ist viel shabby genteelity in dieser Vorstellung!

Doch seien wir billig und plaidiren wir einmal des Gegners Sache! Nicht Mangel an Ehrenhaftigkeit wollte er der nationalliberalen Partei vorwerfen wollen, sondern einen gewissen Mangel an Bornehmheit, der sie dem Reichskanzler gegenüber zu willfährig macht. Hierin liegt aber eben das Bedenkliche der ganzen Anschauungsweise! Herr Reuter hat sich recht oberflächlich in gewisse ausländische, speciell englische Gesichtspunkte verrannt und betrachtet unsere Zustände so, als wenn wir bereits eine parlamentarische Regierung hätten und als ob wir durch einen Mehrheitsbeschluß den Reichskanzler stürzen und Einen der Unrigen an seine Stelle setzen könnten, falls wir es nämlich wollten, oder wollen sollten. Herr Reuter vergißt, daß wir noch vor wenig Jahren im Absolutismus

standen, daß man nicht im Handumdrehen in das entgegengesetzte Extrem umspringt, es sei denn durch eine Revolution, das heißt: durch eine Calamität, welche der wahren Freiheit gefährlicher wäre, als der Herrschaft. Er übersteht oder will verkennen die enormen Fortschritte, welche Preußen und Deutschland mit überwiegender Hilfe der nationalliberalen Partei gemacht haben, und zwar gemacht haben, weil an deren Spitze Männer standen, welche sich mit Bewußtsein dem ausgesetzt haben, für ihre nützliche Arbeit von den Hrasenhelden verlästert zu werden. Den bewußten Hrasenhelden mag dann politische Undankbarkeit sehr gentlemanlike erscheinen. Unsere Methode der politischen Thätigkeit haben wir gerade von den Engländern gelernt, und soweit es bei uns möglich und nützlich sein wird, zu einer rein parlamentarischen Regierung zu gelangen, wird es nur und ausschließlich auf dem von uns betretenen Wege geschehen können. Wir sind keine vornehmen Leute, wir arbeiten mit beschränkten Mitteln. Hätten wir gar keine Compromisse machen sollen oder bessere machen können? Woher weiß aber Herr Reuter, daß wir bessere machen konnten? Zunächst haben wir ja unter unseren eigenen Parteigenossen den Ausgleichspunkt zu suchen, denn selbstverständlich sind in einer so großen Partei die verschiedensten Nuancen vertreten. Wir dürfen uns nicht weit über das Niveau unserer Verhältnisse und des allgemeinen Verständnisses erheben, sondern wir haben unsere Forderungen so zu stellen, daß die Majorität der Nation sie begreifen und mitmachen kann und — daß sie verwirklicht werden können. Für die Zeitungen aber, welche uns loben oder tadeln, voraneilen oder nachhinken, sowohl für die, an welchen Herr Reuter bisher schrieb und die er angreift, als für die, welche er durch sein Schweigen lobt, lehnen wir jede directe Verantwortlichkeit ab. Jeder von uns trägt nur die Last seiner eigenen Thaten, und wenn wir einen persönlichen Angriff ausüben, so halten wir es für gentlemanlike, unseren Namen darunter zu setzen.

Denn einigermaßen läßt sich wohl die Vorstellung des Gentlemanthums auf deutschen Boden verpflanzen und könnte hier in der Politik und der Presse recht förderlich wirken. Ich denke mir, daß ein deutscher Publicist zuvörderst ein Ehrenmann sein müsse und noch darüber hinaus auch den Schein eines unehrenhaften oder nur abhängigen Benehmens zu vermeiden habe. Um in Beispielen zu reden: Ein Ehrenmann kann in die Lage kommen, seine Ueberzeugung zu wechseln, sich etwa von der Theorie des Schutzzolls zum Freihandelsdogma zu bekehren, oder umgekehrt; er bleibt ein Ehrenmann so lange er seine actuelle Ueberzeugung furchtlos vertritt; ist er aber noch dazu ein Gentleman, so wird er den Schein vermeiden, als hätten äußere Umstände ihn bestimmen können, und wird jeden Vortheil ausschlagen, den ihm seine neue Ueberzeugung bieten könnte.

Oder zum Beispiel: Ein Ehrenmann ist besoldeter Redacteur der Nationalzeitung; plötzlich geht ihm ein Licht auf, daß diese Zeitung nicht seinem wahren Ideal von Unabhängigkeit entspricht. Als Ehrenmann wird er seine Stellung aufgeben, als Gentleman wird er solange, als er diese Stellung noch bekleidet, nicht gegen die Zeitung auftreten.

Denn ich verlange überdies von einem Gentleman, daß er den Stand, dem er angehört, selbst in den Segnern hochachte. Freilich, man liebt den Verrath, wenn man auch den Verräther perhorrescirt. Man verwerthet den Zwist in einer benachbarten Partei, wenn man auch vielleicht nicht große Lust verspürt, den Abtrünnigen bei sich aufzunehmen.

Als Herr Professor Reuter in der vorigen Wahlcampagne mit einem angesehenen Mitgliede der Fortschrittspartei in bittere persönliche Händel gerieth, da hütete die Bossische Zeitung sich wohl, ihn als den deutschen Junius zu proclamiren, und auch heute möge er sich nicht auf die Zuverlässigkeit seiner neuen politischen Gönner verlassen. Der unglückliche Zufall, daß seine neue Schrift kurz vor der neuen Wahlcampagne erschien, hat ihm das bedenkliche Lob von gegnerischer Seite eingetragen.

Er zählt sich noch immer, wenn ich ihn recht verstehe, zu der nationalliberalen Partei; wenn er denn absolut seine Partei bessern will, so möge er bei dem Mitgliede anfangen, welches ihm am nächsten steht, und demselben namentlich einige Mäßigung, Besonnenheit und Erwägung der Zeitumstände empfehlen. Man sagt, es sei viel Wahres in seiner Broschüre; es wäre schwer, eine Broschüre zu schreiben, in welcher nicht viel Wahres steht; aber die Grundanschauung, von welcher er ausgeht, ist eine irrige; Stimmung und Beleuchtung darin sind falsch, der Stil ist überladen, verworren, die wenigen Thatfachen sind falsch gedeutet oder apokryph, wie selbst sein allzu wohlwollender Kritiker in der vorigen Nummer der „Gegenwart“ ihm vorzuhalten nicht umhin konnte. Das Ganze gibt ein Gesamtbild, wie ein Buch von Victor Tissot über die Preussens, in dem natürlich auch nicht Alles ganz unrichtig ist. Herr Reuter hat eine Pistole abgeschossen und durch den Knall die Aufmerksamkeit erregt, aber er ist deshalb kein guter Schütze, er traf nicht in's Schwarze.

Ueber die Geschichte der deutschen Pressfreiheit.

Von Justus Weil.

(Schluß.)

Man wird es nach den bisher verfolgten pressgesetzlichen Leistungen der Regierungen nicht wunderbar finden, daß dieselben der Tagespresse keine sonderliche Sympathie entgegenbrachten. Es kam vielmehr so, daß die Censur auf sie allein losgelassen wurde. Nach den Gewittern der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege schien zwar ein freier Luftzug durch die deutschen Lande zu gehen. Die Censurfessel wurde ein wenig gelockert, und eine mildere Praxis versöhnte mit dem gesetzlichen Druck. Auch die an Verheißungen so reiche Bundesacte gab sich den Anschein, als wollte sie diesen Frieden nicht stören, indem sie im Artikel 18 lit. d bestimmte: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit beschäftigen.“ Aber es zeigte sich bald, daß der Ausdruck „Pressfreiheit“ nur ironisch gebraucht war. Am 20. September 1819 erging als eine Frucht der Karlsbader Conferenzen der Bundesbeschluß, welchen man die reinste Offenbarung des Polizeigeistes genannt hat: „daß diejenigen Schriften, welche in der Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, sowie solche, welche nicht über zwanzig Bogen im Druck stark sind, in keinem Bundesstaat ohne Vorwissen und vorgängige Genehmigung der Landesbehörde zum Druck befördert werden dürfen.“ Die hierdurch neu begründete Censur, ursprünglich nur provisorisch auf fünf Jahre eingeführt, wurde 1824 auf unbestimmte Zeit hin festgesetzt und hat bis zum Jahre 1848 der deutschen Presse auf dem Hacken gesessen. „Mit den Karlsbader Beschlüssen,“ sagt Werner, „trat die Abwendung der deutschen Nation vom Bunde ein. Das deutsche Martyrium beginnt, und Turnvater Sahn ist einer der Ersten, welche als Demagogen auf die Festung geschleppt werden.“

Jeder, der die Feder führte, galt jetzt für anrüchig und verdächtig, und die Politik wurde zu einer inbuscitirbaren Angelegenheit. Auf jedes freisinnige Wort stürzten sich die Schweißhunde der Censur, jedem selbständigen Gedanken wurde der Proceß gemacht. Wie es unter solchen Umständen mit der Tagespresse bestellt war, läßt sich begreifen. Sie durfte ja nur existiren, wenn und soweit sie harmlos war; je nichtsagender, je farbloser sie war, desto besser für sie. So legte sie sich denn nothgedrungen zumeist auf Miscellen, Anekdoten, Reisebeschreibungen und schönwissenschaftliche Dinge, namentlich aber auf das Theater. Das war die schöne Zeit, wo das europäische Gleichgewicht bedroht schien durch die Heiserkeit eines Schauspielers, wo man über den Triller einer berühmten Sängerin spaltenlange Abhandlungen schrieb. Insbesondere in Oesterreich, dessen Polizeiregimente die Beschlüsse von

1819 noch zu zahm waren, seufzte die Presse unter dem ungeheuersten Censurdrucke, von dem Gutzkow in seinen „Reiseeindrücken“ eine vortreffliche, mit edler Entwürfung geschriebene Schilderung gibt. Aber auch in Preußen hatte sie keine glücklichen Tage. Daß die Regierung Friedrich Wilhelms III. der Pressfreiheit nicht allzu geneigt war, ist bekannt. Die große Zahl ihrer Censurrescripte und Verordnungen sind alle vom Geiste der Metternichtsmwürdigkeit durchweht und nichts als Ergänzungen und Verschärfungen des Karlsbader Präjudiciums und der späteren Proscriptionsbeschlüsse der dreißiger Jahre. Eine mildere Sonne schien der Presse zu leuchten, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte. Das Censuredict von 1841, worin eine freiere und selbstständigere Besprechung der inneren Landesangelegenheiten gewährt wurde, schien ihr eine neue, bessere Aera zu eröffnen. Die Blätter sollten ihr Interesse von den Vorgängen in Afghanistan und Kamschatka, von den heißesten Untersuchungen über die fernstliegenden Dinge auf die heimischen Verhältnisse, auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Vaterlandes richten dürfen. Ein großer Fortschritt allerdings! Aber es zeigte sich bald, daß das freie Wort ohne freies Gesetz nicht möglich ist. So lange die Censur selbst bestehen blieb, und nur ihre Ausübung gemildert wurde, blieb die Presse rechtlos wie zuvor. Denn gegenüber dem Gesetze ist die einzelne moralische Ueberzeugung des Censors, und wenn sie noch so milde ist, eine willkürliche. Das strengste Pressgesetz ist immer besser als die freieste Censur. Wie zu erwarten stand, hielt übrigens die liebenswürdige Stimmung gegen die Presse nicht lange vor. Durch freisinnige Schriften auf religiösem Gebiete und durch politisch-radicalen Zeitungen glaubte man die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge in den Staub gezogen zu sehen; die Censurvorschriften nahmen daher einen immer schärferen Ton an; je mehr die Ideen des Fortschrittes Propaganda machten, desto strenger und gereizter wurden die Pressverordnungen.

Erst der Märzsturm des Jahres 1848 blies sie sammt und sonders über den Haufen. Unter seinen brausenden Athem stürzte die Censur zusammen. Der Deutsche Bund beschließt am 3. März: „Sedem deutschen Staate wird freigestellt, die Censur aufzuheben, und die Pressfreiheit einzuführen, jedoch unter Garantien, welche die anderen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Presse möglichst sicherstellen.“ Die Frankfurter Nationalversammlung beseitigt die Garantieclausel und setzte als eines der Grundrechte fest: „Seder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Pressfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsstellungen, Staatsauflagen oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden.“ Aehnliche Grundsätze gingen in die Verfassungen der Einzelstaaten über. Allein als die Wasser der Freiheitsfluth sich verlaufen hatten, und die Regierungen wieder zu Kräften kamen, da legten sie gestrost in das alte Fahrwasser ein. Zwar ward die Censur nicht wieder eingeführt, aber der Bundesbeschluß vom 6. Juli 1854 ersetzte sie fürtrefflich durch andere, dem Wesen nach ihr verwandte Maßregeln. Außerdem wurde den Bundesregierungen die Befugniß, nach Bedürfniß eingehende Anordnungen zu treffen, vorbehalten. Dieser Beschluß charakterisirt sein Titel am besten: „Allgemeine Bestimmungen, die Verhältnisse der Presse betreffend.“ Zwar ist derselbe in Preußen, Baiern und Oesterreich nicht publicirt worden, aber seine Schatten fielen auch auf die Pressgesetze dieser drei mächtigsten deutschen Staaten. Insbesondere zeigt das Gesetz vom 12. Mai 1851, das wie ein Damoklesschwert bis zum Reichspressgesetz über der preussischen Presse hing, schon ganz das in jenem Zwingbeschluß proclamirte System. Da begegnen wir an seiner Spitze dem Concessionsprincipe, das die Censur der Person an die Stelle der Schriftcensur setzte und deshalb in einem unheilbaren Widerspruch zu jeder Pressfreiheit steht; dann der Caution, endlich der Zeitungstempelsteuer. Dazu

gesellte sich als die höchste Blüthe des Polizeistaates die durch die octroyirte Verordnung vom 1. Juni 1863 eingeführte „Verwarnung“, die zweimal wiederholt ausreichte, um einer Zeitung den Garauz zu machen, und über die das Abgeordnetenhaus durch die Erklärung: „Die Verordnung vom 1. Juni 1863 ist ihrem Inhalte nach der Verfassung zuwiderlaufend“, den Stab gebrochen hat. Erst das neu erstandene Reich brachte Wandlung und Besserung, es brachte nicht bloß eine einheitliche, sondern auch eine auf weisliche Freiheit gegründete Pressgesetzgebung.

Die ganze bisherige Gesetzgebung ging von dem Gedanken aus: das Pressgewerbe ist ein gemeingefährliches, die Presse ist eine Feindin der bürgerlichen Wohlfahrt; sie muß daher durch die strengsten Vorkehrungen eingeschränkt und unschädlich gemacht, es muß ihr ein Zaum angelegt werden. Dies glaubte man am wirksamsten dadurch zu erreichen, daß man der ihr von dieser Seite drohenden Gefahr durch polizeiliche Maßregeln vorzubeugen suchte, — und hierzu bot sich die Censur mit ihrer vortrefflichen Spürnase an. Nachdem jedoch die Censur allmählig in denselben appetitlichen Geruch gekommen war wie weiland die Tortur, wußte man dasselbe Ziel durch allerlei andere fein ausgedachte Belästigungen und Bedrückungen der Presse, deren Handhabung man der Censur anvertraut hatte, zu erreichen.

Eine wahre Pressfreiheit ist aber nur möglich, wenn man von dem umgekehrten Grundsatz ausgeht: die Presse ist nicht gefährlich, die Presse ist vielmehr ein mächtiger Hebel der Volksbildung. Dieser Grundsatz fordert in seinen Consequenzen auf der einen Seite Beseitigung aller Mittel der Prävention und aller polizeilichen Maßregelungen der Presse und des Pressgewerbes, auf der anderen aber gestattet, ja verlangt er zur Verhütung von Mißbräuchen und zur Ahndung von Ausartungen der Presse die Bestrafung der durch sie begangenen Vergehen, also Repressivmaßregeln.

Daß das neue Pressgesetz unter dem wir leben, das Reichspressgesetz vom 7. Mai 1874, in diesem Geiste geschaffen worden ist, darf man dreist behaupten. Wenn auch von den Führern der liberalen Parteien bei der Schlußberatung ausgesprochen worden ist, daß das, was man erreicht, tief unter dem stehe, was man erstrebt habe, so ist doch von keiner Seite der große Fortschritt, der sich darin gegen den bisherigen Rechtszustand der Presse bemerklich macht, in Abrede gestellt worden. „Die Freiheit der Presse“ sind seine ersten verheißungsvollen Worte. Die Freiheit der Presse, bestimmt § 1, solle die Regel bilden, und Beschränkungen derselben nur so weit sie durch dieses Gesetz selbst begründet würden, zulässig sein. „Damit weilt der Gesetzgeber“, wie Berner sich ausdrückt (S. 161), „den Richter in den Geist des Gesetzes ein. Er sagt ihm: denke immer, daß ich die Freiheit will, daß dies mein als heilsam und nothwendig erkanntes Princip ist.“ Von dieser Tendenz ausgehend verwirft das Gesetz denn auch folgerichtig alle eigentlichen Präventionsmaßregeln und behandelt die Presse lediglich vom Standpunkt des Repressivsystems. Beseitigt hat es das Concessionswesen, aufgehoben die Zeitungscapution, den Zeitungstempel, die Inseratensteuer und die Unterlagung des Betriebes des Pressgewerbes; außerdem regelt es den Berichtigungszwang in angemessener Weise und normirt die Strafbestimmungen, dem richterlichen Ermessen einen freieren Spielraum lassend, im Geiste der modernen Strafrechtsprincipien.

Alles das sind Errungenschaften von hohem Werthe, die einzelne Mängel in dem Gesetze weit überragen. An uns wird es sein, diese zu beseitigen und jene uns nicht rauben zu lassen. Schwer ist es, die Freiheit zu erringen, schwerer, sie festzuhalten.

Ueber Poesie im Handel.

Aus einem Vortrage, gehalten im kaufmännischen Verein zu München.

Von Hermann Lingg.

I.

Seltamer Weise bezeichnet die deutsche Sprache jede in's Leben tretende Willensäußerung mit demselben Worte, durch welches sie im Besonderen die auf Verkauf und Kauf gerichtete Thätigkeit ausdrückt. Ich sage seltam, denn die Deutschen galten bei den alten Völkern, in einer Zeit, als die Sprache ihre Grundformen bildete, weit mehr für ein kriegerisches als für ein handeltreibendes Volk. Wenn wir jedoch die gewaltige Ausdehnung des Handels der Nachkommen des angelsächsischen Stammes in Betracht ziehen, so möchte man doch zu der Annahme geneigt sein, daß dem germanischen Charakter Handelsgeist nach der Richtung der Fähigkeit und Lust zu großen Unternehmungen nicht fern stehe und gestanden habe. Man ist gewöhnt, die Beschäftigung des Kaufmanns eine prosaische zu nennen, und allerdings ist sie zunächst nur eine nützliche, nur auf das Materielle gerichtete, aber dem Bedürfnisse, welches doch ihr Anfang ist, gesellte sich sehr bald der Geschmack und der Aufwand bei und damit schon beginnt eine poetische, eine künstlerische Seite des Handels. An den Eintausch von Naturproducten reihte sich schon früh eine auf den Schönheitsfuss bedachte Zurichtung, an die Gewinnung einer Kostbarkeit, die aus der Fremde heimgebracht wurde, schloß sich die Erzählung von fernen Ländern an, von Abenteuern u. dgl., die Sage, das Märchen entstanden, die Ursprünge plastischer sowohl als epischer Darstellung. Karawanen brachten aus dem fernen Osten nicht nur Gold, Gewürze und Perlen, sondern auch die Märchen der „1001 Nacht“ in's Abendland. Die Mastorte der Handelszüge sind noch heutzutage ein Sammelplatz der Rhapjoden und Märchenerzähler. Hoffnung auf Gewinn war es, was zuerst die langgestreckte Scholle des Meeres zu durchfurchen lehrte, den Weg durch die ungeheuren Sandebenen auf dem Schiff der Wüste zurückzulegen, den Gefahren der Stürme, den Ueberfällen der Räuber, der Noth, dem Durst, den äußersten Entbehrungen und Mühseligkeiten Trost zu bieten, was aber auch den Auf- und Untergang der Sterne zu beobachten, die regelmäßige Wiederkehr der Ebbe und Fluth, der Passatwinde und die Perioden der damit verbundenen meteorologischen Veränderungen festzustellen veranlaßte. Die Seele des Menschen erfüllte sich mit großartigen Eindrücken, mit Wünschen, deren Kühnheit allein schon eine poetische Stimmung hervorrief, sie gab sich in Gesängen kund, in Liedern, welche nach den Klagen um die Entfernten das Wiedersehen und die Freude der Heimgekehrten nach glücklich überstandener Reise feierten. Durch viele verschiedene Länderstrecken war man gekommen, Gebirg, Ebene, Meeresküste waren abwechselnd an den Reisenden vorbeigezogen, jede dieser Gegenden hatte ihnen andere Bewohner, andere Sitten gezeigt, andere Gemüthsstimmungen in ihnen hervorgerufen, je nach der Neuheit der Scenen, die sich ihrem Anblick darboten, je nach den Eindrücken, welche eine gewaltige Natur in ihnen zurückgelassen hatte. Handel bringt Gewinn, Gewinn Wetzeifer, dieser ruft Reichthum und Macht hervor und so sehen wir denn als erste poetische Momente einmal die Ferne mit ihrem Zauber, dann die Fülle des Wohlstandes und mit Beiden das Glück erscheinen, schließlich als Mittel zur Bewahrung des Gewonnenen, zur Fesselung des Glückes findet sich das Geheimniß ein. Der Kaufmann, der aus weiter Ferne zurückgekehrt war, sprach über die Länder, die er gesehen, sich nur mit geheimnißvoller Zurückhaltung aus, er mußte den Nimbus des Schauerlichen, des äußerst Gefährlichen um seine Unternehmungen zu verbreiten, es war ihm darum zu thun, Andere davon abzuhalten, Konkurrenz zu verhüten, den Werth seiner Waare zu erhöhen und in einem ihm beliebigen Grade des Preises zu erhalten, er verbarg daher auch Anfangs Alles neugierigen Blicken, er ließ nicht wissen, wie viel er besaß, denn eben in der unbekanntem Größe des Erworbenen, in dem Unberechenbaren desselben schien ihm sein Besitz

gesichert zu sein. Auch hatte er sich vor dem Meide, dem Raube, dem Feuer zu fürchten, er baute daher in den Tiefen, im Verborgenen seines Hauses das feuerfeste Gemölde, in welchem er seine Schätze aufbewahrte. Labyrinthische Gänge führen darin umher, magisches Dunkel ist über die Truhen und Kisten gebreitet, welche die Juwelen und andere Güter verbergen. Das ist das Geheimniß, das der Phantasie so viel Stoff zu anziehenden Schilderungen darbot. Und nun das Glück! Der Sinnlichprohe wie der Geistigbegabte und Gebildete, Beide streben dem Glücke zu, der Gute wie der Böse, der Träge wie der Leichtfertige, der Träumer wie der Raslose, jedes Temperament, jeder Stand, jedes Alter, Alles, Alles strebt nach dem Glücke, daher heißt es auch, Dem lacht das Glück, Der ist ein Kind des Glückes, Der jagt nach dem Glücke u. s. w. Und dieses ewig bewegliche Wesen, es lebt beständig mit uns, wir Alle haben es schon ein und das andere Mal gesehen, wen hat es nicht verlockt, wen nicht geneckt und getäuscht? Das Glück ist es, das in die gleichmäßige Gewöhnlichkeit unseres Alltagslebens eine freundliche Unterbrechung bringt, das unsere Hoffnung in Athem hält, die Zukunft in einem rosigen Dichte erscheinen läßt, das mit einem Wort eine Welt voll Poesie in unser sonst allzu einförmiges Dasein schafft. Der Erwerb von Tag zu Tag ist ein so langsamer zum Ziele des Reichthums führender Weg, dem Erringer wird ein so spärlicher Lohn zu Theil; das Glück schüttet an einem Tage, in einer Secunde mehr, tausendmal mehr über seinen Günstling aus, als die fleißigste Hand, der genialste Kopf, der sparsamste Haushalter in Jahren und Jahren kaum erringen kann.

Man nimmt an, daß die Araber das erste Handel treibende Volk gewesen seien und die Lage ihres Landes gibt dieser Ansicht allerdings Recht. Zwischen zwei Welttheilen an einem leicht überfahrbaren Meerbusen gelegen, ein Meer im Süden, eines im Norden, zwischen den alten Culturvölkern Egyptens und Hochasiens mochte es wohl seine Bewohner auf ausgebreiteten Handel hinweisen. Ueberdies hatte Arabien zwar an kostbaren Erzeugnissen, an Gewürzen und edlen Metallen Ueberfluß, Mangel dagegen an unentbehrlichen und nützlichen. Was war natürlicher, als daß sie diese gegen jene einzutauschen suchten und bald auch ihre eigenen Landesproducte durch solche vermehrten, die sie aus dem fernen Orient holten, indem sie auch aus Indien Perlen, Baumwolle, Seide herbeibrachten und sie nach Egypten gegen Getreide eintauschten. In Asien fanden sie bald einen schiffbaren Strom, der ihre Handelszüge begünstigte. Zum Zwecke des Landhandels hatte sich eine Anzahl Teilnehmer mit ihren Lastthieren zusammengefunden, so entstanden die Karawanen. Stellen wir uns das phantastische Gemälde eines solchen Zuges vor, unter dem glänzenden Himmel einer heiteren von Sternen besäten Tropennacht. Die Karawane lagert in einer der weiten Fluren Chaldäas am Ufer des Euphrat. Der halbnaakte Araber, der Babylonier, der sich bei den Gezelten des Reisezuges eingefunden, bilden die bunte Staffage dieses Bildes. Letzterer in weiße fließende Gewänder gehüllt, das Haupt mit einer turbanartigen Binde umwunden, hält in der Hand einen mit geschneizten Blumen und Thieren verzierten Stock, dort auf prächtigem Pferde sprengt ein Perser heran im enganschließenden Kleide von Leder, mit hoher Popsbedeckung, den Köcher auf dem Rücken, über die Schulter den Bogen gehängt, in der Faust eine Wurflanze und im Gürtel den Dolch. Die Babylonier haben wunderlich geformte Götzenbilder mitgebracht, die ihnen Symbole der Geister sind, welche die Geburten und Schicksale des Menschen beherrschen. Sie führen eine seltsame Unterhaltung über den Gang der Gestirne, die sie für göttliche Wesen, für Dämonen halten und ihrer Ansicht wagt kaum Einer der in der Astronomie weiter vorgeschrittenen Chaldäer zu widersprechen, oder sie reden in kühnen Bildern von den Schönheiten ihrer Frauen oder berichten von einer, für uns längst im Dunkel vorhistorischer Nacht begrabenen Zeit. Die Araber dagegen lauschen den Tönen musikalischer Instrumente, bei deren Klang sich egyptische Tänzerinnen im Reigen auf- und niederschwingen, kleine Goldplättchen in den Locken und Silberspangen um die Knöchel. Voll Bewunderung sind die Perser von ihren Pferden gestiegen und haben sich dem Kreis

der Kaufleute genähert. Denken Sie sich nun diese Scenen, umschlossen von den mit den Dienern der Karawane im hohen Graze rastenden Kameelen, ringsumher die mit Fasern und Blättern des Palmbaumes verpackten Waarenballen und weit hinaus die lodernen Wachtfeuer, welche in der Ferne die Umrisse der Mauern von Babylon erkennen lassen, dazwischen Bewaffnete, deren Schwerter und Schilde bisweilen im Dunkeln hervorblitzen. Bald hernach tiefe Nachtstille und beim ersten Lichtstrahl über dem fernen Gebirg im Süden erhebt sich die Karawane zum Weiterzug, vorüber an dem weltberühmten, riesigen Babylon, denn dahier hatten sie ein gutes Theil ihrer Waaren abgesetzt, prachtvolle Schmuckgegenstände, Arm- und Halsbänder, eingemachte Früchte, Perlen und wilde Thiere, Tiger, Löwen der Wüste für die Zwinger in den Gärten des Königs. — So vermittelten zwar die Araber einen ersten Verkehr unter den Völkern des Morgenlandes, aber innerhalb gewisser Schranken der Einförmigkeit, der alljährlichen Wiederkehr, die durch keine weitere Fortentwicklung durchbrochen wurden. Erst die Phönizier haben das eigentliche Element des Handels gefunden und benützt, nämlich das Meer. Das Meer, das keine Früchte dem Menschen willig darbietet, sondern Alles seinem Unternehmungsgeist, seiner Ausdauer und Thatkraft anheimstellt. Daher war der Phönizier Gottheit jener von den Griechen genannte Herakles, der sein Unrecht auf den Wohnsitz bei den andern Göttern nicht als ein vorberechtigtes antrat, sondern erst sich durch allerlei Mühen und Gefahren eringen mußte. In der That, dem Handel verdankt die Menschheit die ersten Schritte zur Freiheit und Gestattung; Hirten und Ackerbauende Völker bleiben stehen, schreiten nicht vorwärts, da sie schon Alles haben, was sie brauchen und die Sorge um Feld und Herde sie ganz und immer auf gleiche Weise in Anspruch nimmt. Die Phönizier bereicherten auch das Fabelbuch der alten Welt durch einige sinnreiche Erfindungen, durch Erzählungen ihrer Reiseabenteuer. Aus dem Osten hörten sie von den seltsamen Sitten und Gebräuchen der Indier und Ägypter, wie sie durch Araber und Juden verbreitet wurden, z. B. die Sage vom Vogel Phönix, der sich selbst verbrennt und aus der Asche wieder aufersteht, und mehreres Andere. Der Wohnsitz dieser phantastischen Thiergestalt ist, nach Senen, die hohe Gebirgskette, welche Baktrien von Indien scheidet und deren Nordseite zugleich die Wüste Gobi begrenzt und die berühmt war durch Reichthum an Metall und Edelsteinen, ein Gold- und Zabelland, wie es heutzutage in gewissem Sinne auch Californien ist. Jene ungeheuerlichen Thiere jedoch wurden als die Wächter der Schätze, die das Gebirg in sich schloß, angesehen. Da war das Einhorn, von dem es hieß, es fliehe Anfangs ganz langsam vor seinem Verfolger, dann laufe es schneller und immer schneller, bis es endlich geflügelt den Blicken entschwinde. Ferner gab es in diesen fabelhaften Gebirgen Löwen mit Menschenantlitz, mit Pferdefüßen, Flügeln und dem Stachel der Skorpione. Aus dem Westen fügten die Phönizier die Geschichte vom Riesen Atlas hinzu, von den goldenen Äpfeln der Hesperiden, welche von Schlangen gehütet wurden. Aber auch die Stoffe selbst, welche jetzt mehr und mehr Gegenstand des Handels wurden, hatten poetischen Reiz, weckten und mehrten den Schönheitssinn als Schmuck, indem sie die Armuth und Würde der menschlichen Gestalt erhöhten und damit Gegenstand bilderreicher Beschreibung, schwungvoller Anpreisung wurden. Interessant ist es, daß eines der vorweltlichen Pflanzenproducte, der Bernstein, das Harz der antediluvianischen Tanne, einer der frühesten und gesuchtesten Handelsartikel war, daß feinetwegen der Phönizier die gefahrvolle Reise nach den arktischen Meeren unternahm. So groß war seine Anziehungskraft, so beliebt war er als Schmuck und zu Räucherungen, seiner elektrischen Eigenschaft wegen bewundert und verehrt! Und der Bernstein mußte nicht etwa aus den Tiefen der Gebirge mit Werkzeugen heraufgeholt werden, nein, der Ocean legte ihn gleichsam als Preis der Kühnheit zu den Füßen des Muthigen, der, um ihn zu gewinnen, die stürmische Fahrt nach den mitternächtigen Küsten gewagt hatte, dahin, wo die furchtbarsten Orkane wütheten, Urwälder das Land bedeckten und den größten Theil des Jahres über Kälte und kimmerische Finsterniß herrschten. Gewiß ist übrigens, daß die

Phönizier Seeräuberei und Sklavenhandel trieben. Wie manch' trauriges Loos, welch' seltsame an's Wunderbare grenzenden Schicksale der Geraubten mochten sich daran knüpfen; die Dichtung hat darüber nicht geschwiegen und im Homer finden wir eine ergreifende Stelle, die ein solches Geschick der Nachwelt überliefert. Eumäos, ein Hirt des Odysseus, erzählt, wie er, der Sohn des Königs von Orthgia, geraubt worden sei. Der Vater hatte nämlich in seinen Diensten eine Phönizierin, und als nun ihre Handelsleute aus Tyrus nach Orthgia kamen und dort allerlei Handelsartikel verkauften, versprach ihnen diese phönizische Magd, den Sohn des Königs auf ihr Schiff zu bringen, damit sie dann mit ihm davon fahren und ihn in die Sklaverei verkaufen könnten. Sie hielt auch richtig ihr Wort. Eumäos erzählt:

„Aber ein völliges Jahr verweilten sie (nämlich die Phönizier) dort auf dem Eiland (Orthgia),
Viel des erhandelten Guts im geräumigen Schiffe verbergend;
Als nun schwer sie beladen die Schiffsräume alle zur Heimfahrt,
Sandten sie einen Verkünder, es anzusagen dem Weibe;
Denn ein listiger Mann kam hin zum Palaste des Vaters,
Bringend ein Busengehmeid und besetzt mit Elektron (Bernstein);
Aber die Mägde im Saale zugleich und die treffliche Mutter
Rings die Händ' es fassend und wohl mit den Augen betrachtend,
Handelten über den Preis und heimlich winkt er dem Weibe,
Als er ihr zugewinkt, da kehrt er zum räumigen Meeresschiff:
Gene nahm an der Hand und entführte mich aus der Wohnung.
Vorn jetzt fand sie im Saale die Becher gestellt und die Tische
Für die geladenen Gäste, die Mitarbeiter des Vaters,
Die anoch zum Rath sich gesetzt in des Volkes Versammlung,
Gene, drei der Gefäße sofort im Busen verbergend
Trug sie hinweg und ich folgte zugleich einsichtigen Herzens;
Nieder tauchte die Sonn' und schattiger wurden die Pfade,
Bald zu dem trefflichen Hafen gelangten wir eiligen Schrittes,
Wo zu enteilen das Schiff der phönizischen Männer bereit war;
Alle sie stiegen hinein und durchsegelten flüssige Pfade,
Uns in dem Schiff mitnehmend u. s. w.“

Unbekannt ist, daß die Phönizier auch den Nimbus der Herrschergewalt erhöhten, sie erfanden den Purpur. Sie bereiteten ferner künstliche Arbeiten aus Elfenbein, Schnitzwerk aus Ebenholz, Zierden der Paläste und Schmuckgegenstände für die ägyptischen Königinnen.

Indem wir auf diese Weise große Gesichtsfelder vergangener Völker und ihrer Arbeit überblicken, könnte es scheinen als verabsäumten wir, der vielen hundert und hundert Jahre zu gedenken, während deren Alles sich so nach und nach entwickelte, wie es als historische That vor unsern Augen liegt. Wie viel Glück und Unglück, wie vieler Geschlechtsreihen Leiden und Freuden fällt in diese schweigenden Zeiträume von Tausenden und Tausenden, deren Gräber selbst nicht mehr bestehen, deren Angebenken verwischt ist, verweht wie der Staub über ihren unbekanntenen Grabstätten. Welche festliche und traurige Ereignisse erfuhren jene Handelsorte von der Zeit an, als an den noch einsamen Ufern, wo sie später entstanden und sich ausbreiteten, ein Fischer seine Neze auswarf, ein Küstenfahrer ankerte, bis zu dem Tage, an welchem das feindliche Schwert, nachdem sich eine blühende Stadt erhoben hatte, ihre brennenden Mauern in Trümmer warf, die Bewohner erschlug oder fortführte und für alle Zeit ihren Wohlstand und ihre Bedeutung vernichtete. Die Gesänge des Propheten sind voll des erhabensten Ausdruckes tiefer Gefühle über diese Schauspiele der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Größe. So in der Wehklage über Tyrus:

Du hast Deinen Handel auf dem Meere gehabt und allerlei Waare, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf Deinen Markt gebracht.

Zuanan, Thubal und Mesach haben mit Dir gehandelt und haben Dir Sklaven und Erz auf Deine Märkte gebracht.

Die von Thegarna haben Dir Pferde und Wagen und Maulthiere auf Deine Märkte gebracht.

Die von Deban sind Deine Kaufleute gewesen und hast allenthalben in den Inseln gehandelt und die haben Dir Ebenholz und Elfenbein verkauft.

Die Syrer haben bei Dir geholt Deine Arbeit, was Du gemacht hast und Rubin, Purpur, Tapeten, Seide und Sammt und Krystalle auf Deine Märkte gebracht.

Juden und das Land Israel haben auch mit Dir gehandelt und haben Dir Weizen von Minnith und Balsam und Honig und Del und Mastix auf Deine Märkte gebracht.

Dazu hat auch Damaskus von Dir geholt Deine Arbeit und allerlei Waare und starken Wein und köstliche Wolle.

Dan und Zeban und Meshusal haben auch auf Deine Märkte gebracht Eisenwerk, Cossia und Calmus, daß Du damit handelst.

Deban hat von Dir geholt in Decken, darauf man sitzt.

Arabia und alle Fürsten von Kebar haben mit Dir gehandelt mit Schafen, Widbern und Böcken u.

Schließlich heißt es:

Aber die Meeresschiffe sind die vornehmsten auf Deinen Märkten gewesen. Also bist Du sehr reich und prächtig worden auf dem Meere.

Da Du Deinen Handel triebst, da machtest Du viel Länder reich, ja mit der Menge Deiner Waare und Deiner Kaufmannschaft machtest Du reich die Könige auf Erden.

Nun aber bist vom Meer in die tiefe Fluth gestürzt, daß Dein Handel und all Dein Volk in Dir umgekommen ist.

Wer ist jemals auf dem Meere so still geworden, wie Du, Tyrus?

Karthago, die Pflanz- und Tochterstadt von Sidon und Tyrus, welche die Erbschaft des Seehandels von dieser übernahm, breitete denselben noch aus und bereicherte die Wissenschaft der Nautik um werthvolle Erfindungen, namentlich im Schiffsbau und in Hervollkommnung der Seekarten. Die stolze Rivalin Roms erlitt das gleiche Schicksal, wie es ihre Mutterstadt durch die großen continentalen Mächte Asiens erfuhr; sie erlag der beginnenden Weltmacht der Römer.

Wahrheit und Dichtung von der verlorenen Atlantis, von einem fernen im Westen gelegenen Welttheil, der einst mit dem afrikanischen Festlande zusammenhing und durch eine Erdrevolution von ihm losgerissen wurde, diese Sage entstammt wohl mehr Erfahrungen als Vermuthungen der Karthager. Es war jedenfalls das erste dämmernde Bewußtsein von dem großen Continent America. Eine geheime, nie ganz erloschene Sehnsucht hielt gewissermaßen einen idealen Zusammenhang zwischen den bekannten und noch unbekanntem Erdtheilen aufrecht, bis die Stunde kam, da es dem Genie des Columbus gelang, den Schleier von der versunkenen Küste der Atlantis zu heben und damit allen bisherigen Aeußerungen und Einrichtungen neue Antriebe, neue Gesichtspunkte zu geben. Gleichzeitig mit Karthago fiel auch Korinth, die bedeutendste Handelsstadt Griechenlands und ebenfalls durch die Römer. Ohne Zweifel hatte Korinth einen bedeutenden Kunsthandel betrieben. Statuen von Erz und in Marmor, fein und elegant gearbeitete Schmuckgegenstände und Vasen, Schalen und Trinkbecher mochten von der reichen Griechenschstadt an die Höfe Asiens und Siciliens ausgeführt worden sein. Die Römer zerstörten Korinth, aber dieses eiserne Volk verstand es nicht, die mit dem Schwert gemachten Eroberungen durch Handel und Seefahrt zu benützen und zu befestigen. Sie liebten das Meer nicht, diese Römer, sie verschmähten den Handel. Ihr berühmtester Dichter Horaz spricht diese Gesinnung des Nationalcharakters in einer Ode aus, in welcher er Denjenigen verwünscht, der zuerst um des leidigen Gewinnes willen ein Schiff zur Seefahrt ausgerüstet habe. Nur das von dem Macedonier gegründete Alexandrien blühte während der Größe Roms unter dessen Schutz und vermittelte noch Handelswege, als mit dem Verfall und dem Sturze der Cäsarenstadt auch die Kauffahrt auf dem Mittelmeere versank, als die nordischen Eroberer, welche das zusammenbrechende Weltreich überflutheten, sich an den Nord- und Südküsten des thyrrenischen Meeres niederließen und besonders an der Küste von Afrika auf den Trümmern Karthagos ein furchtbares Corsarenreich gründeten, als der Vandalenkönig Geiserich sich den Herrn und Gebieter des Meeres nannte und plündernd und verheerend die Inseln und Gestade von Hellas und Italien heimsuchte, der, wenn er aus dem Hafen Karthagos ausfuhr und von dem Steuermann um die Richtung gefragt wurde, zur

Antwort gab: „Dahin in jenes Land, auf welches Gott in seinem Zorne herabstiehl.“ Damals zuerst erprobten germanische Stämme ihre Seetüchtigkeit und schlugen römische und byzantinische Flotten in heißer Seeschlacht.

Literatur und Kunst.

Zu den Verhandlungen der orthographischen Conferenz.

Von Daniel Sanders.

Einen Aufsatz mit dieser Ueberschrift habe ich in Nr. 16 dieser Zeitschrift angekündigt. Inzwischen ist allgemein bekannt geworden, welche Stellung der preussische Unterrichtsminister zu den Berathungen und Beschlüssen der von ihm berufenen Berliner Orthographieconferenz eingenommen. Und dadurch sind die in weiten Kreisen verbreitet gewesenen Befürchtungen zerstreut und verscheucht, daß aus den Verhandlungen einer „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz“ eine Vorschrift für die Schulen hervorgehen könnte, welche einen offenen Zwiespalt zwischen der Schule und dem Leben begründen und, statt die in manchen Punkten unserer Rechtschreibung herrschende Unsicherheit zu beseitigen, sie nur vermehren und vergrößern würde. Die halbamtliche Provinzialcorrespondenz hat es in der höflichsten Form, aber doch sehr klar und deutlich ausgesprochen, daß die Berathungen und Beschlüsse der Conferenz — um mit dem geflügelten Worte des Fürsten Schwarzenberg zu sprechen — „schätzbares Material“ seien, daß der Unterrichtsminister aber doch nicht („wie er es ursprünglich in Aussicht genommen“) dazu brauchen könne, „auf Grund desselben als eines sachkundigen Gutachtens sich über die den Schulen zu gebende Vorschrift schlüssig zu machen und durch Mittheilung seiner Absichten an die Bundesregierungen eine gemeinsame Verständigung vorzubereiten“.

Sollte für denselben Zweck später vielleicht eine zweite Versammlung einberufen werden, so wäre, damit sie nicht in den Fehler der ersten ver falle, dringend zu wünschen, daß ein Satz aus jener Mittheilung der Provinzialcorrespondenz in dem Sitzungs saal an hervorragender Stelle angebracht und somit den Berathenden fortwährend vor Augen gehalten würde. Dieser Satz lautet:

„Es würde dem Zweck der allgemeinen Einigung geradezu widersprechen, wenn in den Schulunterricht eine Rechtschreibung eingeführt würde, welche, sei sie auch noch so zweckmäßig und theoretisch wohl begründet, in dem Schreib- und Druckgebrauch außerhalb der Schule keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme fände.“

Die weitere Erörterung und Würdigung des in den Verhandlungen der Berliner Orthographieconferenz enthaltenen „schätzbaren Materials“ kann bei der jetzigen Sachlage füglich den Fachzeitschriften überlassen bleiben und ich komme hier, wie ich es mir in Nr. 16 vorbehalten, auch nur zum Abschluß ganz kurz darauf zurück, nicht um Einzelnes zu erörtern, sondern vielmehr um Allgemeines zur Sprache zu bringen, dessen Erwägung auch fernerhin bei der praktischen Lösung der hoffentlich im Auge behaltene Aufgabe, eine einheitliche feste Rechtschreibung für Alldeutschland herbeizuführen, nicht ohne Werth sein dürfte.

Unleugbar ist in unserer Volksseele der Wunsch und das Verlangen nach einer einheitlichen Regelung unserer Rechtschreibung vorhanden und lebendig, aber eben so unleugbar geht die Sehnsucht nicht etwa auf die Einführung einer Idealorthographie und noch weniger auf die starre und einseitige Durchführung des phonetischen Princips mit Hintansetzung des Verdeutlichungsstrebens und der altgewohnten Schriftbilder, sondern vielmehr auf Einheitlichkeit und Sicherheit der Rechtschreibung, also auf Beibehaltung alles im allgemeinen Gebrauch bereits entschieden

Feststehenden einerseits und andererseits auf sichere Feststellung des noch nicht oder nicht mehr entschiedenen Feststehenden.

Dem Zustande, welcher das Volk für unsere Rechtschreibung ersieht, waren wir in einer frühern Zeit bereits näher als wir es zur Zeit sind und es ist bekannt, wodurch wir uns von diesem erwünschten und wünschenswerthen Zustande jetzt mehr entfernt haben.

Ich habe mich hierüber in einem kurzen Aufsätze ausgesprochen, der unter dem Titel: „Zur Regelung der deutschen Rechtschreibung“ in v. Holtenborff's „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs“ (IV 1, 214 ff.) abgedruckt ist. Doch ziehe ich es natürlich vor, hierüber die Worte eines Mannes anzuführen, welcher, der Mehrheit der Konferenz angehörig, die Aufgabe dieser Versammlung nicht „allein in der Regelung der schwankenden und streitigen Punkte“ sah, sondern darüber hinausgehende Reformen erstrebte. Die Worte des Heidelberger Professors Hofrath Karl Bartsch in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ Nr. 53 vom 22. Februar lauten:

„Im Allgemeinen war vor 30 bis 40 Jahren das Schwanken in unserer Orthographie nicht so groß wie heute. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Germanisten ein gut Theil der Schuld an diesem Schwanken tragen. Von dem an sich ganz richtigen Gesichtspunkt ausgehend, daß die übeln Gewohnheiten einer spätern Zeit uns nicht hindern dürften, gesündere Grundsätze durchzuführen, die im Einklange mit unserer Sprachgeschichte ständen, ließen sie sich von dem Streben nach Herstellung des Geschichtlichen über die Grenzen des Berechtigten hinauslocken und verfielen damit in den Fehler ihrer Gegner (der reinen Phonetiker): die Nichtanerkennung Dessen, was geworden, also ein Recht hat, zu existiren. Das Schlimmste war, daß sie zum kleinsten Theile nur wagten, wirklich consequent zu sein. Der eine in diesem, der andere in jenem Punkte dem Gebräuchlichen nachgebend und sich fügend, schufen sie einen Zustand der Unsicherheit und des Schwankens, der geradezu unerträglich wurde. Es war so weit gekommen (und ist noch so im gegenwärtigen Augenblick!) daß in der einen Classe eines Gymnasiums der Lehrer für falsche Schreibung erklärt, was in der andern als Regel hingestellt worden war. Dieser Zustand war unhaltbar, dieser Unsicherheit mußte ein Ende gemacht werden.“

Hiermit stimmen gewiß Alle überein, aber die Mehrheit der Konferenz hat nach meiner Ansicht darin gefehlt, daß sie ihren Beruf nicht darin erblickte, für alles noch nicht Feststehende oder in's Schwanken Gebrachte bestimmte sichere Feststellungen zu schaffen, sondern vielmehr selbst es versuchte, an dem im allgemeinen Gebrauch Feststehenden zu rütteln und es in's Schwanken zu bringen.

Als Lösung der Konferenzmehrheit erscholl dabei räthselhafter- und wunderbarerweise zumeist der Ruf: „Erleichterung des orthographischen Unterrichts für die Schule!“ Als ob nur die Schule, und nicht alle Deutsch Lesenden und Schreibenden überhaupt bei der Regelung der deutschen Rechtschreibung theilhaftig wären.

„Uebrigens versteht es sich, von selbst, daß wir es bei unsern Festsetzungen direct nur mit der Schule zu thun haben. Ob und in wie weit die Erwachsenen von unsern Aufstellungen Gebrauch machen wollen, das wird natürlich, wie wir nicht erst aus einander zu setzen nöthig haben, lediglich ihre eigene Sache sein“, heißt es S. 187 in den „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz“, in dem von R. von Raumer ausgearbeiteten „Anhang“.

Man wird sehr leicht begreifen, warum — und es im ganzen deutschen Volke mit Jubel begrüßen, daß der preussische Unterrichtsminister in der amtlichen Ausgabe, die er den deutschen Bundesregierungen mitgetheilt, diesen „Anhang“ nicht aufgenommen.

Aber selbst wenn man, so ganz von dem Leben absehend, in dieser Frage nur die Schule in's Auge fassen dürfte und wollte, so bleibt es immer noch räthselhaft und unbegreiflich, wie man sich in dem Wahne wiegen konnte, eine etwaige Erleichterung

des orthographischen Unterrichts und des Schreibens durch eine sichere Erschwerung für das Lesen und für das Verständniß erkaufen zu dürfen.

Die Schreibweise *Al* für den bekannten Fisch stand bis jetzt im allgemeinen Schreibgebrauch unerschütterlich fest. Trotzdem hat die Mehrheit der Konferenz beschlossen, zur Erleichterung des orthographischen Unterrichts in die Schulen die Schreibweise *ll* und also auch für den Genitiv *lls* einzuführen. Wir sehen hier davon ab, daß dadurch den Lesenden fremde und befreundende Schriftbilder vor's Auge geführt werden, und fassen hier zunächst nur den Einfluß dieser Neuerung auf den Leseunterricht in's Auge. Bisher haben die Lesen lernenden Kinder mit zweifelloser Sicherheit das Schriftbild *Als* mit gedehntem, *lls* mit geschärftem Vocal ausgesprochen. Jetzt würde es bei dem Schriftbild *lls* jedes Mal einer Erwägung und Prüfung für die Kinder bedürfen, ob sie den Vocal in der Aussprache dehnen oder schärfen sollen. Hier würde man also die fragliche Erleichterung des orthographischen Unterrichts durch eine unzweifelhafte Erschwerung des Leseunterrichts erkaufen müssen u. s. w. Aber selbst für den orthographischen Unterricht sind derartige Neuerungen keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung. Die Sicherheit dieses Unterrichts beruht eben hauptsächlich mit darauf, daß das Schriftbild ein und desselben Wortes dem Lesenden auch möglichst immer und überall gleichmäßig in ein und derselben Gestalt entgegentritt und sich so dem Auge und dem Gedächtniß fest und sicher einprägt. Daraus erklärt sich vollkommen, warum der orthographische Unterricht jetzt schwieriger und minder erfolgreich geworden ist als etwa vor 30 bis 40 Jahren. Danach kann also auch dem orthographischen Unterricht nichts Schlimmeres und Erschwerenderes begeben, als daß in den Schulen Schreibweisen gelehrt und gefordert würden, die mit dem allgemeinen Schreibgebrauch in Widerspruch stehen.

Wir schließen mit der Hoffnung, daß die praktische Regelung und Feststellung unserer Rechtschreibung nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden und daß man in den maßgebenden Kreisen die mit der Berliner Konferenz gemachten Erfahrungen zu benutzen wissen werde.

Strelitz, am 1. Oftertage.

Bismarck-Literatur.

Von Karl Braun.

III.

Zweite Periode: Gustav Schwetschke.

Ehe ich zu Cherbuliez und Wilbort übergehe, beileide ich mich, einen Fehler einzusehen und wieder gut zu machen.

Ich habe übersehen, daß während der zweiten Periode der Bismarck-Literatur auch ein didaktisch-ihyllisch-epischer Dichter aufgetreten ist, welchem nachträglich geziemender Maßen zu huldigen ich mich hiermit beileide.

Es ist Gustav Schwetschke in Halle, auch unter dem Pseudonym Lucilius ab Uva bekannt, ein grotesker Neulateiner voll Humor und Schalkhaftigkeit. Sein berühmtestes Buch sind die „*Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano, ad Doctorem Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae.*“ Sie erschienen zuerst im Februar 1849 in Frankfurt a. M. bei Bröner, erlebten seitdem viele Auflagen und Ende 1874 sogar eine „Jubiläums-Ausgabe“, welche der Verfasser, der in Halle eine alte und angesehene Verlagsbuchhandlung besitzt, selber verlegt und Eduard Simson, welcher am 10. December 1848 in Frankfurt zum Präsidenten der Paulskirche gewählt war, am 10. December 1874 zu seinem fünfundsiebenzigjährigen Jubiläum als Vorsitzender des höchsten Rathes deutscher Nation überreicht hat. Obgleich ich damit ein wenig von der Tagesordnung ab-

schweife, rechne ich doch auf die Indemnität des Lesers, wenn ich ihm ein Büchlein in Erinnerung rufe, das eine nicht unwichtige Quelle für die Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit bildet.

Ich glaube, es würde überhaupt der Mühe lohnen, eine Geschichte der politischen Caricaturen und Satyren zu schreiben. Wir haben eine englische Monographie über die Satyren und Caricaturen zweier Jahre, unter dem Titel „A political and satirical history of the years 1756 and 1757“ (London, Morris, 1758). Sie hat auch für uns Deutsche das höchste Interesse, weil es gerade die beiden ersten Jahre des siebenjährigen Krieges sind, von welchen sie handelt und weil sie, obgleich nur der englischen Politik gewidmet, doch ihre Lichter auch auf die Zustände und Ereignisse des Continents und namentlich Preußens wirft, welche Lichter allerdings uns Epigonen jener Zeit nur durch den vortrefflichen Commentar, welchen der Verfasser hinzusetzt, verständlich werden. Die Schrift ist sehr selten und wird fast mit Gold aufgewogen. Als ich sie auch auf englischem Boden studirte, habe ich lebhaft an die achtundvierziger Paulskirche und deren merkwürdige Productivität an Caricaturen gedacht. Dieselben hatten, obgleich sie an Zeichnung und Technik meist jämmerlich waren, doch oft sehr viel Wit. Das Beste und bis jetzt, wenigstens in Deutschland Unübertroffene aber war der „Piepmeier“, d. h. eine illustrierte Beschreibung von „Reden, Meinungen und Thaten“ des Reichstagsabgeordneten Piepmeier, eines zwar außerordentlich gesinnungstüchtigen, aber eben so wankelmüthigen, eiteln und bornirten Politikers, welcher unbedingt der wechselnden Stimmung der unverständigen Masse (er nennt das den „Willen des Volkes“) Folge leistet, beständig von rechts nach links und dann wieder, je nachdem der Wind weht, von links nach rechts rückt, bei conservativer Strömung einen untadelhaften Cylinder trägt, bei demokratischer aber demselben Heulen und Böcher beibringt, damit er „wühlhuberisch“ auszieht. Wenn ich nicht irre, war der boshafte, kleine bucklige Detmold von Hannover der Verfasser, und die wohlgerathenen Zeichnungen rührten theils vom Maler Schrödter und theils vom Rittmeister von Boddien her, einem baumlangen und schmalen preussischen Offizier, der auch in der Paulskirche saß. Ich dachte damals (es war 1862 in London) daran, wie schön es wäre, wenn ein deutscher Verleger auch eine solche „satirical history“, mit Reproduction des Besseren von Caricaturen veranstaltete; und ich benutze die Gelegenheit, um in gemeinnütziger Absicht hier diesen Gedanken an den richtigen Mann zu bringen.

Was nun so auf dem Wege der Caricatur zur Verspottung der politischen Gegner geschah, das leistete Gustav Schwetschke auf dem Gebiete der Satyre. Es war Ende 1848 und Anfangs 1849. Die kommende Reaction warf ihre Schatten voraus; aber je mehr die Paulskirche an Macht sank, desto wortreicher und haarspaltiger wurden ihre Mitglieder, desto stürmischer und boshafter ihre Debatten. Fast schien es, als hätten die „Edelsten und Besten“ der Nation nicht den Beruf, die deutsche Verfassung aufzurichten (was bekanntlich nicht gelang), sondern nur den, sich gegenseitig recht schlecht und verächtlich zu machen, und letzteres ist ihnen denn auch leider über Gebühr gelungen. Unter diesen betäubenden Umständen bemächtigte sich vieler, welche klar in die Zukunft zu sehen begannen, das Gefühl der (um einen Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen) „absoluten Wurftigkeit“, welches bekanntlich für schlechte Witze empfänglich macht.

Es war die Gunst dieser Umstände, welche einigen in grotestem Latein geschriebenen und an die „Briefe der Dunkelmänner“, mittels deren Ulrich von Hutten seiner Zeit die Pfaffen gezüchtigt, erinnernde Episteln, die zuerst handschriftlich und dann in einem alterthümlichen Druck, mit der Notiz auf der Rückseite, es seien nur 38 Exemplare abgezogen (XXXVIII EXEMPLA SUNT EXCURA), in dem „hohen Hause“ circulirten, die allgemeine Aufmerksamkeit entgegentrug. Alle diese Briefe waren an Arnold Ruge gerichtet. Die Briefschreiber waren u. A. „Das spaßhafte Karolchen, Professor in Naturalibus“ (Carolus Jocosus, prof. in natur., Carl Vogt, damals Professor in Gießen); Wilhelm Zimmermann, genannt die Liebe

und der Abgott des Menschengeschlechts (Guilielmus Lignifaber, cognominatus amor et deliciae generis humani, der durch seine Häßlichkeit berühmte Prof. Zimmermann, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Bauernkriege); Friedrich Büffel der gemeine Mann (Fridericus Loeffelius vir communis, Friedrich Schöpfel, der schlesische Volksmann); Adolf von der Wieje (Adolphus Pratensis, der Wiener Wiesner, wegen seiner ausleerenden oder abführenden Reden genannt „das Wiener Tränkchen“); Hugo Schnick-Schnack der große rheinische Jurist (Hugo Schnickschnackius Ictus Rhenanus, Hugo Wejenbonk aus Düsseldorf); Apollo mit'm Barte (Apollo Barbatus, der seinen schönen Vollbart mit großer Sorgfalt pflegende Moritz Hartmann aus Leitmeritz in Böhmen, damals berühmt als Dichter der „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“); und der dialektische Sachse (Saxo dialecticus, der allzeit schlagfertige sächsische Advokat Schaffrath, welcher heute noch im deutschen Reichstage sitzt). Der Inhalt der Briefe verspottete das doctrinäre und unpraktische, radicale und zugleich spießbürgerliche Gebahren der Linken. Freilich hätte man den Spott der Rechten reichlich zurückgeben können; denn sie war gar zu vertrauenselig; sie hoffte und vertraute; sie traute Allen und Jedem, sogar dem großen Tautologen Ritter Anton von Schmerling aus Wien, und versäumte darüber das Handeln. Aber der Linken fehlte ein guter Lateiner. Der clericale Professor de Lassaulx aus München, in der Paulskirche „der jüddeutsche Leo“ genannt, behauptete, Schwetschke's Episteln seien „das Beste in der ganzen Nationalversammlung“.

Als nun Bismarck 1866 und 1867 das große nationale Werk vollbrachte und selbst Arnold Ruge, der stets ein braves deutsches Herz in seinem zottigen radicalen Busen getragen, ihm lauten Beifall spendete, da erfreute sich Schwetschke nicht nur jenes Werkes, sondern auch dieses Lobes, welches erschallte:

„Aus dem Mund des Demokraten
Höhem Styls, — des Arnold Ruge,
Mein Epistelfreund von Frankfurt,
Der, wie von dem alten Hofrath
Schüh die Kenien einst sangen,
„Nicht den Spaß nur liebt, der Weiße,
„Mein, der auch den Spaß versteht.“

Und in seiner Freude bestieg nun der alte Schwetschke wieder einmal seinen ewig jungen Pegasus, um seine „Bismarckias, ein didaktisches Epos“ zu singen, das 1867 erschien und seitdem viele Auflagen erlebt hat; und Anfang 1870 folgte derselben ein in denselben spanisch-trochäischen reimlosen Versen abgefaßtes „didaktisches Idyll“, betitelt „Barcinias oder die kleine Bismarckias“, welches den Landaufenthalt Bismarck's verherrlichte und weitere große Thaten desselben, wie dies die Jahre 1870 und 1871 bestätigten, prophezeite. Für den unzweifelhaften Fall einer neuen Auflage der Barcinias wollen wir dem Verfasser folgende Thatjache nicht vorenthalten:

Das Schloß in Barcin, in welchem jetzt der Fürst Reichskanzler wohnt, ist erbaut von einem Herrn von Bizevich, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, lange in Italien war, nach Pommern zurückgekehrt, dort entseßlich fror und sich dies windstille Plätzchen aussuchte, um daselbst ein Schloßchen zu bauen, worin er nicht zu frieren gedachte. Er ahnte nicht, daß er für den Mann baute, gegen welchen sich zwei Jahrhunderte später sechs-zehn Mann Derer von Bizevich in der Kreuzzeitung erklärten. Sie vos non vobis. Ein Dichter, wie Schwetschke, wird aus diesem seltsamen Zusammenhange schon etwas zu machen wissen.

Ueber die Bismarckias und Barcinias Weiteres zu sagen halte ich nicht für nöthig. Diese hübschen Büchlein sind in Jedermanns Händen, und wenn etwa einer meiner verehrten Leser dieselben wider Erwarten noch nicht kennen sollte, dann soll er sich ein Büchlein schämen und sich beeilen dieselben zu kaufen.

Ich fasse mich kurz dahin:

Schwetschke gehört zu Bismarck, wie der Schalk zum großen Herrn, wie der Hofnarr zum Fürsten, wie Leporello zum Don Juan.

Seine lustigen Gedichte sind das Sathredrama zu der großen Trilogie: 1864, 1866 und 1870.

IV.

Zweite Periode: Cherbuliez und Wilbort.

Kommen wir nun zu den Franzosen der zweiten Bismarck-Literaturperiode.

Es ist Thatsache, daß Victor Cherbuliez, bevor er seine Aufsätze für die „Revue des deux mondes“ schrieb, längere Zeit in Deutschland und namentlich auch in Berlin verweilte, und dort, auch im Umgange mit deutschen Politikern, jedoch nur mit mehr oder wenig schmolgenden oder frondirenden, seine Studien machte, welche theils trüben Quellen entstammen, theils durch vorgefaßte Meinungen des Autors beeinflusst sind, aber sich stets in einem gefälligen Gewande darbieten, das zum Lesen reizt und daran erinnert, daß Herr Cherbuliez eigentlich nicht Politiker, sondern Novellist ist.

Bekanntlich hat die Synode in Chalcedon am 9. October 451 den Ausspruch gethan: „Wer zwei Naturen in Einem bekennt, der ist verdammt.“ Herr Cherbuliez nun kennt entweder dieses Dogma nicht, oder er fürchtet sich nicht vor dem „Anathema“; denn er bekennt zwei Naturen in Einem, indem er den, seiner ganzen Beschaffenheit nach einheitlichen und untheilbaren Fürsten (damals Grafen) Bismarck in verschiedene Personen zerlegt. Er theilt ihn zunächst in den Staatsmann und den Menschen. Aber damit nicht genug, so theilt er auch den Menschen wieder in drei verschiedene, ein wenig mythische Personen, nämlich in den Göttinger Corpsburschen, den preussischen Lieutenant und den märkischen Junker. Hätte er gewußt, daß das Bismarck'sche Wappen den Wahlspruch führt „In trinitate robur“ (in der Dreiheit die Kraft), so würde ihn dies offenbar in seiner Dreitheilung noch bestärkt haben.

Herr Cherbuliez geht — es ist im Sommer 1869 — in Berlin im Thiergarten spazieren mit einem „conservateur liberal prussien“. Man hat die Wahl, wie man diese Benennung übersehen will: entweder ein frondirender preussischer Geheimrath, oder ein mißvergünstigter Ultraliberaler, oder wie sonst. Von diesem eigenthümlichen Geschöpfe also läßt sich Herr Cherbuliez Folgendes erzählen:

„Euch Anderen, den Kelten, Romanen und Slawen, ist es unmöglich, eine Natur, wie die des Grafen Bismarck zu begreifen. Nur Preußen konnte einen solchen Mann hervorbringen. Wachsen und groß werden konnte er nur auf dem Pflaster von Berlin. In ihm ist vereinigt ein Stück Corpsbursche von der Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, und außerdem der Diplomat, der Antokrat und der Revolutionär; alles Das, gewürzt mit so viel Humor und Phantasie, daß aus ihm manchmal beinahe ein Dichter wird.“

„Er ist Aristokrat bis in das Mark seiner Knochen, nicht etwa in so fern, als er in den traditionellen Vorurtheilen einer Klasse befangen wäre, sondern mehr vermöge seines Temperamentes, seines Geschmacks am und seines Talentes zum Befehlen, und vermöge seiner grenzenlosen Geringschätzung der banalen Phrasen einer stabilen Fortschrittsdoctrin. Im Grunde seiner Seele herrscht der Skepticismus; er glaubt an nichts so fest, wie an die Dummheit der Menschen; er hat nie Seifenblasen für leuchtende Meteore gehalten, sondern sie stets ohne Erbarmen zertrümmert. Er respectirt nicht einmal unsere kleinen liberalen Dichter; er pustet Schadenfroß die qualmenden Flämmchen aus; in gewisser Beziehung ist er aber auch wieder ein Radicaler, wenigstens in der Methode; oder ist seine geringe Abneigung gegen kräftige und summarische Mittel und seine Methode, in's lebende Fleisch zu schneiden, etwa nicht radical? Aber dieser zugleich skeptische und radicale Aristokrat ist durchaus nicht eine typische Gestalt; er ist auch, das gebe ich bereitwillig zu, nicht eine einheitliche, in sich vollendete Natur, sondern vielmehr eine sehr complicirte physiologische Erscheinung. Man bewundert seinen Muth, man bewundert nicht minder seine geniale, ja mephistophelische Rücksichtslosigkeit; und gewiß hatte Preußen Ursache sich zu freuen,

daß ein solcher Mann es nach Außen vertrat; denn auf Preußens Wangen brannte ja noch heiß und roth der Schlag von Olmütz! Seine Rücksichtslosigkeit beruht jedoch weder auf doctrinären Hochmuth, noch auf dilettirenden Leichtsinne. Sie ist bei ihm ein Stück seiner Taktik, seiner Verwaltungsmaxime. Nichts haßt er mehr als den Doctrinarismus. Darin ist er ein richtiger Preuße. Das ist so recht eine Eigenthümlichkeit der preussischen Politik, daß sie sich aus Idealen, Stimmungen, Verstimmungen, Gefühlen, Ueberlieferungen und Traditionen herzlich wenig macht.

„Auf der andern Seite aber ist sein modus vivendi, die Art sich zu geben und scheinbar gehen zu lassen, der unerhörte Triumph seiner Ausdrucksweise und die wahrhaft verblüffende Rücksichtslosigkeit seiner Mittheilungen das diametrale Gegentheil alles Dessen, was in Preußen, und namentlich bei den preussischen Beamten und Diplomaten, bisher Sitte war. Und doch, wie nützlich ist nicht in einem schweigsamen, zugeknöpften, verschlossenen und abgezirkelten Lande und Volke, wie's Preußen ist, sein charakteristisches Sichgehenlassen gewesen, — diese leichtlebige Ungebundenheit des Benehmens und Ausdrucks, worin sich die volle Unbefangenheit und Freiheit dieses an Ideen und Combinationen so reichen Geistes kundgibt; eines Geistes, der, stets im Klaren über sein Ziel, dabei doch immer bereit ist, den Weg zu ändern, nie ausschließlich von einem Systeme beherzcht wird, die Dinge nimmt, wie sie kommen, zuweilen aus der Hand in den Mund zu legen weiß und täglich Neues erfindet nach Maßgabe der jeweiligen Kräfte und Mittel, — eines politischen Virtuosen ersten Ranges, dessen Erfolge auf einer ununterbrochenen Improvisation beruhen. Davon können Sie überzeugt sein, daß unser Ministerpräsident bei Königgrätz mindestens ein Duzend Pläne im Kopfe hatte und daß sein lebhafter Geist die verschiedenen Eventualitäten, welche man aus dem Siege entwickeln konnte, alle gleichzeitig vor Augen hatte.“

So weit Victor Cherbuliez. Man sieht aus jeder Zeile, daß er im Grunde des Herzens Bismarck bewundert. Aber er wagt es kaum, dies seinen französischen Lesern zu sagen. Deshalb gibt er seine Schilderung nur mandatario nomine, als Organ des conservateur liberal prussien. Auch will es uns zuweilen scheinen, als ob die „zwei Naturen“ aus zwei Quellen stammten, nämlich der Corpsbursche, Lieutenant und Junker aus Hefekiel, dagegen der Staatsmann aus Hamberger. Doch wir wollen darüber nicht rechten und uns zu F. Wilbort und seinem „Werk des Herrn v. Bismarck“ wenden.

Herr Wilbort ist ein aufrichtiger, echt französisch-antibonapartistischer Demokrat und Anhänger der Friedensliga. Er hat den Krieg von 1866 im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen mitgemacht; er liebt und lobt den Kronprinzen, aber er haßt den Krieg par principe. Jeden Augenblick unterbricht er seine sachlich-pragmatische Darstellung, um uns Deutschen, oder vielmehr, wie er uns nennt, „Preußen“ eine gutgemeinte Vermahnung zur Friedfertigkeit zu ertheilen und uns vor dem „Militarismus“ zu warnen. Er ist gerecht genug, seine Warnungen zugleich auch an sein Vaterland Frankreich zu richten. Er sagt den Franzosen, welche nach „Revanche für Sadoma“ schreien: „Habt Ihr auch über die Folgen eines solchen Krieges nachgedacht, über die nächstliegenden Folgen? Ein einziger französischer Soldat am deutschen Rhein wird ganz Deutschland um den preussischen Oberfeldherrn schaaren, nicht nur die Contingente des Nordens, sondern auch die des Südens. Er wird Deutschland einigen, den Militarismus vereinigten und die Freiheit der Völker in Fesseln schlagen.“

Trotz dieser Warnungen stürzte sich Frankreich, nicht bloß Napoleon, sondern auch das Land, nicht nur die Regierung, sondern auch die Nation, 1870 ohne jeden Anlaß kopfüber in den Krieg. Vielleicht weil es einen Irrthum theilte, welcher auch bei Herrn Wilbort überall zu Tage tritt. Während derselbe nämlich die politische Einheit Frankreichs, zu deren Herstellung bekanntlich alle Mittel der List und Gewalt angewandt worden sind, wegen ihrer heilsamen Folgen sehr hoch schätzt, ohne dabei an jenen, ihm wohlbekannten Mitteln Anstoß zu nehmen, ist er für Deutschland Liberalist. Er

geht von der Voraussetzung aus, Deutschland sei von verschiedenen „Völkern“ bewohnt, und jedes dieser Völker bilde einen Staat. Er weiß nicht, daß die deutsche Nation eine viel einheitlichere ist, als die aus Kelten, Romanen und Germanen (Franken) zusammengesetzte französische. Er weiß nicht, daß die deutschen Territorialgrenzen unserer historisch-politisch-ethnologischen Entwicklung widersprechen und die einzelnen deutschen Stämme willkürlich zerreißen, anstatt daß jeder Staat sich auf je einen Stamm beschränkte und erstreckte. Auf Grund dieser irrigen Voraussetzung glaubt er, daß wenn die Deutschen ihr uraltes Kaiserreich wiederherstellen, „die Freiheit dem Despotismus geopfert und den Völkern das militärische Joch der Hohenzollern auferlegt werde“.

Obgleich diese falsche Grundauffassung, deren sich die Franzosen nur langsam und allmählig entwöhnen werden — denn sie ist ihnen ja drei Jahrhunderte lang par ordre du moukfi einge-trüchert worden — überall zu Tage tritt, hat doch Herr Bilbort das Bestreben, den Thatfachen gerecht zu werden; er weiß die Hergänge lebhaft und anschaulich zu schildern, womit nicht bestritten sein soll, daß im Einzelnen manche Irrthümer und Ungenauigkeiten mit unterlaufen.

Namentlich schildert er sehr gut, wie vor dem bekannten Bundestagsbeschlusse vom Juni 1866 die Stimmung theils apathisch, theils friedliebend war; wie trotz des Geräusches der Waffen und der Worte und trotz der rabbiaten Redensarten in Versammlungen und Zeitungen, in Szegheo die Familie ihren Sonntagsspaziergang hält, und in Altona „alte Biedermänner in stiller Andacht und vergnügter Beschaulichkeit auf der Schwelle ihres Hauses die langen deutschen Pfeifen rauchen“, und wie in Frankfurt a. M. nach der Circusversammlung „diese fürchterlichen Revolutionäre und vermeintlichen Erben des Jahres 1793 friedlich nach Hause gehn, um mit Frau und Kindern zu Abend zu speisen und dann in der Brauerei beträchtliche Pfeifen zu rauchen und philosophisch viele Gläser Bier zu leeren“; — wie aber dann, nach dem Bundesbeschlusse, sich plötzlich die Scene belebt, der preussische Patriotismus erwacht und auch die Demokratie ruft: „Unser Platz ist da, wo Preußens Fahnen wehen!“ (Abg. Biegler in Breslau.)

Herr Bilbort hatte am 4. Juni 1866 eine lange Audienz bei dem Grafen Bismarck. Sie fand „um und nach Mitternacht“ statt, weil der preussische Ministerpräsident sonst keine Zeit hatte. Am Schlusse derselben reichte der Graf dem Franzosen die Hand und lud ihn auf den andern Tag zum Diner en famille ein mit den Worten: „Ich wünsche noch ein wenig mit Ihnen zu plaudern, und dies ist die einzige Stunde bei Tag und bei Nacht, wo ich ein wenig mir selbst angehöre. Jetzt muß ich noch arbeiten, bis die Sonne meine Lampe auslöscht.“

Das Capitel, in welchem Bilbort seine Unterhaltung mit Bismarck wiedergibt, es ist das erste im ersten Band, bildet die Perle des Buches. Niemals ist die deutsche Sache gegenüber einem Ausländer mit mehr Klugheit und Kühnheit, Offenherzigkeit und Begeisterung verteidigt worden, als dies damals Graf Bismarck, nach dem Zeugniß Bilborts, gethan hat.

Dabei muß man erwägen, daß die Unterredung stattfand zu einer Zeit, wo die Krisis auf ihrem Gipfel, und der preussische Ministerpräsident auf allen Seiten von Schwierigkeiten umringt war, über welchen jeder Andere geneigt gewesen wäre, eher den Kopf zu verlieren, als sich den Schlaf abzufargen, um mit einem Franzosen zu plaudern, — im vollen Bewußtsein des: „Pro patria est, dum ludere videmur.“ Man darf nicht vergessen, daß damals Bismarck Alles gegen sich hatte: eine mächtige Strömung bei Hofe, einen Theil der conservativen Partei, fast die ganze liberale Partei, die öffentliche Meinung in Deutschland; und daß damals die Occupation von Holstein, der Einmarsch nach Sachsen und Hannover und der Bruch mit Oesterreich noch nicht erfolgt war, ja vielleicht noch in Frage stand.

„Trotz Alledem“, sagt Bilbort, „mußte Herr v. Bismarck die Unterhaltung mit dem feinsten attischen Salze zu würzen. Er war unererschöpflich in witzigen Einfällen. Auf seiner Stirne und in seinen Augen lag keine Spur von Befangenheit. Er

sprach mit mir von Frankreich, von Paris, sogar vom „Bal Mabille“, als wenn er gestern noch dort gewesen wäre. Es war ein Feuerwerk von feinen und von scharfen Witz, das unter tausend pittoresken Formen von seinen Lippen sprühte; und dabei lachte er zuweilen aus vollem Herzen. Aber während er sich abwechselnd seiner satyrischen oder seiner humoristischen Laune hingab, verlor er kein Wort von dem, was die Anderen sprachen.“

Man muß gestehen, die beiden Franzosen waren keine schlechten Beobachter. Aber ihre Warnungen waren Cassandra-rufe „für die Stadt der Ewig-Blinden“.

Einiges zu Mozart's Leben.

Mozart. — Josephe Hortense Müller. — von Goedingt.

Das große Interesse, mit welchem wir stets aus jeder sich neu erschließenden Quelle schöpfen, welche über das Leben des deutschen Lieblingscomponisten Aufschluß gibt, veranlaßte mich nachfolgende Zeilen zu schreiben.

Obgleich unter Mozarts zahlreichen Biographen sich Ludwig Nohl durch die Zusammenstellung und Veröffentlichung von 268 Briefen des Meisters ein großes Verdienst erworben hat und hierdurch manches Blatt voll Gemüth und Liebenswürdigeit den zahlreichen Verehrern übergeben wurde, so dürfte doch noch manches werthvolle Andenken unentdeckt und unbekannt geblieben sein. So besitze auch ich ein theures Kleinod — eine Originalhandschrift des unsterblichen Meisters, die ich dem Wohlwollen meines gelehrten Freundes, des Herrn Dr. F. G. Burmann-Weber in Kopenhagen verdanke und welche, da sie bis jetzt noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt ist, ich mich verpflichtet glaube zu veröffentlichen. Die Originalhandschrift besteht in einem Briefe Mozarts an seine Gattin, den ich hier folgen lasse. Wie seine Melodien, so umschwebt auch diese einfachen Zeilen der Duft sprudelnder Lebensfrische — treuherzig in der Schreibweise, enthalten sie ein anmuthendes Bild des zärtlich liebenden Gatten und Familienvaters:

„Liebsteß bestes Herzens-Weibchen!

Ich habe Deinen Brief mit dem von Montecuccoli*) richtig erhalten, und daraus mit Vergnügen gesehen, daß Du gesund und wohl bist. — hab mir's wohl eingebildet. Du wirst 2mal nacheinander baaden, kriegst schon Deine Schläge, wenn ich wieder zu Dir komme! — ich danke für das übersichichte Finale und Kleider, kann aber nicht begreifen daß Du keinen Brief dazu geschrieben hast — hab alle Säcke im Rock und Beinkleider durchgesehen — vielleicht daß ihn die Brieftragerinn noch im Sack herumträgt! — mich frenet nur daß Du Dich wohl befindest, liebes Weibchen! — und verlasse mich darauf daß Du meinen Rath folgen wirst — dann kann ich doch ein bißchen ruhiger seyn! — was meine Gesundheit anbelangt, befinde ich mich recht wohl — meine Geschäfte hoffe ich werden auch so viel möglich gut gehen — ganz ruhig kann ich noch nicht seyn — bis es nicht zu Ende ist — doch hoffe ich es bald zu werden.

Ich hoffe N. N.**) wird nicht vergessen daß was ich ihm

*) Wahrscheinlich Pellegrin Graf Montecuccoli-Laderchi, k. k. Kammerer, geb. 13. Juni 1760, gest. 18. Jan. 1845, verm. 6. Dez. 1797 mit Theresia Frein Loen d'Enschede, oder Franz (Ludwig-Franz) Graf Montecuccoli Marchese di Guiglia e Marano, k. k. Kammerer und Herr zu Hitterburg, geb. 27. Dez. 1767, gest. 1827, verm. mit Caroline de Franco.

**) Hier ist ein Name ausgestrichen und über denselben sind die Buchstaben N. N. gesetzt. Wir glauben jedenfalls den Namen „Süßmayr“ noch daraus lesen zu können. — Süßmayr war Mozart's Schüler; er war am Sterbebette seines vortrefflichen Meisters (5. Dez. 1791) gegenwärtig, als dieser ihm noch in seiner letzten Lebensstunde erklärte, wie

herausgelegt, auch gleich zu schreiben — auch hoffe ich mir heute die Stücke von meiner Partitur*) (so ich verlanget) zu erhalten. — aus N. N. S.***) lateinischen Briefe merke ich daß ihr keinen Wein trinkt — das ist mir nicht recht, rede mit dem Thurmermeister — er macht sich gewis ein Vergnügen daraus, Dir ihn auf meine Rechnung zu geben; er ist ein gesunder Wein, und nicht theuer — das Wasser aber ist zu schlecht. — Gestern habe ich mit dem Obristleutenant gespeist (bey Schickaneber****), der auch im Antoni Baad ist. — heute speise ich bei Buchberg†) — adieu Schagerl — liebe Stanzl Marini††) ich mus eilends schlüssen — eben höre ich 1 Uhr schlagen — und Du weist daß man bey Buchberg früh ist — adieu — Ewig Dein

Sonntag den 31 Jullij 1791.

Mozart."

„Küsse vielmal den Carl†††) und Peitsche den [hier ist ein Name unlesbar gemacht] den Tischnarren.“

Diesen Brief schrieb Mozart, während sich seine vielgeliebte Gattin in Baden bei Wien zur Cur aufhielt und zwar fünf Tage nach Entbindung derselben von ihrem jüngsten Sohne, Wolfgang Amadeus (26. Juli 1791). Von diesem Familienereignisse war Mozart, als er den vorstehenden Brief schrieb, jedenfalls noch nichts bekannt, da er dessen darin mit keinem Worte erwähnt.

Dank der Güte meines geehrten Freundes, des Herrn H. A. G. von Goekingk, Premierlieutenant a. D. in Wiesbaden, bin ich im Stande, einen Auszug aus einem in seinem Besitze befindlichen auf Mozart Bezug habenden Briefe der Schauspielerin Josephe Hortense Müller zu Wien, an den begabten Dichter Leopold Friedrich Günther von Goekingk, mittheilen zu können.

„Unser geschickter Capellmeister*†) Mozart hat mir versprochen, wenn ich ein neues interessantes Melodrama von einem berühmten Dichter erhalten könnte, die Musik zu componiren. Ariadne auf Naxos und Medea haben hier gute Wirkung hervorgebracht. Mozart wünscht sich einen ähnlichen Stoff, reich an hohen tragischen Situationen, sanften und heftigen abwechselnden Leidenschaften, mit unsichtbaren gesungenen Chören begleitet und mit einer überraschenden tragischen Katastrophe. Ariadne habe ich bereits 21mal gespielt. Ich schicke Ihnen hier ein Buch, da Sie vielleicht kein Exemplar davon besitzen, Sie werden daraus ersehen, wie lang das Melodrama ohngefähr sein darf. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn unsere deutsche Bühne durch Sie, mein liebster

er das bekannte Requiem vollenden sollte, welches Mozart unter solch' geheimnißvollen Umständen im Sommer 1791 vom Grafen Walseck auf Suißpach (der es für seine eigene Composition ausgeben wollte) bestellt worden war.

*) Wahrscheinlich ist hier die Partitur der Zauberflöte gemeint, woran Mozart damals eifrig arbeitete und deren erste Aufführung am 30. Sept. 1791 stattfand.

***) Hier ist wieder der Name ausgestrichen und unlesbar gemacht.

****) Impresario, zuerst in Salzburg, dann in Wien und Verfasser des Textes zur Zauberflöte, deren Composition Mozart im Frühjahr 1791 aus Freundschaft für ihn unentgeltlich übernommen hatte.

†) Michael Buchberg war Kaufmann in Wien und Mozarts hülfreicher Freund.

††) Mozart war gewöhnt, seine Gattin mit diesem Namen zu bezeichnen. Vergleiche: Mozarts Briefe vom 6. Juni und 8. Juli 1791 (Nohl, Nr. 263 und 265). Sie hieß Maria Constanza Weber, wie sie als Braut ihren Heirathcontract unterschrieb.

†††) Mozarts ältester Sohn.

*†) Das Zeugniß, welches Mozart dem bekannten Componisten Joseph Eybler, Schüler Albrechtsbergers, den 30. Mai 1790 ausgestellt, dessen Original sich in der Wiener Hofbibliothek befindet und das Nohl in seine Briefe Mozarts aufgenommen hat (siehe die Note unter S. 480—481) trägt die Unterschrift: „Wolfgang Amadeus Mozart, Capellmeister in K. Diensten“.

Goekingk, mit einem Stücke bereichert würde, dessen Darstellung mein Glück dauerhaft gründen könnte.

Lassen Sie nur Ihre Heldin ein junges leidendes, gefühlvolles Mädchen sein, ich will mir alle Mühe geben, mit voller Empfindung zu spielen.

Und nun leben Sie recht wohl! Sagen Sie mir bald schriftlich, daß Sie nicht böse sind auf Ihre saumselige, doch von ganzem Herzen aufrichtig ergebenste Freundin

Josephe Hortense Müller."

Der Brief ist ohne Datum und ohne Ortsnamen; aber Fräulein Müller nennt sich in demselben eine Wienerin und theilt, sowohl in diesem wie in einem anderen Schreiben, Herrn von Goekingk mit, daß ihr guter Kaiser ihre Gage wiederholt erhöht habe.

In letzterem Briefe erwähnt sie auch den Tod der vortrefflichen Schauspielerin Madam. Catharina Jacquet, der am 31. Januar, nach einer langen Krankheit erfolgt sei.

Nun finde ich im Theaterlexikon von Blum, Herloßsohn 2c, sechster Band, daß Catharina Jacquet, welche 1761 in Wien geboren und das dortige Theater schon 1770 betrat, eine tüchtige Schauspielerin war und seit 1790 verschollen ist. Da nun Fräulein Müller schreibt, daß Fräulein Jacquet am 31. Januar, nach einer langen Krankheit, gestorben sei, so muß der Tod des Fräulein Jacquet wohl im Jahre 1791 erfolgt sein und somit Josephe Hortense Müller auch diesen Brief im Jahre 1791 geschrieben haben. Später kann es nicht gewesen sein, da Mozart am 5. December 1791 starb.

In Beantwortung eines an die k. k. oberste Hoftheater-Direction in Wien gerichteten Schreibens, um gefällige Auskunft über die Schauspielerin Josephe Hortense Müller hat die dortige General-Intendantz des k. k. Hoftheaters mir gütigst folgende Aufzeichnungen gegeben, welche sich aus den zufällig gesammelten Theaterzetteln damaliger Zeit ergeben und wofür ich der General-Intendantz hiermit öffentlich meinen besten Dank ausspreche:

„Eine Mademoiselle Müller (Taufname nicht bekannt) betrat am 11. März 1788 das k. k. Nationalhoftheater, heirathete im November 1791 den damals berühmten Decorationsmaler Füger, von welchem die Vordercourtine des Hofburgtheaters (Apollo und die Musen) ausgeführt wurde und war noch 1794 an dem Kaiserlichen Kunstinstitute thätig. Ihre künstlerische Verwendung war eine vielseitige und bedeutende; sie spielte tragische, sentimentale und muntere Liebhaberrollen, wie z. B.: Julie in Romeo und Julie, Medea, Emilia Galotti u. s. w. —“

Da nun Josephe Hortense Müller gerade die nämlichen leidenschaftlichen Rollen spielte, so glaube ich bestimmt, daß, obwohl kein Taufname auf den Ankündigungen verzeichnet ist, diese Mademoiselle Müller und Fräulein Josephe Hortense Müller dieselbe Person gewesen sein muß.

Im Interesse der Leser lasse ich unten noch einige biographische Mittheilungen bezüglich des Dichters Leopold Friedrich Günther von Goekingk folgen, der ebenso wie Mozart, Josephe Hortense Müllers Gönner war.

Leopold Friedrich Günther von Goekingk, Erb- und Gerichtsherr zu Günthersdorf und Daldorf, Erbgesessener zu Gröningen, geboren am 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, besuchte das Pädagogium zu Halberstadt und die Universität zu Halle, wurde schon im 20. Jahre als Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt und 1770 als Secretär und Tanzleidirector bei der zu Elrich angestellt. Während er als Knabe mit G. A. Bürger die Dichtkunst versuchte und die bekannte Freundschaft für das Leben anknüpfte, während er in Halberstadt, von Gleim und seinen Freunden (Halberstädt'sche Dichterschule) mit offenen Armen empfangen, ein ununterbrochenes Opferfest im Tempel der Musen feierte, lebte er die ersten Jahre in Elrich wie ein Verlassener, den ein Seefturm an eine unwirthbare Küste verschlagen; und

dennoch datirt aus dieser Zeit der größte Theil seiner schönsten Episteln. Auf seinen Ausflügen in die Umgegend lernte er die Familie Bopel kennen, in dieser befanden sich zwei Töchter, die jüngere Amalie, die ältere Sophie, eine blendende Schönheit. Letztere ward seine Verlobte und 1775 seine Gattin. Ihr Briefwechsel verwandelte sich in einen Wechselgesang: „die Lieder zweier Liebenden“.

Gedoch lebte sie nur kurze Zeit für ihn, nachdem sie ihm zwei Söhne geschenkt, starb sie 1781 und ihre treue Pflegerin und Schwester ward 1782 Goedingk's Gattin.

Nach langem, ungeduldigem Warten wurde er endlich 1786 als Kriegs- und Domänenrath nach Magdeburg, 1788 als Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt und 1793 als Geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin berufen, als welcher er die Verwaltung der Preußen zugefallenen Theile des Königreichs Polen zu übernehmen hatte. 1797 wurde er bei der Gesetzcommission angestellt und 1799 mit der Untersuchung des gesammten Polizeiwesens der Stadt Berlin beauftragt.

Durch Eilse von der Necke war Goedingk mit ihrer Schwester der Herzogin von Kurland bekannt geworden und übernahm 1800 die Vormundschaft für die unmündigen Prinzessinnen. Diese Stelle veranlaßte ihn zu einer Reise nach Petersburg, wo sein fester und rechtlicher Charakter derart imponirte, daß er zum correspondirenden Mitglied der Gesetzcommission ernannt wurde.

Im Jahre 1803 übernahm er auf Bitten des Prinzen von Dranien das Organisationsgeschäft des dem Prinzen zugefallenen Bisthums Fulda. Nach einem Jahr voll Beschwerden und Arbeit aber auch voll dankbarer Anerkennung seitens des Fürsten, kehrte er nach Berlin in seine alten Verhältnisse zurück, bis er endlich 1806, um nicht an der verhassten Verwaltung der Franzosen Theil nehmen zu müssen, wegen Altersschwäche sich nach Schlessien zurückzog.

Nachdem ihm hier seine zweite Gattin durch den Tod entrisen worden war, kehrte er nach Berlin zurück, in die Kreise seiner literarischen Freunde, unter welchen Nicolai obenan stand. Doch auch diese gingen einer nach dem anderen in ein besseres Jenseits und ließen einen 78jährigen Greis einsam und allein mit dem Wunsche zurück, im Schoße seiner Familie seine Tage zu beschließen. 1826 siedelte er nach Deutsch-Wartenberg über und entschlummerte hier am 18. Februar 1828.

Goedingk stammt aus directer Linie von dem 1587 zu Ober-Spier in der Schwarzburg'schen Grafschaft Sonderhausen geborenen Johann Friedrich Günther Goedingk, der 1667 als Amtmann zu Grönungen starb und war der letzte Eigenthümer ex familia, des von diesem daselbst erworbenen Gutes Goedingkshof.

Sein Vater, der Kriegs- und Domänenrath zu Halberstadt war, hatte elf Kinder, von denen zwei Söhne (die anderen starben jung) — und zwar der als General der Cavallerie 1813 verstorbene Friedrich Eberhard Sigismund Günther am 2. December 1766 und der Dichter am 22. Juni 1789 — in den Adelstand erhoben wurden. Des ersteren Nachkommen sind ausgestorben, des letzteren blühen noch im Königreich Preußen.

Als Dichter und Schriftsteller gehörte Goedingk's Name zu den gefeiertsten des vorigen Jahrhunderts, bis die classischen Werke der Helden deutscher Poesie und Literatur mit so vielen anderen auch die seinigen verdunkelten.

Namentlich sind es seine poetischen Episteln, Sinngedichte und die Lieder zweier Liebenden, die von seinen Zeitgenossen gern und allgemein gelesen wurden. Auch war er Mitherausgeber des „Göttinger Musenalmanachs“ und des „Journal's von und für Deutschland.“

Wiesbaden, 14. Mai 1875.

Graf Maurin Pashyns.

Aus der Hauptstadt.

Ueber Kleist's „Penthesilea“.

Vor der Aufführung.

Noch vor einem Jahre galt es als ausgemacht, daß Kleist's „Hermannschlacht“ trotz aller ihrer dichterischen Vorzüge für die Bühne so gut wie verloren sei. Das königliche Schauspielhaus und die Meininger haben den Beweis des Gegentheils so siegreich wie nur möglich erbracht. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben sein, daß neuerdings verschiedene Bühnen es unternommen haben, andere wenig aufgeführte Kleist'sche Dramen, namentlich die „Schroffenstein“, wieder für das Repertoire zu gewinnen; es mag das auch die Anregung dazu gewesen sein, mit dem merkwürdigen Drama „Penthesilea“, das, soviel ich weiß, überhaupt noch nicht aufgeführt worden ist, jetzt die Darstellung zu versuchen. Ich schreibe diese Zeilen am Vorabende dieses Veriuchs. In der nächsten Nummer werde ich berichten können, wie derselbe ausgefallen ist und welche Veränderungen an der ursprünglichen Bearbeitung vorgenommen worden sind. Für heute will ich mich lediglich mit der Dichtung beschäftigen ohne Rücksicht auf ihre Aufführbarkeit.

Man würde es bezweifeln, vielleicht sogar geradezu verneinen dürfen, ob Kleist die Aufführung dieses Dramas für möglich gehalten hat, wenn nicht aus der Hand des Dichters selbst ein Zeugniß dafür vorläge. Nach einer Richtung hin bietet die Dichtung der Darstellung allerdings gar keine Schwierigkeiten; nach der andern. Die Einheitlichkeit des Dries, der Zeit und der Handlung ist durchaus gewahrt: die Einheit des Ortes so vollständig, daß der Vorhang während des ganzen Dramas nicht fällt und daß die Eintheilung in die theaterüblichen „Aufzüge“ vom Bearbeiter hat vorgenommen werden müssen. Aber der Stoff ist so eigenthümlicher Natur, so wild und gewalttham, daß mir die Gründe, welche diese herrliche Dichtung bisher von der Bühne fern gehalten haben, jedenfalls viel einleuchtender sind als die modificirenden Veranstaltungen, die nothwendig erscheinen, um „Penthesilea“ mit dem Geschmack unseres Parkets in Einklang zu bringen. Dabei ist dieser Stoff von Kleist mit einer solchen poetischen Kraft bewältigt worden, daß jeder Bearbeiter mit Scheu und dem Gefühl einer gewissen Unzulänglichkeit diese fertige, machtvolle Gestaltung zur Hand nehmen muß. An seine „Penthesilea“ in usum Delphini hat Kleist sicherlich nicht gedacht. Für wahrscheinlicher hat er es gehalten, daß unser ganzes Theater umgeformt, daß ein neues Publicum für dasselbe herangebildet, als daß sein Drama mit unsern Anschauungen in eine wohlgefällige Uebereinstimmung gesetzt werde. „Ob es, (das Stück — er meint „Penthesilea“) bei den Forderungen, die das Publicum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß,“ schrieb er an eine Freundin. „Ich glaube es nicht, und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kokebue'schen und Tfiland'schen, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht in das Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie abgefordert von den Männern errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das Wesen des Dramas, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.“ Erhöte Dich, Wilbrandt! Dasselbe Programm, das Kleist hier aufstellt, ist neuerdings und in allem Ernste auch von dem jüngeren Dumas entwickelt worden. Auch Dumas plaidirt in mehreren Vorreden zu einigen seiner neuesten Stücke dafür, daß man die jungen Mädchen nicht in's Theater führe; den verheiratheten Frauen will er allenfalls den Zutritt noch gestatten.

Wie man aus dem oben angeführten Aussprüche ersieht, hat sich Kleist in den traurigen Gedanken ergeben, daß seine Dichtung von der Darstellung den belebenden Odem einstweilen nicht, vielleicht niemals empfangen werde. Die Idee, daß er den ganzen fest gestügten Körper seines Dramas nach dem Prokrustesbette des Theaterbedürfnisses zurechtrenken solle, kommt ihm überhaupt nicht. Er hat nur die ungenügende Darstellung im Auge. Er traut den Schauspielern seiner Zeit, die hauptsächlich in der Wiedergabe kleinbürgerlicher Charaktere ihre Stärke finden,

nicht zu, die über Menschliches hinausragenden Gestalten einer Penthesilea, einer Prothoe, eines Achilles zu verkörpern.

Es mag ihm hart angekommen sein, sich auch diesmal mit dem unfreundlichen Geschick zurecht zu finden, denn „Penthesilea“ lag ihm besonders am Herzen. „Es ist wahr“, schreibt er, „mein innerstes Wesen liegt darin: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele.“ Er hat Recht! Durch alle Andern dieses Stückes jagt das wilde feurige Blut des gegen die Gewöhnlichkeit, gegen das Festgefesselte sich aufbäumenden trotzig Genies. Man glaubt den Dichter selbst zu hören, seinen eigensten Schmerzschrei, wenn Penthesilea spricht:

Das Unglück, sagt man, läutert die Gemüther,
Ich, du Geliebte, ich empfand es nicht;
Erbittert hat es Göttern mich und Menschen
In unbegriffner Leidenschaft empört.
Wie seltsam war auf jedem Antlitz mir,
Wo ich sie traf, der Freude Spur verhaßt;
Das Kind, das in der Mutter Schoße spielte,
Schien mir verschworen wider meinen Schmerz . . .
Wie mücht' ich Alles jetzt, was mich umringt,
Zufrieden gern und glücklich sehn! Ach Freundin!
Der Mensch kann groß, ein Held im Leiden sein,
Doch göttlich ist er, wenn er selig ist!

Als dichterisches Werk gehört „Penthesilea“ meines Erachtens mit zu dem Allerbedeutendsten, was Kleist geschaffen hat; und ich finde, daß dieser Dichtung die verdiente Würdigung von Seiten unserer Literaturhistoriker nicht zu Theil geworden ist. Anders fällt freilich das Urtheil aus, wenn man „Penthesilea“ nicht bloß nach seinem allgemeinen poetischen Werthe würdigt, sondern speciell als dramatische Dichtung in's Auge faßt. Zwischen der Größe der dichterischen Conception, der Kraft und Gesundheit der Empfindung und des Ausdrucks auf der einen Seite und der Unbedeutendheit der sich oft in's Kleinliche verzettelnden Handlung andererseits besteht hier ein offenes Mißverhältniß. Theatralisch wird diese Handlung vollends ungenügend dadurch, daß sie zum großen Theil hinter die Coulissen verlegt wird.

Um die Einheit des Ortes zu wahren, hat Kleist zu dem mißlichen Hülfsmittel der Tragödie, der „Berichterstattung durch Boten“ seine Zuflucht nehmen müssen. Er hat, wie sich nicht leugnen läßt, mit dieser Art von colorirten Berichterstattungen geradezu Mißbrauch getrieben. So wirksam ein solcher Bericht sein kann — man denke an den „Lothringischen Ritter“ in der „Jungfrau von Orleans“ und an den „schwedischen Hauptmann“ in „Wallenstein“ —, so sehr ermüdet die Häufung dieser Schilderungen interessanter Vorgänge, die wir nicht gesehen haben und so gern gesehen hätten. In der „Penthesilea“ befinden sich nicht weniger den acht solcher ausführlicher Meldungen. Gleich zu Beginn erzählt uns Odysseus, wie Penthesilea mit den Amazonen heranrückt und gleichzeitig über die Trojaner und Griechen vernichtend herfällt, sowie über ihr erstes Zusammentreffen mit Achilles. Dann schildert Diomedes, wie das gewaltige Weib den Trojaner Deiphobus, der gegen Achilles den tödtlichen Streich führen will, niederschmettert. Später kommt eine große Botschaft des Hauptmanns über die Verfolgung des Achilles durch Penthesilea, wie seine Pferde straucheln und wie Penthesilea vergeblich den steilen Fels erklettern will, um den Todfeind zu erreichen. Dann kommt ein Bericht eines Myrmidonen über eine neue Episode des Kampfes. Achilles weicht der ihn verfolgenden Amazone jählings aus, diese stürzt und ihre Mitkämpferinnen stürzen über sie. Als dann berichtet eines der Rosenmädchen über die nahe Schlacht zwischen den Amazonen und den Trojanern. Nun kommt die Oberstin herbeigeführt und erzählt athemlos, wie besiegt und zerschlagen das tapfere Amazonenheer und Penthesilea gefangen. Auch die endlose Erzählung Penthesileas über die Begründung und die Verfassung des Amazonenstaates und die Mittel und Wege, denselben trotz seiner nur weiblichen Bevölkerung ungeschwächt zu erhalten, läßt sich hier anfügen. Endlich die grausige Erzählung der Meroe über den entsetzlichen Tod des Achilles und die Verstümmelung der Leiche. Was nicht es, daß ein Bericht immer schöner, immer poetischer, immer wunderbarer ist, als der andere! — Diese epischen Perlen gehören nun einmal nicht in die Fassung des Dramas! Und wenn auch das Ohr die Schilderungen über das, was geschehen sein soll, durstig einschürft, das Auge darbt und verlangt zu sehen, was geschieht.

Aber trotz dieser Mängel zeigt auch „Penthesilea“ den ganzen Dramatiker. Es sind Scenen in diesem Drama — liebreizende und entsetzliche Scenen, die den großartigsten Schöpfungen der deutschen Dichtung beigesellt werden müssen. Einschnelender und süßer und wahrer zugleich haben Liebende nie gekostet, als in der wundervollen Scene, in der die besiegte Penthesilea, die sich Siegerin wähnt, dem Achill ihr Herz erschließt. Und welche Riesenkraft offenbart sich in dem großartigen 20. Auftritt. Das Schlachtenglück, das Penthesilea zur Gefangenen des Achill gemacht hatte, hat sich gewandt. Achilles hat sich von der Geliebten losreißen und den besreundeten Trojanern anschließen müssen. Aber die Liebe, die Penthesilea in seinem Herzen entzündet, ist stärker als Alles, stärker als der eitle Ruhm, stärker als der Ehrgeiz seines Volkes Tapferster zu sein. Achill ist, wie ihn Kleist so meisterhaft darstellt, ja nicht nur der fürchterliche und göttliche Peleide, er ist auch ein Mensch, ein Liebender, schwacher Mensch und jetzt ist er sogar nichts als das. Nur ein Gefühl hat jetzt Raum in seiner Brust: er will der Geliebten nahe sein, sie will er in seine Arme schließen. Drum sendet er ihr den Herold und läßt sie zum Zweikampf herausfordern. Er meint es mit diesem Zweikampf nicht ernst, er will sich gern ergeben, um sich von der süßen Herrin in die lockendste Gefangenschaft führen zu lassen. Penthesilea wird ihn, muß ihn verstehen; sie muß begreifen, daß es eitel Gaukeispiel ist, wenn er die Waffe gegen sie zückt. Aber er irrt sich, Penthesilea mißverstehet des Herolds Sendung. Sie glaubt, daß allen Ernstes Achill mit ihr, zu deren Füßen er eben noch gelegen, den tödtlichen Kampf bestehen wolle. Ein unsägliches Haß, die wildeste Wuth überkommt die Stolze. In wenigen Augenblicken hat der Treulose Alles vergessen können, Alles! Er hat vergessen können den wundervollen Dianatempel unter den rauschenden Wipfeln der Eichen, in dem sie sich willkürlich ihm hinzugeben verheißen hat. Er hat die Rosen, mit denen sie sein Haupt bekränzt, das keusche Symbol ihrer Liebe vergessen können!

„Des Tempels unter Wipfeln denkt er nicht,
Ein steinern Bild hat meine Hand bekränzt!“

Verzweiflung und grenzenlose Wuth überwältigen sie. Sie nimmt die Herausforderung an, sie läßt die hungrigen Hunde entkoppeln und die wilden Elephanten herbeiführen.

Ihr Sichelwagen, kommt, ihr blinkenden,
Die ihr des Schlachtfelds Erntefest bestellt,
Kommt, kommt in gräul'gem Schmitterreihn herbei!
Und ihr, die ihr der Menschen Saat zerbrecht,
Daß Halm und Korn auf ewig untergehen,
Ihr Meutercharren, stellt euch um mich her!
Du ganzer Schreckenspomp des Kriegs, dich ruf' ich,
Vernichtender, entsetzlicher, herbei!
Dich Ares ruf' ich jetzt, dich Schrecklichen,
Dich, meines Hauses hohen Gründer, an!
Oh! — — deinen erzen Wagen mir herab:
Wo du der Städte Mauern auch und Thore
Zermalmst, Vertilgergott, gekleidt in Straßen,
Der Menschen Reihen jetzt auch niedertrittst;
Oh! — — deinen erzen Wagen mir herab!
Daß ich den Fuß in seine Muschel setze,
Die Bügel greife, durch die Felber rolle,
Und wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken,
Auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!

Und das ist ihr ernst gemeint. Sie beweist es auf der Stelle. Als ihre edelste Gefährtin, die bis in den Tod getreue Prothoe, der mädchenhafte Patroklos dieses weiblichen Achill, nur den Versuch wagt, mit einem schwächlichen Worte die Rasende zu besänftigen, legt Penthesilea den Bogen auf die Ereneite an, und Prothoe sinkt in den Staub.

Nicht minder großartig ist die Scene, in welcher Penthesilea, nachdem sie sich ausgerast hat, wieder unter den Thyrigen erscheint. Sie hat Achill getödtet, mit den Hunden hat sie sich auf den Leichnam dessen gestürzt, den sie bereinst geliebt, mit ihren Zähnen zerfleischt sie seine Brust, und nun wartet sie herbei. Es ist vorüber, sie weiß nicht, was geschehen ist. Sie starrt um sich, die Gefährten sprechen zu ihr, sie bewahrt ein fürchterliches Schweigen, sie versteht nicht. Entgeistert und blöde sieht sie da. Gedrängt drängen sich die Freundinnen um sie, sie schweigt und schweigt. Nur einmal hebt sie den blutigen Finger auf. Was will sie?

„O Anblick, herzzerreißender als Messer!
Sie wischt sich eine Thräne ab.“

Endlich weicht die Nacht von ihren Sinnen, es dämmert das Verständniß allmählig in ihr auf, sie schlägt das Tuch, welches die Leiche Achilles bedeckt, zurück. Wer hat das Uebermenschliche vollbringen, wer diese Leiche verstümmeln und schänden können? Sie will es wissen.

Ich frage nicht, wer den Lebendigen
Erschlug;
Wer mir den Todten tödtete, frag' ich!
Wer, bei diesem Raube
Die offene Pforte rucklos mied, durch alle
Schneeweissen Labasternwände mir
In diesen Tempel brach; wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellte,
Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten,
Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet,
Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe
Sich, die unsterbliche, gleich einer Meze,
Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß!
Den will ich meiner Rache opfern.

Nicht nur für das Grauliche und Entsetzliche, auch für die reizendste Anmuth, das Einfachste und Schlichteste weiß Kleist die wahrsten und tiefsten Accente zu finden. Seine Sprache ist wie das volle Orchester, das jede Klangfarbe hervorzurufen im Stande ist. Man kann sagen, er instrumentirt seine Scenen. Wie lieblich flüstert und säuselt es in der entzückenden Rosenscene (sechster Austritt), während die Priesterinnen der Diana und die Rosenmädchen die Kränze für die Gefangenen winden. Es ist wirklich Musik in dieser Sprache.

Wollte ich bei allen Schönheiten im Ausdruck, die mir auf jeder Seite der Dichtung begegnen, verweilen, so müßte ich dieser vorläufigen Besprechung den doppelten und dreifachen Umfang geben. Es wird sich ja aber nach der Ausführung die Gelegenheit darbieten, auf Einzelheiten zurückzukommen.

F. L.

Notizen.

Die Session des Abgeordnetenhauses hat wieder begonnen und wird sich nach aller menschlichen Voraussicht in den Juni hinein erstrecken. Die Regierung hat durch ihre anerkannten Organe den Herren Deputirten mit dürren Worten sagen lassen, das vorgezeichnete Pensum müsse unter allen Umständen absolvirt werden. Vorher könne von Ferien keine Rede sein. Es kam darüber zu einem sauer süßen Gedankenaustausch zwischen jenen Organen und nationalliberalen Correspondenzen, aber die Abgeordneten müssen sich natürlich fügen. Die Aussicht, erst im Juli von Berlin fortzukommen, ist auch im Uebrigen schon erträglich. Wer nach Karlsbad gehen muß, kann ja um Urlaub nachsuchen. Die Schweiz aber ist im Juni gewöhnlich noch sehr regenreich und für die sogenannten Engadiner, d. h. für diejenigen Reisenden, die im Sommer niedriger als fünftausend Fuß hoch nicht gedeihen können, ganz und gar außer Frage. In St. Moritz, Samaden, Pontresina beginnt die Saison erst Anfang Juli und schließt hoch gerechnet Mitte September, für Viele sogar schon gegen Ende August. Dann geziemt sich die Ueberfiedelung nach Le Prese bei Poschiavo, das noch immer fast dreitausend Fuß hoch liegt, aber ungleich milder ist, oder nach dem Bergeller Thal, wo die Luft des Engadin gleichsam in's Italienische überseht ist und neuerdings ein großes Hotel eingerichtet werden sollte. An beiden Orten wird der Uebergang nach Italien, bis die Hitze nachläßt, am besten vermittelt. Auch wenn ein Aufenthalt an der See befohlen ist, wartet gern noch einige Wochen. Naturforscher können dann am Strand ihren Liebhabereien am besten nachgehen und ihre Sammlungen in aller Ruhe completiren. Je weniger sie sich dabei übereilen, um so sicherer werden sie vor einem ähnlichen Mißgeschick, wie es einem deutschen Gelehrten im vorigen Jahre passirte, bewahrt bleiben. Einige lose Maler hatten in einem Seebade diesem kenntnißreichen Herrn den Streich gespielt, allerlei auf den Dünen umherliegendes Seegethier mit eigentümlichen Strichen und Punkten zu verzieren. Der Professor war über den seltenen Fund hoch erfreut, docirte

darüber sofort im Kreise seiner Bekannten und beeilte sich, die neuertworbenen Exemplare in Spiritus zu legen, wo sie allerdings am anderen Morgen ein ganz anderes, sehr schales und gewöhnliches Gesicht zeigten. Der Gelehrte sprach nie wieder von seiner Entdeckung. Um auf das ministerielle Avis zurückzukommen, nach welchem jedenfalls bis in den Juni hinein weiter gearbeitet werden müßte, so konnte es im Allgemeinen wirklich die Wenigsten beunruhigen. Eine andere Frage ist, wie es in der Welt während des Sommers aussehn wird, und ob der Frieden gesichert bleibt. Man darf aber wohl Angesichts der beruhigenden Berheißungen, mit welchen wir von allen Seiten überschüttet werden, darauf hoffen. Auch hochgestellte Staatsmänner sind ganz wie einfache Sterbliche mit ihren Sommerplänen beschäftigt und werden schon dafür sorgen, daß die Ruhe in Europa in der Zwischenzeit nicht gestört werde. Was sollte auch sonst aus der Wildbader Kur des Fürsten Gortschakow und der Erholung seiner Collegen in den beiden anderen Kaiserreichen werden! Unruhig wird nur die Presse bleiben, deren Amtes es ist und die sich, wenn Alles drunter und drüber geht, am wohlsten fühlt. Entwickelten sich die Dinge nach den Wünschen der Zeitungsschreiber, wäre die orientalische Frage längst wie eine Brandjackel unter die beteiligten Mächte geschleudert. Es hat aber damit gute Wege. Für die Türkei, die sich selbst aufgibt, will Niemand mehr einen Schuß Pulver opfern. England hat seine Nadel aus dem Spiel gezogen, wie die Franzosen sagen, und die ganze Thätigkeit der Cabinetts ist nur darauf gerichtet, daß die Kaufereien zwischen den Moslems und den Rajahs die Nachbarländer nicht mit eregieren. Das wird den Regierungen auch wohl gelingen. Was würden aber Lord Palmerston und Macaulay sagen, könnten sie die veränderte Welt sehen. Für den alten Pam war die Türkei stets ein verzogenes Schößkind und auch Macaulay spricht in seinem Essay über Warren Hastings mit einer gewissen Weihe von dem Heldenmuth, mit welchem die Muselmänner die Heiligthümer ihrer Harems zu verteidigen wissen. Man wurde in diesen Tagen wieder an Macaulay, mit dessen Schriften die ganze gegenwärtige Generation in der Jugend genährt wurde, durch die schöne bei Tauchnitz erschienene Biographie erinnert, welche sein Neffe, G. D. Trevelyan, herausgegeben hat. Macaulay schrieb 1841 an den Herausgeber der Edinburgh Review, er sei wirklich glücklich, fühle sich unabhängig, sei ehrenvoll im Parlament, wisse seine Familie gut versorgt und sei wohlhabend genug, um nicht für Geld schreiben zu müssen. Hätte er sich für irgend ein menschliches Loos zu entscheiden, würde er das feinste wählen. Aber vor seinem Tode, Ende 1859, wurde er doch von manchem Mißgeschick heimgesucht. Er mußte sich von geliebten Verwandten trennen, fühlte sich krank, und seine schon erschütterten Nerven erhielten einen schlimmen Stoß, als eines Tages große Stücke der Zimmerdecke auf ihn herabfielen und ihn fast erdrückt hätten. Macaulay ruht in der Westminsterabtei neben Johnson, Goldsmith, Addison und anderen berühmten Männern. Wie er es angefangen hat, keine Feinde zu haben, ist ein psychologisches und ethisches Räthsel. Allerdings lebte er in England, wo der Neid nicht zu den nationalen Eigenschaften gehört, wo ein verdienter Parlamentsredner und Geschichtsschreiber nicht verpönt wird, weil er zufällig ein gemäßigter liberaler Whig ist und weil er, wie es sich unter Gentlemen gebührt, seiner Partei bis in den Tod Treue hält.

* * *

Eine Unterhaltung zwischen Napoleon I. und Sismondi. Vor kurzem ist in Paris (Germer, Baillière & Co.) das erste Heft einer neuen Vierteljahrschrift erschienen: *Revue historique*, von G. Monod und G. Fagniez. Die Vorrede gesteht kurzweg ein, daß die Franzosen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung aus ihrem frühern Vorrang verdrängt und deshalb frische Anstrengungen geboten seien. Das Unternehmen bezweckt die Veröffentlichung streng gearbeiteter, aber durch Schreibweise und Behandlung auch über den Kreis der Fachleute hinaus verständlicher Aufsätze und weist vor Allem jede Parteilichkeit ausdrücklich ab. In der Mitarbeiterliste finden sich Bontaric, Delisle, Littré, Renan, Rozière u. A.

Dies erste Heft enthält unter obigem Titel eine kurze Publication von Pascal Villari, die vielleicht heute, wo interviews mehr als beliebt sind, auch in weitem Kreise interessirt. Der Gegenstand ist bisher nur zum Theil benutz; fast die bemerkenswertheren Stücke sind unbekannt, die bekannten bei der frühern Publication im Stil willkürlich umgearbeitet. Villari gibt den wörtlichen Abdruck der von Sismondi selbst entworfenen Schilderung, und zwar auf Grund einer im Besitze der

Familie des Verfassers befindlichen, von Frau Sismondi geschriebenen, von ihm selbst corrigirten Copie.

Sismondi kam Anfangs 1815 nach Paris. Bei seiner Abneigung gegen die Restauration sah er — eine Hoffnung, die, gegenüber dem plumpen Verfahren Ludwigs XVIII. und unter dem ersten Eindruck der Lyoner Decrete, Viele mit ihm theilten — in der Rückkehr Napoleons von Elba ein Ereigniß, dem vielleicht Frankreich eine freiere Verfassung zu verdanken haben würde, und veröffentlichte, länger als Andere bei dieser Meinung verharrend, zur Vertheidigung des nach den vielversprechenden anfänglichen Erklärungen des Kaisers mit Recht übel aufgenommenen Verfassungsentwurfs vom 22. April, im *Moniteur* mehrere Aufsätze, die das Gebotene im Vergleich zur Charte als einen freisinnigen Fortschritt charakterisirten. Am 1. Mai wurde er durch den Marschall Bertrand, der ihm sagte: „Wir haben Ihre Arbeiten“*) mit großem Interesse gelesen“ — und zwar, wie sich auf Sismondis Frage ergab, nicht erst auf Elba — zu einer Audienz eingeladen, die am 3. im Elysée stattfand.

Der Schriftsteller kam im Frack, den Degen an der Seite. Bertrand rieth, letztern in der Gallerie zu lassen. Nach einigen Bemerkungen über Herkunft und Thätigkeit Sismondis führte ihn Napoleon aus dem mit Officieren gefüllten Empfangssaal in den Garten, wo sie in lebhaftem Gespräch dreiviertel Stunden die große Buchenallee entlang spazierten. Auch der Kaiser beantwortete alle Fragen des Schriftstellers mit Zuvorkommenheit und war schließlich durch Sprechen und Bewegung so erheitert, daß er den Hut abnahm, um seine in Schweiz gebadete Stirn zu kühlen.

Die Verfassung und ihre Aufnahme war der erste und wiederkehrende Gesprächsgegenstand. Napoleon hoffte, es werde sich eine bessere Auffassung Bahn brechen. „Man bestreitet mir das Recht die Versammlungen aufzulösen, und wenn ich sie nachher mit Bajonetten nach Hause schicke, findet man das ganz einfach.“ Auf die Bemerkung Sismondis, man sehe noch nicht ein, daß schon die Verhältnisse, „die grausame Erfahrung von der Einfalligkeit königlicher Allianzen“ (1), den Kaiser unbedingte an die Revolution als einzige Verbindende knüpfte, meinte dieser: ohne Zweifel, — und er habe praktisch das „System der Revolution“ nie verlassen: Gleichheit des Rechts, der Besteuerung, des Zutritts zu allen Stellen; aber wo es sich um Principien handle, übertöne die *furia francese* Alles. Die Engländer seien reifer. Die Kunst in einem Salon zu treten, das habe er auf Elba oft gesehen, verstanden sie nicht; aber unter dieser Rinde fänden sich nachher „tiefe, gerechte, maßvolle Ideen“. Doch kehrt er *compensando* alsbald und öfter auf's Lob der Franzosen zurück (— „nous autres“, heißt es —): „une belle nation, noble, sensible, généreuse, toujours prête à entreprendre tout ce qu'il y a de grand et de beau.“ „Zum Beispiel,“ fährt er naiv genug fort, „was kann es Schöneres geben als jetzt meine Rückkehr? Mein Verdienst dabei ist nur, daß ich das Volk errathen habe.“ Eine vorhergegangene Verschwörung, besonders in der Armee, bestreitet er ausdrücklich: er habe fünfzig Meilen zurückgelegt und keinen Soldaten gesehen. „Aber die Bauern“ — deren Anhänglichkeit an ihn er schon früher, gelegentlich seines praktischen Beharrens bei den revolutionären Principien betont hat — „die Bauern kamen mir entgegen und folgten mir singend, mit Weibern und Kindern. Sie hatten mir zu Ehren passende Verse gemacht, gegen den Senat, den sie Verräther nannten. Wenn ich gewollt, hätte ich in Digne hundert Leute können aufhängen lassen.“

Zu dem Verfassungsentwurf (in welchem bekanntlich, zur großen Abkühlung seiner Anhänger, das Zweikammersystem beibehalten war) zurückkehrend, betont Napoleon das Bedürfniß eines aristokratischen Körpers. „Regieren heißt ein Schiff lenken. Dies wie jenes fordert zwei Elemente. Man wird nie dazu gelangen, Luftballons zu lenken, weil man bloß in einem Elemente schwimmt und deshalb keinen Stützpunkt hat. Ebenso ist mit der reinen Demokratie keine Regierung möglich; combinirt man sie aber mit der Aristokratie, so setzt man beide einander entgegen und lenkt das Schiff durch widerstrebende Leidenschaften.“ Sismondi ist mit dieser (etwas akademischen) Ansicht einverstanden, hätte aber einen Wahladel vorgezogen — nach dem bald angenommenen Entwurf ernannte der Kaiser die Pairs —; auf ein Eintreten der alten Aristokratie sei nicht mehr zu rechnen. Napoleon erwartet das wenigstens „nach einigen Jahren“.

*) Von den volkswirtschaftlichen Schriften war die erste (*De la richesse commerciale*) 1803 erschienen; die *Nouv. principes d'écon. pol.* sind von 1818.

Die Unterhaltung springt zu den verschiedensten Dingen über; aber allenthalben bleiben energische oder pikante Bemerkungen des Kaisers zurück. Ueber Italien: „Das ist auch ein wackeres Volk; das Material zu einer Nation ist da; ich hatte viel für sie gethan: ich hatte ihnen militärischen Geist, den sie noch nicht besaßen, und Nationalgefühl gegeben.“ Als Soldaten „waren sie gerade so tapfer wie die Franzosen; sie hatten daselbe Feuer im Gefecht, und dieselbe Fähigkeit“. Dann Einiges über Mürats frühern Abfall und seine letzte ungeschickte Schilderhebung. Endlich erkundigt er sich nach der Stimmung der Schweiz und kommt durch J. J. Rousseau zur Literatur.

Auf Rousseau gebe er nicht viel; er finde ihn pretentiv, seinen Stil fortwährend geschraubt (*tendu*). Sismondi vergleicht Chateaubriands glänzende aber auch unwahre Schreibweise. „Ja, er hascht nach Effect; man fühlt, daß ihn nur seine Phrasen beschäftigen, aber keine Gedankenreife dahinter steckt. Seinen Geist des Christenthums habe ich nicht ganz gelesen, das ist mein Genre nicht, ich glaube nicht an das System. Aber z. B. was er gegen mich schreibt, darin ist nichts Durchdachtes, Solides — Alles nur auf den Effect. Indeß ist es ohne Zweifel ein Mensch, der Talent hat.“ — Zuletzt vergißt der Mann, gegen den inzwischen Europa heranzog, die Politik ganz. Er spricht von Romanen, Richardson, Fielding, von Italienern und Spaniern im Geschmack des Lesage und Lebrun — (Sismondi gibt hier nichts Näheres) — und da der Schriftsteller sein Erstaunen über die Belesenheit des Kaisers auf diesem Gebiet ausdrückt: „Das kommt daher, daß ich in meiner Jugend viel las. Ich habe viel gearbeitet, aber auch viel Romane gelesen. In meiner Jugend war ich vernünftiger als ich heut bin: bis zu meinem ersten italienischen Feldzug wagte ich keiner Frau in's Gesicht zu sehen; heute möchte ich nicht daselbe von mir sagen. Auch einen juristischen Coursus habe ich damals durchgemacht, und als wir später am Code civil arbeiteten, waren die Staatsräthe ganz erstaunt, daß ich ihre Sachen kannte; ich antwortete, das komme, weil ich sie studirt hätte.“

In dieser Stelle läßt der Berichterstatter zuerst sehen, daß der Kaiser ihm imponirt. Das sei es, meint er, was große Männer mache, den Geist in Allem geübt und Brust an Brust mit Schwierigkeiten gerungen zu haben. Aber gerade Das fehle den Fürsten und drum seien sie nicht im Stande sich aus den gegenwärtigen bornigen Verhältnissen heranzuziehen. Napoleon: „Ah, — das ist der Fehler des Systems, aber er ist incurabel. Nur der Herzog von Orléans ist auf eine solche Probe gestellt worden: im Exil hörte er auf ein Fürst zu sein und wurde ein Mensch, — aber er ist auch der Einzige, der Krugen aus dem Unglück gezogen hat.“ Doch dies Thema scheint dem Kaiser wenig sympathisch zu sein; er bricht kurz ab, wie Sismondi sagt, und spricht von den Päpsten, die von jeher Italien gehindert hätten, eine Nation zu werden. Sismondi erinnert an die hochgehenden Erwartungen, die man Anfangs von Pius VII. gehegt, der doch nachher statt den Muth eines großen Mannes nur die Obstination eines Mönchs gezeigt habe. Napoleon: „Ja, seine Festigkeit ist sehr gerühmt worden. Es sah so aus, als versolgte ich ihn. Er sagte mir selbst, er sei ein Märtyrer des Glaubens und wolle es auch sein, — aber ich erwiderte ihm: Wie? heiliger Vater —, Sie sind wohlgenährt, wohlgekleidet, wohnen in einem Palast und nennen das ein Märtyrthum! Sie sind verbohnt („mais vous n'êtes pas dégoûtés“). Da lachte er.“

Napoleon sagt noch Etwas über die Vorzüge der französischen Nation und endet die Unterredung. Einige Tage nachher ließ er Sismondi das Kreuz der Ehrenlegion anbieten. Der Schriftsteller lehnte ab. Eine weitere Verbindung Weider fand nicht statt; sechs Wochen später reiste der Kaiser zum Kriegsschauplatz ab!

Herrn x. Ihre Parodie der ultramontanen „Neuen freien Stimmen“ ist sehr amüsant. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Uebersendung.

Herrn Bürgermeister L. Ihre Kritik können wir leider nicht bringen. Da der Name Ihres Wohnortes unleserlich ist, so bitten wir Sie um gütige Angabe Ihrer Adresse, um das Manuscript zurücksenden zu können.

Im Aufsatze Karl Blinds Nr. 17, S. 259, Sp. I, Z. 15 u. 17 v. u. ist ein Schreibfehler („Spenfer“ statt „Milton“) stehen geblieben, den unsere Leser wohl selbst corrigirt haben werden.

Inserate.

In J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben erschienen:

Das Auge

in seinen ästhetischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen.

Fünf Vorlesungen von

Dr. Hugo Magnus,

Privatdocent der Augenheilkunde an der Universität Breslau.

Eleg. broch. Preis 3 M.

Der Herr Verfasser hat sehr Recht, und das Publikum wird es ihm Dank wissen, daß er hierdurch Gelegenheit giebt, das Wissen auf einem höchst interessanten Gebiete zu erweitern. In der That behandeln die Vorlesungen so interessante Gegenstände in einer so geistreichen Weise, die Darstellung ist eine so klare und fesselnde, daß man das Buch nur mit höchster Befriedigung lesen wird. . . . (Breslauer Zeitung).

Soeben erschien im Verlage von Adolf Ackermann in München, Maximilianstr. 2:

Sommerfrische.

Ein Skizzenbuch aus dem Gebirg' von Louis Braun, Professor in München. 25 Bleistiftzeichnungen photographirt, in Grösse und Ausstattung wie Hentschel's Skizzenbuch. Preis in eleganter Leinwandmappe, Quart-Format, 40 M.

Inhalt: 1. Willkomm. 2. Hoher Besuch. 3. Gemischte Gesellschaft. 4. Malerstudien. 5. Reisefertig. 6. Aussichtspunkte. 7. Rast auf der Höh'. 8. Oberammergau. 9. Engländer. 10. Geistliche Herren. 11. Hundewetter. 12. Weg verloren. 13. Vor Sonnenaufgang. 14. Bergpartie. 15. Schiessstand. 16. Schuhplatte. 17. Kirchweih'. 18. Echte und unechte Bergleute. 19. Durchgerutscht. 20. Brunnenpromenade. 21. Am Dorfbrunnen. 22. Gewerbfreiheit. 23. In Reichenhall. 24. Damen-Schwimmbad. 25. Ganz allein. Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthdln.

Soeben erschien:

David Friedrich Strauß

und die Theologie seiner Zeit

von **Dr. A. Sausratz.**

Erster Theil.

gr. 8. brochirt 8 M.

Diese erste ausführliche Biographie des großen schübischen Theologen behandelt auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen Straußens Entwidelungsgang, sein erstes und berühmtestes Werk, das Leben Jesu, seine Abiegung und den Leben-Jesu-Streit, sowie die Benutzung nach Büsch und die Bäringer Revolution. Die Käufer des I. Theils verpflichten sich auch zur Abnahme des Ende 1876 erscheinenden II. Theils.

Fr. Bassermann's Verlagsbuchhdlg. in Heidelberg. Vorrätzig in allen Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Paul Lindau

dramatischer Dichter.

Kritische Essays

von **Egmont Gadlich.**

Zweite Auflage.

gr. 8. Geh. Preis 1 M. 50 A.

Berlin.

Alfred Weile.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung, Berlin, Unter den Linden 61.

Die Deutsche Reichsbahn.

Von Weizmann, Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 M. 20 S.

Editionen der Gesellschaft für Musikforschung.

Monatshefte für Musikgeschichte. Jahrgang VIII. Preis 9 M.
 Publikationen älterer praktischer Musikwerke. Jahrg. I—IV: Ott's Liedersammlung von 1544, 3 Bde., in Folio, in Prachtausstattung mit Senft's Portrait. 4. Band: Einleitung, Biographien, Texte und Melodien. Subscriptions-Preis: 1. und 2. Jahrgang je 15 M., 3. und 4. Jahrgang je 12 M.
 Verzeichniss neuer Ausgaben alter Musikwerke aus der frühesten Zeit bis zum Jahre 1800. Verfasst von Rob. Eitner. Preis 3 M.
 Leo Liepmannsohn, Buchhandlung, Berlin W., 52. Markgrafenstr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine türkische Reise

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Erster Band.

Die Donau. — Serbien. — Rumänien.

32 Bogen. 8. Preis 5 M.

Inhalts-Verzeichniss.

- | | |
|---|---|
| <p>Widmung.
 Erster Abschnitt: Von der schönen blauen Donau.
 I. Die große Metropole des Stromes.
 II. Wiener Wis und Wiener Blut.
 III. Oesterreich-Ungarn und Deutschland.
 IV. Ritter Anton von Schmerling.
 V. Wien im Sommer 1875.
 VI. Oesterreich und der Orient.
 Erstes Intermezzo: Von Wien bis Belgrad.
 Zweiter Abschnitt: Serbische Skizzen.
 I. An der Pforte des heiligen Krieges.
 II. Im Kanonier-Thal.
 III. Der Schatz von Avala-Gora.
 IV. Weltliche und geistliche Gütergemeinschaft in Serbien.
 V. Belgrad und Semlin.
 VI. Serbische Finanzen.</p> | <p>Zweites Intermezzo: Von Belgrad bis Ruichschut-Dschurdschewo.
 Dritter Abschnitt: Rumänische Plaudereien.
 I. Erste Eindrücke. Die Stadt Bukarest.
 II. Die Stadt aus der Vogel-Perspective.
 III. Motte. Die Walachen von 1835. Rumänien i. J. 1875.
 IV. Walachisches Digh-Life.
 V. Controversien über die rumänische Sprache.
 VI. Das Latein im Orient.
 VII. Daco-Romanisches Cultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert.
 VIII. Rumänische Sitten und Zustände.
 IX. Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen.
 X. Ein walachisches Märchen.</p> |
|---|---|

Verlag von August Auerbach in Stuttgart.

BAD HOMBURG

1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch die chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.
 Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer Villegiatur. Skating Rink (Sommerschlittebahn).

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauen-Krankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin.
 Druck von F. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Dantienstraße 92.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Insereate jeder Art pro 36spaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Aus Holland. Von Th. Wenzelburger. — „Herbart.“ Rede bei der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg am 4. Mai 1876, gehalten von M. Lazarus. — **Literatur und Kunst:** Vincenzio Ledejski und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von S. Pennisi da Calanna. — Französische Kunst in Rom. Von Günther von Freiberg. — **Aus der Hauptstadt:** „Penthesilea.“ Von Heinrich von Kleist. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Insereate.

Aus Holland.

Fiscus und todte Hand.

Am der Küste der Nordsee, in Katwyk, nicht weit von Leyden, besteht seit längerer Zeit eine von Jesuiten geleitete Erziehungs-, oder vielleicht richtiger gesagt, Dressiranstalt, welche seit einigen Wochen dem zeitungslesenden und zeitungschreibenden Publicum, dem die Verwicklungen im Osten nachgerade langweilig zu werden beginnen, eine angenehme Abwechslung in dem ewigen Einerlei der Ereignisse besorgt hat. Nach dem bekannten Worte des zopf- und perrückenscheuen Americaners Franklin muß Jedermann sterben und — Steuern bezahlen, und wenn bis jetzt die erste dieser beiden Nothwendigkeiten keinen irgendwie in's Gewicht fallenden Widerspruch gefunden hat, so steht die zweite durchaus nicht als unumstößliches, von allen gleichmäßig anerkanntes sociales Axiom fest. Aristoteles hat zwar den Menschen ein *ζῷον πολιτικόν*, ein gesellschaftliches Thier genannt und diese Definition scheint allerdings die Nothwendigkeit, die Steuern zu bezahlen, implicite zu enthalten; wenn aber der große Stagirite zweitausend Jahre später gelebt hätte, so würde er gewiß nicht unterlassen haben, nach Art Hegels den Begriff sich dialektisch durch den Widerspruch entwickeln zu lassen und so hätte er dann unfehlbar die Species der Steuerverweigerer entdeckt.

In genanntem Katwyk muß sich die Gemeindeverwaltung, wie sonst überall im Lande, nach den geeigneten Mitteln umsehen, um die allgemeinen Bedürfnisse zu befriedigen, und wenn sie nicht im Besitze eines eigenen rentirenden Vermögens ist, so appellirt sie in Form des Steuerzettels an die Taschen der Einwohner und jeder Bürger weiß dann, was seine Pflicht ist, und ebenso weiß er, daß die Worte „Execution“ oder „Einquartierung“ nicht des bloßen Luxus halber im Verikon stehen.

Als der Vorsteher der Erziehungsanstalt in der üblichen Weise an seine Pflicht gemahnt wurde, verweigerte er jedwede Bezahlung, weil — er nichts besitze. Der Bürgermeister war aber nicht gesonnen, sich von dem ehrwürdigen Herrn, der überdies dem Stand der Barone angehört, auf der Nase herumtanzen zu lassen, das Executionsverfahren wurde eingeleitet und durch Maieranschlag den Bewohnern Katwyks bekannt gemacht, jedoch nicht, ohne daß einer der Patres, ein echter miles ecclesiae, die betreffenden Zettel verschiedene Male abgerissen hätte. Nachdem die fahrende Habe der ehrwürdigen Väter aufgenommen war — wobei sich das comische Intermezzo ereignete, daß man in dem Zimmer eines der Patres einige Nummern des Uilenpiegel, eines die Jesuiten und die

Kirche oft ziemlich derb verhöhnenden Witzblattes, liegen sah — wurde ein Tag für die Zwangsversteigerung festgesetzt. Derselbe erschien, aber es erschien auch ein Notar, der dem Gemeindeempfänger ein Schriftstück vorlegte, das nichts mehr und nichts weniger enthielt, als daß das ganze Institut bis zum Nagel an der Wand das Eigenthum der Firma Willefort und Comp. in Amsterdam sei. Die Gemeindebeamten konnten also mit langer Nase abziehen.

Der Vorfall erregte natürlich, die Ultramontanen und einzelne von ihrer Gnade lebende Conservative ausgenommen, überall Aufsehen und gerechte Entrüstung und man hielt es schon für der Mühe werth, sich diese Firma Willefort und Comp. etwas genauer anzusehen. Man brauchte aber nicht lange zu suchen, denn man brauchte nur auf längst bekannte und Jedermann zugängliche Thatsachen hinzuweisen.

Vor einigen Jahren veröffentlichte der Baron Eugenpöth tot den Beerenklaauw, Rathsherr im Provinzialgerichtshof von Nordbrabant, selbst Katholik, aber ein aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter Mann und deshalb bei den Ultramontanen im schwarzen Register stehend, eine Schrift: „Die Klöster in Niederland“, welche neben vielem schätzenswerthen statistischen Material eine genaue Beschreibung der Entstehung und der Wirksamkeit der genannten Firma gibt. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ gebührt das Verdienst, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt zu haben.

Die Firma Willefort und Comp. wurde am 20. August 1852 unter Beobachtung aller vom Gesetze vorgeschriebenen Formen errichtet und die damals registrirten Theilhaber waren acht Geistliche, wovon der größte Theil der Gesellschaft Jesu angehörte. Zweck der Gesellschaft ist „Erziehung und wissenschaftlicher (?) Unterricht junger Leute“, ihr Sitz ist Amsterdam, ihr Wirkungskreis erstreckt sich jedoch auch auf Culemborg (Sitz eines katholischen Seminars), Katwyk, Sittart und andere mit ähnlichen Anstalten versehene Orte. Art. 4 bestimmt:

„Herr Andreas Consen (Priester in Amsterdam) wie auch sein Nachfolger hat als Chef der Gesellschaft das Recht, Güter und Eigenthum der Gesellschaft zu veräußern, mit Hypotheken zu belasten und auf jede andere Weise darüber zu verfügen, ohne daß dazu die Mitwirkung der übrigen Theilhaber erforderlich ist; ebenso ist er befugt, Güter für die Gesellschaft zu erwerben, Schenkungen anzunehmen, überhaupt über das Gesamteigenthum der Gesellschaft nach Belieben zu verfügen.“

Der sogenannte Erbschleicherartikel (5) lautet:

„Genannter Herr Consen und sein eventueller Nachfolger ist allein befugt und berechtigt, für die Firma dieser

Gesellschaft zu zeichnen; ebenso hat er auch die Befugniß, dieses Recht nach eigenem Gutfinden, ganz oder theilweise Andern auf- und zu übertragen, ihnen die temporäre Ausübung desselben zu gestatten, und sie von demselben wieder zu entbinden."

Es versteht sich von selbst, daß die Bestimmungen, wonach weder der Theilhaber, noch dessen Erben irgend welchen Anspruch auf das Eigenthum der Gesellschaft erheben können, sehr deutlich formulirt und umschrieben sind.

Während der langen Zeit ihrer Existenz hat die Firma sehr „segensreich“ gewirkt. In Rotterdam hat sie zu Anfang der sechziger Jahre eine Erbschaft im Betrag von etwa 60,000 Gulden „erworben“; die alte Dame, welche auf diese Weise den Himmel zu verdienen glaubte, war während der letzten acht Tage vor ihrem Tode von ihren Anverwandten buchstäblich abgeschlossen und die betrogenen rechtmäßigen Erben, die sich an den päpstlichen Nuntius in Haag und an den Papst selbst wandten, scheinen vollständig übersehen zu haben, daß die Kirche einen guten Magen hat und auch ungerechtes Gut verdauen kann.

Uebrigens ist es nicht zum ersten Male, daß die Firma mit dem Fiscus in Conflict geräth. Das „Vaderland“ veröffentlichte dieser Tage einen sehr piquanten Fall, der sich kurz nach der Errichtung der Firma ereignete. Im Jahre 1853 legte der genannte Herr Consen in die Gesellschaft ein — eine Kirche nebst Pfarrerswohnung, wobei also der eigenthümliche Fall eintrat, daß Consen als Privatmann Eigenthum an die Gesellschaft abtrat und derselbe Consen, als Director der Firma Billefort und Comp., das Eigenthum annahm, er schenkte also sein Eigenthum der Gesellschaft, behielt aber doch das freie Verfügungsrecht darüber! Der Grund dieser Manipulation lag klar am Tage: man glaubte auf diese Weise die Entrichtung der Gebühren, welche der Staat bei jedem Eigenthumsübergang fordert, umgehen zu können. Dem damaligen Finanzminister leuchtete die Sache aber doch nicht recht ein, er ließ Consen auffordern, die von ihm vorgenommene Schenkung bei der competenten Behörde anzugeben, wurde aber nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Die vom Finanzministerium darauf gegen Consen angestrebte Steuerbetrugsanklage — die Strafforderung betrug etwa 13,000 Gulden — wurde vom Bezirksgericht in Amsterdam abgewiesen und bald darauf der Spruch vom hohen Rath bestätigt.

Wie man sieht, hat man es also mit einer Gesellschaft zu thun, welche auf Kosten des übrigen steuerzahlenden Publicums die Staatscasse systematisch betrügt. Ob jedoch der öffentlichen Entrüstung, welche der Katwylsche Fall hervorgerufen, auch die entsprechenden Thaten folgen werden, ist bei der unbestrittenen Herrschaft, welche der Doctrinarismus hier zu Lande noch ausübt, fraglich. Der Abgeordnete Taak hat vor längerer Zeit auf eine Enquête über den Besitz in der todten Hand angebrungen und es wurde damals der plausible Vorschlag gemacht, den Besitz zur todten Hand alle 30 Jahre der Uebergangsteuer zu unterwerfen, allein derselbe kam über das Stadium der Besprechung in den öffentlichen Blättern nicht hinaus. Deshalb hat auch der Bericht der „Germania“, Bismarck habe es durch seine Einschüchterungsversuche dahin gebracht, daß Heemskerk ebenfalls mit der Einführung von Waagefeßen beschäftigt sei, große Heiterkeit hervorgerufen und ein Blatt versicherte zum Ueberfluß, daß an eine Annahme eines solchen Gesetzesentwurfs durch die Kammer nicht zu denken sei. Dennoch aber hat der hier vermeldete Fall wenigstens das Gute, daß er, mehr als andere derartige, vor das Forum der Öffentlichkeit gebrachte Dinge, das öffentliche Gewissen aufrüttelt und dazu beiträgt, endlich einmal den Grundsatz des *laissez faire* in die Kumpelkammer veralteter Begriffe zu werfen.

Delst, April 1876.

H. Wenzelburger.

„Herbart.“

Rede bei der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg
am 4. Mai 1876,

gehalten von

M. Lazarus.

Am heutigen Tage schließt sich der weitgespannte Ring eines Jahrhunderts, seit hier in Oldenburg der Mann geboren wurde, welchem dies Denkmal errichtet ist.

Millionen und abermals Millionen Menschen haben vor- und in dieser Zeit das Licht der Welt erblickt; sie vollenden den langen oder kurzen Lauf des Lebens, dann entschwinden sie wieder, in engen Kreisen Spuren ihres Daseins und Wirkens hinterlassend, welche selbst wiederum nach kurzer Dauer verschwinden. Nach dem Maße ihres Wirkens wird ihres Lebens Werth gemessen. Stufenweise, in unendlicher Mannigfaltigkeit steigt der Umfang, die Dauer, der fortwirkende Einfluß und damit auch der Werth der Lebensthat empor. Wenige aber ragen weit hinaus und hinauf; durch Größe der Kraft, Stärke des Willens, Ausdauer der Arbeit gelingt es ihnen, irgend eine Seite der menschlichen Bestimmung zu höherer Vollkommenheit zu bringen, als die große Masse neben, als die Reihe der Geschlechter vor ihnen erreicht hatte. Sie sind die Wohltäter, denn sie sind die Bildner der Menschheit. Sei es, daß sie Werke der Kunst schaffen, welche die Zeitgenossen ergötzen und erheben: auch noch in späten und fremden Generationen und selbst aus dem Schutt der Jahrtausende ausgegraben, wirken sie als Norm wie als Zeugniß menschlicher Schöpfungskraft; sei es, daß sie Thaten des Heldenthums vollbringen, Freiheit und Ehre des Vaterlandes erringen und erhalten: auch nach einer langen und wechselvollen Geschichte gedenken die späten Enkel des ruhmbe gründenden Ahnen und richten ihm zu Ehren ein Denkmal auf; sei es, daß sie Institutionen schaffen, welche dem vielgestaltigen Getriebe menschlicher Kräfte sichere Bahnen und fruchtbare Bewegung leihen: auch in späten Jahrhunderten bilden sie den festen Grund für reine Sitte, für maßgebendes Gesetz, für bindendes Recht und für spornende, auf edelste Ziele gerichtete Freiheit. Die tiefste Wurzel und die edelste Frucht alles menschlichen Strebens aber ist das Wissen. Verständniß dessen, was da ist; Erkenntniß dessen, was da sein soll; alles Geschaffenen Kraft und Maß und Wirkungsart zu erforschen, der eigenen, menschlichen Schöpfungskraft Gesetz und Regel zu ergründen und von allem Endlichen zum Unendlichen den Weg zu suchen, das ist Weisheit, das ist die unmittelbarste aber auch die notwendigste Form des geistigen Lebens, ist der Geist selbst und die Keimkraft für jede andere Schöpfungs-That des Menschen.

Der Weisheit Einfluß ist der weiteste, ihre Wirkung ist die dauerndste, denn durch die naturgesetzliche Continuität des Geistes wirkt sie von Generation zu Generation in den Geistern fort; aber auch ihre bleibenden Erzeugnisse selbst werden immer wieder von Neuem ansetzen als bildende Kräfte. Nicht bloß Werke sind es, die sie hervorbringt, sondern Werkzeuge.

Nicht als Einzelne, nicht als Individuen wirken die Heroen des Geistes; sie sind der Ausdruck des Nationalgeistes, das höchste Zeugniß und Erzeugniß der Volksseele; darum wird ein Volk im Verein der Menschheit und im Ablauf der Zeiten geschätzt nach den großen, nach den hohen und schöpfungreichen Söhnen, welche sein Wirken, seinen Ruhm und seinen Glanz darstellen. Steigt aber ein Volk in der Reihe der Völker durch seine Genien auf, dann ist dieses Jahrhundert das Jahrhundert Deutschlands. Wohl glänzte mancher Stern von gewaltiger Leuchtkraft auch schon in vergangenen Zeiten an seinem Himmel; wer nennt alle ihre Namen, und wer nennt sie ohne edlen Stolz; nur an Kepler und Copernicus will ich erinnern, die der Gestirne harmonische Bahn und gesetzlichen Lauf, an Luther und Melancthon, die den Weg der Sitte und Seligkeit gezeigt, und an Leibnitz, dessen Geist, sich selbst betrachtend, den Gedanken fassen durfte, daß jede Seele das Universum in sich spiegele.

Und dennoch wird man, der Geschichte redlich folgend, sagen müssen, daß erst im letzten Jahrhundert, in welchem auch Herbart lebte und wirkte, das deutsche Volk, als das jüngste in die Reihe der Völker ebenbürtig eingetreten, welche jenen höchsten Dienst der Menschheit durch Eigenart und Schöpfungsdrang verrichten.

Seit einem Menschenalter etwa feiert die Gegenwart fast ein Jahr nach dem andern, in einem deutschen Gau und Stamm nach dem andern die Säcularfeier eines jener großen, jener leuchtenden und führenden Geister, welche beides durch Dichtungskraft oder Wahrheitsforschung die Höhen der Menschheit erstiegen.

Als beglückte Enkel sehen wir Deutschen der Gegenwart auch das politische Reich machtvoll gegründet und rechtlich geeinigt nachdem, und ganz gewiß auch weil unsere Väter vorher das Reich, das nicht nur von dieser Welt ist, erstrebt, weil sie für die flüchtige Erscheinung das bleibende Gesetz, neben dem Zeitlichen das Ewige, und vor dem Wirken das Wissen zu erringen sich bemüht; dem Geiste der Realität ist die Realität des Geistes vorangegangen, für welche die Künste gelebt, gearbeitet, gerungen, gekämpft und Unsterbliches geschaffen haben.

Nahe bei einander in dieser classischen Zeit der Deutschen, wie vielleicht nie und nirgends in den Blättern der Geschichte, stehen sie zahlreich die schöpfungsfrohen Dichter, aber auch die weltumfassenden, in die innerste Tiefe dringenden Denker. So recht in ihrer Mitte steht auch Herbart. Neben Schelling und Hegel ein Nachfolger Fichtes, greift er besonnen und energisch auf Kant und Leibnitz zurück, um den deutschen Geist vor dem Verfolgen einer einseitigen Bahn zu schützen.

Bald wird die Hülle fallen, die uns das Abbild des verehrungswürdigen Hauptes noch verbirgt, in welchem ein Leben lang die erhabensten Gedanken mit ausdauerndem Eifer erwohnen wurden; wir werden die Augen sehen, die „über alle Massen leuchtend“ waren,*) — aus denen das Licht reinen Denkens sich ergoß, die Lippen, denen das gehaltreiche Wort mit einer in Deutschland nie gehörten Anmuth und Bornehmheit entströmte.

Vorher aber lassen Sie uns im Geiste ein inneres Bild des gewaltigen Denkmeisters schauen, seine geistige Lebensthat, ob auch nur in flüchtigen Zügen erwägen.

Das natürliche Streben des Menschen ist auf die Wahrheit gerichtet; aber vielartig und vielverzweigt ist die Erkenntniß derselben. Das Ziel des Wissens, seine höchste Bestimmung und die des Menschen selbst wird erst erreicht, wenn eine harmonische Vereinigung alles Erkennens mit Selbstbewußtsein gefunden wird. Der menschliche Geist als Gesamtheit trägt Widersprüche in sich; die verschiedenen Epochen in der Geschichte, in der gleichen Zeit die verschiedenen Parteien, die Nationen, die Religionen, die Wissenschaften, sie haben verschiedene, oft widersprechende Meinungen; der Philosoph sucht die Wahrheit in Allem und für Alle. Jeder Andere stellt sich auf den Stand der Seinigen mit ihren Voraussetzungen, mit ihren Formen, ihren Schranken des Denkens; der Philosoph sucht die allgemein menschlichen Voraussetzungen, erstrebt alle Formen ohne Schranken des Denkens als die der Wahrheit.

Aber im Geiste selbst, im Einzelnen entspringen aus der Thätigkeit des Denkens Widersprüche, Probleme, welche gelöst sein wollen. Der Mensch empfängt nicht die Wahrheit als ein Geschenk, er muß sie erkämpfen; die Begriffe, die er naturgemäß bildet, sind nicht vollkommen, er muß sie „bearbeiten“; er findet nicht in sich die Harmonie des Denkens, er muß sie erringen; sie ist der höchste Preis, der süßeste Lohn seiner innern Arbeit. Von der Unruhe, von den Zweifeln, aus zwiespältigem aber beiderseitig nothwendigem Denken erzeugt, bleiben die meisten Menschen glücklich befreit; der Philosoph wird von ihnen mit unentrinnbarer Gewalt ergriffen, sie sind die Zug- und Triebkräfte seiner vorbringenden Forschung; alle Menschen erschauen ihr gesondertes Erkennen als einen Gewinn, eine Bereicherung, einen Schmuck des Geistes; der Philosoph aber trägt die Last und das Leid der Probleme. Dies vor Allem sollen wir am Fuße dieses Denkmals uns zu Gemüthe führen: die Sorge des Staatsmannes

um das Wohlfsein des Landes und seiner Bürger, die Sorge des Propheten und des Apostels um die Seele und Seligkeit der Gläubigen, sie sind nicht so hart und nicht so herb, wie die Sorge des Denkers um die harmonische Wahrheit im Geiste der Menschheit. Und wie hat Herbart sie getragen, diese Last der Probleme! wie hat er sie, mit einem allmenschlich erregten Gewissen geschärft und gesteigert die Sorge um die harmonische Wahrheit in der menschlichen Erkenntniß!

Die Wahrheit ist einfach, lautet ein alter Spruch; ja die Wahrheit ist einfach, wenn sie gefunden ist; aber die Wege der Forschung sind vielfach und verschlungen. Diese Wege sicher zu zeigen, sucht Herbart vor Allem klare und feste Methoden. Durch reinliche, vielleicht allzu strenge Sonderung der Forschungsgebiete, durch scharf gestellte Fragen sucht er zu Antworten zu gelangen, welche den strengen Forderungen unerbittlicher Logik und den Thatsachen der Erfahrung gleich sehr genügen.

Die Welt ist voller Wandel und Bewegung; aber die Wahrheit ist ewig, und ewig das reine wandellos Seiende; von allem Schein und dem Wechsel, von der Verneinung und der Vernichtung erlöst, beharrt das ewige Sein.

Des Seienden ist Vieles; aber das Viele ist nicht getrennt und vereinzelt, es lebt und regt sich in wechselnden Verbindungen; die Art wie es sich verbindet und trennt, wie es sich flieht und sich sucht, bestimmt das Bild der Welt; aus den „Beziehungen“ der wirklichen Wesen zu einander und für unser Denken gewinnen wir die Erscheinung ihrer Wirklichkeit.

Als eine schöpferische Kraft erscheint der Geist sich selbst mitten in den Erscheinungen der Natur. Daß er kein bloßer Widerschein der Materie, aber auch nicht der Schöpfer ihrer Bestimmungen, daß er ein selbstständiges Sein, aber Schranken in seiner Freiheit hat, bringt Herbart zur Erkenntniß, indem er das wahre von dem scheinbaren Geschehen im Geiste wie in der Natur unterscheidet.

Mannigfaltig sind die Bestrebungen der Menschen, vielgestaltig die Wünsche, die sie hegen, die Befriedigung, welche sie suchen; aber völlig unserer Neigung, unserem Willen, der erfinderischen und zwecklegenden Phantasie entzogen und berufen, sie alle in den Dienst zu nehmen, stehen dem Menschen die ewigen Ideen als unentrinnbare Forderung gegenüber; in ihnen ist das ursprüngliche, unwillkürliche und ewig gültige Urtheil über jedes Willensverhältniß enthalten.

Die Gestaltung und die Erkenntniß der Ideen ist in den Zeiten und Menschen verschieden; in der Geschichte wechselnd und fortschreitend; aber an sich sind sie ewig, die treibende Kraft aller Erkenntniß, Grund und Ziel alles Fortschritts. Denn „das ewig Schöne, das ewig Gefallende und Genügende sucht der Blick des Geistes“.

An die Stelle des Unvollkommenen soll das Vollkommene treten; der Zug und Druck des begehrliehen, abspringenden, widerstrebenden Willens soll der innern Freiheit des Gemüthes weichen; Streit und Hader soll die Gerechtigkeit schlichten und gedeihliche Ordnung stiften; jede menschliche Handlung soll nicht bloß als Wirkung der Ursache, sondern ihr wiederum soll lohnende und strafende Vergeltung folgen nach dem Gesetz der Billigkeit; Wohlwollen soll den Eigenwillen überwinden, Güte und Liebe soll Eigennutz und Eignisucht besiegen. Diese Lehren hat Herbart in einer wahrhaft classischen, der hohen Würde des Gegenstandes entsprechenden Form verkündet.

Der Mensch aber ist nicht bloß ein besetztes Individuum, er ist dies zugleich als Glied der besetzten Gesellschaft. In dem Aufbau, in der Ordnung und Bewegung, und im geschichtlichen Lauf derselben soll die Macht der Ideen, ihre schaffende und gestaltende Kraft sich bewähren.

Das Heil ist bei denen allein, welche der sanften Führung der Ideen folgen; der Gesetzmäßigkeit aber sind alle Geister unterworfen.

Diese naturnothwendige Gesetzmäßigkeit alles inneren Lebens zu behaupten, sie im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen, sie in ihrem Ursprung, in ihrem Fortgang und in ihren Folgen zu erforschen, die Psychologie zu einer strengen

*) Strümpell.

Wissenschaft zu erheben, das war das wichtigste Anliegen, die größte That, die segensreichste Frucht im Leben Herbart's.

Der Triumph des Geistes, des Bewohners der kleinen Erde, ist es zu den Sternen aufzuzuhauen, fast unendliche Räume auf den Flügeln des Gedankens zu durchdringen, die unendlichen Gesetze, welche das Univerſum beherrschen, in Gedanken zu fassen; auch in die Tiefe der Erde dringt der Mensch, um ihre Schätze heraufzuholen; der Psycholog aber lehrt die Schätze des Gemüthes kennen, er will die ewigen Gesetze des erkennenden Denkens selbst, er will die Gründe, Normen und Kennzeichen aller Wahrheitsforschung und aller Schöpfungskraft des Geistes enthüllen. In aller Bescheidenheit sieht Herbart den Aufbau dieser Wissenschaft in der Zukunft, aber mit einer wahrhaft heiligen Sehnsucht und mit prophetischer Weihe faßt er das Ziel in's Auge, welches sie zu erstreben hat. „Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen, darum wird er sie erkennen: dann werden die Wege des Lebens sich erhellen; der Mensch wird wissen, was er thut, er wird seine Kräfte nutzen, und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören.“

Aber nicht auf die allmähliche Verbreitung und Wirkung der psychologischen Erkenntniß soll gewartet werden; auf die unmittelbarste, die sicherste, die fruchtbarste Anwendung derselben hat er hingearbeitet. Psychologie ist die Mutter der Pädagogik. Wenn wir die Gesetze des Geschehens, die Normen des Werdens im inneren Leben des Menschen erkennen, dann sind wir auch im Stande, die gegebenen Kräfte zu gedeihlicher Entwicklung zu leiten.

Aber nicht bloß die wirksamsten Mittel, sondern vor Allem den einen, den reinsten und edelsten Zweck der Erziehung einleuchtend zu machen, war Herbart's unermüdlicher und sieggekrönter Kampf. Nicht bloß für den äußeren Nutzen, nicht zum Schein und Schmuck, nicht zur flüchtigen Befriedigung oder herrschenden Ueberlegenheit soll gelernt werden was gelernt wird, sondern aller Unterricht soll einen erziehenden Einfluß üben. Den Charakter zu bilden, den sittlichen Willen zu reinigen und zu befestigen, das Interesse des Menschen zu erweitern und zu erhöhen und von der Enge und Dürre des Eigenlebens zu befreien, dem Geiste edle Nahrung und Regsamkeit zu geben, im Gemüthe Wärme und Tiefe zu erzeugen, jede Menschenseele durch die Erkenntniß ewiger Wahrheit zu veredeln, aber auch durch die Wahrheit des Ewigen, Unendlichen und Heiligen zu weihen und zu erheben, dies Alles hat Herbart als den Gegenstand einer Erziehung erkannt, welche völlig in sich geeinigt, auf die Bildung des ganzen, sittlichen und selbsttreuen Menschen gerichtet sein soll.

Von den besonderen Forschungen, die Herbart angestellt oder angebahnt, von dem rastlosen Eifer, mit dem er gelehrt, von der Zahl seiner Schüler, die zu seinen Füßen gesessen, aus seinen Schriften geschöpft und später selbst die Lehrkanzeln bestiegen, selbst von der Anzahl und den Namen seiner Bücher zu reden ist hier der Ort nicht.

Vom lebendigen Worte Herbart's berichten Viele, die den Segen desselben an sich erfahren, was wir an der bleibenden Schrift beobachten: überall treten seine Gedanken mit logischer Schärfe und Bestimmtheit zu Tage, überall mit ästhetischem Maß und mit Ordnung geschmückt, überall von sittlicher Reinheit und Hoheit durchweht; niemals in seinen Schriften — auch im Kampfe der Meinungen nicht — kommt die Leidenschaft zu Wort, niemals wird sie im Beser erregt.

Fern ist aller formalistische Schein, fern jede sophistische Kunst; nirgends ein hastiges Draugen, selbst zum edelsten Ziel, nirgends eine Uebereilung noch Uebertreibung oder eine Schwärmererei, selbst in der edelsten Absicht. Vielmehr eine wahrhaft olympische Ruhe waltet von der ersten Schrift bis zur letzten; lichte, kristallene Klarheit des Geistes, in sich gefestete stetige Ruhe des Gemüthes stehen nicht nur neben einander, sie erzeugen, sie steigern, sie veredeln sich gegenseitig. Von Gluth wie von Kälte, von Sturm wie von Stille immer gleich weit entfernt, pulst in seinem Geiste eine gelind energische und gleich-

mäßig beherrschte Lebenswärme. Höchst charakteristisch sind die positiven Wissenschaften, denen Herbart für die philosophische Forschung Vorbilder, Gleichnisse und Kategorien entnimmt: die Mathematik, die Mechanik, die Musik.

Ich habe versucht, Ihnen ein Bild von dem geistigen Schaffen Herbart's zu geben; freilich ein Bild so wenig wie etwa der kleine Lichtschein, der in unser Auge fällt, das Bild eines Gestirnes ist. Erst das bewaffnete Auge, der rechnende Verstand und die prüfende Analyse der Strahlen fügen zu jenem Lichtschein die Elemente, um ein wirkliches geistiges Bild des Gestirns zu schaffen. Solches bewaffneten Auges, solcher innern Arbeit bedarf es auch, um von dem Geiste Herbart's eine Anschauung zu gewinnen.

Denn er war ein Stern, ein Stern erster Größe am Himmel menschlichen Denkens.

„Nicht die Zeit, sondern das Unzeitliche ist der eigentliche Gegenstand des Philosophen“, und dennoch wird es heute schon wenige Menschen in Deutschland geben, welche nicht, mehr oder minder vermittelt, einen Strahl von dem Lichte dieses Sternes in ihrer Seele empfangen haben. Denn ein Lehrmeister ist Herbart seit einem halben Jahrhundert für alle Erzieher und Lehrer und als solcher in immer weiteren Kreisen und immer freudiger anerkannt.

Wer also irgendwie den Segen der Erziehung, von der höchsten Wissenschaft bis herab zum einfachen Schulunterricht gewonnen hat, ist ihm zu Dank verpflichtet.

Darum haben wir uns auch nicht genügen lassen, ihn im Geiste zu feiern, liebevoll sein Andenken im Gemüthe zu bewahren, ein Zeugniß der Verehrung haben wir hier aufgerichtet, damit auch die Fernstehenden von dieser Verehrung eine zwingende Kunde erhalten, damit auch die künftigen Geschlechter erfahren, wem wir in unseren Tagen die Ehre gezollt haben.

In der Jugend der menschlichen Cultur galt das Graben eines Brunnens für wohlthätiges, segenspendendes Werk; fernhin sichtbare Zeichen wurden aufgestellt, um den Ort des Brunnens zu künden; erhabene Lieder wurden gedichtet und gesungen, um die neue Quelle des belebenden Wassers zu feiern.

Die Heroen des Geistes aber graben Brunnen der Erkenntniß! und die in dankbarer Begeisterung aufjauchzende Seele ruft den Genossen zu: Auf! Stimmet an das Brunnenlied! Ein Brunnen, den ein Fürst des Geistes gegraben, den ein Edelster des Volkes gehöhlt hat.*)

Das Denkmal ist das Brunnenzeichen. Die Jünger ehren sich selbst, indem sie hier dem erhabenen Meister, die Stadt, indem sie ihrem großen Mitbürger, die Nation, indem sie einem ihrer edelsten Söhne dies Monument errichtet. —

Ihnen, Königliche Hoheiten, erlaube ich mir im Namen des Comités unserer tiefgefühlten Dank für Ihre huldvolle Theilnahme an der Aufrichtung wie an der feierlichen Enthüllung dieses Denkmals mit der Zuversicht auszusprechen, daß dasselbe Ihrer Residenz zur Ehre und Ihrer hochedlen Gesinnung zur Befriedigung gereichen möge. —

Ihr Freunde und Genossen aus der Schule Herbart's! Ihr Erben und Sendboten seines lichtvollen Geistes, deren Tagewerk von der Verbreitung und Fortsetzung seiner gewaltigen Gedankenschöpfung erfüllt ist! es ist ein Tag der Freude, es ist ein hohes Fest der Seele, das wir in dieser Stunde feiern. In unserem eigenen Leben nur ein Mal, aber auch in der Geschichte der Menschen nur selten wird ein Gefühl von solcher Eigenart, von solcher idealen Hoheit und Fülle empfunden, wie es in dieser Stunde unser Gemüth bewegt, da wir den Manen unseres Meisters diese Huldigung darbringen und von einer so edlen Versammlung dargebracht sehen.

Und mit uns verbunden sind in der tiefen Bewegung seine Schüler alle, die als Richter, als Lehrer und Prediger oder als Aerzte von der Gesinnung seiner Idealität erfüllt, ihre Lebens-

*) 4. Buch Moses 21, 16 ff.

that vollbringen. Die wir von fern her gekommen sind, wir kehren wieder heim, die Arbeit in seinem Geiste und zu seinem Ruhme fortzusetzen; hier aber bleibt das Andenken fest gegründet.

Ihr Frauen und Männer von Oldenburg! haltet die Ehre dieses Denkmals hoch und werdet froh der beglückenden Gemeinschaft seines Ruhmes. Erinnert Euch, daß die Namen jener Meister des Gedankens, welche vor mehr als zwei Jahrtausenden gelebt und gelehrt haben, heute in der ganzen gebildeten Welt heimisch sind. Selbst wer wenig von der Geschichte Griechenlands weiß und wessen Gedankenkreis nur in seltener und entfernter Berührung mit dem der Philosophie sich befindet: die Namen Sokrates, Plato, Aristoteles schlagen als bekannte Klänge an sein Ohr. So wird künftigen Jahrtausenden und fernen Ländern neben Leibniz und Kant, mit Fichte und Hegel, der Name Herbart geläufig sein. — Ihr werdet von hinnen und wieder den Geschäften und Freuden des Lebens nachgehen; aber wenn Euer Weg an diesem Denkmal vorüberführt, werde es Euren Herzen eine Mahnung: der Arbeit des Geistes verehrungsvoll zu huldigen. Auch wer den Gedanken Herbarts in seinen Schriften nicht zu folgen vermag, aus dem bloßen Anblick dieses Denkmals wird die Thatsache in seine Seele dringen, daß ein Mensch sich hoch aufschwingen, daß er die Verehrung der Jahrhunderte gewinnen kann, und die Ueberzeugung von der Macht und dem Adel des Geistes wird den Beschauer selbst veredeln. — Und wenn Euch in Zukunft Eure Kinder fragen: was bedeutet dieser Stein und das Bild darauf? dann saget ihnen: ein Denkmal ist's, daß hier ein großer Geist seine Lebensarbeit begonnen, die er mit unentwegter Selbsttreue und nie verlöschendem Eifer vollendet hat, sich zur Ehre, uns zum Ruhme und der Menschheit zum Heil.

Ja, Ihr Kinder von Oldenburg! für Euch zumeist und in allen folgenden Zeiten für die Kinder sei dies Denkmal gegründet.

Vor Euren eigenen Augen wie vor meinen liegt Eure Zukunft in tiefer Verhüllung; aber damals als Herbart hier noch als Kind, als Schüler lebte, hat auch weder er noch seine Eltern oder Lehrer ahnen können, daß einst ein Denkmal an dieser Stelle von ihm zeugen werde.

Das Ziel ist weit, aber die Bahn ist offen; und kein Schritt ist vergeblich! Niemand von Euch weiß, was Ihr erreichen werdet, aber Jeder weiß und Jedem wird gelehrt, was er erstreben soll. Dem hohen Meister zu gleichen, sind nur Wenige, ihn zu verehren und seiner stolzen Landsmannschaft würdig zu werden, seid Ihr Alle berufen! den Ruhm derselben aber sollt Ihr nicht bloß genießen, sondern durch aufftrebende Gesinnung auch verdienen und befestigen.

Denket daran, daß Euer Landsmann Johann Friedrich Herbart ein großer Lehrer und ein Segen der Menschheit gewesen, weil er uns Alle gelehrt hat, wie wir, Jeder in seinem Kreise schaffensfreudig, mit Fleiß und mit Kraft, rein und frei und edel unser Leben gestalten, wie wir dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam sein sollen.

Literatur und Kunst.

Vincenzio Tedeschi und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Von S. Pennist da Catania.

Die moderne Physiologie hat durch unbestreitbare Experimente den hauptsächlichsten Zusammenhang festgestellt, der zwischen dem Nervensystem und den verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Denkens besteht. Es bleibt nun zu untersuchen, was für

einen Einfluß der Mangel eines unserer Sinne auf unsere geistigen Fähigkeiten ausübt.

Eine derartige Untersuchung nimmt in gleichem Grade den Philosophen, den Sittenlehrer und den Gesetzgeber in Anspruch, und ein Jeder, der in das Wesen dieser Verhältnisse einbringt, wird die Wissenschaft auf das Entschiedenste fördern und dazu beitragen, jene Vorurtheile zu zerstören, die unserm Jahrhundert zur Unehre gereichen und den Sitten gewisser Völker den Charakter unerhörter Grausamkeit geben. Meine Arbeit soll keine rein wissenschaftliche Studie sein, die sich auf abstracte Speculationen gründet, sondern ich will dem Leser eine Reihe von Thatsachen bieten, die gleichzeitig zum Verstande und zum Herzen sprechen.

Was ist denn die Blindheit? In welcher Weise kommt dem Blinden sein Unglück zum Bewußtsein, und was für erhebene Einrichtungen der Natur gestatten ihm, an wissenschaftlicher und socialer Thätigkeit Theil zu nehmen? Das waren die Fragen, die sich mir aufdrängten, als ich mit der Untersuchung der wenigen Urkunden begann, die mir bezüglich Vincenzio Tedeschi, jenes berühmten Philosophen, der im Alter von 10 Jahren blind wurde, zu Gebote standen.

Er wurde am 15. December 1786 zu Catania geboren und wirkte später als Lehrer der Philosophie und der Mathematik an der Universität dieser Stadt und dort starb er auch vor wenigen Jahren, beweint von den wenigen Besseren und Edeldenkenden und verspottet von jener traurigen Gesellschaft, die er bei Lebzeiten mit Wort und Schrift zum Schweigen zu bringen wußte.

Schon in zartem Alter besuchte er die öffentlichen Schulen, in denen er wegen seiner vorzüglichen Anlagen für die humanistischen und ganz besonders für die exacten Wissenschaften nicht wenig Anerkennung fand. Ebenso fleißig und ruhig aber, wie er sich in der Schule zeigte, ebenso reizbar war er zu Hause bei jedem Spiel, und nicht selten machten deshalb die Altersgenossen seinen Fühzorn zur Zielscheibe ihrer Epigramme und Witze. Unglücklicher Weise wurde, je näher er dem Jünglingsalter kam, sein Gesicht um so schwächer; die Umrisse der Gegenstände wurden immer unbestimmter, und das Licht erschien ihm schwankend, unsicher, verschleiert, so daß er zuletzt nur noch hin und wieder sehen konnte. Mit dem Fortschreiten der Krankheit entwickelte sich in ihm jenes Gefühl, das ich „Durst nach Licht“ nennen möchte; ich will damit jenen Zustand des Blinden bezeichnen, in dem die Thätigkeit des Hauptsehnerves eine fieberhaft erregte ist, so daß sie im umgekehrten Verhältniß zu der Unbrauchbarkeit des Sinnes zunimmt. Das Bedürfniß nach Licht war in ihm so groß, daß er Schlaf und Ruhe verlor. In einer Nacht endlich fühlte er sich von ungewohnter Ruhe umfassen, er schlief lange, ohne daß sein Schlaf von jenen Lichtbildern beunruhigt worden wäre, die ihm sonst alle Dinge in feuerrothem Glanze gezeigt hatten. Am Morgen aber, als er erwachte, wandte er den Kopf hin und her, dann tastete er sich nach dem Fenster hin, um es zu öffnen, aber es war bereits offen. Da errieth er das herbe Loos, das ihm vom Geschick beschieden war, und noch einmal versuchte er alle seine Kraft im Blick zu concentriren: Sonne, Gestalten, Farbe, Licht, Alles verschwunden. Das äußere Ansehen der Augen ist unverändert geblieben, aber der Nerv ist gelähmt. „O Gott! — sagte er — „vergönnt Du mir nicht noch ein einziges Mal den Strahl der aufgehenden Sonne zu begrüßen?“ Dann klagte er nie mehr, und man mußte zu seinen vertrautesten Freunden gehören, wenn man den tiefen Miß gewahren wollte, der durch sein Herz ging. Woher kam denn jenes gezwungene Aufschauen, da Alles ihn zur Verzweiflung trieb? Warum denn weinte er nur, wenn Freunde und Eltern ihn nicht sahen? Das will ich gleich auseinandersetzen.

Damals herrschten in Sicilien betreffs der Blindheit harte Vorurtheile. Man glaubte, daß das Unglück des Blinden eine Vergeltung sei für die Sünden der Väter oder auch für die Fehlritte, die er noch selbst in seinem Leben begehen würde; und wenn der Blinde durch die Gaben der Natur mit noch so

großem Talente ausgestattet war, man ließ ihn auf das Unbarmherzigste in Unwissenheit aufwachsen; der geringste Fehler seiner Gemüthsart diente dem öffentlichen Urtheile als Beweis und bei jedem seiner Schritte wurden gefühllose Vermuthungen gemacht, als ob der Fluch des Ewigen den Boden versenken müßte, auf dem der Blinde stand. Der Besuch höherer wissenschaftlicher Anstalten, welcher seinen traurigen Zustand wenigstens bis zu einem gewissen Grade hätten lindern können, war ihm verjagt. Ein Mensch, der sich durch Hoheit des Geistes und umfassende Kenntnisse auszeichnete, mußte sein Leben unthätig in der Einsamkeit seines Zimmers verbringen, als wenn er das unbrauchbarste Geschöpf wäre, das Gott jemals erschaffen, denn jene Verfolgung klopfte ebensowohl an die Thore der Paläste, als an die Hütten der Armuth. Der Verlust des Sehvermögens schloß von jeglicher Theilnahme an Staatsgeschäften aus, sogar von denen, die mit dem Gebrauche des Gesichtes nicht das Geringste zu thun haben. Die Worte des Blinden waren in den Wind gesprochen, und nicht selten verhinderte ihn das Vorurtheil, die süßen Freuden häuslichen Glückes zu kosten. Das heißt also: die Blindheit erniedrigt den Menschen bis zu dem Grade, daß er die bürgerlichen Rechte verliert! Aber hierüber habe ich schon ausführlich in dem „Martyrium meines Willens“ gesprochen; es ist das ein Werk, das binnen kurzem erscheinen wird, und in dem ich mich an das Mitgefühl der Italiener wende.

Die Familie Tedeschi war inmitten solcher traurigen Vorurtheile geboren und aufgewachsen, sie theilte die allgemeine Ansicht, und deshalb hatte Vincenzio nach seinem Unglücke unendlich viele Hindernisse zu überwinden, um nur seine Studien wieder aufnehmen und sich die nöthigen Bücher verschaffen zu können. In Folge dessen ging er in seiner wissenschaftlichen Weiterbildung ohne Methode vor und warf seine Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens durcheinander, ein Umstand der ihn zwang, gar bald Alles wieder von vorn anzufangen. Die Scherze seiner Gefährten verschärften noch auf das Bitterste den Kummer, den ihm sein Gebrechen ohnehin machte, und im Alter der süßesten Träume mußte er die herbsten Enttäuschungen erleben.

Mit zwanzig Jahren besaß er bereits einen reichen Schatz von Kenntnissen; er liebte das Schöne, das Wahre und das Gute mit aller Gluth einer edlen Seele. Die Schilderung der alten Bürgertugend erfüllte ihn mit Begeisterung; die Treue gegen das Vaterland und gegen das Unglück galt ihm als heilig und unverletzlich; und wenn auch seine Augen jenes Ausdrucks entbehrten, welcher dem Lichte seinen Ursprung verdankt, so schien es doch, als wollten jene ruhigen, heiteren Gesichtszüge, jene Lippen, auf denen sich so wunderbar alle Regungen seiner Seele abzuspiegeln pflegten, das Gebrechen, welches ihm so viel Leid brachte, Büßen strafen. Die Liebe zu den Studien erstickte niemals seine Herzengüte und die Reinheit seiner Sitten. Seines Werthes war er sich auf das Bescheidenste bewußt und die Resultate so vieler durchwachter Nächte brachte er mit der größten Kürze in die Deffentlichkeit, da er Schweigen dem Reden vorzog. In Bezug darauf sagte er: „Der höchste Adel der Sitten, den wir in unsern Tagen zeigen können, giebt sich eher in einem maßvollen Schweigen, als in unaufhörlichen Streitreden zu erkennen, und wenn zur Zeit der Alten die Discussion dazu diente, den Verstand zum Wissen zu leiten, so dient sie heute nur noch zur Silbentecherei und nur zu oft tödtet sie den Gedanken.“ Durch so hochherzige Sinnesart erwarb er sich die Achtung aller Derer in der Stadt, die auf Bildung Anspruch hatten. Dann gaben der Verkehr mit gebildeten Reisenden, welche die Insel besuchten, und mit Gelehrten, welche das Alterthum und die Reste einer erhabenen Vergangenheit zum Gegenstande ihrer Untersuchungen wählten, seiner Sprache und seinem Auftreten jene vorzügliche Feinheit, die ihn allen Denen, mit welchen er zusammentam, lieb machte. Den Haupttheil seiner Studien bildete die Erforschung, welchen Einfluß die Blindheit auf das Denkvermögen und die Seelenregungen ausübt. Dabei ließ er sich weder durch die Schwierigkeit der Sache, noch auch durch die Hindernisse abschrecken, die sich ihm hemmend in den Weg stellten. Dann machte er sich daran, den Zusammenhang

und den Aufbau unserer moralischen und intellectuellen Kräfte zu untersuchen, da er aber von Jugend auf an exacte Wissenschaften gewöhnt war, konnte er sich schwer mit leeren Speculationen und unbestimmten Abstractionen begnügen. Er brach daher mit den scholastischen Lehren, welche damals in Sicilien den ersten Rang behaupteten, und wandte sich zu den Methoden, welche die neuere Philosophie erfunden hat. Die philosophischen Systeme von Locke, Stuart und ihrer ganzen Schule zogen ihn wohl mächtig zum Studium an, aber sie ließen in seinem Geiste tausend Lücken, die sich nur durch physiologische Studien ausfüllen ließen. Hindernisse konnte keine unbezwingliche Ausdauer nicht, und so faßte er den festen Entschluß, die hauptsächlichsten Eigenschaften unseres Organismus kennen zu lernen. Nachdem der Lehrer, der ihm dabei als Führer diente — ein ruhiger englischer Beobachter —, ihn an Leichnamen seine Studien über die Organe auf das Eingehendste hatte machen lassen, ließ er ihm dieselben auch noch in Wachs nachbilden, um das Gedächtniß Vincenzios immer durch ein entsprechendes Bild zu unterstützen. Um ihm einen annähernden Begriff von dem Gefäßsysteme zu geben, sand jener die Auskunft, Flüssigkeit in die einzelnen Zellen zu spritzen, so daß sie ein fühlbares Bild darstellten. Bei der Untersuchung des Knochengeriistes und der Muskeln konnte das Gefühl ohne Nachtheil das Gesicht ersetzen, wenigstens bei dem, der von der Anatomie nur so viel wissen wollte, als nothwendig ist, um speculativen Studien den Weg zu bahnen. Als aber Tedeschi an das Nervensystem herantrat, wurden die Schwierigkeiten unüberwindlich. Hätte er nun in Frankreich gelebt oder in Deutschland, wo die physiologischen Studien durch die Nachbildung der verschiedensten Theile des menschlichen Körpers in Papiermaché oder Wachs auf außerordentliche Weise erleichtert sind, so würde er seine Wißbegierde, die ihn immerfort beunruhigte, leicht haben befriedigen können. In unserer Zeit ist die Kunst des Experimentirens so einfach geworden, daß ihre hauptsächlichsten Schlußfolgerungen auch für den leicht verständlich sind, dem die Kenntniß der Physik fremd ist. Da Tedeschi aber in einem Lande lebte, in dem die Anatomie und die Physiologie sich in einem derartigen Verfall befanden, daß selbst die Tartarei und Afrika mit Geringschätzung darauf hinabsehen durften, so mußte er sich, was er so gern von der Natur und durch Versuche gelernt hätte, mühsam aus Büchern erwerben. Die erlangten Kenntnisse ließen ihn den Zusammenhang ahnen, der zwischen den Erscheinungen auf moralischem und intellectuellem Gebiet und unsern Körperfunctionen besteht. Wenn nun auch sein Verständniß der Physiologie unvollständig und ungenau war, so wagte er es doch öffentlich darauf hinzuweisen, daß der Aufschwung einer gesunden Philosophie in Sicilien ohne den der medicinischen Wissenschaften unmöglich sei.

Während dessen hatte das Ungeklüm jugendlicher Leidenschaft jenem süßen Sehnen Platz gemacht, welches mit unwiderstehlicher Macht den Menschen zur Gründung der Familie drängt. In einer Gesellschaft zu Catania lernte er eine junge Dame kennen und verehren, die sich sowohl durch Körperschönheit als auch durch Geistesbildung auszeichnete. Sie war aus dem Hause Barcellona, einer alten Familie der Insel. Bald umschlang Tedeschi und die junge Rosalie ein Band, fest genug um jedes Vorurtheil besiegen zu können. Aber auf welche Weise sollten nun die vorgefaßten Ideen und die Abneigung überwunden werden, von der das Haus Barcellona gegen alle die eingenommen war, die das Augenlicht entbehrten? Tedeschi stand ganz allein da und besaß kein Vermögen. Sein stolzer und vornehmer Sinn gestattete ihm nicht, sich ihr zu erklären, so sehr ihn auch der Gedanke, sie zum Weibe zu erhalten, fortwährend beschäftigte. Indes wahre Liebe kann sich niemals den Augen der Geliebten verbergen. Nach zwei Jahren vergeblicher Bitten und unnützen Wartens griff Rosalie zu dem einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: sie verließ eines Abends heimlich das Haus ihrer Eltern, um einem Manne Trost zu bringen, der in seiner traurigen Lage seine einzige irdische Hoffnung auf sie gesetzt hatte.

Graf Barcellona, dem Mitleid unzugänglich und aufgereizt

durch das Geschwäg der Müßiggänger, ein eifriger Vertheidiger der Irrthümer seines Standes und der Vorurtheile seines Volkes, verweigerte nicht nur seine Zustimmung zur Heirath seiner Tochter, sondern versuchte auch Tedeschi wegen gewaltthätiger Entführung unter Anklage stellen zu lassen. Vor dem Richter benutzte Tedeschi das Vorurtheil, das gegen die Blindheit in Sicilien herrscht, und wies die Anklage mit Hülfe der öffentlichen Meinung, welche den Blinden jeder Handlung, welche Muth und Scharfsinn erfordert, für unfähig hält, leicht zurück. Er schloß mit den Worten: „Nicht ich bin es, der sie entführt hat, sondern sie entführte mich.“

Aber selbst nach dieser ersehnten Vereinigung blieb ihm noch ein Hinderniß zu überwinden, gegen welches das Genie allein nicht ausreicht. Die Armuth, fast immer die unzertrennliche Begleiterin wahrhaft großer Seelen, hatte sich an dem häuslichen Herde des jungen Blinden niedergelassen. Es ist unmöglich, alle die fruchtlosen Bemühungen aufzuzählen, die er machte, um sich aus dieser traurigen Lage zu befreien. Er versuchte Unterricht in der Literatur zu geben; die Gegner warfen ihm die Unmöglichkeit vor, die Orthographie zu beurtheilen, als ob es sich dabei um die Anfangsgründe der Grammatik handeln könne. Er wollte Mathematik lehren, in der er Meister war, aber ein Jeder suchte die Achseln in der Voraussetzung, daß die Blinden zum Berechnen und Beweisen der Figuren unfähig seien. Schließlich als letztes Ansmittelmittel nahm er seine Zuflucht zu den speculativen Wissenschaften, allein jetzt widersezte sich ihm das hundertjährige Vorurtheil, daß die Blindheit eine Geißel Gottes und Alles, was von einem Blinden herrühre, dem Schöpfer verhasst sei. Dessen ungeachtet brachte seine Ausdauer den Parteigeist schließlich zum Schweigen und erwarb ihm die Anerkennung, die er verdiente, und gerade Diejenigen, die kurz vorher nicht die geringste Achtung vor ihm gehabt hatten, bahnten ihm jetzt den Weg, indem sie ihm ihre Kinder anvertrauten.

Der Professor der Physik an der Universität zu Catania, der seine Vorlesungen unterbrechen mußte, übertrug Tedeschi seine Vertretung. Und dieser, nachdem er sich wegen seiner Unersahrenheit auf diesem Gebiete der Wissenschaft entschuldigt, unternahm es, in seinen wenigen Vorlesungen für die physikalischen Studien Propaganda zu machen. Der Enthusiasmus war allen Vorurtheilen und selbst dem Parteigeist zum Trotz so groß, daß die Jugend, immer bereit das Wahre und Gute, von welcher Seite es auch komme, willig aufzunehmen, ihn als einen Vorkämpfer für die sicilianische Bildung anzusehen begann.

Im Jahre 1814, als ein Lehrstuhl der Mathematik frei wurde, trat er unter den Bewerbern darum auf und erhielt den Preis. Es schien nun, daß er auf eine Ermunterung seitens der Regierung Anspruch besitze, aber leider, so sehr die menschliche Gerechtigkeit bereit ist zu strafen, ebenso wenig zeigt sie sich geneigt zu belohnen. Die liberale Presse Siciliens begann jedoch so lebhaft die Ansprüche Tedeschis hervorzuheben, und theilte der von ihm geschriebenen Arbeit ein so unparteiisches und wohlverdientes Lob, daß die Regierung im Jahre 1817 gezwungen war, ihm den Lehrstuhl der Philosophie zu übertragen, als ob die Befähigung zur Mathematik auch die für die speculativen Gegenstände des Wissens mit sich bringen müßte. Auf diese Weise wurde der arme Tedeschi, der mit einer wahrhaft wunderbaren Begabung für die exacten Wissenschaften geboren war, gegen seinen Willen auf ein Gebiet gewiesen, vor dem der Gedanke leicht zurückschreckt. Von der Nothwendigkeit gedrängt machte er sich an's Werk und in kurzer Zeit trat er bereits vor das Publicum. Sein an die geometrische Analyse und die strengen Beweise der Algebra gewohnter Geist, seine zu allen edelsten und erhabensten Betrachtungen hinneigende Seele zeichneten ihm bald den Weg vor, den er in dieser neuen Richtung des freien Gedankens verfolgen mußte. Seine lebhaften Disputationen mit dem Baron Galuppi, einem hartnäckigen und unverbesserlichen Anhänger des Alten, die rückichtslose Freimüthigkeit, mit der er die großen Fragen behandelte, die damals die Welt bewegten, bewirkten, daß die Philosophie, bis zu diesem Zeitpunkte ausschließlich Eigenthum der Priester und

Mönche, nun zum Gegenstande der Beschäftigung einer Generation wurde, welche heute die Vereinigung der italienischen Völkerverfamilie mit ihrem Beifall begrüßt.

Es ist bekannt, daß die wissenschaftliche und literarische Wiedergeburt der Halbinsel hauptsächlich der neuen Richtung des philosophischen Geistes zu verdanken ist. Sie begann mit Cesarotti, der in seinen Dissertationen über die Werke der Griechen, in seiner Philosophie der Sprachen und besonders in seiner Uebersetzung Ovids durch die Kraft, die er in seine Verse zu legen verstand, einen harten Kampf gegen die literarische Frivolität gewann. Auch Monti trug hierzu außerordentlich bei, indem er die Aufmerksamkeit der Italiener auf das Studium der göttlichen Komödie lenkte. Dieser neue Zeitabschnitt, in welchem wirkliche Gedanken den arabischen Unsinn und die unfruchtbare Sucht der Wortbilderei verdrängten, findet hauptsächlich seine Vertretung in Parini und noch besser in Alfieri und seine Fortsetzung in Fuscolo und Leopardi. Diese hoben zu einer Zeit, in welcher in Italien so viele Veränderungen und so viele kleine Herren, denen die schamlosesten Schmeicheleien zu Theil wurden, sich ablösten, die Wissenschaften und namentlich die Poesie zu ihrem erhabenen civilisatorischen Berufe wieder empor. Sie waren es, die den Anstoß zur Wiederbelebung der Literatur gaben, indem sie derselben den eigenthümlichen Ausdruck des Gedankens, des Stiles und des Zweckes verliehen. Hauptsächlich aber zeichnet sich diese Periode aus durch die Verschmelzung der Literatur mit der Philosophie, durch das Uebergewicht, das der Gedanke über die Form und das rein Aeußerliche gewann.

Aber wenn in Italien der Geist rasch seine Bahn zu jener Freiheit des Gedankens zurücklegte, die in den letzten durch Nicolini zu den höchsten Höhen der Ideen und Grundsätze gefördert wurde, so schmachtete Sicilien noch immer unter dem unheilvollen Drucke der alten Knechtschaft. Nichts war damals gefährlicher, als für die Principien der Vernunftphilosophie aufzutreten, die allein im Stande war, zu den Wissenschaften den Pfad zu bahnen. Man hätte ankämpfen müssen gegen Unwissenheit, Irrthümer, alte Gewohnheiten, gegen einen Aberglauben, wie er vielleicht einzig in Europa da stand. Die Priester hatten Alles in ihrer Gewalt, sie verfügten über die öffentlichen Gelder, leiteten nach ihren Zwecken Familie, private und öffentliche Geschäfte, Ehe, Presse und Unterrichtswesen. Niemand durfte ein Wort laut werden lassen. Aber sie sprachen ohne Censur von der Kanzel und vom Katheder, in den Städten und Dörfern, bei Tage und bei Nacht, durch den Mund der Dirnen und der Wetschwestern. Die liberale Partei, verfolgt und geschmäht, mußte sich in's Elend und in die Verborgenheit zurückziehen, jene dagegen drangen durch Geld, Feste und heilige Gesänge in alle Classen der Gesellschaft ein, und hielten in ihrer Hand alle Interessen der Bürgerschaft vereinigt. So stellten sich dem Philosophen Kirchen, Professionen, Weibrauch, geweihte Kerzen, heilige Feuer, Orgelspiel, Glockengeläute, Verläumdung, Neid und heimliche Umtriebe feindlich entgegen, während der Priester, gehoben durch die öffentliche Meinung und die ungeheure Majorität, mächtig durch Reichthümer, unterstützt von den geheimen Häschern, protegirt von der Polizei und allen öffentlichen Gewalten, seinen Glaubenslehren durch die doppelte Macht, welche Furcht und Glanz ihm gaben, Eingang verschaffte. Wer es gewagt hätte, im Namen der Vernunft die Freiheit zu proclamiren, hätte verzichten müssen auf sein eigenes Wohlergehen, auf jede gesellschaftliche Stellung, auf Achtung und Verehrung, die er doch verdient zu haben glaubte, auf die Beförderung seiner Söhne und auf die arm-seligen Belohnungen, welche die Pflege des Geistes mit sich führt. Tedeschi sah die Hindernisse voraus, die sich seiner Amtspflicht in den Weg stellen würden, allein weder seine Blindheit, die ihm schon andere unaufhörliche Angelegenheiten bereitete, noch seine Armuth, die ihn dazu drängte, sich unter das schwachvolle Joch der Unwissenheit zu beugen, vermochten ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen.

Er nahm bis zum Jahre 1848 niemals an den politischen Umtrieben Theil, die damals an der Tagesordnung waren, aber soviel als er trug vielleicht Niemand dazu bei, in den Sicilianern

das Gefühl der Unabhängigkeit groß zu ziehen, welches die Ursache zur Vertreibung der Bourbonen wurde.

Die ersten Arbeiten, die er herausgab, behandeln nur philosophische Stoffe und zeichnen sich dadurch aus, daß sie nach der Methode von Descartes und der Analyse von Locke gebildet sind. Auch die sicilianische Literatur verpflichtete er sich um diese Zeit durch eine allgemeine Grammatik, die durch die Genauigkeit der Theorien und durch den Reichthum philosophischer Analyse bemerkenswerth ist. Die von ihm veröffentlichte Arbeit jedoch, welche von unmittelbarem Einfluß auf die reformatorischen Ideen wurde, war eine kurze Dissertation, betitelt: „Von der Richtung der philosophischen Studien in Sicilien.“ Sowohl in seinen Privatunterrichtsstunden als in den Vorlesungen trachtete er danach, der Jugend richtige Ideen vom öffentlichen Recht und der Staatswirthschaft beizubringen. Er haute weniger Neues auf als er Berkeley's niederriß, weil er vorher sah, daß eine von jenen Revolutionen nicht mehr fern war, die der bürgerlichen Gesellschaft neue Bahnen vorzuzeichnen pflegen. Er ermunterte die Jugend zu geschichtlichen und ethnographischen Studien, die, wenn man von einzelnen wirklichen Gelehrten abliest, vollständig in Vergessenheit gerathen waren, und erforschte die Ursachen, welche die Vorbedingungen der sicilianischen Industrie veränderten, indem er versuchte, die Grundnormen der Landesstatistik aufzusuchen.

Im Jahre 1848 verließ er das rein wissenschaftliche Gebiet, erschien auf dem politischen Kampfplatz und übte in den südlichen Provinzen der Insel durch Rath und That einen Einfluß aus, der ihn wohlverdient um das Vaterland machte. Er brach das Uebergewicht, welches die zerstörenden Ideen der französischen Zuchtlosigkeit zu erlangen begannen, er pflegte in der Jugend die großen Grundzüge der ökonomischen Wissenschaften, indem er sie gleich fern hielt von knechtischer Gesinnung und maßloser Freiheit, die dem Despotismus so nahe kommt, er kämpfte gegen die rein particularistischen Ansichten, die von einer leider nur allzu berühmten Schule in Sicilien genährt wurden, er hielt freimüthige und erhebende Reden, um in der Jugend das Nationalbewußtsein zu wecken, er verspottete kühn die Günstlinge eines Papstes, der Italien segnete, um es nachher in einen Abgrund von Brand und Mord zu stürzen. Als der Zwiespalt sich aller Gemüther bemächtigte und sie vom Pfade der Tugend abführte, blieb er stets der treue Vorkämpfer des Sieges der Revolution.

Doch die Hand des Schicksals, die seit dem frühesten Alter auf seinem Haupte gelastet hatte, bereitete ihm jetzt eine Katastrophe, die sich nur schwer in Worten beschreiben läßt. Es war am Ostersonntag des Jahres 1849. Die Sonne röthete kaum die walbigen Gipfel des Aetna, als man in der Stadt einen ungewöhnlichen Lärm von Waffen und Soldaten vernahm. Das Volk drängte sich auf den größeren Straßen und forderte begierig Aufklärung von den Officieren, die unaufhörlich kamen und gingen. Die Nationalgarde und die Infanterie besetzten alle strategischen Positionen, die Tambours schlugen fortwährend zum Sammeln und die große Glocke der Kathedrale läutete Sturm. In allen Häusern stritten sich bewaffnete Leute um die Plätze auf den Terrassen und Dächern, diejenigen, die keine Waffen hatten, sammelten Steine und machten Wasser siedend. Der Donner der Kanonen gab diesem Wirrwarr etwas Feierliches und Düsteres. Schon ist der Feind da und der Kampf beginnt an allen Ecken der Stadt. Ungeachtet des Kugelregens dringt eine kühne Volkschaar in die feindlichen Reihen ein, so daß die bourbonischen Milizen zum Rückzug gezwungen sind. Plötzlich aber ertönt, ohne daß man weiß woher, ein Ruf, der im Augenblick die Reihen der Kämpfer durchfliegt. Alles schreit „Ver-rath!“ und die Hand, die schon zum Schlage sich hob, wird gelähmt. Die bourbonischen Truppen benutzen dies und bald bricht überall der Brand aus. Die Freunde Ledeschis hatten ihn fast gegen seinen Willen in ein Haus in einem der entferntesten Stadtviertel geführt, aber die Vorsicht war vergebens. Er war von Jemandem, der an der Spitze der Regierung in Neapel stand, für eine besondere Grausamkeit außersehen und konnte daher

dem furchtbaren Verhängniß nicht entfliehen, welches ihn verfolgte. Eine handvoll Soldaten drang in das Zimmer, wo er sich inmitten seiner Familie befand, schändete seine wunderschöne, kaum fünfzehnjährige Tochter, tödtete dann sie, die Mutter und einen blinden Knaben, den sie noch halblebend auf die Spitze einer Lanze spießten, um ihn so vom Balcon der erschreckten Bevölkerung zur Warnung zu zeigen. So verlor Ledeschi im Zeitraum von fünf Minuten eine angebetete Gattin und eine Tochter, der sich Alle, die sie gekannt hatten, nur mit tiefem Bedauern erinnerten. Der einzige Sohn, der ihm geblieben war, hatte eine Wunde an der Hand und eine sehr schwere am Kopf davongetragen. Wer kann die Herzensangst einer durch ewige Finsterniß gebrochenen Seele beschreiben, deren ganzes Wesen in der Liebe zur Familie aufgegangen war? Was sollte nun aus dem armen blinden Manne werden, der zum Spielball des Schicksals geworden, und wie mußten vor seinen Augen Vorsehung und Gerechtigkeit erscheinen?

Die einzige Erholung, die ihm blieb, war die angenehme und gewohnte Gesellschaft der Freunde, und wenn er auch nach langem und herbem Schmerze in den antiken Studien wieder Erleichterung suchte, die Hoffnung auf Ruhm war dahin, und er gefiel sich nur im eigenen Leid.

Ich hatte das Glück, ihn in den letzten Jahren seines arbeitsvollen Lebens zu kennen, und es wird mir stets eine angenehme Erinnerung bleiben, vielleicht dazu beigetragen zu haben, daß seine Gedanken den Wissenschaften sich wieder zuwandten. Als der Krimkrieg ausbrach, hatte er ein instinctives Vorgefühl der großen Veränderungen, denen Italien entgegenging. „Ich hege das Vertrauen,“ jagte er oft, „daß Piemont durch das gegenwärtige Bündniß einst im Stande sein wird, Sicilien an den Brandstiftern der Städte und den Verräthern der Verfassung zu rächen.“ Und durch ein derartiges Gefühl bewegt, daß in ihm zur unerlöschlichen Ueberzeugung wurde, wandte er sich mit unglaublichem Eifer wieder den Studien zu. Seine hauptsächlichste Beschäftigung war eine sehr genaue Verbesserung seiner Elemente der Philosophie, die er im Jahre 1832 herausgegeben hatte, und die Arbeit war beinahe vollendet, als ein Nervenfieber, das die Nerzete als eine gastrische Gallenkrankheit bezeichnet, ihn in's Grab legte. Zwei Tage bevor er seinen letzten Seufzer aushauchte, sprach er zu den um ihn versammelten Freunden: „Ich habe meine Tage vollendet. Mir bleibt nun kein anderer Wunsch, als in der festen Zuversicht sterben zu können, daß meine Gebeine neben meiner Königin und meinen Kindern ruhen werden. Ich vergesse die Beleidigungen meiner Feinde und die Vernachlässigungen meiner Familie. Ich wünsche nur, daß Sicilien in Zukunft Mitleid habe mit dem Unglück und sich von der Tyrannei befreien könne, die es bedrückt.“

Mit dem Herannahen des Abends verirrte sich die letzte Thätigkeit des Lebens und Bewußtseins vollkommen, und nach zwei Tagen des schmerzlichsten Todeskampfes gab er seine Seele dem Schöpfer zurück, unter den Thränen seiner Schüler, die von den entferntesten Städten der Insel herbeigeieilt waren, um noch einmal die Stimme des verehrten Greises zu hören.

Alle Professoren der Universität gaben seinen Ueberresten das Geleit zur Ruhestätte; Mangiere sprach bei der Leichenfeier warme und erhebende Worte. Catania verlor in der Person Ledeschis einen eifrigen Bürger und die Wissenschaft einen kühnen Streiter.

Französische Kunst in Rom.

In Rom's schönster Villa, der Academia di Francia auf dem Pincio, sind augenblicklich vier große Gemälde, eine Statue und Aquarellstudien ausgestellt. Die zeitweiligen Pensionäre des Directors Bénévue, welche in Folge des prix de Rome drei Jahre in der ewigen Stadt zubringen, scheinen sich einander das Wort gegeben zu haben, die Nerven der Beschauer zu erproben. Herr Loudouze lieferte zu diesem Experimente „Den

Schwefelregen zu Sodom"; Morot eine kolossale „Medea“, die die im Begriff steht, ihre Kinder zu schlachten; Ferrier copirte einen „Heiligen Georg“, der von Schädeln, Gerippen und halbverwesten Cadavern umgeben ist. Besnard allein stellt eine friedliche „Duellnymph“ aus.

Schreiber dieser Zeilen bevorwortet, daß er Respect vor den großen Vorzügen der modernen französischen Malerei besitzt und ihre verschiedenen Phasen von jeher mit regster Theilnahme beobachtet hat. Indessen darf nicht verheimlicht werden, daß der Franzmann auf dem Gebiete der Kunst das Grauenhafte, geradezu Haarsträubende mit dem Tragischen verwechselt und nur zu oft seine stupende Begabung an unästhetische Stoffe fortwirft. Diese immer neu auftauchende Thatsache zu erörtern und mit unzähligen Beispielen zu belegen, liegt nicht im Zweck nachstehender Zeilen. Wer seit Horace Vernet bis auf Gustave Doré den Entwicklungsgang der Pariser Schule verfolgte, ist hinlänglich orientirt. Trotzdem können wir unser Staunen nicht unterdrücken, wenn die Auswüchse der gegenwärtigen Geschmacksrichtung uns so kraß entgegen treten, wie in den Sälen der Villa Medici auf dem Pincio! Und sollten diese weihvollen Räume in idealster Umgebung das künstlerische Gemüth nicht vielmehr harmonisch und versöhnlich stimmen? Wahrlich, beneidenswerth ist der Director dieses von Ludwig XIV. in's Leben gerufenen Kunstinstitutes; die sieben Jahre, während welcher er sein angenehmes Amt in der Akademie verwaltet, pflegen denn auch als die sieben fetten seiner Laufbahn bezeichnet zu werden. Jeder seiner Eleven erhält einen Ploß im Park angewiesen.

Und welch ein Park von immergrünen Bäumen, schattig und geheimnißvoll wie der „Zauberwald“, von dem Tasso singt, den Reghini und Glück in ihren Loubdichtungen verewigten und Poussin malte . . . von der Westseite seiner wallförmigen Terrassen blickt man über Roms Häuserchaos hinab . . . Michelangelos Riesenkuppel domirt das großartige Panorama, welches der Monte Merio und die Pinien der Villa Pamphili abschließen. Döstlich: tiefste Einsamkeit . . . meilenweite Wiesen, idyllische Meierhöfe der Villa Borghese . . . ganz fern am Horizonte die schön geschwungenen Linien der blaßblauen Gebirge.

Hinter der phantastischen Villa, deren Gartenfront über und über mit Basreliefs geschmückt ist, breitet sich inmitten dunkler Steinereien ein freier, weiter Platz aus; Statuen, Rosenbosquets und Springbrunnen geben ihm ein üppig heiteres Ansehen, wie dem „Liebesgarten“ des Rubens. Es ist geradezu räthselhaft, wie so hier, in diesem Eldorado, wo die Luft von Poesie gleichsam durchgeistigt, jeder Athemzug Seligkeit ist, wie so hier junge Künstler ihre schönen Mittel nicht besser verwerthen, sondern sich Jahr aus Jahr ein dem genre feroce zuwenden!

Morots „Medea“ ist übrigens an Technik und namentlich Farbe von ungewöhnlicher Wirkung. Seine spricht in seinem Pariser Ausstellungsberichte von Ary-Scheffers „todmüden“ Farben; im Vergleich zu jenen Morots würden dieselben fast grell erscheinen; das Böcklin'sche Colorit — um einen Meister der Gegenwart zu nennen — gibt annähernd einen Begriff so melancholischer und dabei so wollustvoller Nuancen. Delacroix's Medea ist in derselben Situation mit den Kindern dargestellt, doch ist ihre Profilgestalt dramatisch erregter. Minder bekannt als Letztere ist ein pompejanisches Wandgemälde, welches in verjüngtem Maßstabe, doch in erschütterndster Weise, Jasons verlassene Geliebte zeigt. Wir sehen Medea, das Schwert im Arme, zur verzweifeltsten Bluthat entschlossen, und doch spricht sich ein unüberwindliches Schaudern vor dem Kindermorde in den krampfhaft gerungenen Händen, in jeder scharfmarkirten Falte ihrer Gewandung aus. Diese wahrhaft pathetische Figur steht vereinzelt da und bildet mit dem Hintergrunde einer leicht angegebenen Säulenhalle und dem Prospect auf das Meer ein Gemälde für sich. Wiederholt ist sie auf einem größeren Frescobilde, dessen Composition viel Originalität und seines Gefühl enthält. Die beiden Kinder spielen ahnungslos unter Aufsicht des Pädagogen mit Blumen und Würfeln . . . seitwärts tritt Medea mit dem Morbeisen in das Gemach, den verhängnißvollen Augenblick in höchster Seelenqual abpassend . . .

Delacroix's Medea ist in einer Felsengrotte, wie auf der Flucht, abgebildet. Bei Morot ist keine örtliche Bestimmung angegeben; auf einem Sitze, den eine nachlässig hingeworfene Tigerhaut bedeckt, erblicken wir die finster brütende Zauberin von Kolchis; in schwarzer Schleiergewandung hebt sich die mächtige Gestalt plastisch von einem fahlgelben, vorsichtig abgetönten Hintergrunde ab; der unheimlich wilde Ton dieser Schwefelfarbe steigert den schwillen, beklemmenden Eindruck des Ganzen. Zwei süße, nackte Kinder, eins brünett, blond das andere, schmiegen sich an die Mutter; der dunkellockige Knabe ist meisterhaft . . . welche breite, flotte Farbengebung! Die Züge der Medea haben etwas Versteinertes; die fahlen Lippen sind fest aufeinander gepreßt; die herabgezogenen Mundwinkel erinnern an die stereotype tragische Maske, Melpomenes Attribut. Die Augen haben jene graue Farbe, wie man sie auf der Krim und im Orient häufig findet. Warum aber die Gelbin des alten Mythos durch die übertriebene Körperfülle eines römischen Kaisers entstellt werden mußte, bleibt mir unklar. Sollte Gram, Haß, Umherirren nicht eher verzehren, als aufschwimmen? Mögen Michelangelos Schbillen noch so imposant und gewaltig sein, nirgends werden sie durch Fleischernechtsarme entstellt. Schade, daß der junge Maler seine Mittel nicht einzuschränken verstand. Trotzdem verspricht dieses mit großem Raffinement gemalte Bild Außergewöhnliches für die Zukunft; wer so kühn und selbstständig debütirte, kann immerhin von Glück sagen.

Beim ersten Blick auf die „Salzsäule“ von Toudouze ist man geneigt zu glauben, der Künstler habe sich einen schlechten Spaß mit dem Publicum erlaubt, — doch nein! es ist ihm bitterer Ernst damit. Victor Hugo gibt uns l'Année terrible für echte Poesie; Toudouze dieses zur Parodie herausfordernde „Sodom“ für „unverfälschten Kunstgenuß“. Eine gewisse großartige Macht, imponantes Talent für Verkürzungen springt uns auch hierbei in die Augen — desto schlimmer! wie kam eine solche Geschmacksverirrung mit brillanten Dispositionen Hand in Hand gehn! Man stelle sich ein Duzend überlebensgroßer kupferfarbner Abyssinier vor, welche sich in Krämpfen auf der Erde wälzen, und als Mittelpunkt dieser Gräuel die beiden Engel (gleichfalls kolossal wie die voradamitischen Erdenbewohner!) mit Schwertern bewaffnet, welche soeben Botz berühren und in eine blendendweiße Statue, resp. Salzsäule verwandeln. Als Carton ließe man sich dergleichen möglicher Weise gefallen; in Farben ausgeführt ist es über alle Beschreibung widerwärtig. Namentlich verfolgt uns das Schreckbild der sterbenden, halbverkohnten Mutter, welche zähneknirschend die Leiche ihres Säuglings mit letzter Kraftanstrengung in beiden Händen emporhält, während Tod mit seinen beiden Töchtern das Hasenpanier ergreift.

Hebbels „Tischlermeister“ sagt zum Schlusse der „Maria Magdalena“: „Ich verstehe die Welt nicht mehr“ . . . Angesichts der Toudouze'schen Leistung möchte man ausrufen: „Ich verstehe die Kunst nicht mehr.“ Grimasse — Frage — Convulsion — wo soll dies hinaus!?

1 Kopfschüttelnd stehn wir auch vor dem „Heiligen Georg“, den Ferrier in Venedig copierte. Daß ein Meister Ende des 15. Jahrhunderts den kappadozischen Lindwurmtöbter in dieser naiv-gräulichen Weise darstellte, hat seine Berechtigung; aber daß ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, ein enfant du siècle, dieses Bild gewissenhaft nachpinelt, oder aber ein specieller Liebhaber des Monströsen es bei ihm bestellte, das will uns einigermaßen verwundern. Carpaccio's Ritter Georg sitzt gestiefelt und gepornt zu Pferde und geht mit der Lanze dem Drachen, einem geflügelten Quadrupeden, zu Leibe. Der blonde Kopf des tapfern Prinzen ist amuthig wie ein Engelskopf des Gentile Bellini, nur schaut er so phlegmatisch drein, als gelte es einen Karpfen zu angeln. Seitwärts betet die Königsstochter Uja, das erlöste Opfer des überwältigten Unthiers. Im Hintergrunde erhebt sich perspectivisch richtig, wenn schon etwas häßlich an Farben und Contouren, ein orientalisches Castell. An allem Diefen wäre nichts auszufehen. Aber der Drache legte sich auf der blumigen Wiese eine Vorrathskammer von Menschenknochen und zernagten Mädchenleibern an, welche uns nicht eben besonders freundlich anmüthen. Mich

zufrieden mit den scheußlichsten Einzelheiten, welche ich verschweige, läßt der venetianische Biederermann — um sein Werk zu krönen — Schnecken und Eidechsen und eiliches Gewürm an den Ueberbleibseln der Lindwurmahlzeit naschen.

Uebrigens traf Herr Ferrer mit vieler Gewandtheit das Colorit Carpaccios, die Durchsichtigkeit gewisser Lasuren, ebenso die Härten, welche ab und zu die Bilder jener Epoche charakterisiren. Die Copie ähnelt täuschend einem alten Gemälde.

Die reizende „Nymphe“ Besnards, welche auf einem Felsen abhang sitzt und Wasser aus einer Urne gießt, ist mehr eine Studie des Acthaales, als ein Gemälde; der nackte, knospenhafte Körper ist herrlich gemalt. Um den rechten Fuß der Schönen windet sich ein graues Schlinglein, Symbol des Durstes . . . aufstrebend wendet sich das Reptil dem Wasserstrahle zu . . . hoffentlich sticht es der aus ätherischem Stoffe Geformten nicht in die Ferse, sondern ist ein gefühlvolles Reptil, wie Salambos sentimentale Hauschlange.

Die Zeichnungen im Gobelinsaal beweisen den außerordentlichen Fleiß, das unermüdlige Studium des französischen Künstlers, — recht im Gegensatz der Italiener, welche nichts lernen mögen, was ihnen nicht angeboren ist.

Die Plastik ist in diesem Jahre schwach vertreten.

Rom, April 1876.

Günther v. Freiberg.

Aus der Hauptstadt.

„Penthesilea.“

Von Heinrich von Kleist.

Nach der Aufführung.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein“ — wie anders die „Penthesilea“ bei der Aufführung als bei der Lectüre! Die Bedenken, die sich mir während des Lesens der „Penthesilea“ in Betreff der Aufführbarkeit dieses Dramas aufdrängten, waren mehr als gerechtfertigt. Darstellung und Bearbeitung haben mir das Kleist'sche Gedicht nahezu entfremdet; und mit der Ueberzeugung, daß wir den von Kleist herbeigeführten Tagen, die seine Dichtung zur Bühnenreife zeitigen sollen, noch ferne, ferne stehen, habe ich das Schauspielhaus verlassen. Da die vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, dieses Stück zur Aufführung zu bringen, in der Dichtung selbst liegen, so wäre es unbillig, die Bearbeitung und die Darstellung in erster Linie verantwortlich zu machen für die ungünstige Aufnahme, die „Penthesilea“ gefunden hat; obgleich sich kaum in Abrede stellen läßt, daß man sich einen ernsthafteren und tüchtigeren Bearbeiter als Mosenthal und eine Darstellerin, die das Wesen der „Penthesilea“ tiefer als Fräulein Biegler erfaßt hat, denken kann.

Was Mosenthal, an dessen zweifellos bedeutende dramatische Begabung hier gar nicht erinnert zu werden braucht, dazu veranlaßt hat, sich als Bearbeiter auf dem Zettel zu nennen, ist nicht leicht zu errathen. Seine Betheiligung an der geistigen Arbeit ist verschwindend gering, fast gar nicht wahrnehmbar. Wir wollen ihn nicht darum tabeln, daß er von der sogenannten „nachhelfenden Hand“ einen möglichst discreten Gebrauch gemacht hat — einem Dichter wie Kleist das Pensum zu corrigiren, ist immer eine knifflige Sache —, aber die rein äußerlichen Manipulationen, die Mosenthal vorgenommen hat, geben, wie wir glauben, noch keine Anwartschaft auf das Recht, seinen Namen neben den von Heinrich von Kleist zu stellen.

Die Mosenthal'sche Bearbeitung liegt mir nicht vor; sie ist wohl noch nicht gedruckt worden, und es scheint kein Bedürfnis vorhanden zu sein, daß sie gedruckt werde. So viel ich bei dem raschen Lauf der Aufführung habe erfassen können, beruht dieselbe in den folgenden Punkten: Mosenthal hat das Drama, das Kleist ohne Rücksicht auf das

Theatralische in eine durch keinen Actschluß unterbrochenen Kette gefügt, in drei Acte und einige Verwandlungen getheilt, die Einheitlichkeit des Ortes, die Kleist in dem Gedanken an eine Art griechischer Bühne aufrecht erhalten hatte, zerstört und die verschiedenen wechselvollen Ereignisse des Kampfes auf dem Schlachtfelde bei Troja auch auf verschiedene Gebiete dieses Feldes verlegt. Er führt uns sogar, vielleicht bloß um dem Auge, das immer den freien Himmel vor sich sieht, eine Abwechslung darzubieten, einmal in das Zelt des Achilles. Er hat starke Striche gemacht, die Reden verschiedener griechischer Soldaten einem einzigen, „Abraht“ geheißenen, in den Mund gelegt und hat endlich einige energische Ausdrücke durch schwächlichere, unanständigere, höftheaterfähige ersetzt. Das Alles würde jeder einigermaßen gebildete Regisseur gerade so gut gemacht haben können wie Mosenthal. Rothwendig erscheinen von diesen Vornehmungen nur die Striche und die Einteilung in Acte. Man muß anerkennen, daß diese letztere sogar recht geschickt von Mosenthal vorgenommen worden ist.

Der erste Act schließt mit dem fünften Auftritt, mit dem Ausbruch der Penthesilea zum Kampf gegen die Griechen.

„Wohlan, wir kämpfen, siegen miteinander,
Wir beide oder keine, und die Lozung
Ist: Rosen für die Scheitel unsrer Helden,
Oder Cypressen für die unsrigen!“

Der zweite Act beginnt dann mit dem stimmungsvollen Bilde der Rosenflechterinnen. Der schöne Gegensatz wie er in der Dichtung wirkt, wird allerdings durch die Pause ganz aufgehoben. Den Schluß des zweiten Actes (Beginn des 19. Auftritts) bildet das Triumphgeschrei der Amazonen, das die aus der Gefangenschaft des Achill befreite Penthesilea begrüßt.

Der Actschluß ist gut aber der folgende Actanfang ist schlecht. Die Worte der Penthesilea:

„Verflucht sei dieser schändliche Triumph mir!“

mit denen dieser dritte Aufzug anhebt, haben eben nur dann einen Sinn, wenn sie sich unmittelbar an den Jubelruf der Amazonen:

„Triumph, Triumph, Triumph! Sie ist gerettet!“

anschließen. Wenn nach diesem Geschrei der Vorhang herunterrauscht und sich nach 10 Minuten wieder hebt, so weiß man kaum noch, von welchem „schändlichen Triumph“ Penthesilea spricht, und was sie zu der entsetzlichen Verfluchung veranlaßt. Aber es mag allerdings sehr schwer sein, solche Unzukömmlichkeiten zu vermeiden. Kleist hat eben offenbar nicht daran gedacht, daß ein Stück Tuch sich zwischen die Zuschauer und sein Drama drängen solle.

Weshalb aber Mosenthal innerhalb der Acte noch Verwandlungen angeordnet hat, das ist kaum zu fassen. Die Aufgabe des Bearbeiters hat man bisher gemeiniglich dahin aufgefaßt: die complicirte Arbeit des Dichters, der ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne schreibt, zu vereinfachen und mit diesen Geboten in Einklang zu bringen; niemals aber so, daß der Bearbeiter die einfache dichterische Schöpfung compliciren und bühnenschwierig machen solle. Wozu also diese Verwandlungen, die nicht nur entbehrlich, sondern zum Theil sogar vollständig widersinnig sind? Gleich im ersten Acte werden wir mit einer solchen begnadigt. Um den Auftritt der Penthesilea auch optisch würdig vorzubereiten, werden ein paar Verjährrüde, Hügel und dergleichen vorgehoben, ein paar Bäume aus dem Himmel heruntergelassen, mit einem Worte: die Scene wird verwandelt. Dies ist um so scharfsinniger, als Kleist die Nichtverwandlung so deutlich wie möglich in der Dichtung selbst bezeichnet. Ein Grieche kommt mit der Meldung:

„Penthesilea naht sich dir, Pelide! . .

Zu Fuße schreitet sie heran,

Doch ihr zur Seite stampft der Perser schon.“

Darauf versetzt Achilles:

„Wohlan! so schafft auch mir ein Roß, ihr Freunde!

Folgt, meine tapfern Myrmidonen, mir!“

und geht mit dem Gesolge ab. Gleich darauf treten die Amazonen mit Penthesilea an der Spitze von links auf. Was hier die Verwandlung bedeuten soll, verstehe ich nicht. Der Bote meldet, daß Penthesilea diesem Ort nahe, darauf verschwindet dieser Ort, und Penthesilea kommt doch.

Die Verwandlung nach dem 20. Auftritt scheint keinem andern Bedürfnis zu entsprechen als dem, der Darstellerin der Penthesilea einen oder mehrere Hervorrufe zu ermöglichen. Nach dem bestimmungslosen Ausschrei der Penthesilea zur Rahe:

„O! deinen erznen Wagen mir herab!
Daß ich den Fuß in seine Muschel setze,
Die Hügel greife, durch die Felber rolle,
Und wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken
Auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!“

fällt der Zwischenvorhang. Ich bemerke, daß in diesem Falle Mosenthal den Versuch gemacht hat, Kleist noch zu verstärken. Er verändert den letzten Vers:

„Auf dieses Griechen Scheitel schmetternd falle!“

Ich meine, es schmettert schon so genug.

Bei Kleist folgt nun die ergreifende Scene, in der Penthesilea in der Raserei sogar auf ihre treueste Freundin Prothoe den Bogen anlegt. Unter heftigen Gewitterschlägen geht sie mit dem ganzen Kriegstross ab, und es folgt nun wieder in äußerst wirksamem Gegensatz eine höchst gemüthliche und behagliche Scene zwischen Achill und Diomedes. Diese Scene hat Mosenthal in das Belt verlegt und ist dadurch gezwungen worden, unmittelbar darauf noch einmal die Scene verwandeln zu lassen. Dadurch wird der eine Aufzug noch in drei Theile zerhackt.

Die Nothwendigkeit, in der Kleist'schen Dichtung mit ihren endlosen Schilderungen zu streichen, leuchtet Jedem ein. Es hätte vielleicht noch Manches gestrichen werden können, was wir von der Bühne herab gehört haben. Aber ob gerade so gestrichen werden mußte, wie Mosenthal es von Zeit zu Zeit gethan hat, das erscheint sehr fraglich. Es sind Schönheiten durch den Rothstift getilgt worden, die unbedingt, wenn man einmal „Penthesilea“ aufführen wollte, hätten beibehalten werden müssen. Der Dichter ist oft auf das Empfindlichste getränkt und geschädigt worden. Wenn einmal der Bericht des Odysseus beibehalten wird, verlange ich und darf verlangen, daß die schönsten Verse desselben unverfälscht und unverwässert bestehen bleiben. Mosenthal läßt, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, Odysseus also berichten:

„Jetzt hebt
Ein Kampf an wie er, seit die Furien walten,
Noch nicht gekämpft ward auf der Erde Rücken.
So viel ich weiß giebt es in der Natur
Kraft bloß und ihren Widerstand. Doch hier
Zeigt ein ergrimmtter Feind von beiden sich.
Der Trojer wirft, gedrängt von Amazonen,
Sich hinter eines Griechen Schild u.“

Man wird mir zugeben, daß die Bemerkung, es gebe in der Natur bloß Kraft und ihren Widerstand, und daß sich ein ergrimmtter Feind von beiden hier zeige, in diesem Bericht ziemlich unmotivirt und gleichgültig wirkt. Wie aber jagt Kleist? Wie wundervoll ist das Bild, das er für die Penthesilea wählt, die zugleich auf die Trojer und auf die Feinde der Trojer, die Griechen, feindsich eindringt:

„So viel ich weiß giebt es in der Natur
Kraft bloß und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Gluth des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf und umgekehrt. Doch hier
Zeigt ein ergrimmtter Feind von beiden sich,
Bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß,
Ob's mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser,
Ob's mit dem Feuer himmelan soll lecken.
Der Trojer wirft, gedrängt von Amazonen,
Sich hinter eines Griechen Schild u.“

Das lautet denn doch etwas anders! — Gegen viele gewaltfame Striche läßt sich freilich vom theatralischen Standpunkte aus wenig einwenden. Daß in den einzelnen Reden Vieles fortfallen mußte, mag beklagt werden, aber wird wohl nothwendig gewesen sein. Zwei Schilderungen von Epifoden des Kampfes, die erste durch die Griechen, die die Hügel erklimmen haben, die zweite durch eines der Rosenmädchen, sind theilweise oder ganz beseitigt worden. Der letztere Bericht soll übrigens bei der ersten Vorstellung, der ich nicht beiwohnte, abgestattet worden sein, aber eine unerwünschte Heiterkeit hervorgerufen haben. Bei der zweiten

Aufführung fiel er weg und wurde nicht schmerzlich vermißt. Ganz gestrichen ist auch die Scene, in der die Amazonen die Häupter der gefangenen Griechen mit den von den Rosenmädchen gewundenen Kränzen schmücken. Auch das mag eine Nothwendigkeit sein. Aber es thut mir leid, daß dadurch einige wundervolle Schönheiten mit ausgemerzt worden sind. Ein Grieche fragt:

„Wollt ihr geschmückt mit Blumen
Gleich Opfertieren uns zur Schlachtbank führen?“

und die Amazone versetzt:

„Zum Tempel euch der Artemis! Was denkt ihr?
In ihren dunklen Eichenhain, wo eurer
Entzücken ohne Maß und Ordnung wartet.“

„Entzücken ohne Maß und Ordnung!“ Schon um dieses einen prachtvollen, edel Kleist'schen Wortes wegen bedauere ich das unarmherzige Walfen des Rothstiftes. Ganz dasselbe gilt in Betreff der Erzählung der Penthesilea über die Verstümmelung der Amazonen. Ich gebe zu, daß die Erzählung von der Bühne herab peinlich wirken könnte. Ist es aber nicht ein Jammer, daß dabei so reizende, tief poetische Verse wie die folgenden fallen müssen?

„Die ungeheure Sage wäre wahr?“

fragt Achilles, nachdem ihm Penthesilea bestätigt hat, daß sich die Amazonen, um die Kraft des Bogens zu regieren, der rechten Brust berauben.

„Und alle diese blühenden Gestalten,
Die dich umstehn, die Bierden des Geschlechts, . .
Sie sind beraubt, unmenschlich, frevelhaft?“

Penthesilea:

Haft du das nicht gewußt?

Achill:

O Königin!

Der Sitz der jungen lieblichen Gefühle,
Um eines Wahns, barbarisch —

Penthesilea:

Sei ganz ruhig!

Sie retteten in diese Linke sich,
Wo sie dem Herzen um so näher wohnen,
Du wirst mir, hoff' ich, deren Keins vermissen.“

Ueberhaupt kann man von dieser Bearbeitung — ähnlich wie jener berühmte Clavierpieler, der behauptete, wenn er fünf Concerte gäbe, könnte er von den Noten, die unter den Tisch gefallen wären, ein sechstes veranstalten — kann man von diesen Strichen sagen, daß der in den beseitigten Stellen angehäufte Reichthum an Empfindung und poetischer Kraft genügen würde, um einen Dramatiker unserer Tage für mehrere Stücke recht wohlhabend auszustatten.

Aber auch wenn man der Befugniß des Bearbeiters die weitesten Schranken zieht, zu gewissen Strichen, die er vorgenommen hat, war er nicht berechtigt. Zu den für die Charakteristik der Penthesilea wichtigsten Stellen gehört die folgende: Als der Helide heran stürmt, wird die Fürstin von ihrem Gefolge gedrängt zu entfliehen; sie weicht und wankt nicht. Die Oberprieesterin kann es nicht fassen. Weshalb bleibt sie wie angewurzelt stehen? Weshalb entflieht sie nicht,

„Da Nichts von außen sie, kein Schicksal hält,
Nichts als ihr thöricht Herz —

Das ist ihr Schicksal!“

versetzt Prothoe.

„Dir scheinen Eisenbanden unzerreißbar,
Nicht wahr? Nun sieh: sie bräche sie vielleicht,
Und das Gefühl doch nicht, das du verpötest.
Was in ihr walten mag, das weiß nur sie,
Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Räthsel!“

In diesen Worten gibt der Dichter also zu verstehen, daß er den Aufschluß über manche Unbegreiflichkeiten in dem Handeln seiner Heldin verweigert, daß ihr Walfen bestimmt wird durch eine geheimnißvolle und unerklärliche Macht. Das will man aber hören, das muß man hören!

Ich habe diese Stelle vermifst und glaube mit Bestimmtheit versichern zu dürfen, daß sie gestrichen ist. Das ist ein Eingriff in die Rechte des Dichters.

Bisweilen hat lediglich die Brüderie den tilgenden Stifft geführt. Penthesilea erzählt Achill, wie sie von ihrer sterbenden Mutter aufgefordert wird, sich den Besieger des Hector auf dem Schlachtfelde als Bräutigam zu werben.

„Sie sagte: «Geh mein süßes Kind! Mars ruft dich!
Du wirst den Peleiden dir bekränzen!
Werb' eine Mutter stolz und froh wie ich.» —
Und drückte sanft die Hand mir, und verschied.“

Der Vers: „Werb' eine Mutter stolz und froh wie ich“, ist gestrichen. Man weiß, wie Kleist den Achill enden läßt; die rasende Penthesilea zieht dem Arglosen mit ihren Hunden und Elephanten entgegen, heßt die Meute auf ihn, und stürzt sich „gleich einer Hündin Hunden beigeßelt“ über ihn.

„Penthesilea, meine Braut, was thust du,
Ist dies das Rosenfest, das du versprachst?“

fragt der sterbende Achill. Sie aber —

„Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend,
Den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust,
Sie und die Hunde Als ich erschien,
Tropf Blut von Mund und Händen ihr herab.“

Das ist entsetzlich, schauerhaft; aber wenn man die „Penthesilea“ zur Darstellung bringen will, so läßt sich hier nichts ändern. Was wird aus dieser furchtbaren Schilderung bei Mosenthal? Anstatt den „Zahn“ in seine weiße Brust zu schlagen, schlägt sie die „Arme“ um seine weiße Brust und besudelt sich in der blutigen Umarmung. Dieselben schüchternen Erwägungen mögen bei Mosenthal obgewaltet haben, um die eben so graufigen wie grandiosen Verse der Penthesilea vor der verstümmelten Leiche des Achill zur Nichtigkeit zusammenzustreichen. Penthesilea fragt: „wer ihr den Todten tödtete?“ und fährt dann bei Mosenthal ungefähr so fort:

„Wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Den will ich meiner Rache opfern!“

Ich muß Kleists Dichtung hier noch einmal anführen, um zu zeigen, wie hier der Dichter beraubt worden ist.

„Doch wer, o Prothoe, bei diesem Raube
Die offene Pforte rucklos mied, durch alle
Schneeweissen Marmorwände mir
In diesen Tempel brach; wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Daß Leben und Bewußung sich nicht streiten,
Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet,
Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe
Sich, die unsterbliche, gleich einer Meße,
Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß,
Den will ich meiner Rache opfern!“

Gegen einen solchen Strich darf man doch mit Fug und Recht den entschiedensten Protest erheben.

Um der Beteiligung Mosenthals an dem Bühnenwerke „Penthesilea“ vollkommen gerecht zu werden, muß ich noch den einen Punkt berühren: die abwiegelnden Milderungen und versuchten Abellungen des Ausdrucks. Auch in dieser Beziehung erscheint mancherlei recht überflüssig. Wenn Kleist Penthesilea auf einem „Pferde“ reiten läßt, so ist es nicht nötig, daß Mosenthal ihr ein „Ross“ zur Verfügung stellt. Sagt Kleist, die Bottschaft sei die „bdeſte“, so ist das wohl auch verständlich und des Erzakmannes, die Botchaft sei die „traurigſte“, bedarf es nicht. Spricht Kleist vom „Tropf von Weibern“, so ist nicht ersichtlich, weshalb bei Mosenthal von einem „Heer von Weibern“ die Rede ist. Vermuthlich hat Kleist auch wohl gewußt, daß das Amazonenheer aus Weibern besteht, und die poetische Lizenz, daß Penthesilea trotzdem diesen Männern gegenüber das Masculinum gebraucht, dürfte dem Dichter wohl verſtattet werden. Deswegen hätte auch wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt, wenn Penthesilea, obgleich sie zu ihren Amazonen spricht, wie bei Kleist gesagt hätte:

„Der Rache weih' ich den, der für sie steht!“

während es bei Mosenthal heißt:

„Der Rache weih' ich die, die für sie steht.“

Das erscheint doch recht überflüssig, und diese Anhäufung von F-Dauten („ich die, die für sie“) klingt außerdem höchst unangenehm. Daß Mosenthal ein paarmal, wo Kleist „verflucht“, bloß „verwünscht“, mag hingehen; aber zimperlich ist es, wenn Mosenthal die Penthesilea sich auf die Spitze des auf den Ida gewälzten Ossa ruhig „hinſtellen“ läßt, während Kleist sie sagen läßt, daß sie sich auf jenem gefährvollen Punkt „bloß stellen“ wolle, — zimperlich, wenn Mosenthal die energischen Verse Kleists:

„Und das gemammte Mordgeſchlecht mit Dolchen
In einer Nacht ward es zu Tod gekipelt!“

in die recht banalen entkräftet:

„. . . mit Dolchen
In einer Nacht ward es dem Tod geweiht!“

Der Ausbruch der Amazonen zum bräutlichen Streifzuge wird von Kleist ganz wundervoll geschildert. Er findet da wieder eines jener treffenden, dem Gewöhnlichen entnommenen Bilder, wie sie ihm in unerhörtpflichter Fülle zufließen. Die Mädchen, die sich aus demselben Bedürfnis, das bei den Römern den Raub der Sabinerinnen veranlaßte, ihre Männer holen sollen, werden als Marsbräute begrüßt:

„Beschenkt mit Waffen von der Mutter Hand,
Mit Pfeil und Dolch, und allen Gliedern fliegt,
Von em'gen Händen rings bedient,
Das erzene Gewand der Hochzeit an.
Der frohe Tag der Reise wird bestimmt,
Gedämpfter Tuben Klang erkönt, es schwingt
Die Schaar der Mädchen flüsternd sich zu Pferd,
Und still und heimlich, wie auf wollenen Sohlen,
Geh't's in der Nächte Glanz durch Thal und Wald.“

Ob dem Bearbeiter die „wollenen Sohlen“ — ein Bild für dessen Anschaulichkeit und liebenswürdige Natürlichkeit ich meine besondere Vorliebe nicht verhehlen will —, zu trivial erschienen sind? Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat er diesen Vers geändert und ich glaube so verstanden zu haben:

„Und still und heimlich, unter lei' Geflüster,
Geh't's in der Nächte Glanz z.“

Das ist, abgesehen von allem Anderen, nicht ganz sinnvoll. Kleist läßt die Mädchen leise flüstern, während sie sich zu Pferde schwingen, dann aber schweigen sie — „und still und heimlich, wie auf wollenen Sohlen“, geht's auf und davon. Bei Mosenthal sind sie still und heimlich — und flüstern! „Stodunkel war's, der Mond schien helle.“

Daß Mosenthals Arbeit nicht gelungen ist, soll ihm nicht zum besonderen Vorwurf gemacht werden. Es war von vornherein ein vergebliches Bemühen, und das Bewußtsein, für eine verlorne Sache seine besten Kräfte umsonst einzusetzen, mag ihn gelähmt haben. Ein Gleiches läßt sich auch von der Darstellung sagen.

Die Darstellerin, deren imposante Erscheinung und schönen Mittel sicherlich bei der Frage, ob „Penthesilea“ aufgeführt werden könne, entscheidend mitgesprochen haben, hat sich uns als Amazonenkönigin in einem neuen Lichte nicht gezeigt. Ihre Auffassung, soweit sich dieselbe aus den Betonungen und dem Stärkegrade, den sie ihren einzelnen Reden gibt, erkennen läßt, weicht von der unrigen bisweilen durchaus ab. So setzt sie zum Beispiel alle Kraft ein, um den Befehl zu erteilen:

„Führt aus der Schaar ihr den Gefangenen,
Dyhaon den Arkadier, herbei!“

Man muß annehmen, daß es sich um etwas ganz Ungewöhnliches handle, daß dies ein entscheidendes Moment in den Thaten der Penthesilea sei. In Wahrheit hat die Sache aber gar nichts auf sich. Penthesilea höhnt Prothoe, die kriegsunlustige, und gibt spöttisch den Befehl, Dyhaon, den sich Prothoe erworben, mit der Liebeshmachenden zusammenzubringen. Dazu bedarf es eines sehr geringen Aufwandes an Stimmmitteln. Dagegen würde man wohl begreifen, wenn die Schauspielerin die folgenden Verse mit aller Gewalt ihres mächtigen Organs losdonnerte. Wenn einmal geschrien werden soll, hier oder nie ist die

Gelegenheit dazu. Es ist eine der stärksten Hyperbeln, die Kleist gebraucht hat. Penthesilea zerhaut die Kränze, die zum hochzeitlichen Rosenfeste für sie und Achill gemunden werden; denn soeben hat sie erfahren, daß der Tag der Hochzeit für sie noch nicht angebrochen ist. — Sie schäumt auf:

„Daß der Frühling
Verdorrt, daß der Stern, auf dem wir athmen,
Gefrickt gleich dieser Rosen eine Lüge,
Und ich den ganzen Kranz der Welten so
Wie dies Geschlecht der Blumen lösen könnte!“

Energischeres, Stärkeres im Ausdruck ist wohl kaum denkbar. Die Darstellerin scheint durch die sanften Worte: „Frühling“, „Stern“, „Rosen“, „Kranz“, „Geschlecht von Blumen“ dazu verleitet worden zu sein, diesen Ausbruch der äußersten Raserei als eine elegisch bukolische Klage aufzufassen. Sie gab dem Vortrage dieser Verse einen ganz eigenthümlich wehmüthig klingenden Ton, der in den lang gezogenen Tönen der Hirtenflöte sein geeignetes Accompagnement gefunden hätte. — Ihre Erscheinung ist gewaltig; aber zur Entfaltung von zwei kleidsamen und schönen Costümen bietet die Rolle der Penthesilea beim besten Willen keine Gelegenheit dar. Die Handlung geht ununterbrochen an einem Schlachttag vor sich. Ein Ereigniß drängt das andere, und an jedem einzelnen ist Penthesilea die Hauptbetheiligte. Wir fragen uns: wann hat diese Amazone Zeit, sich umzuziehen? Im fünftem Auftritt sehen wir sie im blauen Gewande aufbrechen zum Kampf gegen Achilles. Sie trifft den, den sie sucht, sofort. Im siebenten und achten Auftritt wird uns über den Zweikampf berichtet, und im neunten erscheint sie in rother Gewandung. Es steht zwar sehr schön aus; aber es geht wirklich nicht.

Auch für die Besetzung der Rolle der Prothoe scheint das Aeußerliche der Schauspielerin mitbestimmend gewesen zu sein, denn sonst würde man dieselbe wahrscheinlich Fräulein Clara Mayer gegeben haben, die für die milde und bis in den Tod ergebene Freundin der Königin durchaus geeignet gewesen wäre. Aber man hat ohne Zweifel der Riesengestalt der Penthesilea eine ebenbürtige an die Seite stellen wollen, und das hat ja viel für sich. In der Rolle der Prothoe, nach der unsere Darstellerin gelehrt hat, muß sich übrigens ein unangenehmer Schreibfehler befinden. Prothoe hat zu sagen:

„Ich will ich nie dein Antlitz wiedersehen,
Als feig in diesem Augenblick dir eine
Verräthrin schmeichlerisch zur Seite stehn.“

Unsre Prothoe aber declamirte mit sehr scharfer Betonung:

„Ich will ich nie Dein Antlitz wiedersehen,
Als feig in diesem Augenblick dir, — mir! —
Verräthrin schmeichlerisch zur Seite stehn.“

An ein Versprechen kann man nicht gut denken, da das „dir, mir!“ mit großem Nachdruck gleichsam als eine Steigerung betont wurde. Aber richtiger wurde es dadurch natürlich nicht, und verständlicher auch nicht.

Die Vorführung des Amazonenschwarms bietet übrigens Schwierigkeiten, welche keine Regie zu überwinden im Stande ist. Der große und schwermüthige Dichter der „Penthesilea“ selbst würde ein Lächeln mit Mühe unterdrückt haben, wenn er jemals auf irgend einer Bühne seine Amazonen hätte auftreten sehen. Er würde sich überzeugt haben, daß zu einer ernsthaften kriegerischen Werwerthung der Chor der Weiber, den eine heutige Bühne zu stellen vermag, nicht geschickt ist. Nur im Ballet oder nur für die Zwecke der Parodie ist ein Amazonenheer auf unsrer Bühne denkbar. Und ist die Situation auch noch so ernst, und bringt man auch der Dichtung das empfänglichste Gemüth entgegen, — wenn man mit eigenen Augen sieht, wie Odysseus und Diomedes im wilden Schrecken vor dem weiblichen Chorpersonale dabonstürzen, so ist es vorbei mit der wahren Stimmung. Man glaubt nicht, daß diese Amazonen in Wahrheit die Lanzen mit der todbringenden Spitze gegen die Brust eines Achilles richten, man denkt vielmehr unwillkürlich an das Jagdgesolge der Lady Harriet in der „Martha“, an jene lustigen Dämchen, die mit dem Pächter Plumket ihre Kurzweil treiben und ihn mit den Lanzenspitzen kitzeln („ihn der Lanzenspitze weihen“, würde Mosenthal sagen), oder gar an den emancipirten Chorus aus Indigo: „Wir sind nicht mehr schwache Weiber! Wir sind Räuber!“ Kleist hat eben gar keine theatralischen Rücksichten genommen. Für die Darstellung der „Penthesilea“ hat ihm ein Zukunfts-

theater vorgezeichnet, etwa wie es Wagner jetzt für seine Zwecke in Weimar hergerichtet hat, und für dieses Theater würde er wohl auch aus den stärksten Jungfrauen des Landes ein Amazonenheer geworben haben. Er hat sich wegen dieser weitgehenden Forderung auch den ungnädigen Bernweis Goethes zugezogen, der an der „Penthesilea“ überhaupt keinen Geschmack finden konnte.*)

Unser „jugendlicher Held“, der sich mit dem Kleist'schen Hermann so vertraut gemacht und das realistische Menschlich-Gemüthliche in diesem Charakter so richtig erfaßt hatte, vermochte für den Achill nicht den richtigen Ton zu finden, wie mir scheint. Er nahm den Peliden viel zu schwer und zu conventionell und übersah bei der Darstellung, daß Kleist uns auch diesen Göttlichen menschlich so nahe gebracht hat. Wie Kleists Hermann nicht bloß der große und gewaltige Befreier Germaniens, sondern auch der gemüthliche Hausvater ist, der mit seinem Thüschchen allerhand Schmeicheln plaudert, so ist auch sein Achill nicht bloß der Pelide, sondern dabei auch ein verliebter Bursche, der, wenn ein schönes Weib auf ihn Eindruck macht, sich jener göttergleichen Hehrheit schnell entkleidet und recht sterblich verliebt. Kleist hat seinen Achill gezeichnet, wie Adolf Menzel seinen Christus im Tempel, wahr und begreiflich. Wie der Menzel'sche Christus und seine Umgebung nicht jene ideale Ausdruckslosigkeit, die man als den Charakter des Heiligen in der bildlichen Darstellung zu acceptiren sich gewöhnt hat, zeigen, nicht jene stolze, himmlische Hoheit, die es verschmährt, irdisch interessant und verständlich zu sein, wie es in dem Tempel, den unser großer Maler dargestellt hat, wirklich ganz jüdisch zugeht, wie wir da unter wahrhaften Pharisäern und Schriftgelehrten ein wahrhaftes gottbegnadetes Kind erblicken, das durch kluge Fragen und weise Antworten seine Umgebung in Erstaunen setzt, — so ist auch der Achill des Kleist ein wirklich menschliches Wesen, das wir vollständig begreifen können. Als solches tritt er uns vor Allem in der behaglichen Scene entgegen, die unsere Bearbeitung in das Belt des Achill verlegt hat, in der Unterhaltung zwischen Achill, Diomedes und Odysseus. Kleist, der wie kaum ein zweiter Dichter des schwungvollen Pathos mächtig ist, spricht hier die allereinfachste und gemüthlichste Sprache. Achill beginnt gleich so:

„Hör', ihu' mir den Gefallen, Diomed,
Und sag dem Sittenrichter nichts, dem grämlichen
Odysse', von dem, was ich dir anvertraue;
Mir widersteht's, es macht mir Uebelkeiten,
Wenn ich den Zug um seine Lippen sehe.“

*) Hoffmann von Fallersleben hat in seinen „Findlingen“ diesen Brief Goethes (2. Heft, Seite 179 u. f.) aus Meusebachs Sammlung mitgetheilt. Der Brief ist so interessant und bezeichnet die Stellung des vornehmen Dichtersfürsten dem zügellosen Revolutionär gegenüber so scharf, daß das Schreiben hier wiedergegeben werden mag:

Des Herren von Kleist

Hochwohlg.

Dresden.

Erw. Hochwohlgebornen

bin ich sehr dankbar

für das überjendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht, und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf das neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Breitergerüthe möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getrau ich mir, auf Bolen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Der gleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlicheren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808.

Goethe.

In diesem zwanglosen Tone geht es weiter. Unser Darsteller nahm für alle diese Reden die schwersten Accente und entwickelte da, wo lustige Ueberlegenheit am Plage gewesen wäre, eine meiner Meinung nach ungehörige Energie. Unser Achill ist ja gar nicht so böse und kann unter Umständen scherzen wie ein Abbé galant. Wie reizend begegnet er den Amazonen, die ihre Pfeile gegen ihn gerichtet haben:

„Mit euren Augen trefft ihr sicherer!
Bei den Olympischen, ich scherze nicht!
Ich fühle mich im Innersten getroffen,
Und ein Entwaffneter in jedem Sinne,
Seg' ich zu euren kleinen Füßen mich.“

St. Coremond könnte es nicht niedlicher sagen. Ja, Achill hat sogar einen Zug von recht vergnüglicher Fribolität; von Penthesilea sprechend sagt er zu Diomed:

„Auf einen Mond bloß will ich ihr
In dem, was sie begehrt, zu Willen sein;
Auf einen oder zwei, mehr nicht. Das wird
Euch ja den alten, meerzerfressnen Isthmus
Nicht gleich zusammen stützen!“

Und wie Achill, so auch Penthesilea. Die gewaltige Amazone ruft in ihrer Verzweiflung gerade wie das erste beste verliebte Mädchen aus:

„Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt!“

Wenn Julian Schmidt das einfach komisch findet und als den „Mißbrauch eines Lustspiel-Motivs zu einem tragischen Effect“ bezeichnet, so ist das eine Ansicht wie jede andere, — eine Ansicht, die sich hören läßt, ohne daß man sie zu theilen braucht. Aber Julian Schmidt hätte wenigstens richtig citiren sollen. Es heißt nicht bei Kleist, wie er schreibt:

„Lieber gräßlich verwejen als ein Weib sein, das nicht reizt.“

Solche Verse hat Kleist nie geschrieben.

Auch Prothoe ist ein echtes Menschenkind, das so einfach spricht, wie es wahr und tief empfindet. Wie rührend spricht sie mit Penthesilea, als sie die mit Staub und Blut bedeckte Königin aus der sprachlosen Erstarrung in das süßende Leben zurückrufen will:

„Ach wie man dir dein Handwerk ansieht, Liebe!
Nun freilich, Siegen geht so rein nicht ab,
Und jede Werkstatt kleidet ihren Meister . . .
Du hast es dir recht sauer werden lassen!“

Das eben ist ja das Freundliche dieser großen Kleist'schen Helden, daß sie wie die Niesentochter von den Bergen zu uns Kleinen herniedersteigen.

Kleist hat von seinem Reichthum an schönen Bildern in der Penthesilea einen geradezu verschwenderischen Gebrauch gemacht. Einige mögen als geschmacklos oder richtiger als unserm Geschmack zuwider verworfen werden, aber die meisten sind doch von einem ganz unbeschreiblichen Zauber.

„Mir diesen Busen zu zerstückeln, Prothoe!“

ruft Penthesilea aus, als Achill sie verwundet hat.

„— Ist's nicht, als ob ich eine Leiter zürnend
Bertreten wollte, weil sie still für sich
Im Zug des Nachtwinds meinen Namen flüstert?“

Ein andermal sagt die Königin:

„O laß mich, Prothoe! O laß dies Herz
Zwei Augenblicke in diesem Strom der Lust
Wie ein besudelt Kind sich untertauchen;
Mit jedem Schlag in seine äpp'gen Wellen
Wäscht sich ein Mal mir vom Busen weg.“

Als Penthesilea die blutende Stirn des todten Achill betrachtet, die schrecklichen Wunden, die die Zähne der Doggen geschlagen haben, ruft sie aus:

„O diese blut'gen Rosen!
Ach dieser Kranz von Wunden um sein Haupt!
Ach wie die Knospen, frischen Grabduft streuend,
Zum Fest für die Gewürme niedergehn!“

Kleist findet Ausdrücke von oft wahrhaft biblischer Einfachheit, Größe und Gewalt. Wie schön ist die Ansprache der Penthesilea an Achill:

„Nun denn, so grüß ich dich mit diesem Kuß,
Unbändigster der Menschen, mein!“

„Seht“, ruft einer der Griechen aus, auf Penthesilea deutend, die auf ihrem Schreden in wildem Mitleid den Peliden verfolgt,

Seht, wie sie mit den Schenkeln,
Des Tigers Leib inbrünstiglich umarmt!

Wie sie, bis auf die Mäh'n herab gebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt.“

Unter diesen theils anmuthigen und lieblichen, theils großartigen und gewaltigen Bildern könnte man allerdings, wie ich schon sagte, auch einige anführen, die „Maß und Ordnung“ gänzlich vermischen lassen. Die Nagerien der Penthesilea gehen oft an die äußerste Grenze des Möglichen, sie mögen bisweilen sogar darüber hinausgehen. Aber wie raß diese Amazone auch! Kleist gehört eben nicht zu den Dichtern, die das Meißteste scheuen, und er hat doch dabei wie alle großen Dichter die wirkliche Naivetät. Wir nüchternen Kleinen — wir mögen die Lippen zu einem spöttischen Lächeln kräuseln, wenn Penthesilea, als sie dem zerfleischten Achill gegenüber steht, für ihre kannibalische Lust die tröstende Erklärung findet: sie habe ihn so geliebt, daß sie ihn vor Liebe aufgeessen.

„Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt,
Sagt wohl das Wort: sie lieb ihn, o so sehr,
Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte;
Und hinterher das Wort beprüft die Närrin!
Gesättigt sein zum Ekel ist sie schon.
Nun, du Geliebter, so verfuhr ich nicht.
Sieh her: als ich an deinem Hals hing,
Hab ich's wahrhaftig Wort für Wort gethan;
Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien.“

Darüber zu spötteln und zu lächeln — es ist vermüncht leicht! Die Lächerlichkeit ist ja immer die nächste Nachbarin des Erhabenen. Aber man kann sich doch auch vorstellen, daß es Leute gibt, denen es Freude macht, willenlos sich ganz dem Dichter anzuvertrauen, ihm überallhin zu folgen, auch dahin, wo sie sich fremd und unheimlich fühlen, selbst dahin, wo sie sich bewußt sind, daß sie sich mit ihrem Führer verirrt haben, — daß es Leute gibt, die dennoch nicht umkehren und lieber auf unwegsamem Pfaden umherirren mit ihm, als die breite Straße für harmlose Fußgänger aufsuchen, auf der sie sich nach Herzenslust langweilen können — allein.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Rücktritt Delbrücks ist vierzehn Tage alt, aber der Streit über die inneren und äußeren Motive, die ihn herbeigeführt, wird noch lange währen, vielleicht erst in etwa fünfzig Jahren durch die Herausgabe irgend eines Tagebuchs seinen zuverlässigen Abschluß erhalten. Diejenigen inzwischen, die sich am meisten skeptisch von wegen der ominösen Gesundheitsrückichten verhielten, würden in ähnlichen Verhältnissen, wenn ihnen eine mit Ehren und Würden begleitete Muße gegönnt wäre, nicht eine Zeile mehr schreiben, sondern sich auf und davon machen, die Leute aber reden und sich über den trübsamen Abschied die Köpfe zerbrechen lassen. Herr Delbrück wird in seiner schlichten Art auf den Pariser Boulevards promeniren und sich Morgens freuen, wenn statt der Actenstücke und geschäftlicher Conferenzen freundliche Einladungen zu einer Abendgesellschaft oder zu einem Ausfluge in die frühlingfrische Umgegend auf ihn warten. Auch wird er endlich einmal wieder ein Buch lesen können, was ihm seit vielen Jahren nicht vergönnt war. Ob ihn die moderne Romanliteratur fesseln dürfte, ist Angesichts der langen Entwöhnung allerdings fraglich. Aber einige neuere gebiegene Producte des literarischen Marktes wird er

sich jetzt nicht mehr entgegen lassen. Da bietet sich, um ein Beispiel anzuführen, der vor kurzem in vierter, reichlich vermehrter Auflage bei Muquardt in Brüssel erschienene historische und politische Essay des hiesigen belgischen Gesandten, Baron Rothomb, dar. Es ist ein zuverlässiges Werk, aus dem gelernt werden kann, wie unpolitischer Eigensinn eines Thrones verlustig geht. Die Mächte hätten die vereinten Niederlande als Bollwerk gegen Frankreich gern erhalten. Selbst Palmerston, der später Belgien warm protegirte, aber einer Erfahrung von mehr als fünfundsanzig Jahren bedurfte, um an die Lebensfähigkeit des jungen vielfach bedrohten Staates zu glauben, sah die September-Revolution zuerst ungern. Die Belgier erwiesen sich indessen conservativ, gemäßigt, und sie wurden nach und nach von den europaischen Höfen, selbst von dem schwierigen Kaiser Nicolaus, in Gnaden aufgenommen. Wäre es nach einigen radicalen Hitzköpfen gegangen, hätte Belgien kaum drei Jahre existirt. Dem Könige von Holland waren ohnehin in der ersten Zeit seitens der Cabinette Bedingungen geboten, die, wenn er sie annahm, dem neuen belgischen Staatswesen die Lebensadern unterbunden hätten. Aber der König aus dem Hause Oranien war hochmüthig, verstockt und schlecht informirt. Man muß in Rothombs interessantem Buche nachlesen, wie er alle Chancen vernachlässigte, ein sibyllinisches Buch nach dem andern verbrennen ließ und endlich die letzte Hoffnung, das verlorene Land wiederzugewinnen, für immer aufgeben mußte. Die Dectüre wäre jetzt auch namentlich empfehlenswerth für den Sultan, der schon Fehler über Fehler gemacht hat und, wenn er so fortfährt, die drohende Katastrophe nur beschleunigen würde. Seine eigenen Unterthanen werden an ihm irre und mit den Vasallenstaaten steht er so schlecht wie möglich. Diese verdienen freilich die Sympathien, welche man ihnen hier und dort entgegenbringt, herzlich wenig. Das erfährt man wieder aus einem anderen jetzt vielgenannten Buche, der türkischen Reise Karl Brauns, die sich in dem ersten vorliegenden Bande in Serbien und Rumänien bewegt und in ihren Wahrnehmungen keine sonderlichen Ausichten auf die halbigen Fortschritte dieser Völkerschaften erwecken kann. Der Reisende erblickte sogar Bucharest noch am Scheidewege zwischen westeuropaischer Arbeit und Wohlthat oder orientalischem Nichtsthun und Elend. Braun erzählt, wie immer, lebhaft, amüsant und doch instructiv. Auch über Serbien wird dem Leser ein Licht aufgesteckt. Ein Rumäne erzählte, wenn sich die vorzugsweise schweinezüchtenden Serben begegnen, so grüßen sie sich mit den Worten: Gute Eidehül! was soviel wie anderwärts: Guten Tag! bedeute. Doch wird die Anekdoten nicht verbürgt. Soviel scheint sicher, daß sich die Serben, Rumänen und Montenegriner unter einander fast noch gründlicher als sonst Türken und Slaven hassen. Was aus diesen Völkerschaften werden soll, wenn die Moslems einmal wirklich Bankrott machen und vor ihren Gläubigern nach Asien fliehen, wissen die Götter. Zu verwundern ist übrigens, daß man Delbrücks Demission, für deren Gründe soviel krauses Zeug vorgeführt wurde, nicht auch mit der orientalischen Krisis in Verbindung gebracht hat. Wollte man doch schon die angeblich drohenden Wolken am politischen Horizont für die Reichsbahnen verwertzen, die dessen nicht bedurften. Und so möchte Niemand dafür einstehen, daß der Präsident des Kanzleramtes nicht vor der Verantwortlichkeit, welche die Lösung der auf der Balkanhalbinsel schwebenden Probleme auferlegen konnte, zurückgeschreckt ist. Wer etwa glauben sollte, daß sein Ressort damit nichts zu thun hat, möge sich nur an kundige Journalisten wenden; sie werden den Zusammenhang schon zu entdecken wissen.

* * *

Theaternotizen. Die Meininger haben wie in den vergangenen Jahren auch heuer mit dem ersten Mai ihre Berliner Frühjahrs-campagne eröffnet — diesmal mit „Räthchen von Heilbronn“. Wir kommen auf die Aufführung zurück. Vorläufig wollen wir nur constatiren, daß dieselbe nicht bloß durch die künstlerische und echte Ausstattung, sondern auch literarisch durch die Wiederherstellung einiger Scenen, die von allen Bühnenbearbeitern des Kleist'schen Mitterschauspiels gestrichen worden sind, und des alten Kleist'schen Schlußes interessant war und einen bedeutenden Erfolg erzielte. — Seit Ostern dieses Jahres ist Berlin um ein Theater bereichert worden, oder richtiger gesagt: es ist durch die Eröffnung eines schönen neuen, geschmackvollen Saales den Bewohnern der Mitte der Stadt die bequeme Gelegenheit geboten worden, die besten Schauspieler des Wallnertheaters und des Woltersdorfertheaters zu sehen, ohne deswegen verreisen zu brauchen. Das „Thalia-theater am Stadtpark“, wie der officielle Titel heißt, besitzt kein eigenes Personal.

Das Repertoire besteht aus einactigen Poffen und Operetten, zu deren Repräsentation die beliebtesten Künstler der beiden eben genannten Theater, die Selmerding, Formes, Engels, Fräulein Wegener, die Herren Thomas, Adolff, Fräulein Preuß u. recutirt werden. Die eigentliche Saison für dieses Theater ist noch nicht gekommen; sie wird erst beginnen mit den heißen Tagen, während deren die anderen Theater eine erschreckende Leere aufzuweisen pflegen. Denn dieser Saal ist ein Bestandtheil jenes schönen, von Herrn Geber in's Leben gerufenen Etablissements „Stadtpark“, das bestimmt ist, den Berlinern während der heißen Jahreszeit in der Mitte der Stadt ein Fleckchen zu bieten, auf dem sie vom Wagengerassel und Staube möglichst wenig gestört werden und sich mit einiger Phantasie eine Art von Idylle erträumen können. Das neue Theater wird die Anziehungskraft des „Stadtparks“ ohne Zweifel wesentlich erhöhen. Man findet nur, wenn man den Stimmen im Publicum glauben darf, daß die Preise etwas zu hoch gegriffen sind. Die Zeiten sind eben schlecht und die meisten Theater haben sich veranlaßt gesehen, die in den Tagen des „wirthschaftlichen Aufschwungs“ hochgeschraubten Preise wieder herabzusetzen. Das Schauspielhaus, das schon im vorigen Jahre mit den classischen Vorstellungen den Anfang gemacht hatte, ist jetzt noch einen Schritt weiter gegangen und hat vom ersten Mai an für alle Stücke ohne Unterschied eine Ermäßigung der Preise eintreten lassen; ebenso verschiedene Privatbühnen, namentlich das Wallnertheater. — Am Stadttheater gastirt der lustige Herr Tewele vom Wiener Stadttheater mit volstem Glück. Sein flotter burlesker Humor, seine übermüthige Laune haben ihm schnell die Sympathien unseres Publicums erworben. Gleichzeitig gastirt als Salon-dame Frau von Racoviza an derselben Bühne. — Der große Erfolg, den „Arria und Messalina“ von Adolff Wilbrandt am Residenztheater hat, veranlaßt die Direction, für die scheidende Charlotte Wolter eine andere Vertreterin der Titelrolle zu suchen. Fräulein Pauline Ulrich vom Dresdener Hoftheater hat das Wagestück unternommen, nach der Wolter diese Rolle zu übernehmen. Ihr Muth ist belohnt worden; die bedeutende Künstlerin hat in dieser Rolle große Triumphe gefeiert. — In Wien hat Herr Aloys Wohlmutz, ein junger Künstler, von dessen großem Talente wir uns zu überzeugen früher selbst die Gelegenheit gehabt haben, unter reger Theiligung des Publicums und unter lebhafter Anerkennung der Presse einen sogenannten „Declamationsabend“ veranstaltet. Selbst der schärfste der Wiener Kritiker, Ludwig Speidel, ist des Lobes voll und stellt in der „Neuen freien Presse“ dem jugendlichen Schauspieler das allergünstigste Zeugniß aus.

* * *

Der eben erschienene 12. Band von Gutzows Werken (Jena, Costenoble) enthält neben mehreren größeren Aufsätzen (Bönes Leben, Ueber Goethe u.) einen Dialog über Theater-schulen, aus dem Jahre 1844 stammend, der jetzt von doppeltem Interesse ist. Ein Enthusiast und ein Gegner der Idee entwickeln dialectisch ihre Standpunkte. Alles was für und gegen die Idee gesagt werden kann, ist hier veretut und getwint durch die Charaktere der beiden Sprecher an Interesse. Die Streitenden einigen sich endlich, um die Bedeutung der Improvisation für den werdenden Mimen festzustellen. „Was ist die große Kunst des Mimen? Heraustrreten, sich an die Lampen stellen und sagen: Ich! Ob das Ich nun Hamlet oder Richard III. . . ist, er muß sagen: „„Ich, da bin ich!““ Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie, als wenn er sie eben erst selbst erfände, eben erst selbst erlebte.“ Auf diese unbefreitbare Wahrheit, die unsern heutigen Schauspielern so selten vorschwebt, baut Freihart — so heißt der ursprüngliche Gegner der Idee — sein System auf.

Der Lehrer erzählt irgend eine Situation mit verschiedenen Pointen, die nur mimisch dargestellt werden können, und läßt sie zuerst einfach nachzählen. Dann setzt er sie in Scene und läßt sie abwechselnd von Dem und von Jenem spielen. Da die Schüler die Worte selbst erfinden müssen, ebenso die Mimik, so wird Alles natürlich erscheinen. „Jetzt“, fährt Freihart fort, „ziehe ich aus der Tasche ein Packet Rollen. Diejelbe Geschichte ist — ja schon ein altes Lustspiel.“ Der Gedanke ist der Weiterentwicklung werth.

I n s e r a t e.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erschien:

Aus und über Amerika.

Thatsachen und Erlebnisse

von

Friedrich Kayp.

2 Bände. — 50 Bogen.

Elegante Ausstattung. — Preis 15 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und guten
Leihbibliotheken:**Schuster Lange.**
Störungen. — Ein kleines Bild.

Gesammelte Novellen

von

Ernst Wichert.

2 Bde. 8. eleg. broch. Preis nur 4 M. 50 S.

Durch und durch vom sittlichen Geiste getragen,
erwecken diese durch eine wahrhaft prächtige Cha-
rakterzeichnung und geschickte Veranlagung sich
auszeichnenden Novellen des rühmlichst bekannten
Dichters jedem Leser das höchste Interesse.Der Preis ist ein äußerst billiger, um den
Privatkreisen die Anschaffung zu erleichtern.Soeben erschien in Denicke's Verlag
(Georg Reinke) Berlin und ist
in allen Buchhandlungen
Deutschlands à
4,50 M. zu
haben:**Die Päpstin**

von Siegmey.

Tragi-
komisches
Eposmit 80
drahtischen
Bildern

illustrirt von

Guthknecht.

Herrn Adolf Glasbrenner gewidmet.

Das „Neue Wiener Tageblatt“ v. 6. April
1876 bespricht die allseitig mit Beifall aufgenom-
mene Novität mit folgenden Worten:„Die Päpstin von Siegmey, illustrirt
von Guthknecht, ist ein Buch voll lusti-
ger Schaurren in prachtvoller Ausstat-
tung; der Umschlag allein ist schon sehens-
werth. Die Zeichnungen sind ebenso hu-
moristisch gedacht als ausgeführt, über-
haupt ist in solcher Gestalt noch kein
Buch auf dem Felde der Jokosen Literatur
in Deutschland erschienen, — es ist eine
wahre Musterausgabe! — Dem Inhalt
nach ist das Buch nicht minder vortref-
lich eine sene gende Satyre auf die Pfaffen-
schaft. Man kann dem Autor kein grösseres
Compliment machen, als indem man
sagt: „Die Päpstin“ könnte frischweg Wil-
helm Busch als sein Product reklamiren.“

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die

Violine

von Edm. Singer.

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt
hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das
in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der
linken Hand fördert, und zugleich sich dem An-
fänger, wie dem fertigen Spieler als
nützlich erweist.“

Edition, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unter dem Halbmonde.Ein Bild des ottomanischen Reiches und
seiner Völker.Nach eigener Anschauung und Erfahrung gezeichnet
von

Amand Freih. v. Schweizer-Lerdjensfeld.

gr. 8. in einem eleg. illustr. Umschlag broch.

Preis 4 M. 50 S.

Verfasser gibt in lebenswahrer Schilderung,
die aus eigener, langjähriger Anschauung und
Erfahrung geschöpft sind, ein Bild der in allen
Grundfesten tief erschütterten Türkei.Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:**Neue Essays**

(LETTERS AND SOCIAL AIMS)

von

R. W. Emerson.

Autorisirte Uebersetzung.

Mit einer Einleitung

von

Julian Schmidt.

368 Seiten. 16. Preis: 6 M.

Inhalt:

Poesie und Imagination (Poesie; Imagination;
Wahrhaftigkeit; Schöpfungskraft; Melodie; Reime
und Form; Warden und Troubadours; Moral;
Ueberflüssigkeit). — Geisteswissenschaftliche Ziele. —
Berechnung. — Hilfsmittel. — Das Romische.
— Citate und Originalität. — Kulturfortschritt.
— Persönliche Poesie. — Inspiration. — Größe.
— Unsterblichkeit.

Verlag v. Aug. Berth. Auerbach in Stuttgart.

Verlag der Stührschen Buchhandlung, Berlin, Unter den Linden 61.

Die Deutsche Reichsbahn.

Von Weizmann, Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 M. 20 S.

BAD HOMBURG $\frac{1}{2}$ Stunde von Frankfurt am Main.Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten,
welche durch die gestörten Funktionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch
die chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei
der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-
Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste.
Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards.
Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmen-
haus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt
für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, $\frac{1}{2}$ Stunde von Frankfurt
a. M. zu angenehmer Villegiatur. Skating Rink (Sommerschlittschuhbahn).**Bad Reinerz**

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnens-, Molken- & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuber-
kulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht
u. s. w., sowie der hysterischen und Frauen-Krankheiten, welche daraus entstehen, Folgen-
zustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und
allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutio-
nelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als
angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Postenstraße 92.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro Spaltenzeile 40 Pf.

Inhalt: Delbrücks Rücktritt. Von Politicus. — Die amerikanische Säcularfeier. Von Ludwig Hamburger. — Literatur und Kunst: Das Stoffgebiet der Musik. Von M. Carriere. — Die Orthographie und D. Sanders. Von F. Mähly. — Bismard-Literatur. Von Karl Braun. V, VI. — Louis Agassiz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Meiningen. „Räthchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Die sieben Todsünden. Dichtung von Hammerling. Musik von Adalbert Goldschmidt. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Delbrücks Rücktritt.

Seit der Errichtung des deutschen Reichs ist wohl kein Tag vergangen, an welchem nicht die Frage aufgeworfen und erörtert wurde: was wird ohne Bismarck werden? Wir sind neulich darüber belehrt worden, daß es Männern von selbstständigen, unabhängigen Ansichten nicht zieme, bei einer derartigen Frage und ihrer Erörterung länger zu verweilen. Der, welcher sothanan Verweis aussprach, würde zweifelsohne damit Recht haben, wenn jene Frage etwa in dem Sinne aufgeworfen würde, daß damit Bestand und Gedeihen des deutschen Reiches von dem Verbleiben seines ersten und bis jetzt einzigen Kanzlers im Amte unbedingt abhängig gemacht werden. In solchen Hyperbeln sprechen würde Zeichen eines kleinmüthigen, ja widerwärtigen Sinnes sein, wie er einem deutschen Manne unserer Tage nimmer zieme.

Das deutsche Reich ist nicht eine zweifelhafte „Gründung“, deren Schicksal auf die zwei Augen eines in kühnen Wagnissen vom Glücke stets begünstigten Geschäftsleiters gestellt ist, so daß mit seinem Scheiden ihr Niedergang und Zusammenkrachen unabwendbar wird, weil sich kein Zweiter findet, der aus dem Wirrsal zahlreich in Angriff genommener Pläne, über deren Ergänzung durch eben erst aufdämmende Ideen ihm kein Ausschluß wird, sich zu einer klaren Geschäftsübersicht und zu einer sicheren Beherrschung der Verhältnisse hindurchzuarbeiten vermag. Das deutsche Reich, so wie es heute sich darstellt, ist das Ergebnis einer von Geschlecht zu Geschlecht mit immer besserem Verständniß der dabei waltenden Kräfte fortgesetzten Arbeit; es ist langer Mühen endlicher Lohn und nicht eine Gabe des Glückes, die ein Glückling desselben mit kühner Hand zu erraffen sich getraute. Die Saat ward reif; Dank, großen Dank schuldet das deutsche Volk denen, welche, einen sonnenhellen Tag zu ihrer Sicherung im Anzuge ahnend, die Sichel in Bereitschaft hielten, um die Garben zu schneiden. Den richtigen Zeitpunkt und, wenn man den Erfolg zum Maßstab nimmt, auch die richtigen Mittel zur Nutzung desselben gewählt zu haben, ist des Fürsten Bismarck unsterbliches Verdienst um die nationalen Erfolge des letzten Jahrzehnts. Wir und viele Millionen mit uns halten diese Erfolge, wie groß, ja über Erwarten groß sie auch sind, heute noch nicht für gesichert in dem Sinne, daß das deutsche Reich nun Männern der Routine, wie sie eine hochgebildete, an Berufstreue unübertroffene Bureaucratie aus ihrem Schoße erzeugt, zur weiteren Leitung überlassen werden könnte.

Kein Zweifel besteht daran, daß das deutsche Reich von

einem Uebergang seiner Leitung in andere Hände irgend welchen erheblichen, seinen Bestand in Frage stellenden Schaden nicht erleiden würde; eine Hemmung aber, eine vielleicht lang andauernde Unsicherheit der Richtung, die unter der neuen Leitung einzuschlagen wäre, erscheint als die nothwendige Folge eines Personenwechsels in dem höchsten Reichsamte. Früher oder später wird diese Eventualität eintreten; daß sie im Voraus schon zu ernstern Ermägungen Anlaß gibt, kann gewiß nicht zu dem Vorwurf der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit Anlaß geben, wird doch heute, wo der zweithöchste Beamte des Reiches, der Präsident des Reichskanzleramts Staatsminister Delbrück, auf sein wiederholtes Andringen vom Kaiser seines Amtes enthoben worden ist, in der Presse vielfach die Frage laut: „Was wird ohne Delbrück werden?“ Man kann keine deutsche Zeitung in die Hand nehmen, ohne Betrachtungen über den Rücktritt Delbrücks zu begegnen; ja selbst die ausländischen Blätter widmen diesem Ereigniß die eingehendsten Artikel. Und doch ist Delbrück nur „die rechte Hand Bismarcks“, freilich arbeitend mit sechs Ministerkraft, wie von zuständiger Seite aus bezeugt wurde!

Niemand erblickt in den zum Theil recht besorgten Gedanken, die sich in den Organen der öffentlichen Meinung über das, was nun werden mag, kundgeben, irgend welche Entäußerung der Manneswürde; vielmehr wird umgekehrt Denjenigen, die ihr Bedauern über das Ausscheiden einer so vorzüglichen Arbeitskraft aus dem Reichsdienste in etwas kühlen Worten äußern, dies als eine Speculation auf die Begünstigung ihrer besonderen Forderungen durch das „neue Regime“, welches sie im Anzuge wännen, tadelnd verwiesen. Weitaus überwiegend ist die Zahl Derer, die mit Sorge in Delbrück einen Mann aus dem Reichsdienste scheiden sehen, der, ein Phänomen in seiner Arbeitskraft, nicht bloß in der Bewältigung einer Last technischer Geschäfte dem Reichskanzler helfend zur Seite stand — hier wird durch eine Theilung der Arbeit sich noch am leichtesten Ersatz schaffen lassen —, sondern der gleichzeitig auch allen durch seine Hand gehenden Sachen den Stempel seines Geistes aufdrückte und dadurch die Reichsverwaltung und Reichsgesetzgebung, soweit sie zu seinem Ressort gehörten, einheitlich gestaltete. Ob es möglich sein wird, Anordnungen zu treffen, welche diese Einheit der Handlung auch bei Zerlegung des Ressorts, dem bisher Staatsminister Delbrück vorstand, sichern, ist fraglich.

Wer auch immer Delbrücks Nachfolger als Präsident des Reichskanzleramts werden mag, so wie er hat Keiner die Fäden in der Hand. Der Nachfolger tritt in Verhältnisse ein, die ihm fremd sind; für Delbrück waren sie nur die mit ihm ge-

wachsenden Verkörperungen seiner eigenen Gedanken und Entwürfe. Man kann es schon glauben, daß die mit dem Anschwellen der Geschäfte sich allmählich einstellende Ueberzeugung von der baldigen Unmöglichkeit ihrer Bewältigung durch die einzige eigene Arbeitskraft, daß der längere Zeit hindurch unter höchster geistiger Anspannung fortgesetzte Versuch, ihr Herr und Meister zu bleiben, daß die Abneigung gegen Abzweigungen von seinem Ressort, weil in der Zustimmung zu solchen das Zugeständniß der eigenen Unzulänglichkeit zu liegen schien, Delbrücks Zustand angegriffen und eine hochgradige Nervosität bei ihm erzeugt haben. Wem fort und fort durch die Verhältnisse und die Menschen Zweifel aufgedrängt werden, ob er sich doch nicht zuviel zumuthe, wenn er seinen Pflichtenkreis ohne Einengung oder Zerlegung zu erfüllen strebe, der wird, falls ihm sonst eine solche Wahl frei steht, bei einigem Selbstbewußtsein schließlich in freier Muße ein ganzer Mann zu sein vorziehen, als, im Amte verbleibend, täglich durch an sich unbedeutende Dinge an die Abnahme seiner Kräfte erinnert zu werden. Staatsminister Delbrück braucht darum, weil er nicht mehr ein Reichsamt bekleidet, dem Reiche seine kostbaren Erfahrungen nicht verloren gehen zu lassen. Er hat nur den Wunsch auszusprechen nöthig und eine große Anzahl von Wahlkreisen wird es sich zur Ehre schätzen, ihn zu ihrem Vertreter im Reichstag zu wählen. Oder, wenn er mehr Werth darauf legt, vom Kaiser ein Zeichen des ungeminderten Vertrauens zu empfangen, ist ihm sein Platz unter den Bevollmächtigten Preußens zum Bundesrathe, dem er so oft präsidirt hat, ebenso sicher.

Wir forschen nicht wie ein Untersuchungsrichter nach Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Reichskanzler und dem Präsidenten des Reichskanzleramts als Gründen für den Rücktritt des Letzteren. Gewiß haben solche Differenzen in mehr als einem Punkte bestanden; ebenso gewiß aber ist es, daß durch bloße Vermuthungen darüber, wo nun diese Punkte etwa zu suchen sind, kein erheblicher Nutzen für die Aufklärung irgend einer politischen Frage erzielt wird. Vor Allem wird darnach geforscht, wie Delbrück über das Reichseisenbahnproject gedacht hat, kurz vor dessen erster Berathung im Abgeordnetenhause sein Rücktritt erfolgte. Nach den volkswirtschaftlichen Anschauungen Delbrücks ist anzunehmen, daß er nicht zu den Bewunderern gehört, daß er jedoch auch kein principieller Gegner der Uebertragung des preussischen Staatsbesizes an Eisenbahnen auf das Reich ist und die politische Bedeutung einer einheitlichen Organisation des Eisenbahnwesens im Reiche ganz so wie Fürst Bismarck beurtheilt. Aus den Verhandlungen her, welche Delbrück zu verschiedenen Zeiten mit deutschen Regierungen geführt hat, rühmt man die meisterhafte Gabe der Darstellung, die er zu entfalten versteht, wenn es gilt, durch die Hervorhebung sachlicher Gründe einen Gegner zu seinem eigenen Standpunkte herüberzuziehen und für Vorschläge zu gewinnen, die Jener zuerst hartnäckig zurückwies. Fürst Bismarck wird daher bei den bevorstehenden Verhandlungen mit den deutschen Regierungen über das Reichseisenbahnproject, und was damit zusammenhängt, die Mitwirkung Delbrücks sehr vermiffen.

Weit allgemeiner ist das Bedauern, daß diese erste europäische Autorität auf dem Gebiete der Handelsverträge gerade kurz vor dem Beginn der Verhandlungen über die Erneuerung einiger der für das deutsche Reich wichtigsten Verträge sich aus dem Amte zurückzieht. Es steht zu besorgen, daß die Traditionen, die Delbrück im Reichskanzleramte hinterläßt, nach Oben hin keine so maßgebende Bedeutung mehr sich zu verschaffen vermögen. Delbrücks Nachfolger vermag in dieser, wie in allen anderen Fragen keine selbstständige Stellung einzunehmen; Fürst Bismarck wird ihm nicht, wie er dies in Bezug auf Delbrück that, bezeugen, „daß er oft in Dingen, die dieser besser verstand, seiner besseren Einsicht nachzugeben in der Lage gewesen sei“. Hier klafft eine Lücke, durch welche allerlei wunderliche Projecte jetzt offen ihren Flug nehmen werden, die, solange Delbrücks heller Verstand im Reichskanzleramte leuchtete, wie

Fledermäuse nur zur Dämmerstunde dem Ohr des Fürsten Bismarck zu nahen sich getrauten. Der Jubel, mit welchem das anerkannte Organ unserer Schutzöllner Delbrücks Rücktritt begrüßt — es spricht schon von der Beseitigung des „Doppelalp Delbrück-Camphausen“, welche die deutsche Industrie wieder frei werde aufathmen lassen — kennzeichnet zur Genüge die Erwartungen, welche man in gewissen Kreisen an die Entfernung der autoritativen Stimme Delbrücks aus dem Cabinet des Reichskanzlers knüpft.

Fürst Bismarck soll einmal Delbrück „unseren Gneisenau der Friedenspolitik“ genannt haben; jedenfalls war der Sinn der Worte der nämliche und die Bedeutung Delbrücks damit treffend gezeichnet. Gerade für einen Staatsmann von so hochgepanntem Gedankenfluge und so kühnem Vertrauen zu seinem Glück, wie es Fürst Bismarck ist, war ein so fein berechnender, so klug alle Chancen abwägender und so unterschieden allen unreifen Projecten abholder Geschäftsführer, wie Delbrück, eine unschätzbare Ergänzung. Darum ist auch die Sorge nicht gering, daß gerade das Gebiet, wo Fürst Bismarck der „besseren Einsicht“ Delbrücks sich willig unterordnete, das wirtschaftliche Gebiet, ein Tummelplatz ausschweifender Hoffnungen und Ansprüche werden möchte. Um so dringender tritt die Pflicht an die Volksvertretung und die sie unterstützende und ergänzende Presse heran, das Treiben, welches sich demnächst auf dem gedachten Felde entwickeln wird, einer scharfen Aufsicht zu unterziehen. Delbrücks Rücktritt darf nicht eine handelspolitische und wirtschaftliche Reaction eröffnen.

Politicus.

Die americanische Säcularfeier.*)

Von Ludwig Hamburger.

„Gehet hin und saget es denen in der neuen Welt, daß die alte Welt noch jung ist.“ So schloß er seine Rede unter dem rauschenden Beifall der dreitausend gläubigen Hörer. Als ob es, um denen jenseits des großen Wasser verständnißvoll näher zu rücken, gerade eines besonderen Vorraths jugendlicher Romantik bedürfe! Sollte sich die Sache nicht eher umgekehrt verhalten? Aber man wisse: die Dreitausend waren die Blüthe des radicalen Kleinbürgerthums von Paris, und der Redner war Niemand anders als der alte Musikant Victor Hugo. Er und Louis Blanc gaben eine Vorstellung zum Besten der Arbeiter, die nach Philadelphia zur Ausstellung gehen sollen. Meinem heutigen Vorsaß liegt es ferne, den Hergang zu beschreiben, so sehr auch der Stoff reizt. Ich hatte mir vorgenommen, die Sache nicht als Spötter mit anzusehen, und das gelang mir auch, indem ich meine Aufmerksamkeit auf die theatralische Leistung richtete, mit welcher die beiden Schauspieler ihre Aufgabe durchführten. Einem deutschen Reichsbürger, der von ohngefähr in diese heiligen Hallen gerathen war, klangen die Stichworte so freundlich, wie er nur wünschen konnte. Die Liebe zum Frieden und der Haß gegen das Papstthum ernteten um die Wette mit der „Amnestie“ am meisten frohen Applaus. In der That! jung sind sie die lieben Leute, welche den hundertjährigen Bestand des americanischen Freistaates in denselben Tönen besingen, in welchen hundert Jahre früher Jean Jacques die Gleichheit der Geburt besang, und wenn man eine neue Welt an der Stelle zu suchen hätte, wo eine alte Welt hundert Jahre zuvor gestanden hat, sie wären auf dem besten Wege, sie zu finden. Schade nur, daß sie vergessen: eine neue Welt ist eine später gekommene, welche nicht blos im gleichen Schritt neben der alten her, sondern in unendlich beschleunigtem Tempo ihr voraus läuft. Kurz, die neue Welt ist nicht die jüngere, sondern die ältere; ich will nicht sagen, die reifere, damit nicht Einer etwa ironisch hinzusetze: wer weiß ob nicht die überreife?

*) „Aus und über America.“ Von Friedrich Rapp. 2 Bände. Berlin, Springer, 1876. Gr. Octav.

Das Alles hätte ich hier, wo von Kapps eben erschiene- nem Werk „Aus und über America“ zu reden ist, nicht berührt, hätte sich mir nicht der Gegensatz zwischen der ge- sunden, sachlichen, freien Auffassung des deutschen Denkers und der kindlich gebundenen Phantasiemalerei der beiden alten fran- zösischen Coloristen so dem Sinne aufgedrängt, daß er sich unwiderstehlich in den Vordergrund meiner Betrachtung schob. Ich hatte nämlich eben das deutsche Buch zu Ende gelesen, als am Ostertag der Zufall mich in jene Vorstellung des Théâtre du Château d'eau hineinführte. Und wohlgemerkt: nicht um einen gänzlich unvermittelten Widerspruch handelt es sich hier. Stände dem abstracten Schwärmer der nüchterne Realist gegenüber, was wäre da viel zu sagen? Der Eine sieht weiß, der Andere schwarz, nichts einfacher als dies Ja und Nein, das Jeder kennt. Doch es sind vielmehr die inneren Berührungspunkte, das Gemeinsame und doch so Verschieden- artige in beiden Darstellern, was zum Vergleichen herausfordert. Unser Landsmann ist nichts weniger als ein „nüchterner Duckmäuser“. Auch er ist, mit gleichem Recht wie Hugo und Blanc, ein Achtundvierziger, ein ehemaliger Verbannter, dem das Ideal seiner Jugend nie und nirgends abhanden gekommen. Auch er erglüht in andächtiger Verehrung, wenn er uns die Lebens- bilder Franklins und Washingtons entrollt; aber er ruft nicht schließlich aus: „La Republique c'est la conscience de l'hu- manité!“ (donnernder Beifall). Auch er entbrennt in heiligem Zorn gegen die Sklavenzüchter und Baumwollbarone, aber er endet seine Periode nicht mit den Worten: „Le vieux monde a Jésus-Christ, le monde nouveau a John Brown!“ (don- nernder Beifall). Also mit zwei Idealisten haben wir es zu thun, mit einem französischen und mit einem deutschen, und nichts ist mehr dazu angethan, die Fülle der Gedanken, welche das hundertjährige Erinnerungsfest in uns aufrührt, auf einen Kern zu verdichten, als dieser Gegensatz des falschen und des wahren Idealismus. Hüten wir uns beiläufig, Hugo und Blanc für den dormaligen Ausdruck des französischen Geistes zu nehmen. Haben nicht auch wir Deutsche politische Aufstän- danten dieses Schlages, welche seit schier dreißig Jahren unge- stört auf derselben Baute herumwirbeln, wenn schon nicht mit gleicher Geschicklichkeit und allerdings auch nicht mit gleichem Erfolg? Und wenn man die politische Sinnesweise der Mehr- zahl der Franzosen von heute charakterisiren wollte, so müßte man vielleicht von ihnen sagen: nicht theoretische Ueberzeugung, sondern praktische Nothwendigkeit verbindet sie mit der repu- blicanischen Staatsform. Die idealen Congestionen des acht- zehnten Jahrhunderts erscheinen wieder am Ende des neun- zehnten, aber in Gestalt trockener Niederschläge aus dem großen chemischen Prozesse, den die Welt dies- und jenseits des Oceans durchgemacht hat, mit dem sie vor einem Säculum in hohen Wallungen aufgebraust war.

Denn am Ende, sie läßt sich nicht wegleugnen, so wenig man den Geist der heiligen Allianz in Unruhe versetzen soll, sie läßt sich nicht leugnen, die Thatfache, daß wiederum nach hundert Jahren die Gesichtszüge des alten Europa ganz ver- teufelt demokratisirt aussehen. A Jove principium: Frankreich, im Herzen Europas, und — was wir auch dagegen thun und sagen — stets von Neuem das Schöpfkind aller Zeitungsleser und Schreiber auf dem Erdenrund, Frankreich ist vorerst wieder eine Republik. Ob sie dauern wird, ob nicht, wer ver- mißt sich zu prophezeihen! Vielleicht mehr als ehedem, aus mehr als einem guten Grunde. Und das alte England mit seiner sehr fortschreitenden Erweiterung des Stimmrechts und der Staatsaufsicht? Und die Schweiz mit dem zur äußersten Folgerichtigkeit durchgeführten Mechanismus der Volkssouve- ränität, Spanien eine ganz lose auf die Revolution geleimte Monarchie; — uns endlich aber auch nicht zu vergessen, bei denen der genialste aller preußischen Junker einen Bund mit dem allgemeinen Stimmrecht geschlossen hat, den kein Momo und Bebel ihm aus der Hand zu winden suchen, um ihn für ihre Zwecke zu verwerthen!

So, genau gesehen, erscheint die Welt an der Reige des

Jahrhunderts ungleich mehr demokratisirt als sie es war zur Zeit, da die „Erklärung der Menschenrechte“ das Licht erblickte. Was aber gerade den Geist und die Urheber jener america- nischen Erhebung verbindet mit der neuesten Gegenwart, das ist eben, was Victor Hugo nicht entfernt ahnt und was Kapp uns mit Händen greifen lehrt. Den Begründern des ameri- canischen Freistaates war nicht die Republik eine Religion, wie sie es war für die Schüler Jean Jacques, und wie heute noch Hugo sie hinter gemalten Scheiben zeigt. Sie war ihnen ein Resultat trocknen Menschenverstandes; Franklin, der Mann des common sense, Washington, der virgini'sche Junker, waren ihre Pathen. In diesem Geist hat sie sich weiter entwickelt, und wenn die alte Welt in ihren Institutionen der neuen näher gerückt ist, so hängt dies eben damit zusammen, daß immer mehr die Politik auch diesseits aufgehört hat, Religion zu sein. Daß keine Monarchie in Frankreich wieder einziehen konnte, trotzdem allen drei Dynastien fünf Jahre lang die Thore weit offen standen, rührt einfach davon her, daß für kein königliches Haus mehr ein Cultus im Herzen des französischen Volkes lebt, und eine Monarchie ohne praktische Gefühlsverbindung (Religion) zu dem regierenden Hause ist — bei der heutigen Verfassung der Gesellschaft wenigstens — auf die Länge un- denkbar. Auf bloß rationellem Wege zur Herstellung der Erb- monarchie zu kommen, ist ein widernatürliches Beginnen.

So wenig wie die Religion der Monarchie, so wenig ist die Religion der Republik heute im Wachsen, wenn überhaupt irgend eine Religion. Und an welchem Punkte der Kultur- entwicklung diese rationalistische Demokratie des gesunden Menschenverstandes in unseren Tagen angekommen sei, darüber nachzudenken ruft kein Moment so sehr uns zu, wie derjenige, welchen nächstens America feierlich begehrt. Die ganze große Frage aber auf dem gegebenen Boden an ihren Wurzeln zu untersuchen, gibt es schwerlich ein besseres Instrument, als Kapps zwei eben erschienene Bände „Aus und über America“. Hier haben wir den jungen, aber über unsere alte Entwicklung hin- ausgediehenen und darum älteren Staat vor Augen wie er leidet und lebt. Damit ist nicht gesagt, daß wir ihn bloß von seiner realistischen, man könnte sogar denken, blasirten Seite zu sehen bekommen. Wer überhaupt möchte glauben, daß ein großes blühendes Gemeinwesen existiren kann ohne das mächtige Ein- greifen der idealen Liebe? Ein großer Verband, der in seinem Zusammenhalten der höheren Triebfedern entbehren sollte, wäre die abstracteste aller Vorstellungen, widerspräche jeder lebendigen Anschauung der Dinge. Gerade das ist das Interessanteste an dem hundertjährigen Facit dieser großen Republik, daß in ihr die Gegensätze, auf's schärfste ausgebildet, zusammenzuwirken ge- zwungen sind. Die idealsten Ansprüche der Freiheit und Gleichheit treffen sich mit dem härtesten, nüchternsten Kampf um's Dasein. Raftlos und rücksichtslos drängt sich die äußerste Gewalt nach vorn, da, wo ein von allen Schranken angeborener Vorrechte frei gelegtes Feld ihr ebene Bahn macht. Auf welche Weise kommen die Ansprüche der Menschheit da zur Befriedi- gung? Steht sich der Schwächere, steht sich der Stärkere besser dabei als in unseren vielfach verschränkten Zuständen? Ist es der Sieg des Zeitlichen über das Ewige oder der Sieg des Ewigen durch das Zeitliche? Und endlich, zuletzt nicht zu mindest! haben wir in dieser Weiterentwicklung einer auf freien Boden übertragenen alten Civilisation, das Spiegelbild unserer eigenen europäischen Zukunft zu erblicken, die ja überall nach denselben Bahnen hindrängt?

Welche Fülle von Fragen! Gewiß werden sie nicht gelöst in Kapps Buch, und es fällt ihm nicht ein, ihre Lösung auch nur zu versuchen. Wir haben es überhaupt nicht mit einem Werke philosophischer Analyse zu thun. Aber die Fülle der Thatfachen bringt zugleich die lebhafteste Anregung zum ernststen Denken entgegen. Beides in fruchtbarster Weise zu verbinden konnte Niemand besser berufen sein, als unser Autor. Zwanzig Jahre der Ansässigkeit in America und zwar in Stellungen, die ebenmäßig in das Getriebe des Erwerbs und in das Staats- und Gemeinleben mitten hinein mündeten; dazu ernste

emfänge, quellenmäßige Studien der americanischen Geschichte, öffentliche Vorträge, stetige Verbindung mit dem Herde deutscher Bildung, zu Allem ein forschungsfreudiger, beobachtender Geist — das und vieles Andere verbürgt eine Unsumme der schönsten Voraussetzungen zum tiefsten Verständniß von Land und Leuten und ihrem wunderbaren Wachsthum. Aber mehr als das: der Grund und Boden der eigenen Persönlichkeit war wie geschaffen, um die beobachtete Welt in der merkwürdigen Zusammenfügung ihrer Elemente zu verstehen und zu würdigen. Friedrich Kapp gehört zu jenen Achtundvierzigern, die, ohne mit dem Ideale ihres ersten politischen Erwachens zu brechen, in nimmer ruhender Continuität die Erfahrungen der Zeit und insbesondere noch die des großstaatlichen Auslandes in sich verwerthet haben. Abstrakte Vorstellung von der Unfehlbarkeit einzelner Staatsmaximen lernte er bald Angesichts der republicanischen Wirklichkeit ablegen, aber er lernte auch erkennen, welche Kraft ein in großen Dimensionen auf freier Entfesselung wirtschaftendes Volk aus sich zu entwickeln vermag. Die gute Sache des Nordens gegen den Süden hat nie einen wärmeren Anhänger und Vorkämpfer aufzuweisen gehabt, als Kapp. Der Kampf gegen die Sklaverei, gegen die particularistischen Bestrebungen der Secessionisten wurde von ihm eröffnet, lange ehe wir in Europa den Ausbruch des großen Bruchs ahnten. Die ehrwürdigen Gestalten der Führer, von Franklin bis Lincoln, leben unter seiner Feder in den reinsten Zügen vor uns wieder auf. Das hindert nicht, daß er für die wirklichen Zusammenhänge der ersten Revolution ein von aller herkömmlichen Lyrik freies Urtheil schöpft, die tiefen Schäden der späteren Entwicklung, die chynische Corruption und den rohen Nativismus, in ihrer ganzen Blöße hinstellt. Und wie vieles Andere noch, für Deutschland und America gleichmäßig Wichtiges lernen wir in diesen etwa zwanzig Aufsätzen aus allen Lebensgebieten kennen, in welche die beste Kraft des besten Mannesalters ihre Ernte niedergelegt hat! Die Feier des hundertjährigen Festes der großen Republik wird uns noch Vieles bringen, das verdient Behufs ernster Einsicht in den tiefen Sinn des Tages nachgelesen zu werden. Aber wer begehrt, ohne zu weites Umherschweifen Anfang und Ende des bisherigen Lebensganges der Vereinigten Staaten in bedeutender und hoher Ueberschau zusammenzufassen, der nehme wieder einmal Toqueville's mit Recht berühmtes Buch zur Hand und setze dann, den Kreis zu schließen, das Studium der Quellen darauf, die uns die sorgfältige Arbeit des mitlebenden Landmannes eröffnet hat.

Literatur und Kunst.

Das Stoffgebiet der Musik.

Von A. Carriere.

Hanslik ist durch eine geistvolle Schrift über das Musikalische Schöne berühmt geworden. Er erklärte sich dagegen, daß die Musik Gefühle darstelle; die seien stets mit Vorstellungen verknüpft, welche die Musik nicht ausdrücken könne; mit bloßen Tönen könne man nicht die Liebe und nicht den Schmerz und die Wonne bezeichnen; tönend bewegte Formen seien einzig und allein Inhalt der Musik. Ich habe mich bei dem Erscheinen der Schrift darüber im „Morgenblatt“ ausgesprochen und das bewegte Leben oder die Lebensbewegung als das Stoffgebiet der Musik bezeichnet. Die bildende Kunst gibt uns Anschauungen in bleibenden sichtbaren räumlichen Formen, sie kann die Bewegung selbst, das in der Zeit Fortschreitende, als solches nicht darstellen, so wenig wie die Musik in anschaulichen Gestalten das Innere offenbart; aber die Musik tritt da ein, wo die Malerei

endet, sie macht uns die Schönheit des Werdens vernehmlich, sie schildert nicht das Gewordene, sondern den Entwicklungsproceß des Seins; das innere Wogen und Drängen der bildenden Lebenskräfte in ihrer Entfaltung, in ihrem Ringen nach Gestaltung stellt sie dar, und erfreut uns mit der Harmonie, die sich fortwährend aus dieser rastlosen Wechselwirkung immer neu entbindet, indem sie die Gegensätze löst und das Vergehende in das Entstehende so hinüberleitet, daß wir die durch den Wandel selbst sich entwickelnde Einheit erkennen. Dies Bild des Werdens, der Bewegung des Gemüths und der Welt, gibt sie in einem selbst werdenden und vorübergehenden Werk. Der Ton ist empfundene Bewegung; eine wohlgeordnete Empfindungsreihe erzeugt sich unmittelbar in uns, indem wir eine melodisch entfaltete Tonreihe in uns aufnehmen, die uns den Verlauf einer Gemüthsbewegung, einer Seelenstimmung nachempfinden läßt. Wir selber geben ja unsere Stimmung durch die Stimme kund; wir können mit Worten nicht sagen wie uns zu Muthe ist, aber im Klang der Worte, im Schrei des Schmerzes und im Jubellaut wird es kund. Händel kann uns im Alexanderfest allerdings mit Tönen als solchen nicht klar machen, daß Chierwein getrunken wird, er kann den Sturz der Persermacht nicht erzählen, aber wie Helden beim Bedner und bei der Betrachtung eines tragischen Geschehens zu Muthe ist, das kann er darstellen; den Napoleon, die Schlacht von Arcola oder von Marengo konnte Beethoven in der Eroica nicht schildern, wohl aber das Heldenthum als solches, Kampf, Lob, Sieg und Siegesfeier. In allen bestimmten, mit Vorstellungen verknüpften Gefühlen liegt ein Allgemeines und zugleich die hoffenden, sehnennden, liebenden, träumenden, seligen Stimmungen von einander Unterscheidendes, das man mit Worten nicht recht schildern kann, das aber in jeder Liebe, in jedem Leid und Glück wiederklings; unser Gefühl ist es, durch welches wir des eigenen Seelenzustandes bei den besonderen Erfahrungen und Vorstellungen inne werden, und der Musiker ist der Seher und Künstler, welcher das innerste Wesen des Sehens, Hoffens, Zürnens, Liebendens versteht und dasselbe nicht durch ein Bild veranschaulicht, nicht mit einem Worte benennt, sondern es uns dadurch offenbart, daß er den vom Wesen der Sache bedingten Rhythmus dieser Gemüthszustände entfaltet, ihre auf- und absteigende Bewegung in einer Tonreihe laut werden und sie dadurch mit erleben läßt. Er gibt uns die algebraische Buchstabenformel und aus unsern Erinnerungen und Erfahrungen setzen wir bestimmte Vorstellungen als die Ziffern in das durch jene bezeichnete Verhältniß. Die Musik befriedigt gerade dadurch unsere Sehnsucht nach dem Allgemeinen und Unendlichen, und sie gibt das Ideal der Bewegungen des Herzens und der Welt in reiner Form, wie der Plastiker das Ideal der Gestalt.

Ich habe dann dies in meiner Aesthetik begründet, und weiter erörtert, das Wesen der Musik, der Harmonie wie der Melodie entwickelt, und wenn mich damals Bizet und der Philosoph und Literarchistoriker Hillebrand darüber beglückwünschten, so habe ich in der Literatur dies seither wenig beachtet gefunden. Da war es mir denn eine Ueberraschung, als ich bei Siebeck las, die Musik vermöge diejenige Seite der Erscheinungswelt zu idealisiren, deren Charakter nicht in ruhigem Beharren, sondern in fortgesetztem Werden besteht, und als Wahrnehmbares in der Bewegung hervortritt. Das Bewegungsmäßige können wir als abgeforderte Vorstellung festhalten ohne die bestimmten Substrate, welche bewegt werden, und wie wir mit Hilfe der Farben das äußere ruhige Scheinen und Coexistiren der Dinge losgelöst von ihrer realen Körperlichkeit zur Erscheinung bringen, so reproduciren wir vermittelst der Töne den allgemeinen Abdruck des Lebendigen, der in der Bewegung sich kund thut, und zwar lediglich diesen Ausdruck, das Bewegungsmäßige und als solches Lebendige in seiner Eigenthümlichkeit als Successives. Die Art der Bewegung unsres Gemüths schauen wir nicht objectiv an, noch hören wir sie, wir fühlen sie unmittelbar. Das entsprechende Mittel, sie darzustellen, sind auch hier die Töne und ihre Verhältnisse, weil nur sie das Zugleich- und Sineinandersein einer Vielheit von seelischen Bestimmtheiten sowie das Auf- und

Abwogen dieser in Worten bei weitem nicht fzieharen Massen auf Grund ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit wiedergeben können.

Siebeck bemerkt, daß auch in Köfflins Aesthetik das Gebiet der Bewegung als das der Musik bezeichnet werde. Köfflins Buch ist später als das meinige erschienen, ebenso das Meisterwerk von Helmholz über die Tonempfindungen, aus dem ich in die zweite Auflage meiner Aesthetik eine längere Stelle über die Abspiegelung der Bewegungen der Natur wie der Gedanken und Stimmungen in den Tonbewegungen einfügen konnte. So wird denn allmählich auch hier das Rechte erkannt werden und sich Bahn brechen. Man wird eines Tages meinen, es sei ja immer so bekannt gewesen.

Ich habe dabei stets beachtet, daß die Idee, die Seele aus der farbigen Fläche des Gemäldes hervorblickt, daß nicht bloß der Reiz für's Auge, sondern das Geist und Gemüth Ausdrückende das Wesentliche in der anmuthigen Erscheinung und ebenso in der melodischen Tonfolge ist. In der Bewegung gibt die bewegende Kraft, gibt der innere Lebensgrund sich kund, und die Schönheit des Werdens beruht darauf, daß es organische Entwicklung ist. Goethe nennt einmal dies das große Geheimniß des Lebens: daß nichts entspringt als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird wie die Weissagung durch die Erfüllung. Dies Wesen der Entwicklung offenbart uns die Musik. Das Lebendige ist in stetiger Veränderung, aber es besteht ein Dauerndes im Wechsel, und dies ist gerade das ihn bestimmende, organisirende Princip. Das bloße Verbinden und Trennen der Stoffe füllt den Begriff des Lebens nicht aus, vielmehr sind die verschiedenen Zustände und der Uebergang von einem zum andern durch eine bleibende Einheit bedingt, die in ihnen nach einander ihr eigenes Sein entfaltet. Alles Leben ist Entwicklung innerer Wesenheit, und so beharrt auch unser Selbst im Wandel der Gefühle, und wenn die Musik das Ideal der Lebensbewegung darstellt, so offenbart sie, daß derselben ein leitender, ordnender Gedanke innewohnt, daß eine Idee den Fluß des Werdens als innewaltende Einheit organisirt. Die Musik entfaltet ihre Formen wie das befruchtete Ei zum vielgliedrigen Leibe des Thieres oder der Keim zur Pflanze wird, im innigen Zusammenhange aller Momente, in der zweckmäßigen Bewegung nach dem Ziele hin, und keine Kunst vermag gleich ihr darzustellen, wie die mannigfaltigen Kräfte der Welt mit einander ringen und doch nach einem Plane zusammenwirken, jezt gesonderte Bahnen gehen und jezt sich zu gemeinsamer Melodie verbinden; sind doch die einzelnen Töne der Tonleiter durch die Harmonie bestimmt, und so genießen wir im Tongebäude, wie der Bau der Welt, die Natur und die Geschichte, in beständigem Lebensproceß mannigfaltiger, auf einander bezogener Kräfte als das ewig Werdende sich harmonisch vollendet. Was die Wirklichkeit soll, was die Aufgabe und das Ziel des Lebens ist, die Kunst stellt es als erreichbar, sie stellt es als vollbracht dar; das ist das Beglückende, Tröstende, Erhebende der Schönheit.

Die Orthographie und D. Sanders.

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern“ — und verschiedenes Andere, darf man hinzufügen, hätte er gern, was er an jenem beneidet, zum Beispiel ein hochpreinliches Gericht, Akademie oder wie auch immer mit noch nicht erfundenem deutschem Namen genannt, welches über alle an Leib und Leben der Sprache begangene Frevelthat sein unerbittliches Verdict abgibt. Seinem Forum hätten also auch die Attentäter an der Orthographie sich zu unterziehen. Ein ähnlicher frommer Wunsch liegt nun allerdings unverkennbar in der Luft (wie man hie zu Land zu sagen pflegt), und in neuer und neuester Zeit geht man sogar, officiell, officiös und privatim darauf aus ihm, wenigstens auf orthographischem Gebiet, zu recht sicht- und greifbarer Erfüllung zu verhelfen. Man argumentirt mit der Würde der deutschen Einheit, welche, was sie mit schweren

Opfern für das politische Leben errungen, auch für die übrigen Gebiete des deutschen Haushalts verlange. Und dieses Gefühl hat in der That seine Berechtigung, wenn auch vielleicht nicht bis zu den Grenzen der Gleichförmigkeit und der slavischen Schablone.

Der Leib der Sprache bildete und bildet sich nicht mit exact-mathematischer Regelmäßigkeit, nach dieser oder jener Gleichung, sondern neben der Naturnothwendigkeit, welche allerdings im Bildungsproceß jeder Sprache anzunehmen ist, war von jeher noch ein Plätzchen, vielleicht sogar ein Platz für freie Bewegung; die Grammatik, vollends die Stilistik, beansprucht ihn noch immer in hohem und höchstem Maße, und wollte man versuchen, die letztgenannte in ein unverbrüchliches System zu zwingen, so würde man durch diesen Schnürleib jede originelle Regung ersticken — es gäbe keine schriftstellerische Individualität mehr. Nun ist allerdings die Stilistik himmelweit von der Orthographie entfernt, und was für die eine recht, ist für die andere nicht billig; diese liefert gleichsam das allernothwendigste und unentbehrlichste, den Hausbedarf, oder, wenn man lieber will, die Lasten, auf welchen der Stilist nach seinem Ermessen spielt, und diese müssen doch, so scheint es, nach einem Grundton gestimmt sein; gewiß, und hätten wir dieses Gleichniß anders gewandt und z. B. gesagt, „sie müssen nach streng mathematischen Gesetzen gestimmt sein“, so würden die strengen Einheitsapostel sofort unsere ganze Hand nehmen und triumphirend ausrufen: „Gewonnen!“ Aber sintemal jedes Gleichniß hinkt, so auch das unsrige: genau genommen bildet ja nicht der einzelne Buchstabe, sondern erst das Wort eine Taste, beziehungsweise einen Ton, und ob innerhalb desselben ein einzelnes Element etwas verschieden klingt oder nicht, macht für den ganzen Ton keinen Unterschied; ja, noch genauer gesprochen, bei der Orthographie kommt es ja, wie schon der Name zeigt, nicht sowohl auf das Wort als Lautbild, denn als Schriftbild an, und dieses Bild wird nicht durch Schatten und Licht erzeugt, sondern es ist nur ein Reflex innerer Vorgänge, ein Conventiöelles für die Fleischwerdung des abstracten Gedankenproceßes.

Diese Conventioen darf nun freilich nicht durch beliebige individuelle Eingriffe gestört werden, aber gefeit ist sie auch nicht wie eine mathematische Formel, und wenn gleich schon das Auge (geschweige die ratio) unangenehm berührt wird, wenn ihm in demselben Worte bald *g*, bald *h*, bald *i*, bald *ie* entgegentritt, so wird dennoch dasselbe Auge sanft und ohne den Unterschied zu bemerken, über Gätthe und Gaethe, Schäfer und Schaefer hinweggleiten. Jedermann weiß, daß die Römer ein großes, und, man darf wohl sagen, in ihrer Art einiges Volk gewesen sind, was aber nicht Jeder weiß, ist, daß diese Einheit keineswegs die Orthographie — *rota scribendi ratio* — sich unterwarf, sondern daß hier zu allen Zeiten Schwankungen stattfanden und individuelle Geistes bald mehr bald weniger rationeller Natur sich breit machten; auch hier trieben die etymologischen, die mundartlichen, die sprachgeschichtlichen und ganz besonders die Factoren der Analogie ihr Wesen neben und im Kampfe mit einander.

Wie lange dauerte es, bis sich auch nur die Endungen der Declinationen (*i*, *e*, *ei* der zweiten und dritten) festgesetzt hatten, von geringeren Differenzen, wie *poquua* und *peouua*, *equus* oder *ecus* (auch *equos*) u. a. zu schweigen. Es gab auch unter den römischen Gelehrten solche, welche in der Verdoppelung der Vocale das Heil der Sprache sahen, andere, die im Gegentheil zäh an ihrer „*caussa*“ hielten und ihren „*cassus*“ (d. h. *casus*) einzubürgern suchten, ohne zu berücksichtigen, daß dieser höchst fatale „*cassus*“ die „*caussa*“ zu noch größerer Confusion abgeben könnte; wieder andere fanden Wohlgefallen an der rauhen *Aspirate* und schnarrten ihr „*chommodum*“ mit derselben Befriedigung, wie ein ächtes Berliner Kind seine „*jute jebvatene*“ säuselt. Wir haben doch wenigstens allgemein gültige Grundsätze (was die alten Römer nicht hatten), und diese sind natürlich bei einer auf dem phonetischen Princip beruhenden Sprache, wie die unsrige, weit nothwendiger als bei dem etymologischen Charakter des Französischen und Englischen, wenn nicht absolute Willkür einreißen soll. Wir haben überdies (und dies gilt gegenüber dem gleichfalls an orthographischen Schwankungen leidenden Griechischen)

eine allgemein angenommene, wenn auch nicht bis in jede Einzelheit genau fixirte und pedantisch ausgemodelte Schriftsprache, während bei den Griechen jeder der Hauptdialekte mit dem Anspruch gleicher Berechtigung auftrat und — man denke an das griechische Drama — selbst die größten Dichter sich mit vollem Bewußtsein der Dialektvermischung als eines ästhetischen Mittels bedienten. Aber auch abgesehen von allem Einfluß der Dialekte — inmitten desselben Volksstammes, heiße er nun attisch oder jonisch, trieb der Wechsel nebeneinander seine üppigen Blüten.

Der Raum sowohl als der Charakter dieser Zeitschrift verbietet natürlich ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand, aber wenn der Begriff der Metathese geläufig ist, wer vom Weglassen oder vom Anwenden der Aspiration, sei es im Anlaut, sei es im Inlaut, weiß, wer die zahlreichen Fälle eines Wegfalls des Anfangslautes, neben dem Beibehalten desselben bedenkt und sich an die noch zahlreicheren Vertauschungen von ss oder z mit tt oder pt, von y und i, von l und r, von e und ei, an und n, an die Städtenamen Mitylene (oder Mytilene), Ambrakia (oder Amprakia), Pisa (oder Bisa) erinnert — um nur einiger weniger Beispiele zu gedenken — wird gestehen müssen, daß hier auch nicht alles mit der Einheitschere zugeschnitten war. — „Wir wollen's aber besser machen.“ — Gut, ein Feder wird ja gern bei dem Ding sein wollen, wenn's an's „besser machen“ geht, und, nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten, bedarf ja manches, vielleicht sogar vieles der Besserung, aber nicht in der Masse und nicht in dem Maße, wie viele meinen, und eine Radicalcur, d. h. eine Cur mit Schneiden und Brennen, wie sie von mancher Seite beliebt wird, scheint uns eine Verschlimmerung. Wir befinden uns hier glücklicherweise und zu unserer großen Genugthuung in Uebereinstimmung mit einem Manne von der Junst, einem sehr gelehrten und sehr verdienten Manne, mit D. Sanders, dessen treuem Fleiß unsere deutsche Sprache schon so manches gediegene Werk verdankt. Sein neuestes, die Ausführung und der Abschluß der früher erschienenen „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Altdeutschland“ liegt vor uns als „Orthographisches Wörterbuch oder alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung“*.)

Man ist heut zu Tage froh, wenn nicht schon auf dem längeren Titel eines der Orthographie gewidmeten Buches uns ein bislang noch nicht legitimirter Buchstabenklobel in's Gesicht springt, wie dies dem Schreiber dieses Aufsatzes vor noch nicht so langer Zeit mit der „Orthografi“ (sic!) einer schweizerischen Verbesserungs-gesellschaft begegnete. Ueber das einfache s der Endsilbe nis (in „Verzeichnis“) gehen wir ruhig und ohne Thränen für das verstoßene is weg, wohl aber beschleicht uns etwas wie Nüßung bei der Erinnerung, daß weiland auf unserer Schule das prächtige Lesebuch von Philipp Wadernagel aus puren orthographischen Gründen, insonderheit wegen der Impietät des Verfassers gegen das schließende ß aberkannt wurde! Wadernagels und Sanders' Vorgehen in diesem Falle ist der Analogie gemäß und insofern rationell, auch (wenn das ein Grund ist!) zeit- und raumersparend, die Cur ist ziemlich schmerzlos, also — „der Mohr kann gehen“. Im „Vorwort“ treffen wir manchen Wink, dessen Beherzigung vielem Schreiben und „Lärmen um nichts“ ein verdienter Ende bereiten würde, so z. B. den Satz, daß „eine möglichst entsprechende Lautbezeichnung einerseits und das Verdeutlichungsstreben andererseits die beiden Richtungen sind, aus denen im Ganzen und Großen sich unsere deutsche Rechtschreibung zusammengesetzt hat“ (und, fügen wir bei, sich auch in Zukunft zusammensetzen soll). Sanders gibt zu, daß dieses sein Verdeutlichungsstreben (welches besonders dem Auge zu Hülfe kommen soll), mit dem Maßstabe der vollkommenen Lautschrift gemessen, ein mangelhaftes Resultat zu Tage fördere; aber jene vollkommene Lautschrift ist eben noch nicht entdeckt, und bis dies geschehen sein wird — die Entdeckung kann noch lange auf sich warten lassen — müssen wir zu Ersatzmitteln greifen.

Beispiele von der Vernachlässigung jenes Verdeutlichungsstrebens und deren Folgen werden wir unten mittheilen und wollen hier nur bemerken, daß gerade dieser Punkt den eigentlichen Unterschied zwischen dem Sanders'schen Princip und demjenigen R. v. Raumer's und seiner Schule bildet. Aber ist denn die Orthographie nicht zuerst für den Leser da? und ist es billig, dem Schreiber einige wenige Buchstaben ersparen zu wollen, deren Wegfall dem Leser das Verständniß verdunkelt oder erschwert? Pedantisch braucht man deswegen auch mit dieser Rücksicht nicht zu verfahren, und wir billigen es deswegen nicht, wenn Sanders den Genitiv von „Buch“ mit dem Apostroph versieht („Buch's“), doch wohl nur deswegen, um ihn von dem Nominativ, Dativ oder Accusativ des Pflanzennamens „Buchs“ zu unterscheiden. Wir wüßten wenigstens keinen anderen Grund; denn Sanders schreibt selber „des Genitivs“ (ohne Apostroph), erschreibt „braust“ (= brauset), Bühl (= Bühel), Burjch (= Burche) zc. — alles ohne Apostroph. Jener Grund aber ist in unseren Augen keiner, denn der Leser kann nie in den Fall kommen, den Genitiv „Buch's“ mit dem „Buchs“ (buxum; warum überhaupt nicht „Bur“? wie „Fur“ von „iocus“?) auch nur einen Augenblick zu verwechseln; dafür sorgt der Artikel und der Sinn. Nicht klar ist es uns aber, warum das Schaf hä't (= häet), der Bauer aber nur säet, und nicht auch jä't. Wir würden ruhig beiden die Erlaubniß geben ohne Apostroph zu häen und zu jäen, sintemal „quod licet ovi licet et — colono“. Ist es nicht auch im Verdeutlichungsstreben zu weit gegangen — um Einzelheiten zu berühren — wenn Sanders Abend-Mahlzeit (= Abendbrot) und Abendmahlzeit (= Zeit des Abendmahls) auf die angegebene Weise graphisch unterscheiden will? Hier wäre viel eher dem Schriftsteller der Rath zu geben (den übrigens jeder Vernünftige sich selber ertheilen wird), das zweitgenannte Compositum einfach zu vermeiden und „Zeit des Abendmahls“ zu schreiben. Sonst scheint uns Sanders in der Schreibung der Composita (beziehungsweise Trennung oder Zusammenföppelung der Bestandtheile), das Richtige getroffen zu haben, welches zugleich das Einfache ist. Danken wir es dem gütigen Geschick, daß der Genius unserer Sprache uns die unbezahlbar goldene und goldenste Möglichkeit und Leichtigkeit der Wortcomposita gegeben hat, und suchen wir diesen Vorzug, um welchen uns außer den Griechen alle Culturvölker ältern und jüngern Datums wohl beneiden dürfen, uns nicht wieder durch peinliches Abstecken und sichtbares Markiren der einzelnen Theile zu verkümmern! Es gab auch bei den Griechen Bedanten, welche lieber Helles-pontos und Megalo-polis und Nea-polis und dakry-theon, und eury-kreion zc., statt Hellespontos, Megalopolis zc. schreiben wollten, — man ist über sie weg zur Tagesordnung geschritten und hoffentlich, sehr wahrscheinlich, wird es dem Bestreben unserer modernen Separatisten am Ende nicht besser ergehen.

Aber (wir können's nicht verschlucken) gleich auf der ersten Seite neben der „Abendmahlzeit“ bekommen wir einen recht ungenießbaren Brocken zu verdauen, eine Kleinigkeit zwar, aber dennoch ärgerlich genug. Da sollen auf einmal in den mit der Vorsilbe ab zusammengesetzten Wörtern, wo „ein folgendes kurzes, unbetontes i aus einem andern stamhaftem Vocal (a) hervorgegangen oder zum Stamm ire (gehen) gehört, in der Silbenbrechung so getheilt werden, daß das a der Vorsilbe allein eine Silbe bildet, also: A-biturient, a-bigieren zc. Und warum? warum nur hier die Ausnahme von der sonst allgemein gültigen Regel der Silbenbrechung? Keine Antwort! Und ist denn wirklich in dem Beispiel „Abigeus“, das Sanders gleichfalls anführt, das i unbetont?! Dergleichen Haarspaltereien (wie sie glücklicherweise in dem Buche selten sind) könnten die deutsche Gründlichkeit in Mißcredit bringen! Freilich Sanders scheint hier und da wirklich anders zu betonen als die germanische Mitwelt, so „abwärts, mit betonter erster Silbe“. Also wohl auch abwärts? Uns Barbaren im Süden klingt das fürchterlich, vielleicht aber, ja wahrscheinlich nicht nur uns. Als, die römische Münze, schreibt S. mit einem einfachen Schluß-s, dagegen die Eins im Karten- und Würfelspiel (und das Apothekergewicht) mit einem doppelten; als ob hier nicht ein und dasselbe Wort vor-

*) Leipzig, 1875. Brockhaus.

läge! Wir würden beidemal ein doppeltes s geschrieben haben, und zwar dem phonetischen Factor zu lieb, wie auch bei „Küras“. Zu letzterem kommt noch das ethymologische Moment. „Küras“ ist so gut die Verdeutschung von cuirasse, als Barnas die des griechischen Parnassos — und doch hat Sanders (richtig, aber inconsequent) „Barnas“ geschrieben.

Ein paar Worte über die ewige crux der Schriftsteller: ob c oder k in Fremdwörtern. Sanders durchschneidet den Knoten frischweg mit der Regel: „In aufgenommenen“ (dürfte deutlicher sein) „Fremdwörtern bezeichne man bei deutscher Schrift regelmäßig den K-laut nicht durch c, sondern durch k.“ Bald darauf finden wir Cartouche und Calais; Sanders hätte also jedenfalls einfügen sollen: „außer bei Eigennamen“. Also die römischen Claudier sollen mit dem unrdmischen K in's deutsche Bürgerrecht aufgenommen werden, während der deutsche Claudius, der Wandabecker Vöte, sich mit dem undeutschen C schreibt? Daß „Kliche“ der „Eliques“ den Vorrang ablaufen soll, scheint uns ganz in der Ordnung, denn das Wort erweckt kaum mehr das Gefühl eines Fremdwortes, es ist deutsch geworden nach Inhalt und Form, aber daß „Kliche“, „Kaufeur“, „Maqueur“, die ihr französisches Habit deutlich genug tragen, nur vorn an der Halsbinde das deutsche Zeichen (K) sich anheften sollen, scheint uns ungehörig und illiberal. Wer von den „Kon-turen“ eines Gegenstandes spricht, schreibe ein K, denn ihm ist das Wort in Klang und Bild deutsch geworden, wer dagegen den „Contours“ den Vorzug gibt, der hört und sieht das französische Wort und schreibe sein c, so gut als er im Auslaute sein „ou“ schreibt. Das c ist uns ja doch unentbehrlich geworden vor i- und e-Lauten und in Verbindung mit k und h — warum seinen Spielraum beschränken, wo es sein Recht fordern kann? Wir glauben, das große Publicum (das oft gegenüber gelehrten Schrollen einen merkwürdigen bon sens zeigt) geht eher darauf aus, denselben zu erweitern: Bekanntlich ist in der deutschen Schreibschrift der Gebrauch des Minuskel-c (kleinen c) außer vor h und k verpönt, wenigstens bei uns zu Lande; deutsch geschrieben gibt es keine „consequente Medicin“, sondern nothgedrungen bloß eine „konsequente Medizin“, aber das convenirte nun einmal unseren Deuten nicht und sie haben flugs für jene Fälle die Form des französischen c eingeschmuggelt, welches bis auf Weiteres trotz aller Pappala (sit venia verba) an Ort und Stelle verbleiben wird. Uns scheint: wer die fremden Worte annectirt, braucht sich auch des Buchstabens nicht zu schämen. —

Nur noch eine Frage an Herrn Sanders; sie beschlägt wiederum eine kleinste Kleinigkeit, da aber „nil in litteris parvum“, so getrauen wir uns, unter besagter Negide, sie zu stellen: Warum soll das Schicksalswort „Actie“, das vielgehörte und vielverdammte, wie „Azje“ gesprochen werden? Wir sehen auch keinen Schatten eines Grundes zu dieser seltsamen Vorschrift. Spricht Herr Sanders auch „Azjon“ und „Frazjon“ (Action und Fraction)? Er sagt wenigstens nichts davon, das Wort Action hat er überhaupt (warum?) weggelassen. Alle drei Wörter stehen auf derselben Linie; sie sind, wenn auch mit dem Gefühl des fremdländischen französischen Ursprungs behaftet, soviel wie deutsch geworden: Beweis dafür ist die veränderte Endsilbe der „Actie“ und die völlig deutsche Aussprache der beiden Endbuchstaben in „Frazion“ und „Action“. Folglich muß auch diejenige Aussprache für ti eintreten, welche auch sonst im Deutschen bei dergleichen Fremdwörtern (z. B. Nation = Nazion) üblich ist; man hat also zu sprechen „Akzie“, „Akzion“ u. Eine andere Aussprache dünkt uns eitel Biererei; wir werden und wollen in unserem guten Deutsch nicht säufeln. Die Römer haben es bei den oben angeführten Wörtern auch nicht gewollt; sie haben sie höchst wahrscheinlich ganz so wie wir, mit hartem Zusammenprall des c mit z ausgesprochen. So lang wir noch wahrhaft polnische Consonantenreihen in „Angstschweiß“, „Herbstfrucht“ u. a. aufzuweisen haben, wollen wir unsere „Akzien“ behalten und unsere orthoepische „Akzion“ auf nöthigere Reformen werfen. — Es ist, wenn auch immerhin dankenswerth, doch ein Weiswerk und fällt nicht innerhalb des Rahmens eines orthographischen Wörterbuchs, wenn Sanders auf die Orthoepie (d. h. die richtige Aussprache)

bezügliche Winke gibt. Dies zugegeben, ist vielleicht die Frage erlaubt, warum der geehrte Verfasser seine Belehrung gerade an solchen Punkten uns vorenthalten hat, wo eine solche sehr erwünscht gewesen wäre. Wir führen beispielsweise die Aussprache des anlautenden st an, welche bekanntlich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sich in s-t und scht spaltet. Doch, wir wollen, in Anbetracht wichtigerer Dinge, welche uns im Anschluß an die Besprechung und Empfehlung des Sanders'schen Wörterbuchs einer Erörterung würdig scheinen, nicht weiter darüber rechten.

(Schluß folgt.)

J. Häfky.

Bismarck-Literatur.

Von Karl Braun.

V.

Dritte Periode: Fedor von Köppen und Andre.

Ich schicke ein Verzeichniß derjenigen Schriften voraus, welche, außer dem bereits genannten Prachtwerk von Fedor Köppen, seit 1870 erschienen sind:

- 1) Georg Bullen, The Story of Count Bismarck's Life, told for Popular Reading (Die Lebensbeschreibung von Graf Bismarck, für das Volk erzählt). London. 1871.
- 2) Das kleine Buch vom Fürsten Bismarck. Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben unseres großen Staatsmannes. 8. Aufl. Nordhausen. 1872. 16. (72 S.)
- 3) G. Wunderlich, das Bismarck-Büchlein. Charakterzüge, historische Fragmente, geflügelte Worte u. s. w. aus dem Leben des deutschen Reichskanzlers Fürst Bismarck. Altona. 1872. (63 S.) Mit Porträt.
- 4) Emil Ohly. Das Büchlein vom großen deutschen Kanzler Bismarck. Stuttgart. H. 8. (9 Bog.) Mit Porträt des Fürsten Bismarck.
- 5) A. E. Brachvogel, Fürst Bismarck, deutscher Reichskanzler. Hannover, Kämpfer. 1873. (234 S.)
- 6) R. Wast, Fürst Bismarck, ein Gedächtnisbüchlein für das deutsche Volk. Langensalza. 1873. (114 S.)
- 7) Wilh. Görlach, Fürst Bismarck. Eine Lebensbeschreibung. Mit Porträt und Wappen. Stuttgart, Levy und Müller (1873). 4. Aufl. 1875. 16. 2 Bändchen. (IV, 128 S.) — In englischer Uebersetzung unter dem Titel: „Prince Bismarck by Wilhelm Görlach“ als 28. Vol. der Collection of German authory. Leipzig, B. Tauchnitz.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Mehrzahl dieser Bücher aus Süddeutschland oder aus dem Auslande kommt. Der Raum verbietet mir, alle so eingehend zu besprechen, wie sie es verdienen. Ohne dem großen schriftstellerischen Talente von A. E. Brachvogel zu nahe treten zu wollen, muß ich sagen, daß mir nach meinem persönlichen Geschmack die Biographie von Wilhelm Görlach am besten gefallen hat. Ich kenne deren Verfasser nicht persönlich. Man sagt mir, daß er nicht mehr am Leben ist, daß er, Süddeutscher von Geburt, sich als Publicist in Madrid aufgehalten und daselbst auch dieses Buch geschrieben hat, welches sich durch eine große politische Auffassung und eine vollendete Kunst der Darstellung auszeichnet und sowohl in Deutschland (vier Auflagen) als auch in England den verdienten Beifall gefunden hat.

Kommen wir nun zu der neuesten Biographie. Es ist das Buch von Fedor von Köppen in Leipzig, welches einen stattlichen Band von mehr als 700 Seiten bildet und von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer daselbst mit gewohnter (jedoch in Deutschland leider nur ausnahmsweise vorkommender) Eleganz ausgestattet ist. Zu dieser Ausstattung gehören auch ein gutes Stahlstichporträt Bismarck's, acht Zondbilder nach gelungenen Zeichnungen von L. Burger, H. Lüders und F. Baumgarten, und etwa 200 Illustrationen in Holzschnitt. Unter den letzteren finden wir einige alte Bekannte, welche vielleicht besser weggeblieben wären, und auch einige mißlungene; in Deutschland besteht leider noch oft zwischen Zeichnung und Holzschnitt eine Kluft, so verhängnißvoll

wie die „zwischen Lippe und Böhmerland“; in England hat man dieselbe meist überwunden.

Wenden wir uns von den Außerlichkeiten zum Kerne der Sache, so müssen wir unsere Empfehlung des Buches des Herrn v. Köppen beginnen mit der Erklärung, daß es absolut unmöglich ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, jetzt schon zu lösen. Mit anderen Worten: Man kann im Jahre 1876 noch keine Biographie des Fürsten Bismarck schreiben. Erstens aus dem einfachen Grunde, weil wir gar nicht wissen, welche Aufgaben entweder er der Zukunft, oder die Zukunft ihm noch stellen, wie er diese Aufgaben lösen, und was er sonst noch vollbringen wird. Erinnern wir uns nur daran, daß der „Kulturkampf“ noch schwebt, und die Eisenbahnfrage eben erst in Angriff genommen ist, und daß Weibes Fragen von größter Tragweite sind. Zweitens stehen wir diesem Koloß, welcher der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sein Gepräge gibt, räumlich und zeitlich zu nahe. Wer weiß, ob Das, was wir sehen, was wir vorzugsweise in's Auge fassen, was uns ärgert und was uns freut, — ob das Alles nicht Neben Sachen sind, und ob sich nicht Anderes, was wir gar nicht bemerken, was wir übersehen oder ignoriren, dereinst sich in einer ganz anderen Beleuchtung darstellen wird. Was uns fehlt, das ist nicht nur die Perspektive der Zukunft, sondern auch die Perspektive der Vergangenheit. Ich meine die jüngste Vergangenheit vor Allem. Diese haben wir selbst, die jetzt lebende Generation, als Gegenwart leidend und handelnd mit durchlebt. Wir sind ihr gegenüber keineswegs unbefangene Zuschauer. Der Eine von uns fühlt sich Bismarck zu Dank verpflichtet, weil er ihn aus den knappen Räumen seines engeren oder allerengsten Vaterlandes befreit hat. Der Andere wrollt ihm wegen Deposition*) des „Ungekommenen“ (auch wenn dieser Ungekommenen noch nie auf einem Throne gesessen, wie z. B. der Prinz Augustenburger) oder wegen zu schleuniger Herbeiführung des so oft besprochenen „Endes aller (weltlichen) Dinge“. Das Alles und noch vieles Andere ist noch zu sehr in Bewegung, um sich historisch fixiren zu lassen. Es muß erst völlig zur Ruhe gekommen und in die nöthige Rückblicksperspektive gerückt sein, um das richtige Licht zu empfangen. Was aber die Zukunft anlangt, so prophezeihen zwar sehr Viele, aber trotzdem gibt es nur sehr wenig Propheten: „Multi Thyrsigeri, sed pauci Bacchantes.“ Wir haben auch nicht eine entfernte Ahnung von den großen welt-historischen Nachwirkungen, welche die Dinge, die wir selber erlebten, haben werden auf die Dinge, die unsere Söhne und Enkel dereinst erleben werden. Wir haben die Ueberzeugung, daß diese Nachwirkungen sehr tief- und weitgehende Kreise ziehen werden, und daß wir in einer ereignisreicheren Zeit gelebt haben, als unsere Väter. Aber der Blick in die Zukunft ist uns versagt; jedenfalls ist Das, was wir nicht sehen, erheblicher als Das, was wir sehen. Endlich drittens, und das ist der Hauptgrund, sehen wir heute nur die äußeren Thaten und Erlebnisse. Der Blick hinter die Coulissen, die Einsicht in das Innere ist uns noch versagt. Das wird uns erst erschlossen, wenn sich die Archive öffnen. Zur Stunde ist dies nur theilweise möglich. Wir Deutsche sind zwar mittheilbar ex officio. Die Franzosen und Italiener dagegen sind es nur par dépit, d. h. hier publiciren einzelne Staatsmänner a. D., Feldherren a. D., Diplomaten a. D. und sonstige a. D.'s Actenstücke in tendenziöser Absicht, um sich zu rechtfertigen oder Andere anzuklagen. Aber man merkt die Absicht (den „dolus in eligendo“) und man wird verstimmt. Gewiß wird z. B. Niemand die verstümmelten und unvollständigen Mittheilungen eines Samarmora für unzweifelhafte Geschichtsquellen halten; nur Parteilichkeit vermag sich darauf zu berufen. Glücklicher Weise haben wir in Deutschland keine Samarmoras.

Also eine politische Lebensbeschreibung des Fürsten Bismarck wird erst in hundert Jahren möglich sein. Ich verstehe darunter

*) Bekanntlich hatte Napoleon III., auf welchen die Depositionisten ihr Vertrauen setzten, schon am 8. Juli 1866 vorgeschlagen, dieselben nach der Moldau und Walachei zu schicken, um sie dort schadlos zu halten. Da hat es doch Bismarck, welcher sie überreich in Geld entschädigte, besser mit ihnen gemeint.

eine Biographie, welchen ihren Helden als den Mann seines Jahrhunderts darstellt und uns alle Quellen für seine großen Actionen darlegt. Oder wenigstens eine solche, welche vorzugsweise die politischen Thaten beleuchtet und mit Quellen belegt. Ich erwähnte schon einmal als Beispiel die Biographie Palmerstons von Sir Henry Lytton Bulwer. Sie ist erst nach dem Tode ihres Helden erschienen, und auch sie ist am ergiebigsten gerade für die ältere Zeit von 1810 bis 1841 (die zwei ersten Bände der englischen Ausgabe, den ersten der deutschen von Arnold Ruge).

Soweit Herr von Köppen etwa ein solches Werk erstrebt hätte, wäre seine Aufgabe mißlungen. Allein ich glaube, er hat es nicht erstrebt; er wollte ein Familienbuch für das deutsche Volk schreiben, um demselben seinen Helden näher zu bringen und dessen Bild klar und fest darzustellen, damit es nicht „von der Parteien Haß und Günst entstellte“ werde. Diesen Zweck hat er, soweit dies jetzt schon möglich ist, vollständig erreicht.

Die Ueberlieferungen unseres Glaubens lehren uns, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen. Wir arme Sterbliche sind keine Götter, aber auch wir schaffen uns unsere Helden und unsere Ungeheuer, unsere irdischen Götter und unsere irdischen Teufel auch nach unserem Bilde und fälschen dadurch die Geschichte. Es ist daher notwendig, daß bei Zeiten das Material gesammelt und gesichtet werde, um den wirklichen Menschen zu schildern, der später zum mythischen Heros emporwächst. Was wissen wir von Homeros und was von Shakespeare? Nichts, und in diesem leer gelassenen Raume treiben sich jetzt die tollsten Hypothesen umher. Warum hat nicht Homeros einen Hesekiel und Shakespeare einen Köppen gehabt? Diese Frage klingt scherzhaft, aber sie hat auch ihre ernsthafte Seite.

In der That, Fedor Köppen hat mit Fleiß und Geschick gearbeitet. Er hat nicht nur die Biographie bis zur Gegenwart (1875) fortgeführt, sondern auch neue Quellen erschlossen. Offenbar ist ihm auch von Personen, die dem Reichskanzler nahe stehen, Material mitgetheilt worden. Und er hat Alles mit großem Geschick bearbeitet. Seine Methode erinnert an die Kriegsbücher von Theodor Fontane, namentlich an das neueste und beste derselben, den „Krieg gegen Frankreich“ (Berlin, Decker, 1873 und ff.), worin Fontane mit gewohnter Meisterschaft den harten und schweren Stoff künstlerisch zu bewältigen und durch Schilderung von Land und Leuten, von Personen und Umständen, sowie durch interessante Episoden dem Leser schmackhaft und anschaulich zu machen versteht. Freilich ist ein solches Vorbild schwer zu erreichen und man kann vielleicht sagen, daß Fedor Köppen an Gedichten (eins sogar doppelt, einmal S. 434 und dann noch einmal S. 707), Einleitungen, Episoden und Dithyramben zu viel gethan hat. Ueberhaupt wird er bei einer zweiten Auflage wohl daran thun, sich der Lehre der Dichterin Sappho zu erinnern, daß in der Kunst oft die Hälfte besser ist, als das Ganze. Bei dieser Gelegenheit wird er auch eine Anzahl kleiner Irrthümer berichtigten, z. B. Seite 392 wo der Reichstagsabg. von Bethmann-Hollweg als der „Minister der neuen Aera“ aufgeführt wird, während er dessen Sohn ist, Seite 394 von Windthorst statt Windthorst ohne von u. s. w.; es lohnt kaum davon zu reden.

In Summa: Es ist ein gutes Buch und verdient allgemeine Verbreitung.

VL

Dritte Periode: Julian Klaczko, Schluß.

Indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß sich in den „Skizzen aus der Petersburger Gesellschaft“, welche vor zwei Jahren (bei Duncker und Humblot in Leipzig) anonym erschienen, ein sehr guter Aufsatz über „Bismarck in St. Petersburg“ findet, wenden wir uns nunmehr zu Herrn Julian Klaczko und seinen unter dem Titel „Zwei Kanzler“ (Deux Chancelliers) in der Revue des deux mondes (15. Juni, 1. Juli, 15. August, 15. September, 15. November 1875 und 15. Januar 1876) erschienenen Aufsätzen. Dieser Tage haben dieselben auch in Buchform das Licht der Welt wieder erblickt unter dem

Titel: „Deux Chanceliers. Le prince Gortschakoff et le prince de Bismarck. Par J. Klaczko, ancien député au Parlement de Vienne.“ (Chez E. Plon, Paris 1876). Das Beste über sich selbst zu sagen hat Herr Klaczko, offenbar aus übergroßer Bescheidenheit, vergessen. Wer sich darüber näher belehren will, den verweise ich auf meine soeben erschienene „Türkische Reise“ (Stuttgart, Auerbach) Bd I, Kap.: „Wiener Wit und Wiener Blut“, S. 34 u. ff.

Hier beschränke ich mich darauf zu bemerken, daß Herr Klaczko vor Allen K. K. Hofrath im Auswärtigen Amte zu Wien war, von welchem Amte damals D. Spitzer, der berühmte „Spaziergänger“, behauptet, diese Anstalt habe keinen anderen Zweck, als unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, auf Kosten D. Spitzer zu leben und kostspielige Experimente zu machen. Ob D. Spitzer dabei auch an den rheinländischen Fürsten Metternich („Princeps de Media Nocte“ jagt Gustav Schwetsche, der Dichter der „Bismarckias“) und an den sächsischen Grafen Beust gedacht hat, als er von den „unbemittelten Ausländern“ sprach, welche im K. K. Auswärtigen Amte herum experimentiren, das wissen wir nicht. Gewiß ist nur, daß Graf Beust Herrn Julian Klaczko, der Pole von Geburt ist, außerordentlich protegirt, zum K. K. Hofrath gemacht und zur Wahl in den galizischen Landtag empfohlen hat, von wo aus derselbe in den österreichischen Reichstag delegirt wurde. Herr Klaczko schwärmt für die Wiederherstellung Polens. Wir nehmen dies einem Polen nicht übel. Nur verstehen wir nicht recht, wie er gleichzeitig auch für Rußland schwärmen kann, welches bisher noch keinen allzugroßen Eifer für die Wiederherstellung Polens an den Tag gelegt hat. Es war im September 1870, wo Herr Klaczko, damals activer K. K. Hofrath im Auswärtigen Amte, im galizischen Landtage in Zemberg eine Rede gegen Deutschland hielt, in welcher er Oesterreich beschwor, seine Armee marschiren zu lassen, um die verthierten deutschen Südbinglinge aus dem Lande der Civilisation (Frankreich) hinauszujagen, und Europa die Freiheit und den Frieden wiederzugeben. Diesen Scherzen setzte Spitzer die Krone auf, indem er dazu den Verbesserungsantrag stellte, Oesterreich möge nicht seine Armee, sondern seinen Hofrath (Klaczko) marschiren lassen. Ich erinnere an Alles das nicht in feindseliger Absicht, sondern nur, um den Mann und seine Stellung zu Rußland auf der einen Seite und zu Deutschland auf der anderen zu charakterisiren.

Seine „Zwei Kanzler“ sind recht hübsch und unterhaltend geschrieben, nur fürchte ich, daß der Wunsch: „Wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr“ einigermaßen Anwendung darauf leidet. Einige Angaben, offenbar entweder aus einer französischen oder aus einer österreichischen Quelle (sollte es hier nicht erlaubt sein, auch an den gegenwärtigen österreichischen Botschafter in London zu denken?), sind zwar neu, aber sie entziehen sich zur Zeit der Controle ihrer Richtigkeit. Andere sind richtig, aber längst bekannt; so ist in den letzten Abschnitten Benedetti's „Ma mission en Prusse“ vielfach als maßgebend zu Grunde gelegt. Sehr reich und wohl zum Theil auch richtig ist Klaczko's Werk an jenem Anekdotenstrom, wie solcher zu circuliren pflegt unter Diplomaten dritter und vierter Ordnung, welche an und für sich mit ernsthaften Geschäften nicht allzusehr überladen und in Folge dessen damit beschäftigt sind, in den oberen Schichten der Gesellschaft jenen häuslichen Neuigkeits-Courierdienst zu versehen, welchen in den unteren die Barbieri und andere dunkle Biedermänner besorgen.

Viele gute Deutsche sind entzückt von den Darstellungen Klaczko's und geben sie in gutem Glauben wieder. Während wir früher gewohnt waren „les bons gros Allemandes, les cervelles tudesques, les têtes carrées felées d'une metaphysique ténébreuse“ genannt zu werden, sind wir bei Klaczko plötzlich „la race redoutable des vainqueurs de Sadowa et de Sedan“ geworden, — eben so stark in Bescheidenheit wie in Hochmuth, in Nüchternheit wie in Fruchtbarkeit, in der Kunst zuzugreifen und in der festzuhalten, stets geneigt das alte Sprichwort „ubi bene, ibi patria“ zur Anwendung zu bringen und doch immer an dem „alten Vaterland“ („à la mère-patrie“) festzuhalten; so sagt Herr Klaczko, „sichern die Deutschen in jedes Land ein, dringen

in die entferntesten Regionen und verschmähen keinen bewohnbaren Winkel der Erde“.

Meines Erachtens dürfen wir uns nicht von diesem zweifelhaften Lobe bezaubern lassen, sondern müssen ergänzend hinzufügen, daß Deutschland im Gegensatz zu anderen Staaten Europas keine Scholle Landes außerhalb seines heimathlichen Bodens besitzt, daß es jede Eroberung verschmäht, keine Colonien hat und haben will, und daß seine Auswanderer draußen niemals deutsche Staaten oder deutsche Filiale errichten, sondern dem Heimathlande unwiederbringlich verloren sind, und daß alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte und ihre Besitzthümer nur dem neuen Lande der Auswanderung und Niederlassung zum Vortheile gereichen. (Siehe Friedrich Rapp, in der Vorrede zur zweiten und dritten Auflage zur „Geschichte der deutschen Einwanderung in America“.)

Herr Klaczko schwärmt zwar auch für den Fürsten Bismarck, aber in einer etwas eigenthümlichen Weise. Er kann denselben nicht loben ohne daß ein Schatten auf „Alexander Michailowitsch“ (so nennt er vertraulich den Fürsten Gortschakoff) fällt; und er kann des Einvernehmens, welches seit Jahren zwischen Preußen und Rußland herrscht, nicht gedenken, ohne mit größerer oder geringerer Deutlichkeit zu verstehen zu geben, daß Rußland dabei den Kürzeren ziehe. Er lobt aus allen Tonarten, im Gegensatz zu der „puissanos formidable“, welche das deutsche Reich jetzt bildet, den alten Frankfurter Bund, diese rein defensiv Vereinigung friedfertiger Staaten, welche alle Rußland aufrichtig und von Herzen ergeben waren; er vergißt dabei nur, daß diese „friedfertigen Russenfreunde“ 1854 in Folge des Drängens der K. K. Bundespräsidialgewalt gegen Rußland mobil gemacht hatten und nur durch Preußen in Ordnung gehalten wurden; sonst wären sie wohl weiter gegangen.

Klaczko's Aergerniß nimmt manchmal einen geradezu komischen Charakter an. Bei Gelegenheit des Besuchs, den Kaiser Wilhelm 1873 dem Kaiser Alexander in St. Petersburg machte, schreibt er z. B.:

„Nach jenem sinnreichen höflichen Gebrauche, welchen Vater Homeros einführte, indem er die Helden Glaucos und Diomedes ihre glänzenden Waffen tauschen ließ, trug der russische Kanzler die Insignien des Schwarzen-Adler-Ordens und der preussische die des Sanct-Andreas-Ordens, und dieses Durcheinander der Orden erinnert unwillkürlich an die gemeinsamen Bande, welche schon so lange diese beiden großen Diplomaten vereinen.“

Noch ein halbes Duzend solcher kleiner Nadelstiche, und dann rückt der Deutsche Hofrath mit der Sprache etwas deutlicher heraus, indem er große Worte macht.

„Welche Stunden des Glücks für Europa,“ ruft der Pole Klaczko, „welche Stunden des Ruhms für die russische Nation und des Glanzes für seinen erhabenen Herrn hat nicht der russische Kanzler verpaßt lebighlich aus Liebe für Preußen, damals im Frühjahr 1867, als ihm Frankreich und Oesterreich so große Concessionen im Oriente anboten?“

Machen wir hier einen Augenblick Halt!

Es mag wahr sein, daß damals Frankreich und Oesterreich die Insel Candia den Russen zu Eigenthum angeboten haben. Die Sache hatte nur zwei kleine „Aber“. Die Insel gehörte weder den Franzosen noch den Oesterreichern, sondern den Türken; sie war zwar im Aufstand begriffen, aber die Aufständischen strebten nicht zu Rußland, sondern zu Griechenland; Rußland mußte sich also erst die „geschenkte“ Insel erobern und mochte dann zusehen, ob es sie behalten könne. In der That, die Herren hätten ihm eben so gut den Mond schenken können!

Graf Beust plante damals den Rebanckkrieg gegen Deutschland. Es ist also im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Rußland 1867 als Gegenleistung gegen die „großen Concessionen im Orient“ die Verpflichtung übernehmen sollte, mitzuhelfen an dem bekannten „avilir et après démolir la Prusse“.

Eine alte französische Idee Das! Sich mit einer europäischen-asiatischen Macht zu vereinigen, um Deutschland oder Oesterreich dazwischen zu packen und der französischen Gewalt zu unterwerfen. Nicht bloß eine Idee, vielmehr ist das Alles schon dagewesen

im siebzehnten Jahrhundert. Damals waren es die Türken, welche sich dieser französischen Idee opfereten. Wenn der französische Hahn krächte, dann brüllten die türkischen Janitscharen: *Al Allah il Allah*. Wenn das weiße Banner der Bourbons nach Metz und Straßburg avancierte, dann näherte sich die grüne Fahne des Propheten den Wällen von Ofen und Wien. Dabei wurden aber die Franzosen immer mächtiger und die Türken immer elender und schwächer. Dieser westöstliche Divan ist also wenig geeignet, die Russen zur Nachahmung der Türken zu reizen, namentlich da heute Deutschland, wie Klaczko selber versichert, eine „puissance formidable“ ist, was Oestreich im Jahre 1683, wo die Türken Wien belagerten, durchaus nicht war.

Vielleicht erinnerte man sich 1867 in St. Petersburg auch daran, daß so eben erst Frankreich erstens die Polen, zweitens die Dänen und drittens Maximilian von Mexico in blutige Unternehmungen hineingeheßt und sie dann (wie der des Horatius kundige Herr Klaczko sagen würde: „non bene relicto clipeo“) schönbe im Stich gelassen hatte, und daß Oestreich sich 1854 so außerordentlich dankbar für 1849 erwiesen.

Herr Klaczko versichert an verschiedenen Stellen seines Buches, sein Alexander Michailowitsch (d. i. Gortschakoff) sei ein guter Lateiner. Wir sind geneigt, dies zu glauben. Wahrscheinlich hat sich Alexander Michailowitsch 1867 an das „Timeo Danaos etc.“ oder an das weniger bekannte aber eben so richtige: „Tanti poenitere non emo“ d. i. so teuer kaufe ich die Reue nicht, erinnert. Vielleicht auch dachte er ein wenig daran, welche Dienste Preußen 1854/55 gegenüber dem Krimkriege, 1862/63 gegenüber dem polnischen Aufstande und 1871 gegenüber dem Pariser Frieden von 1856 und der Frage des Schwarzen Meeres den Russen geleistet; und daß die 1850 von dem Fürsten Schwarzenberg als Staatsraison glorifizierte „Undankbarkeit“ für Oestreich keineswegs die erwarteten Früchte getragen. Herr Klaczko scheint selber etwas derart zu fühlen. Er läßt das Jahr 1867 fallen und spricht zum Schluß von der Gegenwart. „Welchen Preis“, fragt er, „wird Preußen für seine Zustimmung zur Lösung der orientalischen Frage fordern? Wird es Holland sein, oder Sütland, oder Deutschösterreich, oder die Weichsel als Grenze, oder die russischen Ostseeprovinzen?“

Für diese Phantastereien wird er nirgends Gläubige finden. Wer Deutschland kennt, der weiß, was es in seinem eigenen Innern noch Alles zu thun hat, und daß es weit entfernt ist, sich zu behängen und zu belasten mit einem weiteren Elsaß, welches letztere wir lediglich aus militärischen Gründen annectirten, freilich auch annectiren mußten. Der Plan, Deutschösterreich zu annectiren, wird bekanntlich nur von dem bayrischen Abgeordneten Edm. und Jörg und anderen Clerikalen betrieben. Dies würde allein schon hinreichen, ihn zu discreditiren. Allein es bedarf dessen gar nicht. Alle vernünftige Menschen, welche es mit dem deutschen Reich und mit Oestreich wohl meinen, sind ohnedies schon dagegen; und der Reichskanzler lacht über solche verrückte Gedanken.

Selbst einem Herrn Klaczko wird es nicht gelingen, den europäischen Frieden zu untergeben, so lange wir Alle eingedenk bleiben des: *Aequam memento servare mentem*.

Ich schließe mit dem vollen Bewußtsein, daß meine obige Rundschau über die Bismarck-Literatur eine unvollständige ist, was ich mit dem Mißverhältnis zwischen dem engen Raum und dem großen Material zu entschuldigen bitte.

Ich behalte mir vor, auf Einzelnes später einmal wieder zurückzukommen und bei dieser Gelegenheit auch die (deutschen, französischen, englischen und italienischen) Sammlungen der Reden, der Briefe und der „gesügeltsten Worte“ Bismarcks zu erwähnen.

Für heute begnüge ich mich mit diesem ersten Versuch, der den Gegenstand nur anregt, ohne ihn irgendwie zu erschöpfen. Im Uebrigen erinnere ich an die Eingangstropfen von „Tristan und Isolde“. Ich meine hier natürlich nicht die schwer citirbare Oper, sondern das Epos des Meisters Gottfried von Straßburg. Sie lauten:

„Gedächte man der Guten nicht,
Von welchen Gut's der Welt geschicht,
So würd' es also All zu nicht,
Was Gutes in der Welt geschicht.“

Es ziemt sich, daß, was man nicht wol
Entbehren kann, man loben soll,
Und lasse sich's gefallen wol,
Dieweil es gelten muß und soll.“

Louis Agassiz,

der bestverleumdete unter den Naturforschern.

(Schluß.)

Es bleibt mir noch übrig, den letzten mit besonderer Vorliebe und besonderem Nachdruck gegen Agassiz erhobenen Vorwurf der religiösen Heuchelei zu entkräften. Nicht als ob Herr Carus Sterne irgend welche Gründe für diese Bezeichnung hätte; er weiß deren eben so wenig anzugeben wie Sadel, der auch in diesem Punkte sein Vorbild ist.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz sei ein ausgeleerter Tartüffe gewesen.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz gehöre zu den Forschern, denen es nicht auf die Bloßlegung der Wahrheit ankommt, sondern darauf, daß das Gefundene sich mit der religiösen Tradition in einen, wenn auch noch so geschraubten und gezwungenen Zusammenhang bringen lasse.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz habe mit der Kirche ein geheimes Concordat abgeschlossen und sich verpflichtet, nichts zu entdecken, was ihr unangenehm sein könnte.

Dies und noch Anderes mehr sagt Herr Carus Sterne. Er sagt es, wie bereits erwähnt, ohne den geringsten Beweis für irgend eine dieser Aussagen beizubringen.

Herr Carus Sterne ist in der That ein erstaunlich gewissenhafter Mann.

Professor Alexander Braun, Agassiz's Studiengenosse, weiß von allem dem nichts; er, der Jahre lang mit Agassiz ein Zimmer bewohnt hat, versichert mir, daß Agassiz schon vor nahezu fünfzig Jahren als Student ähnliche religiöse und wissenschaftliche Ueberzeugungen gehegt und gegen ihn ausgesprochen habe, wie er sie in seinen in America veröffentlichten Arbeiten und Vorlesungen geäußert, und seine in Neuchâtel erschienenen Schriften und Reden beweisen dies auch. B. seine Antrittsrede an der Akademie in Neuchâtel vom 18. November 1841 enthält nicht nur schon ganz dieselben Gedanken über die Schöpfung wie der unlängst erst erschienene Schöpfungsplan, sondern nimmt auch merkwürdiger Weise schon ganz entschieden Stellung gegen die Idee einer Abstammung der Arten von einander, gegen eine Theorie der Entwicklung mit äußerem, genetischem Zusammenhang. Wie wenig Agassiz von einem Tartüffe hatte, geht ferner aus der allgemeinen Charakterisierung hervor, die C. Vogt in der „Frankfurter Zeitung“ von ihm entwirft. Die Stelle lautet:

„Wie außerordentlich reich er von der Natur ausgestattet war, habe ich schon gesagt und brauche es nicht zu wiederholen. Auch das kann man sagen, daß er im Grunde ein herzensguter Mensch war, begeistert für die Wissenschaft, leicht erregbar für Schönes und Gutes. Der berühmte Gelehrte schmolz im Leben wie weiches Wachs, in welches Jeder seinen Stempel eindrücken konnte, um den Eindruck alsbald wieder von einem durchaus entgegengesetzten verlöscht zu sehen. So wie er einerseits der heiterste, genialste Gesellschafter sein konnte, so flossen ihm andererseits die Thränen bei der geringsten Gelegenheit.“

Dieses Bild liefert gewiß keine Züge zu einem Tartüffe.

Der Thatsache, daß Agassiz seine religiösen Gefühle nicht erst in America angenommen oder gar nur zum Schein zur Schau getragen habe, gibt Vogt in seiner Weise in den Worten Ausdruck, daß man nicht ungestraft der Sohn eines protestan-

tischen Pfarrers aus Waadt sei. In Wahrheit hielt Agassiz sein ganzes Leben lang sowohl an gewissen religiösen wie wissenschaftlichen Grundgedanken mit derselben Zähigkeit fest, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob er damit rechts oder links, bei Strenggläubigen oder Atheisten anstieß.

Agassiz erzählt selbst in dem von Herrn Carus Sterne so witzig kritisirten „Schöpfungsplan“, wie er als junger Professor vor die Unterrichtsbehörde in Neuchâtel geladen wurde, um einen Verweis für seine Verbreitung angeblich ungläubiger Lehren hinzunehmen, weil er nämlich keinen Anstand nahm zu lehren, daß die Geologie annähernd wenigstens das Alter der Erde offenbare und dieselbe uns viel älter erscheinen lasse, als religiöse Glaubensbekenntnisse es erlauben. Agassiz's Lehre von der Schöpfung stimmt durchaus nicht mit der Mosaischen überein, ebensowenig seine Annahme von der gesonderten Entstehung der Menschenrassen in verschiedenen Welttheilen, die er immer und überall mit der größten Entschiedenheit verkündigte. Auch die Aeußerung im Schöpfungsplan (S. 99), daß die Thiere in ihren moralischen Verhältnissen ein so scharfes Gefühl für Recht und Unrecht zeigen wie der Mensch, und daß wir hinsichtlich des eigentlichen Wesens unserer geistigen Kräfte keine Berechtigung haben uns eine bevorzugte Stellung in der thierischen Schöpfung anzumessen, ist mit der kirchlichen Ansicht von der Stellung des Menschen in der Natur nicht zu vereinigen. Ueber sein Verhältniß zu Glauben und Wissenschaft äußerte sich Agassiz noch in der letzten Zeit seines Lebens gelegentlich gegen die Studierenden der Anderson-School nach den Anfangs erwähnten Mittheilungen der „Extra-Tribune“ wie folgt:

„Ich bin in Europa verschrien als Einer, der seine wissenschaftlichen Ideen von der Kirche herleitet; von meinen Freunden, die Kirchgänger sind, werde ich dagegen als ein Ungläubiger betrachtet, weil ich mir nichts vorschreiben lassen will. Ich habe mit überliefertem Glauben und dogmatischer Wissenschaft nichts zu thun, — weg damit! Sind wir schwach, so laßt uns demüthig zu der Stütze der Tradition und des Glaubens zurückkehren; sind wir stark, so laßt uns sehen, was außer dem Bereiche des Glaubens liegt, und uns nichts darum kümmern, was die Welt sagt.“ Es ließen sich derartige Aeußerungen leicht mehr auffinden, aber eine einzige wie die letzte, öffentlich gethan, zudem vor dem Zuhörerfreis, der von Herrn Carus Sterne sogenannten „Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher“, genügt, um das Gewebe von Unwahrheiten zu zerreißen, mit dem Herr Carus Sterne nach Vorgang seines Meisters, Professor Hädel, a. a. O. S. 84, die mit Agassiz's Leben und Schriften nicht näher Vertrauten zu täuschen versucht hat.

Agassiz huldigte allerdings einem ausgesprochenen Theismus. Es ist wahrscheinlich, daß seine erste Erziehung im elterlichen Hause dazu den Grund in ihm gelegt, aber es ist sicher, daß gerade sein ernstes, liebevolles und unablässiges Studium der Natur diese Geistesrichtung immer mehr in ihm befestigte. Insbesondere waren es seine geologischen und seine bahnbrechenden paläontologischen Forschungen (deren allgemeine Resultate man namentlich im ersten Theile des berühmten Werkes über die fossilen Fische und im ersten Bande seiner „Contributions“ niedergelegt und entwickelt findet), die ihm mit Nothwendigkeit auf die Annahme eines planvoll handelnden Schöpfers, einer menschenähnlichen, wenn auch mit höheren Kräften begabten Intelligenz, in der Alles seinen Ursprung hatte, hinzuführen schienen. Wenn man den Fanatikern einer mechanischen Weltanschauung Glauben schenkt, bleibt allerdings nichts übrig, als einen Naturforscher, der solche Ansichten ausspricht, entweder für einen Schwachkopf oder für einen Heuchler zu halten, und je bedeutender seine wissenschaftlichen Leistungen sein werden, um so weniger wird ihm eine solche Beurtheilung erspart bleiben. Herr Carus Sterne behauptet daher auch dreist sowohl, daß Agassiz nie Proben besonderen Scharffinnes gegeben habe, als auch, daß er ein heuchlerischer Tartüffe gewesen sei.

Was Ersteres betrifft, so urtheilt C. Vogt, der Agassiz etwas besser kannte, folgendermaßen:

„Wenn ich die zahlreichen Naturforscher durchmustere, die

ich in meinem Leben kennen gelernt habe, so kann ich wohl sagen, daß Agassiz derjenige war, welcher von der Natur mit den reichsten Anlagen bedacht war, wenigstens für die beschreibende Zoologie. Er besaß einen unglaublich feinen Sinn für Formengestaltungen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein und ein riesiges Gedächtniß für dieselben“ u. s. w. Welche Bewandniß es mit der religiösen Heuchelei Agassiz's hatte, haben wir gesehen. Es gehört heut zu Tage für einen Mann der Wissenschaft viel mehr Muth dazu, in so unverbohlener, ungeschminkter Weise, wie Agassiz es gethan, sich zu einem Gott zu bekennen, der diesen Namen noch verdient, als sich für einen Atheisten auszugeben. Es gibt eine Menge verschämter Theisten unter den Naturforschern, die, aus Furcht von ihren lieben Collegen von der äußersten Linken für Abhlergläubige verschrien zu werden, eine Scheu an den Tag legen, den Namen Gottes auszusprechen, und sich mit allen möglichen und unmöglichen, uneigentlichen und umschreibenden Bezeichnungen herumplagen, die geradezu komisch wirkt. Dieser Schwachheit gegenüber ist der Freimuth und die Wahrheitsliebe, mit der Agassiz seiner Ueberzeugung offenen Ausdruck gibt, auf's höchste anzuerkennen und zu ehren.

Welche von all' den schweren Anschuldigungen, mit denen man Agassiz's Bild in den Augen des gebildeten Publicums zu verkleinern und zu entstellen bemüht war, bleibt hiernach noch bestehen? Keine! Nur von einem Fehler, dem jeder sterbliche Mensch unterworfen ist, und der beste oft am meisten, können und wollen wir Agassiz nicht freisprechen. Er war, so gut wie Andere, dem Irrthum unterworfen; er war es bei seinem lebhaften, feurigen Naturell vielleicht sogar in noch etwas höherem Grade als Andere. Deshalb steht er keinem billig Denkenden weniger hoch. Auch F. v. Liebig, der in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit Agassiz hatte, hat sich manchmal geirrt und mit Zähigkeit an seinen Irrthümern festgehalten. Er war deshalb nicht minder vielleicht der genialste Chemiker unseres Jahrhunderts.

Agassiz selbst war stets am weitesten davon entfernt, sich für unsehbar zu halten, viel weiter als ein gewisses ultra-darwinistisches Päpstelein in Zena.

„Wir sollten die Grenzen unseres Wissens eingestehen,“ äußerte er sich gegen seine Schüler. „Diejenigen, welche eine Antwort auf jede Frage haben, müssen Antworten erfinden. Es ist hart zu sagen: „ich weiß nicht“, insbesondere für einen Lehrer. Wer ich würde Keinem trauen, der nicht den Muth hat, es zu thun.“ Und ferner: „Waget unbeständig zu sein. Solange Festigkeit in der Unhänglichkeit an eine falsche Idee eine republicanische Tugend ist, sind wir nicht auf dem Wege des Fortschritts.“

Eine heilige Begeisterung für die Wahrheit, hingebendste Liebe zur Natur, das waren die treibenden Kräfte in Agassiz's Leben und Wirken. „Die Natur war seine erste und letzte Liebe; mit ihr zu leben und sie zu erforschen, war sein Leben. Seine Umgebung für sie war rüchhaltslos. Falsch gegen die Natur zu sein, oder sie zu verkleinern, ihre Lehren zu verhüllen oder bei Seite zu setzen, war eine Beleidigung, die er fast wie eine persönliche empfand. Es war für mich außerordentlich rührend, den großen Naturforscher in Penitence zu sehen, wie er seine letzten Kräfte jener Menge eifriger Schüler widmete, die auf das ausschließliche Studium des Buches der Natur verweisend und ihnen durch Wort und That zeigend, wie sie zu beobachten und zu lehren sei an lebenden Wesen. Eines seiner letzten Worte (in der Atlantic Monthly) war: Philosophie und Theologie haben noch zu lernen, daß eine natürliche Thatsache so heilig ist, wie ein moralisches Princip.“

So urtheilt sein Freund und Landsmann, der bekannte Pflanzler und Geograph Arnold Guibot über ihn, und das Zeugniß dieses und so manches andern berühmten und geachteten Mannes, nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner Gegner in wissenschaftlichen Fragen, wie Vogt und Braun*), auf welche ich mich

*) Beide allerdings in sehr verschiedenem Sinne. Ueber des Letzteren Stellung zur Entwicklungslehre siehe dessen Rede über die Bedeutung der Entwicklungsgeichte in der Natur, gehalten am 2. August 1872 im Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin.

bezogen habe, wird wohl genügen, den Berg von Entstellungen, den Herr Carus Sterne auf den durchaus ehrenhaften Namen Agassiz zu häufen bestrebt war, zu verwehen, wie Spreu vor dem Winde.

Nikolaus Eichhorn.

Der Autor des vorhergehenden Aufsatzes sendet uns folgendes Fragment aus einem Briefe der Frau Agassiz:

„It has pained me much lately to see in a german paper, called the ‚Gegenwart‘ a notice of a book ‚Der Schöpfungsplan‘, attributed to your uncle Louis. This book has been compiled by some one from notes taken of Agassiz's extemporaneous lectures by some newspaper reporter. The notes were never even seen by him. The only courses of lectures revised by himself and published with his authority during his residence in America appeared in two volumes entitled ‚Methods of study‘ and ‚Geological sketches‘. For these alone he is personally responsible.“

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Räthchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist.

Die Meininger sind nun zum dritten Mal bei uns eingekehrt. Das Interesse an diesem Gesamtgastspiel hat sich zwar durchaus nicht abgestumpft, aber die Gegenseite, die sich in der Kritik beim ersten Erscheinen dieser Künstlergesellschaft ausdrücken, haben an Schärfe verloren. Das Für und Wider ist gesagt worden und könnte immer nur auf's Neue wiederholt werden. Die excentrischen Lobeserhebungen sind mit dem übertriebenen Tadel zugleich verstummt, die Meinungen haben sich geklärt. In der Anerkennung der unleugbaren Vorzüge herrscht Einmüthigkeit und die eben so offenbaren Schwächen unserer Gäste springen jetzt auch den von der Meininger Pracht früher ganz Geblendeten in die Augen. Diese Schwächen und Gebrechen beruhen vornehmlich in der ungenügenden Befestigung einiger der wichtigsten Fächer, in der Uebertreibung und Absichtlichkeit, die sich sowohl in gewissen schauspielerischen Einzelleistungen und in der Betheiligung der Massen, wie auch in Neußerlichkeiten der Ausstattung bemerklich macht; die Vorzüge in der sorgfältigen geistvollen Vorbereitung der Schauspiele, in der durch einen wahren Künstler angeordneten Ausstattung in den Costümen, den Decorationen, und dem ganzen äußeren Arrangement, und endlich in dem kunstverständigen Ernste, der über dem Ganzen schwebt und der ein jedes Mitglied dieser Gesellschaft mit dem freudigen Bewußtsein der schönen Aufgabe, die ein jedes zu lösen hat, und mit der echten Lust und Liebe zur Sache erfüllt.

Die Meininger nehmen im Freistaat der Künste eine ganz besondere Stellung ein. Die Bedingungen, unter denen sich diese künstlerische Gesamtheit zu dem herausgebildet hat, was sie jetzt ist, sind einzige; und deshalb ist es auch nicht billig, wenn anderen, auch den ersten Bühnen ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie sich in dieser oder jener Beziehung von den Meinigern überflügeln lassen. Allerdings können auch unsere vornehmsten Bühnen von den Meinigern Mancherlei lernen. Aber zum Muster können sie dieselben doch nicht nehmen, sie müßten denn die ganzen Bedingungen ihrer Existenz radical verändern. Es ist z. B. nicht möglich, daß ein größeres Hof- oder Stadttheater auf ein einzelnes Stück diejenige Sorgfalt verwende, welche die Meininger Aufführungen zum höchsten Grade des Erreichbaren heranreift.

Ein Theater, das auf seine eigenen Einnahmen angewiesen ist und der Munificenz eines hochherzigen Kunstfreundes entbehren muß, ist in Deutschland genöthigt, so und so viel Novitäten im Winter zu bringen, so und so viel Stücke, die seit längerer Zeit geruht haben, wieder dem Repertoire einzuverleiben, so und so viel entfremdete Stücke zu den Vorstellungen von Debütanten und Gästen wieder für einige Vorstellungen heimlich zu machen. Um diesem Bedarf zu genügen müssen in dem Theater, das alle Abende spielt, beinahe die sämmtlichen Vormittage zu

Proben von ganzen Stücken oder von einzelnen Scenen in Anspruch genommen werden; und für die wichtigste Novität oder neue Einstudirung sind immer nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Vormittagen zu den Proben zur Verfügung. Durch diese leidige Nothwendigkeit hat sich nun ferner allmählig die Praxis herausgebildet, daß dem einzelnen Schauspieler die Detailausarbeitung seiner Rolle im Großen und Ganzen selbst überlassen bleiben muß; nur hie und da kann der Regisseur ihm einen Wink geben, ihm die sogenannte Nuance vorschlagen. Aber in der Hauptsache muß, wie die Dinge nun einmal liegen, der deutsche Schauspieler schon zur ersten Probe mit seiner Rolle ungefähr fertig auf die Bretter kommen und bei der dritten und vierten derselben vollständig Herr sein. Hieraus folgt nun weiter, daß der deutsche Schauspieler eine Selbstständigkeit dem Regisseur gegenüber gewonnen hat von der auch bei den größten Künstlern in Frankreich nicht im Entferntesten die Rede ist. Unsere bekanntesten Schauspieler, die seit Jahren die ersten Fächer an den bedeutenden Bühnen spielen, würden es als einen Eingriff in ihre künstlerischen Rechte, beinahe als eine Kränkung ihrer Würde betrachten, wenn der Regisseur sie überall da, wo es ihm nothwendig erscheint, auf gewisse Dinge aufmerksam machen, sie „schulmeistern“ wollte. Somit ist es sogar fraglich, ob selbst eine größere Anzahl von Proben reisere, durchgeleitigere Vorstellungen zu Stande bringen könnte, als es der Fall ist.

Ganz anders bei den Meinigern, die durch besonders günstige Verhältnisse sich das französische Princip: ein Stück so lange zu probiren, bis es vollständig, bis in die geringfügigste Einzelheit, bühnenreif erscheint, haben zu eigen machen können. Der Leiter der Meininger Hofbühne ist der Fürst, der den Mitgliedern des Theaters gegenüber mit einer Autorität auftreten kann, wie kein anderer Regisseur der Welt. Von Uebelwollen, von Unwillen oder gar von hartnäckiger Opposition bei einzelnen Mitgliedern ist hier nichts zu befürchten. Der Herzog ist nun, wie aus allen Vorstellungen klar hervorgeht, ein wahrer Künstler, der dem Theater nicht nur die oberflächliche Liebhaberei eines gelangweilten hohen Herrn widmet, sondern ihm mit vollstem Ernste seine edelsten geistigen Kräfte zur Verfügung stellt. Er hat es dahin gebracht, daß man von seinen Leistungen wie von denen eines Künstlers spricht und dabei seine hohe Geburt ganz vergessen kann. Man kann ihn loben, ohne deshalb in den Verdacht der Schmeichelei zu gerathen; man kann ihn tadeln, ohne deshalb unehrerbietig zu erscheinen. Der Herzog, der nicht nur einen feinen Sinn für die Dichtung und Darstellung, sondern auch — und vielleicht vor Allen — für die geschmackvolle Verbilligung das geübte Auge des Malers besitzt, kann sich die Genugthuung bereiten, nach jeder Richtung hin die Aufführung auf den Proben vorzubereiten und auszuarbeiten, bis sie ihm vollkommen reif erscheint. Der unsaubere Gesell, welcher bei den andern Theatern leider den Vorsitz in den Sitzungen führt, in denen das Repertoire bestimmt wird: die Casse, findet bei ihm kein Gehör. Für ihn liegt nicht die Nothwendigkeit vor im Laufe des Jahres dreißig oder vierzig neue Stücke oder Stücke, die so gut wie neu sind, zur Aufführung zu bringen; er beugt sich nur dem sanften künstlerischen Zwange, in dem, was er bietet, den höchstmöglichen Grad der Fertigkeit zu erreichen. Wenigen zehn Proben nicht, so werden zwanzig in Anspruch genommen; und reichen zwanzig nicht aus, so bringen es vielleicht dreißig zu Wege. Nicht das Quantum der Leistungen, das eine der traurigen Forderungen ist, die an gewöhnliche Bühnen gestellt werden, sondern nur das Quale kommt für ihn in Betracht. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich zur Genüge die unbestreitbare Thatsache, daß die Aufführungen der Meininger zu einer beneidenswerthen Höhe des mit den vorhandenen Mitteln Erreichbaren aufgestiegen sind.

Das vollste Lob gebührt den Meinigern wegen der äußeren Ausstattung ihrer Stücke. In dieser Beziehung haben sie auch den außergewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen, daß die sämmtlichen Berliner Bühnen in den letzten drei Jahren auf die Treue und den Geschmack der Neußerlichkeiten mehr Werth legen als früher. Bisweilen gehen die Meininger, wie ich glaube und auch bereits früher ausgesprochen habe, im Glanz der Ausstattung zu weit. Die Ausstattung des „Fiesco“ zum Beispiel schien mir über das richtige Maß hinauszugehen und durch die Aufmerksamkeit, die sie beanspruchte, die volle Freude an der Dichtung zu beeinträchtigen. Ich habe mich trotz der mannigfachen Belehrungen, die mir zu Theil geworden sind, in dieser Beziehung noch immer nicht eines Besseren belehren können. Dagegen muß ich eben

so aufrichtig bekennen, daß mir die Ausstattung des Kleist'schen Mitterschauspiels „das Käthchen von Heilbronn“ des uneingeschränktsten Lobes werth erschien. Hier war nicht, wie stellenweise im „Fiesco“, die Dichtung das Mittel zum Zweck der Ausstattung, sondern, wie es allein richtig ist, die Ausstattung das Mittel zum Zweck der Dichtung. Durch die Richtigkeit der Costüme, die glückliche Zusammenstellung der Farben, die Treue der Geräthschaften und die künstlerische Ausführung der Decorationen erhielt das ganze Stück den Charakter des Echten und Wahren. Es war ein wirkliches Ritterstück, das wir da sahen. Die Gruppierung der einzelnen Scenen, namentlich der in der Schenke, in der jede Figur eine charakteristische Stellung einnahm, und des Gruppenbildes auf dem Schloßplatz zu Worms mit dem Kaiser in der Gerichtslaube, umgeben von seinen Rittersoldaten, und dem Volk, das sich zu dem prächtigen Schauspiel herandrängt, waren von wunderbarer malerischer Wirkung. Es waren lebende Bilder von einer Schönheit, einem Geschmack und einem Kunstverständnis, wie man sie sonst nur auf den Festlichkeiten der Künstler zu sehen bekommt.

Aber auch in literarischer Beziehung bietet die Aufführung des „Käthchen von Heilbronn“ des Interessanten viel. Bisher galt es als ausgemacht, daß „Käthchen von Heilbronn“, um bühnenfähig zu sein, einer gründlichen Umarbeitung bedürftig wäre. Holbein hatte sich derselben zuerst unterzogen und das Stück dem deutschen Theater allmählig beinahe ganz entfremdet. Laube nahm nach ihm die Arbeit wieder auf, näherte sich dem Original um ein Bedeutendes, behielt indessen die von Tief vorgeschlagene Veränderung bei, den alten Waffenschmied zum Grosvater Käthchens zu machen, „um einen Mißton am Schluß zu vermeiden, wenn die Diebschaft von Käthchens Mutter mit dem Kaiser zum Vorschein kommt. Ein Vater kann eine Diebschaft leichter verzeihen als ein Gatte.“ Die Meininger sind nun noch den einen und entscheidenden Schritt weiter gegangen; sie haben das Original nahezu vollständig wieder hergestellt und nur mit Rücksicht auf die Länge des Theaterabends das Entbehrlichste gestrichen. Sie haben Recht gethan. Ihr Verfahren ist nicht nur zu loben als ein Act der Pietät gegen den Dichter, es hat sich auch praktisch durchaus bewährt. In ihrer wahren Gestalt hat die Kleist'sche Dichtung den tiefsten Eindruck gemacht. Die Toilettenscene ist zwar nicht unbedingt, aber sie ist so charakteristisch, daß ich ihre Wiederherstellung mit Freuden begrüßt habe. Dasselbe gilt von der Scene am Bach, in welcher sich Käthchen die Strümpfe auszieht, um durch das Wasser zu waten und dem Geliebten zu folgen. Diese letztere Scene ist von einem ganz eigenthümlichen schalkhaften Reize.

Die Darstellung gehört zu dem Besten, was die Meininger geboten haben. Die Herren Meser und Hassel (Graf Wetter vom Strahl und sein Knecht), Herr Hellmuth-Bräm (Theobald Friedeborn) und vor allen Dingen Frau Moser-Sperner (Kunigunde) sind mit der Vertreterin der Titelrolle, Fräulein Pauli, besonders hervorzuheben. Fräulein Pauli war lebenswürdig und natürlich. Eine Darstellerin, welche dem Wilde, das man sich nach der Lectüre der Kleist'schen Dichtung von diesem seltsamen Mädchen macht, ganz gerecht wird, gibt es nicht. Käthchen ist eine so wunderbare Mischung von Natürlichem und Uebernatürlichem, von Wirklichem und Traumhaftem, daß alle Darstellungskunst an dem Beginnen scheitert, diese dichterische Schöpfung zu veranschaulichen. Die eigenthümliche Scene unter dem Hollunderbaum gelang der jugendlichen und talentvollen Künstlerin über alles Erwarten. Es war nicht das Unheimliche, man möchte sagen das automatenhafte Sprechen im Schlafe; man erhellt durch die Art und Weise, wie sie sich bisweilen in dem Halbflüstertraum unwillig herumwarf und sich die Antworten abtrog, die richtige Vorstellung, daß hier ein willenloses Wesen dem Gebote eines Stärkeren gehorcht; etwa so, wie nach der Ansicht der Spiritisten das somnambule Medium dem Willen des Magnetiseurs unterthan ist. — Die Theilnahme des Publicums war außerordentlich lebendig, und die Meininger können zufrieden sein.

Einige Ausstellungen an Einzelheiten möchte ich mir zum Schluß noch erlauben. Daß die Behmrichter ihre Stimme verstellen, damit sie später nicht erkannt werden, halte ich für zwecklos. Der Vorzug der möglichen Richtigkeit fällt nicht in's Gewicht gegen den offensibaren Nachtheil, daß dadurch die ganze Gerichtsscene den Eindruck des Schwerefülligen, Gefpreizten und Annatürlichen macht. In derselben Scene kommt, wie ich glaube, ein Versehen vor, das bei einer so genauen Beobachtung aller vom Dichter gegebenen Winkeln hervorgehoben werden darf. Graf Wetter vom Strahl reicht Käthchen zu verschiedentlichen Malen vertraulich die Hand. Das sollte nicht sein. Kleist betont mit

großem Nachdruck, daß Graf Wetter sich niemals zu irgend welcher Vertraulichkeit dem Käthchen gegenüber herbeigelassen habe, und Käthchen hat das wohl bemerkt; sie erinnert ihn ausdrücklich daran:

„Du hast mich niemals bei der Hand genommen!“

sagt sie. Ein Händedruck wäre für das verliebte Kind ein großes Ereigniß; und das sollte nicht so nebenbei als etwas ganz Natürliches mit unterlaufen.

Die Eigenthümlichkeit, daß bei den Vorstellungen der Meininger als unbeholfene Absichtlichkeiten hervortreten, was wohlberechtigte Absichten der Regie sind, zeigt sich auch in diesem Schauspiel. Die ganze Scene zwischen Kunigunde und Rosalie (die gehnte des zweiten Actes), in der Kunigunde sich mit Rosalie über die Fälschung der Papiere, die sie dem Grafen geben will, unterhält und sich gleichzeitig die Meinruther, an der sie das Finkenhähnchen fangen will, von ihrer Begleiterin reichen läßt, wurde viel zu scharf genommen, viel zu absichtlich markirt. Hier wäre eine Milderung durchaus wünschenswerth. Das Lachen, das nach jedem Worte erfolgt: „Urkunden“, — Gelächter, „Briefe“, — stärkeres Gelächter, „Zeugnisse“ — stärkstes Gelächter, sollte, wenn nicht ganz unterdrückt, doch wenigstens bis zum sanftesten Lächeln gemildert werden. Auch die ausdrucksvoll ironische Betonung des unschuldigen Wortes „Hirse“ ist ebenfalls viel zu bedeutungsvoll. Kleist schreibt: „Die Hirse will ich, die da steht.“ Bei den Meininger heißt es: „Die — — — (ausdrucksvoller Blick, schelmisches Lächeln) Hirse — — — (lebhaftes Gelächter) — — — will ich, die dort steht;“ — — — (nochmaliges Gelächter).

Das Auge wird durch die vollkommene Correctheit, die in den Meininger Ausstattungen überall sichtbar ist, so geschärft und so verwöhnt, daß es nun auch an den geringfügigsten Unrichtigkeiten ein Kergerniß nimmt. In keiner andern Vorstellung würde ich bemerkt haben, daß auf dem Toiletentisch der Kunigunde in den sehr schönen echten Leuchtern Stearinkerzen stecken; bei den Meininger habe ich es gesehen, und mich nach der gelblichen Farbe des Wachs'es gesehen. Endlich möchte ich noch dagegen plaidiren, daß die Strümpfe, die sich Käthchen, bevor sie durch den Bach waten, ausgezogen, an den Zweigen des Hollunderbaums aufgehängt werden. Weshalb hängen sie da? Sollen sie trocknen? Sie sind ja gar nicht naß geworden. Die Scene unter dem Hollunderbaum bedingt die vollkommenste Sammlung für die Dichtung; durch nichts soll man davon abgezogen werden. Die Strümpfe, die über den Zweigen hängen, erregen zunächst eine komische Wirkung, und dagegen ist nichts zu sagen; aber wenn dieser erste Augenblick vorüber ist, so ärgert man sich über den Unbild. Strümpfe sind ja an sich sehr häßlich, und wenn man die Strümpfe da oben sieht, so arbeitet die Phantasie weiter und sagt: Das arme Mädchen liegt jetzt barfuß da und erkältet sich! Und endlich und hauptsächlich ist die Sache malerisch störend. Den Hollunderbaum soll ich mir plastisch als Körper vorstellen; ich soll glauben, daß die Zweige so und so lang, so und so breit sind. Sehe ich nun aber, wie die Strümpfe darüber gehängt werden, und platt herunterhängend gegen die Leinwand anklatschen, so sträubt sich meine Phantasie gegen die Vorstellung des Plastischen und ich sehe nichts mehr als die bemalte Leinwand, auf die verschiedene Farben geklebt sind und auf der ein Paar Strümpfe hängen.

Ich würde diese Kleinigkeiten nicht hervorheben, wenn es sich nicht um eine Aufführung handelte, bei der jede Kleinigkeit schon die vollste Beachtung gefunden hat.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Die sieben Todsünden.

Dichtung von Hamerling. Musik von Adalbert Goldschmidt.

Aufgeführt in den Reichshallen am 3. Mai.

Wenn ein junger Componist sich dem Publicum gleich beim ersten Schritte in die Oeffentlichkeit mit einem Werke von sehr großem Umfange vorstellt, so ist ein solches Unternehmen einerseits immer ein achtenswerthes, andererseits aber auch ein gefährliches, weil selbst das bedeutendste Talent erst langjähriger Übung, Entwicklung, Läuterung und Erfahrung bedarf, um die für eine große Aufgabe notwendige Formgewandtheit

zu erlangen; wo jene Vorbedingungen nicht erfüllt sind, da treten die Schwächen der Unbeholfenheit so stark hervor, daß sie die Wirkung selbst des Bedeutenden, was die Leistung bietet, bedenklich abschwächen. Herrn Goldschmidt reiche musikalische Anlagen abzusprechen, wäre ungerecht; aber die Aufgabe, die er sich gestellt, ist eine so übermächtige, daß ihn kein directer Vorwurf trifft, wenn er sie jetzt noch nicht vollständig zu bewältigen vermocht, und nur gezeigt hat, daß er allenfalls die Kraft besitzt, ihr mit der Zeit gerechter zu werden.

Die Dichtung Hamerlings ist großartig concipirt und in vielen Theilen genial ausgeführt; sie bietet dem Componisten viele günstige Momente, aber auch manche, welche der musikalischen Behandlung große, fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

Der Fürst der Finsterniß beruft seine sieben Hauptdämonen, welche den Krieg gegen das Licht führen; jeder rühmt sich seiner Thaten, jeder verlangt den Hauptpreis. Dann vertheilen sie sich über die Erde. Der Dämon der Trägheit erschläft einen Pilgerzug, der nach dem Porte der Vollkommenheit wandelt, und schläfert die Waller ein, daß sie thatlos werden; der Dämon der Hoffart trennt einen liebenden Jüngling von der Braut durch Einflüsterungen von höherem Streben; dann verführt er einen siegreichen Helden, sich die Krone anzueignen und über das Volk tyrannisch zu herrschen; der Dämon der Habgucht erweckt die Gier des Goldes in dem Volke, läßt es dann verarmen, und kauft zuletzt Ehre, Gewissen und Freiheit von den Menschen; der Neid sührt den Haß zwischen Reichen und Armen; der Dämon der Völlerei mischt sich unter eine Gesellschaft heiter Genießender und ladet sie zum Festischmaus, bei welchem sie dem Dämon der bösen Lust und seinen Bacchantinnen zur Beute werden; der Dämon des Zornes wiegelt einerseits das Volk zum Auftritte gegen Könige und Priester, und reizt andererseits diese zur Anwendung der Gewalt gegen Freiheit und Aufklärung; zuletzt entflammt er die Völker und Stämme der Franken, Germanen und Slaven zum Vernichtungskampfe gegen einander. Die Erde ist wüth, eine Beute der Dämonen; da erscheint der Säger, mit ihm die Genien der Wahrheit, Freiheit, Schönheit, Güte und Liebe, die Lichtgeister mit ihrer Königin. Die Dämonen entfliehen, die Erde ist den edleren höheren Trieben, die da „ewig erliegen und ewig siegen“, wiedergewonnen. Der Inhalt des Textes ist ein solcher, daß dieser eigentlich nur als Cantate behandelt werden kann; aber für eine solche ist der Umfang doch bedeutend zu groß. Dem Walten der sieben Dämonen ist ein so überweites Feld eingeräumt, daß die Musik der ersten beiden Abtheilungen bis zu dem Momente, in welchem der befreiende Säger erscheint, volle drei Stunden dauert, der Zuhörer abgesspannt wird, und zuletzt weder bösen noch guten Geistern mehr ein aufmerksames Ohr zu leihen vermag.

Der Componist documentirt sich in der Melodienbildung, in der Harmonisation und Instrumentirung als entschiedenster Anhänger Wagners. Daß diese Anhänglichkeit ihn öfters zu Reminiscenzen verleitet, welche selbst dem nachsichtigsten Urtheile eine sehr harte Probe auferlegen, erscheint uns fast noch weniger bedenklich, als daß er überhaupt den Stil Wagners nachzuahmen sucht — denn dieser Stil ist rein dramatisch, und unzertrennlich von der Wagner'schen Textanlage; in ein cantatenartiges Tonwerk gezwängt, verliert er seine Kraft; die Nachahmung kann nur äußerliche Wendungen wiedergeben, und wird zur Manier. Daher hat der junge Componist sein Bestes dort geleistet, wo er, von der ängstlichen Befolgung des Meisters abgehend, seiner eigenen Phantasie freien Lauf ließ; er ist am originellsten, wo er es am wenigsten beabsichtigt. Einige Nummern des Werkes zeugen von schöner Anlage für Melodie, einige andere überraschen durch geistreiche, charakteristische Instrumentation. Unter den erstbezeichneten ist der Pilgerchor hervorzuheben, das Duett des Liebespaars, vorzüglich aber ein Chor von Festgenossen, die in genügsamer Freude den Sommertag am blumigen Ufer genießen wollen, und der Schönheit einen Hymnus singen. Hier hat der Componist deutlich gezeigt, daß seine Natur viel mehr für den Ausdruck des Heitern, Liebenswürdigen angelegt ist, als für die musikalische Wiedergabe dämonisch wilder Leidenschaft. Dieser Chor ist so gut erfunden, so schön durchgeführt und von so wohlthuender Stimmung, daß er unmittelbare Wirkung hervorbringt und allgemeinen lebhaften, wohlverdienten Beifall errang. Zu den charakteristischen Theilen rechnen wir die Scene, in welcher der Dämon der Habgucht Fortunas Kugel rollen läßt, dann die Vorbereitungen zum völlerischen Gelage, bei welchem die kleineren Geister als die bratenden Küchenjungen wirken. In diesen beiden

Stücken hat der Componist die richtige Tonfärbung getroffen, ohne sie zu aufdringlich hervortreten zu lassen. Dem wohlwollenden Berichterstatter also bietet das Werk des Herrn Goldschmidt Gelegenheit zur Anerkennung, zur Aufmunterung; denn der Componist hat unbestreitbares Talent, das bei richtiger Selbstführung zu schönen Hoffnungen berechtigt. Aber auch der wohlwollendste Beurtheiler darf Bedenken nicht verschweigen, die der rein objectiv Verfahrende vielleicht nur herber, aber deswegen nicht weniger berechtigt aussprechen würde. Um große Werke in Angriff zu nehmen, wie dieses, muß Herr Goldschmidt sich noch tieferen Studien der verschiedensten Formen widmen, als er hier beweiset; er muß auch vor Allem knappere Formen wählen, in welchen das Können ad hoc eine Hauptbedingung ist, und der etwas zu lebhaft schweifenden Phantasie Zügel anlegen. Auch das Vorbild des jungen talentreichen Componisten, Richard Wagner, hat lange Zeit vorher für kleinere Rahmen gebildet, bevor er mit den großen und größten hervortrat; und daß er die Formen alle handhaben kann, bewies er in den „Meisterjüngern“. Wer gleich einen hohen Berg besteigen will, ohne vorher längere Zeit seine Kräfte an kleineren Höhen geübt zu haben, der kommt niemals hinauf; das ist eine uralte Regel, in der Kunst ebenso maßgebend, wie in der Schweiz. Herr Goldschmidt möge seine tüchtigen Kräfte vorher an Compositionen von kleinerem Umfange versuchen; es läßt sich auch darin noch Schönes genug bieten; er wird dann nach und nach zu der echt künstlerischen Selbstkritik gelangen, ohne welche ein Ganzes, Einheitliches nicht geschaffen werden kann. Und dann dürfte er eines Tages entdecken, daß er ganz gut im Stande ist, mit seiner eigenen Erfindung allein etwas Tüchtiges hervorzubringen, ohne slavisch einen Meister nachzuahmen, der unter allen großen Meistern am abgeändertsten für sich dasteht, und am wenigsten nachgeahmt werden kann und soll.

Die Aufführung des sehr schwierigen und sehr langen Werkes war eine sehr gute. Der Eichberg'sche Gesangverein und die Brenner'sche Symphoniecapelle widmeten sich gleich den Solisten ihrer Aufgabe mit vollen Kräften. Ein ganz junger Capellmeister aus Wien, Herr Paur, leitete mit vieler Sicherheit und Umsicht. Das Publicum zeigte sich sehr belebt, applaudirte viel, und rief den Componisten nach jeder Abtheilung. Aber auch strengere Beurtheiler sprachen mit Anerkennung von dem Talente des Herrn Goldschmidt. Er kann sich zu dem Erfolge seines ersten Auftretens in Berlin Glück wünschen.

S. Ehrlich.

Notizen.

Die Berliner Conferenz hat den Blättern seit einiger Zeit viel Nachdenken und Kopfschmerzen gekostet. Wie beneidenswertlich ist doch das Loos der Staatsmänner, die in solchen Fällen wenigstens wissen, was sie nicht wollen und worüber sie nicht verhandelt haben, während Berichterstatter und Zeitungen auch wegen der negativen Ergebnisse möglichst plausible Vermuthungen aufstellen und ihren Lesern mündgerecht machen müssen. Vor bald vier Jahren, September 1872, waren hier viele auswärtige Correspondenten in Verzweiflung darüber, daß sie den Allianztractat zwischen den drei Kaisern, der doch ohne Zweifel in so und so vielen Paragraphen fertig redigirt war, nicht abschreiben und ihren Blättern als frischeste Primeur, wie die Franzosen sagen, telegraphiren konnten. In diesem Blatte wurde damals indiscret genug erzählt, wie die Herren Reporter ihre verschiedenen Gesandten um irgend eine Enthüllung ansehten, die etwas mehr böte als die landläufigen Berichte über Paraden, Galaopern, Diners nebst Menus. Die Gesandten konnten immer nur auf die demonstrative Bedeutung, so lautet ja wohl der Kunstausdruck, und auf die Friedensgarantien hinweisen, welche die Begegnung der drei Potentaten an und für sich darbot. Aber damit war dem sensationslustigen Völkchen wenig geholfen. Diesmal waren die Correspondenten von vornherein verhältnißmäßig gewizigt und sind während der vergangenen Woche in so hellen Haufen nicht wieder erschienen. Die Diplomatie kann ohnehin nur selten mit der Journalistik gleichen Schritt halten. Diese ist in der Regel um Wochen, Monate, ja vor kommenden Falles sogar um Jahre den Ereignissen voraus. Es gibt in Wahrheit eine doppelte Geschichte, eine die passirt und eine andere, die

geschrieben wird, nämlich in den Zeitungen. Soll es doch der in steifen Händen gesammelten Historie nicht besser ergehen. Man will wissen, daß sie nicht selten einen ziemlich unsicheren Boden hat und hin und wieder durch neue Entdeckungen rectificirt wurde. Der hohe Werth der deutschen Wissenschaft kann dadurch sicherlich nicht vermindert werden, wenn auch bei den Trägern derselben eine gewisse Bescheidenheit um so liebenswürdiger erscheinen dürfte. Bekanntlich zeichnen sich unsere Gelehrten dadurch ganz besonders aus und ihr Mangel an Selbstüberschätzung wird nur von ihrer Höflichkeit, namentlich in der Fremde, übertroffen. Wenn ein namhafter Historiker neulich bei einem Römischen Festessen diese sprichwörtlichen Tugenden seines Standes zu vergessen schien, wenn er die anwesenden italienischen und französischen Kollegen nahezu faul oder verkommen genannt hat, so ist das gewiß erst beim Dessert geschehen, wo die Zunge leicht durchgeht und eine derartige Offenherzigkeit ihre natürliche Erklärung findet. Man hat bei uns darüber gestritten, ob die Neußerung ganz tactvoll war und gerade jetzt, wo die Franzosen sich in den Beziehungen zu Deutschland etwas besonnener zu zeigen anfangen, nicht besser unterblieben wäre. Stramme Germanen haben behauptet, man müsse Freund und Feind stets überall die Wahrheit sagen; jene Derbheit, um eine milde Bezeichnung vorzuziehen, gereiche dem deutschen Touristen, der bestwegen so viele Anfechtungen erfahren, zu großer Ehre. Wir sind im Ganzen damit einverstanden, aber unter einigen unmaßgeblichen Voraussetzungen. Wer sich den Muth zutraut, auch da wo es sich gesellschaftlich ziemt zu schweigen, überall und gegen Jedermann mit der Ehre in's Haus zu fallen, müßte dieselbe catonische Eigenschaft nicht nur im Verkehr mit harmlosen Gastgebern und Commensalen, sondern auch wenigstens in bestimmten Grenzen den Großen und Mächtigen gegenüber zur Geltung bringen. Ob aber die schnell berühmt gewordene Tischrede mit einem gewissen Brief vom Juni 1866 an den Kaiser Napoleon, der in den Tuilerienpapieren gefunden wurde, in vollen Einklang zu bringen ist, daran werden einige leise Zweifel wohl zulässig sein. Dort wird gerade der internationale Charakter der Wissenschaft gepriesen, dessen Betonung die Zuhörer in Rom einigermaßen vermüßt hatten. Die Italiener würden sich über die Schmeicheleien, welche man ihnen gesagt hat, wahrscheinlich weniger geärgert haben, wüßten sie, oder hätten sie in der Erinnerung behalten, mit welcher unbarmherzigen Manier die Herren Professoren zuweilen über einander urtheilen, allerdings nicht immer öffentlich. Wurde doch in denselben abscheulichen Tuilerienpapieren das Wille aus dem Jahre 1865 eines rühmlichst bekannten Forschers der Bonner Universität entdeckt, der das Leben Cäsars, verfaßt von Sr. Majestät Napoleon III., in einer Zuschrift an den Autor mit einer anderen in Deutschland wohlbekannteren Römischen Geschichte verglich und behauptete, dieses kleinliche und von Galle erfüllte Exposé (wörtlich) sei durch das Werk des Kaisers, der sich als ein tiefer, weiser, beredter Gelehrter offenbart habe, sofort in den Hintergrund gedrängt worden. Wenn die Herren sich so unter einander tractiren, was Wunder, daß sie sich beim Becherklang auch einmal auf Kosten Anderer Lust machen. Diese kleinen Erinnerungen sind allerdings dem Vorwurf des zweifelhaften Patriotismus ausgesetzt. Aber das Beispiel, wie Freund und Feind die Wahrheit gesagt werden soll, wirkt ersichtlich ansteckend. Vielleicht findet der Leser bei einigem Nachdenken, daß ein humanes, gegenseitig schonendes Verfahren, wie es älteren Culturvölkern eigenthümlich, doch seine relativen Vorzüge hat und, wenn mit Selbstbeherrschung gepflegt, gute Resultate erzielen könnte. Es wäre, sollte man glauben, wenigstens des Versuches werth.

* * *

Herr Dr. Chronik, der Autor des interessanten und originellen Dramas „Hassver“, das der Herausgeber dieses Blattes in der ersten Nummer 1876 gewürdigt hat, sendet uns ein Trinklied aus seinem eben vollendeten Lustspiel „Der Famulus des Sternsehers“ mit der Bitte um Veröffentlichung. Wir kommen dem Wunsche nach und hoffen, daß die kleine Dichtung unsere Leser ebenso erheitern wird, wie sie uns erheitert hat.

Musen-Sohns Trinklied.

Musen-Söhne! frisch vom Tasse
Trinkt der Freiheit eine Gasse!
Der Freiheit, ach! der Freiheit o!
Ein Hoch! von Bruder Studio.

Laßt uns hiegen oder — brechen;
Schwarz und roth und golden zechen!

Wohl goldig strahlt in schwarzer Nacht
Der rothe Bursch von trunkner Pracht.
:| Musen-Söhne! :|

Rothe Bursch, hoch hoch! getrunken!
Ist die Nacht auch tief gesunken;
Aurora lieb, der gold'gen Maid,
Eh' Phöbus d'rein schaut, thu' Bescheid.
:| Musen-Söhne! :|

Guten Morgen, rother Phöbus!
Just erscheinst in medis rebus,
O, wohl uns! daß wir Enkel sind,
Apoll! dein Musen-Töchter-Kind.
:| Musen-Söhne! :|

Und Apoll-voll trinkt das Schränkchen,
Und Apoll-toll wird Kurbrücken.
Kurbrücken liebt die Musen sehr,
Doch in den Söhnen sie noch mehr.
:| Musen-Söhne! :|

Phöbus aber mit Auroren
Gönnen's gönn'rich, unverfroren,
Daß um der Becher Reiz-Genie
Die Erd' sich drehe, wie um sie.
:| Musen-Söhne! :|

* * *

Im Verlage von Georg Reimer (Berlin) sind in eine Broschüre bereitet die zwei Festreden erschienen, die Treitschke und Mommsen zum Gedächtniß der Königin Louise gehalten haben. Das Fest ist mit einer Abbildung des Entwurfs zum Königin-Louisen-Denkmal von Enke, einem der talentvollsten der jüngern Bildhauer Deutschlands geschmückt. Die beiden Festreden sind sehr interessant durch die Individualität der Sprecher, wenn auch die beiderseitigen Auffassungen des Charakters der Fürstin so ziemlich mit einander übereinstimmen. Allerdings kein Wunder bei der schlichten Klarheit dieser Frauennatur. — Der Ertrag dieser Broschüre ist für das in Berlin zu errichtende Louise-Denkmal bestimmt.

* * *

Goethes Faust, erster und zweiter Theil, mit Musik von Lassen, ist (beide Theile fast vollständig) in Weimar am 6. und 7. d. M. gegeben worden; die Ausführung war vollendet, die Wirkung eine sehr tief gehende, allgemeine. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung für nächste Nummer vor.

S. G.

Offene Briefe und Antworten.

In Nr. 17 der „Gegenwart“ fragte Herr N. N., wo und wann Fürst Bismarck den in Nr. 13 der „Gegenwart“ (S. 197 von Hambéry) erwähnten Ausspruch gethan habe: „Die Diplomatie gehört der Vergangenheit an, das Consularwesen der Zukunft.“ — Darauf hat Herr Fr. alle Reden Bismarcks, nicht minder viele berühmte und auch einige minder berühmte Werke über Diplomatie nachgelesen, und auch den betr. Ausspruch nirgends gefunden. So wenig wie bei diesen Handlangern der Diplomatie, konnte er bei dem Großmeister derselben einen Gedanken finden, der mit dessen eigenen größten Leistungen in Widerspruch stände. Solch' eine Ansicht entspricht weder einem Mann der politischen Action, noch einer Zeit wie der unsrigen. Wir haben diese Ansicht gefunden und zwar mit einem annähernd gleichen Ausdruck in einem unscheinbaren Gelehrtenbuche, das ein damaliger Demokrat in der Reactionsepoche der fünfziger Jahre herausgab, nämlich in H. W. Oppenheims „Handbuch der Consulate aller Länder“ (1863 bei Enke in Erlangen erschienen), wo der Verf. in § 1 der Einleitung unter Andreem sagt: „Nur als Handelsdiplomatie wird die Diplomatie wieder wichtig für das Volk.“

F. F.

Inserate.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erschien:

Aus dem Reichslande.

Von

F. von Gmel,

Kaiserl. Forstmeister zu Colmar.

Preis 3 M.

Eine Sammlung historischer, biographischer und naturwissenschaftlicher Aufsätze und Vorträge von allgemeinem Interesse, die wir allen Freunden der Reichslande bestens empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Georg Reimer in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung:**Königin Luise.**

Zwei Festreden

von

Lh. Mommsen und G. v. Treitschke.

Mit einer Abbildung des
Englischen Entwurfs z. Königin-Luisen-Denkmal.
Preis: 1 M.

Der Ertrag ist für das in Berlin zu errichtende
Luisen-Denkmal bestimmt.Soeben erschien und durch jede Buch-
handlung zu beziehen:**Gedanken und Studien**
über den
Vulkanismus

mit besonderer Beziehung auf das Erd-
beben von Belluno am 29. Juni 1873 und
die Eruption des Aetna am 29. Aug. 1874

von

Rudolf Falb.

Mit 13 lithographirten Tafeln.

Preis 4 fl. öst. Währ. = 8 M.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefthal in Graz.

Fr. Spielhagenhat soeben einen neuen Roman von 3 Bän-
den unter dem Titel:**„Sturmfluth“**

vollendet, und erscheint derselbe vor der
Buch-Ausgabe im Laufe des Monats
Juni im Feuilleton des

„Berliner Tageblatt“

(Verlag von Rudolf Mosse),

worauf die vielen Verehrer des berühmten Dicht-
ters besonders aufmerksam gemacht werden.

Für den Monat Juni nehmen alle Reichs-
Post-Anstalten Abonnements auf das „Ber-
liner Tageblatt“ mit Sonntagsblatt und
dem illustr. humor. Wochenblatt „Ulk“ zum
Preise von 1 M. 75 S. (für alle 3-Blätter
zusammen) jederzeit entgegen.

Redacteurstelle-Gesuch.

Ein literarisch gründlich gebildeter erfahrener
Redacteur sucht zu baldigem Eintritt eine
Stelle am Feuilleton eines größeren Blattes
oder an einer illustrierten Zeitung. — Gesf.
Offerten sind zu richten unter C. 422. an Ru-
dolf Mosse, Stuttgart.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung **W. Spemann in Stuttgart.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Sittke** in Berlin.
Druck von **H. G. Teubner** in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Soufflenstraße 82.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich
von
Hellwald,**Culturgeschichte**
in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur
Gegenwart.

Inhalt der 2. Lieferung: Der geographische Gang der Cultur. Die Morgen-
röthe der Cultur: Entstehung der Sprache. Ursprung der Religion. Die Erfindung
des Feuerzündens und ihre Folgen. Der Unsterblichkeitsglaube und die Todtenbestattung.
Die Anfänge der Familie. Die Arbeit ein Naturgesetz. Die primitiven Formen des
Eigenthums. Jäger- und Fischervölker. Hirtenvölker. Uebergang zum Ackerbau.
Europa's vorgeschichtliche Cultur: Begründung der ethnologischen Geschichts-
behandlung. Die vorgeschichtlichen Zeitalter. Paläolithische Epoche. Die neolithische Zeit.

Lieferung 1 à 1 M. ist in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Soeben erschien:

Deutsches Kyffhäuserbuch.

Natur, Geschichte, Sage u. Volksleben des Kyffhäusergebirges

von

Dr. J. W. Otto Richter.

Mit Orientirungskarte und Plan der Barbarossa-Höhle.

Preis: 2 M. 70 S.

Für alle Vaterlandsfreunde eine anregende und fesselnde Lectüre.
Eisleben. **Otto Maehert.****HOMBURG V. D. HÖHE.****Programm für die Sommersaison.**

Musik täglich 3 Mal. Städtisches Kurorchester unter Direction des Kapellmeisters Hrn.
Gustav Härtel. 7—8½ Uhr Morgens an den Quellen. 3—4½ Uhr Nachmittags und
7½—9½ Uhr Abends im Kurgarten. — Réunions: Montags und Donnerstags. — Theater:
Dienstag und Samstag (Operette und Schauspiel). — Bälle: Mittwoch (nach vorheriger
Anzeige), sonst Concert im Kurgarten. — Promenaden-Concerte: an Ball- und Theater-
abenden (nach vorheriger Anzeige); Militärmusik. — **Militär-Concerte:** Freitags (Kapelle
des Königl. Preuss. 81. Inf.-Regts., Kapellmeister Wassmann) 3½—5 Uhr Nachmittags.
7½—9½ Uhr Abends. — **Illuminationen:** Freitags (regelmässig grosse Illumination oder
bengalische Beleuchtung des Kurgartens) und Sonntags (kleine Illumination.)

Ausserdem Waldfeste, Kinderfeste, Cricket- und Croquet-Spiel, Lawn Tennis, Toupie
Hollandaise, Bagatelle, Privatbälle und sonstige Unterhaltungen.

Im Park Skating-Rink (Rollschlittschuhbahn).

Die Conversations-, Spiel- und Lesezimmer, letztere mit über 100 der bedeutendsten
Zeitungen in allen Sprachen, sind den ganzen Tag über geöffnet.

Table-d'hôte im Kurhause um 1 Uhr (Couvert M. 3) und um 5 Uhr (Couvert M. 4
ohne Wein).

Wiesbaden.

Die Sommersaison ist eröffnet.

Im Herbst: Traubencur.

Städtische Cur-Direction.

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuber-
kulose, Lungen-Emphysem, Bronchiektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht
u. s. w., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten**, welche daraus entstehen, Folgen-
zustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten**, nervöse und
allgemeine Schwäche, Neuralgien, Serophulose, Rheumatismus; exsudative Gicht, constitutio-
nelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als
angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro Spaltenzeile 40 Pf.

Inhalt: Der „Culturkampf“ in Frankreich. Von Montanus. — Zur deutschen Doctorfrage. Von Blunzschli. — Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Die Leistungen des königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen. Von Paul Lindau. — Zur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar. Goethes Faust. Zum ersten Male für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Deorient, Musik von Lassen. Besprochen von S. Ehrlich. — Die Orthographie und D. Sanders. Von J. Mähly. (Schluß). — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der „Culturkampf“ in Frankreich.

Paris, Anfang Mai 1876.

Richtiger wäre es, gleich hinter unsere Ueberschrift ein Fragezeichen zu setzen; denn wir wollen in den nachfolgenden Zeilen gerade die Gründe entwickeln, warum ein Culturkampf in dem der Tagesgeschichte geläufigen Sinne des Wortes, also eine entschlossene, principielle, praktische, allgemeine und definitive Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche unseres Bedünkens in Frankreich wenigstens für die nächste Zeit nicht bevorsteht. Das deutsche Reich wird, meinen wir, weder die Schwierigkeiten noch die Ehre dieses Kampfes mit einem anderen Lande zu theilen haben und es scheint uns ein bedenkliches Mißverständnis, wenn unsere Tagespresse an der Hand zerstreuter Symptome und zusammenhangsloser, auch noch ganz embryonischer Erscheinungen der Auffassung Eingang verschafft, als ob uns für das wichtigste nationale Unternehmen der Zeit gerade bei dem Volke, zu dem wir uns dessen am wenigsten versehen hätten, eine unerbetene und freiwillige Bundesgenossenschaft erblühen sollte. Selbst wenn dies wirklich der Fall wäre, thäten wir gewiß am besten, unserer Befriedigung Zügel anzulegen, da es in Frankreich noch lange Glaubenssack bleiben wird, hinter jedem Worte der Anerkennung oder Zustimmung, das von jenseits der Vogesen herüberhallt, irgend einen diabolischen Nebengedanken zu vermuthen und davor wie vor einer Danaergabe zurückzuschrecken; allein unser Beifall wäre überdies ein voreiliger und übel angebrachter: der Staat und seine maßgebenden Organe denken in diesem Augenblicke in Frankreich noch gar nicht daran, sich mit der Kirche auf die Gefahr eines vollkommenen Bruchs hin zu messen, sie fühlen sogar das Bedürfnis, einem solchen Entscheidungskampfe so lange als irgend möglich aus dem Wege zu gehen. Ihr Wahlpruch ist: Defensiv gegen das Vordringen des Clericalismus unter Vermeidung jedes offenen Conflicts, eine Parole, die noch von allen französischen Regierungen ausgegeben und von jeder auf ihre Art, von keiner mit sichtbarern Erfolge gehandhabt worden ist. Seit dem Concordate von 1801, welches Napoleon I. selbst den größten Fehler seiner Regierung genannt haben soll,*) gab es kein Regime, unter dem diese Formel dem stätigen Fortschritt des Clericalismus Einhalt gethan hätte: wie sollte sie jetzt ein solches Wunder verrichten, da die Macht des Gegners in demselben Maße gewachsen ist, als der abwehrende Theil an Stärke und Consistenz verloren hat?

*) de Pradt, les quatre Concordats.

Man hat gesagt, daß die jüngsten Kammerwahlen in Frankreich in erster Reihe einen anticlericalen Charakter gehabt hätten. Das ist nur in sehr beschränktem Sinne richtig. Wenn man von den großen Städten und Arbeiterdistricten absteht, ist die religiöse Frage in den meisten Wahlprogrammen und Wählerversammlungen gar nicht berührt worden; für das flache Land stand sie so wenig auf der Tagesordnung, daß die Geistlichkeit nur in den alten Domänen des Obscurantismus, in der Bretagne, in Savoyen, in einigen nördlichen Landstrichen, es unternahm, direct in die Wahlbewegung einzugreifen, wohl wissend, daß sie durch vordringliche Initiative ihre Sache nur compromittiren würde. Es lag in ihrem Interesse, so lange als möglich den Schein zu wahren, als ob, wie sie unablässig behauptet, die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung ohne Unterschied ihrer politischen Ueberzeugungen katholisch gesinnt sei; darum konnte sie auch bei den Wahlprüfungen nur kaum für ein Duzend von mehr als vierhundert Wählern einer unbefugten Einmischung überführt werden, obgleich es der neuen Kammermajorität an gutem Willen, ihr auf die Finger zu klopfen, nicht gefehlt hat. Denn daß diese vorwiegend anticlericalen Tendenzen hulldigt, wollen wir keineswegs verkennen: sie hat davon schon in der kurzen Zeit ihrer bisherigen Wirksamkeit wiederholte Beweise gegeben; nur ist sie zumeist weder wegen noch trotz dieser Tendenzen, sondern von einem Wahlkörper, dem dieselben oft ganz unbekannt oder gleichgültig waren, nach Versailles geschickt worden.

Über diese anticlericale Majorität, wird man uns einwenden, ist doch nun einmal vorhanden; warum sollte sie ihre Gesinnungen nicht auch durch Thaten bekräftigen? Nun, wir wollen für den Augenblick sogar bei Seite lassen, daß das Abgeordnetenhaus die Staatsgewalt mit einem Senat und einem Präsidenten theilt, welche notorisch nichts weniger als geneigt sind, der Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es sei, das Unterhaus setze die beiden anderen Factoren unwiderstehlich mit sich fort und dictire in voller Souveränität dem Lande seinen Willen. Wie hat es diesen bisher bekundet? Wie hat es zu der religiösen Frage Stellung genommen? Dafür liegen uns, wenn wir recht gezählt haben, vier charakteristische Acte vor:

1. Der vielgenannte und wenig gekannte Herr Barodet hat mit elf anderen Intransigenten (man heißt sie spöttlich die zwölf Apostel) den radicalen Antrag gestellt, im Kultusbudget den gesammten Voranschlag für den Unterhalt der verschiedenen, vom Staate anerkannten Bekenntnisse zu streichen. Das wäre denn also die absolute Trennung des Staats von der Kirche, wie sie der Convent von 1793 decretirte und wie sie

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht, es wäre zugleich die einseitige Lösung des im Beginn des Jahrhunderts mit dem heiligen Stuhle geschlossenen Concordats. Jedermann weiß bereits, daß dieser Antrag auf eine Minorität von, wenn es hoch kommt, hundert Stimmen zu rechnen hat: er ist, wie die projectirte Amnestie, ein todtgebornes Kind und, wie diese, von seinen eigenen Urhebern nur par acquit de conscience eingebracht. Die beherztesten Republicaner scheuen vor solch einer offenen Kriegserklärung zurück und sind sogar um principielle Gegengründe nicht verlegen, welche ein Jeder kennt, der an die bestechende Formel von der freien Kirche im freien Staate, sei es als Philosoph oder als praktischer Politiker, etwas näher herantreten ist.

2. Auf einem weiten Umweg oder, wenn man will, durch eine unansehnliche Hintertür steuert der Abgeordnete Tirard auf das nämliche Ziel los, indem er zu dem Budget des Ministeriums des Aeußeren den Antrag stellt, den Posten eines französischen Botschafters beim Vatican zu streichen. Die römische Curie würde in diesem Falle ohne Zweifel eine Vertretung niederen Ranges sich verbitten, ihren eigenen Nuntius von Paris zurückziehen und der Bruch wäre thatsächlich vollzogen, um bald auch rechtlich, auf legislativem Wege seinen Ausdruck zu finden. Es ist bekannt, daß das Organ des Führers der neuen Majorität, daß die „République française“ selbst diesen Antrag schon unumwunden mißbilligt hat. Hier schützt man wieder Anstands- und Generositätsrückichten vor, nur um nicht seine hartnäckige Abneigung gegen die Sache selbst, gegen einen offenen und ehrlichen Conflict mit der Macht eingestehen zu müssen, auf die man gleichwohl täglich als auf die gefährlichste Feindin von Staat und Gesellschaft mit Fingern weist. Ja, man ist frijol genug vorzugeben, daß man für das mehr oder weniger nahe bevorstehende Concilium eines Agenten vom Range und Einflusse eines Ambassadeurs bedürfe, als ob ein Legitimist, wie Herr von Corcelle, bei den Cardinälen etwa für die liberale Sache agitirte, als ob nicht überhaupt für Freigeister, wie Gambetta und seine Freunde, die Wahl eines neuen Papstes die gleichgültigste, weil ja doch für ihre Wünsche und Bestrebungen im Vorhinein hoffnungsloseste Sache von der Welt wäre! Was kann und soll einem libre penseur daran gelegen sein, „Einfluß“ auf den heiligen Stuhl zu üben? Braucht er etwa eine Bulle zum Besten der Civilbegünstigungen oder eine Breve zur Empfehlung der Freimaurerei? Je absurder der Einwand, desto dringender ist aber der Verdacht, daß man sich eben vor dem „ersten Schritte“ scheut, der bekanntlich die meiste Ueberwindung kostet.

3. Bei Gelegenheit der Wahl des ultramontanen Grafen Mun in einem faulen Burgflecken des Morbihan, die zu den erbaulichsten Enthüllungen clericaler Uebergriffe und schließlich zu einer Enquête führte, wurde Angesichts der cynischen Rectheit, mit welcher sich die Geistlichkeit aller Grade dort über die ihr von dem Gesetze gezogenen Schranke hinweggesetzt hat, von liberaler Seite voller Entrüstung die Frage aufgeworfen, ob denn in den Seminaristen nicht mehr die Declaration von 1682 gelehrt und eingepägt würde. Es sind dies die bekannten, von Bossuet aufgesetzten vier Glaubensartikel der gallicanischen Kirche, im Wesentlichen des Inhalts, daß der Papst nur in geistlichen Sachen gebiete, aber in weltliche Angelegenheiten sich nicht einmischen dürfe, und daß selbst seine dogmatischen Entscheidungen der Zustimmung der Kirche bedürften, um für die Gewissen bindende Kraft zu haben. Der Cultusminister, Herr Dufaure, ein in der Advocatur ergrauter Skeptiker, dem nichts fernere liegt, als in dieses Wespenneßt zu stechen, erwiederte ausweichend und mit einem starken Beifall von Ironie, er werde deshalb nähere Erkundigungen einziehen. Noch besser hätte er der Linken mit der Gegenfrage antworten können, ob sie denn selber noch jene Declaration von 1682 als Glaubenssatz gelten lasse, mithin den Papst und das Concil als obersten Richter und Gesetzgeber ihres Gewissens anerkenne. Auch hier sehen wir den vermeintlichen

Culturkampf im Flügelkleide der rührendsten Unschuld: man beruft sich der Kirche gegenüber auf einen Staatsact, der für den Staat selber schon längst ein todter Buchstabe geworden ist; man will sich der Kirche erwehren und proclamirt die Staatsreligion! — So bleibt uns denn als einzige That nur

4. der Gesekentwurf des Unterrichtsministers Waddington, durch welchen die katholischen Universitäten nicht etwa aufgelöst, sondern des Rechts der Verleihung der Grade, welches ihnen auch ursprünglich nur partiell (gemischte Jury!) zugestanden worden, wieder verlustig gehen sollen. Wir wollen den Werth dieser Reform oder richtiger dieser Rückkehr zum Alten keineswegs unterschätzen, obgleich es uns trotz des von den Ultramontanen erhobenen Wehgeschreis noch lange nicht erwiesen scheint, daß damit auch schon den katholischen Universitäten der Lebensfaden abge schnitten wäre: nicht Jeder studirt, um in den Staatsdienst zu treten oder einen Titel zu erwerben; die Kirche hat zudem der Stellen und des Einflusses genug, um ihre Gerren zu versorgen, und wird endlich auch um Repetitoren, welche ihre Zöglinge für die Staatsprüfungen dressiren, nicht verlegen sein. Auch in der Programmrede, die der neue Unterrichtsminister kürzlich in der Sorbonne gehalten hat, kann man mit gutem Willen einige liberale Anläufe entdecken und es soll überhaupt nicht bestritten werden, daß die schönen Tage für den Ultramontanismus in Frankreich vorüber sind. Die Kammern werden nicht mehr das Land dem Herzen Jesu widmen (ein Scherz, der auch seiner Natur nach nicht leicht wiederholt werden kann); sie werden keine officielle Deputation mehr nach Paray-le-Monial auf Wallfahrt schicken und vielleicht der neu eingeführten Feldgeistlichkeit, die weiter nichts ist als eine organisirte Jesuitenmission in der Armee, ihr Dasein verleiden.

Aber von alledem bis zu einem „Culturkampfe“ in unserem Sinne ist der Weg noch weit. Eine Leistung, wie die preussischen Maigesetze oder das deutsche Reichsgesetz von 1872 gegen den Orden der Gesellschaft Jesu, ist von der französischen Legislatur von 1876/80 ganz gewiß nicht zu gewärtigen. In diesen Fragen besteht im Abgeordnetenhaus überhaupt keine Majorität: Herr Picard denkt darüber anders als Herr Jules Ferry, dieser anders als Herr von Pressensé, dieser anders als Herr Gambetta, dieser anders als Herr Floquet. Doctrinäre, liberale, katholische, indifferente, jacobinische Ideen kreuzen sich da zu einem Wirrwal, in welchem Keiner mehr der Anderen versteht, und um die Confusion voll zu machen, spuken dazwischen noch immer altererbte Vorstellungen von „der ältesten Tochter der Kirche“ und der instinctive Antagonismus gegen Alles, was der verhasste Nachbarstaat auf seine Fahne schreibt. Dieser bunten, kopflosen Schaar steht nun die geschlossene Armee der Römlinge gegenüber mit ihrer strammen Disciplin, ihren unererschöpflichen materiellen Mitteln und ihrer nicht in die vier Wände eines Parlamentssaals gebannten, sondern über das ganze Land ausgebreiteten, in das tägliche Leben der Nation unmittelbar eingreifenden Macht, begünstigt oder doch willig gebildet von den obersten Trägern der Staatsgewalt selbst, getragen von der nationalen Eifersucht auf das deutsche Reich und dem Mißtrauen, welches die besitzenden Classen der Freigeisterei als der natürlichen Schwester der Revolution entgegenhalten — wie soll da wohl von einem ernstlichen Kampfe die Rede sein? Klänkeleien, ja wohl, meistens Scheingefechte, aber nimmermehr eine offene Feldschlacht. Der Staat wird in Frankreich aufhören, der positive Mitschuldige des Ultramontanismus zu sein, und uns Deutschen kann das vollkommen genügen: mehr wäre sogar vom Uebel, da es immer etwas Unheimliches hat, mit seinem natürlichen Gegner gleiche Bahnen zu wandeln. Daß aber die große Abrechnung zwischen Staat und Kirche, welche das Problem des Jahrhunderts ist, gerade an der Seine vollzogen werden sollte, scheint uns eine Phantasmagorie, vor der wir bei Zeiten gewarnt haben möchten.

Zur deutschen Doctorfrage.

Von Bluntzschli.

I.

Die Frage der akademischen Grade hat bei unsern Nachbarn, den Franzosen und den Belgiern, in neuester Zeit ernste Kämpfe hervorgerufen. Der in Frankreich und in Belgien geführte Parteistreit hatte in der That ein bedeutendes politisches Interesse. Die in den gesetzgebenden Körpern der beiden Staaten und in der Presse erörterte Frage war zugleich eine Macht- und eine Culturfrage.

Zwar behaupteten die Vorkämpfer und Vertheidiger der neuen Gesetze, welche das Recht, Grade zu verleihen, auch auf die höhern Privatlehranstalten ausdehnten, sie wollten nur die volle Freiheit der Wissenschaft wahren und die freien Universitäten gegen das Monopol der Staatsuniversitäten schützen. Auch als Liberale bekannte Männer, wie mein Freund Laboulaye in Paris und Frère-Orban in Brüssel, ließen sich durch das Zauberwort der Freiheit verlocken und verhalfen den unversöhnlichsten Feinden jeder wissenschaftlichen Freiheit zu dem augenblicklichen Siege. Auch in den katholischen Ländern war die weltliche Wissenschaft doch allmählig von dem Drucke der kirchlichen Hierarchie befreit und säcularisirt worden. Die Pflege der höheren wissenschaftlichen Bildung, die Leitung der Universitäten war Staatssache geworden. Nun unternahmen es die Jesuiten und die Bischöfe, den Staatsanstalten Kirchenanstalten entgegen zu stellen und forderten im Namen der Freiheit, daß auch ihre den Geist knechtenden Anstalten gleich den Staatsuniversitäten Doctoren schaffen dürfen. Auf solchem Wege sollte die höhere Bildung wieder clericalisirt werden. Das ganze Streben ist auf Unterwerfung der Wissenschaft unter die Autorität der Priester gerichtet und die akademischen Grade, welche clericale Anstalten ertheilen, sind nur ein Mittel, durch den Schein der wissenschaftlichen Auszeichnung die wirkliche Wissenschaftlichkeit zu verdrängen und zu ersetzen.

Vor dieser Gefahr sind wir in Deutschland gesichert. Die Bemühungen unserer Bischöfe und der ultramontanen Vereine, eine „katholische“ Universität zu gründen, haben keine Aussicht auf Erfolg. Sogar wenn diese clericale Universität zu Stande käme, so würde sie doch niemals von den deutschen weltlichen und staatlichen Universitäten als gleichberechtigt anerkannt werden. Niemand würde einer Anstalt, welche die wissenschaftliche Freiheit im Princip verwirft, die Befugniß einräumen, wissenschaftliche Ehren zu verleihen.

Der deutsche Doctorenstreit hat im Vergleich mit dem französischen und dem belgischen Kampf über die Verleihung der Grade nur eine geringfügige Bedeutung. Er betrifft nur die wirklichen und die vermeintlichen Mißbräuche in der Uebung deutscher Facultäten, die sämmtlich Glieder der staatlichen Universitäten sind. Er ist ein bloßer Haus- und Familienstreit innerhalb des Gelehrtenstandes. Da jedoch erfahrungsmäßig die Streitigkeiten unter Professoren mit einem Aufwand von Geist und Eifer geführt zu werden pflegen, der den Gegenstand des Streites weit überwiegt, und da solcher Streit nicht selten eine heftige persönliche Verbitterung zur Folge hat, so scheint mir ein ruhiges Wort der Aufklärung und Verständigung wohl berechtigt. Da kein Geringerer als Mommsen als Nutzer zum Streit öffentlich vorgetreten ist, auf dessen Meinung wir gerne hören, so ist eine Warnung vor einer heftigen Verfolgung dieses Streites und insbesondere vor einer verderblichen Einmischung der Staatsgewalt in denselben nöthig geworden.

Der Doctortitel ist heute noch eine Vorbedingung des akademischen Dozentenberufs. Im Uebrigen aber ist er nach alter Sitte nicht ausschließlich für künftige Dozenten bestimmt. Nur ein sehr kleiner Theil der Doctoren wendet sich dem Lehrerberuf an Universitäten zu. Für die große Mehrzahl hat er nur die Bedeutung einer wissenschaftlichen Ehre und

eines Ranges in der gebildeten Welt. Er ist nicht mehr ein Bestandtheil der ständischen Rechtsordnung, sondern nur noch ein Titel, dem die Gesellschaft einen Werth zuschreibt.

Verglichen mit andern Titeln und Auszeichnungen, wie z. B. Orden, hat der Doctortitel den doppelten Vorzug, daß er durch persönliche Anstrengung verdient werden muß und unabhängig ist von der Gunst oder Ungunst der Fürsten und der Völker, die ihn weder geben noch nehmen können. Er beruht auf der Verleihung der Facultäten, welche prüfen, ob der Candidat des Titels würdig sei oder nicht.

Je nach den Unterschieden der Facultäten hat der Doctortitel eine verschiedene Bedeutung und Ausbreitung. In der Stufenreihe der Facultätsdoctoren nimmt das theologische Doctorat den engsten Raum ein. Breiter angelegt ist das juristische Doctorat, deshalb aber in der Sitte nicht geringer geschätzt. Wenn man in der älteren ständischen Verfassung die Doctoren der Rechte dem Ritteradel gleich stellte, so hat auch diese Gleichstellung mit dem Untergang der alten Stände ihre Bedeutung verloren, aber auch heute noch nimmt der Doctor Juris in der Gesellschaft einen ansehnlichen Rang ein, der nicht bloß für die Männer, sondern oft auch für die Frauen Werth hat. Vorzugsweise suchen sich junge Männer, welche sich dem Beruf der Anwälte widmen, den Titel zu erwerben. Sie werden dadurch ihren Studiengenossen, welche später in öffentliche Aemter als Richter oder Regierungsräthe eintreten, gesellschaftlich einigermaßen gleich gestellt und finden auch bei dem Publicum leichter Anerkennung.

Zahlreicher sind die Doctoren der Philosophie, die in neuerer Zeit durch die Ausbreitung der Naturwissenschaften eine erhebliche Vermehrung erfahren haben. Aber auch unter den Philosophie Studirenden wie unter den Juristen ist es doch nur eine kleine Minderzahl, welche sich der Doctorprüfung unterzieht. Am breitesten ist die Stufe der medicinischen Doctoren angelegt. Wenngleich der ärztliche Beruf nicht mehr, wie früher, an die Vorbedingung des Doctorats gebunden ist, so bewirkt die hergebrachte Sitte trotz der Aenderung der Gesetze heute noch, daß in der Regel die Medicin Studirenden nach dem Abschluß ihrer Universitätsstudien sich um das Doctorat bewerben. Der Sprachgebrauch des großen Publicums nennt noch jeden wissenschaftlich geprüften Arzt den „Doctor“.

Wie unter den Facultäten erhebliche Unterschiede bestehen mit Bezug auf die Zahl der promovirten Doctoren, so gibt es auch unter den Universitäten innerhalb derselben Facultäten mancherlei Verschiedenheiten der Behandlungsweise, ohne daß daraus ein Schaden entsteht. Man weiß sich im Leben recht gut zurecht zu finden und die verschiedenen Doctorate im Durchschnitt richtig zu schätzen.

Wenn man die Schaar sämmtlicher deutschen Doctoren aller Kategorien überschaut, so überzeugt man sich sofort, daß dieselbe durchweg aus höher gebildeten Männern besteht, welche ernste wissenschaftliche Studien mit Erfolg betrieben haben. Es ist entschieden ungerecht, diese Classe, welche der deutschen Nation zur Ehre gereicht, durch einen unwürdigen Verdacht und durch einen ungegründeten Makel zu beleidigen. Ich leugne nicht, daß es nicht einzelne Studirende gibt, welche sich nicht promoviren lassen, obwohl sie an Wissen den besten Doctoren gleich stehen. Eben so wenig bestreite ich, daß ausnahmsweise auch einzelne Candidaten in dem Examen glücklich durchschlüpfen, welche eine strengere Beurtheilung zurückweisen würde. Aber ich behaupte getrost, daß derartige Fälle an dem Gesamtcharakter der Doctorenclasse nichts ändern und die Ehre der ganzen Classe nicht beflecken.

II.

Die deutsche Doctorwürde ist nicht mit einer Summe Geldes zu erkaufen; sie muß durch persönliche Arbeiten und wissenschaftliche Leistungen errungen werden, die von einer Facultät geprüft und für genügend erachtet worden sind. Diesem von allen deutschen Universitäten und Facultäten an-

erkannt und geübten Princip widerspricht allerdings die freche Ankündigung schwindelhafter Agenten in England und anderwärts, welche versprechen, gegen einen bestimmten Kaufpreis deutsche Doctor diplome verschaffen zu können. Alle Universitäten haben das nämliche Interesse, einem solchen Betrug, der auch vor der Fälschung von Urkunden sich nicht scheut, wenn er damit reiche und eitle Leute täuschen und ausbeuten kann, entgegen zu treten. Das ist aber kein Gegenstand der Discussion, sondern nur eine Angelegenheit für Polizeibeamte und Strafgerichte.

Dieser infame Schwindel ist vorzüglich für solche Universitäten eine Gefahr, welche gegen Einreichung einer gelehrten Abhandlung den Bewerber in absentia promoviren, denn eine Dissertation kann im Nothfall auch mit Geld erkaufte werden und die Controle, welche einen solchen Mißbrauch verhüten soll, ist erfahrungsgemäß nicht immer ausreichend, ebenso wie die Mittel nicht ausreichen, welche man anwendet, um ein Plagiat zu entdecken. Aus diesem Grunde bin ich mit Mommsen darin einverstanden, daß die gänzliche Beseitigung der Promotionen in absentia dringend zu empfehlen sei.

In Heidelberg kommt dieser Mißbrauch nicht vor. Dennoch hat Mommsen in seinem zweiten Artikel auch die Universität Heidelberg wegen ihrer Promotionen angegriffen. Ich kenne die Heidelberger Praxis seit 15 Jahren in der juristischen Facultät genau, und theilweise, so weit auch in der Staatswissenschaft ein philosophisches Doctorat erworben wird, auch in der philosophischen Facultät.

In Heidelberg besteht der alte Gebrauch, daß von den Doctoranden keine Dissertationen gefordert werden. Die mündliche Prüfung der Examinanden gilt als die sicherste Methode, ihre Fähigkeit zu würdigen. Es wird denselben freigestellt, eine Dissertation zu schreiben, aber es wird auch nicht gewünscht, daß das geschehe und daher selten geübt. Die Druckkosten der Dissertation werden durch einen Beitrag an die Universitätsbibliothek ersetzt. Von Doctoren, welche als Privatdocenten die *venia legendi* nachsuchen, wird auch in Heidelberg eine wissenschaftliche Abhandlung gefordert, welche mit Zustimmung der Facultät veröffentlicht wird. Das mündliche examen rigorosum erstreckt sich auf alle rechtswissenschaftlichen Hauptfächer und der Candidat muß dauernd und ernstlich gearbeitet haben, um in der Prüfung zu bestehen. Ich habe, seitdem ich an diesen Prüfungen Theil nehme, die Erfahrung gemacht, daß die älteren Collegen, insbesondere die berühmten Docenten von Vangerow und Mittermaier, nicht in der Anforderung an die Examinanden, aber in der Beurtheilung ihrer Leistungen milder waren als ihre Nachfolger.

Die Heidelberger Doctoren der Rechte, lassen sich in folgende Kategorien ordnen:

a) Ein Theil derselben hat die Absicht, sich dem akademischen Gelehrtenberufe zu widmen. Dieser Theil steht den Besten nicht nach, welche anderwärts doctoriren. Wenn sie noch ein paar Jahre zuwarten, bis sie ihre Dissertation *pro venia legendi* schreiben, so ist das weder für sie selber, noch für die Wissenschaft nachtheilig.

b) Ein anderer Theil bereitet sich für den Beruf der Anwälte vor oder erwartet von dem Doctortitel eine Förderung in einem anderen praktischen Wirkungskreise. Diese Candidaten betrachten die Dissertation als eine ganz unnötige und zwecklose Belästigung.

c) Nicht ganz selten kommt es vor, daß Männer, die bereits in öffentlichen Aemtern stehen als Bürgermeister, Gerichtsactuare, Bankdirectoren, Redactoren von Zeitschriften, Journalisten, deshalb sich um den Doctorgrad bewerben, weil sie ihrer wissenschaftlichen Geltung gemäß, in der Gesellschaft „Doctoren“ genannt werden und bereit sind, den Beweis zu liefern, daß sie den Titel verdienen und mit Recht führen dürfen, der ihnen zuvor aus Höflichkeit beigelegt worden ist.

d) Ein bedeutender Theil besteht aus jungen Männern, welche ihre Universitätsstudien vollendet haben und zu ihrer eigenen Beruhigung oder sich deshalb der Facultätsprüfung

unterziehen, um ihren Eltern oder Vormündern und Patronen ein akademisches Zeugniß darüber mitzubringen, daß sie mit Fleiß und Erfolg studirt haben.

Gewöhnlich arbeiten die Candidaten dieser letzteren Classen längere Zeit vor dem Examen sehr eifrig, um sich auf dasselbe vorzubereiten. Für ihre Studien wäre aber die Beschäftigung mit einer Dissertation so wenig ein Gewinn als für die Wissenschaft. Würde diesen Candidaten der Weg zur Doctorwürde verschlossen, so würden die Universitätsstudien selber und das wissenschaftliche Streben eine bedeutende Einbuße erleiden, für welche die Steigerung des Gelehrtendünkels wahrhaftig keinen Ersatz böte.

Es liegt hier ein wirkliches Bedürfniß vor, das Beachtung verdient. Man könnte daran denken, für die letzteren Classen einen anderen Titel oder verschiedene Grade der Doctorate einzuführen. Man hat das in früheren Zeiten wohl damit versucht. Die Licentiaten und Baccalaurei der Jurisprudenz, die Magister der schönen Künste waren von der Art. Diese geringeren Titel sind aber verschwunden und nicht wieder in's Leben zu rufen. Die alleinigen Unterschiede, die sich erhalten haben, sind die höheren oder geringeren Noten, welche der Doctorand je nach dem Ausgang der mündlichen Prüfung erhält. Das wird auch in Zukunft genügen.

Unverständlich ist es, wie man die Dissertationen für eine werthvolle Garantie der gewissenhaften Prüfung und gar für eine öffentliche Garantie halten kann. Mommsen sagt selber, daß die medicinischen Dissertationen durchweg das Papier nicht werth sind, das zu ihrem Druck verwendet wird. Wenn man von einigen seltenen Ausnahmen absieht, so gilt daselbe auch von den juristischen Dissertationen. Die Wissenschaft ist durch diese Dissertationenfluth niemals bereichert und befruchtet worden. Wer hat denn heute noch so viel überflüssige Zeit, um solche Dissertationen zu lesen? Und wer wäre so thöricht, um nicht lieber andere bessere Werke zu lesen, wenn er die Mühe hätte? Auch wenn die Doctor dissertationen genau nach dem Mommsen'schen Recepte in gleichem Format mit dem Namen des Referenten und amtlich veröffentlicht würden, sie würden doch nicht gelesen.

Wir maßen uns nicht an, andere Universitäten, welche noch an dem altüberlieferten Gebrauche festhalten, deshalb zu tadeln. Aber wir behaupten auch unsere Freiheit und unser Recht, eine, wie wir glauben, bessere und zweckmäßigere Uebung fortzusetzen. Uns erscheint die Beseitigung der Dissertationen wie die Entfernung eines gelehrten Haarbeutels, und wir fühlen gar keine Neigung, uns denselben von Neuem aufheften zu lassen.

Besteht wirklich ein Mißtrauen gegen die Doctorpromotionen der „südwestdeutschen Universitäten“, so gibt es jedenfalls ein viel wirksameres Mittel der Controle als die gedruckten Dissertationen, nämlich die Oeffentlichkeit des mündlichen Examens. Ich habe selber während vieler Jahre in München an Staatsprüfungen von Studirenden Theil genommen, welche öffentlich abgehalten wurden, und ich habe die dortige Einrichtung bewährt gefunden. Aber ich kann auch mit gutem Gewissen erklären: Wir Heidelberger Examinatoren hätten keine Ursache, diese Oeffentlichkeit zu scheuen. Für die Candidaten mag sie zuweilen unangenehm sein, für den Lehrer ist sie meistens nützlich.

Die meisten Studirenden, welche in Heidelberg sich der Doctorprüfung unterwerfen, haben einige Zeit auch in Heidelberg Collegien besucht. Offenbar ist es für solche, die ausschließlich an anderen Universitäten studirt haben, viel schwieriger, das Examen glücklich zu bestehen, da sie mit der Lehrmethode und der Ausdrucksweise der Examinatoren nicht vertraut sind. Deshalb ziehen es die Doctoranden und die Professoren vor, sich vorher während der Collegien näher kennen zu lernen. Ein ausdrückliches Gebot, die Studirenden, die von andern Universitäten sich zur Prüfung melden, wegzuweifen, hätte nur die praktische Folge, daß die Candidaten zu

dem durch eine Verordnung gezwungen würden, was sie meistens freiwillig thun, und zweckmäßiger Weise thun.

Ich will auf die für die Universitäten und Facultäten fränkende Form, in welcher die neuesten Reformvorschläge Mommsens veröffentlicht worden sind, Nichts erwidern; mein College Heinze hat das Nöthige darüber in der „Mugsburger Allgemeinen Zeitung“ gesagt. Aber zum Schluß darf ich es nicht unterlassen, auf die Verderblichkeit der Mittel hinzuweisen, mit welchen Mommsen seinen Reformplan durchsetzen will. Diese Mittel sind ein sehr viel größeres Uebel als die Mißbräuche, die mit denselben bekämpft werden sollen. Mommsen ruft die Autorität und die Macht des preussischen Cultusministeriums zu Hülfe, und fordert, daß dieses seine Reformen — natürlich ohne eine abweichende Meinung zu dulden oder auch nur zu hören — den kleineren deutschen Bundesregierungen aufnöthige. Er erwartet dann, daß diese hinwieder ihre Universitäten zwingen werden. Wenn das Alles nicht geschehen oder nicht helfen sollte, dann droht er mit einer neuen Excommunication der einen Universitäten wider die andern.

Die Ertheilung wissenschaftlicher Ehren ist der Natur der Sache gemäß und nach der überlieferten Sitte ein Gebiet, in welchem die Universitäten selbstständig walten. Nirgends weniger ist ein Reglementiren und Dirigiren der Staatsgewalt am Plage. So verkommen sind unsere Facultäten nicht, um ein läppisches Eingreifen des Polizeistocdes geduldig zu ertragen, selbst dann nicht, wenn die Gewalt den Mantel der höheren Sittlichkeit umhängt und im Namen des Großstaats die Kleinstaatererei zu züchtigen vorgibt. Die Excommunicationen der Pfaffen aber sind mit vollem Recht so verhaßt, daß ihre Nachbildung in neuen Excommunicationen der Professoren sicher in Deutschland keine Billigung und keine Nachbildung finden wird. Durch solche Mittel wird keine Besserung von Mißständen erreicht, wohl aber sehr viel Bitterkeit, Streit und Haß bewirkt. Drohungen schrecken nicht, sie reizen nur, und Beleidigungen verstärken nicht das Gewicht guter Rätze, sondern verhindern die Beachtung derselben.

Die Philadelphier Weltausstellung.

Von Ado Brachvogel.

Newyork, Mitte April 1876.

Die Philadelphier Weltausstellung ist eigentlich ein Schmerzenskind. Aber auch Schmerzenskinder sind schon im Handumdrehen zu Riesen erwachsen. Und daß die große americanische Centennialschau ein solcher Riese ist, darüber konnte Angesichts dessen, was allem Hängen und Bangen zum Troß davon bereits bei Beginn des Jubeljahres fertig dastand, kein Zweifel mehr herrschen. Vollends jetzt am Vorabend des Tages, der den Schleier von Dem lüften wird, was die Americaner, vorzugsweise das Volk des Schaumens, auf diesem Gebiet auch in internationaler Beziehung zu leisten vermögen. Ein Riese seiner Art — fürwahr! Denn wie immer sich das Werk auch, im Vergleich zu den ähnlichen europäischen Veranstaltungen früherer Jahre, seinem innern Werth nach bewähren möge — das Eine kann schon jetzt als unantastbare Thatsache hingestellt werden: was Ausdehnung und Vielfältigkeit seiner Räumlichkeiten anbelangt, läßt es jene transatlantischen Vorgänger fast ebenso weit hinter sich, wie in Betreff der natürlichen Vorbedingungen, welche ihm im Fairmount Park zur Verfügung gestellt wurden. Und noch Eines kann gleich hinzugefügt werden: wie weit die Ausstellung an sich am bevorstehenden 10. Mai auch von ihrer thatsächlichen Vollendung noch entfernt sein möge, mit den letzten Wiener und Pariser Unternehmungen verglichen wird sie bereits den Besuchern ihres ersten Tages immerhin eine Art fertigen Bildes und nicht ein Chaos darbieten, wie man es am 1. Mai

1873 im Prater und am 15. April 1867 auf dem Marsfelde zu sehen bekam.

Und doch ist dieser Riese ein Schmerzenskind! Und Niemand weiß besser, wie sehr er das ist, als sein würdiges Elternpaar, der Staat Pennsylvanien und die gute Stadt Philadelphia. Sie und die Männer, auf deren Schultern sie die Last der Ausführung legten, wissen ein Lied davon, wissen einen ganzen Hymnus von jenem Hängen und Bangen zu singen, davon eben die Rede war. Da gab es kein Volk, das dem Unternehmen vom ersten Augenblick an zuzuschzte, keine Presse, die nichts als glänzende Vorher sagungen und Ermunterungen hatte, keine nationale Gesetzgebung, welche im Bewilligen von Geldmitteln nur eine Sorge, die, nicht genug zu geben, zu kennen schien. Und zu dem Allen kam der große Krach, der in Oesterreich wenigstens bis nach der Eröffnung des fertigen Werkes gewartet hatte, der jedoch in America volle zwei Jahre vorher eintrat und seitdem gerade jene Lebenskräfte gebunden hielt und hält, auf welche hier in erster Reihe als Lebensspender gerechnet werden mußte. Schon die bloße Bewilligung, die Ausstellung in ihrer Hauptstadt abhalten zu dürfen, mußte von den Pennsylvanern dem Congreß mit Nägeln und Zähnen abgekämpft werden, abgekämpft werden gegen den vereinigten Widerstand fast aller andern maßgebenden Staaten, zu deren legislativem Einspruch die großen Städte des Landes den volksthümlichen Entrüstungschor sangen. Und als es ihnen dann endlich doch gelungen war, durch Beschlußnahme der Bundesregierung (die betreffende Acte wurde vom Präsidenten am 3. März 1871 gezeichnet) die Stadt der Bruderliebe auf deren historische Anrechte hin zur officiellen Würde der „Centennialstadt“ erhoben zu sehen, mußten sie in derselben Acte eine feierliche Verwahrung seitens der nämlichen Bundesregierung gegen jede ihrerseits dem Unternehmen zu bewilligende Geldhilfe in den Kauf nehmen. Und dann die Befehdung seitens des Handelsstandes, seitens der Zeitungen, seitens der ganzen öffentlichen Meinung jener Großstädte, welche sich auf Kosten der geschichtlichen Erinnerungen Philadelphias zurückgesetzt wähnten. In Newyork war man geradezu toll. Der bloße Gedanke, daß eine Weltausstellung zwischen Atlantic und Pacific wo anders als im Reichthum des gebietenden Gemeinwesens der Empire City abgehalten werden könne, erschien als Lächerlichkeit, als Frevel, als Uebing. Entrüstung, Hohn, offene Drohung aller Art war die Antwort, welche die erste Stadt des Landes auf die vom Congreß beschlossene Form der hundertjährigen Republik hatte. Ja, man machte im ersten Augenblick allen Ernstes den Vorschlag, mit einer eignen Ausstellung den Quätergrüßtenwahn am Delaware in Grund und Boden zu treten. Nicht viel besser war es in Boston, war es in den großen Städten des Westens, welche alle ihre mehr oder minder heiligen Anrechte auf die Weltausstellung zu haben glaubten. Das Wildeste, auf das die Agitation zu Gunsten des Philadelphier Unternehmens außerhalb Pennsylvanians stieß. Das Alles ist kein Unglück gewesen. Auf Kampf gestellt leistet der Amerikaner am meisten. Auch das stille, ruhige Philadelphia warf sich plötzlich in die Haltung des Kämpfers. Es bewilligte eine und eine halbe Million. Der Staat Pennsylvanien entsprach dem Beispiel seiner Handelsmetropole durch Zeichnung einer weiteren Million. Und mit diesen verhältnißmäßig unbedeutenden Mitteln — denn mit den Bewilligungen waren die betreffenden Summen noch keineswegs hergezählt, während die Privatzeichnungen, auf welche man hoffte, während des ersten Jahres so gut wie ganz ausblieben — wurde das Werk selbst in Angriff genommen und sofort mit einer Großartigkeit und Schnelligkeit gefördert, welche nicht nur die Stimme der Widersacher verstummen machte, sondern schließlich auch das Vertrauen der Gleichgültigen auf beiden Seiten des Oceans in nachdrücklicher Weise eroberte. Erreicht wurde dieses Ziel mit Hilfe einer Verwaltung, einer Sparsamkeit, und sei es nur ruhig zugestanden, einer Ehrlichkeit in der Verwendung der verfügbaren Mittel, wie sie bei öffentlichen Unternehmungen

auf dem Boden der neuen Welt nur zu sehr zu den unerhörten Dingen zu zählen begonnen haben. Am 4. Juli 1874 geschah der erste Spatenstich innerhalb des Centennialbezirks — Centennial Ground ist der officiële Name des 250 Acres messenden Tracts, den die Stadt für die Ausstellung von ihrem schönen Fairmount Park dort, wo er am schönsten ist, abzweigte — und von jenem Tage an haben keine Geldbebbe, keine Witterungsverhältnisse, kein sonstiges Hinderniß den Fortgang der in gewaltigsten Maßen geplanten und ausgeführten Arbeiten unterbrochen. Schon im vorigen Herbst standen die von der Ausstellungscommission errichteten fünf baulichen Leviathans unter Dach; hatte sich auch außerhalb Pennsylvaniens allmählig eine mehr und mehr ermutigende Theilnahme angemeldet; schien jede nur denkbare Bürgerschaft geleistet, daß das Gespenst eines internationalen Fiascos zu Grabe geschickt sei. Und mit einem derartigen Ergebnis in der Hand konnte es denn auch dem Unternehmen im Bundescongreß nicht länger fehlen. In den beiden vorhergehenden Sitzungen auf das Strengste zurückgewiesen, drangen die Freunde des nationalen Werkes in derjenigen des vorigen Winters endlich durch und erwirkten im Januar zur Fertigstellung des so muthig Begonnenen, so stattlich Gediehenen eine, in Gestalt eines Darlehens verliehene, Bewilligung der Washingtoner Regierung von anderthalb Millionen. Mit dieser Bewilligung hatte die Schmerzenskindperiode des Unternehmens endlich sein Ende erreicht. Der Gesamtrechnungsabschluß, mit welchem der Finanzausschuß seinen letzten Jahresbericht schloß, eröffnet nicht nur den hoffnungsvollsten Ausblick in die Zukunft — das thuen dergleichen Abschlüsse wohl immer —, sondern, und dies ist ungleich mehr werth, er entwirft in kurzen und bündigen Zahlen auch ein Bild von der Vergangenheit des Werkes, welches in jedem seiner Züge lehrt, in welchem Maße die Philadelphier Ausstellungscommission das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hat, in wie hohem Grade die Pennsylvanier und Philadelphier dem Unternehmen das Anrecht, auf den Namen einer „Volksthät“ gesichert haben!

Dieser Rechnungsabschluß stellt sich in runden Zahlen wie folgt. Die Einnahmen betragen:

Bewilligung des Staates Pennsylvanien	\$ 1,000,000
„ der Stadt Philadelphia	„ 1,500,000
Geschenke, Zinsen zc.	„ 500,000
Actienzeichnungen	„ 2,000,000
Bewilligung der Ver. Staaten	„ 1,500,000
Summa:	\$ 7,000,000

Dagegen beläuft sich der Kostenvoranschlag in rund gegriffener Summe auf acht und eine halbe Million, so daß ein aus den Erträgen der Ausstellung selbst zu deckendes Deficit von anderthalb Millionen bleibt.

Mit Recht kann man von einer Finanzverwaltung, die, bei einem Unternehmen wie diesem, mit einem derartigen Ergebnis vor die Oeffentlichkeit treten kann, sagen: daß sie von Anfang eine der wenigen Finanzangelegenheiten des Landes gewesen ist, welche nicht den mindesten Zweifel über ihre Richtigkeit und Nichtigkeit zuließ. Die Männer, welche an der Spitze des in Folge einer Congressacte vom 1. Juni 1872 unter dem Namen „Centennial Board of Finances“ ins Leben gerufenen Finanzausschusses der Ausstellung stehen, haben nicht nur ihre volle Thätigkeit und Zeit zu opfern gehabt, sondern sehr oft auch den eigenen Credit geltend machen müssen, um die große Angelegenheit, der sie sich seit drei und vier Jahren gewidmet haben, dahin zu bringen, wo sie jetzt ist. Und so ist es auch nur billig, daß ihre Namen, wie diejenigen der andern Männer, welche innerhalb der Ausstellungscommission und ihrer verschiedenen Abtheilungen wirkend, das riesige Werk zu seiner endlichen Vollenbung gefördert haben, auch an dieser Stelle ihren Platz erhalten. Die Zusammenziehung der Centennialcommission ist, seit sie in Folge der ersten, das Unternehmen überhaupt betreffenden Congressacte vom 3. März

1871*) durch den Präsidenten erfolgte, nahezu dieselben geblieben. An ihrer Spitze steht Herr Joseph H. Hawley von Connecticut, hinter dem sich trotz seines officiellen Generaltitels ein ehemaliges Mitglied der Presse seines Heimatstaates verbirgt. Ihm sind sechs Vicepräsidenten, unter ihnen Herr Alfred D. Goshorn von Ohio, der Generaldirector der Ausstellung, und als Secretär Professor John L. Campbell beigegeben, für welche letzterem das Verdienst in Anspruch genommen wird, schon vor Jahren den Gedanken, das hundertjährige Jubelfest der Republik durch eine internationale Ausstellung zu feiern, zuerst öffentlich ausgesprochen und agitiert zu haben. Das Executivcomité hat den bereits genannten Herrn Alfred D. Goshorn als Generaldirector an seiner Spitze und besteht im Ganzen aus vierzehn Mitgliedern, die den verschiedenen der hauptsächlichsten Unionsstaaten angehören. Präsident des Finanzausschusses, mithin nebst Herrn Goshorn der eigentliche Atlas des Unternehmens, ist Herr John Welsh von Philadelphia, dem als Vicepräsidenten die Herren William Sellers von Philadelphia und John Barbour von Virginien zur Seite stehen. Secretär und Schatzmeister des Ausschusses ist Friedrich Fraley von Philadelphia. Die Bau- und Ingenieurabtheilung endlich hat die Herren H. J. Schwarzmann, H. Pettit und J. W. Wilson an ihrer Spitze.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Leistungen des königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülßen.

Statistische Uebersicht.

Am 1. Juni dieses Jahres feiert Herr v. Hülßen sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Generalintendant der königlichen Schauspiele. Bei diesem Anlaß wollen wir einen Rückblick werfen auf die hauptsächlichsten Vorgänge an unserer ersten norddeutschen Bühne während des letzten Vierteljahrhunderts. Die Oper und das Ballet scheiden wir von vornherein aus unserm Berichte vollkommen aus. Während des ersten Decenniums der Hülßen'schen Verwaltungsperiode sind genaue statistische Angaben über Novitäten, die zur Aufführung gekommen sind, und die Zahl der Wiederholungen, die sie erlebt haben, nicht ausgegeben worden. Es existirt nur eine Tabelle, welche einen statistischen Rückblick auf das erste Jahrzehnt vom 1. Juni 1851 bis zum 1. Juni 1861 gibt. In dieser sind die Novitäten zwar namhaft gemacht worden, aber es ist nicht zu ersehen, wie oft die einzelnen aufgeführt worden sind. Für dieses erste Jahrzehnt müssen wir uns daher auch mit wenigen allgemeinen Angaben begnügen. Dagegen liegen uns ganz genaue Berichte über die verfloffenen letzten 15 Jahre vor. Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876 können wir die Zahl der Aufführungen, die jedes einzelne Stück eines jeden Verfassers gehabt hat, genau

*) Vervollständigt ward dieselbe durch eine unter dem 3. Juli 1873 vom Präsidenten Grant erlassene Proclamation, in welcher er dem Lande und den auswärtigen Mächten die beabsichtigte Ausstellung officiell anzeigte. Zugleich wurden die Vertreter der letzteren in Washington durch das Staatsdepartement im Besondern davon in Kenntniß gesetzt und ersucht, durch ihre betreffenden Regierungen die Bürger ihrer Staaten zur Besichtigung der Ausstellung einladen zu lassen.

feststellen.*) Wir haben uns der nicht sehr reizvollen Arbeit unterzogen, das Gesamtergebnis der letzten 15 Jahre (1861 bis 1875) aus den tabellarischen Uebersichten resp. aus den Zeitungen des ersten Quartals 1876 zu ermitteln und wollen versuchen, in dem Folgenden eine objectiv Chronik des Schauspielhauses unter Herrn von Hülßen zu geben. Sollten kleine Irrthümer mit untergelaufen sein, so bitten wir im Voraus dieselben zu entschuldigen, da eine Controle der massenhaften Additionen und Zerlegung der verschiedenen Posten in so und so viel Einzelposten nicht möglich war.

I.

Veränderungen im Personalbestande der Schauspieler.

Am 31. Mai 1851 legte Herr von Küstner sein Amt als Generalintendant nieder. Herr von Küstner hatte sich große Verdienste erworben. Unter seiner neunjährigen Verwaltung wurde z. B. die Zahlung von Lantimen an die Autoren und deren Rechtsnachfolger eingeführt; er war der Gründer des deutschen Bühnen-Cartelvereins und er schuf namhafte Reformen in der inneren Administration. Als er 1842 an die Spitze des Berliner Hoftheaters trat, gehörten Seydelmann und Ludwig Devrient noch dem Verbande des königlichen Schauspielhauses an. Beide waren indessen ihrem Berufe schon nahezu ganz entzogen. Hendrichs, Döring, Hoppe, Dessoir, Liedtke, Clara Stich, Frau Adami, Fräulein Biereck, das Ehepaar Hiltl u. s. w. wurden von ihm engagirt. Bei seinem Scheiden waren die namhaftesten Fächer am königlichen Schauspielhause vertreten durch folgende Künstler und Künstlerinnen: Döring, Dessoir, Hendrichs, Liedtke, von Savallade, Franz, Stawinsky, Weiß, Rott, Crüsemann, Grua, Fermann, Gern, Hiltl, und die Damen: Crelinger, Birch-Pfeiffer, Hoppe-Stich (später Frau Liedtke), Biereck, von Savallade, Komitsch, Werner, Hiltl.

Von diesen Künstlern sind noch heute in Thätigkeit und gleichsam Mitjubilare des Generalintendanten: Döring, Liedtke, Hiltl.

Die Veränderungen im Bestande der kgl. Schauspielgesellschaft sind innerhalb der letzten 25 Jahre im Wesentlichen die folgenden:

Von Herrn von Hülßen wurden engagirt u. A. die folgenden Mitglieder: Frau Adami, 1851. Fräulein Fuhr, Fräulein Arens (später Frau Formes), 1852. Herr Düringer, Frau Frieb-Blumauer, 1853. Herr Berndal, 1854. Herr Karlowa, 1855. Herr Kaiser, Herr Baumeister, Fräulein Döllinger (später Frau Breitbach), A. Taglioni, 1857. Frau Kierschner, 1859. Fräulein Pellet, 1861. Frau Sachmann (als Schauspielerin), 1862. Herr Dehncke, 1863. Herr Landvogt, Fräulein Erhardt, 1864. Herr Dahn, Herr Friedmann, Fräulein Hermine und Bidwina Delia, 1865. Fräulein Kessler, 1866. Herr Fernand (von Stranz) [als Regisseur], von Hoyer, Robert, Fräulein Buska, 1868. Herr Friedr. Haase, Herr Wünzer, 1869. Herr Hein (als Director), Herr Krause, Fräulein Kühle, 1870. Herr Kahle, Herr Oberländer, Fräulein Clara Meyer, 1871. Herr Goritz, Herr Ludwig, Fräulein Schratt, 1872. Herr Deek, Fräulein Stollberg, Fräulein Wienrich, 1873. Herr Bollmer, 1874. Frau Niemann-Raabe, Herr Schmidt, Fräulein Hofmeister, Fräulein Reichardt, 1875.

Es schieden aus: Frau Komitsch (pens.), Herr Franz (nach Wien), Regisseur Weiß † 1853. Herren Crüsemann, Rott, Stawinsky (pens.), Frau Biereck † 1856. Herr Fermann † 1859. Frau von Savallade, Fräulein Fuhr (pens.) 1862, Frau Formes (pens.), Frau Hoppe-Liedtke † 1862. Fräulein Pellet † 1863. Herr Hendrichs (pens.) 1864. Frau Crelinger †, Frau Werner, Frau Birch-Pfeiffer (pens.), Herr Landvogt (nach Pest) 1865. Herr von Savallade (pens.), Fräulein Hermine Delia (nach Schwerin), Stawinsky † 1866. Herr Grua † 1867. Fräulein

Bidwina Delia (nach Meiningen) 1868. Herr Kaiser (nach Karlsruhe), Frau Hiltl (pens.) 1869. Herr Haase, Herr Fernand (von Stranz) [beide nach Leipzig], Herr Baumeister, Frau Kierschner (entlagen der Bühne), Frau Crelinger † 1870. Herr Friedmann (nach Schwerin), Fräulein Buska (nach Petersburg) 1871. Herr Dessoir †, Frau Sachmann-Wagner (pens.) 1872. Herr Dahn (nach Petersburg), Herr Robert, Fräulein Kühle, Fräulein Schratt (nach Wien) 1873. Frau Adami, Fräulein Taglioni (pens.), Herr Wünzer (nach Darmstadt) 1874. Herr von Hoyer (nach Wien) 1875.

Durch diese Veränderungen, durch die neuen Engagements, die Todesfälle, Pensionirungen und Engagements an andern Bühnen, hatte sich zu Anfang dieses Jahres der Personalbestand des königlichen Schauspielhauses wie folgt gebildet — wir geben die Namen nach der Anciennetät ihres Engagements am königlichen Schauspielhause —: Herr Döring, Herr Hiltl, Herr Liedtke, Frau Frieb-Blumauer, Herr Berndal, Herr Karlowa (in den letzten Tagen pensionirt), Frau Breitbach-Döllinger, Herr Dehncke, Frau Erhardt, Fräulein Kessler, Herr Hein (Director), Herr Krause, Herr Kahle, Herr Oberländer, Fräulein Clara Meyer, Herr Goritz, Herr Ludwig, Herr Deek, Fräulein Stollberg, Fräulein Wienrich, Herr Bollmer, Frau Niemann-Raabe, Herr Schmidt, Fräulein Hofmeister, Fräulein Reichardt.

II.

Die Novitäten im ersten Jahrzehnt der Verwaltung des Herrn von Hülßen. (Vom 1. Juni 1851 bis zum 31. December 1860.)

Die Novitäten von Bedeutung im ersten Jahrzehnt der Verwaltung des Herrn von Hülßen sind folgende:

Vom 1. Juni bis Ende December 1851: „Der Diebesbrief“ und „Das Gefängniß“ von Benedix. „Das Preis-Lustspiel“ von Mauthner.

1852: „Helene von Seiglière“ von Sandeau. „Damenkrieg“ von Scribe. „Die Eifersüchtigen“ von Benedix. „Der kategorische Imperativ“ von Bauernfeld. „Armstrong“ von Meißner. „Das Lügen“ von Benedix.

1853: „Mathilde“ und „Ein Lustspiel“ von Benedix. „Lady Tartuffe“ von Frau von Girardin. „Rose und Röschen“, „Die Waise von Lowood“ von Birch-Pfeiffer. „Ernst von Schwaben“ von Uhland. „Ein Mann“ von Kurnik. „Die Makkabäer“ von Ludwig. „Krisen“ von Bauernfeld. „Magnetische Kuren“ von Hackländer. „Am Klavier“ von Barriere.

1854: „Der Sonnenwendhof“ von Mosenthal. „Der Fechter von Ravenna“ von Fr. Galm.

1855: „Die Verleumdung“ von Scribe. „Meister Andrea“ von Geibel. „Die Wiener in Paris“ von Holtei. „Ein Ring“ von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1856: „Marsch“ und „Abalbert vom Babanberge“ von Brachvogel. „Ella Rose“, „Lorbeer und Myrthe“ von Gutzkow. „Nichtämnestra“ von Tempelke. „Die Grille“ von Charlotte Birch-Pfeiffer. „Essex“ von Laube. „Die Diplomaten“ von Gottschall.

1857: „König Saul“ von Kette. „Die Dieberräuber“ von Barriere. „Die Fiammina“ von Ughard. „Die Journalisten“ von Frehtag. „Die Diensthoten“ von Benedix.

1858: „Das Testament des großen Kurfürsten“ von Buttlich. „Mondecaus“ von Brachvogel. „Die Anne Wise“ von Herfch.

1859: „Die Wittve des Agis“ von Jordan. „Philippine Welfer“ von Redwitz. „Maria“ von Klein. „Unsre Freunde“ von Mag Ring. „Des Hauses Ehre“ von Karl Hugo.

1860: „Ein Kind des Glücks“ von Charlotte Birch-Pfeiffer. „Die Sabinerinnen“ und „Elisabeth Charlotte“ von Paul Heyse. „Der Usurpator“ von Brachvogel. „Der Zunftmeister von Nürnberg“ von Redwitz. „Don Juan d'Austria“ von Buttlich. „Mit der Feder“ von Schlesinger. „Der Winkelschreiber“ von Adolff.

Eine nicht geringe Anzahl dieser Stücke haben sich, wie man sehen wird, bis auf den heutigen Tag auf dem Repertoire erhalten. Die Zahl der Aufführungen ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich. Außer den Stücken von Benedix

*) Unsere Hauptquellen sind: Die von der Generalintendantanz alljährlich veröffentlichten „Statistischen Rückblicke auf die königl. Theater“, der Almanach für Freunde der Schauspielkunst von Heinrich, der Bühnenalmanach von Entsch und die Berliner Zeitungen.

und Charlotte Birch-Pfeiffer, welche in Bezug auf den Bühnenerfolg wohl in erster Reihe zu nennen sind, waren es von den modernen namentlich die von Brachvogel, Gustav Freytag und Puttky, die in den ersten zehn Jahren der Hülfschen Verwaltung das Repertoire beherrschten. Den größten Erfolg errangen „Die Journalisten“ von Gustav Freytag und Brachvogels „Marciß“.

In demselben Zeitraum von 10 Jahren fanden folgende Vorstellungen classischer Stücke statt:

Lessing	103
Goethe	115
Schiller	253
Reißt	59
Shakespeare	363
Calderon	36
Moreto	23
Molière	31
Racine	2
Gozzi	9
Sophokles	5

In Summa 999 Vorstellungen,

so daß auf ein Jahr durchschnittlich 100 Vorstellungen classischer Werke fallen.

III.

Die Novitäten in den letzten 15 Jahren unter der Verwaltung des Herrn von Hülfsen. (Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876.) Die Beteiligung des Auslandes; Aufführungen der classischen Werke.

Vom 1. Januar 1861 an liegen uns genau detaillirte Mittheilungen über das Repertoire vor. Wir können nicht nur feststellen, wie viel Autoren in den letzten 15 Jahren Stücke am königlichen Schauspielhause zur Darstellung gebracht haben, sondern auch die Zahl der Aufführungen jedes einzelnen Stückes. Wir fahren zunächst in der trocknen Aufzählung fort:

Außer drei anonymen und zwei Autoren, die nur mit Initialen gezeichnet haben: (A. P. und A. P. v. S.) — beide vielleicht identisch —, sind im Ganzen von 162 Autoren 407 Stücke zur Aufführung gelangt. Wir bemerken, daß unter den angegebenen Autoren auch einige Bearbeiter mitgezählt sind. Ueberall da, wo wir die Originaldichter in ihre Rechte haben einsetzen können, ist dies geschehen. Da aber namentlich früher die Anstalt bestand, daß die Bearbeiter und Uebersetzer sich damit begnügten, ihre Namen allein auf die Zettel zu setzen, so ist uns diese Wiedereinsetzung nicht in allen Fällen möglich gewesen. Unter den Bearbeitern haben wir mitgerechnet u. A. Denecke („Partie Piquet“), Fresenius („Ein gefährlicher Freund“), Ida Brner („Unser Wirten“), Grandjean („Zimmer zu Haus“), Homburg („Eine Tasse Thee“), Stein („Am Fenster“). Alle diese Stücke sind bekannte französische Blüthen. Die andern von diesen Autoren aufgeführten Stücke haben wir unter den Originalautoren mitgerechnet.

Vom Auslande hat, wenn wir den Engländer Shakespeare ausnehmen, der durch die Uebersetzung von Schlegel-Tieck mit in die Reihen unrer Classiker gerückt ist, Frankreich das stärkste Contingent von Autoren und Stücken gestellt.

Von Anselot, Theodor Banville, Barrière, Bayard, Beaumarchais, Delavigne, Dumanoir, Alexander Dumas (Vater), Feuillet, Fournier, Gastinay, Frau von Girardin, Labiche, Legouvé, Mailhac, Melesville, Molière, Muffet, Najac, Racine, Sandeau, Sardou, Scribe, Second, Thys und St. Germain, sind am Hoftheater Stücke zur Aufführung gekommen.

Unter diesen nimmt Scribe weitaus die erste Stelle ein. Es mag auffallen, daß von einigen der bedeutendsten und meist genannten französischen Dichter, also namentlich von Augier und dem jüngeren Dumas, kein Stück auf dem Repertoire des Hoftheaters eine Stätte gefunden hat, und daß von anderen, wie von Feuillet, Sardou, Meilhac u. s. w. nur wenige und nicht die bedeutendsten Stücke zur Darstellung gelangt sind. Die Erklärung hierfür ist leicht gegeben. Zunächst wird die Hofbühne aus principiellen

Gründen das sogenannte „französische Sittenlustspiel“ beinahe ganz ausgeschlossen haben. Ein Widerspruch gegen dieses Princip ist eigentlich nur in der Aufführung des „Montjoye“ von Feuillet zu erkennen. Während der letzten Jahre ist den Franzosen beinahe ganz und gar unsere Hofbühne verschlossen geblieben. Dies hat seinen Grund nicht nur in den principiellen Bedenken, welche sich der Aufführung widersetzt haben, sondern auch in den praktischen Schwierigkeiten, die Stücke der Franzosen für die Hofbühne zu erwerben. Die Hofbühne zahlt für Bearbeitungen und Uebersetzungen keine Tantieme, sondern nur ein einmaliges relativ nicht sehr bedeutendes Honorar. Die Privatdirectoren aber zahlen den Franzosen nicht nur dieselben Tantiemen, die sie den einheimischen Autoren bewilligen, sondern verpflichten sich diesen, respectiv deren Agenten gegenüber, zu finanziellen Leistungen, zu denen sie sich einem einheimischen Autor gegenüber schwerlich verstehen würden. Sie bewilligen den beliebten französischen Autoren nicht nur eine hohe Tantieme von der täglichen Einnahme, bewilligen ihnen nicht nur nach einer Reihe von Vorstellungen Autorenbenefize, sondern verpflichten sich häufig sogar, ohne daß sie auch nur Kenntniß von dem Manuscript hätten nehmen können, zu einer bestimmten, gewöhnlich ziemlich hoch gegriffenen Summe, die sie selbst für den Fall garantiren, daß das Stück keinen Erfolg haben und wenig Tantiemen einbringen sollte. Es versteht sich von selbst, daß ein königliches Kunstinstitut sich nicht in eine Concurrenz mit diesen Privatpeculationen einlassen kann, und daß es unter der Würde des Hoftheaters wäre, wenn es den fremden Autoren eine bevorzugte Stellung vor den einheimischen einräumte. Vielmehr sind die Bestimmungen, welche an unserer Hofbühne maßgebend sind, für Originalwerke günstigere Bedingungen als für Uebersetzungen zu bewilligen, durchaus gutzuheißen. Die Franzosen haben nun ihrerseits kein besonderes Interesse daran, daß ihre Stücke gerade an unserer Hofbühne zur Aufführung kommen; selbst für den Fall nicht, daß das Schauspielhaus dieselben aufführen wollte. Ehre und Ruhm suchen sie in ihrem Heimatlande, im Auslande haben sie an ihren Stücken kein anderes Interesse als das, möglichst viel herauszuschlagen; und deshalb geben sie lieber dem kleinsten Privattheater, das ihnen eine hohe Prämie zahlt, ihre Stücke, als der königlichen Hofbühne, die sie mit einer einmaligen kleinen Zahlung abspießen würde.

So kommt es, daß seit Jahren keine französische Novität von Bedeutung auf dem Hoftheater dargestellt worden ist, und daß in neuester Zeit außer den Scribe'schen Stücken eigentlich nur französische Bagatellen von unsern Hofschauspielern aufgeführt worden sind.

Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß es den Dichtern, welche die Franzosen ihre Classiker nennen, fast gar nicht gelingen will, auf unserer Bühne festen Fuß zu fassen. Von Corneille ist in den letzten Jahren auch nicht ein Stück aufgeführt worden, Racines Phädra verdankt nur dem Umstande, daß die Historie hier gastirte, eine Aufführung, Molière ist nur mit drei Stücken vertreten, von denen keins ein wirkliches Repertoirestück ist; auch der Tartuffe ist seit dem Jahre 1866 nicht mehr gegeben worden und scheint nicht vermißt zu werden. Der Versuch, Beaumarchais auf unserer Bühne heimisch zu machen, ist mißlungen. Von Voltaire und Regnier ist kein Stück gegeben worden. Ebenso glänzt die ganze Phalanx der Romantiker durch ihre Abwesenheit. Victor Hugo fehlt ganz; von Dumas sind nur die beiden Lustspiele „Die Fräulein von St. Cyr“ und „Mademoiselle de Belle-Isle“ dargestellt worden, während gerade seine charakteristischen Dramen — diejenigen, die den Stempel des sogenannten „Romantismus“ tragen — nicht aufgeführt worden sind. Dasselbe gilt von den Tragödien des Neoclassikers Bonnard; es gilt auch von den Lustspielen Alfred de Muffets, von dem nur die kleine Causerie „Zwischen Thür und Angel“ ein Jahr lang gegeben worden ist. Der einzige repertoireständige Franzose ist Scribe, der zu den wenigen Autoren gehört, die sich seit dem Jahre 1865 alljährlich auf dem Repertoire eingestellt haben. Diese Ehre verdankt er vornehmlich dem „Glas Wasser“, das in jedem Jahr ungefähr fünf Mal gegeben wird (64 Mal in den letzten

15 Jahren). Außerdem hielt sich längere Zeit auf dem Repertoire (bis 1869) „Die Erzählungen der Königin von Navarra“ (21 Vorstellungen). Auffallend ist, daß das reizende Stück „Der Damenkrieg“ seit dem Jahre 1863 von dem Repertoire verschwunden ist. Einen guten Erfolg hatte auch „Mein Glückstern“ (28 Vorstellungen, von denen allerdings 21 allein auf das Jahr 1872 fallen), „Der Weg durch's Fenster“, „Doctor Robin“ bei Gastrollen. Ein kürzeres Leben hatten die folgenden Stücke: „Die Mäntel“, „Geliebt oder todt“ (derselbe Stoff ist neulich von Hedwig Dohm in dem liebenswürdigen Stücke „Vom Stamm der Aïra“ mit Geist behandelt worden), „Günnerschaften“, „Feeenhände“ und „Yelva“.

Im Vergleich zu Frankreich ist die Betheiligung des Auslandes am Repertoire unserer Hofbühne eine außerordentlich geringe.

Spanien ist nur durch Calderon und Moreto vertreten. Italien fehlt ganz. Die zwei italienischen Autoren, deren Stücke durch das Gastspiel der Ristori hier zur Aufführung gelangt sind, können als ganz unmaßgeblich für unser Repertoire nicht in Betracht kommen. Von England hat außer Shakespeares Dramen nur Cumberlands „Jude“ sich den Weg auf unser Repertoire gebahnt. Von Polen ist zu nennen Graf Fredro mit einem kleinen Schwank ohne Erfolg. Das alte Griechenland ist nur durch Sophokles vertreten („Antigone“ und „König Oedipus“). Von den römischen Classikern wäre etwa noch Terenz zu nennen; indessen ist hier die Bearbeitung eine so starke, daß wir den „Winkelschreiber“ den Stücken von Winterfeldt beigezählt haben. Das ist Alles.

Die bevorzugteste Stellung nicht nur unter den Ausländern, sondern überhaupt in unserm ganzen Repertoire nimmt Shakespeare ein, der in Bezug auf die Zahl der Aufführungen seiner Dramen nur um ein Geringes von Benedig übertroffen wird. Von Shakespeare wurden in den letzten 15 Jahren 22 Dramen aufgeführt, die zusammen 520 Vorstellungen erlebten. Von keinem Dichter wurden mehr Stücke gegeben (von Benedig nur 21, von der Birch-Pfeiffer 19) und nur Benedig überragt die Zahl der Aufführungen um eine Kleinigkeit. Von Shakespeare kamen, wie gesagt, an 520 Abenden Stücke zur Aufführung, von Benedig an 527 Abenden. Da aber bei der Zahl der Benedig'schen Aufführungen die kleinen einactigen Stücke mitgerechnet sind, während alle Shakespeare'schen Dramen den Abend füllen, so nimmt Shakespeare in unserm Repertoire thatsächlich den ersten Rang ein.

Der Zahl der Aufführungen nach ordnen sich die Shakespeare'schen Dramen wie folgt:

Der Kaufmann von Venedig hatte	54	Vorstellungen
Was ihr wollt	47	„
Romeo	46	„
Sommernachtstraum	45	„
Hamlet	41	„
Die bezähmte Widerspenstige	39	„
Richard III.	36	„
Ziel Värmen um Nichts	36	„
Romödie der Irrungen (Holteis Bearbeitung)	35	„
König Lear	31	„
Heinrich IV., 1. Theil	27	„
Othello	26	„
Macbeth	21	„
Julius Cäsar	8	„
Richard II.	8	„
Coriolan	4	„
König Johann	4	„
Heinrich IV., 2. Theil	3	„
Heinrich V.	3	„
Heinrich VI.	2	„
Timon von Athen	2	„
Antonius und Cleopatra	2	„

Zusammen: 22 Dramen mit 520 Vorstellungen.

Fast jedes Jahr wurden gegeben: „Der Kaufmann von Venedig“, „Ziel Värmen um Nichts“ und „Romeo“. So lange Dessoir in seiner Vollkraft stand, waren auch „Othello“, „Hamlet“, „Macbeth“ ständige Repertoirestücke. Othello ist seit dem Jahre 1868 von unserer Bühne verschwunden. Nur im Jahre 1872 taucht das Drama wieder auf und erlebt 5 Vorstellungen. Dessoir wollte vor seinem Scheiden von der Bühne sich noch einmal in seiner Glanzrolle zeigen, und es wurde der Versuch mit Herrn Karlowa in der Titelrolle gemacht. „Hamlet“ ist seit dem Jahre 1872 nicht mehr gegeben worden. „König Lear“ kam durch das Engagement des Herrn Kahle zeitweilig wieder auf das Repertoire; seit drei Jahren ruht dies Trauerspiel; „Cäsar“ seit dem Jahre 1867. Der Versuch, „Coriolan“ wieder für das Repertoire zu gewinnen, ist erst in diesem Jahre gemacht worden, aber mit wenig Aussicht auf einen dauernden Erfolg.

Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876 fanden folgende Vorstellungen classischer Stücke statt:

Autor.	Zahl der Stücke.	Zahl der Aufführungen.
Lessing	4	174
Goethe	8	216
Schiller	13	348
Kleist	4	80
Shakespeare	22	520
Calderon	2	27
Moreto	1	47
Molière	3	23
Racine	1	1
Beaumarchais	1	3
Sophokles	2	24

Zusammen: 1463 Aufführungen.

Das Verhältniß der classischen Vorstellungen zu den übrigen ist also während der letzten 15 Jahre ungefähr dasselbe geblieben wie in dem ersten Decennium. Es kommen auf das Jahr etwa 96 Vorstellungen.

In dem folgenden Artikel werden wir die Betheiligung der deutschen Classiker an dem Repertoire des Schauspielhauses im Einzelnen besprechen und dann uns eingehender mit den verschiedenen modernen Dichtern, welche zu dem Repertoire beigetragen haben, beschäftigen.

Bur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar.

Goethes Faust.

Zum ersten Male für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Deubrient, Musik von Lassen.

Der Musiker, der neben seiner Kunst noch andere Studien pflegt, fühlt nach verschiedenartigster Beschäftigung mit wissenschaftlichen oder dichterischen Erzeugnissen sich immer wieder zu zwei Werken hingezogen: Dantes Divina commedia und Goethes Faust. Will er sich nun die Gründe dieser Anziehung erklären, so findet er, daß nicht etwa in directen Beziehungen zur Tonkunst, in musikalischen Anregungen, sondern nur in der Großartigkeit jener beiden Schöpfungen die unsichtbare Kraft liegt, die ihn immer wieder zu ihnen zurück führt. Allerdings enthalten beide unendlich Vieles, das die Phantasie anregt, und daher scheinbar dem Musiker Stoff bietet. Wer die Verse liest, mit denen Dante den Eintritt in die Hölle schildert, die Episode der Francesca da Rimini, oder den letzten Gesang des Inferno; oder die himmlische Umschreibung des Vaterunsers im Purgatorio; wer da liest, wie Dante selbst die Musik ertönen läßt als Beatrice ihm nahe steht „Una melodia dolce corrova per l'aer luminoso“, wer je die unendliche Klangschönheit der Verse 85—88 des 3. Gesanges im Paradiese bewundert hat, der kann fast nicht glauben, daß Alles das nicht leicht in Musik zu setzen sei —, daß die lyrischen Theile des Werkes sich nicht noch mehr der Musik anschmiegen als der

Faust, in dessen Hauptscenen jedes Wort von dramatischem Leben erfüllt ist. Und dennoch sind die wenigen Versuche, welche mit der Divina comedia angesetzt wurden, nicht glücklich ausgefallen und unbeachtet geblieben.

Anderz war es allerdings mit dem „Faust“. Von seinem ersten Erscheinen bis heute hat die Tonkunst sich mit ihm beschäftigt, ja es scheint, als ob unsere Zeit das Wunderwerk Goethes als der Mitwirkung, der Unterstützung durch die Musik bedürftig betrachtete, wenn es zu voller Geltung gelangen soll. Die Doppelnatur Fausts, die „zwei Seelen“ in seiner Brust, sein Verhältnis zu Gretchen, ihr Schmerz und Untergang, sein Verkehr mit der Geisterwelt, endlich sein Tod und seine Verklärung, erscheinen bei den ersten Betrachtungen leicht als höchste Anreger musikalischer Empfindungen. Wir werden bei der Besprechung der trefflichen Arbeit Lassens auf diesen Punkt zurückkommen. Jetzt haben wir vor Allem der Hauptsache, der Aufführung in Weimar, einige Betrachtungen zu widmen.

Es war ein ebenso schöner als kühner Gedanke des kunstsinigen Intendanten, Herrn v. Löben, die oben angedeutete 100jährige Goethefeier durch die Wiebergabe der beiden Theile des „Faust“ zu begehen, in der Weise, daß sie zum ersten Male als ein zusammenhängendes Ganze erschienen. Und dieser schöne Gedanke fand eine vortreffliche Ausführung. Die Anordnung der Bühne, sowie die Reihenfolge der Scenen — die besonders im 2. Theile eine schwierige Aufgabe stellten — konnten nicht besser erdacht sein, um ein klares Bild der Entwicklung und des inneren Zusammenhanges zu geben. Gleich die erste Scene brachte die Zuschauer in die günstigste Stimmung. Vor dem Vorhange erschienen der Director, der Theaterdichter (in wohlgelungener Maske Goethes als jungen Mannes) und die lustige Person. Dieses Vorspiel hatte wohl jeder der Anwesenden hundertmal gelesen, wenn auch nie gesehen; als aber die drei Charaktere sich im gesprochenen Worte verkörperten, da war es einem Leben, als hätte er das Gedicht bisher noch nicht gekannt. Rauschender Beifall belohnte die trefflichen Darsteller, als diese hinter dem Vorhange verschwanden; der öffnete sich nach einem kurzen musikalischen Vorspiele, und das „Mysterium“ begann mit dem Prologe im Himmel. Die Bühne war terrassenartig von oben nach unten in drei Theile getheilt, welche an den Seiten durch Stufen mit einander in Verbindung standen. Ueber dem obersten Plane schwebte eine Wolke als Sinnbild Gottes, unter ihr standen die Erzengel; die Engelschaaren waren rechts und links bis zum mittleren Plane vertheilt, der unterste breitere blieb leer, im Hintergrunde desselben deutete ein nicht sehr glücklich erfundener riesig behänter, flammender Mund den Höllenrachen an. Nach dem Dreigesange bestieg Mephisto die untersten Stufen und begann seine Rede. An der Stelle des „Herrn“, der nicht erschien, sprach der Erzengel Michael, der statt „Meinen Knecht“, „Gottes Knecht“ und anstatt „ist mir der Schalk“ und „ist Gott“ u. s. w. sagte. Die Gegenwart Gottes war nur bei den Worten „es sei“ durch aus den Wolken dringendes elektrisches Licht angedeutet. Daß Bedenken gegen die Erscheinung des „Herrn“ auf der Bühne vorgebracht haben mögen, wollen wir gern erklären finden; warum aber Mephisto in seinen letzten Worten anstatt „es ist gar hübsch von einem großen Herrn so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen“, „höflich“ sagen mußte, vermögen wir mit bestem Willen nicht zu begreifen; uns scheint das gewählte Erjagwort gerade vom religiösen Standpunkte bedenklicher als das von Goethe gebrauchte, der ja immer das Richtige getroffen hat! Aber diese kleinen Bedenken schwinden vor dem großen Gesamteindrucke, den diese Scene hinterließ. — Nun begann der Faust, wie er auf allen Bühnen gekannt ist; aber mit ganz andern Empfindungen sah der Zuschauer nunmehr auf den einsamen Mann im Studirzimmer, über dessen Schicksal so eben die Berichter des höchsten Guten und des Bösesten gesprochen hatten. Ueber die Einrichtung dieser Scene bedarf es keiner besonderen Beschreibung; der ungeheuerlich gemalte Krauskopf hinter dem Vorhange, der den Erdgeist bezeichnen sollte, hätte vielleicht in bescheideneren Dimensionen mehr Wirkung erzeugt. Ganz vollendet, von überraschendster Wirkung war die Scene vor dem Thore. Auf der dreitheiligen Bühne, deren Abstufungen mit einander in Verbindung standen, erschienen all die verschiedenen Gruppen von allen Seiten, im bunten Gewühle, im wechselnden Gespräche; oben entfaltete sich dann der Tanz um die Linde, und das Gespräch zwischen Faust und dem Bauer. Die Scene im Studirzimmer mit dem Pudel gewann durch die musikalische Weigabe; die Transparente dagegen, welche während des Geistergesanges über dem einschlummernden Faust erschienen, bedürfen eines

Erjages. Auerbachs Keller war wieder eine prächtige Scene: Man sah dort einen wirklichen Keller vor sich und unten an der Stiege lag das Faß, auf welchem Mephisto und Faust in der That in die Höhe fuhren. Die Herkules- und die Transparent-Erscheinung der Helena (sein neben mit stehender berühmter Maler meinte, es wäre die Danner'sche Ariadne ohne den Panther) können wir übergehen, um der vortrefflichen bühnlichen Einrichtung der folgenden Scene eine längere Betrachtung zu widmen. Rechts in der Ecke des obersten Planes befand sich der Eingang zum Dome, aus welchem Gretchen herauskam, diesem gegenüber stand ihr Haus. Nicht neben dem Dome war die Treppe angebracht, welche bis auf den untersten Plan hinabführte, neben der letzten Stufe, nach links vom Zuschauer, stand das Bild der Mater dolorosa, vor dem später Gretchen betet. Hinter diesem Bilde im Hintergrunde stand der Brunnen, an welchem Lieschen mit Gretchen zusammentrifft und ihr Bärbelchens Geschichte erzählt. Den übrigen — allerdings recht kleinen — Raum der Bühne nimmt Frau Marthens Garten ein, der gegen die Straße offen lag, so daß alle Stellbühnen Gretchens und Faust eigentlich ganz im Freien stutzufinden schienen. (Unserer Meinung nach würde eine Mauer nicht schwer anzubringen und dem ganzen Verlaufe der Handlung von großem Nutzen sein.) Durch diese Einrichtung war es möglich, alle Scenen, in denen Faust und Gretchen zusammentreffen, bis zur Kerker-scene, ohne Veränderung der Decoration sich entwickeln zu lassen. Faust steht unter der Treppe, als Gretchen an ihm vorübergeht — ihr Zimmer erscheint, indem oben die Fenster am Hause sich senken und einen Einblick in's Innere gewähren. Nicht zu leugnen und nicht zu verschweigen ist, daß die Phantasie sich dort in der Ecke, in welcher Faust und Mephisto und dann Gretchen sich zu bewegen suchten, das Zimmer mehr vorstellen muß, als das Auge in der That sehen kann; aber wir glauben, daß der Besucher, der das Drama und nicht die Ausstattung sehen will, gern mit der Phantasie manches Fehlende ersetzen will, wenn, wie in Weimar, die Einheitlichkeit der Handlung gewahrt bleibt, und die Darstellung eine so vortreffliche ist. Der (selbstverständlich sehr bedeutend gefürzten) Walpurgisnacht kam die Dreitheilung der Bühne ebenfalls sehr zu Statten, und einen bedeutenden Eindruck brachte die Neuerung in der Scenenfolge hervor, daß unmittelbar nachdem Faust Gretchens Geipenst auf dem mittleren Plane vorüberschweben sah, der Hintergrund des obersten sich öffnete und den Rabenstein mit der „Hegenzunit“ zeigte, der im Drama selbst erst nach dem (Prosa-)Zwiegespräch Fausts mit Mephisto erscheint. Von großer, der Dichtung ganz entsprechender Wirkung war auch, daß in der letzten Scene nach den Worten „Sie ist gerettet!“ die Kerkerthüre sich vor Gretchen schloß, Faust allein blieb, und nunmehr Mephisto ihn an sich heranzog. Das erste „Tagewerk“ hatte von 6 bis 1¼ nach 12 Uhr gedauert, aber die Zuschauer zeigten nicht die mindeste Ermüdung; und mit noch größerer Spannung und Erwartung ward dem zweiten Theile entgegengesehen. Denn von einer auch nur einigermaßen faßlichen Darstellung des 2. und 3. Actes konnte auch der genaue Kenner und der Bewunderer des zweiten Theils sich keine Vorstellung bilden. Zwar haben die fleißigsten Forscher, Dünker, und Herr von Voepel, der anerkannt gründlichste und umfassendste Kenner, dessen Ausgabe des Faust einen unerschöpflichen Schatz vortrefflicher Auslegungen und Nachweise bietet, die Behauptung aufgestellt, dieser zweite Theil sei noch einheitlicher, noch mehr aus einem Gusse gearbeitet als der erste, und man müsse Alles rein poetisch, nicht allegorisch auffassen. Aber bei dem besten Willen, Alles einheitlich zu finden, stößt der unbesangene Leser auf Stellen, die weder mit dem Faust der Sage, noch mit dem Goethe's in irgend welchen Zusammenhang zu bringen sind. Wenn im Mummenschanz, den der Herold als „heiteres Fest“ von den „Römerzügen“ mitgebracht, ankündigt, die Nacht- und Grabbichter sich entschuldigen lassen, weil sie mit einem frisch erstandenen Bampyre Berathung pflegen; wenn die Gärtnerinnen singen: „Allerlei gefärbten Schnitzeln wird symmetrisch Recht getan“ und der Knabe = Wagenlenker selbst die Erklärung abgibt: „Wir sind Allegorien“, so ist wohl ein bescheidener Zweifel an dem Zusammenhange mit dem „Faust“ erlaubt. Und wenn in der klassischen Walpurgisnacht Mephisto und die Greifen sich „ethnologisch“ streiten, Mephisto nach reisenden Dritten fragt, die Nereiden und Tritonen auf zwei Druckseiten den Streit zwischen Kreuzer, Schelling und den Philologen über die Kabiren verspotten, und nun gar der Centaur Chiron dem Faust auf seine Frage nach Helenas Alter antwortet: „Ich seh', die Philologen, sie haben dich, sowie sich selbst betrogen“, so kann man wohl behaupten, das Alles ließe sich ebenso gut im Fracke am Theetische sagen, als im altgriechischen Costüme auf dem

Pharjalsfelde, und es braucht, wie Horatio im Hamlet meint, „kein Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen“. Ueber den als Dichtung wunderherrlichen dritten Act — den Goethe selbst zuerst als „classisch-vomantische Phantasiegeschichte“ herausgegeben hat — ist schon sehr viel geschrieben worden; hier sei nur bemerkt, daß Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann selbst auf die Nothwendigkeit einer Scene hinwies, in welcher Faust die Helena von Proserpina erbäte, daß diese Scene aber von ihm nicht ausgeführt worden ist, und hierdurch eine unlenkbare Lücke in der Einheitlichkeit der Handlung sich gebildet hat. — Um so höher ist also das Verdienst des Oberleiters der Weimarschen Bühne zu preisen, daß er eine so einheitliche Darstellung zu Stande brachte.

Die erste Scene — Fausts Erwachen — ward beibehalten, ebenso die am Kaiserhofe (mit Ausnahme der Reden des Astrologen). Der Carneval, bei welchem Mephisto als der Herold erschien, war in einen Maskenzug verwandelt; nur der Knabe — Wagenlenker und Faust-Blut — erschienen als sprechende Personen. Nach einem Tanze wurde die Scene, in welcher die Danknoten-Gründung besprochen wird, das Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto, die Berathung des Sektens durch die Hofdamen, endlich die Verführung der Helena fast ganz nach dem Original dargestellt, wobei die Dreitheilung der Bühne — besonders bei dem Zauberspiele, wo der Kaiser und seine Umgebung unten mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum saß, der Hof auf beiden Treppen links und rechts vertheilt war, und die Zaubergestalten oben hinter einem Gazevorhang erschienen — außerordentlich günstig wirkte. Im zweiten Acte erschien statt des Camulus gleich der Bacalaurus; dann öffnete sich die linke Wand des Studierzimmers (in der rechten Vertiefung lag Faust) und Wagners Laboratorium ward sichtbar; der sonderbare Homunculus präsentirte sich in einer erleuchteten Glasflasche, während eine Kinderstimme hinter den Wänden für ihn sprach. In der Walpurgisnacht erschienen nur die Sirenen (oben im ersten Plane) singend, unten die Greifen, die ebenfalls nur sangen, dann Chiron, mit welchem Faust sich sofort entfernte, und endlich die Phorhaden. Ein eingelegtes Bacchanale bildete den Actschluß. Vom dritten Acte waren nur die ersten Reden Helenas beibehalten, die meisten Chöre, so auch das Zwiegespräch der Phorhade (Mephisto) und des Gefolges fielen weg; die erstere erschien gleich mit den Worten: „Tritt hervor aus sücht'gen Wolken“. Von da ab bis zum Erscheinen Euphorions kam das Meiste nach dem Original zur Darstellung. Mit Helenas Verschwinden und Fausts Emporstiegen endet der Act. Im vierten ward das erste Erscheinen des Kaisers mit dem Felshorn weggelassen; Mephisto erzählt oben mit Faust auf dem Felsen stehend den Verlauf der Schlacht und nach dieser stellen die Weiden sich dem siegreichen Monarchen als die Abgesandten des Magiers von Morcia dar. In dieser Scene waren einige Verse eingeschaltet, welche bisher noch in keiner Faustausgabe gestanden haben, die von Herrn v. Zoepfer in seiner neuesten Ausgabe nach einer Handschrift Goethes (im Besitze von Herrn Rudolf Brockhaus) in einer Anmerkung beigelegt wurden, und eine große Lücke auszufüllen: „Der Kanzler verliest eine Belobung Fausts, dieser kniet vor dem Kaiser, und erhält von ihm den Ritterschlag.“ Somit erklärt sich auch die Belohnung mit „des Reiches Strand“ an den „argverrufenen Mann“, von welcher der Kanzler spricht. Nunmehr hat auch die Intendantz die Erzämterbelohnung mit ruhigem Gemüthe weglassen können. Der letzte Act war bis zur Schlussscene, in welcher einige Anreden weggelassen, vollkommen wiedergegeben. Die Decoration zeigte oben rechts das Gärtchen der beiden Alten, links Fausts Palast mit dem Synceusthurm, unten die Einfahrt vom Hafen; nach dem Tode Fausts senkte sich eine Wolke herab, nur der vorderste Raum blieb für Mephisto und seine Höllegeistler; — Dann erschienen drei Engel an dem Grabe Fausts; — nachdem sie gesungen und Mephisto seine Abwehr versucht hatte, zerrheulte sich die Wolke, die Rosen streuenden Engel schwebten herab, immer lichter wurden die Räume, immer mehr Gruppen sichtbar, endlich die drei Bühnerinnen und Gretchen, etwas tiefer Faust im verklärten Gewande, dann die höheren Engel, ganz oben in magischem Lichte die Mater gloriosa — ein wunderbar erhebender Anblick!

Bezüglich dieser letzten Scene sind hochachtbare Stimmen laut geworden, welche die ganze Verklärung beseitigt und mit der Zurückweisung Mephistos von der Gruft das Drama beschlossen wissen wollen, und die da behaupten, die Liebe Fausts zu Helena stelle ihn höher als die zu Gretchen. Dem gegenüber ist der Wortlaut der Dichtung entscheidend. Faust spricht unmittelbar nach der Trennung von Helena von dem götter-

gleichen Frauengebilde, das die scheidende Wolke ihm zeigt „Helena ähnlich“ — das aber entschwindet; dann aber sagt er: Täuscht mich ein entzückend Bild, als „jugenderstes, längstentbehrtes“ höchstes Gut? Des tiefsten Herzens frühesten Schätze quellen auf; Aurorens Liebe zc. Diese Stelle zeigt so deutlich, daß Faust von der Schönheit zur wahren Herzensneigung zurücklenkt, daß der Weimarer Regisseur nicht gezaubert hat, statt „Aurorens“ Margarethens zu setzen, im Sinne der richtigen Zoepfer'schen Auslegung (während Dünker das Wort auf die Morgenröthe bezieht, für welche Faust als Knabe geschwärmt haben soll — als wenn aus irgend einer Rede Fausts eine solche Andeutung zu schöpfen wäre!). Weiter ist die Befreiung der Seele Fausts aus der Gewalt des Teufels nicht ein Werk der direct wirkenden Macht Gottes, sondern der „Liebe“, von welcher sich Mephisto — freilich nach seiner Weise — momentan hureißen und dabei seinen Vortheil, seinen Pact außer Acht läßt. Er sagt nach der Erhebung der Engel mit Faust:

„Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmähtlich! ist verthan!
Gemein Gelüft, absurde Lieblichkeit wandelt
Den ausgepöckelten Teufel an.“

Er wirft sich vor, daß Liebe ihn betören konnte, darum hat er seine Wette verloren. Sowie nun die Liebe Faust gerettet hat, so muß sie ihn weiter führen zur Läuterung und zum Höchsten. Wolte man geltend machen, daß nur der reuig Müßende befreit werden, der gute Mensch, von dem der Herr im Prologe sagt: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange, ist sich des Bessern wohl bewußt,“ dann wäre der ganze Faust von vornherein falsch angelegt; dann wäre auch in der Divina commedia bedenklich, daß Virgil dem im Walde herumirrenden aber nicht reuigen Dante auf Beatricens Bitte befreite, ihn durch Hölle und Fegefeuer führt und endlich der Liebenden übergibt, damit sie ihn in das Paradies führe! Wolte man an Faust den gewöhnlichen ethischen Maßstab anlegen (dessen Berechtigung nicht etwa ganz bestritten werden soll), so gelangt man zu dem Ergebnisse — das ich schon einmal in diesen Blättern angedeutet habe — daß manche Nogebue'sche Stücke viel moralischer seien, als der Goethe'sche Faust. Ich für meinen Theil will von dieser letzten Scene, von der Erscheinung der glorreichen Mutter ebensowenig ein Jota weggenommen wissen, als von dem Tode der armen Cordelia im Bear, deren jammervolles Ende ethisch gewiß nicht mehr motivirt ist als wie die Befreiung Fausts.

Und nun zur Musik. Es ist schon zu Anfang dieses Artikels angedeutet worden, welche Anziehungskraft „Goethes Faust“ auf die Componisten ausübt. Der Grund hierfür liegt in den Ideen, wie in den äußerlichen Vorkommnissen, welche der Dichter schildert; diese sind wohl geeignet, die musikalische Phantasie zu erwärmen, zum Schaffen anzuregen. Was aber die Verse des Goethe'schen Faust betrifft, so habe ich schon in dem Aufsätze über die Musik von Schumann zu den Scenen aus Faust in diesen Blättern ausführlich nachgewiesen, wie sie mit wenigen (auch größtentheils vom Dichter selbst angezeigten) Ausnahmen sich der Verbindung mit Musik entziehen. In ihrer einfachen, schmucklosen Großartigkeit, die ohne Bild, ohne Gleichniß immer für den tiefsten Sinn das richtigste Wort bringt, stehen sie so für sich da, daß sie ebenso wenig ihrem Inhalte nach in Musik zu setzen sind, als die fünfte oder die neunte Symphonie in Worten beschrieben werden kann. Zwar sind ja viele Theile des „Faust“ unzählige Male in Musik gesetzt worden, von Componisten jeder Größe; Schubert und Schumann haben unsterbliche Gesänge geschaffen auf Worte aus dem Faust. Aber obwohl dem Verfasser dieser Besprechung „Gretchen am Spinnrade“ von Schubert das Lied ist, das ihn ergreift wie kein anderes auf dieser Erde, kann er doch nicht umhin, manchmal nach Besung der Goethe'schen Verse sich zu fragen: ob der Charakter, den der Dichter an diesen Worten gezeichnet, nicht ein anderer ist, als den der Componist in seinem unbeschreiblichen Liede wiedergibt? Ob die Leidenschaft in den letzten Tacten nicht eine andere ist, als die des guten, einfachen, bei allen Fehlritten unschuldigen Gretchens? Was Schumanns Musik betrifft, so bietet diese neben Schönheiten, die nur dem Herrlichsten in der Musik verglichen werden können, doch auch Schwaches, wie z. B. das Gebet an die Mater dolorosa, die Scene im Dome und ganz Verfehltes wie der Chorus mysticus. Sollten alle Gründe für und wider das Componiren des „Faust“ überhaupt angeführt werden, so wüßte dieser Artikel zur Broschüre an; es ist Zeit vom Allgemeinen zum Besonderen, zum vorliegenden Falle überzugehen.

Herr Lassen zählt zu den ersten Capellmeistern Deutschlands; als Componist hat er durch schöne Lieder und durch eine (auch in Berlin mit vielem Erfolge aufgeführte) Symphonie sich einen hochgeachteten Ruf erworben, den seine letzte Arbeit befestigen wird. Er hat die Musik zum „Faust“ in der Weise eingerichtet, daß sie manchmal als Gesang, also selbstständig, sehr oft aber nur als melodramatische Begleitung erscheint. Betrachten wir die einzelnen Nummern nach ihrer Reihenfolge, so ergibt sich uns folgendes Ergebnis: Das Vorspiel, das den Prolog im Himmel einleitet, ist edel gehalten wie der erste Chor der Engel; vortrefflich wirkt dann das melodramatische leise Summen der Bässe auf einem Tone während des Gespräches zwischen dem Engel Michael (dem Vertreter des Herrn) und Mephisto. Der Orchesterchor ist sehr schön; nur störte der immer wiederkehrende Trompetenton, der wohl die Glocken andeuten sollte. Die Scene vor dem Thore bot ein ganz geniales Stück: das Lied „Der Schäfer putzte sich zum Tanz“. Auffassung, Ausführung und Wirkung stehen hier auf gleicher Höhe. Das melodramatisch gehaltene Motiv, welches die Erscheinung des schwarzen Pudels anzeigt, der sich später als Mephisto entpuppt, ist sehr geistreich erfunden; aber die zu öfte Wiederholung desselben in der Scene, wo Faust das neue Testament überlegen will, wirkt zuletzt eher abschwächend auf den Eindruck der Rede, als erhöhend. Der Chor der Geister auf dem Gange ist überaus geschickt. Sehr glücklich erdacht ist der Gesang der betrunkenen lustigen Brüder, welche ihr „Uns ist kannibalisch wohl!“ im Kanon vortragen. In der Hexentänzcene ist die Begleitung zu der Beschwörung (Klingen die Gläser u.) hervorzuheben. Die Scene, in welcher Gretchen erscheint, übergehen wir, weil unserem individuellen Gefühle nach die Dichtung über jeder Musik steht. Mephistos Serenade und das Requiem sind wirksam, ohne besonders Hervorragendes zu bieten. Die Walpurgisnacht hat interessante Momente, ebenso die Kerkerzene. Im zweiten Theile war merkwürdiger Weise der Chor „Wenn sich lau die Äste füllen“ gar nicht componirt worden, obwohl gerade dieser Text sich mehr als irgend einer zur unmittelbaren Verbindung mit der Musik eignet; nur der Gesang des Ariel ertönte recht anmuthig. Der Aufzug am Kaiserhofe und der Carnevalstanz sind durchaus wirksam. In dem Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto könnte die Stelle, wo Faust vor dem Worte „die Mutter“ erschrocken zusammenfährt, vielleicht geheimnißvoller aufgefaßt werden. Die Musik während der Beschwörung des Helena-Geistes ist geistreich. Die Erscheinung des Homunculus wird durch ein fein erfundenes Motiv illustriert; nur kehrt dasselbe zu oft wieder. In der klassischen Walpurgisnacht sind die Gesänge der Sirenen, das recitativartige, getragene Motive der Sphinx hervorzuheben; das Bacchanale ist sogar bedeutend! Aus dem dritten und vierten Acte heben wir hervor den Chor der Trojanerinnen, den lieblichen Tanz Euphorions, den Kriegsmarsch der Mannen Fausts, das Erscheinen der drei „Gewaltigen“. Im letzten Acte erschien uns das Lied des Lynceus „Zum Sehen geboren“ das Bedeutendste, auch der Gesang der vier grauen Weiber und der Schlußchor wirken vollkommen. — Eine Composition, die so viel des Schönen und Interessanten bietet, ist immer als ein höchst achtungswerthes Werk zu bezeichnen. Kürzungen und kleine Aenderungen, über die nur das Erproben in der öffentlichen Aufführung entscheiden konnte, werden die Wirkung des Ganzen erhöhen.

Die Aufführung war eine des großen Werkes würdige; sie gab bis in die kleinsten Einzelheiten Zeugniß von hohem Ernste, richtiger Auffassung, künstlerischem Fleiße und dem Streben, ein Ganzes zu bieten. Die Träger der Hauptrollen Herr Broof (Faust) und Herr Otto Devrient (Mephisto) führten ihre anstrengende Aufgabe — täglich sechs Stunden fast ohne Unterbrechung auf der Bühne — mit ungeschwächter Kraft und glücklichem Bemühen durch. Bedenken gegen Einzelnes, wie z. B. gegen den zu winselnden Ton des Faust in der vorletzten Scene (vor der Erblindung) müssen zurückweichen vor der Anerkennung der Gesamtleistung. Besonderen Preis verdient Herr Devrient, der mit der Aufgabe des Mimik noch die ungewöhnlich schwere des Regisseurs zu erfüllen hatte! Den beiden Künstlern stand Fräulein Wandel als Gretchen zur Seite. Aber auch die Vertreter der anderen Rollen verdienen ehrenvolle Anerkennung. Chor und Orchester leisteten unter Lassens ausgezeichnete Leistung fast durchwegs Treffliches. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war an beiden Abenden eine begeisterte. Bis zum letzten Momente jeder Vorstellung — und eine jede dauerte nicht weniger als 6 Stunden — blieb der Urtheil gleich reg. In den stürmischen Ovationen, die nach jedem Acte und besonders am Schlusse den Hauptdarstellern und

dem Capellmeister und Componisten Lassen gebracht wurden, gesselten sich lauteste Dankesrufe an den Intendanten Herrn von Loen für seine Anregung und den hohen künstlerischen Eifer, mit welchem er das große Werk durchgeführt und die alte Tradition Weimars wieder zu Ehren gebracht hat.

S. Ehrlich.

Die Orthographie und D. Sanders.

(Schluß.)

Sanders hat, wie es recht und billig ist, seine Aufgabe als eine wissenschaftliche gefaßt, immerhin mit Berücksichtigung der praktischen und der patriotischen Seite der Frage. Auf die pädagogische konnte und wollte er keine Rücksicht nehmen, weil diese sich nach der wissenschaftlichen Feststellung zu richten und einzurichten hat. Nicht alle, welche glauben, ihr orthographisches Votum abgeben zu sollen, nehmen diesen Standpunkt ein, und es möge dem Schreiber gestattet sein, hierorts sich über denselben auszusprechen und theilweise zu wiederholen, was er vor einigen Jahren anlässlich einer im Auftrag des schweiz. Lehrervereins erschienenen Broschüre „über Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung“ gesagt hat.

Fast sollte man glauben, daß ihr Verfasser die Sache als eine rein pädagogische auffaßte, zu deren Entscheidung keine andere Macht ein Wort zu sprechen habe, als die eine Rücksicht auf die Bequemlichkeit unserer lieben Jugend, die oft auf gar schlimmen orthographischen Pfaden wandelt. Ihr zu Liebe sollte ein großartiges Reinigungsfeuer durch die armen, großen und kleinen Buchstaben lobern und für's erste einmal ein halbes Duzend derselben wegbrennen — spätere, noch radicalere Feueranlagen vorbehalten! Das arme h, das lange s, das gelehrtete ph, das unschuldige q, das vornehme y — weg mit ihnen zu anderem Trödel, — es sind zwar noch nicht alle, aber doch einstweilen fünf von den ägyptischen Plagen, deren die Jugend zu Stadt und Land fürderhin wird enthoben sein. In der That, „den Bauernknaben“ ist es sehr gleichgültig, daß Philosph aus „dem Griechischen stammt“ (so hieß es wörtlich); er mag also immerhin „Philosph“ schreiben, auch der Junge in der Stadt wird dem ph keine Thräne nachweinen, wir aber, wir Aelteren und Ältern, wissen, daß die Sprache, auch derjenige Theil, welchen man Orthographie nennt, denn doch nicht um der Schulfugend und der Schulmeister willen vorhanden ist. Wir geben zu, daß die Rechtschreibung, „welche wir Schlechtschreibung nennen sollten“, (S. 7), für manchen eine „Marterei“ ist; ob „gänzlich nutzlos“, müssen wir bezweifeln; es kommt eben darauf an, wer und wie man sie betreibt; wir sind mit dem Verfasser der Broschüre einverstanden — und wer nicht? —, daß manches Verfehlte, Pedantische und Bopfige unserer Orthographie anhängt, und doch haben wir es bei der Umschau unter den europäischen Völkern noch nicht zu dem Gefühl gebracht, daß wir „ob diesem elenden Nachwerk rasend oder wenigstens schamroth würden“. So arg ist's denn doch nicht. Es mag für viele Dinge gut sein, wenn man sie sucht unter ein Niveau zu bringen, ja selbst über einen Generalleuten zu schlagen — aber die Sprache scheint denn doch eine etwas zartere Rücksicht zu verdienen, zum wenigsten eine äußerst behutsame Behandlung. Wir können uns, mit dem Verfasser, für ein Princip größerer Vereinfachung erwärmen, beispielsweise die Ausmerzung des h, uns in vielen Fällen gefallen lassen (niemals aber in th, wo dieses in Fremdwörtern als gehauchtes erscheint (also nicht in Rhythmus, Mythos, Thymian u.), nie, wo es ursprünglich und stammlich ist, wie in „rauh“, (obchon es die Ganne bei „schen“ nicht gewollt hat); mag denn auch, vorausgesetzt, daß unsere deutsche Schrift zum Frommen der „Bauernknaben“ der lateinischen (französischen) das Feld räume, das lange f in Frieden hinfahren; was dagegen q verschuldet hat, vermögen wir nicht zu entdecken und halten es für eine ganz überflüssige Neuerungssucht

es überall durch kw (Kwal, Kwalm, erkwidien u.) ersetzen zu wollen. Wird etwa dadurch auch „fil raum“ und „fer fil zeit“ erspart, zwei Argumente, welche der Verfasser alles Ernstes für Empfehlung seiner Vorschläge aufmarschieren läßt? Hat ja doch Elishah Burrit berechnet, daß das überflüssige u in der englischen Schreibweise „in einem einzigen Jahre an federn, dinte, papir, saz und druk einen Verlust von 15,000 pf. St. anrichte“. Allerdings, wenn man so calculirt und argumentirt, dann sind wir alle mit einander Thoren, auch der Verfasser unserer Broschüre, auch Elishah Burrit, alle, — mit einziger Ausnahme der Stenographen; dann ist überhaupt kein Heil mehr in der Buchstabenschrift, dann ist Herr Stolze alleiniger Schriftgott und Gabelberger sein erster Prophet. —

Auch was ph anbelangt, so könnten wir die schon längst vorgeschlagene Neuerung (d. h. f) uns unbedenklich gefallen lassen, wenn nur nicht, was vielleicht der Herr Verfasser und seine Neuerungsgenossen nicht bedacht haben, eine andere „Consekwenz“ in vielen Fällen nöthig würde. Diese von unserem Herrn Verfasser so stark betonte, dringend empfohlene und hoch und heilig gehaltene „Consekwenz“ wird nämlich verlangen, daß beispielsweise „ortograffi“, „geograffi“ (mit doppeltem f) geschrieben werde, zum Zeichen, daß a kurz zu sprechen sei; die Gelehrten und Gebildeten wissen das aus dem Griechischen auch bei einfachem ph, aber die „Bauernknaben“ müssen doch ein äußeres Zeichen haben! Der Herr Verfasser anerkennt dieses Hausmittel sonst, und wir selber wollen es uns gefallen lassen, wir wollen in Gottesnamen auch mit den Doppelvocalen auskehren und annehmen, daß einfacher Consonant Zeichen der Länge, Doppelconsonant Zeichen der Kürze des vorausgehenden Vocales sei — aber warum schreibt denn der Herr Verfasser in seiner „verbesserten ortograffi“ stets mit hat u. und nicht „consekwent“ mit hatt? Ist er ferner „consekwent“, wenn er an einem fort „hesslich“ (statt „häßlich“) schreibt, obwohl das besagte Eigenschaftswort doch sicher mit den Hessen sehr wenig, mit dem Haß dagegen sehr viel zu thun hat? Diese und „enliche“ (so steht geschrieben statt „ähnliche“) Beispiele scheinen denn doch zu beweisen, daß auch bei dem Herrn Verfasser die „consekwenz“ hie und da etwas rappelt und er nicht so „ze“ (so unser Orthographiker für — rathe einmal, lieber Leser? für „zäh“) am System hängt. Ein „hoes ferdinst“ (will sagen „hohes Verdienst“) ist es gewiß nicht, einem precären Princip (der lautlichen Nähnlichkeit) zu Liebe alle und jede Unterscheidungszüge wegwischen zu wollen. Wenn in und im auch für ihn und ihm gelten sollen, wenn „soon“ „sehen“ und „Seen“ bezeichnet, wenn si = „sie“ und „sieh“, fil = „fiel“ und „viel“, wenn „rede“ dieses und eine „Rhebe“, rein unsern „Rhein“ und die Eigenschaft des Reinen bezeichnen soll, wenn „Bauernknabe“ und Gläser „gelert“ (d. h. „gelehrt“ und „geleert“) werden, wenn der Vater im Borne „schilt“ und wenn er augenkrank ist, erst recht (nämlich „schießt“), so wollen wir denn doch „e wir uns die gefallen lassen“ (so der Verfasser) das gute h oder auch etwa noch, zur besseren Unterscheidung, ein ie nicht ganz von uns stoßen und das Weitere den maßvolleren unter den Germanisten überlassen, welche es gewiß nicht, wie der Herr Verfasser, für einen großen Vorzug unserer Sprache halten werden, wenn möglichst viel Wörter, die einander von Haut und Haaren nichts angehen, in der Schrift als dieselben erscheinen. Wir sind auch in der pädagogischen Anschauung der Sache ganz diametraler Ansicht mit dem Herrn Verfasser, wenn er urtheilt, daß diese neue Orthographie „statt geisttödtend zu sein, zum Denken anrege und die Urtheilskraft bei Zeiten schärfe“. Wie dies möglich sein soll, wenn die Unterscheidungszeichen alle verwischt und schablonenmäßig vereinfacht werden, ist uns rein unverständlich, sintemal recte cogitare est recte distinguere. Allerdings gibt diese neue Orthographie hie und da allerliebste Rathselchen auf, was die alte nicht thut, und insofern kann sie auf jener Ruhm Anspruch machen; z. B.: kannst du gleich errathen, geneigter Leser, was das Wort ferker bezeichnet? Ich will dir auf die Spur helfen. Es ist ein Hauptwort, ist männlichen Geschlechts, es — — „Salt!“ wirst du sagen, „ich weiß

es jetzt, es soll „Ferber“ (so heißen die Fertiger bei Verfertigung der Stoffwaaren) „heißen und die neue Orthographie hat bloß — ich weiß nicht, warum? — aus dem g ein f gemacht“. — Fehlgelassen! Es soll „Verkehr“ heißen! Schreibe, wie du, wenn du sprichst, wünschen wirst, gehört zu werden (man verzeihe uns diese kleine Variation eines bekannten Spruchs), so lautet ungefähr die Devise der kühnen Stürmer. Nun will ich dem Herrn Verfasser selbst zu rathen geben, was ich meine, wenn ich schreibe: Vor angst ferge ich —. Er wird sagen: Vor Angst vergeh' ich (er muß nämlich consequenter Weise ferge für vergeh schreiben. — „Salt!“ sag' ich, „mein Satz war noch nicht zu Ende, ich wollte sagen: vor angst ferge (= fertige) ich lauter unrechtes zeug. Weiter: In jenem soldatenkor. Meine ich ein Corps oder einen Chor? (Beides muß der Herr Verfasser kor schreiben.) Eine andere Frage: der Herr Verfasser ist ein geschworener Feind des v und des y, jenes ist in allen Fällen durch f, dieses durch einfaches i zu ersetzen. Nehmen wir an, ich sei des Verfassers persönlicher Freund. Nun, wenn er lieber seines Freundes „Ferse“ sieht, als dessen „Ferse“ (d. h. Ferse) liebt, so kann ich ihm das nicht übel nehmen; er macht vielleicht, ja wahrscheinlich das Trifolium vollzählig, indem er auch die Kuh mit einer „Ferse“ (d. h. Färse, so viel als junge Kuh) besetzt (denn a ist ja auch vom Uebel); wenn er ferner Silbe, Stil u. a. (d. h. Wörter, welche ganz und gar in unsere Sprache übergegangen und unser Eigenthum geworden sind; die Römer haben's mit stilus gerade so gehalten) mit bloßem i schreibt, so thut er das sogar zu meiner großen Freude, ja, er mag auch dem y in allen deutschen und deutsch gewordenen Wörtern den Krieg auf's Messer erklären — aber wenn er Mitmus, Mitus u. neuert, und aus einem frommen Mytiker gar einen Mistiker macht, so ist das eine Barbarei, gegen welche Beto und Resendund in Bewegung gesetzt werden müssen; denn, von allem anderen abgesehen, wird das y hier sogar noch gehört und wäre im Nothfalle eher durch ü zu ersetzen.

Auch hier eine Frage an den Herrn Verfasser und Genossen: in dem Satze „di lider neigten sich —“ was meine ich? Rathen Sie einmal! Ich kann meinen: 1) die Lider neigten sich — zur Flucht. 2) Die Lider neigten sich — zum Schlaf. 3) Die Lider neigten sich — zu Ende. Kann man jene Gleichschreibung wirklich für eine Vereinfachung im Interesse der Logik und der Fugend halten? Eine Bemerkung des Herrn Verf. — wir gestehen es ungern — hat uns sogar einige Zweifel an seinem richtigen oder, wenn man lieber will, feinen Ohr eingeflößt. Er will nämlich principell (also behufs der Vereinfachung) ai als Doppelvocal ausmerzen gegen ei, „da ja ei bekanntlich in reinerer Aussprache immer wie ai gesprochen wird“. Wo in aller Welt wird dies so gehalten? In welchem Winkel Deutschlands wird Leib und Laib gleich gesprochen? wo Seite und Saite? Weder ist dies, wenn es Einzelne aus Affectation thun, besonders schön, noch richtig, noch auch (für 99% der Deutschsprechenden) wahr. Thatsache ist nur, daß sehr oft ei wie ai lautet, daß aber beispielsweise zwischen weine und Weine ein hörbarer lautlicher Unterschied stattfindet, während Freund Hein und der Hain sich dem Klang nach durchaus nicht unterscheiden.

In zwei Punkten gehen wir mit dem Herrn Verfasser einig 1) in der Beschränkung der Majuskeln auf den Anfang des Satzes, auf Eigennamen und auf besonders betonte Wörter und 2) in der ausschließlichen Anwendung der lateinischen Schrift (obwohl dies eigentlich nicht zum orthographischen Capitel gehört); letzteres sowohl aus praktischen als auch aus kalligraphischen Gründen; denn die Kalligraphie kann nur dabei gewinnen und die Achtung der europäischen Culturvölker, die ja auf diesem Boden längst geeinigt sind, wird auch nicht abnehmen, wenn wir in ihr Unisonoconcert endlich einmal eintreten. Es scheint zwar nicht consequent, nachdem wir dem Sanders'schen Verdeutschungstreiben oben das Wort geredet haben, für die Beschränkung des Majuskelreichthums zu plädiren, aber hier ist ein Punkt, wo die Logik und die Geschichte gegenüber der lieben Bequemlichkeit ihr vereintes Botum und Beto abgeben. Ja,

wäre man nur einig, was ein Hauptwort ist! Viele und gediegene Gelehrte halten das Zeitwort dafür; der Vorschlag der Majuskelbeschränkung hat also auch den praktischen Vortheil, daß er eine ganze Schaar von Streitfragen, Spitzfindigkeiten und Nergeleien wenigstens für das Auge ein für allemal beseitigt. Im übrigen, so sehr wir auch die Wünschbarkeit eines principiellen Verfahrens in Sachen deutscher Orthographie anerkennen, so möchten wir keineswegs mit dieser Energie in dem vom Herrn Verfasser am Schlusse seiner Broschüre erhobenen „maazruf“ einstimmen, der sich an alle Stände und Berufsarten wendet, mit einem Feuereifer, als ob das Vaterland in Gefahr stände! Nur maßvoll — möchten wir rufen — auf Gebieten, die auch nicht von einem Tag auf den andern sich gebildet haben. Betrachten wir es noch mit mildem Aug' und Sinn, wenn einer seine „Großmut“ ohne *h* läßt, wenn er nur nicht seiner „Großmuth“ ein solches als häßlichen Höcker ausbüdelt; erkennen wir an, oder anerkennen wir, daß ein kleiner Spielraum hier und da oder hier und da gar nicht so schädlich ist oder sei, daß die Sprache dadurch noch lange nicht mißhandelt oder gemißhandelt wird, wenn wir unseren Lesern, statt unsere Leser, versichern, daß der Buchstab, auch Buchstaben genannt, tödtet, der Geist aber lebendig macht. Es sollte uns freuen, wenn auch Herr Sanders, mit dessen in seinem orthographischen Wörterbuch durchgeführten Principien wir meist einig gehen, diesem Excurs, vielleicht auch der Wünschbarkeit der beiden angedeuteten Punkte seine Billigung nicht versagen sollte.

J. Kästly.

die etwas crude Sprache ihrer Vorführer erklären würde. Die künftige Majorität würde danach einen sonderbaren, schwerlich harmonischen Anblick darbieten. Es wird damit gute Wege haben. Einige Träger der herrschenden Politik gingen aber wieder mit sich in's Gericht und mußten nicht, wodurch sie sich die Gunst an hoher Stelle verächtlich haben sollten. Ungehindert ihren Weg zu gehen und sich den Hentler um die wetterwendigen Drakel mehr als nöthig zu kümmern, das will den Herren noch immer nicht gelingen. Man würde ihnen nicht alle vier Wochen noch mit Kündigung des bisherigen Verhältnisses drohen, wenn sie endlich auf eigenen Füßen zu stehen lernen wollten. Jetzt will man wenigstens die nach rechts flankirte Gruppe der Partei in eine Mesalliance mit Reactionären, Zöllnern und Protectionisten pressen, wozu sie doch nicht die Hand bieten kann. Das gegnerische Treiben enthält die bekannte Mahnung: Seid einig, haltet fest zusammen, entragt der kameradschaftlichen Nachrede, dem Coulissenklatsch und ähnlichen angekommenen Neigungen. Die Erblichkeit der raiounnirenden Zeit, wo die Parteien keine politische Verantwortlichkeit hatten und sich gehen lassen konnten, muß endlich abgewiesen werden. Das Thema ist ergiebig und es wird sich bei größerer Noth darauf zurückkommen lassen. Wer solche Dinge offen bespricht, setzt sich allerdings bieder männlicher Verlästerung aus. Diese hat sich indeß bis jetzt unschädlich erwiesen und wird auch weiterhin wohl nicht gefährlicher werden.

Offene Briefe und Antworten.

Der bestverleumdete Naturforscher.

Die großen Staatsactionen der letzteren Zeit sind noch nicht vollendet und haben wie gewöhnlich neben bedeutamen Erinnerungen eine kleine Nachlese für die aufmerksame Tageschronik zurückgelassen. Bemerkenswerth war während der hiesigen Conferenz inmitten des Komens und Gehens das stille Behagen derjenigen beiden Botschafter, deren Minister anwesend waren. Die Zufriedenheit derselben war nicht nur durch die Ueberzeugung von der Fortdauer des Dreikaiserbündnisses veranlaßt, sondern auch dadurch, daß sie Dank der persönlichen Gegenwart ihrer Chefs keine Depeschen zu schreiben brauchten. Charakteristisch und lehrreich war andererseits die Haltung mehrerer öffentlicher Organe Angesichts der Mordscenen in Salonichi. Man wußte nicht sogleich, ob und in welchem Maße man sich entrüstet zeigen sollte. Frankreichs Verwerthung des Zwischenfalls, um seinen Wiedereintritt in die europäische Action zu vermitteln, gab zu denken. So wartete man auf eine officiöse Parole und hielt inzwischen vorsichtig den Athem an. Zwei dem muselmännischen Fanatismus geopferete Consuln sind allerdings gespenstische Erscheinungen und ihr Andenken wird dem Sultan wie ein Menetekel an der Wand seines Harems den Schlaf gestört haben. Auch hier zu Lande war, als die Nachricht eintraf, eine gewisse Bewegung unmerkbar. Aber sich in solchen Fällen öffentlich seinen Gefühlen hinzugeben, kann bedenkliche Folgen haben. So herrschte in den ersten Tagen eine gespannte Erwartung bei den mit Abfassung zeitgenössischer Historien beschäftigten Leuten. Auch in den inneren Fragen überwiegt die Unsicherheit. Niemand weiß recht, welcher Wind mit Rücksicht auf die nächsten Wahlen in der oberen Region weht. Die doch so sehr artige Majorität genügt nicht mehr. Schon wieder wird von neuen Parteiformationen, von Conservativen, Agrariern und ähnlichen Völkerschaften gesprochen. Woher die Agrarier wohl stammen mögen? Das Conversationslexikon gibt keine Auskunft darüber. Ein Professor, der deswegen unter der Hand befragt wurde, meinte, sie kämen wohl aus America's Hinterwäldern, was auch

Daß meine in der Gegenwart abgedruckte Beurtheilung von Agassiz' Werken und Wirken bei seinen Freunden, Leiblichen und geistigen Bekern, sowie der großen Schaar seiner Gesinnungsgenossen keine sonderlich freundliche Aufnahme finden konnte, daß man über Lüge und Verleumdung schreiben würde, war mir natürlich von vorn herein klar, aber ich hätte nicht geglaubt, daß man so weit gehen würde, einen ausführlichen, in den Hauptpunkten bestätigenden Commentar zu meinen Ausführungen zu geben. Es war dies meines Erachtens der schlechteste Dienst, welcher dem „Bestverleumdeten“ erwiesen werden konnte. Ehe ich genauer auf diesen Rettungsversuch eingehe, muß ich einige äußerliche Punkte berücksichtigen. Herr Eichhorn meint, der „Schöpfungsplan“ und Häckels „Ziel und Wege“ seien die einzigen Quellen, aus denen ich meine Darstellung geschöpft habe; er muß die Artikel sehr oberflächlich gelesen haben, sonst würde er darin manches Thatsächliche gefunden haben, was in den genannten beiden Quellen nicht enthalten ist. Die nächste Veranlassung gab allerdings der unglückliche „Schöpfungsplan“ und die demselben vorgebrachte, mehr als übertriebene Freijung unseres Helden. Die ersten Striche waren bereits gethan, ehe die Streitschrift meines stärker als jemals Agassiz angefeindeten Freundes erschienen war, und habe ich dann allerdings die mir freundlichst zur Verfügung gestellten Mittheilungen zur vervollständigung meiner Charakteristik benutzt. Der Artikel hat den guten Erfolg gehabt, daß, wie mir die geehrte Redaction mitgetheilt hat, jenes komische Nachwerk, welches den Anlaß meines Vorgehens gab, durch Agassiz' Gattin für das untergeschobene Werk eines Journalreporters erklärt worden ist, und für die Herbeiführung dieser Erklärung mußten mir die wirklichen Freunde des „Bestverleumdeten“ bei allem ihrem sonstigen Borne aufrichtig dankbar sein. Leider können sie nicht Alles, was Agassiz sonst geschrieben und gelehrt, für ebenso untergeschoben erklären, sonst stünde er allerdings sehr rein da. Was den vermeintlichen Fanatismus der Darwinianer anbetrifft, so hat Herr Eichhorn ein Scherzwort Häckels für Ernst genommen. Prof. Michelis hat zwar, und im bitteren Ernste, alle Universitäten Deutschlands zu einem Reizerspruch gegen Häckel aufgerufen, aber dieser denkt nicht daran, ihn dafür braten zu lassen. Das mich be-

Notizen.

treffende Citat von den „Bioten, Schwägern u. s. w.“ ist ein grober Mißbrauch meiner Worte durch geistliche Verschweigung des Zusammenhangs. Ich habe gesagt, wer an die bedingungslose Erblichkeit gewisser operativer Eingriffe glaube und zugleich die Erblichkeit langsam erworbener, also ganz in Fleisch und Blut übergegangener Natureinwirkungen bestreite, der müsse sich gefallen lassen, zu einer der genannten Kategorien gerechnet zu werden, und ich glaube kaum, daß ein vernünftiger Mensch in dieser fast mathematischen Schlußfolge Mangel an Logik oder gar fanatische Verblendung entdecken kann, wie dies Herr Eichhorn gleichwohl fertig bringt.

Was nun den Kern der Sache betrifft, die Majestäts-, Verleumdung“ gesagt zu haben, daß Agassiz wiederholentlich das Verdienst fremder Forscher für sein eigenes ausgegeben habe, so gesteht der Anwalt nach vielem Hin- und Herreden, daß diese Aneignungsjucht, fremdem Eigentum gegenüber, allerdings zu den schwachen Seiten des „Bestverleumdeten“ gehört habe, und sogar die „schwächste“ darunter gewesen sei. Ich constatire, daß wir also in diesem Cardinalpunkte völlig übereinstimmen. Aber wie es unsere sehr verschiedenen Standpunkte erklären, sieht der Messe darin einen leicht entschuldbaren Fehler des Rheims, der Gegner eine des Wahrheitsforschers von Profession besonders unwürdige Schlichtigkeit, die Jedem mit gerechtem Mißtrauen gegen die übrigen „Seiten“ des Gefeierten erfüllen muß. Einen Mann, von dem sein leidlicher Bruder vor Gericht aussagte, er sei ein herzenguter Mensch, nur mit der „kleinen Schwäche“ behaftet, Nichts liegen sehen zu können und Jedem, der ihn bei Befriedigung derselben störe, niederzustößen, und es sei eine böswillige Verleumdung, wenn der Staatsanwalt diesen herzenguten Menschen Raubmörder schelte, würde der Gerichtshof diesen Mann freisprechen? Die Art, wie Agassiz verfuhr, war doch etwas anders, als sie der Messe darstellt, sonst würden Schimper, Desor, Clark und wer noch sonst, keinen Anlaß gehabt haben, öffentlich so gegen den wohlwollenden Freund aufzutreten, wie sie es mußten, wobei ich das Hauptgewicht auf die Wiederholung der Anklagen lege.

Womöglich noch verfehlter als der Entschuldigungsversuch, hinsichtlich der Ausbeutung gewonnener Arbeitskräfte, ist die Belastung Schimper's als eines Querulanten, um den Mißbrauch der Freundschaft zu erklären. Wer hätte gedacht, daß man jene schwache Verteidigungsschrift, in welcher Agassiz mit cynischer Offenheit gesteht, die Nennung des früher wenigstens als Mitentdecker von ihm erwähnten Freundes unterlassen zu haben, weil er mit ihm gebrochen, jemals und nun sogar zu Agassiz' Rechtfertigung (!) der wohlverdienten Vergessenheit entreißen würde? Niemand ist das Parteiprogramm: „Niemand darf geistreich sein als wir und unsere Freunde!“ so ruhig in die Welt geschleudert worden, als in dieser sogenannten Verteidigung. Eben wegen dieser notorischen Ausbeutung fremder Gedanken und Arbeiten habe ich ihn einen Gründer ge-

nannt und ich denke, daß das eine ziemlich milde Beurtheilung war. Ferner habe ich gesagt, daß Agassiz nach Amerika ging, weil die Firma in Europa nicht mehr zu halten war; Herr Eichhorn belehrt uns aber, daß es vielmehr geschah, weil der „Gründer“ vor dem Banqueroute stand, der Unterschied ist in der kaufmännischen Sprache nicht erheblich.

Zu dem Vorwurfe übergehend, ich hätte Agassiz ohne Grund einen Frömmel und Heuchler gescholten, bemerke ich, daß dieser Vorwurf ihm nicht von mir allein, sondern von aller Welt gemacht worden ist. Sein Freund John Becker, der zwanzig Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt hat und wie sein eben erschienenen Buch: Die hundertjährige Republik beweist, überall die Augen offen gehabt hat, bestätigt mir, daß unter den urtheilsfähigen Leuten Americas nur eine Stimme über den eigentlichen Charakter des frommen Mannes geherrscht habe. Gerade im Vergleiche dieser absichtlich zur Schau getragenen Frömmigkeit, sogar bis in naturwissenschaftliche Werke, wo sie nicht hingehörte, mit der bewiesenen Nichtachtung vor dem Rechte der Mitmenschen, erkenne ich die zweifellosen Kriterien der Frömmerei; aber ich gebe gern zu, daß Heuchelei ein Vorwurf ist, den man nicht juristisch beweisen kann, denn selbst in flagranti ertrappt, wird ein rechter Heuchler seine Charaktereigenthümlichkeit niemals eingestehen, sondern höchstens zugeben, der Teufel habe ihn im Augenblicke geritten. Herr Eichhorn hätte sich also auch in diesem Punkte mir gegenüber nicht zu der Rolle des Schauspielers Antonius erniedrigen sollen, er erweist mir dadurch viel zu große Ehre, denn ich erhebe keinen Anspruch auf den Charakter eines Brutus, aber ich habe eine starke Abneigung gegen allen Schein und alle Frömmerei, und glaube, daß man die Wahrheit sagen soll, auch wo sie verlegt.

Was zum Schlusse das zähe Festhalten an längst widerlegten Irrthümern anbetrifft, so scheint Herr Eichhorn, wie er verschämt zugibt, auch darin nicht gar so himmelweit von der Ansicht des Unterzeichneten abzuweichen, und die ganze Differenz schrumpft immer mehr zusammen. Des Bestverleumdeten Verdienste als beschreibender Naturforscher, als Forschungs-Unternehmer in großem Style, die Herr Eichhorn feiert, habe ich bereitwilligst anerkannt, und am Schlusse meiner Charakteristik noch besonders hervorgehoben. Ich theile ferner die Meinung, daß man das Streben eines Naturforschers nicht nach den erlangten Erfolgen beurtheilen dürfe, und mache es nicht zum Vorwurf, daß Agassiz die Wissenschaft direct im Verhältniß zu den in Bewegung gesetzten Mitteln so wenig gefördert hat. Ich habe mich über die „Häbler Expedition“ auch nicht deshalb lustig gemacht, weil sie beziehungsweise arm an Ergebnissen war, sondern weil sie mit einem echten Gründer-Prospecte in die Welt gesetzt wurde. Ich muß es daher Herrn Eichhorn und Genossen überlassen, Agassiz weiter den „bestverleumdeten“ zu nennen, obwohl mir für seine Entgegnung der Titel eines „schlechtvertheidigten“ Naturforschers passender erschienen wäre.

Carus Sterne.

Insertate.

Fr. Spielhagen
hat soeben einen neuen Roman von 3 Bänden unter dem Titel:
„Sturmfluth“
vollendet, und erscheint derselbe vor der Buch-Ausgabe im Laufe des Monats Juni im Feuilleton des
„Berliner Tageblatt“
(Verlag von Rudolf Mosse),
worauf die vielen Verehrer des berühmten Dichters besonders aufmerksam gemacht werden.

Für den Monat Juni nehmen alle Reichs-Post-Anstalten Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“ mit Sonntagsblatt und dem illust. humor. Wochenblatt „Ulk“ zum Preise von 1. M. 75 s. (für alle 3 Blätter zusammen) jederzeit entgegen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
Soeben erschien:
Euphorion.
Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen von
Ferdinand Gregorovius.
Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 s. Geb. 3 M.
Zunehmend gelangt diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden dritten Auflage wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.
Das Gedicht liegt außerdem in einer illustrierten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren künstlerische Ausführung dem gewöhnlichsten Büchertisch zur Zierde gereicht.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken ist zu haben:
V. Tissot,
Reise in das Milliardenreich.
2 Theile in 1 Band. 25 Bogen. Preis 3 M.
Verlag von **H. Kärber** in Bern.

In unserem Verlage sind erschienen:
Aus meinem Bühnenleben.
Erinnerungen von **Karoline Bauer.**
Herausgegeben von **Arnold Wellmer.**
Zweite reich vermehrte Auflage.
Erster Theil.
Inhalt: **Karoline Bauer?** I. In der Heimath 1808—24. 1) Meine Eltern. 2) Die kleine Komödiantin. 3) Neue Heimath, neues Leben. 4) Die kleine Gouvernante. 5) Die erste Gage. 6) Das erste Engagement. II. Berlin 1824. 1) In und an der Abtrogstadt. 2) Heiße Bretter. 3) Rahel. 4) Eine heitere Kunstpause.
25 Bogen 8. Mit Porträt. Geh. 5 M. 25 s. Eleg. geb. 6 M. 75 s.

Komödianten-Fahrten.
Erinnerungen und Studien von **Karoline Bauer.**
Herausgegeben von **Arnold Wellmer.**
Inhalt: **Karoline Bauer!** I. Mannheim; II. Potsdam; III. Hamburg; IV. Königsberg; V. Memel; VI. Leipzig; VII. Braunschweig; VIII. Lübeck.
30 Bogen 8. Mit Porträt. Geh. 7 M. 50 s. Eleg. geb. 9 M.

Hgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (K. u. Decker) in Berlin.

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die Violine

von Edm. Singer.
Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist.“

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Der 1. Band der III. Serie ist jeden erschienen und an die Mitglieder des Vereins versandt worden:

Sittenbilder aus dem Morgenlande
von G. Vambergh.

Der Inhalt der weiteren Bände dieser Serie ist: Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hapfische Lieber. Wächner, L., Aus dem Geistesleben der Thiere. Dingelstedt, Franz, Literaturbilder. Goldbaum, W., Entlegene Culturen. Lindau, Paul, Alfred de Musset. Born, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Für Nichtvereinsgenossen werden diese Werke nur später und zu erhöhtem Preise abgelassen. Sämmtliche Bände sind elegant in engl. Leinen mit reicher Deckelprägung gebunden. Statuten und Prospekte des Unternehmens sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 M.

Berlin, 15. Mai 1876.

Verlagsbuchhdlg. von A. Hofmann & Co., Kronenstr. 17.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Um

Meines Lebens Tages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita.“

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Sieben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Naturwissenschaftliche

Studien und Kritiken.

Für Gebildete.

Von

Dr. Hermann J. Klein,

Herausgeber der „Gaea“.

Preis 3 fl. ö. W. = 3 Mark.

Inhalt: Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften in den letzten Jahren. — Die Verwandtschaft der Naturkräfte. — Die Entstehung der Welt. — Der Bau des Himmels. — Die veränderlichen Sterne. — Die Eiszeit. — Ueber Erdbeben. — Die Urzeugung u. a. m.

Verlagsbuchhandlung Lehmann-Neubach in Graz.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde die schönsten Bäder und die reinste Seeluft; wegen letzterer ist Helgoland auch als klimatischer Curort sehr bejucht. Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechslungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Curhaven“, Capitain Köhrs.

Vom 10. bis 24. Juni jeden Sonnabend. Vom 25. Juni bis 9. September jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom 10. bis 30. September jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom 1. bis 9. October jeden Sonnabend. — Von Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr. Billeterverkauf an Bord des Schiffes, desgleichen Zahlung für das Land und an Bord bringen. — Von Bremerhaven-Geeftemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende Doppelschrauben-Dampfer

„Nordsee“, Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhaven-Geeftemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig

jeden Montag von Bremerhaven-Geeftemünde nach Helgoland, jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continente das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Nischen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft erteilen.

Helgoland, April 1876.

Die Direction des Seebades.

Wiesbaden.

Die Sommersaison ist eröffnet.

Im Herbst: Traubencur.

Städtische Cur-Direction.

BAD HOMBURG

1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärcendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer Villegiatur.

Im Park Skating Rink (Sommerschlittebahn).

Die Berliner Akademie der Wissenschaften

hat die am 3. Juli 1874 gestellte Preisfrage in zweierlei Fassung gegeben. Die Monatsberichte stellen die Frage: Ob die Ursachen der Verschiedenheit gehärteten und ungehärteten Stahls physikalische, chemische oder beide seien; die später erschienenen Abhandlungen theilen mit, die Akademie habe die Unterschiede und deren Ursachen selbst der Untersuchung aufgegeben. Die ganze verschämte Fassung dieser Mittheilung (z. B. das Fehlen der üblichen Anführungszeichen) läßt zweifeln, ob dieselbe eine Veränderung, Ergänzung, Correctur der Preisfrage selbst, eine Aenderung ihres Wortlautes ohne sachlichen Unterschied, oder einen nicht-authentischen, etwa aus dem Gedächtniß citirten, Bericht über dieselbe bedeuten sollte. Ob und wie viele Bearbeitungen der Aufgabe eingelaufen sind, wird der verehrten Akademie zur Zeit bekannt sein; sie hat wohl die Güte, bei der Preisvertheilung im Juli d. J. anzugeben, welche der Preischriften die ursprüngliche, die veränderte oder beide Fassungen der Preisfrage verarbeitet haben mögen.

4. Mai 1876.

H. Schlotel.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Lentzenstraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 5gepaltene Zeitspalt 40 Pf.

Inhalt: Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission. Von Theobald Ziegler. — Eischiffahrt. Von Julius Payer. — Literatur und Kunst: Die Leistungen des königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen. Von Paul Lindau. IV—VI. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Weininger. „Der Erbförster“ von Otto Ludwig. „Wilhelm Tell“ von Schiller. Besprochen von B. L. — Aus dem Verein Berliner Künstler. Von D. v. Leizner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Ein Leipziger Professor und die „Geschichte des Dramas“. Von S. L. Klein. — Inserate.

Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission.

Der württembergische Reichstagsabgeordnete Haugg, Mitglied der Reichsjustizcommission, begleitet im „Schwäbischen Merkur“ seine Mittheilung, daß am 8. Mai sowohl der Antrag, die Eidesformel auf die Worte: „ich schwöre“ zu beschränken, als der Vermittelungsantrag Laskers, wenigstens für solche Personen, welche keiner der in einem Bundesstaate anerkannten Religionsgesellschaften angehören, diese kürzere Eidesformel zuzulassen, wiederum mit großer Mehrheit abgelehnt worden sei, mit Worten lebhaften Bedauerns. Da nun aber dieser Beschluß der Reichsjustizcommission, wiewohl immerhin präjudizierend für die Entscheidung im Reichstage selbst, doch kein unumstößlicher und endgültiger ist, so dürfte Angesichts neuester Vorgänge in Deutschland selbst und Angesichts der Thatsache, daß eben erst im italienischen Parlament die von der Reichsjustizcommission verworfene Formel: „ich schwöre“ acceptirt worden ist, eine eingehendere Besprechung dieser Frage wohl angezeigt sein. Mit vollem Recht hat bei der bekannten Breslauer Affaire, wo der Eidverweigerer sich darauf stützte, daß er die Formel des Eides nicht gebrauchen könne, weil er nicht an einen Gott glaube, dieselbe also seiner Ueberzeugung zuwiderlaufe, eine größere Zeitung, ich glaube es war die „Weiserzeitung“, denselben darauf aufmerksam gemacht, daß seine Weigerung vom staatlichen Standpunkte aus eine durchaus unberechtigte sei; so lange das Gesetz, das diese Formel vorschreibe, zu Recht bestehe, habe sich der Staatsbürger demselben unbedingt zu unterwerfen, und die Berufung auf sein Gewissen müsse unberücksichtigt bleiben; denn das Privatgewissen eines beliebigen A. stehe ohne Weiteres unter, nicht über dem Willen des Staates. Zugleich aber wies sie ihn hin auf die Möglichkeit einer Abänderung des Gesetzes als den einzig legalen Weg, seine Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Gelegenheit hierzu ist jetzt gegeben.

Die Wahrheit zu reden ist eigentlich Jedermanns Pflicht, allein thatsächlich nicht Jedermanns Sache. Daher hat man seit ältester Zeit verschiedene Formen gewählt, die die Forderung dessen, der die Wahrheit hören will, ebenso wie die Forderung des Andern, der Glauben finden will, sicher stellen und befriedigen sollen. Die Verfluchung ist hierfür die älteste und nächstliegende Form. Aus ihr geht die factisch mit ihr identische, aber äußerlich abgeschwächte und humanere Form unseres Eides hervor. Am humansten und civilisirtesten ist das Geben des Ehrenworts. Wenn nun der Staat in den Fall kommt, in wichtigen seine eigene Existenz und Wirksamkeit oder das

Wohl seiner Angehörigen beruhenden Fragen um jeden Preis Wahrheit zu fordern, so hat er die Wahl zwischen den beiden letzteren Formen. Wohl könnte man sagen, eine solche Formulirung sei überhaupt nicht nöthig. Der Staat dürfte ja nur sagen: wenn du in diesem Falle nicht die Wahrheit sagst, wird dein Lügen mit Zuchthaus bis zu so und so viel Jahren bestraft. Allein einmal braucht es schon der Abkürzung halber für diese Willensmeinung des Staates einer äußeren Form, wie bei jedem andern wichtigen und ernsthaften Vorgang im menschlichen Leben, und dann muß eben der Ernst eines solchen Ausspruchs den Leuten, vor Allem den Ungebildeten klar gemacht werden, und dazu ist ein feierlicher auf die äußeren Sinne wirkender Apparat unentbehrlich.

Damit ist eigentlich auch schon die Antwort gegeben auf die Frage: Schwur oder Ehrenwort? Natürlich Schwur. Denn mit dem Ehrenwort nehmen es gar Viele allzu leicht. Ehre ist ja überhaupt ein schwer definirbares Ding; Lessing läßt die Minna von Barnhelm sagen: Die Ehre ist — die Ehre! Und es ist eine lächerliche Fiction z. B. in der Republik, der es die politischen Phrasenmacher nachplappern, daß es nur Eine Ehre gebe. Es gibt nicht nur factisch eine National-, eine Standes- und Amts-, eine Ruben- und Mannes-, eine Geschlechts-ehre, sondern es gibt geradezu eine individuelle Ehre, die Jeder ganz allein für sich hat und hinsichtlich deren er keinen Andern dreinreden läßt. Ehre ist die Anschauung von dem Werth der öffentlichen Meinung, des Urtheils Anderer über mich, und diese Anschauung wird bei jedem Volk und Stand und Alter eine andere, dieser Werth wird für jeden Einzelnen ein höchst verschiedener sein. Also kann offenbar der Staat ein so variables und individuelles Ding wie die Ehre nicht brauchen, um darauf seinen Anspruch auf Wahrheit zu gründen, so wenig, daß er häufig in den Fall kommen wird, durch die Anwendung des Eides einen falschen Ehrbegriff zu corrigiren, einen richtigen Ehrbegriff zu schützen. Das ist das Eine; und das Andere ist die thatsächlich vorhandene (darin hat Herr Hofmann ganz recht gehabt) Verwilderung unseres Volkes. Der Ungebildete braucht Droh- und Schreckmittel unter Anderem auch dafür, daß er die Wahrheit sagt, und ein solches ist auch für die meisten der Atheismusgläubigen, und für diese erst recht, die Furcht vor einem Strafgericht des Himmels. Also bleibt der Eid das einzig Mögliche und Richtige.

Ist so der Eid für den modernen Staat unentbehrlich, so hat sich Jeder ohne Ausnahme demselben zu unterwerfen, und daher ist die Eidverweigerung als solche schlechthin unstatthaft. Auch gibt es nur Wenige, die aus religiösen Gründen den Eid

überhaupt verwerfen. Jesus allerdings hat, trotz aller theologischen Ausflüchte, das Schwören absolut verboten. Die christliche Kirche aber hat in richtiger Würdigung der menschlichen „Herzenshärte“ den Eid acceptirt, um durch diese Inconsequenz staatsfähig zu werden. Eben darum ist aber auch keine Religionsgesellschaft oder Secte berechtigt, den Eid zu verweigern, und der Staat darf hierin keinerlei Concessionen machen.

Nun aber zur Form des Eides. Der Staat bedient sich beim Schwur der Religion und das hat etwas Mißliches für alle Diejenigen, die keine Religion haben oder zu haben behaupten. Allein da eigentlich doch Niemand die Religion als solche leugnet, so ist von dieser Seite her die Gefahr einer Einsprache schwerlich zu fürchten. Erst wenn man einen Schritt weiter geht, beginnen die Differenzen. Ich schwöre bei Gott — da kommen sofort die thatächlich nun einmal nicht mehr ganz vereinzelt Atheisten und sagen: wir glauben überhaupt an keinen Gott. Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe — dagegen erhebt sich die ganze große Schaar der Pantheisten, denn von einem Helfen, einem Eingreifen Gottes ist für sie keine Rede mehr, und ebensowenig können sie schwören bei Gott dem Allwissenden, eher noch bei dem Allmächtigen und Allgegenwärtigen.

Welche dieser Anschauungen hat Recht? Sicherlich ist es nicht Sache des Staates, das zu entscheiden. Wohl aber ist es die Pflicht des modernen Staates, gegen alle berechtigten Meinungen tolerant zu sein. Toleranz aber besteht eben darin, den Glauben eines Jeden, soweit er kein staatsgefährlich ist, auf's sorgfältigste zu schonen und zu respectiren. Tolerant also, das ergibt sich damit sofort, ist nur die Formel: „ich schwöre“. Ihrer können sich Alle bedienen, die den Eid nicht überhaupt verwerfen, d. h. Alle, welche Staatsbürger bleiben wollen. Am intolerantesten ist die Formel: ich schwöre, so wahr mir Gott helfe; denn sie setzt den bestimmten Gottesbegriff des Theismus voraus, und ebenso verhält es sich mit der Anrufung des allwissenden Gottes. Eine Concession nach links, ein Schritt zur Toleranz, freilich nicht diese selber, wäre die Formel: ich schwöre bei Gott, dem Allgegenwärtigen (einem Prädicate, dem ja die Beziehung auf den Eid nicht fehlt).

Ein Beispiel von Toleranz hat nun die italienische Volksvertretung gegeben durch den sie ehrenden Beschluß, sich mit jener kürzesten Schwurform zu begnügen. Die Reichsjustizcommission dagegen hat sich, trotzdem daß nach vorgekommenen Fällen die Toleranz zu einer praktischen Forderung in Deutschland geworden ist, auf die Seite der Unduldsamkeit gestellt, und das ist bedauerlich. Dagegen begrüße ich es, daß dieselbe den Vermittelungsantrag Lasfers verworfen hat. Denn das wäre wiederum ein Ausnahmungsgezet, wie sie im Staatsleben zuweilen nothwendig, aber nie erfreulich sind. Und überdies, wenn einmal der Staat eine Formel für seinen Eid feststellt hat und dieselbe von den verschiedenen Factoren desselben gutgeheißen ist, also die Billigung der Mehrheit hat, so wäre es doch eigenthümlich, wenn die Minderheit sich deswegen, weil sie freier denkt als die Mehrheit ihrer Mitbürger, weigern würde, diese Formel zu acceptiren, wenn sie aus ihrer Freiheit eine Geseglichkeit machen wollte. Der wirklich frei denkende Mensch würde, wenn es seinen Mitbürgern Bergnügen machen oder Beruhigung gewähren würde, beim Dalai Lama zu schwören, keinen Anstand nehmen, diese staatlich sanctionirte Formel qua Formel nachzusprechen; denn er schwört seinen Eid ausschließlich nur dem Staate. Eidverweigerung von links beweist nur, daß der Verweigernde auf dem Standpunkte eines geglaubten Unglaubens stehe, und sich im Grunde doch noch vor dem fürchtet, was er leugnet.

So scheint es allerdings fast, als arbeiten wir der intoleranten Reichsjustizcommissions-Mehrheit in die Hände; denn wir geben ja zu, daß die Frage an sich keine geradezu brennende ist: der Reichstag mag beschließen wie er will, der gute Staatsbürger wird den Schwur in der vom Staate verlangten Fassung leisten, ob sie mit seinen theologisch-philosophischen Anschauungen übereinstimmt oder nicht.

Und doch ist die Frage von eminent praktischer Bedeutung — und das ist für mich durchschlagender als alles Andere: Wenn der Reichstag diese Concession nach links (man macht im deutschen Reich dem Unglauben deshalb immer noch sehr bescheidene Concessionen) verweigert, so stellt er sich auf die Seite der Intoleranz, die eines aufgeklärten Staates nicht würdig ist, und gibt dadurch den Feinden des Reiches, den inneren sowohl wie den äußeren, eine Waffe in die Hand; mit Recht werden jene sich beklagen, werden diese höhnen über die Unduldsamkeit des Parlamentes, das die Ehre hat, das Volk eines Friedrich des Großen und eines Kant zu vertreten. Darum videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica! Man mildere die Formel für den Eid und verschärfe lieber die Strafe für den Meineid, dann wird gewissenhafter geschworen werden.

Winterthur, im Mai 1876.

Theobald Ziegler.

Eis-schiffahrt.

Von Julius Fayer.

Ist es auch nicht möglich, Jemandem, der das Eismeer nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, eine völlig klare Vorstellung von seinem Charakter zu geben, so hat wohl Jeder eine Ahnung von den Schwierigkeiten und Gefahren, welchen Schiffe bei Befahrung dieses Meeres ausgesetzt sind.*) Sind die Hemmnisse an sich fürchtbar genug, so werden sie oft noch künstlich durch vorgefaßte Theorien und übertriebene Erwartungen vergrößert, welchen gewöhnlich bittere Enttäuschung folgt.

Jahre vergehen oft, bis man das objective Urtheil erringt, welches allen kühnen Schiffahrtsplänen in das Innerste des Polarbeckens Mißtrauen in ihre Ausführbarkeit und den Hinweis auf hunderte von Expeditionen entgegensetzt, welche nach einem mehr oder weniger mäßigen Eindringen in das landferne Eismeer heimgekehrt sind. Jahre vergehen auch mit dem bloßen theoretischen Studium der Polarfrage, d. h. mit der Prüfung alles dessen, was die Vorgänger auf dem betretenen Wege erfahren und verzeichnet haben, dem Vergleich ihrer Aussprüche mit den großen Thatfachen der Natur; unreif bleibt alles Urtheil ohne diesen persönlich geübten Vergleich. Ungemein wichtig ist dieses Studium für den Polarfahrer; Wahrheiten und Erkenntnisse, zu welchen oft die aufreibendste Thätigkeit von jahrelangen Expeditionen gehörte, und die man nur zu leicht als eigene Erregenschaften anzusehen geneigt ist, solche Erfahrungen erblickt man nicht selten schon vor Jahrzehnten, ja vor Jahrhunderten niedergeschrieben.

Die volle Kenntniß der Beobachtungen der Vorgänger, die Würdigung ihrer Aussprüche, die richtige Schätzung persönlicher Entschlossenheit und Umsicht, Objectivität des Urtheils und der Bestand des Glücks sind die Bedingungen des Erfolges einer Expedition; es folgt daraus, daß der Führer einer größeren Nordpolarexpedition eine vorbereitende Schule durch eine sogenannte Vorexpedition gemacht haben müsse.

Das wichtigste Moment des Glücks ist die Wahl eines günstigen Eisjahres, ein nothwendiger Act der Selbstüberwindung die Rückkehr einer Expedition, sobald sie von der Ungunst der Schiffahrtszustände sich überzeugt hat; es ist besser, denselben Versuch in einem zweiten und dritten Sommer zu wiederholen, als wissentlich gegen die Uebermacht des Eises anzukämpfen.

Die Eis-schiffahrt hat eine natürliche Unterscheidung in die im landfernen Eismeer und in die im sogenannten Küsten-

*) Vor zwei Jahrhunderten schrieb Martens, dem wir die erste rohe, naturhistorische Kunde über die Polarwelt verdanken, obgleich er nur Barbier eines Hamburger Walfischfahrers war: „Man magt die Schiffe in das Eis hinein, wie man es magt mit einem Glas, das, ob es wohl auf die Erde fällt, doch zuweilen ganz bleibt.“

wasser machen gelehrt.*) Die erste ist weitaus gefährlicher, völlig vom Zufall abhängig, ersten Katastrophen ausgesetzt, ohne bestimmtes Ziel und ohne Bürgschaft eines sogenannten Winterhafens für die lange Dauer, wo Kälte und Finsterniß jede Schifffahrt vereiteln. Längs dem Lande hingegen bildet sich, und zwar vorzugsweise in Lee von Meeresströmungen, ein Streifen offenen Wassers, der nur im Winter dem Ansaß des Landeises Platz macht. Das Küstenwasser entsteht also nicht, indem das Eis durch die größere Wärme aufthaut, welche das Land empfängt, sondern weil ein Land eine unverrückbare Barriere gegen Wind und demzufolge gegen Eisströmung ist. Die Unbeständigkeit des Windes jedoch vereitelt alle Schifffahrtscombinationen für auch nur wenige Stunden im vornhinein; sein Wechsel kann es mit sich bringen, daß ein offenes Landwasser, „soweit das Auge reicht“, binnen kurzer Frist wieder vom Eise erfüllt ist. Oft jedoch verharrt das Landeis auch während des Sommers an den Küsten; es ist dann nothwendig, das Fahrwasser zwischen dem Außenrande des festliegenden und dem treibenden Eise aufzusuchen. Tritt dieses jedoch als Packeis auf, so muß bei geschützter Lage des Schiffes der Augenblick erwartet werden, wo Landwinde die unfahrbar dichten Eismassen mit sich entführen und eine eisfreie oder doch wenigstens nur mit Treibeis bedeckte Gasse zum weitem Vordringen öffnen. Es ist selbstverständlich, daß auch die Schifffahrt im Küstenwasser nur langsame Fortschritte ermöglicht; allein in der Praxis ist sie noch immer mit dem größten Vortheile angewandt worden. Von Barenz wurde sie zum ersten Male, wenngleich nur vorübergehend gewürdigt, von Parry jedoch, einem der bedeutendsten aller bisherigen Polarfahrer, in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt; seitdem gilt sie als ein unumstößliches Schifffahrtsdogma innerhalb des Eises. Parry sagt darüber (1819): „Unsere Erfahrung hat meiner Meinung nach offenbar gezeigt, daß die Beschiffung des Polarmeeres nie mit einiger Wahrscheinlichkeit ohne eine zusammenhängende Küste geschehen kann. Nur durch das Abwarten der Deffnungen, die zuweilen zwischen dem Eise und dem Lande eintreten, machten wir unsere letzten Fortschritte, und hätte sich das Land in der gewünschten Richtung weiter erstreckt, so kann es keine Frage sein, daß wir, so langsam es auch sein mochte, der Erreichung unseres Zweckes näher gekommen wären.“

Die Erfolge der Engländer im nordamerikanischen Inselarchipel lagen in der methodischen Benützung dieser Schifffahrtsweise, das heißt, im Aufsuchen und Befahren von engen Zweigfunden, wenn die Haupttroute noch durch Packeis gesperrt war, und im Durchschlüpfen und Ausbeuten der geringsten Trennung des Eises vom Lande; auch die sibirischen Küstenexpeditionen geschahen mit beharrlichem Verfolgen des Küstenwassers. Wo das Küstenwasser entweder gar nicht, oder wie an der Ostküste Grönlands nur in beschränkter Ausdehnung existirt, kann auch von dessen Benützung nicht die Rede sein; da die zweite deutsche Nordpolarexpedition principiell auf das Vordringen in demselben angewiesen war, so war ihr Mißlingen eine nothwendige Folge.

Zu den Expeditionen im landfernen Meere zählen dagegen alle die vergeblichen Versuche, von Spitzbergen aus nach Norden vorzudringen, Expeditionen, deren Verlauf und Ende einander gleichen, wie ein Ei dem andern.***) Auch die Expeditionen zur

Auffuchung einer Nordostdurchfahrt gehören zu dieser Kategorie, und zwar in Folge der großen Länge des Weges, der im offenen Eismeere zwischen Nowaja-Semlja und Cap Tscheljuskin zurückzulegen ist.

Im landfernen Eismeere aber muß die Strecke von 2—300, höchstens 400 Seemeilen erfahrungsmäßig als dasjenige Maximum betrachtet werden, welches ein Fahrzeug unter günstigen Bedingungen binnen der wenigen Sommerwochen zurückzulegen vermag. Daß J. C. Ross in der Südpolarregion, die norwegischen Fischer im karischen Meere noch größere Strecken zurücklegten, beweist nur, daß sie durch Eis wenig oder gar nicht gehemmt waren. In der That beobachtete J. C. Ross, daß die Schollen und Felder des südlichen Eismeeres kleiner sind, als die des nördlichen; er erklärt dies wie folgt: „Die Ursache dieses Unterschiedes liegt in dem Umstande, daß das Eis der südlichen Regionen den gewaltsamen Bewegungen des Meeres weit mehr ausgesetzt ist, während das Nordpolarmeer von verhältnißmäßig ruhigem Charakter ist.“ Das geringere Vorkommen am Südpol, welches den Meeresströmungen, dem Treiben und der Zerstörung des Eises einen größeren Spielraum gestattet, dagegen die Gelegenheit zum Ansaße des Eises an den Küsten vermindert, scheint daher derjenige Factor zu sein, welcher die Canäle des Wasserstraßennetzes erweitert und die Schifffahrt erleichtert. Selbst die Dünung wird im Südpolarmeer innerhalb des Eises bemerkt, während sie im Nordpolarmeer niemals vorkommt. Außer diesen größeren Hindernissen, welche das Nordpolarmeer im Allgemeinen bietet, kommt zu denen der Nordostdurchfahrt insbesondere noch der Uebelstand, daß die sibirische Flachsee an vielen Orten das unmittelbare Befahren der Küsten verhindert.

Ein wichtiges Erforderniß bei der Eis-schifffahrt ist ferner die Wahl der günstigen Jahreszeit, welche nicht in allen Meeren gleichzeitig ist, und deren Vernachlässigung eine gewöhnliche Ursache der Erfolglosigkeit von Expeditionen früherer Jahrhunderte war. Da das Eis im Juni von der Sonnenwirkung noch fast ungeschwächt ist und dicht liegt, außerdem weit nach Süden herabreicht, so erhellt daraus die Zwecklosigkeit von Ausstreugungen, im Juni sich dort einen Weg erkämpfen zu wollen, wo die nach Norden zurückweichende Eisgrenze, oder die Umwandlung von Packeis in Treibeis 4—6 Wochen später freies Fahrwasser erzeugt.

In der Baffinsbai betrachtet man den August als die günstigste Schifffahrtszeit, in Ostgrönland das Ende des Juli und den Beginn des August, in den Gewässern Spitzbergens die zweite Hälfte des August und den Anfang des September; in der Gegend der Parry-Inseln erreicht sie Anfangs September ihr Ende. Im Allgemeinen hat es den Anschein, als beginne die günstigste Schifffahrtszeit für alle Routen, welche dem Küstenwasser angehören, einige Wochen früher, als die beste Fahrzeit im landfernen Eismeere. Da aber in einer so vorgerückten Jahreszeit, wie es im Eismeere schon der Anfang des September ist, den günstigsten Zuständen oft eine plötzliche Reaction durch Stürme, rasch eintretende Kälte, heftigen Schneefall, sonach die rapide Bildung jungen Eises folgt, so wird diese an sich höchst gewagte Schifffahrt gerade dann am bedenklichsten, wenn die eingetretene Minimaleisbedeckung des Oceans die größten Erfolge zu versprechen scheint.

Das Befahren des Eismeeres bedingt vor Allem die Hülfe der Dampfkraft; durch sie allein ist ein Schiff im Stande, sich den Lannen des Windes zu entziehen. Die Bewegungen eines Schiffes im Eise bestehen nothgedrungen aus unausgesetzten Curven, und die Fähigkeit, Bögen von kleinstem Radius zu beschreiben, ist eine der ersten Bedingungen, welche es erfüllen muß, um enge, vielfach versperrte Wasserstraßen verfolgen zu können. Ohne Unterlaß erleidet es heftige Stöße durch das Eis, aus welchem Grunde Raddampfer unbrauchbar sind; selbst bei Schraubenschiffen*) soll auf den Schutz des Propellers durch eine besondere Construction Rücksicht genommen werden.

*) „Erebuz“ und „Terror“ waren die ersten Schraubendampfer, welche in den arktischen Regionen zur Verwendung kamen.

*) Mißerfolge einer Expedition wurden seitdem stets der unrichtig gewählten Jahreszeit oder dem Umstande zugeschrieben, daß man die dem jeweiligen Vorgang entgegengesetzte Schifffahrtsmethode nicht zur Anwendung gebracht habe. Als 1818 Buchans Nordpolarexpedition ausgerüstet wurde, glaubte man an die Unfehlbarkeit der Anschauung, daß Fotherby, Baffin, Gubson, Phipps nur deshalb nicht reüssirten, weil sie, anstatt im landfernen, offen gedachten Eismeere, unter der Küste Spitzbergens vorgebrungen waren, dort, wo damals allein undurchdringliche Eismassen vorkam.

**) Tschitjagoff erreichte daselbst 1765: 80° 21', im folgenden Jahr 80° 28', Phipps 1773: 80° 37', Buchan 1818: 80° 34', Scoresby der Ältere 1806: 81° 13', Scoresby der Jüngere 1822: 80° 31', Clavering 1823: 80° 20', Parry 1827 (mittelt Schiff): 81° 6', Torell 1861: 80° 30', Nordenfjöld 1868: 81° 42', Kolbeley 1868: 81° 5' N. W.

Die Fahrgewindigkeit im Eise darf nur gering sein, etwa 3—6 Meilen in der Stunde; eine größere würde ein Schiff binnen kurzer Zeit seeuntüchtig machen. Aber selbst dann ist es nicht zu vermeiden, daß der innige Verband der Theile eines Schiffes durch das unausgesetzte Anrennen erschüttert und gelockert wird; man erkennt dies daran, daß der Anprall gegen das Eis, anstatt in kurzem Donner, sich in anhaltendem Dröhnen und Mechzen äußert. Je größer das Schiff, desto geringer ist seine Widerstandsfähigkeit gegen Einflüsse dieser Art; um so früher zeigen sich diese Merkmale seiner verminderten Festigkeit.

Ein Schiff, welches das Eismeer zu befahren bestimmt ist, soll ferner nicht bauchig, sondern scharf gebaut sein, damit bei Pressungen das Eis untergetaucht und das Fahrzeug emporgelassen, nicht eingeklemmt und zerdrückt werde. Das bauchige oder volle Schiff kann sich, vom Eise gedrückt, nicht heben, sondern muß zerpreßt werden, da es dem Andrang der Gewalt auch unter dem Wasser eine gerade Seitenfläche bietet. Die „Ganja“ war bauchig gebaut und wurde bei der ersten Pressung zertrümmert; die „Germania“ und der „Tegetthoff“ hingegen, scharf konstruirte Schiffe, haben sich im Eise trefflich bewährt. Um den Schiffszwimpf gegen das heftige Anstreifen an rauhe Eiszungen zu schützen, pflegt man ihn bis einige Fuß über der Wasserlinie mit einer Eisenhaut zu panzern und den Vordersteven so stark als möglich zu machen, weil dieser durch das unaufhörliche Anrennen den größten Erschütterungen ausgesetzt ist.

Die Tactik eines Schiffes im Eise richtet sich völlig nach dem Charakter der zu besiegenden Hindernisse. Sind die Felder schwer und groß, so pflegen sie durch größere Wasserstraßen und Waden getrennt zu sein; stundenlang vermag ein Schiff oft innerhalb solchen Eises mit geringen Abweichungen seinen Cours zu verfolgen. Wird die Fahrt aber einmal durch eine Barriere gehemmt, pflegt das Hinderniß ernsterer Natur zu werden. Schwere Felder lassen sich durch die Kraftäußerung des Schiffes nicht mehr vom Plage drängen, und der Seefahrer ist genöthigt, in möglichst geschützter Lage ihre Zertheilung abzuwarten.

Gewährt auch die Schifffahrt innerhalb ausgedehnten Flächen eises den Vortheil des raschen Vordringens, so erhöht sie dagegen die Gefahr des Zerdrücktwerdens, sobald das Schiff eingeschlossen (das „Beseztwerden“ genannt) und gepreßt wird. In leichtem Eise, innerhalb kleiner Schollen, besteht die Tactik im Anrennen an vorliegende Barrieren, wenn diese durch das Wegschieben einer einzelnen Scholle geöffnet werden können, und in der Ausübung continuirlichen Druckes bei voller Dampfkraft, sobald eine Anhäufung dichter, doch kleineren Eises durchdrungen werden soll. In Fällen dieser Art haben große Schiffe den Vortheil eines größeren Bewegungsmomentes, welcher das Eis noch dort zu trennen vermag, wo ein kleines Fahrzeug sich regungslos festklemmt. Anhäufungen kleineren Eises erhöhen überhaupt die Gefahr des „Beseztwerdens“, vermindern dagegen die von Pressungen, weil sich die Kraftäußerung vieler kleinen Schollen zersplittert. Im Uebrigen ist das Vermeiden des Beseztwerdens die große Kunst der Eiszschifffahrt; sonst ist das eingeschlossene Schiff jedem Zufall preisgegeben.

Aus dem Gefagten erhellt, daß kleine Schiffe großen Fahrzeugen im Eise mit seltenen Ausnahmen weitaus überlegen sind, nicht nur wegen ihrer leichteren Beweglichkeit, sondern auch wegen ihrer erhöhten Widerstandskraft und größeren Leichtigkeit, gehoben zu werden; der Nachtheil des geringeren Kraftmoments, das sie selbst auszuüben vermögen, ist verhältnißmäßig nur von untergeordnetem Belang. Die Erfahrungen aller Nordpol-Expeditionen dieses Jahrhunderts haben gelehrt, daß Schiffe von 150 bis höchstens 300 Tonnen ihren Zwecken am besten entsprechen.

Wiederholt, doch mit sehr ungünstigen Resultaten, versuchte man es, eiserne Schiffe im Eise zu verwenden; sie vermögen Pressungen weniger zu ertragen, als hölzerne, wie dies unter andern das Schicksal des „River Tay“ 1868 in der Baffinsbai und das des schwedischen Expeditionschiffes „Sofia“ im Norden Spitzbergens bewiesen haben.

Die Anwendung zweier Schiffe bei einer Polarexpedition hat unbefreitbar die größten Vortheile vor der Entsendung eines

einzelnen Fahrzeuges voraus; wofern die verfügbaren Mittel es ermöglichen, sollte man stets an diesem Principe festhalten. Beide Schiffe aber müssen über Dampfkraft verfügen; sonst ist ihre Trennung fast unvermeidlich, eine Gefahr, auf die man übrigens unter allen Umständen gefaßt sein muß.

Alles, was man im gewöhnlichen Leben vom Vordringen durch das Eis mittelst „Durchjägens“ und „Durchbohrens“ spricht, ist eine Fabel, hervorgerufen durch mißverständene technische Ausdrücke. Eine unrichtig gedeutete Redensart ist auch die Phrase vom „fußweisen Vordringen durch das Eis“. Wo es schiffbares Wasser gibt, kann Jedermann fahren; wo keines vorhanden ist, Niemand. In den Jahren 1869 und 1870 hätten wir in Grönland, im Osten Shannon Islands, in einer Sadgasse des Eises angekommen, nicht einen Schritt weiter vorzudringen vermocht. 1871 zogen wir in leichtem, aber dichtem Eise warpend*, nur die kleinen Schollen an uns heran, ohne vorwärts zu kommen, 1872 wurden wir trotz Dampf zweimal in dichtem Eise besezt.

Erzwingen läßt sich das Vordringen durch dichtes Packeis nicht; es helfen nur Ausdauer und ruhige Erwägung. J. Kofz empfiehlt dem Polarfahrer deshalb mit Recht: Vorsicht und Geduld; J. C. Kofz rath demjenigen, welcher durch ein ausgedehntes Packeisgebiet gelangen will, auch die geringste Gelegenheit weiter zu kommen, nicht zu versäumen, da man nie wissen kann, wie weit sie uns führt, oder wie unwiederbringlich der Schaden sein kann, wenn man sie versäumt. Wird ein Schiff durch die momentane Unfahrbarkeit der beabsichtigten Route in seiner Fahrt gehemmt, so muß es die Zertheilung des Eises abwarten, welche in der Regel durch Windstille herbeigeführt wird. Doch scheinen auch Ebbe und Fluth den Zusammenhang des Eises wesentlich zu beeinflussen.

In solchen Fällen pflegen Segelschiffe größere Waden aufzuziehen und lavirend sich in den freiesten Wasserstraßen zu erhalten, um der Gefahr des Eingeschlossenwerdens vorzubeugen. Dampfschiffe hingegen bedürfen dieser Vorsichtsmaßregel weit weniger; denn ihre Fähigkeit, rasch und nach jeder Richtung hin zu entrichten, sichert sie gegen Bedrohungen dieser Art. Sie sind im Stande, sich an Eisschollen mittelst Eisanker, natürlich in ihrer Seeite zu befestigen, müssen jedoch unter Feuer und solchem Dampfdrucke liegen bleiben, um den Platz binnen kurzer Frist verlassen zu können, sobald das Eis näher rückt. Im Princip, und insoweit es ohne gänzliche Erschöpfung der Kräfte möglich ist, sollte ein Schiff im Eise überhaupt trachten, in unausgesetzter Bewegung zu bleiben, selbst wenn große Coursänderungen und die momentane Rückkehr zu einer verlassenen Position damit verbunden wären. Das Festlegen an einer Scholle soll erst dann unternommen werden, wenn jede Schifffahrtschance weithin im Umkreise sich als illusorisch erwiesen hat. An Eisbergen anzulegen, bringt zwar den Vortheil des geringen Treibens, ist jedoch möglichst zu vermeiden, und zwar wegen der Gefahr ihres Umkippens oder Berstens, Ereignisse, welche viel häufiger eintreten, als man beim Anblick ihrer scheinbar großen Stabilität anzunehmen geneigt wäre. Den gedachten Vortheil aber erreicht man auch durch die Auswahl großer Schollen, da diese weniger als kleine treiben.

Wenn ein Schiff ungeachtet aller angewandten Vorsicht dennoch „besezt“ wird, so ist es rathsam, das Steuer auszuheben, um es vor Beschädigung zu sichern; es müßte denn von außergewöhnlicher Schwere und Festigkeit sein, wie dies bei der „Germania“ und dem „Tegetthoff“ der Fall war. Einer ernstlichen Gefahr ist ein Schiff auch ausgesetzt, wenn es beim Eintritt von Windstille zwischen Eisberge geräth. Da diese jedoch selbst im dichtesten Nebel von einer auffälligen Dichthülle umgeben sind, ist diese Gefahr noch im letzten Augenblicke durch Warpen vermeidlich.

Die zweite Bedingung der Eiszschifffahrt ist, bis in das kleinste Detail des einzuschlagenden Weges, die glückliche Wahl der Route, mithin rasche Orientirung und Beurtheilung, ob eine eisbedeckte Fläche das Durchdringen gestatte. Es folgt daraus,

* Warpen heißt ein Schiff mit Hilfe „ausgebrachter“ Taue, Anker, u. dgl. fortbewegen.

von welcher großer Wichtigkeit die Verwendung von Luftballons für die Zwecke der arktischen Schifffahrt wäre, und daß es höchst gewinnbringend sein müßte, mit einem Ballon zur Höhe selbst nur weniger 100 Fuß vom Schiffe aus emporzusteigen. Unzweifelhaft wird das erste Schiff, welches im Stande ist, von diesem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, hieraus außerordentliche Vortheile ziehen.

Vom Deck eines Schiffes aus erscheint selbst Treibeis in geringer Entfernung oft von unschiffbarer Dichtigkeit, während man von den Masten aus zur selben Zeit mehr Wasser als Eis erblicken kann. Um diesen Horizont möglichst zu erweitern, befestigte man bisher ein Faß, das „Krähennest“, an die Spitze des Vordermastes, in welchem sich unausgesetzt ein wachhabender Officier befindet, und von wo aus alle Operationen des Schiffes geleitet werden. Bei einem Schiffe von der Größe und Höhe des „Legethoffs“ beträgt die Ausichtsweite vom Krähennest 11 Meilen*); aber schon auf 5 Meilen ließ sich die Möglichkeit des Durchbringens nicht mehr genau bestimmen. Dieser Officier beschäftigt sich jedoch nur mit dem Studium der Durchfahrten im Allgemeinen; seine Aufmerksamkeit ist vorzugsweise auf das Entfernte gerichtet, weil dessen Beurtheilung am schwierigsten und nur ihm allein möglich ist. Nicht seine Aufgabe, sondern die einer besonderen Wache des Vorderstebens ist die Aufmerksamkeit auf das unmittelbar Vorliegende, das Vermeiden vereinzelter Eiszellen, deren Zusammenstoß mit dem Schiffe zu verhindern unausgesetzte Sorgfalt erheischt. Der Matrose am Steuer dagegen leitet die Bewegungen des Schiffes nach den Winken und Rufen, welche ihm vom Krähennest aus zukommen, und modificirt sie in kurzen Bögen nach jenen der Wache am Vordersteven. Die übrige Mannschaft entfernt geringere Bruchstücke des Eises mit langen Stangen vom Cours des Fahrzeuges und sorgt namentlich dafür, daß sie die Schraube nicht beschädigen.

Während die Meeresströmungen geschlossene Züge von Eis in constanten Bahnen bewegen, bringen die Winde durchgreifende Störungen in dieselben und öffnen lange Waden in ihrer Richtung, zwischen welchen oft Streifen des dichtesten Packeises wechseln. Diese Bewegung des Eises ist bei jeder Scholle verschieden; ihre Geschwindigkeit hängt von dem Verhältniß des über das Wasser emporragenden, einem Segel ähnlich wirkenden Theiles, zu der Gesamtmasse der Scholle ab.

Windstille hingegen besitzt erfahrungsgemäß die beachtenswerthe Eigenschaft des Eiszertheilens; es folgt daraus von selbst, wie entscheidend die Kenntniß und Benützung dieser Umstände für den Schiffer ist.

Das Auseinandertreiben des Eises wird vielleicht nicht unwesentlich durch den Dichtigkeitsausgleich des von den Schollen abfließenden Schmelzwassers mit dem dichteren Meerwasser herbeigeführt, indem sich das erstere gegen die offene See hin bewegt, das letztere unter dem abströmenden Schmelzwasser hinweg dem Eise zu. Während nämlich die Dichtigkeit des gewöhnlichen Seewassers an der Oberfläche 1.01—1.028**) beträgt, sinkt sie innerhalb des Eises herab; ihre Abnahme läßt daher auch auf die Nähe des Eises schließen.

Läuft der Cours eines Schiffes quer oder gegen eine Strömung, so erleidet es eine beständige Abtrift, welche wir an der ostgrönländischen Küste z. B. mit 5—10 Meilen binnen 24 Stunden beobachteten; es folgt daraus die Wichtigkeit, Routen nach, nicht gegen den Verlauf der Strömungen zu wählen.

Von der allergrößten Bedeutung für den Verlauf einer arktischen Expedition ist endlich die rechtzeitige Wahl eines geeigneten Winterhafens, entstehend aus der Nothwendigkeit, noch vor Beendigung der Schifffahrtszeit die Nähe einer Küste festzuhalten. Das Auffuchen eines Winterhafens ist in einem unerforschten arktischen Land mit den größten Schwierigkeiten ver-

*) Ohne ausdrückliche Unterscheidung ist hier immer von Seemeilen die Rede, deren vier bekanntlich eine geographische Meilen bilden.

**) Nach den Untersuchungen von Maury, Hagen, Wagner und Hermbstädt unter wechselnden Umständen. Im grönländischen Meere wurde sie im August 1870 mit 1.0249 beobachtet.

bunden*); nur zu oft ist die Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Buchten derart, daß das Eis bei Winterstürmen heraus-treibt, oder der Hafen ist vor denselben in einer Weise gesichert, daß er auch im folgenden Sommer erst spät oder gar nicht aufbricht. Baien von geringer Tiefe, welche fast bis auf den Grund ausfrieren, die in See**) einer Strömung oder im Innern eines buchtenreichen Fjords liegen, sind hierzu die geeignetsten Plätze.

Literatur und Kunst.

Die Leistungen des königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen.

IV.

Die classischen Vorstellungen innerhalb der letzten 15 Jahre.

Unter den deutschen Classikern steht, wie es sich gehört, Schiller oben an. In den letzten 15 Jahren wurden 13 Stücke von ihm aufgeführt, die zusammen 348 Vorstellungen ergaben. Im Einzelnen kommt auf die verschiedenen Dramen die folgende Zahl von Vorstellungen:

Marie Stuart	73	Vorstellungen,
Don Carlos	50	„
Tell	40	„
Rabale und Liebe	36	„
Wallensteins Tod	35	„
Die Jungfrau von Orleans	33	„
Fiesco	27	„
Die Räuber	26	„
Die Braut von Messina	14	„
Die Glocke (als scenische Declamation mit vertheilten Rollen)	6	„
Turandot	3	„
Wallensteins Lager	3	„
Die Piccolomini	2	„

Zusammen 13 Stücke mit 348 Vorstellungen.

Zu den festesten Stücken des Repertoires gehören „Maria Stuart“, „Don Carlos“, „Wilhelm Tell“, „Rabale und Liebe“ und „Wallensteins Tod“, die fast ohne Ausnahme in jedem Jahre eine Anzahl von Vorstellungen zu verzeichnen haben. „Die Jungfrau von Orleans“, die bis zum Jahre 1870 alljährlich gegeben wurde, ist in den letzten sechs Jahren nur zwei Mal, 1872, gegeben worden. Auch „Die Räuber“ bleiben bisweilen längere Zeit dem Repertoire fern. So fehlt dieses Drama in den Jahren 1863, 1864, 1867, 1874. „Fiesco“ hat während der Jahre 1870 bis 1873 geruht; in der Saison von 1874—75 wurde das Stück in neuer Einstudirung wieder aufgenommen und erzielte in dieser Zeit neun Vorstellungen. „Die

*) Wie unsicher es sei, einen Winterhafen zu treffen, zeigt die Südpolarexpedition von J. C. Ross, der an der Ostküste von Victoria-land überwintern wollte, allein alle Buchten mit einem mächtigen Saum von Landeis und Gletschern versperrt fand. Eine andere Schwierigkeit ist die, einen Hafen nach überstandener Ueberwinterung zu verlassen um wieder in freies Fahrwasser zu gelangen. Dies zeigt die zweite Expedition von J. Ross. Erst am 17. September 1830 wurde sein Schiff aus dem Hafen frei; nachdem er 3 Seemeilen zurückgelegt, wurde er wieder eingeschlossen. Um etne nahe Bucht zu erreichen, sägte seine Mannschaft einen Monat lang, einen 850 Fuß langen Canal im Eise herzustellen. Im folgenden Jahre kam er nur 4 Meilen weiter!

**) Diejenige Direction, nach welcher Wind oder Strömung gerichtet sind.

„Braut von Messina“ gehört zu den wenigst populären Schiller'schen Stücken; das Trauerspiel bleibt zuweilen Jahre lang liegen und erlebt dann, wenn es wieder aufgenommen wird, immer nur eine geringe Zahl von Aufführungen. Die Schiller'sche Bearbeitung von „Turandot“ hat sich auf der Bühne nicht erhalten, sie ist seit dem Jahre 1865 völlig verschwunden. Die ersten beiden Theile der Wallenstein-Trilogie sind bei Gelegenheit der Schillervorstellungen zur Einweihung des Schillerdenkmals im Jahre 1872 zwei Mal aufgeführt, seitdem aber nicht wiederholt worden. Dasselbe gilt von der dramatischen Darstellung der „Glocke“, die auch nur als Gelegenheitsstück eine gewisse Berechtigung auf der Bühne hat.

Von Goethe sind 7 Dramen und der Epilog auf Schiller innerhalb der letzten 15 Jahre mit zusammen 216 Aufführungen zu verzeichnen. Im Einzelnen wie folgt:

Faust	mit 69 Vorstellungen,
Phigeneie	„ 38 „
Egmont	„ 38 „
Götz von Berlichingen	„ 37 „
Torquato Tasso	„ 13 „
Die Geschwister	„ 12 „
Clavigo	„ 7 „
Epilog	„ 2 „
216 Vorstellungen.	

Der „Faust“ kann in jedem der letzten 15 Jahrgänge wiederholentlich, bis 7 Mal im Jahre, gegeben werden. Fast alljährlich ist auch „Götz“ auf dem Repertoire vertreten, der nur im Jahre 1873 fehlt. „Phigeneie“ fehlt in den Jahren 1869, 1873 und 1875, „Egmont“ in den Jahren 1862 bis 1865 und im Jahre 1871. „Torquato Tasso“ fehlt bis zum Jahre 1873 ganz, erzielt dann aber in den drei Jahren 1873, 1874, 1875 die relativ hohe Zahl von 13 Aufführungen. „Clavigo“ ist nur in vier Jahrgängen anzutreffen: im Jahre 1865, 1872, 1873, 1874. Der „Epilog“ verdankt derselben Gelegenheit wie die Schiller'sche Glocke die Bühnendarstellung.

Lessing ist mit vier Stücken mit 174 Aufführungen zu verzeichnen und zwar im Einzelnen:

Nathan der Weise	mit 71 Vorstellungen,
Minna von Barnhelm	„ 56 „
Emilia Galotti	„ 45 „
Der Misogyn	„ 2 „

Zusammen 174 Vorstellungen.

Der im Jahre 1866 unternommene Versuch, den „Misogyn“ für die Bühne zu gewinnen, ist gescheitert. Nach zwei Vorstellungen ist das Stück wieder vom Repertoire verschwunden. Dagegen haben sich die drei andern Lessing'schen Dramen, wie schon auf den ersten Blick aus der Zahl der Aufführungen ersichtlich ist, mit seltener Festigkeit auf dem Repertoire behauptet. Mit Ausnahme des Jahres 1865, in welchem „Minna von Barnhelm“, wahrscheinlich durch Zufall, nicht gegeben wurde, sind diese drei Dramen in jedem Jahre und gewöhnlich mehrfach aufgeführt worden.

Gegenüber dieser ruhigen Beharrlichkeit, wie sie sich in der Statistik der Lessing'schen Dramen ausdrückt, zeigt ganz dem Naturell der beiden Dichter entsprechend die Statistik der Kleist'schen Dramen Sprunghaftigkeit und Unruhe. Vier Dramen mit 80 Aufführungen sind hier zu verzeichnen, nämlich:

Räthchen von Heilbronn	mit 32 Vorstellungen,
Die Hermannschlacht	„ 25 „
Der zerbrochne Krug	„ 18 „
Der Prinz von Homburg	„ 5 „
80 Vorstellungen.	

Da wir, um unsere Arbeit noch rechtzeitig abschließen zu können, nur das erste Quartal dieses Jahres berücksichtigen konnten, so haben wir uns um die zufällige Erscheinung der „Benthesilea“ nicht zu kümmern. Am meisten Beständigkeit zeigt

das „Räthchen von Heilbronn“; es fehlt nur in drei Jahrgängen 1865, 1866, 1871. „Der zerbrochne Krug“ fehlt in den Jahren 1862, 1869, 1870, 1872, 1873, und taucht dann wieder plötzlich im Jahre 1874 mit 5 Vorstellungen auf. „Der Prinz von Homburg“ verschwindet seit dem Jahre 1864 ganz von unserer Bühne. Das sonderbarste ist das Schicksal der „Hermannschlacht“, die im Jahre 1875 plötzlich auftaucht und in dem einem Jahre 25 Vorstellungen erzielt.

Die Autoren a) in Bezug auf die Anzahl der von ihnen am Schauspielhause gegebenen Werke, b) in Bezug auf die Anzahl der Vorstellungen, welche ihre Werke am Schauspielhause gehabt haben; die Zahl der Aufführungen der einzelnen Werke.

In Bezug auf die Anzahl der aufgeführten Dramen stellt sich die Reihenfolge der Autoren, deren Werke während der letzten 15 Jahre an der königlichen Bühne zur Darstellung gekommen sind, wie folgt:

Shakespeare	mit 22 Werken,
Benedix	„ 21 „
Birch-Pfeiffer	„ 19 „
Rutitz	„ 16 „
Schiller	„ 13 „
Scribe	„ 12 „
Bauernfeld	„ 9 „
Goethe	„ 8 „
Mojer	„ 8 „
Rosen	„ 8 „
Girndt	„ 6 „
Gustow	„ 6 „
Lindau	„ 6 „
Schlesinger	„ 6 „
Paul Henje	„ 5 „
Kogebue	„ 5 „
Mojenthal	„ 5 „
Raupach	„ 5 „
Louis Schneider	„ 5 „
Ernst Wichert	„ 5 „
Wilbrandt	„ 5 „

Die Aufführungen der klassischen Werke sowie der ausländischen Autoren haben wir bereits oben im Einzelnen besprochen. Einige österreichische Dichter werden an einer andern Stelle erwähnt werden. Wir schließen daher von der nachstehenden Aufzählung hier aus: Shakespeare, Goethe, Schiller, Scribe, Mojenthal und Wilbrandt.*)

Roderich Benedix = 21 Stücke: „Dienstboten“ (102), „Eigensinn“ (7), „Gefängniß“ (13), „Stöbrenfried“ (69), „Die Fremden“ (2), „Der alte Magister“ (6), „Der Bettler“ (13), „Sammelwuth“ (3), „Gegenüber“ (17), „Die Eiferfüchtigen“ (9), „Doctor Wespe“ (8), „Hochzeitsreise“ (39), „Ausreden lassen“ (11), „Ein Lustspiel“ (36), „Die zärtlichen Verwandten“ (94), „Das Epigramm“ (7), „Zwischenträgerin“ (1), „Landwehrmanns Christfest“ (6), „Nischenbrödel“ (45), „Die relegirten Studenten“ (9), „Neujahrnacht“ (30).

Charlotte Birch-Pfeiffer = 19 Stücke: „Goldbauer“ (25), „Die Grille“ (31), „Die Waise von Lomwood“ (15), „Graf von Falkenburg“ (1), „Dorf und Stadt“ (44), „Ein Kind des Glücks“ (2), „Die Marquise von Willette“ (29), „Königin Bell“ (11), „Eine Familie“ (18), „Mutter und Sohn“ (18), „In der Heimat“ (13), „Anna von Oesterreich“ (11), „Revanche“ (16), „Der Herr Studiosus“ (27), „Die Frau in Weiß“ (18), „Testament eines Sonderlings“ (11), „Wer ist sie?“ (5), „Im Oberhof“ (2), „Rose und Röschen“ (2).

Gustav zu Rutitz = 16 Stücke: „Don Juan d'Austria“ (4), „Testament des großen Kurfürsten“ (16), „Badecuren“ (9), „Wilhelm von

*) Die in Klammern gesetzte Ziffer bedeutet die Zahl der Aufführungen.

Oranien" (19), „Waldeemar" (6), „Zeichen der Liebe" (14), „Um die Krone" (11), „Spielt nicht mit dem Feuer" (38), „Unertuglich" (8), „Alte Schachtel" (36), „Das Ständchen" (17), „Gut gibt Muth" (7), „Zwei Tassen" (15), „Böse Stiefmutter" (24), „Der Friede" (2), „Doctor Raimond" (4).

Eduard von Bauernfeld = 9 Werke: „Bekanntnisse" (15), „Liebesprotocoll" (14), „Bürgerlich und Romantisch" (25), „Tagebuch" (3), „Lehtes Abenteuer" (8), „Landfriede" (6), „Moderne Jugend" (5), „Krisen" (13), „Kategorische Imperativ" (10).

Gustav von Moser = 8 Stücke: „Leiden junger Frauen" (7), „Novize" [mit Schüchling] (8), „Kaudels Gardinenpredigten" (56), „Das Stiftungsfest" (60), „Hypothekenth" (7), „Amerikanisches Duell" (3), „Die Gouvernante" (3), „Der Elephant" (13).

Julius Rosen = 8 Stücke: „Die Compromittirten" (19), „Hohe Politik" (11), „Kullen" (3), „Kanonenfutter" (25), „Des Nächsten Hausfrau" (6), „Ein Engel" (9), „Schwere Zeiten" (4), „Citronen" (11).

Karl Gutzkow = 6 Stücke: „Uriel Acosta" (14), „Urbild des Tartüffe" (20), „Rönigsleutenant" (20), „Der Gefangene von Mek" (5), „Werner" (8), „Ein weißes Blatt" (6).

Otto Girndt = 7 Stücke: „Lehte Liebe" (3), „V. 1" (27), „Und" (8), „Selam" (1), „Politische Grundsätze" (11), „Strafrecht" (7).

Paul Bindau = 6 Stücke: „Maria und Magdalena" (50), „Diana" (10), „Ein Erfolg" (19), „In diplomatischer Sendung" (3), „Zantapfel" (4), „Lante Theresje" (16).

Sigm. Schlegelinger = 6 Stücke: „Mit der Feder" (24), „Gustel von Blasewitz" (20), „Nicht schön" (7), „Der Hauspion" (3), „Vise Lotte" (10), „Das Trauerspiel eines Kindes" (4).

Paul Heyse = 5 Stücke: „Elisabeth Charlotte" (9), „Hans Lange" (26), „Kolberg" (22), „Maria Moroni" (9), „Ehre um Ehre" (2).

August v. Rozebue = 5 Stücke: „Ame Boeten" (8), „Die Unglücklichen" (48), „Der gerade Weg ist der beste" (6), „Der Verschwiegene wider Willen" (17), „Die beiden Klingsberg" (15).

Ernst Raupach = 5 Stücke: „Der Nasenstüber" (2), „Die Lebensmüden" (45), „Schleichhändler" (4), „Vor 100 Jahren" (14), „Die Schule des Lebens" (6).

Louis Schneider = 5 Stücke: „Die schöne Müllerin" (2), „Der Oberst von 18 Jahren" (2), „Kurmärker und Picarde" (20), „Der Heirathsantrag auf Helgoland" (3), „Ein Pas de deux vor 100 Jahren" (5).

Ernst Wichert = 5 Stücke: „Ihr Lauffchein" (6), „Der Narr des Glücks" (7), „Ein Schritt vom Wege" (43), „Die Realisten" (4), „Eine Frau für die Welt" (4).

Die übrigen Autoren hatten weniger als 5 Stücke an der Hofbühne.

In Betreff der Zahl der Aufführungen nehmen die Autoren folgende Rangordnung ein:

Venedig	527 Aufführungen,
Shakespeare	520 "

Daran schließen sich:

Schiller	348 Aufführungen,
Charlotte Birch-Pfeiffer	299 "
Puttly	230 "
Goethe	216 "
Lessing	174 "
Moser	157 "
Scribe	155 "
Löpfer	110 "
Brachvogel	108 "
Bindau	102 "

Zwischen 50 und 100 Aufführungen hatten:

Bauernfeld	99 Aufführungen,
Rozebue	94 "
Freitag	90 "
Rosen	88 "
Kleist	80 "
Gutzkow	73 "
Hackländer	73 "
Raupach	71 "
Schlegelinger	68 "

Paul Heyse	64 Aufführungen,
Ernst Wichert	64 "
Wilbrandt	58 "
Girndt	57 "
Frohberg	50 "

Von den deutschen Autoren hatten zwischen 25 und 50 Vorstellungen die folgenden:

Laube	40 Vorstellungen,
Island	39 "
Leitershofen	39 "
Blum	37 "
Louis Schneider	32 "
Mosenthal	28 "
P. A. Wolff	28 "
G. Conrad	27 "
Müller von Königswinter	27 "

Die Werke der andern Autoren erreichten nicht die Gesamtzahl von 25 Aufführungen innerhalb der letzten fünfzehn Jahre. In Betreff der Zahl der Aufführungen, welche auf das einzelne Werk kommen, ergibt sich Folgendes:

Ueber 100 Aufführungen hatte nur ein Stück, „Die Dienstboten" von Venedig (102).

Zwischen 50 und 100 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

- 94 Vorstellungen: „Die zärtlichen Verwandten" von Venedig;
- 79 Vorstellungen: „Rosenmüller und Fink" (Löpfer); 73: „Maria Stuart" (Schiller); 71: „Nathan der Weise" (Lessing).
- 69 Vorstellungen: „Faust" (Goethe) und „Störenfried" (Venedig); 63: „Die Journalisten" (Freitag); 60: „Das Stiftungsfest" (Moser).
- 59 Vorstellungen: „Der Kaufmann von Venedig" (Shakespeare); 56: Minna von Barnhelm" (Lessing) und „Kaudels Gardinenpredigten" (Moser); 50: „Don Carlos" (Schiller) und „Maria und Magdalena" (Bindau).

Zwischen 25 und 50 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

- 48 Vorstellungen: „Die Unglücklichen" (Rozebue); 47: „Donna Diana" (Moreto), „Was Ihr wollt" (Shakespeare), „Marciß" (Brachvogel); 46: „Romeo und Julie" (Shakespeare); 45: „Der Sommernachts Traum" (Shakespeare), „Emilia Galotti" (Lessing), „Der geheime Agent" (Hackländer), „Mischenbrödel" (Venedig), „Die Lebensmüden" (Raupach); 44: „Dorf und Stadt" (Birch-Pfeiffer); 43: „Ein Schritt vom Wege" (Wichert); 41: „Hamlet" (Shakespeare); 40: „Wilhelm Tell" (Schiller).
- 39 Vorstellungen: „Die berühmte Widerspenstige" (Shakespeare), „Die Hochzeitreise" (Venedig), „Der Kammerdiener" (Leitershofen); 38: „Phygenie", „Egmont" (Goethe), „Spielt nicht mit dem Feuer" (Puttly); 37: „Göz" (Goethe); 36: „Viel Lärmen um Nichts", „Richard III." (Shakespeare), „Kabale und Liebe" (Schiller), „Alte Schachtel" (Puttly); 35: „Die Komödie der Irrungen" (Shakespeare), „Wallenstein" (Schiller); 33: „Die Jungfrau von Orleans" (Schiller), „Freund und Feind" (Frohberg); 32: „Mädchen von Heilbrunn" (Kleist); 31: „Rönig Lear" (Shakespeare), „Die Grille" (Birch-Pfeiffer); 30: „Die Neujahrsnacht" (Venedig).

- 29 Vorstellungen: „Die Marquise von Billeto" (Birch-Pfeiffer); 28: „Preciosa" (P. A. Wolff), „Hans Lange" (Paul Heyse); 27: „Heinrich IV." (Shakespeare), „Fiesco" (Schiller), „Magnetische Curen" (Hackländer), „Der Herr Studiosus" (Birch-Pfeiffer), „Sie hat ihr Herz entdeckt" (Müller von Königswinter), „V. 1" (Girndt); 26: „Othello" (Shakespeare), „Die Räuber", „Don Carlos" (Schiller); 25: „Die Herrmannschlacht" (Kleist), „Bürgerlich und Romantisch" (Bauernfeld), „Goldbauer" (Birch-Pfeiffer), „Kanonenfutter" (Rosen).

Von den übrigen Stücken, welche innerhalb der letzten 15 Jahre gegeben wurden, brachte es keins auf 25 Vorstellungen. Eine gewisse Willkürlichkeit läßt sich diesen Zahlen nicht absprechen, sie sollen auch nicht einen Gradmesser für das Verdienst der einzelnen Stücke sein, sondern nur für die Gunst, welche ihnen der Augenblick gewährte.

Es findet sich in dieser Zusammenstellung im bunten Durcheinander das Bedeutende neben dem wenig Bedeutenden, das Dauernde neben dem Vergänglichem; und wie überall, so weiß

*) Der Haupterfolg des Stückes fällt noch in die ersten zehn Jahre der Hülfschen Administration. Das Schauspiel erlebte im Ganzen über 100 Aufführungen.

auch hier das bloß Gefällige dem wirklich Hervorragenden den Rang oft streitig zu machen und bisweilen sogar den Vorrang vor diesem zu gewinnen. Zu verwundern bleibt immerhin, daß einige nicht nur der bedeutendsten sondern auch der populärsten dramatischen Dichter stiefmütterlich behandelt worden sind.

Die Gukow'schen Dramen sind von unserm Repertoire nicht sehr begünstigt worden. Nur „Das Urbild der Tartüffe“ und „Der Königsleutenant“ haben in den 15 Jahren 20 Vorstellungen erlebt; es ist dabei noch in Erinnerung zu bringen, daß eine große Anzahl der Aufführungen des „Königsleutenant“ durch das zeitweilige Engagement des Herrn Friedrich Haase veranlaßt worden ist. Das Trauerspiel „Uriel Acosta“, das ohne Zweifel zu den hervorragendsten dramatischen Dichtungen der Neuzeit gerechnet werden muß, hat nur 14 Vorstellungen erlebt, und ist zum letzten Male im Jahre 1874 einmal gegeben worden.

Von Laube haben es namentlich die „Karlschüler“ zu einer erheblichen Anzahl von Aufführungen gebracht. „Graf Essex“ hat nur 11 Vorstellungen zu verzeichnen. Die neuen Stücke von Laube: „Der Statthalter von Bengalen“, „Böse Zungen“ fehlen ganz.

Holtei's dramatische Dichtungen, die auf den Bühnen in der Provinz noch immer gern gesehen und ziemlich häufig gegeben werden, sind von unserm Repertoire fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren kommen auf Holtei nur 8 Vorstellungen. „Sie schreibt an sich selbst“, 3 Mal, „Wiener in Paris“, 3 Mal, und „Leonore“ 2 Mal.

Dasselbe gilt von Oscar von Redwitz. Auch die Dramen dieses Dichters halten sich auf den Repertoiren vieler Bühnen; bei uns sind der „Bunzmeister von Nürnberg“ und „Philippine Welfer“ zum letzten Mal im Jahre 1861 aufgeführt worden. Auf Redwitz kommen innerhalb der letzten 15 Jahre nur 4 Vorstellungen.

Otto Ludwig hat in den letzten 15 Jahren auch nicht eine einzige Aufführung zu verzeichnen, während sich seine Dramen am Hoftheater in Wien ständig auf dem Repertoire erhalten. „Der Erbfürst“, „Die Maffabäer“ sind noch auf dem Repertoire des vorigen Jahres am Hofburgtheater aufgeführt. Das erstere Drama hat dort im Ganzen 28, das letztere 30 Vorstellungen erzielt.

VI.

Vergleichung zwischen Berlin und Wien, namentlich an den Werken der sogenannten österreichischen Dichter.

Ueberhaupt ist die Vergleichung der Statistik des Hofburgtheaters mit der des königlichen Schauspielhauses ein sehr interessanter und lehrreicher Beitrag zur Erkenntniß der Verschiedenheit des Geschmacks in Wien und in Berlin. Die österreichischen Dichter, — man gestatte uns diesen Ausdruck, der nicht dem engherzigen Particularismus entstammt, der nicht einmal auf den Geburtsort des Dichters hinweisen, sondern lediglich diejenigen Dramatiker bezeichnen soll, die zu den Hauptstützen des Repertoires des Hofburgtheaters gehören — würden im Großen und Ganzen bei uns schlecht wegkommen, wenn man das Repertoire des königlichen Schauspielhauses als maßgebend betrachten wollte.

Am schärfsten zeigt sich dies bei Grillparzer. Grillparzer gehört zu den Dichtern, deren Stücke in Wien ständig auf dem Repertoire stehen und in jedem Jahre häufig wiederholt werden können. „Die Ahnfrau“, „Der Traum ein Leben“, „Sappho“, „Medea“, „Esther“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, zu denen in neuerer Zeit „Der Bruderzwist in Falsburg“ hinzugekommen ist, bilden mit den Kern des Hofburgrepertoires. Dazu kommen noch: „König Ottokars Glück und Ende“, das bis zum Jahre 1867 37 Mal gegeben werden konnte, „Ein treuer Diener seines Herrn“, das zuletzt 1869 auf dem Repertoire stand und im Ganzen 32 Vorstellungen erzielte. „Der Gastfreund“ und „Die Argonauten“ sind nur bisweilen, um die ganze Bliesktrilogie zur Darstellung zu bringen, aufgeführt worden; zum letzten Male im Jahre 1873. Nur drei Stücke sind schnell vom Repertoire verschwunden: „Weh dem, der lügt“, „Libussa“ und „Die Jüdin von Toledo“.

Diesem glänzenden Resultate gegenüber ist die Berliner Ausbeute der Grillparzer'schen Dramen eine sehr klägliche. Jahrzehnte sind vergangen, ohne daß ein einziges Stück von Grillparzer gegeben worden wäre. Im Jahre 1870 taucht „Medea“ auf und wird in diesem und den beiden folgenden Jahren zusammen 8 Mal gegeben. Es ist obenein noch zu bemerken, daß die Aufführungen weniger durch die dichterische Qualität des Werkes als durch den zufälligen Umstand des Gastspiels von Fräulein Ziegler veranlaßt worden sind. 1874 wird „Des Meeres und der Liebe Wellen“ gegeben und bringt es im Ganzen bis zum 31. März 1876 auf neun Vorstellungen, so daß innerhalb der letzten 15 Jahre auf die Grillparzer'schen Werke nur 17 Vorstellungen kommen.

Ebenso traurig ist es um Halm in Berlin bestellt. Das einzige Stück, das in den letzten 15 Jahren von diesem hervorragenden Dramatiker bei uns zur Aufführung gekommen ist, „Camoëns“, ist gerade dasjenige, welches vom Repertoire des Burgtheaters gänzlich verschwunden ist. „Camoëns“ wurde zum letzten Mal am Hofburgtheater im Jahre 1839 aufgeführt, bei uns erzielte es in den Jahren 1870—72 6 Vorstellungen. Sechs Vorstellungen seit 15 Jahren für die gesamten Dramen von Halm! Diese nüchterne Zusammenstellung gibt doch vielleicht der Leitung unseres Hoftheaters einen nützlichen Wink, nach welcher Richtung hin sie bei der Wahl von neuen Einstudirungen ihre Aufmerksamkeit zu lenken hat. Daß seit 15 Jahren die Hauptwerke von Halm auf unserm Repertoire gänzlich fehlen, das sollte doch nicht sein! „Grisebis“ wurde in Wien im Jahre 1868 zum letzten Mal gegeben und hatte im Ganzen 68 Vorstellungen. „Der Sohn der Wildniß“, mit ebenfalls 68 Vorstellungen, figurirt noch auf dem Repertoire des Hofburgtheaters 1871, „Der Fechter von Ravenna“ mit 43 Vorstellungen, auf dem Repertoire von 1873, und „Wildfeuer“ konnte in zehn Jahren von 1866—75 48 Mal gegeben werden. Diese stolzen Zahlen beweisen doch immerhin etwas.

Dieselbe Wahrnehmung machen wir, wenn wir die Aufführungen der Hebbel'schen Dramen in Wien und Berlin miteinander vergleichen. „Die Nibelungen“, „Judith“, „Maria Magdalena“ gehören zu den festen Repertoirestücken des Burgtheaters. Jedes dieser Stücke hat dort über 30 Aufführungen zu verzeichnen und findet sich in dem Repertoire der letzten Jahre. In Berlin hat von den Hebbel'schen Dichtungen lediglich das Nibelungendrama einen Repertoireerfolg gehabt; aber auch dieses nicht annähernd wie in Wien. Die Nibelungen konnten hier im Ganzen 17 Mal gegeben werden, und sind seit dem Jahre 1869 von unserer Bühne verschwunden. „Maria Magdalena“, die sich in Wien alljährlich auf dem Repertoire einzustellen pflegt, — wir finden das Stück noch im Jahre 1875 verzeichnet — fehlt bei uns ganz. Dagegen hat man hier den Versuch gemacht, „Herodes und Mariamne“ deselben Dichters im Jahre 1874 auf die Bühne zu bringen. Ohne Erfolg. Das Stück konnte nur zwei Mal gegeben werden. Auch in Wien hat das Stück auf der Bühne einen vollkommenen Mißerfolg gehabt. Es wurde nur ein einziges Mal im April 1849 aufgeführt. „Judith“, ebenfalls ein festes Repertoirestück in Wien, ist vor ganz kurzer Zeit, um Fräulein Ziegler die Gelegenheit zu geben in der Titelrolle aufzutreten, hier gegeben worden, ohne gend welche Aussicht zu haben, sich auf unserm Repertoire zu behaupten. In Summa kommen auf Hebbel in Berlin während der letzten 15 Jahre 21 Vorstellungen, in Wien mehr als das Vierfache.

Auch Mosenthal ist von unserer Bühne fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren ist der „Sonnenwendhof“ gar nicht gegeben worden. „Deborah“, „Die deutschen Komödianten“ und „Pietra“ treten im Jahre 1864 von unserm Repertoire ab. Die beiden zuletzt genannten Stücke halten sich nur während einer Saison, ebenso „Isabella Drini“ in der Winter-saison von 1870—71 und „Die Sirene“ im Winter 1874.

In Wien dagegen finden wir noch im Repertoire des Jahres 1875 nahezu alle Mosenthal'schen Stücke vertreten: „Deborah“, „Sonnenwendhof“, „Die deutschen Komödianten“, „Isabella Drini“ und „Die Sirene“. Die Gegenüberstellung der Zahl der Auf-

führungen, welche die Mosenthal'schen Stücke in Wien und Berlin in der gleichen Zeit gehabt haben, ist charakteristisch. Es wurden gegeben:

	in Wien:	in Berlin:
Deborah	32 Mal	4 Mal
Die deutschen Komödianten	26 "	5 "
Pietra	13 "	4 "
Isabella Orsini	21 "	11 "
Die Sirene	15 "	4 "

Mit Joseph Weilen ist es nicht anders. Während er am Hofburgtheater in Wien in dem Zeitraum, den wir in's Auge fassen, sechs Dramen zur Aufführung gebracht hat, die die Gesamtzahl von 57 Aufführungen ergeben haben, hat das Schauspielhaus nur zwei aufführen können, und jedes dieser beiden Stücke ist nach den üblichen drei Vorstellungen vom Repertoire verschwunden. Es sind dies: „Edda“ und „Der neue Achilles“. Ersteres hatte in Wien 11, letzteres 8 Vorstellungen. „Tristan“ und „Dolores“ haben auch in Wien keine Beständigkeit bewiesen, dagegen hat „Drahomira“ mit 13 und „Graf Horn“ mit 17 Vorstellungen den Sturm einiger Jahre überdauert. Am Schauspielhaus sind diese Stücke gar nicht gegeben worden.

„Gleich und gleich“ von Moritz Hartmann, das in Wien Repertoirestück ist, und 21 Mal gegeben werden konnte, ist nach einmaliger Aufführung in Berlin im Jahre 1873 bei Seite gelegt. Die „Eglantine“ von Eduard Mauthner, die sich auf dem Wiener Repertoire ebenfalls fest eingebürgert hat, und 39 Mal gegeben werden konnte, fehlt auf dem Repertoire des Schauspielhauses ganz.

Auch in der Aufnahme der Dichtungen von Adolf Wilbrandt, — den wir trotz seiner mecklenburger Landsmannschaft, wie den Hessen Mosenthal und den Schleswig-Holsteiner Hebbel den österreichischen Dichtern beigesellen, weil er wie diese in Wien seine neue Heimat und seinen hauptsächlichsten Wirkungskreis gefunden hat, — zeigt sich deutlich die Verschiedenartigkeit des Geschmacks des Berliner und Wiener Publicums. Bedenken, die wir nicht kritisieren wollen, haben einigen der neuesten Wilbrandt'schen Dichtungen den Weg zum Hoftheater ganz verlegt. Die drei Römertragödien, in Wien bis zum December vorigen Jahres: „Bracchus“ (mit 16 Aufführungen), „Aria und Messalina“ (mit 25 Aufführungen), „Nero“ (mit 7 Aufführungen), sind auf unserer Hofbühne gar nicht gegeben worden.

Den größten Erfolg hatte von den Wilbrandt'schen Stücken bei uns „Graf Hammerstein“ mit 18 Aufführungen; und gerade dieses Schauspiel ist am Hofburgtheater nicht zur Aufführung gekommen, — wiederum aus Bedenken, die wir nicht kritisieren wollen. „Die Vermählten“, in Wien ein ständiges Repertoirestück (24 Aufführungen), sprachen hier nicht an und verschwanden nach drei Vorstellungen vom Repertoire. „Die Maler“, welche in Berlin 14 Mal gegeben wurden, erreichten in Wien an 22 Aufführungen. Die beiden kleinen Lustspiele „Unerreichbar“ und „Jugendliebe“ hatten das seltene Glück, in Wien wie in Berlin ungefähr gleichen Erfolg zu haben.

Von den österreichischen Dichtern haben vornehmlich Bauernfeld und Schlesinger die Gunst des Berliner Publicums zu erringen getrachtet.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Der Erbförster“ von Otto Ludwig. „Wilhelm Tell“ von Schiller.

Die Franzosen haben ein Sprichwort: Ein guter Schütz muß zu seinem Vogen mehr als einen Strang haben. Fast jeder bedeutende Künstler hat das Bestreben, so ein guter Schütz zu sein. Wie es — um nur ein Beispiel anzuführen — für Niemann, den gebornen Repräsen-

tanten der Wagner'schen Mecken, besonders reizvoll ist, die biblische Einfachheit des Joseph in der Mesul'schen Oper durch seinen Gesang und sein Spiel zu verfinnlichen, und wie er gerade diese Partie, von der man zunächst voraussetzt, daß sie seiner Eigenart ganz fern liegen müsse, mit der vollsten Freudigkeit erfaßt und bis auf den Grund durchdringt, so haben auch die Meininger zu ihrer zweiten Aufführung in diesem Jahre ein Stück gewählt, das ihnen zur Entfaltung derjenigen Eigenschaften, welche sie als Specialitäten in Anspruch nehmen können, gar keine Gelegenheit bietet, dagegen gerade die Bewährung von solchen Qualitäten erhofft, die ihnen nach dem allgemeinen Urtheil in geringerer Maße zu eigen sind; und sie haben alle Kräfte eingesetzt, um auf dem ungewohnten Terrain zu siegen. Sie haben sich von einer neuen Seite zeigen wollen.

Der „Erbförster“ von Otto Ludwig kann nicht reich und überraschend ausgestattet werden. Die Costüme der thüringer Land- und Stadtleute verlangen keine besonderen Studien; und die Stube des Försters, „der heimliche Grund“ im Walde und das Bureau des Fabrikanten Stein in der Stadt sind nicht dazu angethan, durch den Zauber der Decorationen irgend welche besondere Wirkung hervorzubringen. Daß die Costüme von den Meinigern gut gewählt waren, daß die Försterstube mit ihren trüben Farben und dem alten Hausgeräth einen stimmungsvollen Hintergrund für die unheimlichen Vorgänge bildete, — das versteht sich bei einer sorgfältigen und verständigen Regie von selbst. Alles das stand aber diesmal hinter der Bedeutung der Darstellung weit zurück. Zu Herrn Hellmuth-Bräm und Fräulein Pauli besitzt das Meininger Hoftheater für die Rollen des Erbförsters und seiner Tochter treffliche Kräfte, und der Beifall galt diesmal vornehmlich, fast ausschließlich den darstellenden Künstlern. Auch in den andern Rollen war Vieles anzuerkennen.

Ueber das merkwürdige Stück von Otto Ludwig ist längst Alles gesagt. Es besitzt eine ungemüthliche Großartigkeit gleichzeitig mit einer großartigen Ungemüthlichkeit. Der Zuschauer kommt aus der zwiespältigen, folternden Stimmung: aus der Bewunderung der dichterischen Kraft und aus dem Bedauern über die unpraktische Verwerthung derselben nicht heraus. Das Werk macht den Eindruck, als ob Otto Ludwig eine Art wollüstig-diabolischer Reizung empfunden hätte, einmal zu zeigen, bis zu welchem Grade ein wahrer Dichter seine Zuhörer peinigen könne, und wie gering die Veranlassung dazu zu sein brauche. Es ist sicherlich kein dichterischer Fehler, wenigstens kein unbewußter Fehler, sondern so beabsichtigt wie nur möglich, daß der geringfügige Anlaß zu all dem schweren Unheil von Ludwig gewählt worden ist.

Lavinenartig hallen sich um einen Strohalm, um ein Nichts die Massen des verheerenden Unglücks an und fallen zerschmetternd auf die ganze Familie nieder. Man glaubt die Quelle dieses Unheilstromes wie die der Donau mit dem Fuße verstopfen zu können; aber das kleine dürftige Gewässer bahnt sich sein zunächst bescheidenes Bett, von allen Seiten strömt ihm Nahrung zu und in seinen wilden Wellen reißt es schließlich mit sich fort was immer der unglückliche Zufall ihm in den Weg wirft. Weil der Fabrikant Stein beim Kartenspielen Pech hat, — deswegen wird eine Familie in der entsetzlichsten Weise zu Grunde gerichtet! Die unglückliche „Mariage“, die der Erbförster meldet, macht seinen Parner Stein mißlaunig; während der verdrießlichen Stimmung zwischen den beiden Spielern kommt ein Thema zur Sprache, über das ihre Ansichten von einander abweichen — die Frage: ob ein Stück des Waldes durchgeforstet werden soll oder nicht. Stein will Holz schlagen lassen und ist als Eigenthümer unzweifelhaft auch dazu berechtigt; der Förster widersteht sich im wohlverstandenen Interesse des verblendeten Eigenthümers der Forderung: er kennt den Wald besser als der Herr aus der Stadt und weiß, daß sich Stein, wenn er auf seinem Eigenthum besteht, erheblich schädigt; außerdem ist der Wald des Försters Schoßkind, er hat es groß gezogen, hat es lieb, will und kann es nicht verwahrlosen lassen; darüber entspinnt sich Streit, die projectirte Verlobung zwischen des Erbförsters Tochter und Steins Sohn wird aufgehoben, Stein stützt sich auf sein reelles und der Erbförster auf sein ideelles Recht; der Erbförster wird durch seine Absehung und die Unwürdigkeit seines Nachfolgers tief gedemüthigt — und so wird ein alter redlicher Mann in seiner Ehre gekränkt, so wird ein liebendes Paar auseinandergerissen, so wird ein antwortfähiger junger Mensch gemißhandelt, so wird ein trunkener Buchhändler von einem Strohhalm erschossen, so erschießt ein unglücklicher Vater seine Tochter und zu guterletzt sich selbst, — Alles das, weil der Erbförster die bewußte „Mariage“ melden konnte! Ich bemerke noch, daß die Meininger den gewöhnlichen Theaterchluß, nicht den später von Ludwig

nachgedichteten genommen haben. Der Erbförster stellt sich danach einfach den Gerichten, der Selbstmord hinter der Scene ist beseitigt. Es wird allerdings schon zur Genüge in diesem markanten Stücke geknallt. Aber dieser gemißbarte Schluß hat doch die Unzukömmlichkeit, daß man sich, wenn der Vorhang heruntergelassen ist, jagt, daß des Erbförsters hehnlichster und einziger Wunsch: durch die Gerichte zum erlösenden Tode verurtheilt zu werden, nicht erfüllt werden wird. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Geschwornen den Unglücklichen, gegen den Herr Lessendorf die Anklage wegen Mordversuchs und fahrlässiger Tödtung erheben müßte, freisprechen würden.

Mit dem „Tell“ traten die Meininger wieder in ihre eigentlichen Rechte ein. Am Abend der ersten Aufführung waren die Pausen zwischen den verschiedenen Acten zu lang. Das Schiller'sche Drama hatte mehr als ein Duzend Acte, und dadurch wurde die Wirkung des Ganzen erheblich beeinträchtigt. Es war eine Galerie von stimmungsvollen Bildern, aber kein einheitlich stimmungsvolles Bild. Eine wirklich gute Ausführung soll etwa den Eindruck einer fließenden Rede hervorbringen. Hier kamen durch das lange Ruhen des Zwischenvorhangs auf den Brettern Verlegenheitspausen und Stodungen vor. Die einzelnen Sätze interessirten mehr als die ganze Rede.

Von den einzelnen Bildern erzielte die größte Wirkung das Nütli mit der Fernsicht auf die eisbedeckten Berge, die durch den Mondregenbogen seltsam beleuchtet werden, und zuletzt im glühenden Purpuroth der Frühsonne erstrahlen. Hier war auch die Gruppierung ganz vortrefflich. Die Meininger haben den Actschluß verändert, sie verlegen die wundervolle Ansprache Stauffachers an die Eidgenossen:

„Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genossenschaft“,

die mit den Worten endet:

„Bezähme Jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache“,

vor das feierliche Gelübde, „ein einzig Volk von Brüdern“ zu sein, und schließen mit den vollen Accorden dieses herrlichen Eides:

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“

— während bei Schiller der erbaulich rauschende Choral allmählig verklingt, der Dichter die Landleute „in größter Ruhe“ abgehen und dann das Orchester einsehen läßt, dieweil bei leerer Scene die Sonne über den Eisgebirgen aufgeht.

Es ist schon von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß diese Abänderung überflüssig erscheint; und deswegen hätte sie unterbleiben sollen. Gerade bei den Meinigern ist das willkürliche Verfahren zu verwundern; haben doch gerade sie bei den Dichtungen Kleists die Wege der Bearbeiter verlassen, um zu denen des Dichters zurückzukehren. Eine Willkür der Regie, die bis jetzt noch nicht gewagt worden ist, würde sich — um dies hier gleich anzufügen — wie ich glaube, durchaus empfehlen. Niemals sind schönere Verse an einer ungeeigneteren Stelle angebracht worden, als die: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges“ u. Wenn da einer unserer resoluten Regisseure, denen man doch sonst nicht zuzureden braucht, einmal etwas eigenmächtig voringe, und diese tiefpoetischen aber recht übel angebrachten Reflexionen über die Wohlthat des Sehens und die fürchtbaren Entbehrungen des Blindseins, die man in jener Situation als Melchthal weder „mit sanfter von Thranen erstickter Stimme“, wie es Schiller will, noch mit einer andern Stimme vernünftig sprechen kann, herzhast beseitigte — es würde der Dichtung wahrlich nicht zum Schaden gereichen! Der Vorschlag ist natürlich ein unmaßgeblicher. Die Pietät für den Dichter rechtfertigt ja vollkommen die Beibehaltung jener Declamation; hat man doch aus denselben Pietätsgründen den grammatischen Fehler beibehalten, und setzt sich doch auch bei den Meinigern Wilhelm Tell mit einer gewissen feierlichen Betonung des Dativs „auf dieser Bank“ von Stein!

Von großer Lebendigkeit und Frische war auch die Scene vor dem Hut Geflers arrangirt. Weiläufig bemerkt war dieser Hut nicht der übliche schäbige Calabrejer, den man sonst wohl auf der Stange herumtragen sieht, sondern eine reiche prächtige Kopfbedeckung, die an die des Hiesigen Goliath erinnerte; der Hiesige Goliath war, wie man weiß,

„Ein gar gefährlich Mann;
Er hatte Treppen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran.“

Die Scene mit Armgart wurde wesentlich dadurch geschädigt, daß Gefler und Rudolph der Garraz aus scenischen Gründen, die nicht schwer zu verstehen sind, von der Cavallerie in die Infanterie veretzt worden waren. Es ist ganz richtig, daß unberechenbare Bierfüßler auf der Bühne immer etwas Beängstigendes haben, und daß man sie so viel wie möglich bei Seite lassen soll; aber gerade hier hat der Dichter das beängstigende Gefühl beim Zuschauer beabsichtigt. Armgart muß dem Pferde Geflers in die Zügel fallen, muß den engen Weg mit ihrem Leibe und den Leibern ihrer Kinder sperren, muß den Weg dazu zwingen wollen, sie mit den Hufen seines Pferdes zu zertreten. Kommen Gefler und sein Begleiter wie friedliche Spaziergänger zu Fuß daher, so begreift man gar nicht, wie sie sich von dem in ihrer Verzweiflung rasenden Weibe zurückhalten lassen können. Die Tragik schlägt zum unbeabsichtigten Scherz um, wenn Armgart dem starken Soldaten entgegenruft: „Du kommst nicht von der Stelle Bogt, bis du mir Recht gesprochen“, und wenn Gefler darauf versetzt: „Weib mach Platz, oder mein Fuß (statt „Kopf“) geht über dich hinweg!“ Theatralisch wirksamer wird die Scene unbedingt, wenn Gefler und sein Begleiter zu Pferde erscheinen und wenn Gefler nach dem tödtlichen Schuß vom Pferde herabgleitet.

Ich übergehe viele Einzelheiten, die noch zu Bemerkungen die Veranlassung geben könnten und will auch über die Darstellung nur wenig Worte sagen; ich könnte im Wesentlichen nur wiederholen, was Karl Frenzel in der „Nationalzeitung“ über dieselbe gesagt hat. Ich stimme mit ihm in der Beurtheilung der einzelnen Leistungen vollkommen überein. Herr Barnay bot neben Vortrefflichem auch sehr Verfehltes. Eine jugendhafte Figur kann man eben nicht realistisch darstellen, man geräth da beständig in Widerspruch mit dem Dichter, der an Realismus gar nicht gedacht hat. Wenn Tell in der Wirklichkeit Gefler aufgelauert und ihn in der hohlen Gasse erschossen hätte, dann würde er vielleicht eben so unruhig gewesen sein, wie Herr Barnay es war; aber dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht in fünfjährigen Jamben einen drei Seiten langen Monolog über die Berechtigung des politischen Mordes gehalten hätte. Aber selbst in den Irthümern erkannte man das ungewöhnliche Darstellungstalent des Herrn Barnay. So irrt eben nur ein origineller selbstdenkender Künstler. Die einheitlichste und beste Leistung war die des Herrn Hellmuth-Bräm als Stauffacher, der sich die des unheimlich reifen kleinen Mädchens, Fräulein Godeck, als Walter Tell eng anschließt. Fräulein Hedwig Dohm, die als Käthchen sehr angeprochen haben soll, — ich habe sie in dieser Rolle leider nicht gesehen — war diesmal an einen ungünstigen Ort gestellt. Die poetische Zartheit ihrer Erscheinung und ihr nicht bedeutendes Organ, das, wenn es nicht angestrengt wird, lieblichen Wohlklang besitzt, verweisen die jugendliche Künstlerin unbedingt auf das Fach der naiven und sentimentalen Liebhaberinnen; für die frische, freie, demokratische Schweizerin bringt sie von Hause aus wenig mit; und alle Bildung, alles Verständniß hilft hier nichts, wenn die Natur sich sträubt. Mit Herrn Tellers Gefler kann ich mich gar nicht befreunden. Herr Teller charakterisirt etwa so wie Offenbach seine Helden vor Troja, die sich gleich mit einem stedsbrieflich genauen Signalement introduziren:

„Ich bin Menelaus der gute, — laus der gute, — laus der gute,
Der Mann der Helena.“

Kein Mensch kann mehr daran zweifeln, daß Menelaus vor uns steht. So läßt uns auch Herr Teller über die Bosheiten und Schleichigkeiten seines Gefler nicht einen Augenblick im Unklaren.

„Und was er sinnt ist Schrecken, und was er blickt ist Wuth,
Und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt ist Blut.“

Wenn er sich den Bart streichelt, so sieht es aus, als ob er das Nichtbeil schärfte. Für meinen Geschmack ist mir dieser Gefler gar zu grauig; indessen blickt auch in diese finstere Nacht einmal ein Sonnenstrahl hinein, und zwar da, wo man ihn am wenigsten erwarten würde. Auf Tells verzweiflungsvollen Ausschrei:

„Mußt Cure Reifigen und stoßt mich nieder!“

antwortet Herr Teller als Gefler:

„Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß!“

etwa mit demselben Ausdruck, als ob er sagen wollte: „Können Sie mir

etwas Feuer geben? Meine Cigarre ist ausgegangen.“ Herr Teller hat unbedingt Talent, aber das selbe bedarf noch einer strengen Schulung und der unnachlässigsten Selbstkritik. Für den Hauptfehler dieses Darstellers halte ich die Uebertreibung. Wenn er „M“ gesagt, sagt er nicht bloß „B“, sondern er sagt gleich das ganze Alphabet bis zum „h“ her. „Irrte Herr Barnay als Tell, so war der Irrthum Geflers noch — Teller“, würde jener imaginäre „Witzbold“ sagen, dem die kritischen Redetten ihre gefährlichsten Scherze unterzuschleiben pflegen. Es ist übrigens nicht meine Absicht, einen strebsamen und begabten Künstler durch die abfällige Kritik zu entmutigen; ich will ihn nur in seinem eigenen Interesse auf seine Irrthümer aufmerksam machen, und das kann allerdings nicht immer in verbindlicher Form geschehen.

Der Beifall des Publicums war sehr lebhaft, bisweilen stürmisch, aber dem Hervorruf sollten die Künstler bei offener Scene nicht mehr Folge leisten, es ist gar zu störend. Auch die Berufung auf die Worte des Dichters: „Dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen,“ kann ich als gerechtfertigt nicht anerkennen.

F. L.

Aus dem Verein Berliner Künstler.

Nach längerer Zeit bietet die Kunstausstellung in der Commandantenstraße wieder Interesse und Anregung. Die Stagnation der letzten Monate erklärt sich dadurch, daß ein Theil der Künstler bis jetzt durch größere Werke für Philadelphia beschäftigt war und die Mehrzahl für die diesjährige Berliner Ausstellung arbeitet. So kam denn in den verfloffenen Wochen viel Unbedeutendes zusammen, bis günstige Zufälle die Physiognomie der Ausstellung günstig veränderten.

Am meisten wird das Auge durch die ausgestellten Portraits gefesselt, unter denen die drei Kinderportraitskizzen von Gustav Richter durch die vollendete Charakteristik der Bewegung auffallen; besonders gelungen ist die kindlich anmuthige Haltung Giacomos.

Biermann ist durch ein brillantes Damenportrait vertreten, auf dem das malerisch Vollendete die Toilette und die Nebensachen sind; das Gesicht, zwar lebenswürdig und ansprechend, beherrscht den Beschauer nicht genügend und er kehrt stets wieder zu irgend einer Einzelheit des Colorits zurück. Nicht ganz glücklich ist das Arrangement der linken Hand. Sehr fein ist das Portrait der alten Dame im grauen Kleide von Graf; die ruhige Vornehmheit des Ausdrucks stimmt mit dem gehaltenen Colorit gut zusammen.

Ein großes Talent offenbart Fedor Enke. Schon die ersten Arbeiten des jungen Malers aus der Weimarer Schule, die hier ausgestellt waren, „Feldblume“ und ein Herrenportrait, erweckten das Interesse durch die feine coloristische Empfindung und durch den energischen, wenn auch noch ungleichmäßig durchgebildeten Vortrag. Auch die ausgestellte „Portraitstudie“ hat wieder sehr viel Schönes; die Auffassung des emancipationslustigen Frauenkopfes ist ebenso vortrefflich wie die Haltung des übrigen Körpers. Sehr fein ist die sichtbare Hand; dagegen wirkt der schwarze Hut auf dem hellen Hintergrund wie eine enbloße Tiefe ohne Körperlichkeit; ein mattes Grau hätte besseren Eindruck bei dem gelblichen Hintergrund gemacht. Fedor Enke hat, falls er sich von Manier frei hält und energisch weiter arbeitet, eine große Zukunft vor sich.

Von den ausgestellten Landschaften erregt nur eine allgemeine Aufmerksamkeit, „Römische Thermen“ von Knab, dem Makart der Landschaftsmalerei. Der Künstler ist in seiner Art ein Talent ersten Ranges und gehört zu einer heut zu Tage sehr seltenen Richtung: er ist ein Maler mit Phantasie, die bekanntlich nicht nothwendig zum modernen Künstlerthum gehört. Die Farben Knabs sind ohne zu schreiben so leuchtkräftig, daß sie die Umgebung gänzlich schlagen. Jedenfalls ist der Münchner Künstler eine Erscheinung, die mit vollstem Bewußtsein das erworbene Princip weiter entwickelt, wenn sich auch nicht verschweigen läßt, daß in dem hier ausgestellten Wilde bereits die äußerste Grenze des Strebens nach farbiger Wirkung erreicht ist. Ein Schritt weiter und das Verfallen in Manier ist unvermeidlich und die feste Melodie der Contour versinkt in der Harmonie der Farbenaccorde. Hoffentlich vermeidet der sehr begabte Maler diese gefährliche Klippe.

Eine Sammlung höchst interessanter Aquarelle hat Graf Sedendorff aus Indien mitgebracht. Die verschiedenen Typen der Bevölkerung, — ungefähr zwanzig Blätter — mit scharfem Auge erfasst und mit sicherer Hand wiedergegeben, streben mehr danach das Allgemeine festzuhalten

als das Detail, was der künstlerische Charakter der Skizze von selbst mit sich bringt. Jedenfalls ist Sedendorff über den sogenannten talentvollen Dilettantismus vollständig hinaus und darf auf eine Beurtheilung als Künstler Anspruch erheben. Seine eigentliche Begabung liegt in der Landschaft. Daß er die nöthigen Bedingungen erfüllt ist selbstverständlich, aber heute, wo selbst Maler von Beruf es vernachlässigen, sich mit Kleinigkeiten, wie Zeichnung und Perspective gründlich zu beschäftigen, muß es hervorgehoben werden, daß der Urheber dieser Aquarelle darin auch ernst gearbeitet hat, wie die drei Blätter aus Venedig beweisen (Piazza San Marco, Canale grande und St. Maria della Salute). Die Architektur ist im kleinsten Detail verstanden und nicht nur in der sehr beliebten „malerischen Perspective“ gezeichnet. Coloristisch stehen einige der Blätter aus Indien höher, vorerst „Amritzur“ und „Tatapore Sekie“, letzteres wie mir scheint einen Tempelhof darstellend. Das Colorit ist sehr klar und kräftig, die Behandlung oft an englische Aquarelle gemahnend, leichte Farbensichten, ohne jede Untermauerung, die das Korn des Papiers tödtet. Aus den ausgestellten Blättern spricht ernstes künstlerisches Streben und große Begabung, die für die Zukunft noch viel versprechen.

D. von Leitner.

Notizen.

Das Geheimniß der Berliner Conferenz ist nunmehr seit einigen Tagen enthüllt und Jedermann konnte nach Neigung oder Anlage dazu Stellung nehmen. Man darf das wohl auch bei Denjenigen voraussetzen, die ihre Wahl nicht immer fogleich zu treffen pflegen und nur darin eine ferne Aehnlichkeit mit Hercules haben, daß sie oft längere Zeit rathlos am Scheidewege stehen. Das Geheimniß dessen, was hier verhandelt war, konnte übrigens, wenn auch nur für kurze Zeit, um so leichter bewahrt bleiben, als wirklich nicht sehr viel zu verbergen war. Sonst ist bekanntlich in politischen Dingen Discretion Ehrensache, wie es in gewissen Annoncen heißt. Das stärkere Geschlecht bildet sich indessen auf seine Referte in der Regel zu viel ein und behauptet mit Unrecht, daß Ewas Töchter nicht schweigen könnten. Man hat wunderbare Beispiele vom Gegentheil. Percy Heißsporn war im Irrthum, wenn er seinem reizenden Gessons zuflüchtete, sie werde wie jedes andere Weib gewiß nicht sagen, was sie selber nicht wisse. Beim Blättern in einer älteren englischen Revue fanden wir neulich die beglaubigte Geschichte, wie einmal in London ein Staatsgeheimniß von achtzehn Cabinetsmitgliedern ihren achtzehn Frauen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt wurde, ohne daß auch nur eine geplaudert hätte! Freilich schrieb keine der hohen Damen an Zeitungen; sonst wäre die Dual zu groß gewesen. Ein Journalist, der, was ihm anvertraut wird, nicht drucken läßt, ist ein seltener Vogel auf Erden, wie ein schwarzer Schwan oder ein ähnliches Phänomen der Naturgeschichte. Die Blätter können niemals rasch genug informiert sein und machen die größten Ansprüche an ihre Correspondenten. Sonst riskiren sie auch Zeitartikel voll der gediegensten Betrachtungen zu schreiben, welche das nächste Telegramm wieder umwirft. Genug, daß sie sich zuweilen von einem Tage zum andern widersprechen müssen. In einem und demselben Artikel jedoch wird das gern möglichst vermieden. Lieber enthält man sich der Conclusionen, so daß, wenn der Leser mit dem Artikel fertig ist, er vollkommen so klug ist wie vorher. Auch andere Schriftsteller können nicht immer die innere Harmonie ihrer Werke retten. Das Ende entspricht keineswegs überall dem Anfang und man merkt bei einiger Aufmerksamkeit bald, daß der ursprüngliche Plan dem Autor unter den Händen sich eigenthümlich verwandelt hat. Als Lamartine den ersten Theil seiner Girondins fast vollendet hatte, suchte er seinen Verleger auf und theilte ihm den Entwurf der Geschichte mit. Die Girondisten sollten als ideale wenn auch unglückliche Freiheitskämpfer verherrlicht werden. Der Verleger aber sagte erschrocken: Das Buch wird nicht gehen. Dasselbe Thema wurde schon oft ähnlich behandelt. Auch ist die Stimmung in Frankreich jetzt den Süßwasserrevolutionären nicht günstig. Umgekehrt müßten Sie die Leute des Berges verherrlichen! Lamartine meinte kleinlaut, er habe schon den Titel mehreren Freunden mitgetheilt. Thut nichts, entgegnete der Buchhändler, der Titel kann immerhin stehen bleiben. Der engagirt Sie weder für noch wider und der erste Theil wird ja den Gegenstand nicht erschöpft haben. Sie können ihn gewiß mit einigen Aenderungen noch

vertwerthen. — Gesagt, gethan. Lamartine schrieb weiter und feierte Danton nebst anderen Radicales der neunziger Jahre weit mehr als Bergniaud und seine Freunde. Auch von Jean Jacques Rousseau wird erzählt, er habe eine von der Akademie zu Dijon ausgeschriebene Preischrift zuerst in dem Sinne beantwortet wollen, daß Bildung und Wissenschaft den Menschen beglücken. Auf Diderots Bemerkung aber, diese Wahrheit sei nicht neu und werde kein Aufsehen erregen, habe Rousseau das bekannte entgegengesetzte Paradoxon mit glänzender Beredsamkeit aufgestellt und entwickelt. Die Erzählung rührt allerdings, was den Ursprung der Rousseau'schen Theorie angeht, von einem seiner intimen Feinde her und läßt sich daher nicht verbürgen. Wie es sich auch damit verhalten mag, Konsequenz ist nicht Jedermanns Sache und die sich am meisten darauf einbilden, sind oft gegen den Wechsel am wenigsten geschützt. Glückliche, wer durch Temperament und Entwicklung frühzeitig in den rechten Weg gerathen ist und wenigstens von seinen privaten Handlungen nichts zu verläugnen braucht. Ob in der Politik der Zusammenhang stets unverbrüchlich gewahrt werden kann, mögen diejenigen entscheiden, die sich dazu berufen fühlen.

Autographische Blätter.

Nach manchen Anzeichen läßt sich behaupten, daß in Deutschland weit mehr Verlangen herrsche, die Handschriften als die gedruckten Werke berühmter Dichter zu sammeln. Der Ruhm des Dichternamens ist eine Imagination, wenn man ihn mit Schiller als das höchste „von der Erde Gütern allen“ betrachten will. Enthielte das Bewußtsein, Andern ein Gegenstand der Verehrung zu sein, auch ein reelles Glück, so wird dasselbe nach dem Weltlauf keinem Lebenden von Bedeutung ungetrübt zu Theil. Im Gemüth des Bedeutenden ist nämlich zwischen der Eitelkeit und dem Ehrgeiz eine scharfe Grenzlinie gezogen. Die Eitelkeit ist zwar immer hungrig, aber auch für Augenblicke immer wieder recht gesättigt; sie frißt wie eine Ente Alles, was sie nähren kann, bestehe es auch aus dem am wenigsten anziehenden Stoffen. Der Löwenrachen des Ehrgeizes spannt sich nur nach dem größten und edelsten Object auf, nach dem Bewußtsein, durch geistige Thätigkeit eine Veränderung, eine Umstimmung, einen Wendepunkt in der Entwicklung der Nation herbeigeführt zu haben.

Wer lebt und stirbt mit diesem Bewußtsein? Ueberall und immer ist der gewöhnliche Lauf der Welt, die gewöhnliche Beschaffenheit der Menschen eifrig damit beschäftigt, den schönen Glauben zu zerstören, daß man fruchtbar gewirkt habe, daß man ein Factor im Proceß der Kultur geworden sei. Neid, Mißgunst, Bosheit und Gleichgültigkeit nagen an den Lorbeerblättern, die sich um lebendige Haupterschlingeln und würden die zu diesen Hauptern gehörigen Herzen vergiften, wenn diese nicht eben aus der Größe ihrer Bedeutung die Verachtung gegen ihre Verkenner schöpfen würden.

Die Verkennerung ist oft noch schmerzhafter und bitterer, wenn sie sich in Formen des Lobes kundgibt, weil sie dadurch anzeigt, daß der richtige Instinct, der gute Wille vorhanden war, der für alle Erbärmlichkeiten und Feindseligkeiten der Welt entschädigt haben würde, wenn er nicht durch Mangel an Einsicht sein Ziel verfehlt hätte.

Es ist, als ob die Natur, sonst so völlig theilnahmlos für das Schicksal der Sterblichen, insofern „mit dem Genius im ewigen Bunde wäre,“ daß sie mit dem Tode den Brennpunkt schafft, in welchem sich alle Verdienste des dahingeschiedenen Geistes sammeln, um fortan der Welt überzeugend in die Augen zu leuchten. Mit Wehmuth liest man darum die Todtenfeste literarischer Art für eben hingegangene Denker oder Dichter. Wie viel Glück wäre ihnen durch ähnliche Feste ihres Lebens bereitet worden! Immer wieder wird man an das Wort d'Alemberts erinnert, das erst Schopenhauer unserer Zeit in's Gedächtniß rief: Der Tempel des Ruhmes wird theils von Leuten bewohnt, welche nicht hinein konnten, so lange sie lebendig waren, theils von Leuten, die hinaus geworfen werden, sobald sie todt sind.

Imaginär wie der Ruhm als höchstes Gut sind auch die Motive, aus denen er verbeibet wird. Denn sie führen auf die menschliche Eitelkeit zurück, die einen Procentsatz des Ruhmes, der Andern zugeschrieben wird, auf den Anerkennenden zurückfallen sieht, nach dem Princip, daß nur der Geist den Geist erkennt. Harmlos und keineswegs zu mißbilligen ist diese kleine Eitelkeit, wenn sie sich in dem Verlangen nach den Handschriften berühmter Dichter Ausdruck schafft. Einem Geschichtschreiber unserer Gesellschaft müßte die Jagd nach Autographen Stoff zu anmuthigen Capiteln geben. Ein Stück, das wenigstens diese Art lebendigen

literarischen Interesses vorhanden ist, ein Glück nicht bloß für die betreffenden Dichter, auch für manchen Lebenslustigen, der die Mittel, der Frauen Gunst zu erwerben, nicht zahlreich genug zur Verfügung haben kann. Mancher hat ein Herz durch ein Liebesgedicht erobert, das ein anderer Mann für eine andere Frau gedichtet hat. Ich erinnere mich, daß mir einst eine Wiener Celebrität aus der Poetenwelt einen Brief folgenden Inhalts zeigte: „Geehrter Herr! Ich werde von einem Mädchen, das mich sehr unglücklich machen könnte, mit dem Begehren gequält, ich möchte Sie, dem ich ein ganz Fremder bin, um Ihr Autograph bitten. Weit entfernt, die Erfüllung dieses Verlangens zu hoffen, will ich nur dem Mädchen beweisen, daß ich das Meinige gethan habe, und bitte Sie daher, mir eigenhändig zu bestätigen, daß Sie meinen Brief erhielten und meinem Begehren nicht entsprechen können.“

Der deutsche Buchhandel beginnt so eben, solchen Liebhabern einigermaßen aus der Verlegenheit zu helfen. Vor einigen Tagen erschien bei Wilhelm Köhl in Leipzig eine Sammlung von Facsimiles: Deutsche Dichterhelden. Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart. Nebst einem der letzten Briefe Ferdinand Freiligraths.“ Herausgegeben von Karl Böttcher.

Zwar ist der Satz, daß die Schrift der Mensch wäre, eben so wenig durch die That bewährt als die Wahrheit des Buffon'schen Ausspruchs, der die gleiche Bedeutung dem Stil zuschreibt. Ach, wie viele häßliche Charakterzüge haben sich schon im schönsten Stile verrathen und welche unsichtbaren Schlangen schlängeln sich durch die sichtbaren Rosenkränze, aus denen, in der Form von Buchstaben, zierliche Schriften zusammengesetzt sein können! Allein, wie es mit dem Geschmac für den äußern Zierrath des Lebens bestellt ist, kann die Schrift wohl verrathen, und da jede doch unbestritten den Ausdruck einer geheimnißvoller Eigenthümlichkeit ist, die geistig zur Erscheinung zu bringen eben den Ruhm des Dichters ausmacht, so ist gerade von einem solchen die Handschrift nicht ohne Bedeutung für seine Verehrer. Was die Schrift auch immer sei — unter allen Umständen ist sie etwas Besonderes, das Siegel der Individualität, das mystische Gepräge der Persönlichkeit.

Unter Andern haben sich in dies gedruckte Stammbuch eingeschrieben: Geibel, Dingg, Freiligrath, Bodenstedt, Liadau, Laube, E. v. Hartmann, Bauernfeld, Brachvogel, Frenzel, Anastasius Grün, Paul Heyje, Guckow, Hackländer, Klaus Groth, Lindner, Kinkel, Marlitt, v. Kobell, v. Moser, Puttkli, Reißner, Wilbrandt, Rittershaus, Redwig, Scheffel, Wehl, Storm und Sturm.

Man möge mit diesem bunten Gemisch von Namen, die das Buch in alphabetischer Reihenfolge unter die Beiträge setzt, keine literarische Rangordnung bezeichnet glauben. Der handschriftliche Charakter des Buches würde jedoch keineswegs gestatten, alle Kritik bei Seite zu setzen, da die Beiträge nicht als vertrauliche Mittheilung, sondern mit dem Bewußtsein ihrer Autoren gegeben wurden, daß sie das Geschriebene dem Herausgeber unter dem Siegel der Oeffentlichkeit anvertrauen. Allein der Umfang jedes einzelnen Stückes ist gering, die Kritik ließe sich nur durch das Citat begründen und mit diesem wäre das Buch gleichsam ausgeraubt, sein wesentlicher Reiz und Inhalt unberechtigter Weise in die Kritik übertragen. Somit bleibt nichts übrig, als an die Glaubensstärke des Lesers zu appelliren, um ihn statt der Begründung die Bethenerung zu bieten, daß das Album reich ist an tiefgefühlten Versen und gedankenvollen Aussprüchen. Es gibt nicht bloß Schriftsteller, auch gesellige Kreise, denen das reichliche Citiren eine Lebensbedingung ist. In mancher Banquierfamilie gewähren schöne Frauen sonst vernachlässigten Dichtern eine stellenweise Unsterblichkeit. In Wien nennt man ein also begeisteres Haus die Familie Citateles. Dieser Art Dichterverehrung fließt in dem genannten Album eine ergiebige und vor Allem neue Quelle.

Steronymus Form.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Leipziger Professor und die „Geschichte des Dramas.“^{*)}

Die Jenaer Literaturzeitung 1876 Nr. 17 S. 271 f. brachte eine kritische Anzeige des XII. Bandes der „Geschichte des Dramas“ (das

*) Wenn wir dem Wunsche des Herrn Dr. J. V. Klein, die obenstehende Entgegnung in die „Gegenwart“ aufzunehmen, entsprechen, so

englische Drama Bd. I u. f. w.), unterzeichnet von Richard P. Wülker; für die „Geschichte des Dramas“ ein *vir obscurissimus*, dessen Bekanntheit sie nun nothgedrungen machen muß.

Die kritische Anzeige geht auf Mord und Todschlag aus, auf Ausrottung der „Gesch. d. Dramas“ mit Stumpf und Stiel; sie gipfelt in dem Schlusssatz: „Traurig ist es, daß das Buch in einem so hochgeachteten Verlag erscheint, und dadurch wesentlich zur Verbreitung eines solchen elenden Machwerks beigetragen wird.“

Richard P. Wülker,

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!

Gelassen, wie jener an sanften Delirien leidende Schneidergesell, der den Mond für einen schief augenähnten messingnen Knopf an einer blauen Reiterhose erklärte, wofür er die Milchstraße hielt, und diese für eine Puscharbeit seines Concurrenten, eines unglücklichen Bönnhagen und Marktverberberz.

Die „Gesch. d. Dramas“ hat ihre eigene Lebens- und Tagesgeschichte. Als Bd. V vorlag, bezeichnete der berühmte Maccius = Opuskel, Friedrich Rietsch, das Werk als eine werthlose „Compilation“; der Thatfache in's Gesicht, daß jenes Werk eher durch ein Uebermaß von Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit zu viel that und gegen die hergebrachte Schulform verstieß. Nun muß sich die „Gesch. d. Dramas“ vom Beurtheiler ihres XII. Bd., auch einem Leipziger Professor, einem aus der jüngsten Gecke, der noch mit der halben Eierchale der *venia docendi* auf dem Kopf daherspreizt, ein „elendes Machwerk“ schimpfen lassen! Der Thatfache in's Gesicht, daß gleich der erste Band der „Gesch. d. Dramas“, des „elenden Machwerks“, der die Geschichte des griechischen Dramas enthielt, von Philologen wie Haupt, Boedch, von einem Historiker wie Mommsen als eine bedeutende Erscheinung begrüßt ward. Der Thatfache in's Gesicht, daß der dritte Bd. des „elenden Machwerks“ die Geschichte des indischen Dramas, einen begeisterten Fürsprecher in dem größten Indologen des Zeitalters, in Goldstücker fand. Der Thatfache in's Gesicht, daß jeder der Bände des „elenden Machwerks“ von der gesammten deutschen Presse — die Leipziger und deren Filialen natürlich ausgenommen — mit ehrenvoller Auszeichnung, mit Aclamationen empfangen wurde. Der Thatfache in's Gesicht, daß die Geschichte des italienischen Dramas, Bd. IV—VII dieses „elenden Machwerks“, den Professoren und Studierenden Italiens als ein literarhistorisches Grundbuch gilt. Fußt doch Englands neueste Geschichte seines Dramas, Ward's History of the English Drama, auf dem „elenden Machwerk“, als seinem Duellengebiet. Und eine hochangesehene, englische Zeitschrift, eine Autorität auf dem Gebiete der englischen Tagesliteratur, die sich gegen die „Geschichte des Dramas“ bisher am sprödesten, ungnädigsten und abgeschlossenen verhielt, das „Athenäum“, pries das „elende Machwerk“ doch als eine Fundgrube, einen Vorrathsschatz von Belehrung und Vermuthungskritik: „this huge warehouse of information and conjecture“. Ueber alle diese Thatfachen fährt Richard P. Wülker, eine als Gelehrter und Schriftsteller noch unentdeckte wissenschaftliche Notabilität, fährt Herr Richard P. Wülker mit dem Wischschwämmchen seiner schwarzen Schultafel und schreibt getrost auf den noch nassen Böschfleck in der zeitgeschichtlichen Gedentafel: „elendes Machwerk“.

Doch ist auch die Thatfache hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß in den literarischen Tagesdebatten die Frage: Wer schließlich Recht hat? niemals von der Tagesordnung verschwindet. Hier ist die Infragestellung die permanente Fragestellung. Literarische Gerichtsverhandlungen kennen keine Verjährung. Vor diesem Tribunal muß jede noch so allgemein anerkannte Errungenschaft ihre Rechtstitel immer wieder von Neuem aufweisen; kann jeder in allen Instanzen gewonnene Proceß stets wieder

haben wir uns dadurch noch nicht mit dem Inhalte und der in unserm Blatte etwas ungewöhnlichen Form identifizieren wollen. Wir hielten es aber allerdings für unsere Pflicht, dem mit äußerster Heftigkeit angegriffenen Verfasser der „Geschichte des Dramas“ das Wort zu seiner Verteidigung zu geben; und sobald wir ihm dies Recht einräumten, mußten wir ihm auch die volle Freiheit in Bezug auf die Disposition seiner Verteidigung und die Wahl seiner Ausdrücke gewähren. Daß der Versuch, den eigentwilligen und ganz originellen Schriftsteller innerhalb der Schranken des Conventionalen festzuhalten, nicht gelingen würde, bedarf für den Kenner der Klein'schen Werke kaum der Erwähnung. Aus diesem Grunde geben wir also den obigen Aufsatz in unveränderter Form wieder — „auf groben Klotz ein grober Keil“.

D Red.

angestrengt werden; muß jede noch so befestigte Autorität, jeder noch so unbefristete Ruhm sich eine Revision seiner Acten gefallen lassen. Ja selbst das säcularre, von Vaterland und Mitwelt auf ewig grüne Lorbern, als sein ehrenvolles Anzuehlager, gebettete Hochverdienst kann erleben, daß es mit denselben Vorberzweigen worauf es ausruht, von seinem Lager, wie von einem Lotterbette, aufgeschauht und fortgepeitscht wird. Um so gebieterischer tritt dann aber auch die Forderung nach vollgültigen, unanfechtbaren Beweisen und Rechtsgründen an den öffentlichen Ankläger heran; nach Belastungsgründen von zermalnendem Gewicht, nach Beweisen, die alle Gegenbeweise zu nichte machen, Beweisen, „so fest wie Plutos Pforte“.

Berührt Richard P. Wülkers Leben und Ehre der „Geschichte des Dramas“ aberkennender Verdammungspruch; „elendes Machwerk“, beruht er auf Gründen von solcher Stärke? Auf Beweisen von so schlagender Gewalt?

Recapituliren wir in aller Kürze die Anklagepunkte:

„Wüste Anhäufung von Stoff.“

Stofffülle, geistig bewältigt und durchdrungen, ist der Triumph großer, umfangreicher Werke. Andere und namhaftere Kritiker haben diese Eigenschaft gerade der „Geschichte des Dramas“ zuerkannt. Indessen kann ein noch so geistig durchgearbeiteter und geklärter Inhaltsstoff, wenn er dem Hauptgegenstande und Zwecke des Werkes fremdartig, äußerlich, schlechterdings unassimilierbar ist, als der Pfahl im Fleische und, in Beziehung auf das Grundthema, als Stoffüberwucherung erscheinen. Worin erblickt nun aber Richard P. Wülker in einer „Geschichte des Dramas“ die wüste Stoffanhäufung? Darin, daß die ganze Altwälfische und Angelsächsishe Literatur behandelt wird; daß die Poesie der Normannen und altenglischen Dichter, wie Chaucer und Gower, besprochen werden“.

Man erschrickt förmlich, solcher Dürftigkeit literarhistorischer Gesichtspunkte bei einem deutschen Professor zu begegnen. Welche Beschränktheit des Blickes! Welche enggeistige Auffassung dramatischer Entwicklung! Welche Unkenntniß und Unwissenheit auf diesem Hauptgebiete der ästhetischen Kritik! Eine Geschichte des englischen Dramas deshalb brandmarken, weil sie die Altwälfische und Angelsächsishe Literatur in ihre Betrachtung mit hereinzieht, deren Grundwesen und Eigenthümlichkeit nachweislich im englischen Drama und auch im Shakespeare-Drama, in Heinrich IV. und V. z. B., durchschimmert, fortlebt und fortwirkt! Eine „Geschichte des Dramas“ dafür mit Füßen treten, weil die Poesie Chaucers und Gowers in derselben besprochen wird: Chaucers Poesie, die Mutterbrust des Shakespeare-Dramas! Chaucer, dessen Troilus und Cressida, um von seinen andern Poemen zu schweigen, mit Sh.'s gleichnamigen Drama auf's Innigste verwachsen! Gower, der im „Perikles“, was jeder Schulknabe weiß, als „Chorus“ eintritt! „Traurig ist es“, sehr traurig, daß ein Leipziger Professor der Angelsächsischen Literatur und Grammatik von der allgemeinen Literaturgeschichte Englands und ihrer Einwirkung auf die englische Bühne weniger weiß als ein Classenschüler. Von der „Gesch. d. Dramas“ ist kein Punkt so vielfach und so erschöpfend ventilirt worden, als jener unlösliche Zusammenhang der allgemeinen Nationalliteratur mit dem Nationaldrama, und die daraus folgende Nothwendigkeit, die Geschichte in einer Gesamtnationalliteratur mit der Geschichte ihres Dramas zu verschmelzen. In der unverbrüchlichen Durchführung dieser Grundansicht liegt, nächst der kritischen Gründlichkeit der Analysen und der quellenhaften Forschung, — nicht nach „secundären Quellen“, wie Richard P. Wülker unwahr, böswillig und verdächtigend insinuirt, sondern Forschungen, redliche, mühevolle Forschungen aus den Grundquellen — in diesen Vorzügen liegt die Wissenschaftlichkeit der „Gesch. d. Dramas“, trotz allem scheinbar Defultorischem und Sprunghaftem der Darstellungsform, die jedem Schriftsteller, der nicht nach der Schullablone arbeitet, freigestellt bleiben muß, und worüber kein einsichtsvoller Kritiker rechten wird, so wenig wie über Physiognomie, Temperament und Eigenart des Stils.

Die Anklage auf „wüste Anhäufung des Stoffs“ wäre somit abgethan. Sie erweist sich nicht nur als nichtig und hinfällig: sie fällt auf das Haupt des Anklägers zurück. Auch blinzelt er dabei mit den Augen und thut, als wolle er ein Auge über den „Wust“ zudrücken:

„Doch man würde sich immerhin noch mit einem solchen Sammelurium ausöhnen, wären nur die einzelnen Abschnitte sorgfältig gearbeitet.“

Sammelurium — optische Täuschung, Herr Professor! Eine Hallucination, die das Sammelurium aus dem Kopfe des Anklägers auf das

verklagte Buch überträgt! Nannte Salmasius nicht den Agamemnon des Veschphos eine Farrago, ein Sammelsurium? Der kahlmäuernde Schulfuchs, Chaudon, schmähte er nicht Dantes „Göttliche Komödie“ ein „Salmigonbis“, ein Sammelsurium? Und Chaudon verhält sich zu einem Saumaise wie etwa Richard P. Wülker zu seinem großen Vorbild und Meister, dem ersten jetzt lebenden Maccius-Philologen Nitsch. Bei Phänomenen des Schauffinns kommt Alles auf den Bau des Auges, auf Gesichtskreis und Tragweite an. Es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn die Sandwespe das ausgefärbte Firmament nicht für einen glühenden Sandhaufen, nicht für ein Sammelsurium von blinkenden Sandkörnern hielte. „Aux livres colosses il faut des lecteurs athlètes“, ein Victor Hugo'scher Gedankenblitz in seinen lichten Intervallen. „Bücher-Kolosse verlangen Leier-Athleten.“ Der Zwergkrüppel schüttet über den Koloss ganze Säcke voll Staub, Grus, Sand und Schmutz aus und ruft: rudis et indigesta moles!

Nun aber, „Geschichte des Dramas“, sieh Dich vor! Nun geht Dir's an Hals und Kragen! Richard P. Wülker hat sein professorisches, angelsächsisches Fach- und Schulstückenpferdchen beschriftet!

„Wer darf bei einem solchen Vielschreiber wie Klein — Gründlichkeit voraussetzen?“

Ueber die Gründlichkeit der seichten Gründlinge! die, im Schlamm, im Bodensatz vertrockener Wortformen, in ihrem faulen Grundwasser voll grammatischer Larvenleichen, immerdar schwängelnd, mit dieser Gründlichkeit um sich werfen und Jedem, der kein Gründling desselben Schlages ist, die Gründlichkeit in's Gesicht spritzen! Der Vielschreiber Klein, er schreibt sich nur zu sehr in die wahre, die echte, die Sach- und Gedanken-gründlichkeit, nur zu tief hinein; so tief, daß der Vielschreiber oft nicht zu Worte kommen kann. Vielschreiber solchen Calibers sind eo ipso Tiefstreiber. Was sie schreiben, gründlich ausschöpfend, erschöpfend schöpferisch. Wie der Elefant mit dem Rüssel einen Orzhoft bis auf den Grund einschürft und ausschöpft mit seiner Rüsselfeder; wie jener He in der Ebba die Ebbe in's Meer trinkt mit einem bis auf Meeressgrund reichenden Trinkhorn als Schreibefer. Vielschreiben und Vieltrinken bedeutet in beiden Fällen Tieferschöpfen. Nicht auf Seiten der Schriftsteller, wie Klein, sind die Vielschreiber zu suchen. Die Richard P. Wülkers, das sind die Vielschreiber! Diese mögen noch so wenig schreiben, so ist das Wenigste um jeden Buchstaben zu viel.

„Wo man nur das Buch aufschlägt, überall finden sich Versehen und Fehler der größten Art.“ Wie eben auch in dem besten Buche, das man auf die Versehen und Fehler hin aufschlägt. Schläge Du das Buch nicht als Advocatus Diaboli auf, so wirst Du aus jeder Zeile, wo immer Du das Buch aufschlägst, zu Ruß und Frommen selbst Deines Collegienheftes, Etwas lernen können!

„Nicht zu viel scheint es uns verlangt zu sein, daß wer über Ags (Angels.) schreibt, auch Ags verstehe.“

Was? der Literaturhistoriker, der das Sprachliche nur als geschichtliches Moment in Betracht zieht, er müßte sich jeden Dialect angeeignet haben, wie ein Fachprofessor, der über dies spezielle Studium liest? Wer an einen Literaturgeschichtschreiber solche Forderung stellt, wer von einem Geschichtschreiber des Dramas die Polyglotte eines Mezzofanti verlangt, der beweist nur, daß er die Grenzen beider Gebiete grade so genau kennt, wie die Gebiete selbst. Wie viel treffliche Bücher sind nicht im Wege der Sprach- und Literaturforschung aus zweiter Hand entstanden. Um gleich eines der vorzüglichsten dieser Art zu nennen: Ferdinand Walter's classisches Werk „Das alte Wales“, das nicht aus der Kenntniß der Walisischen Sprache und Literatur unmittelbar hervorging und doch zu einer solchen mustergiltigen Lehrschrift erwuchs.

„Bisweilen allerdings wird — die Originalstelle abgedruckt. Doch grade diese Stellen lassen erst recht vermuten, daß Klein gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt.“

Das sind so die mit Unpaßsaft bestrichenen Phrasenbolzen der philologischen Malaien! Den Vielschreiber Klein zu einem gedankenlosen Schmirer herabgewürdigt, „der gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt“; den Verfasser der „Gesch. d. Dramas“ zu einem gemeinen Lohn- und Frohnshartwerker gelumpet und gehudelt — dann haben wir mit der „Gesch. d. Dramas“ gewonnen Spiel; dann fällt uns das „elende Nachwerk“ von selbst in den Schoß! Und was für Ungeheuerlichkeiten in besagten Stellen, welche philologische Todsfünden, lassen erst recht vermuten, daß Klein gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt.“

Welche? Ei, die haarsträubendsten! Die Druckfehler, „deren der

Prof. der angels. Reimstäbe und angelsächsischen Druckfehler an der Leipziger Universität in 8 agj. Kurzzeilen nicht weniger als 4; die Druckfehler zu Duzenden in den agj. Langzeilen ungerechnet, herausgepickt, wie der Specht die Raupenlarven aus den Schrunden der Baumborke, mit angelsächsisch spitz langzeilig langweiliger Zunge.

„Doch könnte Klein diese Druckfehler auf den Corrector schieben“ —

Fällt ihm gar nicht ein! Er nimmt die Druckfehler sämmtlich auf sein Haupt, trotzdem daß dieses mit dem seines Correctors nicht identisch ist, und nimmt auch das sehr bedenkliche Licht, „daß seine Uebersetzung der angels. Inschrift: ‚Alfred mec heht gewjrean‘: ‚Alfred hat mich gewirkt (verfertigt)‘ auf seine agj. Kenntniße wirft“, auf sein von Druckfehlern schwer gebeugtes Haupt, das aber gleichwohl nicht dafür steht, ob es nicht, bezüglich jener Uebersetzung, doch auf seinem Kopf besteht.

„Aber nicht einmal in Uebersetzungen las der Verf. die verschiedenen Schriften der Agj, nein, in vielen Fällen begnügt er sich das oft recht schiefe Urtheil Sharon Turners abzudrucken.“ —

Begnügt er sich, abzudrucken? So ohne Weiteres? Oder in einer Turners Urtheil ironisirenden Fassung? Und unsere selbigen, den Schriften Althelms entnommenen Citate, strafen sie den dreiften Lasterer nicht Lügen? Oder glaubt er am Ende gar, daß Althelm angelsächsisch geschrieben und nicht lateinisch? Glaubte er das wirklich, — und seine so böswilligen, hämischen Inimutationen gegen den Verf. der „Gesch. d. Dramas“ bestärken in dieser Vermuthung, — so hat er sich in seine eigenen Fallstricke verwickelt; so hat Er die Schriften des Althelms nicht eingesehen und verdient, daß ihn seine Facultät und seine Studenten vom Professor-Kathedra auf den Corrector-Stuhl in einer Leipziger Druckerei relegiren. Dasselbe gilt betreffs Beda, von dessen Schriften wir Kenntniß genommen, wie aus den bezüglichen, aus eigener Lesung geschöpften Citaten (S. 192 f.) erhellt: nicht aber unser Ehrabschneider. Herunter vom Professor-Kathedra und auf das Corrector-Stühlchen gesetzt!

„Bei Bonifacius“ — schleift der kritische Carnifex die „Gesch. d. Dramas“ eine Stufe tiefer über die gemontischen Treppen der 17. Nummer der Jenaer Literaturzeitung —

„Bei Bonifacius werden die Leser eingeständenermaßen mit einem Artikel aus dem Brockhaus'schen Conversationslexikon abgesselt“ —

Unsere ergänzende Anmerkung zu dem scherzhaften Citat aus dem Conversationsl. (S. 194 Anm. 1), welche nicht nur die Bonifacius' Schriften betreffende Literatur nach selbsteingesehenen Quellen andeutet, die auch eine Beschäftigung mit Bonifacius' Schriften im Grundtext von Seiten des Verf. der „Gesch. d. Dramas“ bekundet — diese Anmerkung verscharrt der Todtengräber unserer Geschichte in Todtschweigen! Diese Anmerkung unterdrückt er, unterschlägt er!

„Nach dem Angeführten wird es nicht wundern, wenn die grammatischen Kenntniße Kleins noch dürftiger als seine literarischen sind. Von wissenschaftlichen Grammatiken der englischen Sprache, welche in Deutschland erschienen, kennt er nur Koch; Fiedler und besonders Mähner existiren für ihn nicht.“

Als ob der Geschichtschreiber des englischen Dramas in diesen Dingen mit dem ganzen Detail einer Monographie, oder Fachschulschrift, einzugehen die Aufgabe hätte! Koch ist auf diesem speciellen Gebiet eine so anerkannte Autorität, daß die Berufung auf ihn und seine Sprachlehre unserm Zwecke vollständig genügen dürfte. Fiedler und Mähner, die für uns wohl existiren, und so lebenswirklich, wie für den sich vielleicht mehr mit ihnen, als von ihnen wissenden Herrn Richard P. W. — Fiedler und Mähner, ihre Verdienste in Ehren, wiegen zusammen den Einen Koch nicht auf. Cedant majori, — dachten wir, wenn sie nicht vielleicht doch in einer unserer Anmerkungen latitiren!

Jetzt steht uns bei, ihr himmlischen Mächte! Schwingt die Flügel über uns, ihr Engel und Boten Gottes! Jetzt kommt der Todes-, der Gnadenstoß!

„Wie aber Klein die ihm vorliegenden secundären Quellen — für Richard P. Wülker sind selbst diese noch unerforschte Quellen — benutzte, dafür nur ein Beispiel. Thomas Wright spricht an einer Stelle, welche Klein selbst S. 231 Anm. abdruckt, über das Alter der Handschrift des Beowulf und einiger anderen agj. Dichtungen. Klein druckt die Stelle aus Wright ab: The manuscripts of Beowulf — are all of the tenth century. Wright führt an der betreffenden Stelle nach Beowulf noch einige andere agj. Dichtungen an, daher ist sein ‚are all‘ völlig berechtigt. Unser Verfasser aber glaubte offenbar, nachdem er sich obige Notiz gemacht hatte, nachträglich, der Strich be-

deute die Auslassung eines dazwischen stehenden Satzes und belehrt uns: Die Dichtung von Beowulf sei in weit früherer Zeit entstanden, „reichen auch die erhaltenen Manuscripte des Beowulf nicht über das 10. Jahrh. zurück.“ —

Der Strich, der Strich eben in der aus Wright angezogenen Stelle, wieft, wie mit Fingern, auf eine durch Versetzen unausgefüllte Lücke — Richard B. Wülcker aber flugs darüber her und den laps de plume zu Schanden gebissen, wie ein Giftwiesel sich auf das verirrte Mäuslein stürzt. Aber schon hat Anmerkung 1, S. 256 des XII. Bds. der „Gesch. d. Dramas“, wie ein Buffard das Wiesel, Mustela Wülcker, selber beim Kragen gepackt, als er eben in den laps de plume so gierig wie in einen Druckfehler mit wüthendem Jahn, Hohn und Triumph quiekend, sich verbißten:

„Kennst Klein mehr als eine Hs. dieses Heldenliedes? Dann möge er eifrig den Fundort veröffentlichten und er wird sich den Dank aller Germanisten erwerben.“

Noch Jubel quiekend zappelt schon Mustela Wülcker in den Fängen des Buffard, der Anm. 1 S. 236 der „Gesch. d. Dramas“ — jede Zeile eine zerfleischende Kralle! „Die erste Erwähnung des Beowulf gibt diese Anmerkung S. 236 des XII. Bandes an — findet sich in Wanley's Katalog 1705. Zuerst herausgegeben ward der Beowulf vom Dänen G. E. Thor Kellin nach der einzigen im Jahre 1731 beim Feuer im Cottonhouse beschädigten fehlerhaften Handschrift.“ „Nach der einzigen Handschrift — krallt die Anmerkung das bissige Wiesel in's Fleisch.“ „Der einzigen Handschrift.“ Wackerer Buffard! scharfflaue Anmerkung! Wahr! Euch vor den Anmerkungen der „Gesch. d. Dramas!“ Sie sitzen Euch auf der Haube, Ihr wißt nicht wie!

„Kennst Klein mehr als eine Hs. dieses Heldenliedes? —“

Jetzt merkst Du's, wie gut er die einzige kennt, so gut wie Du und Deine Germanisten. Und merkst wohl auch, daß jener Strich in der Wright'schen Notiz Dir zur Schlinge ward, worin Du Dich verfangen und verstrickt.

Ei was! Geliefert bist Du doch, gemacht für immer! Als Schriftsteller, als Literaturhistoriker, als Forscher und Fachgelehrter, geschleift durch den Roth der Jenaer Literaturzeitungspalten und abgethan! — Nur Eines fehlt noch: die Mißhandlung des Leichnams, des entstellten, bis zur Unkenntlichkeit eines „elenden Nachwerks“ entstellten Leichnams. Eines fehlt noch: das Conspuiren der Leiche. Und dieses besorgt eine Entladung ästhetisch moralischer Indignation aus voller agf. Wülcker'scher Professorbrust:

„Alein nicht nur der Inhalt des Buches ist durchaus unwissenschaftlich, auch der Ton des Ganzen ist durchaus unwürdig und höchst unziemlich, um uns nicht eines stärkeren Ausdrucks zu bedienen.“ —

Was Claudia in Lessings Emilia Galotti nicht zu können bejammert, den „Ton“ des sterbenden Appiani vor Gericht zu stellen, das vollbringt der Bermalmer der „Geschichte des Dramas“ aus freier Faust: Er stellt nicht nur den Ton der „Geschichte des Dramas“ vor Gericht; er verdammt ihn zur Vollziehung der nachträglichen, dem Leichnam derselben zuerkannten Conspiration. Der Ton, der Ton, den selbst dem größten Meister literarischer Darstellung, dem der „Verf. d. Gesch. d. Dramas“ nicht würdig ist, den Saum des Prophetenmantels mit den Rippen zu berühren, der Ton, die Schreibart, den selbst einem Lessing die Goethe's aufzumucken, ihn um dieses Tones willen zu verketzern, zu hicaniren und zu verlästern sich erfrecten, — was hat es mit diesem Ton? Es ist der Ton, den Aristophanes, den Rabelais, den Montaigne, den die Verfasser der Volksbücher und Volkspiele, den der Dichter des Heineke Fuchs, den die Mysterien- und Moralitäten-Dichter, den Hans Sachsens Fastnachtspiele, den Swift, Sterne, Jean Paul, den Goethe's Faust, und um sie allgesammt in Eine Persönlichkeit zu fassen, den der größte Tragiker und Komiker aller Zeiten, den Shakespeare, in verschwenderischer Ueberfülle in seine ewig frischen Farben, und mit zum Theil inraust dieses Tones ewig frischen Farben, mischte. Es ist der humoristische Ton, der, vor allen Literaturgeschichten, einer „Geschichte des Dramas“ gar wohl zu Gesichte steht. Es ist der Ton, dem die wunderbare, gottbegnadete Kraftweibe innewohnt, das an sich und von Natur häßliche, ja Schmutzige und Ekelerregende, zu verschönern, zu veredeln, kunstwürdig zu scherzen. Gleich Einem jener Götter, die, in schmutzige Bettlerklumpen gehüllt, sich unter die Verworfenen und Elenden des niedrigsten Volkes mischen, und die Erproben mit „feurigen Armen“ in's Lichtreich der Seligen entrücken: verkehrt der Humor mit Schmutz und Wegwurf, um

in das Abscheuliche und Anstößige selbst eine lustvoll himmlische Geistesheiterkeit zu lächeln. Im Tone der „Geschichte des Dramas“ quillt ein Tröpfchen dieses läuterungskräftigen Punktgeistes, dieses katharischen Humors, zum Aerger und Aergerniß der zünftigen Standesdehrbarkeit, die ihre keusche Taubenfeder ex professo nur in die officiöse Schultinte der Wohlstandigkeit taucht, allen Schmutz und Roth für sich behaltend, aufgesammelt in den Senkgruben ihres Innern, der freilich dann auch um so unhaltsamer, und in den Schriften der zünftigen Wortkletterer, Wortgelehrten, Wortmacher, Wortzerplacker und „Silsenhenker“, wie sie Lessing nennt, am ungestümsten und massenhaftesten hervorbricht, als „Elegantiae latinae“: Brutstätten der infamsten Spureitien und Obscönitäten, ohne ein einziges Salzkrünnchen von Humor.

In den Augen jedes kundigen, durch Wülcker'sche, eben so ungeschickte, wie aller Kritik in's Auge schlagende Fehlerstreiche unbetrübten Lesers hat der Prof. der agf. und neuenglischen Grammatik an der Leipziger Universität sich mit seiner gegen den Ton in der „Gesch. d. Dramas“ gerichteten Anklage auf Tod und Leben noch kläglich blamirt, als durch die in der Kritik derselben an den Tag gelegte Seichtigkeit und Geringshaltung seines einseitigen, auf sein Fachstudium beschränkten Schulwissens; eine Bettelarmuth von Fachgelehrsamkeit, die mit der Hochheit seiner kritischen Unparteilichkeit, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe um die Palme ringt. Mag ihm denn auch der am Schluß seiner kritischen Pasquinade zum Besten gegebene Jubeltanz gegönnt sein, den er mit einigen aus den Eingeweiden des XII. Bandes herausgeriffenen, und um Hals und Hüfte geschlungenen Citatenstücken so sieghrolockend ausführt, wie der Karabe seinen wilden Festtanz mit Stücken von noch rauchenden und zuckenden Menschengebürgen, um Brust und Arme gewunden, feiert.

„Wie mag es“ — jauchzt der Siegestänzer mit einem freudetrunkenen Hochsprung auf — „Wie mag es im Kopfe eines Autors aussehen, der solches Zeug schreibt?“ —

So abgefächert und abgezirkelt freilich nicht, und nach dem Schnitzchen nicht, wie in einem Kopfe, worin nichts als Fächerchen und Schnitzchen; wie in einem Kopfe, der nach Nichts ausseht, und worin es gar nicht ausseht.

Doch will der „Verf. d. Gesch. d. Dramas“ trogalleben, beim Abschied von ihrem Vertilger mit Stumpf und Stiel, eine edelmüthige Rache nehmen, indem er, zur Besänftigung der tiefen Trauer, die der Würger der „Gesch. d. Dramas“ in den schmerzvollen Schlußseufzer aushaucht, „daß das Buch in einem so hochgeachteten Verlag erscheint und dadurch zur Verbreitung eines solchen solchen Nachwerks beigetragen wird“ — sich mit dem Trosteszuspruch verabshiedet, daß das Buch nach wie vor in dem hochachtbaren Verlag erscheinen wird; daß Band XIII der „Gesch. d. Dramas“ unter der Presse zu rascher Fertigstellung, und Band XIV unter der Feder zu ununterbrochener Nachfolge sich befindet, als neueste Belege für die prestidigitatorische Tachygraphie des Wilschreibers Klein, der

„gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt“, aber recht gut versteht, daß, und warum Euch, was er schreibt und drucken läßt, ein Dorn im Auge ist. Stände es wirklich so um ihn, wie die schwarze Verbrechertafel ihn abschilbert, womit Nr. 17 der Jen. Lit. 1876 ihn an den Pranger stellt: Ihr würdet ihm collegialisch beide Bruderhände schütteln und ihn, als zunftwürdig, mit Freunden in Euerer Gilde aufnehmen.

Auf Wiedersehen, Herr Prof. Richard B. Wülcker! auf baldiges Wiedersehen!
Dr. J. L. Klein.

Im Aufzuge „Der bestverleumdete Naturforscher“ von N. Eichhorn sind folgende Berichtigungen anzubringen: Nr. 17, S. 267, Sp. 2 vorletzte Zeile „Lymen“ statt Lehman, Nr. 20, S. 315, Sp. 2, Z. 4 v. u. „Guhod“ statt Guchot.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteurs oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,

adressiren zu wollen.

Inserate.

Durch uns allein, sowie durch unsere Depots zu beziehen:



HUNYADI JANOS-Pastillen,
bereitet nach der Analyse von Justus von Liebig aus den Salzen d. Bitterwassers, dessen ausgezeichnete Wirkung gegen Verstopfung, Hämorrhoiden, Fettansammlung, Blutandrang zc. bekannt. Vorzüge vor dem Wasser bei gleichem medicin. Werthe: Wohlgeschmack und Bequemlichkeit im Mitführen. 3-4 Pastillen = 1 Weinglas Bitterwasser. Preis der Schachtel 80 Pfennig.

Bei Drell, Hüßli & Co. in Zürich ist soeben erschienen:

Die Geschwister.

Eine Tragödie

von

Max Wolff.

8. brochirt. Preis 3 M. 20 P.

Eine schöne Sprache voll poetischen Schwunges und wirkungsvolle Darstellung der Handlung sind die Vorzüge des Buches, welches den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt und befriedigt. Das Stück wird voraussichtlich auf den Bühnen Eingang und Erfolg finden.

Wiesbaden.
Die Sommersaison ist eröffnet.
Im Herbst: Traubencur.
Städtische Cur-Direction.

VERITAS.
(Gedicht.)
Auskunftsühren mit Stabilität in Fragen der Bienenstock, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Berichtigung. Schnelle Beantwortung. Empfehlung von der „Städtischen Zeitung.“ Jeder Brieffrage 1 M. in Briefmarken nebst Rückporto beizufügen. Adresse: Auskunftsühren Vorles in Leipzig.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde die schönsten Bäder und die reinste Seeluft; wegen letzterer ist Helgoland auch als klimatischer Curort sehr besucht. Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechslungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, sowie durch die so berühmten Grottenereleuchtungen.

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Curhaven“, Capitain Köhrs.

Vom 10. bis 24. Juni jeden Sonnabend. Vom 25. Juni bis 9. September jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom 10. bis 30. September jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom 1. bis 9. October jeden Sonnabend. — Von Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr. Biletverkauf an Bord des Schiffes, desgleichen Zahlung für das Land und an Bord bringen. — Von Bremerhaven-Geehemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende Doppelschrauben-Dampfer

„Nordsee“, Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhaven-Geehemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammenfällt. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig

jeden Montag von Bremerhaven-Geehemünde nach Helgoland, jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continente das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Nöthen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft erteilen.

Helgoland, April 1876.

Die Direction des Seebades.

BAD HOMBURG

1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer Villegiatur.

Im Park Skating Rink (Sommerschlittebahn).

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Seben erschienen vollständig:

Karl Gukow's gesammelte Werke.

Erste vollständige Gesamtausgabe. Erste Serie.

12 Bde. 8. broch. 51 M. eleg. geb. 63 M. Einzelpreis pro Band 6 M., eleg. geb. 7 M.

Inhalt:

- | | |
|---|--|
| I. Aus der Knabenzeit. | IX. Doffentliche Charaktere. |
| II-IV. Kleine Romane und Erzählungen. | X. Zur Geschichte unserer Zeit. |
| V. VI. Blafedow und seine Söhne. Satyrischer Roman. | XI. Reiseindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. |
| VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834-1874. | XII. Börne's Leben. — Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. |
| VIII. Säcularbilder. | |

Vorstehende Werke eines unserer hervorragendsten Geister sind hierdurch dem deutschen Publikum angelegentlich empfohlen.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gespaltene Zeile 40 Pf.

Inhalt: Herkunft und bisherige Entwicklung der Reichseisenbahnidee. Von Wolfgang Gras. — Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung. Von Daniel Sander. — Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolf Gottschall. Besprochen von Eugen Fabel. — Die Leistungen des königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn von Hülsen. Von Paul Lindau. VII. — Der „Salon“ von 1876. Von Albertus. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Hermann Uhe. — Inserate.

Herkunft und bisherige Entwicklung der Reichseisenbahnidee.

Es ist eine werthvolle Errungenschaft der Neuzeit, daß sich der kagbuckelnde Ton allerunterthänigster Unterwürfigkeit aus dem Stylus curian, den man bei Eingaben an Behörden zu beobachten hat, allmählig zu verlieren beginnt. In Preußen existirt, wenn wir nicht irren, eine auf Ausmerzung dieser störenden und widerlichen byzantinischen Schnörkeleien abzielende Cabinetsordre. Sie wird leider nur noch nicht allgemein respectirt.

Wenn schon in den Beschwerde- und Bittschriften der „Unterthanen“ die repetirende Unterwürfigkeitsversicherung und das kragbuckelnde Operiren mit „Wünnte“, „Wollte“, „Dürfte“ und „Möchte“-Wendungen verstimmend wirkt, so muß es noch weit mehr befremden, wenn ein ähnlicher Ton von einer Behörde im schriftlichen Verkehr mit einer andern angeschlagen wird. Aber man hüte sich wohl, das Symptom hier für die Krankheit selbst zu nehmen: es ist keine bloße Keißerlichkeit, wenn eine männliche, direct auf's Ziel losgehende Ausdrucksweise im Schriftwechsel zwischen zwei Staatsbehörden, zwei Cabinetten, zwei Ministerien oder dergl. nicht zum Durchbruch kommen kann. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in solchen Fällen vielmehr annimmt, daß die Vorliebe für's Verfeinern und Reberenzmachen aus einem tieferen organischen Leiden entspringt.

Da liegt vor uns der „Reichs- und Staatsanzeiger“ vom 18. April d. J. Er enthält zwei Schreiben des Reichseisenbahnnamts an das königlich sächsische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die bezüglichen Antworten des letzteren sind leider ungedruckt geblieben. Aber aus dem publicirten Material ersehen wir, daß das Reichseisenbahnnamt dem „Hochlöblichen Ministerium“ seinen „ganz ergebensten Dank“ votirt und in Sachen des (projectirten) Leipziger Centralbahnhofes ein weiteres „ganz ergebenstes Ersuchen“ an das sächsische Ministerium zu richten hat. Zu „besonderem Danke“ würde „Hochdasselbe“ das Reichseisenbahnnamt durch eine halbgefällige Auskunft auf seine (des Reichseisenbahnnamts) „lediglich informativische“ Anfrage verpflichten. So am 2. December 1874. Am 26. Febr. 1875 (die Antwort der Dresdener Regierung ist inzwischen eingetroffen) sendet das Reichseisenbahnnamt abermals „seinen ganz ergebensten Dank“ für die „sehr gefälligen Mittheilungen“ des „Hochlöblichen Ministeriums“, dessen Ansichten über die Unzweckmäßigkeit resp. Entbehrlichkeit jener Anlage in Berlin allerdings nicht getheilt

werden, und schließlich „gestattet sich das Reichseisenbahnnamt, dem Hochlöblichen Ministerium zur geneigten Erwägung anheimzugeben“, ob die Ausarbeitung und Prüfung eines bezüglichen Projectes „nicht schon jetzt zu veranlassen sein möchte?“...

Der Reichskanzler klagte in der 42. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 26. April d. J., daß das Reichseisenbahnnamt „bittende Behörde“ geworden sei. Mit dieser bezeichnenden Contradictio in adjecto hat Fürst Bismarck den werthvollsten Fingerzeig gegeben zur richtigen Beurtheilung der Herkunft des Reichseisenbahnprojectes. Nur wäre es irrig, wenn man annehmen wollte, daß aus dem Reichseisenbahnnamt irgend etwas Anderes hätte werden können. Und leider scheinen zahlreiche maßgebliche Politiker sich in dieser Hinsicht einer verhängnißvollen Täuschung hingegeben zu haben. Bismarck selbst stand dies für seine Person ganz unumwunden ein.

Unsere Reichsverfassung trägt, wie wohl alle Staatsrechtslehrer einstimmig bekunden, in vielen Punkten ein höchst primitives Gepräge. Man findet in zahlreichen Artikeln das, was der Physiologe ein unentwickeltes Organ nennt. Das menschliche Herz soll auch zu diesen, von der physiologischen Kritik als zur Zeit noch „ziemlich unentwickelt“ befundenen Organen gehören. Der siebente Abschnitt der Reichsverfassung, welcher vom Eisenbahnwesen handelt, hat entschieden das Unglück in einer mehr herzlichen als verständignüchternen Weise abgefaßt zu sein, und dadurch ist er für unser politisches Leben eine „böse Sieben“ geworden. Es bestimmt Art. 45 u. N., daß die Reichsgewalt auf „thunlichst niedrige“ Tarife und „zunächst“ auf die „möglichste Einführung des Einfuhrtarifs“ für sogenannte Massengüter hinzuwirken habe. Ist das eine formell brauchbare, legislativisch durchgebildete Verbriefung verfassungsmäßiger Grundrechte? Alle solche unreife Aussprüche in Verfassungsurkunden müssen nothwendig, — das lehrt die Geschichte hundertfältig, — zu Verwickelungen und Verdrießlichkeiten führen.

Wenn man in irgend einem Congreß, einer wirthschaftlichen oder wissenschaftlichen Vereinigung, mit einer großen und schwierigen Frage zu thun hat, die man sich gern, wenigstens momentan, vom Halbe schaffen möchte, so bildet man gemeiniglich eine Commission und beauftragt diese mit der „Lösung der Frage“.

Und wenn man nicht weiß wie? und wo?

Dann beruft man eine commissio . . .

So ähnlich dachten oder handelten die Factoren der Reichsgefeßgebung, als sie das Reichseisenbahnnamt schufen. Sie wälzten damit lediglich die Verlegenheiten, die aus der

Embryonennatur des Verfassungsabschnittes VII mit Nothwendigkeit resultirten, vom Bundesrath resp. Reichstag auf die neugeschaffene Behörde! Die Zusage der „möglichsten“ Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife sowie der „thunlichsten“ Einführung des Einpennigtarifs verlor dadurch keinen Zug ihrer verhängnißvollen Familienähnlichkeit mit jenem Huhn, das unter dem Regiment Sullys und Heinrichs des Guten jeder französische Bauer Sonntags in seinem Topf haben sollte.

Sie liegt ja so nahe, die Versuchung, an der Hand der großen Eisenbahnfragen der Gegenwart einen kleinen Ausflug auf das sonst so streng gemiedene socialistische Gebiet zu machen. Man braucht dazu weder Agrarier, noch Schutzzöllner, noch Socialist von Fach zu sein. „Eisenbahn“, „chemin de fer“, „railway“ heißt das verhängnißvolle Ding, und es ist allgemein acceptirter Grundjatz, daß die Straße, der öffentliche Weg, res extra commercium sein soll, sich nicht im Besitze des Einzelnen befinden darf, sondern im Interesse der Gesamtheit vom Staate verwaltet werden muß!...

Ein Zugeständniß an diese principielle Auffassung wollte man machen, als man, in England durch die parlamentarische Praxis, bei uns im Eisenbahngesetz, schon vor vierzig Jahren die Zulässigkeit des Nebenbetriebes durch dritte Unternehmer zu constituiren suchte wie einen rocher de bronze. In England gab man keine Concession ohne die betreffende Clause; das preussische Eisenbahngesetz hat seinen § 27. Aber in Preußen wurde von der betreffenden Gesetzesbestimmung niemals Gebrauch gemacht; dagegen kam die in England 1839—40 tagende parlamentarische Eisenbahncommission schon damals zu dem Resultate, daß der Eisenbahnbetrieb nur gedacht werden könne als einheitlicher Betrieb, der jeden Nebenbetrieb ausschließt. Nichtsdestoweniger wollen noch heute manche deutsche Theoretiker (u. A. der rede- und fiedergewandte Alexander von Dorn) auf diesem Wege die „Lösung der Eisenbahnfrage“ finden. Die Eisenbahn wird öffentliche Straße. Jedermann hält sich eine Privatlocomotive, der Rentier seine Privatсалонwagen, der Kaufmann seine Privatgüterwagen. Man entrichtet ein Bahngeld (nach Analogie des Chauffeegebüses) und fährt wie, wo und wann man will. Voilà tout!

Geht's so nicht (und es stellt sich doch mehr und mehr heraus, daß es so nicht geht), dann gibt's nur ein Mittel. Man muß die Spedition von der Traktion trennen. Die Eisenbahn darf (wenn die Reform vollendet) nicht mehr selbst Güter zur Beförderung annehmen, sie darf nur Laderaum und Zugkraft gegen eine bestimmte Pauschalmiethe pro Meile den Unternehmern (Kaufleuten und Speditoren) zur Disposition stellen. Dann könnten die Anhänger der Staatsbahn zufrieden sein: — denn wer wollte etwas dagegen haben, wenn die so zugestutzten Verkehrsinstitute sämmtlich in Staatsbesitz und -Verwaltung übergingen? — die Verwaltung wäre ja auf eine elementare Calculaturarbeit reducirt, kaufmännisch nichts mehr zu verderben; — und eben so könnten die Anhänger der „freien Concurrrenz“ jubeln, denn in der Spedition käme nun die kaufmännische Geschäftskniffologie in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit zur vollen Entfaltung.

Auch dieses Rezept hat man erprobt — nicht blos „am Phantom“, sondern „in corpore vili“ — an den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen. Der Versuch, unsere Staats- und Privatbahnen für die Anwendung des gepriesenen Mittels zu begeistern, ist gescheitert, und die Kaufleute, denen das „natürliche System“ aus der Entfernung recht gut gefiel, schlugen drei Kreuze, als es ihnen so nahe auf den Leib rückte, daß sie rechnungsmäßig prüfen konnten, was bei der Tarifumgestaltung heraus kommen mußte! Es wäre ein recht brauchbares System, wenn es nur lauter große Städte von etwa 100,000 Einwohner und darüber gäbe; unter dem Gesichtswinkel der thatsächlichen Verhältnisse betrachtet, bedeutet es die Preisgebung der kaufmännischen Interessen an die Speditoren, welche wohl in den großen Städten unter der Zuchturthe der Concurrrenz stehen, in den kleineren Städten aber

immer „Compromiß“ machen werden, und auf dem platten Lande überhaupt fehlen.

Was nun?

Das Reichseisenbahnamt war von dem besten Willen besetzt. Es schuf unter Herrn Maybachs Präsidium einen Eisenbahngesetzentwurf, der den großen Vorzug besaß, die Herbeiführung „besserer Zustände“ lediglich in die Hand der hohen Reichsaufsichtsbehörden zu legen. Wäre er angenommen worden, so hätte das Reichseisenbahnamt schnell aufgehört „eine begutachtende, berathende, bittende Behörde“ zu sein, die „sehr viel schreibt und thut, ohne daß ihr Jemand Folge leistet“, und am Kopfe ihrer dienstlichen Erlasse hätte, wie früher an der Spitze kirchlicher Actenstücke das Stereotype „Q. D. B. V.“ die gedruckte Formel prangen dürfen: „Sic volo, sic jubeo“.

Eugen Richter hat in seiner Abgeordnetenhausrede vom 26. April diesen Gesetzentwurf hinlänglich charakterisirt. (Stenogr. Ber. über die 42. Sitzung, S. 1024.) Ueberladen mit Material, dessen Fülle nur durch detaillirte legislatorische Arbeiten gründlich zu erlebigen gewesen wäre, verwies der Entwurf in fast allen Stücken auf noch zu erlassende „Regulative“ und Normativbestimmungen, bewältigte er alle Schwierigkeiten spielend — durch Ausrüstung des Reichseisenbahnamtes mit der Befugniß, im Bedarfsfalle den nöthigen „Ukaz“ zu erlassen, gegen den es selbstverständlich kein Rechtsmittel geben darf.

Nun ist es ein Unglück, daß unser geehrter Kaufmannsstand, überjättigt mit Literaturstoff noch aus der Zeit der Gründung des Nordbundes und des Reichs, eine unüberwindliche Abneigung gegen Quellenstudien hat. Er nährt sich in der Hauptsache blos noch von Zeitungsnachrichten und kurzen Bücheranzeigen. Nur so ist es erklärlich, wie die Legende entstehen konnte, die preussische Vormacht habe bereits zu zweien Malen im Bundesrath einen prächtigen, allerliebsten „Reichseisenbahngesetzentwurf“ den verbündeten Regierungen auf dem Präsentirteller entgegen gebracht, aber der böse Feind „Particularismus“ und der böse Golo „finanzielles Einzelstaats- resp. Privatinteresse“ habe das Zustandekommen des Gesetzes vereitelt.

Genug, dieser Mythos entstand, und er ebnete der Idee die Wege: man müsse die Bahnen in Reichsbesitz bringen, damit der Feind und der Golo, der politische und der wirtschaftliche Particularismus, das Zustandekommen „des Reichseisenbahngesetzes“ nicht länger verhindere.

Als ob es ein Segen für die deutsche Wirthschaft gewesen wäre, wenn der Entwurf des Herrn Maybach angenommen worden wäre; als ob die finanziellen Bedenken, wenn sie vorhanden sind, im Reich, das auch kein Ducatenmännchen besitzt, in Nichts zerrieben würden?!

Die Reichseisenbahnidee wurde bei einem Diner des Fürsten Bismarck im Herbst vorigen Jahres lebhaft besprochen, und, wie es bei solchen Gelegenheiten mit beinahe naturgesetzlicher Sicherheit und Nothwendigkeit zu erwarten ist, so stellte sich auch alsbald häusliche Hülfe für die Beschwörung unserer Reichstaufe ein. In den Spalten der „Nationalzeitung“ begannen die gelehrten Berge zu kreisen. Im Handelstagsauschuß setzte Hammacher einen ganz brillanten Antrag durch, der die Nothwendigkeit mindestens eines partiellen Eisenbahnerwerbs durch das Reich auch dem Windergebildeten und ethisch-volkswirtschaftlich Winderbegeisterten vollständig einleuchtend machen mußte.

Erste Forderung: Der Reichsverfassungsabschnitt VII bedarf einer Declaration mittelst besonderer Reichsgesetze. Zweite Forderung: Principiell ist daran festzuhalten, daß die Eisenbahnen in erster Linie als öffentliche und den wirthschaftlichen Interessen des Landes dienende Anstalten anzusehen sind. Dritte Forderung: „Im Falle des Widerstreits zwischen wohlworbener Privatigentum oder berechtigten Finanzinteressen der einzelnen Bundesstaaten, einerseits, und den zwingenden Anforderungen der Reichswohlfahrt, anderer-

seits," ist zu erwägen, ob nicht durch Ankauf und beziehungsweise Enteignung der in solchem Widerstreit begriffenen Eisenbahnen von Seiten des Reichs, eine gedeihliche Entwicklung des Transportwesens anzubahnen sei?

Das war ein duftiger Balsamtropfen auf die Wunden der Besitzer nothleidender Eisenbahnactien, auf die Herzen unserer gekränkter Agrarier und Schutzzöllner. Die unglücklichen Bahnantheilhaber hörten schon das Geld im Kasten klingen, fühlten schon die reinlichen Reichsrententitel zwischen den Fingerspitzen; die Agrarier und die Protectionisten athmeten frei auf, daß künftige kleinliche „finanzielle Bedenken" nicht mehr die nöthigen Tarifmaßregeln zur Förderung und zum Schutze der „nationalen Arbeit" sollten verhindern dürfen.

Aber trotz der Aufforderung des Ausschusses, zu den Thesen vom 22/23. October p. Stellung zu nehmen, bis — unseres Wissens — keiner der deutschen Handelsvorstände darauf an, und Stettin wie Dresden reagierten sogar energisch.

Die Vorlage des preussischen Ministeriums an den Landtag paßte zu dem Hammacher'schen Präludium, welches der Handelstagsauschuß angestimmt, just wie die Faust auf's Auge. Die Privatbahnactienbesitzer und die Privatbahndirectoren hatten Weisfall genickt, als es hieß, der Widerstreit zwischen „wohlerworbenen Rechten" und einer gedeihlichen Entwicklung der Bahnen als öffentliche Verkehrsanstalten, müßte durch Erwerb der „betreffenden Eisenbahnen" ausgeglichen werden. Aber die Vorlage an den preussischen Landtag sagte gerade in ihrer ganzen Harmlosigkeit, die man am Ministertische gar nicht genug glaubte betonen zu können, von einem Eingehen auf die „Idee Hammacher" kein Wort. Nach den Motiven zur Vorlage sollte es sich herausgestellt haben, daß eine wirksame Aufsicht durch das Reich nur möglich sei auf der Basis einer gewissen administrativen Machtfülle des Reichs in Eisenbahnsachen. Nach den Motiven sollten zu diesem Behufe zunächst auch lediglich die preussischen Staatsbahnen (also ein Complex ganz gut rentirender Linien) erworben werden. Mit anderen Worten: das officielle Programm läuft darauf hinaus, das Reich zu einer so einflußreichen Eisenbahnmacht zu machen, daß die Absichten des Reichseisenbahnamtes, wenn sie im Wege der Verhandlung nicht gleich durchzusetzen sind, oder bei den Regierungen der Einzelstaaten auf Widerspruch stoßen, einfach mittelst einer mechanischen Pression realisiert werden können.

Dieses Gelüste, nicht aber eine Regung des Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühls à la Ausschußthese 3, liegt überhaupt dem ganzen Reichseisenbahnproject zu Grunde.

Die Verhandlungen des Landtags haben eine befriedigende Ausgleichung dieser Gegensätze nicht herbeigeführt. Von Seiten der Gegner und Zweifler des Projects war die Frage aufgeworfen worden: welches denn nun eigentlich die Principien seien, nach denen das Reich — sobald es die Macht dazu erlange — das deutsche Eisenbahnwesen und insbesondere die Tarifverhältnisse umzugestalten gedenken? Die Befürworter und Enthufasteten hatten auf die bevorstehenden Landtagsverhandlungen verwiesen und auf die Aufklärungen, welche die Herrn Minister bei dieser Gelegenheit geben würden. Aber die Ausbeute war gleich Null. Aus Allem, was über das Project im Landtage gesprochen worden ist, kann man nur zweierlei entnehmen. Und zwar:

1) Die Reichseisenbahnidee ist an sich kein bestimmtes Programm für den Austrag der schwebenden principiellen Eisenbahnfragen, sondern sie bietet lediglich eine Form, unter welcher ein bestimmtes Programm (z. B. dasjenige der Einführung des natürlichen Systems) realisiert werden könnte.

2) Hinsichtlich der Richtung, welche eine Eisenbahnreform resp. eine „gesunde Tarifpolitik" einzuschlagen haben würde, herrscht nicht nur unter denjenigen Abgeordneten, die für die Vorlage stimmten, sondern auch unter den Ministern, die sie vertheidigten, absolute Unschlüssigkeit und Uneinigkeit.

Am populärsten ist die Idee, daß es beim Uebergang

der Eisenbahnen an das Reich zu wesentlichen Tarifvereinfachungen und -Ermäßigungen kommen werde. Man vergißt, daß bei dem Rufe nach Tarifierhöhung die Staatsbahnverwaltungen Chorführer waren, und daß das preussische Handelsministerium noch in der allerneuesten Zeit solche Anomalien, wie sie z. B. in dem galizisch-rumänischen Ausnahmetarif für Getreidebezüge nach unseren Seeplätzen enthalten sind, feierlich sanctionirt hat. Wenn das Reich die sämtlichen Bahnen gegen eine vierprocentige Rente zu einem angemessenen Preise heute kaufen würde, so wäre damit de facto eine durchschnittliche Rentabilitätsgarantie in gleicher Höhe für das gesamte Bahngebiet errichtet. Eine Verwaltung aber, die eine bestimmte Rente herauswirthschaften muß, hat weit weniger freie Hand für Tarifiermäßigungen, als eine Privatverwaltung, deren Actionäre schlimmsten Falls auch mit weniger als 4% zufrieden sein müssen.

Minister Friedenthal, der Hauptoptimist unter den Vertheidigern des Projects, eröffnete bei seiner Landtagsrede andere und erfreulichere Perspektiven. „Vom Standpunkte einer Alles übersehenden, von staatlichen Gesichtspunkten aus geleiteten Eisenbahnpolitik", hofft Se. Excellenz sogar, für eine gesunde „Mischung von Landwirthschaft und Industrie", in solchen Landestheilen, die zur Zeit an einem Mangel an Industrie kranken, „unendlich viel" leisten zu können!

Mußte man nach solchen Regungen agrarischer Gefühls-politik an der Ministerbank parlamentarischer Seite nicht die schwersten Bedenken dagegen hegen, ein Arrangement gut zu heißen, welches die Regierung mit der Fähigkeit ausrüftet, die Schwierigkeiten, die bei einer systematischen Durchbildung unseres Eisenbahnrechts zu überwinden sind, auf rein mechanischem Wege, durch Schaffung einer dominirenden Reichseisenbahnverwaltung zu beseitigen?

In der Politik mag es angemessen sein, den Knoten, dessen Lösung nicht glücken will, einfach zu durchhauen; in der Wirthschaft nimmermehr! Der Ankauf eines großen Eisenbahncomplexes durch das Reich kann wirtschaftlich nicht gutgeheißen werden, so lange über die Reformziele, welche eine Reichseisenbahncentralstelle zu verfolgen haben würde, nicht völlige Klarheit und Einigkeit herrscht. Wäre aber dies erreicht, so dürften auch die Hauptschwierigkeiten überhaupt verschwinden, welche einem Ausbau der Reichsverfassung im Gebiete des Eisenbahnwesens zur Zeit noch entgegenstehen, und der Erwerb der Bahnen durch das Reich würde erübrigen.

Das dormalige Vorgehen ist ein Tappen im Dunkeln. Es hat einen ausgesprochen socialistischen Zug in dem Gottvertrauen, welches dabei auf die Staatsweisheit und Staatsomnipotenz gesetzt wird, wie in seiner Planlosigkeit. Die Socialisten verlangen, daß die jetzige capitalistische Production und die heutige Gesellschaftsordnung beseitigt werde, ohne über das, was an deren Stelle treten soll, befriedigenden Aufschluß geben zu können. In der Regel willigt man nicht eher in den Abbruch des alten Gebäudes, ehe der Baumeister Plan und Kostenschlag für den Neubau vorgelegt hat. Wie unsere Socialisten entfernen sich auch unsere Reichsbahnenthusiasten von dieser bewährten Praxis!

Dreslau.

Folfgang Eras.

Die Philadelphier Weltausstellung.

Von Ado Braehvogel.

(Schluß.)

Was haben nun diese Männer mit den vom Finanzauschuß im Ganzen veranschlagten acht Millionen geleistet? Die Antwort ist leicht gegeben. Sie haben, von den anmuthigsten Terrainverhältnissen (zwei großen durch eine portartige Thaleinsenkung geschiedene Plateaus) begünstigt, in räumlicher Beziehung das Kolossalste hergestellt, was im Weltausstellungswesen bisher da war! Es ist nicht gut denkbar, daß darüber

hinaus noch ein Schritt möglich sein wird, daß es die Dimensionen sein werden, welche bei den Fortschritten, die die nächsten Weltausstellungen über das Philadelphiaer Unternehmen hinaus zu machen haben werden, die maßgebende Rolle spielen können. Zwar ist der eigentliche Industriepalast (The Main Building) in seiner Gesammtlänge von 1880 Fuß ein Beträchtliches kürzer als der gleiche Bau des Wiener Prater war. Aber bei einer Breite von 464 Fuß bietet das geschlossene Riesenoblong, welches er bildet, einen ungleich größeren Flächenraum — nahezu einundzwanzig Acres! — der ausstellenden Welt dar, als es in dem Wiener Grätenlevathan selbst nach Hinzuziehung seiner zahllosen Zwischenhöfe geschah. In jeder Beziehung jedoch alles in der Art bisher Dagewesene schlagend erhebt sich die Maschinenhalle, welche sich in gleicher Frontlinie mit dem Industriepalast erstreckt und, obgleich von ihm durch einen Zwischenraum von 600 Fuß getrennt, doch mit ihm vereint dem staunenden Blick eine Gesammtfacade von 3824 Fuß darbietet! Sie wird das wahre Wunder — wenn auf einen Felsen angewendet werden kann, was sonst die Bezeichnung kostbarster aber auch winzigster Gaben der unterirdischen Gnomenwelt zu sein pflegt, — der großen amerikanischen Centennialschau sein. Wie weit auch der Inhalt des Industriepalastes in seinem Werth hinter den Zaubern der Wiener Ausstellungs-Tausend und eine Nacht zurückbleiben möge: in der Maschinenhalle, auf einem Flächenraum von vierzehn Acres wird die neue Welt ihre wahren, ihre eigentlichen Triumphe feiern, wird sie nicht nur Dasjenige, was sie dem transatlantischen Gast vorführen wird, sondern auch das Wie dieser Vorführung, und namentlich die, lediglich zur Belebung der ausgestellten Maschinen und Vorrichtungen in den Kampf geführten Wasser- und Dampfkräfte, zu einem Wunder an sich zu gestalten wissen. Der Industriepalast, die Maschinenhalle und die, architektonisch nicht besonders glücklich ausgefallene Ackerbauhalle (sie liegt auf der nördlichen Hälfte der Centennialgründe und ist schon jetzt durch die ihr angefügten Neubauten und Erweiterungen gleichfalls zu einem ausgewachsensten Mammoth ihres Geschlechts herangediehen) bilden jene Gruppe der Commissionsbauten, welche nur für die Dauer der Ausstellung errichtet worden sind. Ihre Baumeister sind die Herren Pettit, Wilson und Windrum. Sie haben sich ihrer Aufgaben bestens entledigt. Der Industriepalast sowohl wie die Maschinenhalle präsentiren sich imposant und doch gefällig zugleich, und es sei, um einen Begriff von den mannigfachen Aufgaben zu geben, welche Lösung heischend an die Architekten herantraten, nur noch in Betreff des Industriepalastes erwähnt: daß sein Eisen- und Glasgefüge — bloß das Dach ist compact — dadurch ein ganz besonderes Interesse gewinnt, daß es nach Ablauf der Ausstellung auseinandergenommen wird, um in seinen einzelnen Theilen eine Wiederauferstehung in der Gestalt von verschiedenen Bahnhofshallen längs der Strecke der Pennsylvania-Centralbahn zu feiern.

Doch wie ehrenvoll auch immer die Herren Pettit und Wilson sich ihrer Aufgaben entledigt und wie viel Anerkennung und Preis verdienstermaßen von allen Seiten auf ihren Häuptern zusammenströmen mag: ein ungleich bevorzugteres Loos noch als ihnen ist dem deutschen Mitglied der Bauabtheilung, dem Architekten Herrmann J. Schwarzmann zugefallen. Er durfte die beiden zu stetigen Zierden des Fairmountparks und der Stadt Philadelphia bestimmten Gebäude entwerfen und ausführen: die monumentale Kunsthalle, oder, wie sie officiell heißt, die Memorial-Hall, und die Gartenbauhalle. Jene ein granitner Massivbau von stattlicher Kuppel überragt, von prächtiger Doppelarkade gestirmt, in sehr schönem Bild- und Statuenschmuck prangend. Diese ein farbenglänzendes, in zierlich aufschießer Glas- und Eisenarchitektur den ewigen Frühling, der in ihr seine Heimstatt zu finden hat, überblühendes maurisches Gefüge. Jede von ihnen auf dem höchsten Punkte eines der beiden Plateaus, welche, durch die bereits erwähnte Thaleinsenkung geschieden, die eigentlichen Ausstellungsgründe

bilden. Die Eigenthümerin dieser beiden architektonischen Schätze ist die Stadt Philadelphia. Ihr dauernder Besitz ist in erster Reihe das Aequivalent für die Geldopfer, welche die Stadt in so bereitwilliger Freigebigkeit dem Ausstellungsunternehmen gebracht. Und daß sie ein würdiges Aequivalent sind, und daß sie es schon um ihrer baulichen Vollendung halber verdienen, den edlen Zwecken, denen sie während des kurzen Sommeraufschwungs des Centennialjubels gewidmet sein werden, für alle Zeiten zu gehören: darüber ist das americanische Urtheil schon heute ebenso einstimmig, wie sich zweifelsohne in kurzem auch das der Gäste aus der transatlantischen Welt gestalten wird. Es bedarf keiner landmannschaftlichen Vereingenommenheit, um ihren Schöpfer — er war bis zum Beginn der Ausstellungsarbeiten Ingenieur des Fairmountparks — dazu zu beglückwünschen: daß es ihm vergönnt wurde, den unvergleichlichen Park, an welchem so manches Schöne bereits sein Werk war, nun auch mit zwei dauernden Monumentalschöpfungen zu schmücken, die seinen Namen der Zukunft erhalten.

Um diese fünf baulichen Riesen, die bereits im vorigen Herbst in ihrer rohen äußerlichen Vollendung dastanden und schon in dieser Gestalt das volle, Staunen erweckende Bild dessen, was hier im Werden war, darboten, ist seitdem eine ganze Weltausstellungsstadt emporgewachsen, ein ganzes Meerlager von Sonderbauten und Einzelanlagen aus der Erde geschossen, daneben Das, was nach dieser Seite hin bereits an dem Wiener Unternehmen angestaunt wurde, wie ein Dorf zu einem wirklichen städtischen Riesen emporzuwachsen hat. Da ist vor allen Dingen die Vereinigte Staatenregierung, welche ihre sämtlichen Verwaltungszweige in besonderen Ausstellungen dem allgemeinen Studium vorführen wird. Sie hat eine halbe Million bewilligt, um in eigenem Riesenbau — er ist nur um ein Geringses kleiner, als der Paxton'sche Krystallpalast des Jahres 1851 war — der herbeiströmenden Welt auch ihrerseits die gastlichen Ehren zu erweisen. Gleich ihr haben die Regierungen sämtlicher Einzelstaaten, sowie jene der fremden Länder Americas und Europas ihre eigenen Heimstätten errichtet; bringen Egypten und Japan die ihnen eigenthümlichen Bau- und Lebensweisen in besonderen, nicht wenig stattlichen Anlagen zur Anschauung; veranstalten die americanischen Frauen (sie sind es auch, die das Musikwesen der Centennialfeier unter ihre Fittige genommen, Theodor Thomas und seinem Meisterorchester eine Halle erbaut, und Richard Wagner per Kabel fünf-tausend Dollars Gold für seinen Festmarsch bezahlt haben!) eine kleine Weltausstellung auf eigne Faust; finden Schulwesen und Presse in verschiedenen Eigenbauten ihre Vertretung; und sind endlich — abgesehen von den zahlreichen für das leibliche Wohl der Besucher zu sorgen bestimmten Etablissements — die americanischen Photographen, die Wagenbauer, die Bierbrauer und Duzende um Duzende anderer Industriezweige ehrsüchtig und freigebig genug gewesen, sich eigne Schaugründungen innerhalb dieses gigantischen Weltausstellungsweiches ins Leben zu rufen.

Indessen — und wie wäre es denkbar, daß auch hier nicht das „Aber“ auf dem Fuße folgen sollte? — indessen hat dieses gigantische Ausstellungsweichebild dadurch nur an Großartigkeit und Massenhaftigkeit gewonnen, ist es in erster Reihe doch nur zu einem Tummelplatz americanischen Unternehmungs- und Go ahead-Geistes geworden! An Schönheit und jener eigentlichen Stattlichkeit, welche im Uebermaß stets ihren schlimmsten Schädiger und Gegner besitzt, hat es durch das Alles nicht gewonnen. Vor allen Dingen ist die große Hauptgruppe des südlichen Plateaus — Industriepalast, Maschinenhalle und Kunsthalle — durch diese pilzartige Aufwucherung von Sondergebäulichkeiten in ein Gedränge gerathen, welches sie der mächtigen Wirkung, die sie von vorneherein so wohl geeignet war hervorzubringen, die jedoch zu ihrer vollen Entfaltung gewisser Entfernungen bedarf, fast ganz beraubt. Es kommt dazu, daß auch von der Stadtseite her eine ganze Vorstadt von Hotels, Speisehäusern, Wirthschaften und verwandten Anlagen gerade dort bis hart an den Ausstellungsbezirk vorgeschoben worden ist, wo der Industriepalast

die Südgrenze desselben bildet, mithin auch von dieser Seite her eine freie Annäherung an das eigentliche Herz der Fairmountwelt unmöglich geworden ist. Mit einem Wort: es ist in den letzten Monaten das Chaos an die Stelle des riesigen Gruppenbildes getreten, welches noch im vorigen Herbst so stolz und so einsam die Centennialgründe beherrschte. Und dieses Chaos hat nicht nur etwas Verwirrendes, es hat auch etwas Erschreckendes, Lähmendes zugleich. „Bis hierher und nicht weiter!“ ruft es schon jetzt dem Wanderer zu, wo es doch nur erst durch eine Arbeiter- und Beamtenbevölkerung belebt wird. „Hier ist die Grenze des Möglichen erreicht, wie die des Wünschenswerthen längst überschritten ist!“ Wie wird das gar erst sein, wenn dieses Bautenwirrwahl seinen Inhalt empfangen haben wird und besuchende Myriaden das zwischen ihnen einher- und durch sie hindurchfluthende Leben liefern werden, wie es beispielsweise in den Julitagen der eigentlichen Centennialfeier der Fall sein wird? Und welcher Tröstsüßbrot von Zeit, Sehsfähigkeit, Nervenausdauer werden dazu gehören, das Alles auch wirklich, oder doch wenigstens anders als nur im Fluge gedankenlosen Schauens und Staunens zu durchwandern?

Fürwahr: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das wird, wie viele andere Lehren diese jüngste, in's Ungeheuerliche erwachsene Weltausstellung auch während ihres Verlaufes noch ertheilen mag, doch die Hauptsache sein und bleiben, welche sie predigen wird. Glücklicherweise ist es America, um welches es sich dabei handelt. Für die Americaner allein liegt in dieser ausschweifenden Massenhaftigkeit, in dieser Ueberfülle des Quantitativen eine Berechtigung. Nur so konnten sie in Philadelphia über Wien hinausgehen, nur durch Streben in's Maßlose ihr Recht darthun, auch auf diesem Gebiet modernster Weltkulturbethätigung als vollgiltiges Mitglied des erlauchten Kreises der Culturvölker dieser Zeit angesehen zu werden. Inhaltlich, qualitativ allein hätten sie bei der Jugend der eigenen Entwicklung und bei der Unmöglichkeit einer wirklich erschöpfenden Betheiligung der transatlantischen Nationen (wie sie beispielsweise den Wiener Grätenleviathan zu einer ebenso grandiosen wie vollständigen Schatzkammer moderner Industrieleistungen machte), zu sehr den Kürzeren ziehen müssen, als daß sie den, ihnen von der Natur und der Art des eigenen Landes ertheilten Hinweis auf das Grenzlose, Groteske nicht hätten berücksichtigen sollen. Und diesen Standpunkt wird denn auch der Europäer, zumal derjenige, der frühere Weltausstellungen gesehen hat, nicht aus den Augen verlieren dürfen, wenn es sich für ihn darum handeln wird, das große americanische Völkerschauspiel zu beurtheilen und demselben an sich, wie im Vergleich den immerhin einzigen Platz anzuweisen, den es unter den sechs bisher in die Blätter der Geschichte verzeichneten Veranstaltungen dieser Art zu beanspruchen hat!

Literatur und Kunst.

Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung.

Auf die vorstehende Frage in diesen Blättern noch einmal zurückzukommen, veranlaßt mich zunächst der hier in Nr. 20 und 21 dasselbe Thema behandelnde Aufsatz des Herrn Professors S. Mähly in Basel; aber um so mehr, als in diesem Aufsatz die bekannte Berliner orthographische Konferenz gar nicht erwähnt und berücksichtigt ist, benutze ich zugleich die Gelegenheit, zwei hergebrachte Schriften in das Bereich der Besprechung zu ziehen. Die Titel derselben lauten:

„Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Gymnasialdirektor Dr. Konrad Duden, Mitglied der Konferenz“ (Leipzig, Teubner, 95 S.) — und:

„Die Ergebnisse der zu Berlin vom 4. bis 15. Januar 1876 abgehaltenen orthographischen Konferenz beleuchtet von Prof. Dr. G. Michaelis.“ (Berlin, Verlag von Barthel & Comp. 107 S.)

Ein drittes Schriftchen:

„Gesprächlein über die Beschlüsse der Berliner orthographischen Konferenz“ (.) manchen zur Belehrung, andern zum Trost“ (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses)

sei wenigstens noch der Seltsamkeit halber erwähnt, mit der die eigne Verlagsbuchhandlung sich über dasselbe ausdrückt.

Auf der vorletzten Seite (21) des Büchleins heißt es: „Werner: Schreib unser Gespräch auf. Laß es drucken. Paulsen: Wer soll das drucken? Ich habe kein Geld. Und umsonst verlegt's mir auch keiner. Ja, wenn ich einen berühmten Namen hätte! wer aber kennt den alten Paulsen. (?)“

W. Versuch's doch mal. Schreib's nur auf und schick es dann an dieselbe Buchhandlung, in der die Verhandlungen der Konferenz gedruckt sind. Sieh hier: Buchhandlung des Waisenhauses in Halle. Vielleicht nimmt sie sich deines Werkes an.

P. Meinst du?

W. Warum denn nicht. (?) Unterstreiche auch die Stelle von den Kindern, die so viel arbeiten müssen; das macht bei einer Waisenhausbuchhandlung vielleicht einen günstigen Eindruck. Aber bei Leibe, laß nichts von deiner Vorliebe für die lateinischen Lettern und die kleinen Anfangsbuchstaben merken; das könnte den ganzen Eindruck bei dem Publikum verderben“ u. s. w.

In einer Nachschrift erklärt dann die Verlagsbuchhandlung, sie habe den so vertrauensvoll an sie gerichteten Wunsch nicht abschlagen mögen und habe das Gespräch zum Abdruck gebracht; nur ein paar Blätter habe sie bei Seite gelegt, da der Inhalt theils wenig mit dem Thema zu thun gehabt, theils sich in Ausdrücken bewegt, welche ihr, der Verlagsbuchhandlung, nicht ziemlich erschienen. „Im übrigen“ — fährt sie fort — „konnte das Werkchen unverändert bleiben. Augenscheinlich hat der Verfasser die orthographischen Fragen mit Interesse und Verständnis verfolgt, wenngleich ihm die Kenntnis der neuern Literatur in der „Gegenwart“, der „Rundschau“, dem „Daheim“ u. s. w. zu fehlen scheint. Die Schriften waren ihm wohl in seinem kleinen Städtchen nicht zugänglich. Uebrigens ist seine Arbeit auch nur für ganz einfache Leute bestimmt, die ihm diese Unkenntnis wohl nachsehen.“

Für die Leser der „Gegenwart“ ist also das Büchlein Nichts. Das brauche ich, nachdem es die eigene Verlagsbuchhandlung so unumwunden ausgesprochen, nicht zu wiederholen; aber zur Ergözung für die Leser halte ich die obige Mittheilung doch geeignet, da das sich darin befindende Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger wohl zu den größten Seltenheiten und jedenfalls zu den befremdendsten Seltsamkeiten gehören dürfte.

Doch ich wende mich nun zu dem eigentlichen Gegenstande. Obgleich ich die Leser der „Gegenwart“ aus frühern Abhandlungen (s. z. B. die letzte in Nr. 18) mit meiner Stellung zur orthographischen Frage wohl als bekannt voraussetzen darf, so glaube ich doch die hauptsächlichsten Gesichtspunkte hier noch einmal übersichtlich in möglichster Kürze angeben zu sollen:

1) In dem deutschen Volke ist der Wunsch und das Verlangen nach einer möglichst einheitlichen Feststellung unserer Rechtschreibung lebendig.

2) Ueber die meisten, wichtigsten und wesentlichsten Punkte unserer Rechtschreibung herrschen bereits im Volke allgemein anerkannte Feststellungen.

Freilich finden sich auch hier bei Einzelnen, namentlich in den Schriften der Germanisten einerseits und andererseits der reinen Phonetiker oder (nach der treffenden Bezeichnung von Scherr) der Fi-Orthographen verschiedenartige Abweichungen,

hier die eine, dort die andere; aber diese Abweichungen sind so gut wie verschwindend gegenüber dem allgemeinen Gebrauch und gelten der großen Gesamtheit, so weit sie davon überhaupt Kenntnis hat oder nimmt, mehr oder minder als zu belächelnde oder kaum zu beachtende Sonderbarkeiten und Schrullen einzelner Gelehrten, wie denn diese oft auch bereitwillig darauf verzichten in Schriften und Aufsätzen, die für eine größere Gesamtheit berechnet sind (vgl. was Duden in „seiner“ Deutschen Rechtschreibung S. 32 ff. über die egyptische Rechtschreibung für die Gelehrten und die „ägyptische“ für das Volk sagt).

An das, wenn man von diesen einzelnen Abweichungen absieht, im allgemeinen Gebrauch bereits feststehende sollte durchaus nicht gerüttelt und geschüttelt werden, da dadurch die einheitliche Rechtschreibung nicht gefördert, sondern nur geschädigt werden kann.

3) Manches früher feststehende ist durch unbefugtes Rütteln und Schütteln von dieser und jener Seite allmählich in's Schwanken gebracht; manches Andere dagegen entbehrt schon von früher her noch der endgültigen Feststellung und eben so manche nachweisliche Lücke in unserer Rechtschreibung einer allgemein anerkannten Ausfüllung.

Hiermit ist das Gebiet angegeben, auf welches nach meiner Ueberzeugung sich die Reform unserer Rechtschreibung zu beschränken hat. Je enger die Feststellungen sich an das Bestehende anschließen, je weniger die Schriftbilder von dem Bisherigen abweichen und fremdartig erscheinen, desto mehr wird man auf allgemeine Annahme rechnen können.

4) Unsere Rechtschreibung beruht nicht auf einem einzigen Princip; das phonetische bildet die Grundlage, aber es ist nicht vollkommen ausgebildet und daher auch nicht streng ausgeführt oder auch nur ausführbar. Dazu würde vor Allem gehören, daß für jeden verschiedenen Laut der Sprache auch wirklich ein eignes Zeichen vorhanden wäre und daß umgekehrt auch jedem Zeichen ausschließlich nur ein einziger Laut entspräche. Beides ist bekanntlich nicht der Fall. Zur Ergänzung und Verbollkommnung aber der auf mangelhafter und unvollkommener Grundlage beruhenden Lautschrift tritt nun in unserer Rechtschreibung sehr erkennbar das Verdeutschungsstreben hervor. Und dies darf nach meiner Anschauung bei allen Feststellungen und Neuerungen neben dem phonetischen Princip nicht außer Augen gesetzt werden. Je deutlicher und unzweideutiger sich ein Schriftbild — ohne zu befremden — dem Auge des Lesers darstellt, je weniger es ihn über die richtige Aussprache und über den damit zu verbindenden Sinn in Zweifel läßt, desto besser und empfehlenswerther erscheint es mir und so scheue ich selbst vor sichern Feststellungen, welche das Lesen und das Verständnis erleichtern, nicht deshalb zurück, weil sie dem Schreibenden Etwas mehr zumuthen; umgekehrt dagegen halte ich jede Aenderung und Neuerung, selbst wenn sie eine Erleichterung und Vereinfachung für die Schreibenden ist, für verwerflich, sobald sie Störungen und Erschwerungen für die Lesenden im Gefolge hat.

Da Dies der Hauptpunkt ist, wodurch ich mich von der Mehrheit der Konferenz und, wie von Duden, auch von Michaelis und Mähly unterscheide und worin ich doch grade die große Gesamtheit des Volkes zu vertreten glaube, so wird es vergönnt sein, hier einige erläuternde Beispiele und Worte anzuführen, obgleich ich Erschöpfendes und Vollständiges hier natürlich weder bieten kann noch will.

Wie man z. B. das Schriftbild Dach auszusprechen hat, ist nicht ohne Weiteres klar. Ist das bekannte Thier gemeint, so verschmilzt in der allgemein üblichen hochdeutschen Aussprache hier das *h* mit dem *s* zu dem Laute *z*; stellt aber das Schriftbild den Genitiv von Dach vor, so wird eben so allgemein in der Aussprache der Laut des *h* von dem des *s* getrennt. Bereits Viele wenden in diesem letztern Falle die verdeutschende Schreibweise Dach's mit dem Apostroph an. Danach habe ich folgende Feststellung in Vorschlag gebracht:

Da *hs* nach einfachen betonten Vokalen in der Regel wie *z* lautet (nach Doppellautern nur in Deichsel, Weichsel *z.*), so hat man vor das Genitiv-*s* bei Substantiven, die auf *h* nach

einfachem betontem Vokal ausgehen, den Apostroph zu setzen (s. das 2. Heft meiner „Vorschläge“ S. 69 und mein „Orthogr. Wörterb.“ S. 24a).

Danach hätte man also z. B. zu setzen: Ach's, Lech's, Stich's, Loch's, Buch's, Geruch's *z.* Durch die allgemeine Annahme dieser von Manchen schon seit lange beobachteten Regel würde allerdings den Schreibenden Etwas mehr zugemuthet; aber unverkennbar würde dadurch das Lesen und die richtige Aussprache erleichtert. Ich habe im 2. Heft meiner „Vorschläge *z.*“ S. 91 darauf hingewiesen, daß gegen die allgemein hochdeutsche Aussprache z. B. der Schweizer F. J. Keithard auf Fuch's einmal Fuchs und ein andres Mal Gegluchs reimt, ferner Bach's und Flach's und eben so der biedre Nürnberger Meister Hans Sachs seinen Namen auf Ungemach's. Ich hätte dazu noch auf den Reim bei H. Heine hinweisen können in den Versen:

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Erhoben wir unsere Hörner,
Entlebigten uns des fränkischen Joch's
Und sangen Lieder von Körner.

(Heine's Sammtl. Werke XVII. 239).

In der Konferenz bin ich mit meinem Vorschlag nicht durchgedrungen; ich habe nur erreicht, daß in den „Verhandlungen der.. Konferenz“ S. 150 der § 40e nun lautet:

„Zur gelegentlichen Unterscheidung von sonst gleich aussehenden Wörtern kann der Apostroph verwendet werden, z. B.: Dach's und Dach's *z.*“

Und Prof. Mähly mißbilligt selbst die Scheidung von Buch's und Buchs (s. hier in Nr. 20 S. 310b). Fast möchte ich, da er im Allgemeinen dem von mir hervorgehobenen Verdeutschungsstreben zustimmt, vermuthen, daß ihn nur seine Schweizer Mundart hindert, den Unterschied beider Wörter in der hochdeutschen Aussprache deutlich wahrzunehmen und anzuerkennen. Wenn er gleich darauf meint, ich ließe vom Schaf die Form hä't (= häet) gelten, aber nicht vom Bauer die Form jä't (= jäet), so beruht das auf einem Irrthum. Ich habe vielmehr im „Orthogr. Wörterb.“ S. 120a ausdrücklich gesagt:

„säen *v.*: ich säe, du säest, er säet *z.*, säete *z.*, säend *z.*, gesäet *z.*; beim seltenen Wegfall des e mit Apostroph: sä'n, ich sä' *z.*“

Wenn dagegen Prof. Mähly auch ohne Apostroph zulassen will: hän, fän, fät *z.*, so verstößt Das meiner Ansicht nach (s. meine „Vorschläge *z.*“ II 69 ff.) gegen das Uebliche und zugleich gegen die sorgsamere Aussprache, die in solchen Formen der Elision noch immer ein — wenn auch sehr schwach, wie das hebräische Sch'wa lautendes — e hören läßt. Doch mag Dies, wie so manches Andere hier auf sich beruhen. Dagegen will ich noch erwähnen, daß ich von dem Apostroph bei Eigennamen zur Verdeutschung einen ausgedehnteren Gebrauch mache als die Mehrheit der Konferenz festgesetzt. Diese will „nach dem Gesetz der Sparbarkeit“ (s. Verhandlungen der Konferenz S. 78) den Apostroph nur im Genitiv von Namen anwenden, die nicht die Anhängung eines *s* in diesem Kasus zulassen. Ich dagegen, der ich eine solche „Sparbarkeit“ durchaus nicht als „Gesetz“ anerkenne, sondern im Gegentheil auf die möglichste Klarheit und Deutlichkeit Nachdruck lege, fordere den Apostroph auch vor dem Genitiv-*s* und vor dem in der Objektbildung auftretenden *sch* (s. meine „Vorschläge *z.*“ I 30), also z. B.: Judas' Verrath und Juda's Leiden; Jacobs' Arbeit und Jacob's Arbeit; die Jacobs'sche Arbeit, die Jacob'sche Arbeit; die A. W. Schlegel'sche Uebersetzung; das Schulze'sche Haus; das Jakobi'sche Geschäft *u. s. w.* Es scheint mir eine übel angebrachte Sparbarkeit, hier die Deutlichkeit zu verringern durch die Weglassung aller Apostrophe außer bei Judas' und Jacobs'.

Aus Rücksicht auf den Raum muß ich darauf verzichten, weitere Beispiele dafür zu geben, wie ich in meinen Vorschlägen überall die Deutlichkeit und Klarheit für die Leser höher stelle als die Ersparung einiger Zeichen für die Schreibenden. Hoffentlich aber genügt auch schon das Angegebene. Ich wende mich nun im Gegensatz dazu zur Darlegung einiger Punkte, in denen

mir die Mehrheit der Konferenz nebst Prof. Michaelis und Mähly die Rücksicht auf die Lesenden über Gebühr außer Augen gesetzt zu haben scheinen. Sämtlich freilich erkennen sie grundsätzlich das von mir hervorgehobene Verdeutlichungsstreben und die Berechtigung des im allgemeinen Gebrauch feststehenden an, aber bei der Ausführung im Einzelnen sind sie, will es mir scheinen, den anerkannten Grundsätzen nicht ganz treu geblieben.

Prof. Mähly z. B., der sich hier in Nr. 21 ganz besonders gegen die von dem schweizerischen „Lererkerein“ vertretene Orthographie erklärt, stimmt doch mit demselben (S. 333 b) für die „Beschränkung der Majuskeln auf den Anfang des Satzes, auf Eigennamen und auf besonders betonte Wörter“, ohne sich zu verhehlen, daß Dies nicht konsequent scheinen werde, „nachdem er dem Sanders'schen Verdeutlichungsstreben oben das Wort geredet“. So weit gehen augenblicklich freilich weder Duden's noch Michaelis' Vorschläge, aber ihre Wünsche für die Zukunft stimmen damit überein, s. des Lektors oben genannte Schrift S. 94 und des Erstern „Deutsche Rechtschreibung“ S. 61 § 60, wo es heißt:

„Die Verwendung großer Anfangsbuchstaben für die Substantiva und für alle Wörter, welche substantivische Geltung annehmen, ist aber jetzt so allgemein, daß sie nicht mit einem Schläge abgeschafft werden kann u. s. w. Die von der Mehrheit der Konferenz zunächst beschlossene Beschränkung der Majuskeln ist eben nur ein erster Schritt, den also Diejenigen nicht zu harmlos auffassen dürfen, welche mit uns in dem Großschreiben der substantivischen Wörter eine willkommene Verdeutlichung und einen wesentlichen Vorzug unserer Schrift erblicken und welche nicht mit Duden (s. seine „Rechtschreibung“ S. 37) „allmählich Eins nach dem Andern in das Bereich des Schwankenden hineinziehen“ wollen, sondern eben eine möglichst baldige einheitliche Feststellung erstreben.

In Bezug auf die Dehnungsbuchstaben aber hat bekanntlich die Mehrheit der „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung“ berufenen Konferenz das bisher im allgemeinen Gebrauch unerschütterte Feststehende zu erschüttern begonnen durch den Beschluß, die Dehnungsbuchstaben nach a, o, u und deren Umlauten fast ganz zu beseitigen. Der Erkenntnis, daß ein solcher Umsturz des Bestehenden — der dazu noch nachweislich, selbst vom phonetischen Standpunkt aus, in vielen Fällen keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung unserer Rechtschreibung ist — im Volke auf heftigen Widerspruch stoßen würde und müßte, konnte sich selbst die Mehrheit nicht verschließen und eben deshalb faßte sie dann noch für diesen vorauszu sehenden Fall einen andern Beschluß, dem sich freilich Duden mit noch vier Mitgliedern nicht anschloß. Eben so leicht war aber vorauszu sehen, daß, wenn der erste Beschluß durchdränge, man auf der abschüssigen Bahn hier nicht stehen bleiben könne und würde. Wer sich über alle zu berücksichtigenden Verhältnisse so weit hinwegsetzen zu können glaubt, daß er künftig hin z. B. zu schreiben beschließt: Al statt des bisherigen Aal; ferner: Ale statt Aale und Ahle; Als statt Aal und Aals; alt statt alt und aalt; alte statt alte und aalte u.; ferner: As für Aas und As u.; ferner z. B.: anst, ant, ante, anden, Andung für: ahnst, ahnt, ahnte, ahnden, Ahndung u., von Dem muß es fast befremden, daß er in Ahn, Ahnfrau u. das h bewahrt wissen will und ferner z. B. nach e in Mehl und darum dann auch z. B. in Mühle und mahlen. Warum denn nicht auch gleich Mel und demgemäß dann auch Mäile und malen, ohne Unterscheidung für Müller und Maler? Warum denn nicht z. B. auch für Beere und Gehe ohne Dehnungsbuchstaben Vere und Gere? Daß freilich z. B. dann Zusammensetzungen, wie Malbeere, Malgehe u., in der Form Albere, Algere dem Leser sehr befremdlich erscheinen, ihn auch vielleicht zu falscher Aussprache verführen und das Verständnis erschweren werden, über dgl. bisher freilich in unserer Rechtschreibung sorgfältig beachtete Punkte hat man sich ja eben schon hinwegsetzen zu können geglaubt.

In der That laufen die „Verbesserungsvorschläge“, mit denen Duden seine „Zukunftorthographie“ versehen hat (s. dort

den Anhang S. 85 ff.), darauf hinaus, auch nach dem e die Dehnungsbuchstaben vollständig zu beseitigen und zu einem ähnlichen Ergebnis war Prof. Michaelis schon in seinen „Vorschlägen zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung“ (1874) gelangt (vgl. in seiner neuesten Schrift S. 37 ff.), nur daß er doch etwas behutsamer und vorsichtiger zu Werke geht, indem er das betonte e durch Doppel-e bezeichnet wissen will oder in lateinischer Schrift (warum nicht auch in deutscher?) durch einen darüber gesetzten Circumflex im Auslaut (also z. B. Alee, Allee u.), ferner in Geest, (Galeere), Krakeel, (Kameel), Kaneel, Paneel. Bei Duden vermiße ich hierüber jede Auskunft und ich weiß daher nicht, ob er in der That dem Leser zumuthen will, z. B. bei den Schriftbildern Allee, Arme, Krakel je nach dem Sinne zu entscheiden, ob der Ton auf die erste oder auf die zweite Silbe zu legen sei. Vgl. z. B. das Schriftbild Fels, von dem nach der Michaelis'schen und Duden'schen Schreibweise der Leser, ehe er es richtig ausspricht, wissen muß, ob das altbekannte Wort gemeint sei oder der Genitiv von Fehle u. und ferner die oben erwähnten Schriftbilder: Albere, Algere u. Aehnl. m. Ich muß wiederholt sagen, daß die bloße Beseitigung der Dehnungsbuchstaben in unserer Rechtschreibung keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung wäre. Anders freilich gestaltete sich die Frage, wenn man für den Ersatz durch ein Dehnungszeichen auf allgemeine Annahme rechnen dürfte, also z. B. (s. o.): Als und Aal; alt und ält; änst, änden, Anfrau u.; Allee und Allee; Arme und Armē u.; Fels und Fēls u.; Albere, Algere; entert und entērt, (vgl. beert, geert u.); Hans und Hāns; Hängematte und Hängesecht u. Die ungewohnten und befremdenden Schriftbilder müßte freilich immer noch auch hier der Leser in den Kauf nehmen, aber die Aussprachebezeichnung würde nicht nur Nichts einbüßen, sondern könnte selbst noch genauer und umfassender sein als die bisherige, vgl. z. B. hart und härt u. Aehnl. m. Dürfte und könnte man sich, der allgemeinen Zustimmung gewiß, zu einem solchen Auskunftsmittel entschließen, so könnten und müßten natürlich auch beim i die verschiedenen bisherigen Dehnungsbezeichnungen fortfallen. An dem i aber zu rütteln, hat sich Duden nicht entschließen können, wohl aber Michaelis (s. seine „Vorschläge“ S. 6—9 und seine neueste Schrift S. 29—36); doch handelt es sich bei ihm nicht um eine Beseitigung der Dehnungsbuchstaben, sondern nur um eine neue Vermirrung hervorrufoende Grenzverschiebung, wonach er z. B. geschrieben wissen will die, aber diser; Kiel des Schiffs, aber Kiel der Feder; fiel, aber vil u. Aehnl. m. Auf allgemeine Annahme, glaube ich, wird der Verfasser selbst wohl schwerlich gerechnet haben und ich gehe daher hier nicht weiter darauf ein, wie ich denn überhaupt in diesem Aufsatze nur einzelne Hauptpunkte berühren, Nichts erschöpfen wollte. Doch möchte ich nicht schließen, ohne eine Verbesserung des Prof. Mähly dankend anerkannt zu haben. Die in meinem „Orthographischen Wörterbuch“ angegebene Bezeichnung der Aussprache von Aktie durch ätje ist eben nur eine annähernde; genauer lautet sie allerdings: ättje oder ättje.

Altstreitig.

Daniel Sanders.

Im Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolf Gottschall.
Drei Bände. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1876.

Sobald ein neues Werk von Rudolf Gottschall auf dem Büchermarkt erscheint, macht sich immer wieder das Gefühl des Erstaunens über die unglaubliche Thätigkeit geltend, welche dieser Schriftsteller in seiner dreifachen Stellung als Redacteur, Kritiker und Dichter entwickelt. Eine so vielseitige Wirksamkeit würde sich bei jedem Andern nur durch eine künstliche Ueberreizung erzwingen lassen, die eine desto größere Abspannung zur unausbleiblichen Folge haben müßte. Bei Gottschall scheint jedoch

diese verschiedenartige Production durchaus der natürlichen Kraft zu entsprechen, da sie bis jetzt ohne eine bemerkenswerthe schädliche Reaction geblieben ist. Wenn auch manche seiner Leistungen mehr durch technische Virtuosität, als durch künstlerische Originalität ausgezeichnet sind, so weist doch eine so nachhaltige Freudigkeit des Schaffens auf einen unvergleichlichen Fleiß und eine geistige Frische hin, der die Gedanken und Bilder von allen Seiten zufließen. Gottschall hat in seinen lyrischen Sammlungen, seinen erzählenden Dichtungen, sowie in seinen Dramen gleich Beachtenswerthes geliefert, und es läßt sich kaum nachweisen, auf welchem Gebiete des dichterischen Schaffens sich sein Pegasus am behaglichsten fühlt. Allein diese geistige Beweglichkeit muß, so sehr sie auch dem deutschen Bedürfnis der Vielseitigkeit entspricht, im höheren Sinne als ein Fehler, nämlich als ein Mangel an dichterischer Concentration, bezeichnet werden. Gottschall hat die bestimmte dichterische Form, in welcher seine Weltanschauung zu ihrer vollständigen Ausprägung kommt, nicht gefunden, sondern versucht sich bald auf diesem und bald auf jenem Gebiete, ohne uns jedoch von der inneren Nothwendigkeit für die Wahl der jedesmaligen poetischen Gattung überzeugen zu können. Wir erfreuen uns an seiner glänzenden Phantasie, an der stürmischen Begeisterung seiner Muse für die idealen Interessen der Menschheit, wir wissen, daß er sein Kunstwerk durchaus mit den Mitteln einer rühmenswerthen Technik aufbaut und in der formellen Darstellung oft eine ungewöhnliche Pracht entfaltet, aber wir haben auch stets die Empfindung, daß dieses frische Talent bei größerer Vertiefung in eine einseitige Richtung zu noch größerer Bedeutung, zu einer packenderen Originalität hätte gelangen müssen.

Ein solcher Tadel schließt freilich, ebenso wie jener gegen Hannibal erhobene Vorwurf, daß er nicht Rom erobert habe, zugleich eine reich bemessene Anerkennung ein, und es ist selbstverständlich, daß bei der Zersplitterung eines wirklich bedeutenden Talentes auch im Einzelnen immer noch mehr herauskommen muß, als bei den Versuchen des stümpernden Dilettantismus sich in einer engen Sphäre auszuzeichnen. Aber der Drang nach erschöpfender Allseitigkeit, welcher ein so kostbarer Edelstein in dem Diadem der deutschen Bildung ist, erweist sich für unsere Kunst oft als eine verhängnißvolle Danaergabe und hemmt jenes energische Zusammenraffen, welches mit eiserner Consequenz ein fest gestecktes Ziel verfolgt und von den griechischen Tragikern bis zu dem modernen französischen Theater eine so wesentliche Voraussetzung für jede tonangebende Bedeutung gewesen ist.

Für die dichterische Form des Romans schien Gottschall bisher nur eine geringe Sympathie zu besitzen, offenbar weil hier die Gefahr der prosaischen Verlandung, sowohl nach der Seite des stofflich Brückelnden wie des äußerlich Tendenzlösen, eine größere ist, als bei denjenigen poetischen Gattungen, die schon wegen ihres formellen Charakters die Dichtung in eine ideale Sphäre versetzen und die Talentlosigkeit abschrecken müssen. Auch unsere besten Romane sind nicht von Ausführungen frei, die in ihrer trockenen Verständigkeit aus der Kunst durchaus herausfallen, und weder die idealen, noch die realen Richtungen des deutschen Romans haben diese Klippe glücklich zu umschiffen gewußt. Wenn wir in einem so vorzüglichen Gedankenepos, wie den „Ritter vom Geist“, den kunstvollen Verschlingungen der Gutzkow'schen Dialektik bei der Erörterung von wissenschaftlichen Tagesfragen folgen, so stehen wir ebenso unzweifelhaft nicht am Altar, sondern an der Schwelle des Kunsttempels, wie bei den oft in's Kleinliche gehenden Ausmalungen, in welchen sich die realistische Tüchtigkeit eines Frehtag gefällt. In beiden Fällen fehlt der Zauber der dichterischen Stimmung, welcher die Saiten des Gemüths in Schwingungen versetzt. Doch sind dies nur einzelne Stellen, bei denen ein hervorragendes dichterisches Talent schläft, und der Rang eines Kunstwerks bleibt im Uebrigen gewahrt. Schlimmer wird die Sache, wenn die Form des Romans einen Poeten, der uns sonst lieb geworden ist, durchweg zur Flüchtigkeit und zum Verleugnen der dichterischen Ader verführt, wie es z. B. Julius Große in seinem Roman „Daponte und Mozart“ begegnet ist, der aus zusammengeschweiften Me-

moiren besteht und den Dichter der „Gundel vom Königssee“ kaum noch erkennen läßt. In solchen Fällen sehnt man sich freilich nach den reinen Accorden einer idealen Kunst und möchte mit Gottschall von einer „Poesie im Schlafrock“ sprechen.

Doch bleibt der Roman neben der Bühnendichtung die populärste Form, die dem modernen Autor zu Gebote steht, und es wäre unbillig nur den untergeordneten Talenten eine so unmittelbare Verbindung mit der Leservelt gestatten zu wollen, wie sie gerade diese Gattung gewährt, obwohl schon Schiller den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters genannt hat. Immerhin wird der Roman mit Recht das Epos der Neuzeit genannt und kann erst dann von seiner durchgreifenden Wirkung auf das Geistesleben der Gegenwart etwas einbüßen, wenn es gelungen sein wird, für die moderne epische Dichtung eine künstlerische Form von der Strenge zu entdecken, wie sie Wilhelm Jordan für seine Nachbildung der Nibelungen Sage in so classischer Weise zur Anwendung gebracht hat.

Bei der modernen Richtung, welche sowohl der Kenner wie der Dichter Gottschall einzuschlagen pflügt, konnte man erwarten, daß er den historischen Roman, dessen Gebiet er zum ersten Male betritt, nicht in dem Sinne einer antiquarischen Gelehrsamkeit auffassen werde, welche für den eigenthümlichen Zauber des dichterischen Kunstwerks kein Verständnis besitzt und zwischen den lebensvollen Gestalten der Phantasie und den trüben Schatten der Reflexion nicht zu unterscheiden vermag. Mit Recht durfte man annehmen, daß Gottschall dem Genius der Vergangenheit so weit hulldigen werde, als sich in ihm eine geistesverwandte Beziehung zur unmittelbaren Gegenwart ausdrückt. In der That gehört auch „Im Banne des schwarzen Adlers“ dem Gebiete des historischen Tendenzromanes an, welchen Heinrich König in so meisterhafter Weise zur künstlerischen Vollendung gebracht hat. Aber wie auch der Verfasser der „Hohen Braut“ und der „Klubbisten in Mainz“ den Vorwurf einer äußerlichen Tendenz zurückweisen kann, indem er dieselbe nur in dem Sinne einer Wiederpiegelung der Gegenwart durch die Vergangenheit auffaßt, so weiß auch Gottschall durch ähnliche Beziehungen, für welche unsere Zeit von selbst interessante Parallelen bietet, seiner Dichtung eine größere Theilnahme von Seiten des modernen Lesers zuzuwenden, zugleich aber auch die Tendenz in organischer Weise dem Stoffe zu vermählen.

Es ist als eine Grundregel für den historischen Roman zu betrachten, daß derselbe zu seinem Helden keine geschichtliche Figur, sondern eine frei erfundene Person haben muß, die, in eine zurückliegende Epoche versetzt, durch die beglaubigten Vorgänge und die episodisch auftretenden historischen Figuren seine allseitige Beleuchtung empfängt. In Gottschalls Roman, der unmittelbar vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen und zur Zeit des ersten schlesischen Krieges spielt, ist dieser Held der schlesische Landjunker Arthur von Seidlitz. Wir finden seine Familie bei dem Beginn der Dichtung im Proceß liegen mit seinen Tanten, den Fräulein von Bogarell, die im Domviertel zu Breslau wohnen, wegen eines zu ihren Gunsten erschlichenen Testamentes über das Besitzthum des verstorbenen Grafen Reichembach. Seidlitz kehrt nach längerer Abwesenheit auf seinem väterlichen Gute wieder bei den Domtanten ein und findet bei ihnen seine Cousine Isabella von Bogarell, die während der Zeit seines Fernseins aus einer harmlosen Jugendgespielin eine stolze Schönheit geworden ist. Man gibt dem Junker den Rath, seine schöne Cousine frischweg zu heirathen und auf diese Weise die früher befreundeten Familien aus dem gehässigen Zwiespalt zur Versöhnung zu führen. Doch hat er noch kein Zeichen liebevoller Zuneigung von ihr erhalten, und er selbst ist mit seinem freien Sinne verständnißlos für diesen kirchlichen Kreis des Fühlens und Denkens, welcher auch für seine Cousine maßgebend ist. Die Zeit muß es lehren, ob sich diese beiden Herzen verstehen und zu dauerndem Bunde an einander schließen können.

Daß dies nicht geschehe, ist die eifrigste Sorge des Vater Maurus, der in dem Hause der Domtanten einen großen Einfluß ausübt und nicht nur die schöne Isabella für das Kloster

zu gewinnen, sondern auch das bedeutende Vermögen der Bogarell dem Orden Jesu zuzuwenden sucht. Zunächst bemüht sich der schlaue Jesuit den Junker zu verdächtigen. Arthur von Seidlig hatte bei der abendlichen Heimkehr von dem erwähnten Besuche bei den Tanten ein junges Weib sich von der Sandbrücke in die Oderfluthen stürzen sehen und dem feuchten Grabe seine schon gewisse Beute entrißen. Die Gerettete ist die Schauspielerin Marie, eine zarte Mädchenblume, der das Herz brach, als ihr Bräutigam, der Oberamtsassessor Sigismund von Reideburg, ein kalter Egoist, sie verließ und seine Verlobung mit der Nichte des Oberhändlers der Stadt öffentlich erklärte.

Mit brüderlicher Fürsorge nimmt sich unser Held des unglücklichen Mädchens an, gibt die in Folge des Sturzes in den Strom schwer Erkrankte in Pflege und sucht sie mit der Welt wieder zu versöhnen. Diesen hochherzigen Ritterdienst weiß der dämonische Priester seinen Zwecken dienlich zu machen, indem er Marie als die heimliche Liebe des Junkers ausgibt, der nun natürlich eine ihm unerklärliche Kälte und Zurückhaltung bei seinen Verwandten findet. In dem Hause, welches für Marie ein Zufluchtsort geworden, entdeckte Maurus auch durch die List eines verkommenen Subjectes, das ihm bei seinen jesuitischen Unternehmungen Hülfsdienste leistete, einen längst begehrten Reker, den Schwemfelder Pfarrer Emanuel, einen ehrwürdigen Greis. Die Schwemfeldianer bildeten eine Secte, die die Ideen der Reformation im Sinne einer mythischen Schwärmerei weiterzubilden suchte und nach mannigfachen Verfolgungen in America eine Zufluchtsstätte fand. Auch Emanuel wurde von den jesuitischen Epäbern in Böhmen verfolgt und mußte über das Gebirge nach Schlessien fliehen, wo er nun vom Pater Maurus aufgespürt und verhaftet wurde. Marie selbst kann aber auch nach der Genesung den Frieden des Gemüths nicht finden. Sie verläßt den Schutz ihres edelmüthigen Freundes, erscheint als ungeladener Gast auf dem Verlobungsfeste des Assessors und wirft dem verrätherischen Geliebten den treulos gespendeten Ring vor die Füße, um dann wieder, heimatlos und verlassen, ihrem wechselvollen Schicksale entgegenzueilen.

So weit reicht die Erzählung des ersten Buches. Die Einführung der einzelnen Charaktere ist von Gottschall mit geschickter Hand bewirkt worden, und die verschiedenen Fäden der Handlung sind zu einem kunstvollen Gewebe in einander geschlungen. Von den beiden Domtanten steht Ursula mit ihrem mürrischen abgestorbenen Wesen im Gegensatz zu der lebenswürdigen Gutherzigkeit der Sidonie, die mit ihrer drolligen Vorliebe für die Thierwelt wie eine Caricatur des alten Geheimraths von Harder aus den „Rittern vom Geist“ erscheint. Isabella ist eine stolze Schönheit von der idealen Strenge der Corneille'schen Frauengestalten, aber die Blüthen frühlichen Jugendübermuths sind abgefallen, als sich der Mephistau des dumpfen Katholicismus auf sie herabsenkte, der sich in der Person des Pater Maurus in das Haus der Bogarell einschlich, und mit marmorner Kälte steht sie den süßeren Empfindungen hingebender Liebe gegenüber. Im vollen Gegensatz zu Isabella steht die bleiche unglückliche Marie, die ganz hingebende Schwärmerin ist und ihre überströmende Empfindung an einen Unwürdigen verschwendet hat. Reideburg ist der herzlose Carrieremacher, von anscheinender Biederkeit, hochfahrend gegen die Untergebenen, kriechend gegen die Vorgesetzten, eine gemeine Natur, die ihr Glück schon machen wird, wenn auch die Verlobung mit Hedwig Gutzmar durch jenes unvollkommene Dazwischentreten Mariens zunächst aufgelöst ist. Wie eine ehrwürdige Ruine tritt uns der Schwemfelder Pfarrer als vorzeitiger Verkünder einer unbegriffenen Humanität entgegen, dessen herzugewinnender Edelstinn von der schnöden Welt als verwerflich gebrandmarkt wird und dem fanatischen Rekerichter Maurus Gelegenheit zu beständigen Verfolgungen gibt. Die pantheistische Naturandacht des edlen Greises findet in einer schwungvollen Schilderung der Winterlandschaft des schlessischen Gebirges, über welches der Greis floh, ihren begeisterten Ausdruck. Ein interessanter Typus ist das Factotum des Jesuitenpaters Maurus, Athanasius. Der verschlagene Bursche war von slavisch-deutscher Abstammung und hatte sich

durch seinen Fleiß aus einer niederen Bauernhütte zu einem unentbehrlichen Gehilfen des Jesuitenpaters emporgearbeitet. Nicht ganz originell, aber doch von fesselnder Charakteristik ist der dicke Hans Leopold von Schweinichen, der zwar den Dickwanst von Gastheap als lieben Vetter und unerreichtes Vorbild begrüßen muß, sich aber später durch seine thatkräftige Energie vortheilhaft von Shakespeares Falstaff unterscheidet. Auf dem jesuitisch zerfressenen Boden Schlessiens droht Schweinichen den moralischen Gefahren eines faulen Friedens zu erliegen, aber als später die Kriegstrompete ertönt, tritt er begeistert unter Friedrichs Fahnen, setzt nicht, wie jener Humorist des englischen Dichters, auch auf dem Schlachtfelde seine Scherze fort, sondern nimmt ehrenvollen Antheil an den Lorbern, welche die Stirn des jungen Preußenkönigs zieren. Der Held des Romans, Arthur von Seidlig, steht allerdings im Mittelpunkte der Dichtung und dient zur Verkörperung der durch die Dichtung verherrlichten Idee des aufstrebenden Preußens; aber er hat nicht den individuellen Reiz und die plastische Bestimmtheit mancher Nebenfiguren. Er ist eine liebenswürdige, trotz aller Idealität männliche Natur, er ist von vornherein fertig und macht keine besondere innere Entwicklung durch.

Der Aufenthalt, welchen Seidlig in Breslau nimmt, bildet nur eine Zwischenstation auf der Reise nach Rheinsberg, wohin ihn Friedrichs hell aufgehendes Gestirn zieht, und wo er durch seine Tante, die Oberhofmeisterin von Ratsch, in das geniale Treiben des preussischen Kronprinzen und seiner Freunde eingeführt zu werden hofft. Das Leben in dem märkischen Tusculum hat Gottschall mit geistreicher Feinheit geschildert, und manches Genrebild ist mit Watteau'scher Eleganz entworfen. Hier herrscht viel Duft und Sonnenschein, ländliche Lust und gefelliges Behagen, fröhliches Gelächter und heimliches verliebtes Gefose, während doch zugleich der Ernst des Lebens betont wird, und wir oft fern tönende Trommelwirbel zu hören glauben, als Vorboten einer strengen, dem Dienst der Waffen geweihten Zeit. Um den hochstrebenden Friedrich, welcher der Doppelkrone, als Denker und Dichter, bald das Königsdiadem hinzufügen soll, gruppieren sich im bunten Wechsel anmuthige Paare von Hofdamen und Cavalieren. Selbst ein Hamburger Kaufmannsohn wie Bielefeld vergißt die Canäle und Fleete seiner Vaterstadt und macht im Umgang mit der graziosen Frau von Morien, seiner Lehrerin in der Kunst des geselligen Verkehrs alle Ehre, während der quecksilberne Herr von Reyslering der schwärmerischen, wie aus Mondschein und Blumenduft gewobenen Frau von Brandt seine Ritterdienste leiht. Bei einem ländlichen Feste lernt Arthur, zunächst im verführerischen Maskenkleide als Nymphe der Wasserfälle, Agnes von Walmoden, ein reizendes Hoffräulein, kennen, deren bezauberndes Bild nicht mehr von ihm weicht. So sehr sich auch die Erinnerung an die Jugendgepielin seines schlessischen Heimatlandes zwischen Beide drängt, so fühlt sich doch Arthur von Seidlig zu dem anmuthigen Mädchen, das mit feinsten Bildung eine begeisterte Verehrung für den Kronprinzen verbindet, ungleich stärker hingezogen, als zu der unnahbaren Strenge Isabellens.

Manche Erfindung besitzt den vollen Reiz einer Lustspiel-scene, so wenn Frau von Morien, dem beständigen Verlangen Bielefelds nach ihren Lippen nachgebend, ihm unter der Bedingung die Gunst eines Kusses gewähren will, daß er den Zweck der abendlichen Sitzungen auskundschaftet, welche der Prinz und andere Mitglieder eines geheimen Bundes im Schlosse zu veranstalten pflegen. Bielefeld erfindet, um an das lang ersehnte Ziel zu gelangen, schnell eine haarsträubende Geschichte von einer furchtbaren Verschwörung, welche den König stürzen und den Kronprinzen an seine Stelle setzen soll. Während Bielefeld den versprochenen Lohn glücklich erhält, eröffnet Frau von Brandt, welche zufällig die Lauscherin gespielt hatte, in einem nächtlichen Stellbuchein dem von ihr abgöttisch verehrten Kronprinzen den vermeintlichen Verrath des geheimen Bundes, wird aber natürlich von diesem ausgelacht und fällt in dieser Gemüthsstimmung tiefster Beschämung dem Minnewerben des Herrn von Reyslering zum Opfer. Aber auch den Berliner Hof hatten die Situn-

gen, welche die harmlosen Ritter des Bahardordens abhielten, zur Nachforschung gereizt, und ein gelehrter Kauz, der Doctor Morgenstern, sollte die Rolle eines Spions spielen. Frau von Ratsch hatte die Einführung des Doctors in das Schloß übernommen, bediente sich jedoch zu diesem Zweck unseres Helden, dessen Liebe zu Agnes von Walmoden sie nur dann geheim zu halten versprach, wenn Arthur von Seidlitz den Berliner Spion in die Gemächer des Schlosses leiten würde. Bei einer Sitzung des Bahardordens wird der drollige Doctor unter einem Tische entdeckt, muß die hülfreichen Hände, die ihn hierher geführt, bezeichnen und verwickelt dadurch den schlesischen Junker in einen um so schlimmeren Verdacht, als Seidlitz zunächst keine Möglichkeit sieht, sich von demselben zu reinigen. Er vermag es ebenso wenig den sarkastischen Spott des Prinzen, wie den zweifelnden Blick der Geliebten zu ertragen, und mit blutendem Herzen verläßt er Rheinsberg, fest entschlossen, durch Thaten zu beweisen, daß er der Günst Friedrichs und der Liebe seiner Agnes nicht unwürdig sei.

Die Gelegenheit hierzu sollte ihm früher geboten werden, als es seine freudigsten Hoffnungen möglich erscheinen ließen. Friedrich bestieg den Königsthron und erneuerte die Ansprüche auf die alten schlesischen Besitztümer. Arthur von Seidlitz war seit seiner Rückkehr von Rheinsberg einige Zeit auf seinem väterlichen Gute gewesen, wo er von seiner Familie beständig bestürmt wurde, dem noch immer nicht entschiedenen Proceß durch eine Verlobung mit Isabella von Bogarell ein Ende zu machen. Nun kehrt er nach Breslau zurück, wo sich die Bevölkerung in wilder Erregung befindet und der Schweidnitzer Keller wiederhallt von den Ausbrüchen der Begeisterung, mit welcher Friedrich als der Befreier erwartet wird. Eine energische Partei — an der Spitze stehen der nunmehr ganz zu Friedrich übergetretene Doctor Morgenstern und ein demagogischer Schuster Döblich — fördert geschickt die preussischen Interessen, für die auch unser Held mannhast eintritt und selbst vorübergehende Kerkerhaft erduldet. Mit immer größerer Entfremdung steht er der Genossin seiner Jugendspiele gegenüber, die von dem Vater Maurus durch priesterliche Bande ganz und gar gefesselt, zur einseitigen Verehrung des österreichischen Kaiserthums und der katholischen Religion verleitet wird. Auf das Thema des Jesuitismus fällt eine doppelte Beleuchtung durch die in einander greifenden Geschichten des Schwentfelder Pfarrers und des jesuitischen Paters Nikolaus. Letzterer hatte im Dienste seines Ordens dem keiserlichen Emanuel Weib und Kind geraubt und dem Kloster zugeführt, wurde aber selbst von der Liebe einer Nonne ergriffen, und sein Sohn, der preussischen Werbem in die Hände fiel, mußte in den Dienst eines keiserlichen Königs treten. Emanuel's Bekenntnisse legen sich mit etwas zu großer Breite in die Erzählung ein und sind nicht frei von grellen Sensationsmotiven. Die kirchliche Corruption mußte der Dichter allerdings, um ein treues Gemälde jener Zeit zu entwerfen, in individuellen Erlebnissen vorführen, aber gewisse unsympathische Breiten in der Erzählung des Schwentfelder Pfarrers, namentlich die Geschichte von der türkischen Botiphar, hätten, ohne den Organismus des Ganzen zu beeinträchtigen, wohl fortfallen können. Doch hat es etwas Rührendes, wenn die beiden in Glauben und Fühlen einander so fremden Männer sich im Kerker begegnen und von der Herfürung ihres Lebensglücks durch dieselbe geistige Tyrannei lebhaft ergriffen werden.

Der Einzug der Preußen in Breslau führt auch Arthur von Seidlitz an das nächste Ziel seiner Wünsche, indem er zu der Ueberzeugung kommt, daß Friedrich die Grundlosigkeit des gegen den Junker erhobenen Verdachtes eingesehen habe. Auf dem Festballe, welchen der König den Breslauern gibt, wird unser Held nicht nur auf's Neue mit der königlichen Günst beschenkt, deren er sich durch seinen Entschluß, in das preussische Heer zu treten, würdig zeigt, sondern er findet auch die langentbehrte Geliebte, die wie eine gütige Fee in Friedrichs Umgebung für ihn gewirkt hat und sich nun mit Stolz die Braut des Mannes nennt, welcher seine That, seine Ehre und seine Liebe dem schwarzen Adler geweiht hat.

Der Roman macht uns zu Zuschauern in dem Kriegstheater, welches die Muse der Geschichte bei Mollwitz aufschlug, und der Kampf um Mollwitz gibt Gottschall die willkommene Gelegenheit zu einer Scherenberg'schen Schlachtenmalerei von schwungvoller Großartigkeit. Das erste Betreten der historischen Bühne durch Friedrich, der entscheidende Charakter dieses Ringens, der scheinbar unglückliche Ausgang desselben, welcher den König zum Verlassen der Wahlstatt zwang — diese Höhepunkte dramatischer Spannung sind geschickt für den Roman verwertet und in ihrer Bedeutung hervorgehoben worden. Seidlitz nahm rühmlichen Antheil an der Schlacht, hätte aber seine Tapferkeit leicht mit dem Leben bezahlen müssen, als er schwerverwundet auf dem Leichenselde lag, wenn ihn nicht die Fürsorge seines Freundes Schweinichen gerettet hätte. Die Abenteuer, welche unser Held, in der Genesung begriffen, auf dem Schloß des „wilden Grafen“ erlebt, athmen durchaus eine wüste Romantik, für die wir kein rechtes Empfinden haben, obwohl sich Gottschall hier auf historische Voraussetzungen berufen kann. Aber nicht Alles, was durch die Geschichte beglaubigt wird, ist auch zugleich poetisch verwendbar. Der „wilde Graf“ war auf jenem so unglücklich abgelaufenen Verlobungsfeste des Assessors Reideburg anwesend gewesen, wurde von der plötzlich erschienenen Marie sinnlich ergriffen und entführte sie auf sein Schloß, wo er einen vollständigen Harem unterhielt. Arthur von Seidlitz rettet die unglückliche Schauspielerin aus der Hand des räuberischen Wüßlings mit Waffengewalt und erfährt aus der Geschichte ihres Lebens, daß sie die so lange gesuchte Tochter des Schwentfelder Pfarrers Emanuel sein müsse. Bis zur Befreiung des Letzteren empfiehlt Seidlitz das junge Mädchen seiner Agnes, welche sich jedoch vergeblich bemüht, dieselbe von der Bühne und ihrer früheren Umgebung fern zu halten. Marie stürzt sich trotz der Fürsorge der Freundin wieder dem Zauber des Bühnenlebens in die Arme, dessen bestrickender Reiz für Alle verhängnisvoll wird, die ihm jemals näher standen.

Zu den interessantesten Abschnitten des Romans gehört die Frauenverschwörung, durch welche die von den Preußen besetzt gehaltene Stadt Breslau dem österreichischen Feldmarschall Keipperg überliefert werden soll. Eine Anzahl für die Sache Maria Theresias begeisterter Damen, zu denen auch die Domtanten und Isabella gehörten, suchten unter der Anführung des Vater Maurus und des Stadt Syndicus Guzman diesen verrätherischen Plan zur Ausführung zu bringen. Man erwartete zu diesem Zwecke eine fromme Schwester aus dem österreichischen Lager, welche die entsprechenden Anweisungen von Keipperg bringen und einen besondern Verkehr mit ihm vermitteln sollte. In der That würde die Ueberrumpelung der Stadt gelungen sein, wenn sie nicht durch die patriotische List der hochherzigen Agnes von Walmoden unmöglich gemacht worden wäre, welche ein Gewand, ähnlich jener bereits von den preussischen Vorposten festgenommenen Nonne, anlegte, in das Geheimniß des Verraths eingeweiht wurde und einen für Guzman bestimmten Brief an den König von Preußen abließerte. Wie Agnes von Walmoden nur mit Lebensgefahr ihre Rolle durchführen konnte, wie die Verschwörung durch die Waffen des Hans Leopold von Schweinichen auseinander gesprengt wurde, das wird mit großer Frische und fröhlicher Laune geschildert. Wenn Seidlitz sein Blut vergoß für die Sache Friedrichs und Preußens, so erwies sich Agnes von Walmoden durch die Rettung Breslaus als echte Soldatenbraut, und in die Huldigungsfeierlichkeit, welche zu Ehren des siegreichen Preußenkönigs von der Breslauer Bürgerschaft veranstaltet wird, mischt sich die süße, ein hochherziges Heldenpaar feiernde Hochzeitmusik.

Isabella verfällt immer mehr der dämonischen Macht, welche der jesuitische Priester für sie besitzt, bis sie ein willenloses Werkzeug in seiner Hand wird und dem feurigen Vater in andächtiger Verzückung nicht nur die Seele, sondern auch den Leib preis gibt. Als Isabella zur Erkenntniß ihrer Schuld kommt, büßt sie die Verirrungen ihrer Jugend als Oberin in einem Kloster, wo sie sich durch große Frömmigkeit und Pflichttreue auszeichnete, während sich Maurus dem Arm der Gerechtigkeit durch Flucht entzieht.

Der endlich befreite Emanuel vermag seine Tochter Marie, welche ihre krankhafte Neigung zu dem unwürdigen Reideburg nicht aus dem Herzen reißen kann und der Ausübung ihres Berufs auf der Bühne erliegt, nur als Leiche in seine Arme zu schließen. Diese Begegnung zwischen Vater und Tochter leidet an der großen Unwahrscheinlichkeit, daß Arthur von Seidlitz Marie nicht sofort ihrem Vater zuführt, sondern den Letzteren seine Tochter erst als Künstlerin bewundern läßt. Abgesehen von der geringen Glaubwürdigkeit dieser Situation, erzeugt dieselbe einen Effect von nur schablonenhafter Bedeutung. Daß Emanuel unter seinen Glaubensgenossen in America seinen wehmüthigen Erinnerungen lebt, stimmt mit der historischen Ueberslieferung. Eine rührende Episode bildet die Erschießung des preußischen Soldaten Pokorny, welchen Vater Nikolaus als seinen der Desertion angeklagten Sohn entdeckt, und dessen Tod die strenge Militärjustiz nicht umgehen kann, indessen Athanasius schon während der Flucht, die er mitmachte, seinen Untergang fand. Nachträglich erfahren wir noch, daß Sigismund von Reideburg und Hedwig von Guzmar doch Eheleute wurden, und daß das preußische Kammergericht, auf ein neu hinzugekommenes Zeugniß hin, das Breslauer Urtheil cassirte und der Familie Seidlitz die Erbschaft des Grafen Reichenbach zusprach.

Erwägt man die vielseitigen Schwierigkeiten, welche sich dem Entwurf eines größeren Romans, zumal bei einem ersten Versuche, entgegenstellen, so wird man das virtuose Geschick, mit welchem sich Gottschall diese dichterische Gattung erobert hat, bereitwillig anerkennen müssen. Er besitzt nicht nur die kleinen Kunstgriffe der Spannung und Ueberraschung, mit welchen die fabrikmäßig schaffende Talentlosigkeit allein zu arbeiten pflegt, die aber seit Homer für keinen epischen Dichter entbehrlich sind, sondern er erfreut auch durch die kunstvolle Gliederung des Grundplans, die mannigfachen Gruppen meist interessanter Charakterfiguren und den begeisterten Schwung, welcher die Dichtung in wohlthuender Weise belebt. Zuweilen empfängt man allerdings den Eindruck, als ob der Roman weniger der Ursprünglichkeit einer freudig spendenden Natur, als der Berechnung eines trefflich combinirenden Verstandes entstamme, und nicht immer hat Gottschall mit der völligen Selbstvergessenheit des Dichters und in naiver Hingabe an seinen Stoff geschaffen. Manches ist zu bewußt gehalten, mancher Charakter besitzt nicht den frischen Reiz völliger Originalität, wenn er auch dann immer an die besten Vorbilder erinnert. Aber die warme Begeisterung, welche sich in dem Roman für den Beruf Preußens in der deutschen Geschichte ausdrückt, gleicht keinem gekünstelten Falset, sondern ist auf den Brustton der Ueberzeugung gestimmt, der in der Seele des Lesers nachklingt. Seitdem sich durch die jüngste Wendung unserer vaterländischen Geschichte die Mission Preußens in so glänzender Weise erfüllt hat, und der Kampf gegen eine die Geister knechtende Hierarchie aufgenommen worden ist, wird eine Dichtung, wie der Roman von Rudolf Gottschall, mit seinen der Gegenwart so verwandten geistigen Tendenzen, die Gehildeten unserer Nation dauernd interessiren können.

Eugen Jabel.

Die Leistungen des Königl. Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen.

VII.

Die succès d'estime. Lyriker und Epiker auf der Hofbühne; mittlere Erfolge im Trauerspiel und Lustspiel. Autoren, von denen nur ein Stück mit Erfolg gegeben worden ist; die jüngsten Autoren am Schauspielhause.

Es erübrigt uns noch über eine Anzahl von dramatischen Dichtern, deren Werke während der letzten 15 Jahre 25 Aufführungen nicht erreicht haben, und die gleichwohl aus diesem oder jenem Grunde ein besonderes Interesse beanspruchen, einige

Worte zu sagen. Wir wenden uns zunächst zu der Classe derjenigen Schriftsteller, deren geistige Production nicht in der dramatischen Dichtung ihren Schwerpunkt hat, die sich vielmehr als Lyriker und Epiker ihren Namen gemacht haben.

Da ist zunächst Ludwig Uhland zu nennen. Der Versuch, das Drama „Herzog Ernst von Schwaben“ dieses ausgezeichneten Dichters für das Repertoire zu gewinnen, ist auch hier mißglückt. Das Drama erlebte im Jahre 1862 nur zwei Vorstellungen und wurde nicht wiederholt. „Herzog Bernhard von Weimar“ des Epikers Moser hat ebensowenig festen Fuß zu fassen vermocht: es wurde in der Saison von 1866/67 5 Mal gegeben, dann aber bei Seite gelegt. „Herzog Albrecht“ des gemüthvollen Erzählers Melchior Meyr wurde 3 Mal im Jahre 1863 gegeben und damit abgethan. „Der Stern von Sevilla“, von Jedlig, brachte es sogar nur auf 2 Vorstellungen im Jahre 1862. Auch Emanuel Geibel hat, obwohl seine dramatischen Dichtungen große Eigenschaften besitzen, in Berlin nur einen ungenügenden Bühnenerfolg gehabt: „Sophonisbe“ wurde 3 Mal im Jahre 1869 gegeben, „Brunhild“ gelegentlich des Gastspiels von Fräulein Ziegler nur einmal. Von dem Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt“, Roquette, brachte das Königl. Schauspielhaus zwei Stücke: im Jahre 1864 den „Deutschen Festkalender“ mit 4 Vorstellungen und im vergangenen Winter das Trauerspiel „Der Feind im Hause“ mit 5 Vorstellungen.

Glücklicher waren einige der modernen Romanschriftsteller, die auch für die Bühne gedichtet haben, wie Heigel, Hopfen und besonders Spielhagen. Heigels „Marfa“ wurde im Jahre 1862 5 Mal gegeben, und die stimmungsvolle Gelegenheitsdichtung „Des Kriegers Frau“ gelangte im Kriegsjahre 11 Mal zur Darstellung. Zu derselben Zeit brachte das Schauspielhaus auch das vaterländische Schauspiel „In der Mark“ von Hans Hopfen, das 7 Mal gegeben wurde. Von Spielhagen weist das Repertoire auf: „Hans und Grethe“ in den Jahren 1870/71 mit 8 Aufführungen und „Liebe für Liebe“ 1875/76 mit 11 Aufführungen. Spielhagen ist also von diesen Schriftstellern als Dramatiker der erfolgreichste.

Wir schließen hieran eine kurze Aufzählung derjenigen Werke, welche der ernsten Richtung angehören, die seitens der Kritik sich oft der wärmsten Anerkennung zu erfreuen hatten, aber auf der Bühne nicht mehr als einen succès d'estime zu erringen vermocht haben. In erster Linie müssen hier die beiden Dichtungen genannt werden, welche von den Preisrichtern, die über die Vergütung des Schillerpreises zu entscheiden haben, ausgezeichnet worden sind: „Brutus und Collatinus“ von Lindner und „Die Gräfin“ von Kruse. „Brutus und Collatinus“ ist nur im Jahre 1867 6 Mal gegeben worden. Lindner hat seitdem zahlreiche andere Dramen geschaffen, das erfolgreichste derselben ist die „Bluthochzeit“, aber keine seiner neuen Dichtungen hat sich den Weg auf die Hofbühne zu bahnen gewußt. Kruses „Gräfin“ wurde ebenfalls 6 Mal gegeben im Jahre 1871, im folgenden Jahre gelangte das Drama „Wullenweber“ desselben Dichters zur Aufführung und wurde 4 Mal wiederholt.

Auch die Gottschall'schen Dramen haben eine Saison nicht überdauert. „Katharina Howard“ wurde im Jahre 1872 7 Mal, „Herzog Bernhard“ im folgenden Jahre 3 Mal und das Lustspiel „Bitt und Foy“ im Jahre 1875 7 Mal gegeben.

Von Koberstein erzielte „Erich XIV“ im Jahre 1870 3 und das historische Lustspiel „Um Nancy“ im Jahre 1873 5 Aufführungen.

Tempelstehs „Alytännestra“ ist in den letzten 15 Jahren gar nicht gegeben worden; sein „Daheim“ erzielte im Jahre 1864 4 Aufführungen. Ebenso ist Hermann Kettes „König Saul“ seit langer Zeit vom Repertoire verschwunden. „Carolina Brocchi“ brachte es in diesem Jahre auf 4 Aufführungen.

Von Köster sind „Hermann der Cherusker“ im Jahre 1862 4 Mal und „Der große Kurfürst“ im Winter 1865/66 ebenfalls 4 Mal gegeben worden; seitdem aber nicht wieder.

Eckardt's „Sokrates“ wurde im Jahre 1862 3 Mal gegeben, ohne Wiederkehr.

Unter den Lustspielbüchern machen wir noch die folgenden namhaft:

Von Rudolph Genée, der sich durch seine Bearbeitung der Kleist'schen „Herrmannschlacht“ große Verdienste um die Hofbühne erworben hat, ist gegeben worden: im Jahre 1868 „Vor den Kanonen“ 3 Mal, und im Jahre 1869 die Bearbeitung der Sheridan'schen „Lästerschule“ unter dem Titel: „Schleicher und Genossen“ 11 Mal. „Eine moderne Million“ von Bernhard Scholz — kaum ein Originalstück zu nennen, denn das Feuillet'sche Vorbild ist fast gar nicht aus den Augen gelassen, — wurde im Jahre 1871 6 Mal gegeben.

Von Max Ring erzielte das historische Lustspiel „In Charlottenburg“ im Jahre 1874 7 Aufführungen. Das Gelegenheitsstück: „Der verlorne Sohn“ wurde zu einer Vorstellung der „Presse“ im Jahre 1875 einmal gegeben. Georg Horn erzielte mit seinem Stück: „Unter dem Reichskammergericht“ im Jahre 1861 einen ziemlich guten, mit dem Lustspiel: „Was die Welt regiert“ in den Jahren 1866—68 einen guten Erfolg. Das erstere Stück wurde 7 Mal, das letztere 16 Mal gegeben. Die entschiedene Ablehnung seines Lustspiels „Mademoiselle Bertin“ am Schlußabend des Jahres 1868 scheint diesem Schriftsteller die Hofbühne verleidet zu haben. Er ist seitdem nicht wieder dahin zurückgekehrt. Dagegen haben Privattheater später Dichtungen von Horn mit Erfolg zur Aufführung gebracht.

Zu erwähnen sind noch einige Dichter, die nur ein Stück auf dem Hoftheater zur Aufführung gebracht, mit demselben aber einen relativ großen Erfolg erzielt und sich darauf vom Hoftheater gänzlich zurückgezogen haben. Zu diesem gehört vornehmlich Herz mit seiner „Anne Lise“. Das Stück ist bis zum Jahre 1870 ständig auf dem Repertoire geblieben und seit 1861 18 Mal gegeben worden; es würde voraussichtlich auch bei seiner Wiederaufnahme eine Reihe erfolgreicher Aufführungen zu verzeichnen haben. „Sie hat ihr Herz entdeckt“, das einzige Lustspiel des verstorbenen Dichters Müller von Königswinter, das bei uns aufgeführt worden ist, ist seit dem Jahre 1870 27 Mal gegeben worden; allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese große Anzahl von Aufführungen hauptsächlich durch das Gastspiel der Frau Niemann-Kraabe und von Naiven, die für das Schauspielhaus gewonnen werden sollen, erzielt ist. Auch Hieronymus Vorm mit seinem Lustspiel: „Die Alten und die Jungen“ wäre hier noch anzuführen. Das Stück ist 16 Mal gegeben worden.

Wir wenden uns nun schließlich noch zu denjenigen Autoren, die zu dem neuesten Erwerbe des Schauspielhauses gehören und bisher noch keine Erwähnung gefunden haben. Wir lassen den beiden Damen den Vortritt.

Wilhelmine von Hillern hat dem Schauspielhause zwei kleine Lustspiele gegeben: „Guten Abend“ (11 Aufführungen) und „Der Autographensammler“ (8 Aufführungen). Von Hedwig Dohm sind zwei einactige Lustspiele aufgeführt worden, „Vom Stamm der Ura“ (14 Mal), „Der Seelenretter“ (4 Mal).

Einactige Dichtungen haben ferner dem Hoftheater gegeben: Hans Marbach das Drama „Marinus in Winturnae“ im vergangenen Winter (5 Mal); Lustspiele — Genieschen: „Minneerben“ (4 Mal) und „Was ist eine Plauderei?“ (10 Mal bis Ende März), Grünstein „Maidenspeech“ (4 Mal).

Den größten Erfolg unter den jüngst erschienenen Dichtern hatte Hugo Bürger, dessen „Frauenadvocat“ im vergangenen Winter 10 Mal und dessen „Modelle des Sheridan“ 9 Mal wiederholt werden konnten.

Um die langen Aufzählungen würdig zu beschließen erwähnen wir zuguterletzt noch die beiden Dichter aus fürstlichem Geblüt. Der unter dem Pseudonym Günther schreibende Prinz von Oldenburg brachte am Hoftheater das kleine Lustspiel „Comtesse Doraröschchen“ 2 Mal zur Aufführung. Seine andern Schwänke, „Ein passionirter Raucher“ und „In Hemdsärmeln“ sind an Privatbühnen zur Aufführung gekommen. Von G. Conrad, dem Prinzen Georg von Preußen, sind drei dramatische Dichtungen auf der Hofbühne erschienen: „Catharina Bojfin“ ist nur im Jahre 1869 gegeben (5 Mal), „Phädra“ und „Cle-

opatra“ dagegen haben sich auf dem Repertoire behauptet. „Phädra“ wurde in den Jahren 1870—72 11 Mal wiederholt und ist neuerdings gelegentlich des Gastspiels des Fräulein Clara Ziegler wieder auf der Hofbühne erschienen. „Cleopatra“ hat in den Jahren 1871—75 ebenfalls 11 Vorstellungen erlebt, so daß im Ganzen 27 Aufführungen auf die Werke des Prinzen Georg kommen; und dieser somit zu den vielgespielten Autoren des Berliner Schauspielhauses gehört.

Wir haben es vorgezogen, das Jubiläum des Generalintendanten der königlichen Schauspiele anstatt durch den üblichen Jubelartikel, der stereotyp nach dem Programm des Bürgermeisters von Saardam: „Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen“, abgefaßt wird, durch diese rein thatächliche Zusammenstellung zu feiern. Diese Zusammenstellung zeigt besser als irgend welche Lobeserhebungen oder als irgend welche unliebbare Kritik, was Herr von Hülsen, seitdem er an der Spitze der Verwaltung unseres Hoftheaters steht, auf dem wichtigsten Gebiet geleistet hat. Sie zeigt, welcher Art seine Bemühungen gewesen sind, um die Tüden, die der Tod, das Alter oder der freie Wille der Künstler gerissen, auszufüllen, in wieweit es ihm gelungen ist, alte bewährte Kerntruppen zu erhalten, junge Kräfte heranzuziehen und auszubilden und das künstlerische Ensemble zusammenzuhalten. Sie zeigt aber auch, wo seine Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt gewesen sind. Diese Zusammenstellung legt ferner klar die Principien, nach welchen Herr von Hülsen das Repertoire gebildet, wie er sich die Pflege der klassischen Autoren hat anlegen lassen, welchen modernen Autoren er die Pforten des Schauspielhauses geöffnet und welche er durch eine besondere Berücksichtigung für berufen gehalten hat, der Mission der dramatischen Kunst: der Läuterung des Geschmacks, der ernsthaften Anregung und der sittlichenden Belustigung, unter seiner Regide obzuliegen. Hier jagen Namen und Zahlen Alles. Hier bedarf es keines besonderen Hinweises; die Thatfachen sprechen laut, wo er Recht gehabt und wo er geirrt hat.

Unter den zahlreichen Deputationen, welche beauftragt sind, Herrn von Hülsen zu seinem fünfundsingzigjährigen Jubiläum ihre Glückwünsche auszusprechen, gehören auch die der „Genossenschaft dramatischer Autoren“, und des Vereins „Berliner Presse“. Beide Vereinigungen sind dem Generalintendanten in der That zu ernsthaftem Dank verpflichtet: die „Genossenschaft dramatischer Autoren“, weil Herr von Hülsen das Verhältniß der dramatischen Autoren zu den seit dem Jahre 1866 seiner Oberleitung unterstellten Hoftheatern in Hannover, Kassel und Wiesbaden in einer den Wünschen der Autoren entsprechenden Weise geregelt, der Verein „Berliner Presse“, weil Herr von Hülsen alljährlich mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit für das Zustandekommen der Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Unterstützungscassen des Vereins gewirkt hat. Schon in seiner doppelten Eigenschaft als Mitglied der beiden genannten Vereine darf sich wohl der Unterzeichnete den Glückwünschen freudig und dankbarst anschließen.

Paul Lindau.

Der „Salon“ von 1876.

Paris, Mai.

Wenn die Waffen ruhen, blühen die Künste. Dieses Axiom gewinnt an Geltung, wenn man die erstaunliche Productivität der französischen und überhaupt aller Maler und Bildhauer in den letzten Jahren in vordem nicht gekannten Proportionen zunehmen und den Kunstsinne des Publicums im selben Verhältniß gleichen Schritt halten sieht. Die erwachte Vorliebe für Kunstwerke ist nachweisbar durch das schnelle Absorbiren aller häufiger als je zum Verkauf gestellter Gallerien und zwar zu Preisen, die man noch vor 20 Jahren für fabelhaft erklärt hätte. Man wundert sich nicht, wenn Besitzer von Bildergallerien für Werke berühmter Meister hohe Preise anlegen. Ein Rembrandt, Raphael, Murillo u. s. w. sind unersehbare Cabinets-

stücke, die von reichen Kunstliebhabern und öffentlichen Museen immer gesucht werden, weil sie den Rang einer Gemäldeausstellung bestimmen und ihre Abwesenheit als eine empfindliche Lücke betrachtet wird. Wenn aber bei Erwerbung moderner Bilder derselbe Eifer sich offenbart, wie es hier bei Versteigerungen in diesem und dem vergangenen Jahre der Fall war, so ist man berechtigt, den rege gewordenen Kunstsinne im Allgemeinen als die Triebfeder davon anzunehmen. So wurde z. B. dieser Tage beim Verkaufe der Gemäldeausstellung von Liebermann in meiner Gegenwart ein kleines Bild von Messonier, einen mittelalterlichen Krieger darstellend, für 28,000 Fr. zugeschlagen. Und der, wie die meisten ihm ebenbürtigen Maler, mit Bestellungen überhäufte Messonier darf nicht etwa als alleinstehende Ausnahme betrachtet werden. Selbst junge Künstler, die erst seit kurzem bekannt geworden sind, haben ihre im vorigen „Salon“ ausgestellten Bilder zu 20, 30, 40,000 Fr. verwerthet.

Für die progressive Zunahme der französischen Künstlerkräfte aber liefert der alle Jahre wachsende Zubrang zur Ausstellung im Industriepalaste und mehr noch der unverkennbare Fortschritt in der Leistungsfähigkeit junger Künstler den klarsten Beweis.

Der „Salon“ von 1876 ist seit dem 1. Mai eröffnet und bietet einen solchen Reichthum und Mannigfaltigkeit von Kunstwerken, daß der aufmerksamste Beobachter erst nach wiederholten Besuchen im Stande ist, sich eine klare Uebersicht von den einzelnen Kategorien, in welche die gesammte Malerkunst zerfällt, zu verschaffen. Der Totaleindruck des Ganzen muß jeden unbefangenen Kunstfreund erfreuen und selbst den griesgrämigsten Kritiker, der nur nach Mängeln zu forschen gewohnt ist, befriedigen. Namentlich sind es die wackeren jungen Künstler, die ehrgeizigen Preisbewerber, die das lebhafteste Interesse erregen. Welche Fülle von Schöpfungskraft, welche Leppigkeit der in allen Regionen schwärmenden Phantasie und welchen Gedankenreichthum hat diese Schaar strebsamer Talente entfaltet! Frei von der pedantischen Orthodoxie des akademischen Syllabus verfolgen sie neue Richtungen, erschaffen sogar neue Theorien über Verwandtschaft der Farböne, über Zulassung der vollen Sonnenstrahlen in die bisher so sorgfältig verhängten Ateliers. Mit einem Worte, überall wird eine Regsamkeit bemerkbar, die Freude macht; und wenn auch manche der jungen Reformatoren sich überstürzen, so kann doch aus diesem Ringen neuer Ideen mit veralteten Anschauungen nur ein Gewinn für die Kunst hervorgehen.

Die Anordnung, alle Kategorien durcheinander, meistens nach den laufenden Nummern des alphabetisch geordneten Katalogs zu verstreuen, ist eine Unannehmlichkeit für die Besucher, denen damit stete Abwechslung geboten wird. Den Reporters erschwert es aber das Zusammenstellen verwandter Genres. Die meisten von ihnen erleichtern sich ihre Aufgabe dadurch, daß sie ihre Berichte nach arithmetischer Reihenfolge der Säle eintheilen und im bunten Durcheinander, wie sie der Zufall gepaart hat, historische Genrebilder, Landschaften, Portraits und Stillleben besprechen. Die summarische Uebersicht der gesammten Kunstwerke liefert folgende Anhaltspunkte für die Charakteristik des „Salons“ von 1876. Die Hauptmotive für das historische Genre, das diesmal numerisch und qualitativ schwach vertreten ist, sind in der Mehrzahl den Legenden aus dem Leben der Heiligen und der biblischen Geschichte entlehnt. Dieses sogenannte „große Genre“, einst der Stolz der akademischen Schule, kommt schon seit einigen Jahren immer mehr in Abnahme, und der Cultus für die Typen der olympischen Gottheiten und der antiken Helden, seiner Zeit die unerschöpfliche Quelle so vieler anerkennungswerther Meisterwerke, scheint nahe am Verschwinden und unfähig zu sein, die ihm treu gebliebenen Künstler für neue großartige Schöpfungen zu begeistern.

Die ausgestellten Bilder dieser Gattung, ein paar Ausnahmen abgerechnet, zeichnen sich durch nichts als durch die Größe ihrer Rahmen aus.

Gustav Doré, der geniale Zeichner, dessen Compositionen für die Illustration der Bibel ihm eine europäische Berühmtheit

verschafft hatten, setzt der Consequenz seiner Mißerfolge in der Malerkunst, die Consequenz einer Thätigkeit entgegen, die man bewundern müßte, wenn sie nicht an lauter verfehlte Versuche verschwendet wäre, seinem Malerpinsel zu dem Ehrenzuge seines Zeichnerstiftes verhelfen zu wollen. Für die kolossalen Dimensionen seines diesjährigen Bildes: „Christi Einzug in Jerusalem“ eignete sich keine andere Stelle, als die Wandbreite des größten Saales, an der im vorigen Jahre seine „Siebente Abtheilung der Dante'schen Hölle“ grauenhaften Andenkens hing. Das neue Bild unterscheidet sich von dem vorjährigen nur durch die vom Stoffe bedingten freundlicheren Farböne, leidet aber an denselben Mängeln: Ueberladung des Raumes mit zu Klumpen gehalten und schablonenartig gemalten Figuren, unter denen nicht ein einziger Kopf mit einem besonderen Charakterausdruck zu finden ist, der Interesse erregen könnte. Selbst der im Mittelpunkt durch die Volksmenge auf einem Esel mühsam über die verschwenderisch den Boden bedeckenden Palmenzweige vorschreitende Christus unterscheidet sich von den meist banalen Figuren seiner Umgebung nur durch seinen höheren Standpunkt und durch die Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge. Nach einem Merkmale des Bewußtseins seiner göttlichen Sendung würde man in dem blonden jugendlichen Kopfe vergebens forschen. Die Anmuth gilt zwar für eine christliche Tugend; der Ausdruck einer fast mädchenhaften Schüchternheit aber in dem Christuskopfe von Doré paßt schlecht zu dem Begriffe, dem man sich von der Erscheinung des Gottes Sohnes in menschlicher Gestalt zu machen gewöhnt hat. Eine Gruppe Pharisäer, die aus der linken Ecke des Vordergrundes mit spöttischem Lächeln auf den etwas theatralischen Aufzug hinweisen, bringt durch ihren Contrast die einzige wohlthuende Abwechslung in die Monotonie des mit nichts sagenden Figuren überschwemmten Bildes. Was dem mühsamen Werke außer dem falschen Colorit den meisten Eintrag thut, das ist seine Verflachung. Vom plastischen Hervorheben und Abrundung der Figuren sowie der Gegenstände ist keine Rede, es macht den Eindruck eines großen illuminierten Bilderbogens. So viel ist gewiß, daß Gustav Doré seinem Ziele, für einen eben so großen Maler zu gelten als er Zeichner ist, mit seinem neuen Bilde um keinen Zoll näher gerückt ist.

Nicht viel bedeutender sind die beiden großen Bilder, die im ehemaligen Ehrensalon einander gegenüber hängen. Die Jeanne d'Arc von Monchablon, dessen Verdienste als Colorist seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1863, in welchem er den Preis von Rom erlangte, vielfache Anerkennung gefunden und ihm zwei Medaillen eingetragen haben, ist, strenge genommen, bei aller vom Künstler auf das Beiwerk verwendeten Sorgfalt, nur eine auf momentanen Effect berechnete Theaterfigur. In statlicher, den Körper eng umschließender Rüstung, mit bloßem Kopfe sprengt sie auf ihrem über verwundete und gefallene englische Streiter galoppirenden Rappen einer Truppe geharnischter Krieger voran, in der Linken eine Fahne mit der Inschrift: „Jesus, Maria“ und im erhobenen rechten Arm ein mächtiges Schwert schwingend. Um den Effect zu erhöhen, hat der Künstler über dem schön geformten Kopfe durch eine Wolkenbildung einen geschickt geformten Heiligenschein angebracht und damit der beabsichtigten Heiligsprechung der Heldenjungfrau vorgegriffen. In den sanften Zügen des jugendlichen Gesichtes findet sich keine Spur von Begeisterung oder Kampflust vor, und ihr Schlachtruf: „Dringt kühn vorwärts!“ — den ihr der Text in den Mund legt — harmonirt nicht mit dem Ausdruck der Seelenuhe in der friedlichen Miene.

Das andere erwähnte Bild: „Der Einzug Mohammed II. im eroberten Constantinopel im Jahre 1453“ von Benjamin Constant, einem jungen Künstler, der im vorigen Jahre für sein Bild: „Maritanische Gefangene“ eine Medaille erhielt, enthält verschiedene gelungene Einzelheiten, namentlich was die Drappirung der Gewänder und die sorgfältige Ausführung des Rüstzeuges betrifft. Es ist aber kein Leben und keine eigentliche Handlung im ganzen Bilde. Keine von den vielen Figuren drückt ein Wollen oder eine Gemüthsstimmung aus. Ohne Beihilfe des Textbuches wäre man geneigt, in dem eine steife

Würde affectirenden Reiter eher einen Acteur zu erkennen, der auf seinem bedächtig einhererschreitenden und beim Zügel geführten Grauschimmel, umgeben von als Türken costümirten Figuranten, einen Aufzug im Circus halten will, als einen stolzen Sieger. Der Künstler, ein Freund des immer noch tief betrauernten Regnault, scheint dessen Virtuosität in Licht- und Farbeffecten nachahmen zu wollen, was ihm nicht ganz, aber immer noch etwas besser als die Composition des leblosen Bildes gelungen ist.

Ich könnte noch eine ganze Reihe von eben so mangelhaften Bildern, die auf die Gattung des „großen Genres“ Anspruch machen, anführen, um nachzuweisen, daß die historischen Bilder, wie ich schon bemerkte, nicht wie sonst den Glanzpunkt des „Salons“ bilden. Zum Troste der Anhänger der akademischen Schule ragen aus dem Mittelgute der diesmaligen Leistungen ein paar Werke von seltenem Werthe hervor, und liefern den Beweis, daß die Tradition der Florentinischen Schule nicht ganz erloschen ist und immer noch Kämpfen aufzuweisen hat, die den Vergleich mit ihren glorreichen Vorgängern würdig bestehen können.

Dazu gehören in erster Linie die ausgezeichneten Cartons von Puvis de Chavannes, bestimmt die Decoration der Wände vom Pantheon, womit verschiedene namhafte Künstler beauftragt sind, zu completiren. Bekanntlich ist das unter der großen Republik zum Ruhmestempel für die Ueberreste der verdienstvollsten Celebritäten Frankreichs bestimmte Pantheon in eine Kirche der heiligen Genovefa verwandelt worden. Auf den kahlen Wänden des zum Gottesdienst eingerichteten Raumes soll die Lebensgeschichte der heiligen Patronin von Paris im großen Style nach den architektonischen Dimensionen dargestellt werden. Dem mit Aufträgen dieser Art bisher spärlich bedachten Puvis de Chavannes fiel die Aufgabe zu: die Begebenheiten aus der ersten Jugendzeit der Heiligen zu schildern. Das mittlere Blatt des in drei Felder abgetheilten Cartons stellt die Scene dar, in welcher, nach der Legende, der Bischof St. Germain d'Auxerre in Begleitung des heiligen Souje mit der Befehung der englischen Reiter beauftragt, auf seiner Durchreise in Nanterre die an ihn sich herandrängende Menge segnet. Dabei bemerkt er ein andächtiges Kind, die kleine Genovefa, und weißt deren Eltern, daß sie zu außerordentlichen Erlebnissen bestimmt sei. Dieses Thema hat der Künstler meisterhaft aufgefaßt. Um die in ihrer Einfachheit imposante Figur des Bischofs gruppiren sich die Einwohner des kleinen Dorchens in der schlichten Tracht der Landleute mit andächtigen Mienen. Die musterhafte Anordnung, mit Weglassung alles unnützen Apparates, bringt eine harmonische Einheit in die idyllische Scene, die wohlthuend wirkt und der Handlung im Sinne der Legende eine poetische Färbung verleiht. Obwohl von einer detaillirten Ausführung in einem Carton nicht die Rede sein kann, so sind doch schon charakteristische Nuancen in den einzelnen Köpfen der Anwesenden erkennbar. Vorzüglich gelungen ist die anmuthige Gestalt der kleinen Genovefa. In dem Ausdruck ihres idealisirten Gesichtes spiegelt sich die glaubensfeste Frömmigkeit ab, deren nur ein kindliches Gemüth fähig sein kann. Auf den beiden durch Säulen getrennten Feldern des Cartons wird man Schiffer gewahr, die einen Kranken wahrscheinlich in dem Glauben landen, daß ihn der hl. St. Germain heilen werde. Von der anderen Seite sieht man die Sandbewohner ihre Feldarbeiten verlassen und zu dem seltenen Schauspiel eines so hohen Besuches herbeieilen. Was von dem großen Werke als fertiges Wandgemälde zu erwarten ist, deutet Puvis de Chavannes in einer gegenüber hängenden colorirten Skizze an. Darin ist die heilige Genovefa abermals als Kind dargestellt, wie sie, in einer mit frischem Grün geschmückten Frühjahrslandschaft vor einer Gruppe Bäume mit gefalteten Händen knieend, durch ihr inbrünstiges Beten das Staunen eines dort arbeitenden Bauernpaares erregt. Die Farbentöne sind in dieser Skizze absichtlich gedämpft; das zahme Roth und das bescheidene Grün vermählen sich sehr gut miteinander; sie sind darauf berechnet, mit dem Grau der Colonnade der Kirche, in deren Dichtung sie eingerahmt werden, in Harmonie zu treten. Unter solchen gegebenen Bedingungen erhält das Colorit einen kränk-

lichen Schein, wie ein abgeblaßtes Gewebe. Dies könnte bei einem isolirten Gemälde störend erscheinen, entspricht aber hier vollkommen dem beabsichtigten Zwecke.

Ein anderes historisches Bild von dem talentvollen jungen Künstler Sylvestre erregt durch die Klarheit in der Darstellung einer geschichtlichen Schauerthat, durch die Correctheit der schwierigen Zeichnung, durch die ausgebildete technische Fertigkeit, mit der er Figuren wie Zuthaten zu behandeln versteht, unter allen Kennern ein wohlverdientes Aufsehen, obwohl es auch nicht an Gegnern fehlt, welche einzelne Mängel, die ich signalisiren werde, strenge rügen. Der junge Künstler hat im vorigen Jahre für seinen sterbenden „Seneca“ eine Medaille zweiter Classe erhalten. Die Preisrichter mögen in diesem Bilde viel Vorzüge erkannt haben; auf die Mehrzahl der Besucher des „Salons“ aber hat der große Seneca, der stehend, mit verzerrten Gesichtszügen einer Schaar wißbegieriger Zuhörer seine letzten Weisheitsprüche vorträgt, während das Blut aus den geöffneten Adern an ihm herunterrieselt, einen peinlichen Eindruck gemacht. Durch Schilderung körperlicher Leiden oder Gebrechen kann man allerdings auch Effecte hervorbringen, die aber fast immer verstümmen, wenn man auch deren künstlerische Ausführung lobend anerkennen mag. Eine Folterscene aus der Zeit der Inquisition, ein bratender Heiliger und dergleichen werden sich nie zu der Höhe einer Tragödie erheben; sie sind einfach schaudererregend. Ein so begabter Künstler, wie Sylvestre, sollte sich nach anderen ästhetischeren Motiven umsehen, und nicht in der anatomischen Blosslegung physischer Schmerzen seine Specialität suchen. Sein neues Bild zeigt einen überraschenden Fortschritt des strebsamen Talentes, dem man, nach abgelegter Probe, eine rühmliche Zukunft weissagen kann. Das Motiv ist aber nicht viel erquicklicher als das des „Seneca“. Der Titel des Bildes lautet nach dem Text des Katalogs: „Locusta erprobt in Gegenwart Neros die Wirkung des für Britannicus bereiteten Giftes.“ Der Künstler hätte nicht nöthig gehabt, diesen erklärenden Titel voranzuschicken. Die Handlung ist so klar und verständlich dargestellt, daß sie keines Commentars bedarf. Nero und die schneißliche Giftmischerin Locusta sitzen in dem dümmern beleuchteten niedrigen Saale eines römischen Palastes, dessen Wände mit Porphyre und grünem Marmor bekleidet sind. Der sinnlich thierische Ausdruck in dem Gesichte des der Megäre mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden und die Agonie des auf dem Boden liegenden Sklaven beobachtenden Kaisers ist vortrefflich gelungen. Die Hauptfigur im Bilde aber, auf die der Künstler die größte Sorgfalt verwendete, ist der in schauderhaften Convulsionen sich auf dem Boden windende und vor Schmerz aufschreiende Sklave, eine athletische Gestalt, deren Jugendkraft sich gegen den im Innern wüthenden Zerstörungsproceß wehrt. Die durch den Todeskampf bedingten Verkürzungen in dem vortrefflich modellirten Körper zeugen für ein sorgfältiges Studium der Anatomie. Alles ist in Harmonie und der Körper, man mag ihn in der Nähe oder von der Ferne betrachten, hebt sich von dem Hintergrunde klar ab. Das Mittel aber, wodurch der Künstler das Relief hervorbringt, ist jedenfalls fehlerhaft. Es ist eine Nachahmung der Bologneser Schule aus dem 17. Jahrhundert, welche mit schwarzen Schatten modellirte. Schon jetzt erscheinen einzelne Theile des nackten Körpers wie eine lange Zeit dem Wetter ausgelegte Marmorstatue. Diese Schatten werden mit der Zeit noch nachdunkeln und dem schönen Bilde großen Eintrag thun.

Das ist so ziemlich Alles, was an bemerkenswerthen Bildern das historische Genre aufzuweisen hat. Sollte ich etwas übergangen haben, so werde ich es in meinem nächsten Berichte nachholen.

Albertus.

Notizen.

Die allgemeine Lage ist durch die neueren diplomatischen Friedensbemühungen nicht sonderlich geklärt worden, und es sieht ganz darnach aus, als ob die politische Welt in die Ferien gehen werde, ohne daß die orientalischen Probleme auch nur den Anfang einer Lösung gefunden hätten. Zahlreiche Heilmittel werden vorgeschlagen, aber keines will recht verfangen. Fürst Gortschakoff und andere Minister haben ihr ganzes Arbeitspersonal mit in die Bäder nehmen müssen. Eine rechte Erholung ist unter solchen Umständen für die überarbeiteten Politiker nicht möglich; die Nerven bleiben erregt und es wird dies in dem Ton der Schriftstücke, die aus den Kanzleien in die Welt gehen, zu verspüren sein. Unbegreiflich war denn auch, warum statt eines zweimonatlichen Waffenstillstandes von der Berliner Konferenz nicht lieber eine Vertagung der ganzen Sache bis nach der Rückkehr im Herbst aus den Sommerfrischen proponirt wurde. Hätten sich unterdeß Türken und Insurgenten gegenseitig die Köpfe zerschlagen und sich aufgerieben, würde dies die Schwierigkeit wesentlich vereinfacht haben. Aber auf solche nahegelegenden Mittel verfallen die Staatsmänner selten. Die Welt ist zu unruhig, zu ungeduldig geworden. Die goldene Tallehrand'sche Regel: Nicht zu eifrig! kommt mehr und mehr in Verfall. Früher war das anders. Zur Zeit der famosen spanischen Heirathen, gegen Ende der vierziger Jahre, als Louis Philipp seinem englischen Mitriten einen Streich gespielt hatte, der ihm später theuer zu stehen kommen sollte, war Lord Palmerston in großer Aufregung. Er wollte ganz Europa zusammentrommeln, damit auf Grund jenes Artikels des Utrechter Friedens, der die Vereinigung Spaniens und Frankreichs unter einem Könige verbietet, die Kinder des Herzogs von Montpensier und der spanischen Infantin als in Spanien nicht successionsfähig nochmals erklärt werden sollten. Man setzte nämlich voraus, aus welchem Grunde ist gleichgültig, die Königin Isabella werde keine Nachkommen haben. Als die Sache von dem englischen Gesandten in Wien dem Fürsten Metternich vorgebracht wurde, neigte dieser weise das Haupt und sagte: Wollen wir nicht lieber warten, bis die Herzogin von Montpensier Kinder hat? Der Gesandte war auf die Frage nicht gefaßt. Er berichtete darüber nach London. Lord Palmerston lachte und gab sich für den Augenblick wenigstens zufrieden. Heut zu Tage hätte man gleich eine Konferenz berufen und die Verwirrung wäre groß gewesen. Die Leute sollten bedenken, daß all ihr Conferiren und Deliberiren wenig hilft: die Dinge kommen doch in der Regel ganz anders. Wer hätte noch vor einigen Monaten geglaubt, daß sich die französische Republik ruhig entwickeln werde? Da wollte man aus ganz sicheren, hohen und bedeutenden Quellen wissen, daß die Napoleoniden unaufhaltbar vorwärts dringen und nächstens wieder in die Tuilerien einziehen würden. Wo sind jetzt die Bonapartisten geblieben! Man streitet darüber, wo der rothe Prinz Napoleon in der Kammer sitzen soll. Sonst ist die gewöhnlich so dreiste Partei, Herrn Rouher einbegriffen, kleinlaut geworden. Neulich wurden in Lyon die Rechnungen der Ausgaben entdeckt, welche ein Besuch des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Eugenie dort verursacht hatte. Der Fund war sehr lehrreich für die Geheimnisse der verschwundenen Herrschaft. Es waren angelegt für Ehrenporten, Decorationen und für das bestellte Ausschmücken der Häuser: 66,000 Franken; für Illuminiren 40,000; für Sand, der auf die Straßen gestreut wurde: 50,000; für kölnisches Wasser und ähnliche Parfümerien (wahrscheinlich für die Gensdarmen) 21,000; Vertheilungen an die Armen: 30,000, und so weiter. Von besonderem Interesse ist die letztere Summe, denn sie wurde dem kaiserlichen Paare als ein Zeichen der Wohlthätigkeit in den ergebenden Zeitungen nachgerühmt, während der Stadtsäckel sie aufbringen mußte. So ging es damals in Frankreich zu. Und doch war ein guter Theil der deutschen Presse Jahre hindurch bonapartistisch. Diese Blätter haben sich von solcher Verirrung fern gehalten und wer für sein bescheidenes Theil dazu beigetragen hat, ist wenigstens bis jetzt von den Ereignissen nicht dementirt worden.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Je interessanter und dankenswerther die Mittheilungen zu Mozarts Leben in Nr. 18 der „Gegenwart“ sind, desto nothwendiger scheinen mir einige Berichtigungen der auf S. 283, Spalte 2 stehenden Data. Catharina Jacquet, geb. am 29. Februar 1760 zu Wien (so nach alten Quellen; Wurzbachs bekanntes Lexikon läßt sie zu Graz am 1. März 1760 geboren werden), starb zu Wien am 31. Januar 1786 an der Schwinducht, nachdem sie am 12. Juli 1785 zuletzt gespielt hatte. Bei Lebzeiten hoch gefeiert, auf Befehl des Kaisers Joseph für die Künstlergalerie des Nationaltheaters gemalt, noch vom Wiener Theater-Taschenbuche für 1796 „die Unvergeßliche“ genannt, liefert sie einen schlagenden Beleg für Schillers Wort vom „Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze sicut“, einen anderen aber für die Dürftigkeit des Blum'schen Theaterlexikons, demzufolge sie „seit 1790 verschollen“ wäre. Das ist freilich für dieses Stoppelwerk ein trostloses Armuthszeugniß. Die „eine Mademoiselle Müller“, deren Taufname der Intendant des Burgtheaters „nicht bekannt“ ist, debütierte am Burgtheater, nicht wie die Intendant irrig behauptet 1788, sondern 1782; sie war die Tochter des besonders durch seine berühmte theatralische Reise durch Deutschland und den Bericht darüber (man braucht nur Danzels Lessingbiographie zu kennen, um das zu wissen!) noch heute hochwichtigen F. F. Müller, langjährigen Regisseurs am Wiener Hoftheater. Er erzählt in seinem „Abschied“ (Wien, 1802) S. 341, „seine Tochter Josepha Föger habe am 15. Januar 1799 ihr Pensionsdecret erhalten“, während die Intendant nicht weiß, was nach 1794 aus der Künstlerin geworden ist! Den „unbekannten“ Vornamen von Frau Föger-Müller nennt übrigens auch Wurzbachs Lexikon Bd. 19, S. 385. In Müllers „Abschied“ steht ferner S. 339 fg. ein Brief des Freiherrn von Braun, der die Pensionirung von Josepha Föger geb. Müller befürwortet. Die Zeitdauer ihrer Bühnenwirksamkeit wird darin auf 16 Jahre angegeben, und das ist auch ganz richtig, denn abgesehen von anderen Quellen (z. B. Wiener Theateralmanachen) ist der erste der allbekannten Reichard'schen Gothaischen Theaterkalender, welcher „Mlle. Müller“ nennt, derjenige auf 1784, S. 220, wo es heißt, die Künstlerin spiele: „im Trauerspiel Vertraute des jüngern Alters, im Lustspiel Liebhaberinnen der ersten und muntern Gattung“. Zum Theaterkalender auf 1783 hatte Reichard kein neues Verzeichniß der Wiener Bühne erhalten (S. 255). Bei dieser Gelegenheit kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, wie wünschenswerth es wäre, wenn recht bald eine berufene Hand uns mit einem guten Theaterlexikon beschenken wollte — sie würde dadurch auch der Intendant des Wiener Burgtheaters zu Hilfe zu kommen.

Weytau-Exillon am Genfer See, den 11. Mai 1876.

Sermann Abde.

* * *

In dem Aufsatze über „die Leistungen des kgl. Schauspielhauses“ ist in dem Abschnitt I. unter den Schauspielern, welche bei F. v. Kästners Amtsantritt der Hofbühne noch angehört hätten, auch Ludwig Devrient genannt. Das ist ein Irrthum. Es war Eduard Devrient; und nur auf Seydelmann allein darf sich somit die Bemerkung beziehen, daß er zu jener Zeit seinem Berufe nahezu ganz entzogen gewesen sei.

Unter den im Jahre 1870 ausgeschiedenen Mitgliedern der Bühne ist Frau Crelinger, die — wie richtig angegeben — 1865 gestorben ist, nochmals aufgeführt. Es ist dies ein Schreib- oder Druckfehler: statt „Crelinger“ ist „Düringer“ zu lesen, der im Jahre 1870 gestorben ist.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteurs oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,
adressiren zu wollen.

Insertate.



Touristen-Apotheke
 der deutschen Waerle für Gesundheitspflege zu Eisenach. — Preis 5 Mk. — In allen Apotheken. — Enthaltend die wichtigsten Mittel gegen die auf Reisen vorkommenden Fälle von Unwohlsein, in Flacons mit Gummiberstich, eine Verbandtasche mit Pflastern, Schwamm, Scheere u. nebst kleinem ärztl. Rathgeber. In eleg. bequemen Calico-Etui. Ungefüllt à 4 M. 50 S. franco von uns direct zu beziehen.
 Deutsche Waerle für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Friedrichroda.

Wegweiser für Kurgäste und Touristen

von **R. Roth,**

mit Vorwort von Ludwig Storch.

Fein geb. 2 M. 50 S.

Aug. Stadermann jr. in Ohrdruf.

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die

Violine

von **Edm. Singer.**

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist.“

Wilson's Mercantile Directory
Kaufmännisches Weltadressbuch

(auf 3000 Seiten die bedeutenderen Firmen aller Branchen und Länder in leicht übersichtlicher Anordnung und mit sorgfältiger Auswahl zusammengestellt)

liefert, statt für den früheren Ladenpreis von 75 M. und so weit der Vorrath reicht, mit 60 M. baar

A. Twietmeyer (Fr. A. Dürr, Ausl. Sort.) in Leipzig.

Import von im Auslande gedruckten Büchern und Zeitschriften.

Lagerkataloge gratis.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Shakespeare's Sonette.

Uebersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Otto Gildemeister.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 S. Geb. 3 M.

Die Uebersetzung der Shakespeare-Sonette von Otto Gildemeister, dem berühmten Shakespeare- und Byron-Uebersetzer, zeichnet sich durch treueste Wiedergabe des Originals aus und ist mit allen wünschenswerthen Erläuterungen versehen. Das Buch wird hier bereits in 2. Auflage dargeboten.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Verlag von B. Schott's Söhne in Mainz.

Der Ring des Nibelungen.

Ein Bühnenfestspiel

von

Richard Wagner.

Das Rheingold. Musik-Drama in 4 Scenen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 63.—

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 16.75

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 10.50

Die Walküre. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 94.59

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 22.—

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 14.75

Siegfried. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 94.50

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 25.25

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 17.75

Götterdämmerung. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 120.—

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 30.—

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 25.—

Textbücher hierzu, jedes n. 80 S.

Grosser Fest-Marsch von Richard Wagner.

Partitur n. M. 15.—. Orchesterstimmen n. M. 15.—. Für das Pianoforte n. M. 3.50.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.
 Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde die schönsten Bäder und die reinste Seeluft; wegen letzterer ist Helgoland auch als klimatischer Curort sehr besucht. Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Erets interessante Abwechslungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Sommerfang, sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Guxhaven“, Capitain Köhrs.

Vom 10. bis 24. Juni jeden Sonnabend. Vom 25. Juni bis 9. September jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom 10. bis 30. September jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom 1. bis 9. October jeden Sonnabend. — Von Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr. Billetverkauf an Bord des Schiffes, desgleichen Zahlung für das Land und an Bord bringen. — Von Bremerhaven-Gesestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende Doppelschrauben-Dampfer

„Nordsee“, Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhaven-Gesestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig

jeden Montag von Bremerhaven-Gesestemünde nach Helgoland,

jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continente das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Bedarfe, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Nsken und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876.

Die Direction des Seebades.

BAD HOMBURG

1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer Villegiatur.

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin.
 Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisestraße 32.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3gespaltene Zeitspalt 40 Pf.

Inhalt: Ein Vorläufer der Sofas. Von Wilhelm Goldbaum. — Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. I. — Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Bingg. II. — **Literatur und Kunst:** Heines „Metcalf“ in Neapel. Von Woldegar Raden. — Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal. I. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Weininger. „Der eingebildete Kranke.“ Pöffe in 3 Aufzügen von Molière, deutsch von Wolf Grafen Daudissin. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Ein Vorläufer der Sofas.

Seltene Dinge ereignen sich am goldenen Horn. Während das ottomanische Reich in allen Fugen kracht und die europäische Diplomatie geschäftig auf Mittel sucht, um Osmans Thron nicht allzujäh zusammenbrechen zu lassen, erhebt sich die Studentenschaft von Stambul, fünftausend Köpfe stark, von ihren Schulbänken, schleudert, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, den Padiſchah Abdul Aziz in den Staub und setzt dessen Neffen, den blassen, flugäugigen Mehemed Murad als Herren und Gebieter der Moslems ein. Stambul feiert dieses Ereigniß mit Jubelfesten und lärmenden Ovationen, indessen das weſtländische Europa mit neugierig fragenden Blicken nach dem Palaste von Dolmabahagſche hinüberschaut. Wird Murad, der neue Großherr, glücklichere Wege einschlagen, als sein verlotterter Vorgänger, welcher sinnlos, wie ein spätgeborener Enkel der römischen Imperatoren, im Blut und Schweiß seiner Unterthanen watete? Ist auf der schiefen Ebene, auf welcher seit anderthalb Jahrzehnten das Osmanenthum mit unheimlicher Schnelligkeit zum Abgrunde rollte, durch den Herrscherwechsel für eine Weile Halt gemacht? Kann der Divan sich noch einmal aufrufen und durch Einführung civilisirter Zustände das Damoklesschwert der Vernichtung von seinem Haupte ablenken?

Kraus und wirr drängen sich diese Fragezeichen an dem politischen Horizont; hinter jedem derselben gähnt ein langmächtiger Gedankenstreich als symbolischer Hinweis auf die nächste Zukunft, welche es an Auskunft und Antwort nicht wird fehlen lassen. Sultan Mustapha der Dritte, erzählt Zinkeisen in seiner vortrefflichen Geschichte der Osmanen*), sendete Friedrich dem Großen drei prächtig aufgezäumte Berberrosse zum Geschenk und erbat sich von dem Preußenkönige als Gegengabe drei Astrologen, um mit deren hülfreichem Rathe den Russen ein türkisches Borndorf bereiten zu können. Friedrich antwortete, er besitze bloß zwei Astrologen, die Vernunft und die Gerechtigkeit, welche er jedoch nicht entbehren dürfe, und Mustapha war über diesen Bescheid nicht wenig verstimmt. Als er aber nach dem trübseligen Frieden von Kutschuk-Kainardschi auf das Todtenbett sank, empfahl er seinem Nachfolger Abdul Hamid, die Astrologie des Gauris von Sansonci zu seiner Richtschnur zu nehmen. Auch jetzt wird es davon abhängen, wo Mahmud, der neue Padiſchah, seine Sterne sucht; die Astrologie seines Vorgängers beschleunigte das Verderben; verleugnet er sie, um sich den Gestirnen zuzuwenden, welche über der Cultur des

übrigen Europa leuchten, so steht ihm wenigstens die Hoffnung besserer Tage nicht verschlossen.

Inzwischen verlohnt es sich, den Sofas, eben jener byzantinischen Studentenschaft, welche die Staatsumwälzung am Bosporus herbeiführte, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Softa ist kein akademischer Bürger im deutschen Sinne, denn keine exceptionelle Gerichtsbarkeit, kein Facultäts- oder Staatsexamen isolirt ihn inmitten der Gesellschaft. Er hockt in der „Medresse“, dem Lehrhause, das an jede Moschee angrenzt, und studirt den Koran sammt dessen Commentaren, wohl auch ein wenig Rechtswissenschaft, Geschichte, Mathematik. Einen kleinen Weisen (von „Sophos“) bedeutet sein Name. Er kam vielleicht als flaumbärtiger Bursche erst gestern aus seiner kleinasiatischen oder bulgarischen Heimat in die Metropole und ist heute bereits ein angehender Gelehrter, dem jeder muselmännliche Hausherr mit Vergnügen die Erziehung seiner Söhne, die Führung seiner Geschäftsbücher, den Austrag seiner Rechtsangelegenheiten anvertraut. So wird der Softa gleichzeitig auf allen socialen Gebieten zu einem wichtigen Individuum. Wenn er drei Stunden des Tages in der „Medresse“ zugebracht, erhebt er sich, um in sein Quartier zurückzukehren und seines Pöftherrn rechte Hand zu sein. Schnell sind ihm auf diese Weise drei, vier, höchstens fünf Jahre verflossen; dann ambitionirt er das Amt eines Imams, wenn seine Vorliebe der Kanzel zugewendet ist, eines Mollah, wenn er seine Koranstudien fortsetzen, eines Mufti, wenn er den Rechtsparteien Prozesse gewinnen oder Verträge zwischen ihnen schließen, eines Kadi endlich, wenn er die Satzungen des Koran auslegen und richterlich zur Geltung bringen will.

Nicht viel anders als der Talmudjünger im orthodoxen Judenthume, wurzelt der Softa im socialen und religiösen Leben der Moslems. Neben den Synagogen in Polen und Rußland steht ebenfalls ein meistens einstöckiges Gebäude mit Kuppelwänden und Schindeldach, das „Beth Hamidrasch“, darin Talmudlehrer freiwillig und für geringe Besoldung Tag und Nacht die Weisheit der „Gemara“ lehren. Der „Bachur“, zumeist ein blasser Jüngling zwischen zwölf und zwanzig Jahren, mit zierlichen Ringellockchen und langem Kasta, lauscht begierig den Syllogismen des Lehrers, opponirt dagegen, wenn es ihm beliebt, pilgert zum Mittagsstisch abwechselnd von einem Tübchenhause in's andere, gibt Unterricht und wird, wenn er ein Duzend Jahre seinen Studien obgelegen, ohne Examen und Diplom Rabbiner in irgend einer größeren oder kleineren Gemeinde. Dort spricht er Recht, ertheilt er nach Bedarf medicinische und theologische Rathschläge, predigt er, kurzum vereinigt er den Imam, Mollah, Mufti und Kadi in einer

*) A. a. O. VI. Bd. Gotha, Perthes.

Person. Nach Revolutionen macht der „Bachur“ in der Judengemeinde, aber freilich nur in der engen localen Begrenzung, welche der Aufenthaltsort ihm auferlegt, und meistens bloß wenn es gilt, einen widerhaarigen „Epikur“ zur Raïson zu bringen. Daß er auch Chronumwälzungen hervorbringe und Herrscher stürze, wie sein muhamedanischer Colleague, der Softa, das verbietet sich bei dem „Bachur“ von selbst. Lebte er aber in einem jüdischen Staate, so würde er zu politischen Actionen nicht minder tauglich sein als jener.

Man hat also wenig Anlaß zur Verwunderung über die Rolle, welche seit etlichen Wochen die Softas in Stambul spielen. Eher könnte man darüber staunen, daß dort, wo bis vor fünfzig Jahren das prätorianische Treiben der Janitscharen heimisch war, jetzt plötzlich eine so maßvolle und vernünftige Bewegung zu Tage trete. Indessen sind auch die Softas nicht ohne Vorläufer. Ihr Urbild meine ich in einer alten Schartefe von Anno 1754, welche zu Utrecht gedruckt wurde, aufgestöbert zu haben; sie trägt den Titel: „Projet secret à Sa Majesté le Sultan Mohamed V.“

Wie ich auf dieselbe stieß, will ich mit wenigen Worten andeuten. Die Frage ist hundertmal aufgeworfen, aber meines Wissens noch niemals erschöpfend abgethan worden, weshalb Lessing sich gerade einen Sultan ausersuchen habe, um an denselben durch Nathans Mund sein Toleranzevangelium von den drei Ringen zu adressiren. Jetzt ist in deutschen Landen so beweglich wie kaum zu Solimans Zeiten von osmanischem Fanatismus, von bedrängten Christenseelen und türkiſchen Blutbädern die Rede, und da wird diese Frage gleichsam von selbst actuell. Sollte Lessings sonnenhaftes Auge erkundet haben, daß an den Thronen christlicher Scepterhalter das religiöse Vorurtheil mächtiger, der duldsame Geist der Gewissensfreiheit spärlicher gewesen sei als in den prachtſchweren Gemächern der Schalifen? Das ist kaum anzunehmen. Aber allerdings saßen auf dem Throne Osmans zu wiederholten Malen Herrscher, an deren Duldsamkeit westländische Kronenträger sich ein Muster hätten nehmen können, ja, es thronte sogar zu Lessings Zeiten in Stambul ein Nabischah, der die Wahrheit ohne Groll und Beschämung zu hören vermochte. Eben jener Mohamed V. war es, von welchem meine Utrecht'sche Schartefe erzählt. Ist es nicht glaubhaft, daß die Kunde von ihm zu dem deutschen Dichter gedrungen? Ich prätendire nicht, einen Beitrag zur Lessingliteratur zu liefern, obſchon es mir mindestens nicht unmöglich dünkt, daß mein Utrecht'sches Büchlein dem großen Bibliothekar von Wolfenbüttel zu Händen gewesen sei und sein unsterbliches Toleranzgedicht gefördert habe. Mein Zweck ist nur, von einem episodischen Vorläufer der Softas zu berichten und darzutun, daß auch in Mohamed's Reiche das politische und religiöse Reformbedürfnis nicht erst von heute datirt. Für die Beurtheilung der türkiſchen Verhältnisse ist diese Erkenntnis nicht ohne dringliche Wichtigkeit. Man wähte nämlich allezeit in Europa, daß das Regiment der Moslems in der fanatischen Observanz des Koran ersticken müsse, da es niemals von dem Bedürfnisse civilisirten Fortschreitens durchweht worden sei. Und bis zu einem gewissen Grade ist diese Annahme nicht ohne einige Berechtigung. Aber sie verträgt auch andererseits eine sehr beträchtliche Einschränkung. Ich rede nicht von den constitutionellen Spielereien, welche der Großvezier Raschid Pascha in den vierziger Jahren arrangirte, sondern von latenten Strömungen, welche sehr erkennbar westwärts strebten. Faßt man diese in's Auge — und mein „Vorläufer der Softas“ repräsentirt eine solche — so kann man sich höchstens darüber verwundern, daß die Rechts- und Koranbesessenen von Stambul nicht schon längst sich wider das Schandregiment des Abdul Uziz erhoben, sie, die nicht allein die Jugend, sondern auch die Summe der gesammten türkiſchen Intelligenz darstellen. Wie der entthronte Großherzog selbst ein Idiot war, der auf seinen Reisen durch Europa nicht einmal etliche französische Brocken an die Conversation mit den Souveränen des Occidents aufzuwenden hatte, so bilden alle Alttürken der älteren Generation eine radis moles ohne

Bildung, Kenntniß und höheres Streben. Was unter den Moslems von Stambul intelligent und wißbegierig ist, das concentrirt sich eben in der „Medresse“ und unter den „Softas“.

Ein Softa im eigentlichen Sinne war nun zwar der Reformprediger, von dem ich erzählen will, nicht, denn er lebte als Pascha zu Kairo, wo mit seinem Namen Ali Ben Abdallah die Vorstellung eines politischen und theologischen Revolutionärs sich schier bis zum heutigen Tage verknüpft zeigt. Aber was er in dem „Projet secret“, das er zu Stambul überreichte, von seinem Souverän begehrte, das hört sich kaum viel anders an, als dasjenige, was die fünftausend Candidaten der Rechts- und Gottesgelahrtheit von Abdul Uziz heischten. Und das kann auch im Grunde Niemand überraschen, denn der Divan hat sich seit Ali Ben Abdallah's Tagen zu seinem verhängnißschweren Unheil nicht verjüngt; was damals die Macht und Autorität der Hohen Pforte unterwühlte, das besteht auch jetzt noch; die Ulemas und der alleinseligmachende Koran, das persönliche Willkürregiment und die Corruption des Beamtenthums zerrten das Staatsgebilde Osmans gewaltiam in den Abgrund. Deswegen sprach schon Ali Ben Abdallah zu dem Großherrn: „Souverän Herr des Weltalls, der du immer siegreich bist! Nichts wagt sich deiner höchsten Macht zu widersehen, als der Koran und Diejenigen, welche ihn durch ihre Autorität aufrecht erhalten wollen, der Mufti, die Imams und die Dervische. Deine Gewalt und deine Weisheit halten dich freilich auf dem Throne und sichern dir das Gelingen der meisten deiner Pläne; aber unsere abergläubige Religion ist und bleibt für immer ein Hinderniß für das Glück deines Reiches.“ Dann zählte er die Irrlehren des Koran auf und geißelte den kostspieligen Müßiggang der Geistlichkeit, welche dreißig Millionen Menschen für drei Monate des Jahres durch nutzlose Religionsübungen von geistlicher Arbeit abhalte. „Mit Einem Worte“, rief er dem Herrscher zu, „das Glück und der Wohlstand der Muselmänner können nicht zu ihrer Höhe gelangen, der Schatz des Reiches ist einer ergiebigen Quelle beraubt und der Ruhm seines Oberhauptes wird auf seiner Bahn aufgehalten werden, so lange der Koran den Unterthanen des ersten Monarchen der Welt Geheze vorschreiben wagt!“ Man müsse, rieth er, die christlichen wie die jüdischen Religionsbücher überjegen und unter dem Wolfe verbreiten, damit es die Schwächen des Koran beurtheilen lerne, müsse die Wet- und Festtage beschränken, die Priester außerhalb ihres Berufs des Ornat's entkleiden und ihnen anstatt ihres Gehaltes in baarem Gelde Ländereien zur Bestellung anweisen, um sie von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung ihrer Macht abzuziehen. Den Lehrern des Gesetzes will er ferner die Weihe des Ehebandes entzogen und weltlichen Beamten überlassen wissen, wie andererseits der Unterricht der Jugend von den Philosophen, nicht von den Interpreten des Koran besorgt werden soll. Ganze Staaten christlicher Confession hätten bereits unter Führung ihrer Fürsten das lästige Joch des Mufti von Rom abgeschüttelt, warum sollte nicht der mächtige Sultan die Regeneration seines Volkes anstreben dürfen, während ein armer Jude die christliche, ein verschlagener Kaufmann die islamitische Religion in's Leben gerufen habe? „Sege fort, o Herr, den verderblichen Aberglauben, welcher bereits länger als tausend Jahre gedauert hat; alle Muselmänner werden dir den Anfang einer Glückseligkeit zu verdanken haben, welche nichts mehr stören kann, und dein Name wird von der fernsten Nachwelt bewundert werden!“

So sprach Ali Ben Abdallah, der Pascha von Kairo, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu dem Sultan, und dieser — sendete ihm nicht die seidene Schnur. Er legte sie freilich auch den Ulemas und dem Koran nicht um den Hals, sondern ließ den Aberglauben, die Lethargie, den Müßiggang unbehelligt gewähren, bis nordwärts der zähe moskowitische Feind herangeschlichen kam und in blutigen Schlachten die Moslems zu Paaren trieb.

In wunderlichen Sprüngen bewegen sich die Geschicke der Völker. Wenn der Geschichtsphilosoph mit seinem weit-

läufigen speculativen Apparat, mit Induction und Analogie, die Menschen und Ereignisse in ein wohlgefügtetes Rechenexempel aufgereiht hat, daß anscheinend ein unzerreißbarer Faden zwischen Ursache und Wirkung besteht, so ereignet sich ein Zwischenfall, ein Impromptü, eine Ueberraschung, durch welche seine ganze Rechnung über den Haufen stürzt. Dann greift er sich an seine Stirne und zweifelt an Ben Alibas unwidersprechlichem Wahrspruche, daß Alles schon einmal dagewesen. Aber nicht lange kann dieser Zweifel währen, denn Ben Aliba hat nun einmal nicht minder recht als König Salomo, für den es ebenfalls nichts Neues unter der Sonne gab. Nur bleibt für die verständige Weltbetrachtung auch jenes Wort des Dichters im Rechte, daß nicht Das, was wir schauen, sondern die Art, wie wir schauen, unsere Erkenntniß bestimmt. Ali Ben Abdallah war für seine Zeit, was die Sostas für die Gegenwart des Osmanenreiches sind. Er begriff den Mißbrauch und begehrte dessen Abstellung, vielleicht schon im Hinblick auf den nahenden moskowitzischen Wolkenzug, der bei Choczim verderbnißschwanger niederging. Ein constitutionelles Regiment konnte er freilich nicht anstreben, denn er kannte es nicht; so formulirte er seine Wünsche innerhalb des Rahmens, welche die Zeit ihnen aufzwang, ausschließlich aus den culturellen, nicht aus den politischen Bedürfnissen heraus. Heute käme ja auch ein Luther mit seinen Reformen zu spät. Ali Ben Abdallah wurde nicht erhört, und so blieb die Ursache seines Begehrens bestehen, ja mehr noch, sie wuchs ohne Widerstand, anstatt sich zu mindern, und vergrößerte das Unheil. Nun, nach hundertundzwanzig Jahren, stehen von neuem ungefüme Mahner auf, aber was sie verlangen, das ist inzwischen weit über Ben Abdallahs Ansinnen hinausgewachsen, in dem nämlichen Verhältnisse, wie auch die Ursache des Verderbens um sich griff. Und das ist der Pragmatismus der Geschichtsphilosophie. Was jener kühne Pascha von Kairo als den Krebschaden des Osmanenreiches denuncirte, die starre, todbringende Observanz des Koran, das Kastor des Müßigganges und der Böllerei, den Pesthauch des unduldsamen Pfaffenhumors und die schamlose Corruption der ottomanischen Behörden, das verdammen auch die heutigen Sostas. Aber sie fordern mehr, wie es der Geist ihrer Zeit von selbst gebietet. Das persönliche Willkürregiment ist ihnen ein Greuel, die Freiheit des Volkswillens eine Gewähr der Besserung. Und das eben stempelt sie zu echten Kindern der Gegenwart, unterscheidet sie von jenem alten Himmelsstürmer, der, ein Rufer in der Wüste, sich bescheiden mußte, zwar gehört, aber nicht erhört zu werden.

Aber noch andere Züge machen die geschichtliche Physiognomie dieser Sostas so interessant, welche, um ein Gleichniß anzuwenden, die osmanische Burshenschaft repräsentiren. Verschieden sind die Bilder, mittelst welcher die Dichter den Fortschrittsdrang der Völker verkörpern. Bei Schiller ist es ein Hinaufgreifen zum Himmel, an welchem unveräußerlich die Güter der Menschheit hangen; bei einem neueren Poeten — ich verzichte darauf, seines Namens mich zu entsinnen — ist es ein Hinablangen in den Schoß der Erde, „wenn es oben faul geworden“. Aber ob über sich hinauf oder unter sich hinab, es bleibt immer die tapfere Nothwehr, welche gegen einen unerträglichen Druck, gegen gewalthätige Einschränkung, mit Einem Worte gegen die Reaction sich bäumt. Und zu solcher Nothwehr ist ihrer Natur nach die Jugend am geeignetsten, nicht bloß, weil sie die größte Spannkraft besitzt, sondern vornehmlich, weil ihr der Zwang am verhaßtesten, das Noth am drückendsten ist. Wenn dann die Kette zertrümmert ist, so lächelt wohl „die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen“, über das Freiheitspiel der Jugend, über Bändertand und Niederlust; die Thatsache aber läßt sich nicht auslöschen, daß der Despotismus, die Tyrannei und Reaction keinen gefährlicheren Feind besitzen, als eben diese idealische, unbiegsame, himmelanstrebende Jugend. Als nach den Befreiungskriegen zu Beginn unseres Jahrhunderts das Gespenst der Reaction, von Rußland herkommend, mit langen Beinen

über den Continent lief und die Hände der mächtigsten Monarchen zur heiligen Allianz in einander legte, da thaten sich stracks die Jünglinge Deutschlands zur Abwehr zusammen; es ist wahr, daß sie ihren Jahren gemäß sich an farbigem Land, an schwarz-roth-goldenen Bändern und Kappen und Schärpen, über Gebühr erfreuten; aber sie waren dennoch das Herz des Volkes, leidend für die Freiheit, als der persische Russenbildling Stourdzja sie den Machthabern denuncirte, aufschneidend gegen die Sklaverei, welche eine reactionäre Staatskunst über die Nationen verhängte. „Das Haus ist zerfallen; was hat's denn für Noth?“ Am Ende war es doch nur sie allein, diese goldene akademische Jugend, welche den Strick gelockert hatte, der den Völkern um den Hals geschlungen war.

Im Westen und im Centrum des Welttheils ist für die moskowitzische Reaction nichts mehr zu holen. Wenn der zweite Alexander als „Ange blanc“ über die abendlichen Grenzen seines Staates tritt, so vergift er es niemals, mit sonorem Friedensgruße die Reinheit seiner Gesinnungen zu verkündigen. Aber russische Staatskunst ohne Reaction ist Brot ohne Salz, Tabak ohne Aroma, Feuer ohne Rauch. Nur daß sie ihren tödtlichen Schatten südwärts wirft, ist der Unterschied zwischen heute und dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts; daß nicht mehr deutsche, sondern mahomedanische Jünglinge wider ihn zum Kampfe stehen, ist die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks.

Und nun zweifle man noch an dem Pragmatismus der Weltgeschichte! Um das Jahr 1750 legt sich, unversehens emporwachsend, der Schatten des moskowitzischen Kolosses über die Türkei, und Ali Ben Abdallah, ihn gewahrend, mahnt seinen Herrscher, den Sultan Mohamed, auf der Hut zu sein, damit sein Reich, innerlich zerträgt und angefault, nicht zur Beute des Feindes werde. Siebzig Jahre später macht dieser nämlich gespenstische Schatten eine Schwenkung und fällt auf die deutschen Lande, deren Jugend sich insgeheim zusammenthut, um ihn zu verscheuchen. Und wieder nach sechzig Jahren hat er die alte Richtung eingeschlagen und schwebt gleich einer unheilswangeren Wolke über der Aja Sophia, während die Sostas, die akademische Jugend der Muselmanen, gegen ihn ankämpfen. Keiser, zweckbewußter als weiland die deutschen ziehen die Jünglinge von Stambul gegen das feindliche Gespenst, denn sie sind nicht ausschließlich flaubertartige Burschen in der ersten Jugendblüthe, wie es jene waren, sondern zum guten Theil schon einsichtige Männer, welche zwanzig Jahre und darüber an dem Koran ihren Scharfsinn und ihre Skepsis übten. Sie bringen einen wohlbedachten Kriegsplan in den Kampf mit, wie ihn einst der alleinstehende Ben Abdallah besaß, die germanische Jugend aber entbehrte. Und die Welt staunt ob dieses wunderbaren Schauspiel, denn sie hatte sich entwöhnt, unter dem Wahrtuche des Korans die Keime einer gesunden nationalen Willenskraft zu vermuthen. Die Welt vergift eben leicht das eherne Gesetz der Ursächlichkeit; dem Forscher aber bieten diese Sostas einen erquicklichen Anblick, denn sie lehren ihn, seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Jugend festzuhalten, und ob die Studenten von Stambul nun erreichen, was sie anstreben, oder ob sie an dem Fatum scheitern, das über dem Palaß von Dolmabagdsche hängt, in der Völkergeschichte ist ihnen ein Ehrenplatz und in den Annalen der Freiheitsentwicklung der Ruhm gesichert, gegen die russische Allmacht zu einer Zeit gekämpft zu haben, als ganz Europa vor ihr sich beugte.

Wien, Anfangs Juni.

Wilhelm Goldbaum.

Die Chinesenfrage in Californien.

Von Theodor Strakhoff.

San Francisco, im April 1876.

I.

Neben der aus geborenen Americanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der westlichen Küstenländer Nordamericas, welche im Allgemeinen auf's Beste mit einander harmonirt und sich schnell zu einer speciell californischen assimilirt, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, einen bedeutenden Bruchtheil der Gesamtbevölkerung dieses Landes, der, ganz getrennt von dem Reste derselben, eine, einer tausendjährigen Ueberlieferung treu gebliebene Rasse für sich ausmacht. Viel ist schon über den Vortheil und Nachtheil der Chineseneinwanderung nach Californien gesagt und geschrieben worden; aber man ließ die Sache im Allgemeinen gehen wie sie wollte, und hoffte, daß sich die praktische Seite derselben im Laufe der Zeit von selbst lösen würde. Neuerdings ist diese heiklige Frage wieder ganz in den Vordergrund getreten und nimmt so ernste Verhältnisse an, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sich eingehender mit ihr zu beschäftigen.

In früheren Jahren wurde die chinesische Einwanderung nach Californien von der Mehrzahl der weißen Bewohner dieses Landes als ein notwendiges Uebel und von Manchen als ein wünschenswerther Zuwachs unserer Bevölkerung betrachtet, während Viele schon damals eine warnende Stimme gegen das Ueberhandnehmen dieses der europäisch-americanischen Civilisation ganz fremden Volkselements erhoben. Unsere Brüder im Osten der Union dagegen, welche den Chinesen meistens nur aus Bilderbüchern kennen, und von seiner Frugalität und von seinem bienenartigen Fleiße die extravagantesten Begriffe, von seiner moralischen Verkommenheit aber gar keine Idee haben, sahen den Mongolen von jeher als einen uns speciell vom Himmel zugesandten Segen an, um den sie uns von Herzen beneideten. Obgleich nun wohl im Allgemeinen anzunehmen sein sollte, daß wir Californier, die wir die Chinesen seit beinahe einem Vierteljahrhundert aus persönlicher Anschauung kennen gelernt haben, über den Nutzen, den sie der Entwicklung unserer engeren Heimat bringen, besser als unsere Freunde im Osten der Union unterrichtet sein müßten, suchen diese doch über unsere Voreingenommenheit betreffs der so nützlichen Asiaten mitleidig die Achseln; pochen darauf, daß ein Mensch so gut als der andere und der Chinese unser Bruder sei, den man nicht von der Thür fortweisen dürfe; daß es als ein Armutsszeugniß für die Americaner angesehen werden müsse, wenn sie vor der asiatischen Concurrenz zurückschrecken; suchen uns mit der Bemerkung, ob wir vielleicht eine chinesische Mauer um Californien ziehen wollten, lächerlich zu machen und behaupten, daß billige Arbeitskraft der Segen sine qua non jedes aufstrebenden Gemeinwesens sein müsse.

Die früher getrennte Anschauungsweise der Californier über den Nutzen und Nachtheil der Chineseneinwanderung hat sich, durch Erfahrung gewißigt, mit jedem Jahre mehr und mehr gegen die Anwesenheit der Asiaten unter uns erklärt, und heute möchte, mit Ausnahme der großen Fabrikbesitzer, der die Rulis importirenden Schiffsrheder und der anderweitig an der Chineseneinfuhr Interessirten, kaum Einer unter hundert hier zu Lande zu finden sein, der die fernere unbeschränkte Einwanderung von Chinesen befürwortet. Alle Tagesblätter in Californien, Oregon und Nevada, ohne Unterschied ihrer politischen Parteilassung und der Sprache, in welcher sie erscheinen, sind einmüthig in dieser Frage, und es ist die offen ausgesprochene Meinung eines jeden Denkenden an dieser Küste, daß dem Influx der Asiaten ein Damm entgegen gesetzt werden muß, wenn es hier nicht in Kürze „blutig tagen“ soll. Es ist nicht mehr eine Frage von billiger Arbeit allein, von Dollars und Cents, sondern eine Lebensfrage für die Kultur-

entwicklung dieses gesegneten Erdstrichs geworden; soll sich dessen glänzende Aussicht, eins der schönsten Culturländer dieser Erde in den Händen einer progressiven, thatkräftigen weißen Bevölkerung zu werden, verwirklichen, oder soll derselbe einer stagnirenden asiatischen Barbarei anheimfallen?

Die sentimentalen Ideen der Yankee's — und leider auch vieler unserer Landsleute im Osten der Vereinigten Staaten — über die Gleichbefähigung und Gleichberechtigung aller Racen in Bezug auf neuere Cultur, fallen in der Praxis sehr elend zusammen. Sklavisch gesinnte Mongolen zu Brüdern frei denkender Kaukasier machen zu wollen, sind utopische Wünsche, die sich nie verwirklichen können; man vermöchte gerade so gut Feuer und Wasser mit einander zu verbinden, als das Antagonistische in der ganzen Geistesanlage dieser zwei Racen friedlich zu versöhnen. Daß der weißen Race dieses herrliche Land als Erbtheil zufiel, ist eine glückliche Fügung des Schicksals gewesen. Die Asiaten sind zu spät hierher gekommen, um dies glänzende Erbe, worauf ihr Auge jetzt lüftern ruht, den Kaukasier, falls diese ihre Schuldigkeit thun, heimtückisch aus den Händen spielen zu können. Erkennt die Regierung in Washington heute die Tragweite der Chinesenfrage an und handelt demgemäß mit Entschlossenheit, thut das Volk von Californien in erster Linie selbst seine Schuldigkeit, so wird sich das Chinesenproblem friedlich lösen; in einem Decennium wäre es dazu vielleicht schon zu spät. Am westlichen Horizonte dieses Continentes steigt eine drohende dunkle Wolke empor, welche der Vorbote eines Sturmes ist, der sich bald, wie die Sklavenfrage in den Südstaaten es gethan hat, zu einem tobenden Orkan entfalten kann. Noch ist es Zeit, die Segel einzureffen und, das Steuer in festen Händen, dies Unwetter ruhig an uns vorüber ziehen zu lassen. Mögen deshalb die Worte der Warnung nicht ungehört und unverstanden verklingen! — Die Völker und Bewohner der civilisirten Welt sind heutzutage so innig mit einander verbunden, daß ein Capitalunglück, welches eins derselben betrifft, seinen Rückschlag auf alle anderen in betäubendster Weise äußern muß. Unmöglich kann das Wohl und Wehe der pacifischen Küste Nordamericas, welches Land sich auf eine in der Culturgeschichte der Menschheit beispiellos rasche Weise entwickelt hat, der großen kaukasischen Völkerrasse gleichgültig sein. Um nun das uns bedrohende Unheil auch in Deutschland, welches vielleicht mehr als man denken möchte von dem entlegenen Goldlande und seiner enormen Production an Edelmetallen und Cerealien beeinflusst wird, mehr und mehr zum Verständniß zu bringen, ist der Zweck dieses Culturbildes vom Strande des fernen Pacific.

Ueher ich auf die Mittel, welche uns zu Gebote stehen, die Einwanderung der Asiaten nach Californien auf ein Maß des Erträglichen zu beschränken, eingehe, will ich zu schildern versuchen, wie sich das chinesische Volkselement heutzutage in San Francisco eingebürgert hat. Ein treffendes Gegenstück findet man dazu in kleineren Verhältnissen in jedem Orte an dieser Küste; aber hier in der großen californischen Handelsmetropole, wo die Asiaten massenweise zusammenströmen, ist der Focus der Chinesenfrage, die hier endgültig ihre Entscheidung finden muß.

Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes an dieser Küste in's Leben gerufen wurde, steht ganz unter der Controle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yip-, Jung Wo-, Wong Chow-, Wing Jung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führen. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Corporationen die Einwanderung ihrer Landsleute — früher aus Macao, jetzt aus Hongkong — vermitteln, ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften selbst dem vom Staatssenat des Staates Californien in jüngster Zeit zur möglichst genauen Erforschung der Chineseneinwanderung eingesetzten Comité nur theilweise gelungen ist. Doch sind durch die Bemühungen jenes Comité's manche neue Einblicke in die dunklen Wege der fast mit souveräner Gewalt über ihre Landsleute herrschenden Compagnien

gewonnen worden, wodurch sich Schlüsse auf den Thatbestand mit ziemlicher Genauigkeit machen lassen.

Die Chinesen, welche nach Californien auswandern, kommen fast alle aus der Provinz Canton und gehören zu den niedrigsten Volksclassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Annahme, daß die sechs Compagnien den Auswandernden das Reisegeßel vorschössen, um diese dadurch in eine abhängige Stellung zu sich zu bringen, wird von den Compagnien entschieden in Abrede gestellt. Sie behaupten, daß, fast ohne Ausnahme, die Angehörigen der Auswanderer das Reisegeßel in China aufbringen, um es einem ihrer Verwandten zu ermöglichen, in Californien ein Vermögen zu machen (in China vermag Jemand mit 500 Dollars als Rentier zu leben!) und dereinst als reicher Mann in ihre Mitte zurückzukehren. Jede Compagnie vertrete einen District von der Provinz Canton, und jeder hier einwandernde Chinese stelle sich sofort nach seiner Ankunft in Californien freiwillig unter die Botmäßigkeit derjenigen Compagnie, welche den District seiner engeren Heimat repräsentire. Sie, die sechs Compagnien, wären weiter nichts als die Rathgeber ihrer armen einwandernden Landsleute, denen sie zugleich eine hülfreiche Hand reichten, um hier ein Fortkommen zu finden. Ohne irgend einen Zwang ausüben zu wollen, wäre ihnen doch die Schlichtung aller Streitigkeiten unter ihren Landsleuten einmüthig von diesen übertragen worden; eine Entscheidung, welche das Siegel der sechs Compagnien trüge, würde allemal als endgültig angenommen.

Hiergegen läßt sich einwenden, daß das erforderliche Reisegeßel von 43 Dollars Gold im Zwischendeck für einen armen Chinesen eine fast unerschwingliche Summe ausmacht, daß der ganze Raum in den Dampfern oft auf Monate im Voraus für chinesische Auswanderer belegt ist, und daß die servile Abhängigkeit von den nach Californien einwandernden Chinesen gegen die Compagnien während der ersten Jahre eine solche ist, daß sie eine Bronage vollständig gleichkommt. Auch verweigert die Pacificdampfschiffahrtsgesellschaft, in Folge eines erst vor kurzem bekannt gewordenen Vertrags mit den sechs Compagnien, jedem Chinesen, selbst gegen das Anerbieten eines erhöhten Reisegeßels, die Rückfahrt nach China, wenn derselbe nicht zuvor einen Erlaubnißschein mit dem Siegel der Compagnie, zu welcher er gehört, vorweist, und durch ein solches Schriftstück den Beweis liefert, daß er alle seine Schulden bezahlt hat. Ein solcher Erlaubnißschein kostet dem Zurückwandernden fünf Dollars Gold. Hiervon machen nur solche Chinesen eine Ausnahme, welche zum Christenthum übergetreten sind, wie Reverend Gibson, der als chinesischer Missionär und Prediger in San Francisco fungirt, selbst eingestanden hat. Es gibt etwa tausend Chinesen in San Francisco, welche dem Namen nach Christen sind.

Nach Angabe der Präsidenten der sechs Compagnien befinden sich gegenwärtig 148,600 Chinesen in den Vereinigten Staaten, welche wie folgt, als von den Compagnien abhängig, in die Bücher derselben eingetragen sind:

Sam Yup-Compagnie	10,000
Yung Wo-	10,200
Bong Chow-	15,000
Wing Jung-	75,000
Hop Wo-	34,000
Jan Wo-	4,300.

Die Zahl der in San Francisco lebenden Chinesen wird von den Compagnien auf 30,000, der im Staate Californien, außerhalb von San Francisco wohnenden, auf ebenfalls 30,000 angegeben. Diese Zahlenangabe ist, soweit sie Californien betrifft, entschieden falsch, da mindestens 100,000 Chinesen in diesem Staate leben. Erst vor einigen Wochen gaben die Compagnien in einer Petition an das Postdepartement in Washington, worin sie um einen chinesischen Briefwechsler in der hiesigen Postanstalt baten, die Zahl der an dieser Küste wohnenden Chinesen auf 210,000, der in San Francisco lebenden auf 90,000 an, unter denen sich nur tausend befän-

den, die nicht unter ihrer Controle ständen. Nach den statistischen Einwanderungsberichten sind bis jetzt 190,000 Chinesen nach den Vereinigten Staaten eingewandert und 50,000 nach China zurückgekehrt; also 140,000 im Lande. Da die von Südamerica und von anderen nicht chinesischen Häfen kommenden Chinesen hierbei nicht mitgerechnet sind, so kann jene Statistik aber auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Eine Volkszählung im hiesigen Chinesenviertel gehört leider zu den Unmöglichkeiten, wie Feder, der das dortige Treiben und Menschen-gewoge mit angesehen hat, zugeben muß. In der von hier nach Washington gesandten Beschwerdebeklage wird die Zahl der gegenwärtig in San Francisco lebenden Chinesen auf 75,000 (gewiß viel zu hoch gegriffen!), die der gesammten chinesischen Bevölkerung an dieser Küste auf circa 200,000 angegeben. Das Senatscomité gibt nach ungefährem Ueberschlag die Zahl der in fünf Häuserquadraten in San Francisco lebenden Chinesen auf circa 30,000 an, was wohl ziemlich richtig ist. Ich möchte, im Vergleich zu der etwa 250,000 Seelen zählenden weißen Bevölkerung von San Francisco, die Zahl der hier lebenden Chinesen auf höchstens 40,000 schätzen. Die Unzuverlässigkeit der statistischen Einwanderungsberichte läßt sich am leichtesten dadurch erklären, daß die Angabe der einwandernden Chinesen von der Pacificdampfschiffahrtsgesellschaft stets zu niedrig angegeben worden ist.

Alle Thatfachen sprechen gegen eine freie Chineseneinwanderung, so sehr die Bronage auch von den sechs Compagnien bestritten wird. In San Francisco werden die Neuankommlinge so lange von jenen unterhalten, bis sie Arbeit finden. Dadurch gerathen sie immer tiefer in Schulden, werden von den Compagnien, die den ganzen Arbeitslohn einziehen, ausgemietet und sind jahrelang weiter nichts als Sklaven. Sterben die Kulis im Auslande, so sind die Compagnien verpflichtet, deren Gebeine zur Beerdigung nach China zurückzusenden. Nachdem die Leichen im temporären Grabe verwest sind, werden die Knochen wieder hervorgeholt, hübsch abgeputzt und in Bindeln, mit dem Namen des Betreffenden darauf, zusammengebunden nach China zurückbefördert. Den Arbeitsmarkt controliren die Compagnien vollständig, so daß es eine schwierige Aufgabe ist, einen chinesischen Arbeiter anders als durch ihre Vermittlung zu bekommen. Sie liefern auf Verlangen jede beliebige Zahl von Fabrik- oder Minenarbeitern, Köchen, Hausdienern u. s. w. und geben einer größeren Abtheilung allemal einen Aufseher mit, der alles Geschäftliche besorgt und die Kulis unter Aufsicht hält. Langt ein Dampfer von China an, so sendet jede von den sechs Compagnien sofort einen Agenten an Bord, der die Einwanderer nach dem Chinesenviertel befördert, wo sie ein Unterkommen finden. Tausende werden in großen Karavanserais — namentlich im berichtigten, über alle Beschreibung schmutzigen Globe Hotel, wo in jedem der acht bis zehn Fuß großen Zimmer acht bis fünfzehn Chinesen logiren — untergebracht und dort auf Kosten der respectiven Compagnien so lange unterhalten, bis sie Beschäftigung finden.

Die californischen Behörden sind mit Recht von jeher der Ansicht gewesen, daß die hier einwandernden Chinesen als eine Art Kulis von den sechs Compagnien importirt werden und daß jene eine absolute Gewalt über die Immigration ausüben. In Folge dessen wird den chinesischen Einwanderern bei ihrer Ankunft in San Francisco durch einen Dolmetscher erklärt, daß alle etwa in China von ihnen eingegangenen Contracte hier durchaus rechtlos seien. Diese Bekanntmachung hat jedoch nie den geringsten Einfluß ausgeübt, indem die Einwanderer sich stets gleich nach ihrer Ankunft unter die Botmäßigkeit von einer der sechs Compagnien stellen. Selbst solche, welche sich im Laufe der Zeit eine selbstständige Stellung erringen und für eigene Rechnung Geschäfte machen, sind stets der Oberhoheit der chinesischen Gerichte unterthan geblieben.

Die nach Californien kommenden chinesischen Frauen werden dagegen ganz offen als Sklaven betrachtet. Man kauft und verkauft sie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den schamlosesten

Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstände. Ist ihre Zeit abgelaufen, so sind sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde aufs Neue verkauft zu werden. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmuth über sich ergehen und beanspruchen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen den Schutz der amerikanischen Gerichte. Ein Familienleben existirt unter den hiesigen Chinesen fast gar nicht. Höchstens hundert verheirathete Chinesen befinden sich in San Francisco; alle Anderen sind Prostituirte, unter denen die furchtbarsten Krankheiten in einer Menge und in einer Verderbnis vorherrschen, die grauen-erregend sind. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlosen sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hilflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie in's Spital bringe; oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Weis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, um sie dort sterben zu lassen.

Die sechs chinesischen Compagnien von San Francisco bilden im buchstäblichen Sinne des Wortes einen Staat im Staate. Sie haben hier ihre eigenen Gesetze und Gerichte, erheben Steuern, strafen u. s. w., wie es ihnen beliebt, und die amerikanischen Behörden sind, theils aus Unkenntniß der fremden Sprache, theils weil die große Masse der Asiaten ihre Oberhoheit gar nicht anerkennt, ganz machtlos dagegen. Es ist hier schon öfters vorgekommen, daß, im Falle sich ein Chinese geweigert hat, den Mandaten der Compagnien nachzukommen, an allen Straßenecken im Chinesenviertel Nordplacate in chinesischer Sprache im Namen der geheimen Behörde des „Hip Yee Tong“ angeschlagen worden sind, worin so und so viele hundert Dollars für die Tödtung des Betreffenden geboten wurden. Von den professionellen chinesischen Spielern werden häufig ähnliche Placate angeschlagen, worin Jeder, der es wagen sollte, vor Gericht gegen sie zu zeugen, mit dem Tode bedroht wird! Die reichen Chinesen sind sonst in Vergleich mit ihren Unterthanen die wahren Gentlemen; ihre Höflichkeit und ihre feinen Manieren lassen nichts zu wünschen übrig; sie sind die liebenswürdigsten Wirthe und dabei ausgezeichnete Geschäftsleute. Bei einer Unterhaltung mit ihnen fühlt man sofort, daß sie sich uns Weißen als vollständig ebenbürtig dünken. Daß sie ihre Herrschaft über ihre armen Landsleute inmitten des ihnen feindlichen weißen Elements bis jetzt so trefflich bewahrt haben, ist unseren Behörden gegenüber gewiß ein Meisterstück!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Poesie im Handel.

Aus einem Vortrage, gehalten im Kaufmännischen Verein zu München.

Von Hermann Stugg.

II.

Gehen wir einen Schritt zurück und verfolgen wir die uralten Land- und Handelsstraßen, die schon früher zwischen dem Norden und Süden Europas bestanden haben. Gräber und Ruinen sind die Wegweiser. Ein diesseits der Alpen in der Erde aufgedeuter Krug von antiker Arbeit, eine Vase, ein Metallspiegel bezeugten, daß Kunstwerke italienischer Völkerschaften über die Alpen herüber gebracht worden waren und zwar in einer sehr frühen Zeit. Anfangs nahm man an, es wären vielleicht Einrichtungsgegenstände gewesen, von römischen Eroberern mitgenommen, bald aber überzeugte man sich durch die häufiger vorkommenden Funde solcher etruskischer Arbeiten, daß sie auf dem Wege der Cultur hierher gekommen, daß sie Gegenstände eines

Tauschhandels gewesen seien und daß Straßen über die Alpen nicht nur nach Gallien und Süddeutschland, sondern noch weiter bis an die Nord- und Ostsee geführt haben und zwar lange vorher, ehe noch der römische Staat eine erobernde Macht geworden war. Die Beschaffenheit der erwähnten Funde deutet auf eine uralte Culturepoche im Süden und Norden Italiens, auf Verbindungen Unteritaliens mit Egypten, Phönizien und Carthago und die bei uns ausgegrabenen zeigen eine solche Aehnlichkeit mit den jenseits der Alpen aufgedachten, daß kein Zweifel über den gleichen Ursprung beider stattfindet. Diese Funde bestehen hauptsächlich aus Waffen, Sensen, Beilen, Sägen, Hämmern, aus Kannen, Schalen, Fischgeräthen, Pferdegeschirren, Knöpfen u. dergl. Ferner hat man in den Alpenübergängen der Schweiz und Tirols abseits von den bekannten Heerstraßen der Römer in die Felsen eingehauene Wege gefunden, unzweifelhaft jene Wege, auf welchen die etruskischen Handelsleute aus Italien zu uns auf niederen schmalrädernen Wagen mit kleinen Pferden herüberkamen. Gefährvoll im höchsten Grade mochten diese Reisen gewesen sein durch die Rauheit der Natur, die oft plötzlich einfallenden Schneestürme, gefährvoll durch die Unwirthsamkeit der Gegend, die Wildheit der Bewohner. Man hat unter Felsblöcken noch Waarenladungen, zusammengepackte Waffen und Geräthschaften entdeckt, welche vermuthen lassen, daß sie hier ein Handelsmann verborgen haben mochte, der nie wieder zurückkehrte, um sein aufbewahrtes Gut zu holen; mag es nun sein, daß er berunglückt oder erschlagen oder in ferne Gegenden als Gefangener weggeschleppt worden. Denken Sie sich nun diese fremden Südländer, wie sie zu bestimmten Zeiten des Jahres, nachdem die eingetretene milde Witterung die Ueberfahrt gestattete, mit ihren kleinen Wagen und Pferden in die Thäler Germaniens herüberkamen, ihre Ruden aufschlugen, wie dann von den Anhöhen herab aus den Seitenthälern die Männer und Frauen der Gane sich einfanden, erst einzeln, dann mehr und mehrere, je weiter sich der Ruf von den Ankömmlingen verbreitete, wie sie nun die feilgebotenen Gegenstände mit Neugierde und Bewunderung betrachteten, wie die Männer Waffen und Werkzeuge erproben, die Frauen den Schmuck anlegen oder die zum Hausgebrauche nützlichen Gegenstände prüfen, wie ferner das Alles die italienischen Männer erklären, anpreisen und wie nun der gegenseitige Austausch beginnt mit jenen Waaren, welche die Nordländer aus ihren Bergen und Wäldern hervorgebracht haben, stellen Sie sich das Alles recht lebhaft vor und sie haben ein Bild unserer ältesten Messen und Jahrmärkte, wie es zum Theil noch in unseren Tagen nach mehr als 2000 Jahren in den Jahrmärkten kleiner Grenzorte zu finden ist.

Es breiteten also auch die Deutschen vor den Augen des schlauen Fremdlings ihre Herrlichkeiten aus, die Felle und Pelze, die sie auf der Jagd vom Auerochsen, vom Wolfe, Bären, Luchs u. s. w. erbeutet hatten. Aber auch Erzeugnisse ihrer Landwirthschaft fehlten nicht, Harz, Wachs, Käse, eingesalzene Fische. Es wiederholten sich diese Märkte alljährlich, jedesmal ehe die rauheren Monate eintraten oder bald nachdem die Berge von der Schneelast befreit waren und die beschwerliche Reise stattfinden konnte.

Erfindertischer zeigten sich die Südländer, Kinder einer älteren Bildung, einer reicheren Natur, die ihren Sinnen mehr Anregendes zur Nachahmung darbot, zur Anfertigung von schönen und nußbaren Gegenständen. Daher brachten sie dem Nordländer, der in seinen langen Winternächten in finsterner Waldung hausend weniger Kunsttrieb besaß, die ersten Keime der Verfeinerung, sie erweckten in ihm eine Vorstellung von jenen Ländern, in welchem so hübsche Arbeiten gefertigt wurden, wo die Natur ein Garten schien und süßere Früchte, reichere Ernten eintrug, lauter Anlockungen, mit denen bekannt zu werden einen unwiderstehlichen Reiz ausübte und damit den Nordländern die Aussicht in eine schönere Aera des Daseins eröffnete. Die Italier haben aber auch noch etwas Wichtigeres gebracht, die Buchstabenschrift und Remitnisse anderer Sprachen, die ersten Ansätze höherer Cultur. Es ist interessant, auf jene frühen, niedrigen Bildungszustände zurückzublicken, fast wie auf die in Felsen bewahrten

Anfangsgebilde der organischen Schöpfung, deren Geschichte wir auch noch aus den Steintafeln der Gebirge herauslesen. Dieser älteste Handel zwischen Deutschland und Italien wurde in den nächstfolgenden Jahrhunderten voller Krieg und Barbarei größtentheils unterbrochen und erst in seiner ganzen Bedeutung aber umfassender wieder aufgenommen, als Venedig emporblühte.

Diese Betrachtung führt uns zunächst auf die merkwürdigste aller Handelsstädte, aller Städte überhaupt. Nie hat sich der Genius des Merkantilen vollständiger gezeigt, als in dem aus Meere, dem eigentlichen Elemente des Handels gebornen Freistaate. Venedigs Ruhm, der Ruf seiner Prachtliebe, der Großartigkeit seiner Unternehmungen war über die Welt verbreitet und fast keinen bedeutenden Dichter gab es, dessen Genius nicht von solchem Zauber begeistert worden wäre. Schon die Gründung der Stadt ist eigen und märchenhaft. Auf einer der Inseln, auf welche die heutige Stadt gebaut ist, hatten die Paduaner Hafen und Niederlassung. Während der Einfälle Marichs und seiner Gothen, die bis Rom drangen, flüchteten die Bewohner der auf dem Festland gelegenen Städte mit ihren Habseligkeiten nach der Insel. Nachdem die Mauern dieser Stadt niedergeworfen, ihre Wohnungen verbrannt und während der folgenden Verheerungszüge völlig zerfallen waren, blieb ein großer Theil der Geflüchteten da, wohin sie schon vorher ihr Hab und Gut gebracht hatten und kehrte nicht mehr in die Vaterstadt zurück. Die durch gemeinschaftliches Unglück vereinigten Bewohner der Insel gründeten ein Gemeinwesen, das in seinem Anfange rein demokratischer Natur war. Erst im Laufe der Zeiten erlangten die reicher Gewordenen Privilegien, begründeten den Vorrang einzelner Geschlechter und damit die aristokratische Staatsform, durch welche die Republik Venedig ihre eigenthümliche Gestaltung gewonnen hat. Ihre welthistorische Aufgabe war die Vermittlung des Orients mit dem Occident durch den Handel und dieser Aufgabe blieb sie getreu in ihren Eroberungen, ihrer Politik. Venedig brachte die Waaren des Morgenlandes nach dem Westen und damit auch viel orientalische Pracht, jene äußere Würde und die rücksichtslose Gewalt des Despotismus, der in seinem Staatswesen mehr und mehr herrschend wurde. Es erweckte auch Kleinasien und Griechenland wieder zu einem regeren Leben, verwandelte seine Handelsflotte in eine Kriegsflotte, nahm die Ueberfahrt der Heere in den Kreuzzügen in Accord und war in allen europäischen Händeln von bedeutendem Gewicht in der politischen Wagschale. Wie das Meer selbst in seiner Tiefe mit seinen Ungeheuern, verborgenen Klippen und Abgründen ein schauerliches Geheimniß ist, so auch die Stadt, welche sich die Königin des Meeres nannte. Da sind die Mordmorde zu Hause und die heimlichen Anklagen an der Tagesordnung, die geheimen Hinrichtungen, das Verschwinden eines Schuldigen oder nur Gefürchteten, der Argwohn, die Verschwörung. Ueberall hat Venedig seine Spione und diese selbst werden wieder von anderen bewacht, das Oberhaupt des Staates selbst ist von ihren Späherblicken beaufsichtigt, Niemand ist sicher in seinem eigenen Hause, Niemand vor seinen nächsten Verwandten und Freunden. Nirgend aber wurde der Carneval toller gefeiert, lustiger durchjubelt, als in Venedig. Man maskirte sich, um seiner Dame eine Artigkeit zu sagen, man maskirte sich, um den Dolch in die Brust eines verhassten Feindes zu stoßen. Die schwarzumhangene Gondel trägt hier einen Bräutigam, dort eine Leiche. Das Meer nimmt alle diese schauerlichen Geheimnisse, diese blutigen Erinnerungen in sich auf und spielt und glibert um die Schritte seines Vasallen Tag und Nacht im lachenden Blau seiner Welle. Venedigs Handel zerfiel, wie der seines stolzen Nebenbuhlers in Genua, mit der Umsegelung der Südspitze Afrikas. Ein größerer Ocean, das Weltmeer, rief nun die Flaggen kühner Seefahrer zu Handelsfahrten und Abenteuern in größerem Umfange zu sich. Auf Deutschland hatte Venedig einen großen Einfluß ausgeübt. Deutsche Kaufleute hatten eine der reichsten Niederlassungen in Venedig und standen in besonderer Achtung. Kunstsinne, vorzugsweise für schöne Bauwerke, verbreitete sich von der glänzenden Seestadt aus in die ihr nahe liegenden Reichstädte, die nach jener Vorbild eine immer größere Unabhängigkeit und Selbst-

verwaltung anstrebten. Auch die deutsche Hanse verdankt ihr zum Theil die Entstehung. Nun ist es freilich nur noch ein Schatten der alten Größe und sein Anblick erweckt eine Wehmuth in der Seele, die kein Dichter so ergreifend zu schildern wußte wie Lord Byron.

Nicht tönt mehr Tassos Stanze durch Venedig
Und nicht mehr singt sein Lied der Gondolier,
Gebeugt am Strand ruh'n die Paläste lebig
Und durch die Luft schallt nicht mehr Musik hier,
Nur Schönheit blieb, der Staat der Künste Bier
Sank hin, Natur sank nicht mit im Verfall,
Nein, noch nicht alles Golde starb an ihr,
Noch immer gibt sie Raum für muntern Schall,
Europas Festgelag, Italiens Carneval.

Auf ihrem Namen schwebt im Buch der Zeiten
Ein Zauber und ein Zug von Schatten wach,
Gestalten, die voll Schmerz vorüberstreiten
An ihrer Dogenstadt versunkener Nacht.
Doch nicht versinkt, wie des Nialto Pracht,
Piero, Sphylot und das Bild des Mohnen,
Siegzeichen, die nicht untergehn in Nacht,
Der Bogen Schlußstein! Alles, wenn verloren
Und todt es wär', die bleiben ewig jung den Thoren.

Wir können übrigens von Italien nicht scheiden, ohne vorher einer Familie zu gedenken, deren erstes Haupt ein schlechter Kaufmann gewesen und der sein Haus zu einer Höhe brachte, die seinen Namen bald darauf unter seinen Nachfolgern auf immer mit dem höchsten Blüthenalter der Kunst verwebt hat, wie seit Perikles und Hadrian nicht mehr gesehen worden. Es ist das Haus der Medicäer, unzertrennlich mit dem Andenken an alles Herrliche und Großartige, was die Renaissance hervorbrachte hat.

Venedig war wohl nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Hanfabundes. In den rauhen Zeiten des Mittelalters genoß der Reisende in fremden Gebieten nur eines geringen Schutzes, sein Gut, wenn er strandete, fiel dem Herrn des Landes anheim, an dessen Küsten es getrieben wurde, daher sein Erbe, wenn er in der Fremde starb, nicht seinen Angehörigen, sondern ebenfalls jenem. Wurde er beraubt, ermordet, so ward der Schuldige nur selten zur Strafe gezogen, verging der Ausländer selbst sich gegen einen der Einheimischen, so wurde er auf's Härteste gestraft. Es waren daher die Kaufleute, welche fremde Reiche besuchten, darauf bedacht, sich in Vereinigungen zusammen zu schließen, damit sie wirksamer Unbillen entgegenreten, leichter gewisse Rechte und Privilegien erreichen könnten. Die Hanse nun, deren Rauffahrt meist nach England, Schweden, Rußland ging, erhielt schon im 13. Jahrhundert Freibriefe vom König von England, errichtete in London ein eigenes Kaufhaus und wählte einen Vorstand — Aldermann — aus ihrer Mitte. An den Küsten, welche die Hanseaten besuhren, trafen sie mit Kaufleuten aus Norwegen zusammen und mit Männern aus Julin, der versunkener Stadt. So die Sage von diesen beiden Städten; sie ist ein Nachhall des großen Rufes von den Reichthümern, deren sich jene Handelsorte des Nordens erfreuten. Die politische Vereinigung derselben hatte auch einen gemeinschaftlichen Hort, den Ueberfluß an Geld, der sich aus den Landeseinnahmen ergab und der zu Gothland in der Marienkirche der Deutschen, zu Nowgorod in St. Peters, des deutschen Schutzheiligen Rastern niedergelegt war und zu welchem vier Schlüssel gehörten, deren je einer von den Aldermännern zu Gothland, Lübeck, Soest und Dortmund aufbewahrt wurde. Eine aufrecht stehende Lilie mit gewundenen Blüthenzweigen war das älteste Wappen im Segel des Hanfabundes.

Hanse soll ursprünglich eine Menge, einen Haufen bedeuten; später verstand man darunter eine Genossenschaft. Zur Abwehr der Seeräuber verpflichteten sich die Mitglieder, zum Schutz der Ströme und Mündungen, zur Schlichtung von Streitigkeiten untereinander und Auswärtigen gegenüber, überhaupt aber gegen

jeden Angriff, besonders von Seiten der Burgbügte benachbarter Herren und Fürsten. Kein Mitglied des Bundes durfte ohne Einwilligung der anderen eine Fehde beginnen. Alle sollten zur Hülfe wie zum Ersatz für einander einstehen, wie auch die Auslagen des Krieges gemeinschaftlich tragen. Die Seestädte übten eine Präponderanz, eine Art Hegemonie über die Binnenstädte aus, wie mächtig auch sonst diese waren. Man sieht wohl, wie durch solche Gesetze ein mächtiges Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein tüchtiger Gemeinfinn in den Betheiligten erwachen mußte und dem Bunde jene Kraft und Stärke gab, mittelst deren er es kühnlich mit den Königen des Nordens, mit den Herrschern Schwedens und Dänemarks aufzunehmen vermochte, sie gar oft bezwang und von sich abhängig machte. Mit Klugheit und Muth lenkten diese Bürger ihre Angelegenheiten und sie wußten in den ihnen gefährlichen Nachbarreichen die Großen und Mächtigen bald zu Zwistigkeiten gegen einander aufzureizen, bald sie durch große Darlehen gegen Verpfändung von Kronjuwelen für sich zu gewinnen. Auch sonst wußten sie trefflich für die Sicherheit und den Schutz ihrer Angehörigen zu sorgen. Sie hatten in den Städten des Nordens ihre Höfe, so z. B. in Nowgorod eine eigene Kirche und Wohngebäude, mit Mauern umschlossen, woselbst die deutschen Seefahrer überwinterten, wenn die rauhen Stürme in den nördlichen Meeren die Seefahrt einstellten. Da gab es dann wieder besondere Bestimmungen. Ein solcher Hof und dessen Wohngebäude mit der Kirche inmitten durfte, außer zu gewissen Zeiten, kein Russe betreten, eigene Wächter waren aufgestellt, darauf Acht zugeben, auch hatte ein eigener Priester die Aufsicht über die Waagen und Gewichte, welche in der Kirche aufbewahrt wurden, denn in und um dieselbe waren die Ballen, Lächer und andere Waaren gelagert.

Doch auch für Kurzweil und Vergnügen war gesorgt; es gab eine Zechstube in dem deutschen Hofe zu Groß-Nowgorod und in manch sturmvollem Winternacht, oder wenn das Nordlicht in die hohen Fenster hereinleuchtete, mag da der Becher, gefüllt mit süßlichen Weinen, oder eines Harfners Lied von dem fernem Heimatlande erklingen haben, während draußen an den finstern Ringmauern der Wächter beim Scheine der Fackeln umging und den Herren drinnen die Stunden rief. Wohl auch von mancher Seeschlacht mochten sie mit ihren Rittern und Reisigen in den Hof zurückgekehrt sein, der Wunden zu pflegen, die Helme und Harnische auszubessern und ihre guten Schwerter und Hellebarden für neue Kämpfe zu schärfen.

Mit dem Zeitalter nach der Reformation sank der Stern der Hanse. Die ihr feindlich gesinnten Fürsten wurden mächtiger, England, die wetteifernde Seemacht, kam mehr und mehr empor, der Bund verlor an Einigkeit und damit an Stärke und Einfluß. Selten aber geht etwas Großes zu Grabe, ohne daß es zuvor die Kraftfülle der ihm innewohnenden Seele in einer Persönlichkeit noch vorher dargestellt hätte. So stand in Wullenweber, dem hochherzigen Bürgermeister Lübecks, der von der alten Größe seiner Vaterstadt und des Bundes durchdrungen war, der ganze Gedanke der Hanse verkörpert auf, leider in einer Zeit, die diesem Gedankenausschwung nicht mehr gewachsen war. Der tapfere unglückliche Mann erlag, wurde verrathen, seinen Feinden überliefert und enthauptet. Sein Schicksal ist das letzte Aufblühen jener Glanzepoche, die Tragödie seines Endes ihr blutiger Schlußstein.

Mit dem erwähnten Emporkommen des Handels von England treten wir in die neue Zeit über, in die des Welthandels, des Verkehrs mit der neuen Welt, der zwar schon angebahnt, aber fortwährend und bis auf den heutigen Tag an Bedeutung gewinnt, seit mit dem Freiheitskampfe der englischen Colonien in America die Vereinigten Staaten entstanden sind. Es wäre hier der Ort auch Hollands und der tapferen Geusen, des portugiesischen, spanischen und französischen Handels zu gedenken, die so viele Züge der Kühnheit und des Heldenthums aufzuweisen haben, ferner des Importes aus Westindien, der Minen Perus, der Producte des neuen Continents, worunter besonders die Chinarinde und ihr Einfluß erwähnt werden müßte, der Gründung der ostindischen Handelscompagnie; doch ich setze dies Alles

als bekannt voraus und daran vorübergehend hebe ich nur, und zwar als ein welthistorisches Merkmal, hervor, daß die große Revolution, welche die Freistaaten Americas begründete, ihre Entstehung einem Handelsacte, bekanntlich der Theeinfuhr zu verdanken hat. Die Hanse ging unter, die Union entstand, ein Bund löste den andern ab und der jüngere erwuchs mächtiger als der ältere, ein Ergebnis der wachsenden Erkenntniß von dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfeleistung und Einigkeit.

Wir stünden nun auf dem Boden der modernen Welt, unserer Welt, unserer Zeitpoche. Lassen Sie uns aber am Schlusse noch einen Blick zurückwerfen auf die Urstätten der Cultur, auf Asiens Länder. Dort ist seit Jahrhunderten im Verkehr der Völker keine Veränderung, keine Erneuerung eingetreten. Die alten Völker selbst sind vom Erdboden verschwunden, neue Staaten, neue Religionen sind entstanden, die ungeheuren Stürme der Verheerung eines Timur und Dschingischan sind über die Länder hinweggebraust, Millionen und Millionen von Menschen sind unter den Trümmern der Städte, auf den Schlachtfeldern begraben worden, aber das Klingeln der Karawanen tönt noch wie in den Jahrhunderten vorher, die Thiere und ihre Treiber halten Rast bei den Ruinen derjenigen Städte, wo ihre Vorgänger einst reichlichen Absatz und belebte Märkte gefunden hatten. Jetzt schleicht da der Schakal umher und in den einstigen Palästen haufen Raubvögel. Aber auch im Orient bricht ein neuer Tag an und es werden auf den Schienenwegen bald brausende Locomotiven den einförmigen Handel der Karawanen überholt haben. Dann ist auch diese älteste Poesie des Handels aus der Welt verschwunden. Was aber frühere Zeiten an Farbe, Glanz, Neuheit in dieser Beziehung voraus hatten, die Gegenwart ersetzt es durch die Großartigkeit, durch die den ganzen Erdball umspannende Thätigkeit des Verkehrs, durch das Ungeheure des in stetem Umjah befindlichen Metallwerthes, durch die Raftlosigkeit, mit welcher täglich die Millionen und Millionen das geflügelte Wort: „Zeit ist Geld“ verwirklichen. Die Europa und America umspannenden Eisenbahnnetze, die Dienste des Telegraphen, die Tausende von Dampfern, welche alle Meere befahren, sind ein bereedtes Zeugniß von der Macht des menschlichen Geistes und in diesem Gedanken liegt etwas Erhabenes, wahre Poesie! So im Großen und Ganzen, aber auch dem Leben des Einzelnen bietet die Geschäftswelt Manches, was Phantasie und Gemüth anregt.

Wenn wir am Anfang unserer Betrachtung die Ferne, das Glück und das Geheimniß als die Hauptfactoren des Poetischen im Handel bezeichnet haben, so muß allerdings zugestanden werden, daß die Ferne von ihrem Nimbus verloren hat, das Glück im Ganzen einer auf verständigem Calcul basirten Speculation das Feld geräumt habe. Von dem Geheimnißvollen ist auch nicht viel mehr übrig geblieben, es wäre denn die Börsensprache, deren Idiom allerdings so manches für den Laien Mysteriöse enthält. Von den Fabelthieren hat nur der Phönix sich erhalten, der als Emblem von Feuerversicherungsanstalten seine unzerstörbare Natur bewahrt. Die Seltenheiten in den Läden der Materialisten sind ebenfalls ausgestorben, bis auf einige Schildkröten oder kleine Protodile. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Vergangenen ist ebenfalls zum großen Theile verschwunden, ich meine die städtischen Frachtwagen mit dem Sechsz- und Achtgespann und den lustigen Fuhrmannsknechten, ehedem die ständige Passage der Landstraßen und Gasthöfe. Für alle diese Verluste entschädigen uns aber im großen Maßstabe die ganz nur der neuesten Zeit angehörnden Weltausstellungen, wo Kunst- und Naturproducte aus allen Himmelsgegenenden wetteifernd herbeigebracht werden, um den großen Gedanken der Arbeitstheilung an den Tag zu legen. Nicht unerwähnt als wahrhaft poetisch dürfen auch die Auslagefenster unserer Bazare bleiben, die Aller Augen anziehen und entzücken. Und welch' einen Vorzug erst haben wir vor allen früheren Zeiten gewonnen durch den Comfort unserer Lebensweise. Comfort und Eleganz sind es, die ganz vorzugsweise den Bildungsgrad unseres Zeitalters bezeichnen und die, durch Handel und Wohlstand vermittelt, den feineren Sitten entsprechen, eine Gleichberechtigung Aller beurkunden und eine

beständige und lebhafteste Protestation sind gegen Rohheit, Rechtslosigkeit und Barbarei. Heutzutage stehen dem Fleiße und Talent keine hemmenden Schranken mehr entgegen und Jedem steht es frei, je nach dem Maße seines Erwerbes und Verdienstes sich sein Leben einzurichten. Blicken wir zurück, welche Fortschritte die Menschheit seit Jahrhunderten und Jahrtausenden errungen hat, ja selbst seit wenigen Decennien schon, und blicken wir vorwärts in die Zukunft — zu welch' neuen Errungenschaften des Wissens auf allen Gebieten der humanen Achtung, der Erhebung über das Gemeine, zu welchen Höhen des Erkenntnisses werden wir gelangen, wenn jetzt schon eigens zu wissenschaftlichen Zwecken Schiffe ausgerüstet, an allen Punkten des Erdballs Observatorien zur Beobachtung astronomischer Phänomene aufgestellt werden?

Wahrlich, wir dürfen sagen, der Fortschritt des menschlichen Geistes ist ein unendlicher, nicht mehr abzuleugnender, nicht mehr aufzuhaltender. Daß auch dem Kaufmannsstande ein wichtiger Antheil in dem Entwicklungsgange der Menschheit angewiesen, dafür glaube ich Ihnen Beweise aus der mit den Wegen der Civilisation eng verbundenen Geschichte des Handels aufgeführt zu haben.

Literatur und Kunst.

Heines „Ratcliff“ in Neapel.

Von **Woldemar Kaden.**

Die goldenen Zeiten neuteamentlicher Verheißung sind angebrochen: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf — und wer bei all dieser Heilsbewegung keine Beschäftigung findet, der predigt alsdann den Armen und Almern das Evangelium. Wie viele Kranke, die länger als achthunddreißig Jahre auf ihren Erlöser hofften, wie viele Halb- und Ganzlahme stellt man heutzutage auf die Füße, um sie für einen oder einige Abende auf den Krücken der Reclame über die Bühne marschiren zu lassen; wie viele Mohren wäscht man mit gelehrter Tinte ab, und wer kann wissen, wie viel Hände augenblicklich in den Gräften alter Bäckereien nach Todten wühlen, um irgend einen literarischen armen Lazarus zur Auferstehung zu zwingen, an dessen Grabgewande sie dann schlaue ihre Geschäftsanzeige hängen. Der Hans Sachs ist heraus, nun wird der Ahrer und der Wellinhausen, der Mauritius und wie die alten „Parnaßbrüder oder Emporiumsjassen“ alle heißen an die Reihe kommen. Schwerer mag so eine Auferstehung auf Norddeutschlands Boden vor sich gehen, in dem Citronenlande, wo der Lorbeer schon lange nicht mehr so hoch steht, macht sich die Sache leichter, und ein ausländischer, noch dazu ein deutscher Todter muß auch allemal gleichzeitig ein Heiliger sein.

So ergings dem „Ratcliff“ unseres Heine, den Andrea Maffei, der vorzügliche Uebersetzer unserer Classiker, mit Achille Torellis Hülfen in Mailand zum Auferstehen brachte, und der sein Wunder am verfloffenen 24. Mai hier am Golf wiederholen mußte. Er that es in dem altberühmten, vorzüglichsten Hause der Stadt, dem Teatro de' Fiorentini, vor einem zahlreichen, auserwählten Publicum, das nur etwas zu wunderlich war.

Lazare, exi foras! Und er kam. Wir haben ihn gesehen! Ossian'sche, sehr bleiche Nebel kündeten sein Kommen an, sehr bleich war auch er. Rost und Zunge hatte er von Carl Moor, die Waffen und die Geberden von Robin Hood entlehnt, die Staffage war ganz 24. Februar. Und dann ging es los, das Unmöglich-Mögliche in schönsten italienischen Hendekasyllaben, eine urpessimistische, weltverbummelte Schicksals- und Höllebreughelei, die mit ungekämmtten Haaren, ein Pistol in der Hand auf Stelzen den Parnaß ersteigt, sich einen Lorbeer- oder Jungfernkranz von der Stange zu schießen, oder mit einer überschwänglichen communistischen Phrase auf den Lippen sich großmüthig auf dem Seidensopha des gräßlichen Herrn Nachbarn den Tod gibt.

Heine, der der erste und vielleicht einzige Bewunderer seiner beiden Tragödien war und blieb, täuschte sich hier gewaltig. Er glaubte seinen Schwerpunkt, gerade wie Goethe lange Zeit meinte, zum Maler geboren zu sein, in seine schwächste Seite verlegt, und rühmte sich seiner „unsterblichen“ Tragödien kurz nach ihrer Geburt, wie Gott-Vater sich seiner Schöpfung schon am siebenten Tage rühmte. Damals war das Werk noch sehr jung, der Nimbus der für einen Lyriker immerhin harten Arbeit schwebte darob, und man verzeiht ihm, wenn er 1823 mit der Uebersendung des Ratcliff an Rud. Christiani voll studentischen Stolzes in die von Fama entlehene Trompete stößt:

„Ich und mein Name werden untergehen.
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen!“

Wenn er aber fast dreißig Jahre später, 1851, noch immer diesem Wahne lebt, so ist das schwer zu fassen, oder ist es ein höhnischer Trost, wenn er sagt: „Ich schrieb den William Ratcliff zu Berlin u. . . Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügel Schlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passirt sei.“

Aber auch Heine täuschte sich mit diesem Rauschen und es war nicht Jupiters Vogel, es rauschten die an Drähten gehenden Flügel eines mit romantischen Papierschnitzeln ausgestopften, meinethwegen schottischen Fischadlers, wenn es nicht gar bloß das Rauschen seiner Schreib-, einer dem Tiedschjen Phantajus ausgegriffenen Pfaunenfeder war. Er beklagte sich, schon fünfzig Jahre alt, noch bitter darüber, daß sein „Ratcliff“ nur wenig bekannt wurde, und findet den Sündenbock, wenn er sagt: „In der That, der Name seines Verlegers war Dümmler.“ Heute vielleicht würde er mit dem höflichen Ersuchen, bei Leibe keine neue Auflage zu veranstalten, diesem Verleger dankend die Hand drücken.

Im „Ratcliff“ meint der fünfzigjährige Dichter, im Gegensatz zu den ersten lyrischen Gedichten, „eine wache, mündige Sprache und unverhohlen sein letztes Wort gesprochen“ zu haben, und „dieses Wort“, vermeint er, „wurde seitdem ein Lösungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Glendes wie Purpur aufblühen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen“. Ich aber meine, daß heutzutage dieses „Wort“, auf Hamburger, Berliner oder Wiener Brettern zu „Fleisch“ geworden, einem ergrimmtten Clown ähnlicher sieht als einem Prometheus. Es gibt Spiegel, in denen die Gesichter der Hineinschauenden grausam verzerrt werden, daß sie fragenhaft über Menschliches hinaus- oder in bestialischer Verkürzung unter dieses hinabgedrückt werden: solchen Spiegel hält Heine allen seinen Figuren vor, und sie lachen in ihn hinein, weinen in ihn hinein, meinen dann, wo sie sich selbst nicht mehr kennen, Gespenster vor sich zu haben, laufen vor sich selbst davon und rennen voll Angst in's eigene Schwert, wenn ihnen an gebrochenem Herzen zu sterben zu bürgerlich anständig erscheinen will. Ich gestehe, der „unsterbliche“ Ratcliff mag seine Vorzüge haben, aber meiner Anschauung von Menschen und Dingen auch in der allerdramatischsten Potenz sind sie fremd geblieben. Und wenn ich diesen sich abzapfelnden Gestalten, diesen „schellenlauten“ Figuren auch zugerufen hätte: „Klingt dort umher, wo weiße Menschen sind“ — so wüßte ich ihnen den Weg zu diesen doch nicht zu zeigen, sie müssen am besten wieder in ihre Löschpapierene Gruft zurück.

Wen könnten Verse wie die folgenden heutzutage noch bewegen, — auch damals konnten sie gewiß nur auf die Gallerie wirken — heute, wo die „Hungerleider“ an wohlbesetzten Tafeln schmelzt, die Herren spielt, und die „rothbäckigen Söhne des Glücks“ oft recht bleich auf dem Sorgenstuhle sitzen? Wie auch könnten sie unserm verbesserten Geschmack zusagen?

. . . und einen Mann ergreift der Jorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Ruben, oft im Ueberflusse schmelzen,

In Sammt und Seide schimmern, Aultern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Coaham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnem Wagen durch die Straßen rasseln
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."

Wer fände die Poltereier der mit Hufnägeln beschlagenen Berse schön

Verdammte Hexen, laßt nicht so entseztlich,
Reißt nicht verhöhnend euern Zeigefinger!
Ich werfe Felsen auf eu'r scheußlich Haupt,
Ich reiße Schottlands Tannenwälder aus,
Und geißle euch damit den gelben Rücken zc."

die in Italiensisch, gleichzeitig als Uebersetzungsprobe, so klingen:

„Malnate

Maliarde! smettete il vostro riso
Spaventato, e coll' indice maligno
Non mi schernite; sul lurido capo
Vo' le rupi scagliarvi, i pini io voglio
Svellere della Scozia, e i vostri scialbi
Omeri flagellar; vo' col mio calcio
Spremer dagli scarnati aridi corpi,
Maladetti dal ciclo, il negro toscano.
Borea, scatenata le tue furie, e il mondo
Struggi, dissolvi! Squarciati e mi schiaccia,
Immensa eterca volta! e tu m' ingaja
Ne' tuoi baratri, o terra!"

Nein, das geht nicht! Ich saß den ganzen Abend wie auf Kohlen und verwiinschte in geheimer Seele den guten Kaffe, der unsern deutschen Geiste durch die Lebendigmachung dieses Todten einen herzlich schlechten Dienst erwies. Das erfuhr ich zur Genüge aus den Aeußerungen meiner Umgebung. Ein verwunderliches „Gesù!“ oder „è possibile?“ und „impossibile!“ „che Bizzaria!“ ward über das andere laut. „Was sind die Deutschen doch für curiose Leute, das ist keine Tragödie, das ist eine Commedia pazzza.“ Einer nannte es bescheiden genug: „un romanzo comico-fantastico-tragico.“ Und die alte Meinung, daß das aufgeklärte, das gelehrte Deutschland es in seinen Dichtungen so sehr mit Hexen- und Zauberglauben habe, fand neue Nahrung. Deutsche und — finnländische Dichtung beschäftigt sich nach italienischer Literaturhistoriker Ansicht mit Religion, Aberglauben, Selben- und Zaubergeschichten, und Cantu findet überhaupt im ganzen Norden diesen abergläubischen Charakter, dieses Aufgehen der Wirklichkeit in Phantasie, der positiven Handlung in das mysteriöse Symbol, als ob dort die große dunkle, mehr verschleierte Natur, in der die Menschen leben, ihnen jene instinctive Furcht erwecke, aus der der Aberglaube entspringt.

Gewiß zeugt es von wenig lebhaftem Schönheitsfinn unsers Volkes, dieses Ausbilden der Lehre von Hexen und Teufel, von verbuckelten Gnomen und andern mitternächtigen Spuk, und das gewaltige Hereinragen dieser düstern Welt in sein Singen und Sagen. Uns fällt das allerdings nur wenig mehr auf, wir werden mit diesen Geschichten groß gefüttert und schon früh wird uns gelehrt, vor der Mitternachtsstunde, als einer ganz besondern, gewaltigen Respect zu haben, denn da wird nach altem Kinder- und Ammenrecht die graue, schleichende Märchengestirnwelt lebendig, der Spuk in allen Gängen und Winkeln der Häuser und Kirchen beginnt. Dem Italiener hingegen sagt diese Stunde gar nichts, sie ist ihm eine Stunde wie alle übrigen, und auch das märchenzählende Volk der Calabresen läßt seine Feen zu meist am hellen Mittag auftreten. Wir Deutsche haben das Gruseln gründlich gelernt, es gehört zu unsern angenehmen Empfindungen, das wußte schon unsere Großmama, und auch die spätgeborenen Geschlechter werden mit diesem Nerv auf die Welt kommen. Die Thurmspitze auf diesem verschörkelten und verwinkelten gothischen Baue des Wunderglaubens ist bei oberflächlichem Blicke unser „Faust“, den, ich wage es zu behaupten, der

Italiener wohl im Einzelnen aber nimmer im Ganzen zu verstehen vermag. Wo uns bereits ahnungsvolle Schauer erfassen, wo ein Wort genügt, unsere poetische Gänsehaut zu erregen, hört der Sohn italienischer Erde nur mit dem Verstand und läßt seinen kritischen Geist zu Rathe sitzen. Ihm scheint die Sonne, uns der Mond. Bei ihm ist Alles Ueberlegung, bei uns Gefühl. Weihnachtsfeier, Diterglocken, Pfingstfest — welche Fülle des Lebens regt sich in unserer Brust! Der Mann glaubt darüber hinaus zu sein —

„Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille.“ —

Unmöglich versteht der Italiener diese Berse, und auch ein Lied wie das Goethe'sche: „Füllest wieder Busch und Thal“, wobei uns eine ganze Welt aufgeht, ist auch die beste Uebersetzung nicht im Stande, ihm nur einigermaßen nahe zu bringen. Darüber können wir nicht zürnen, müssen uns nur hüten, ihm mit Dichtungen zu kommen, die auf solchen Gefühlsvoraussetzungen gebaut sind.

Aus allen diesen Gründen ist „Raccliff“ ein für Italien unmögliches Stück. In Mailand zwar soll es gefallen haben, Mailand aber liegt um etliche Grade nördlicher und hat bereits Schnee und Winterstürme. Wenn er hier von dem gebildeten Publicum mit Lächeln aufgenommen wurde, so traf die Schuld nicht die Darsteller und nicht den Arrangeur. Die Darstellung war eine vorzügliche, das Arrangement ein äußerst verständiges und geschmackvolles. Vor der Erscheinung der zwei Nebelgestalten, die ein halbes Duzend Mal aufzutreten, die Arme auszubreiten und zu verschwinden haben, und die unbedingt komisch wirken mußten, hatte ich mich am meisten gefürchtet: Gottlob! sie blieben weg, und der Darsteller des Raccliff sah sie nur vor seinem geistigen Auge wie im Fieberwahn vorüberziehen. Das war verständig. Einen kolossal lächerlichen Eindruck machte der Name des „Schwarzenstein“ im Walde, wo das Gefecht vor sich geht, im Italienschen „Negro-sasso“, und es wurde mir später von verschiedenen Seiten bestätigt, daß dies im Italienschen assai brutto laute.

Seine hat Einen Act mit vierfachem Scenenwechsel vorgeführt, hier war das Stück in drei getheilt: 1. Act, Auftritt 1—4. 2. Act, Auftr. 5—13. 3. Act, Auftr. 14 bis Schluß. Im zweiten Act war die Bühne zweigetheilt, so daß der „Schwarzenstein“ nicht weit von der „Diebsherberge“ zu liegen kam.

Dem „Raccliff“ soll sein ebenso unsterblicher Zwillingbruder „Almanser“ folgen, aber diese orientalische Frage auf der Bühne wird auch sehr fraglich bleiben.

Neapel, im Mai 1876.

Die musikalischen Verhältnisse in London.

Von Hugo Rosenthal.

I.

Die Royal Italian Opera Covent Garden wird am 28. März mit Rossini's „Tell“ wieder eröffnet. Das Repertoire umfaßt 52 verschiedene Opern und schließt nach Aufzählung derselben noch mit einem viel heißenden „z. z.“! Unter den genannten Opern befinden sich 8 von Verdi, 7 von Donizetti 6 von Meyerbeer, 5 von Rossini, 4 von Auber, je 3 von Mozart und Bellini, und ferner von Beethoven, Wagner, Gounod, Gluck, Weber u. A. je 2 oder 1 Werk. Außer Lohengrin, welcher in voriger season bereits hier eingeführt wurde, soll „Wagner's celebrated Opera Tannhäuser“ mit Adelaide Albani als Elisabeth seinen Einzug in London halten — spät kommt er, doch er kommt —, und es ist ferner eine erste Aufführung von Verdi's „Aida“ mit Madame Adolina Patti in der Titelrolle angekündigt.

Außer den bereits genannten beiden Primadonnen, Emma Albani und Adolina Patti, glänzen als Sterne zweiter Größe Adelaide Barbé

Thalberg, Bianchi (Fr. Schwarz) Marimon, d'Angeri, Scalchi, die Tenore Nicolini und Capoul u. u., und wenn auch wohl Jeder, der ihn nur ein Mal gehört hat, mit Schmerz den Namen des großen französischen Baritonisten Faure auf der Liste vermißt, so scheinen doch all die andern genannten Data darauf hinzudeuten, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen. Wie weit sich diese Voraussetzung erfüllen soll, bleibt natürlich abzuwarten, und ich werde nach Eröffnung der Oper berichten, ob meine Erwartungen, die — ich will es nur gleich gestehen — nicht zu hoch geschraubt sind, übertroffen worden sind. Wenn man sich indessen heute schon ein ungefähres Bild von dem machen will, was sich während der nun fast heranrückenden „season 1876“ hier an musikalischen weltlichen Genüssen bieten wird, so muß man auf die musikalischen Verhältnisse Londons in der Vergangenheit und Gegenwart etwas näher eingehen, um hieraus dann einen Schluß für die Musik der Zukunft zu ziehen.

Ueber Concert und Oper in London ist genau daselbe zu sagen, was in einem früheren Aufsatze der „Gegenwart“ über das Schauspiel als erster Hauptfactor hervorgehoben wurde, daß nämlich alle derartige Unternehmungen nicht aus musikalischen, künstlerischen Rücksichten, sondern aus pecuniären begannen und durchgeführt werden; dieser Stempel steht fast allen Schöpfungen zu klar auf der Stirn, als daß er selbst dem oberflächlichsten Beobachter entgehen könnte, und bewirkt natürlich von vorn herein eine gewisse Unbezaglichkeit, um nicht zu sagen Mißstimmung. Andererseits allerdings sind die Resultate der Geldspeculation auf dem Gebiete der Musik weit fruchtbarer für das Publicum, als diejenigen im Schauspiel, denn während sich letzteres nothgedrungen mit seinen Recrutierungen auf die englisch sprechenden Völker beschränken muß, und nur ganz ausnahmsweise einen Virtuosen fremder Nation, wie den Italiener Salvini, lohnend zur Geltung bringen kann, ist die Sprache der Musik ja allen Völkern gemein, und fast alle Künstler der Welt sind gern bereit, dahin zu gehen, wo sie gut bezahlt werden. Und da man hier eben gut bezahlt, weil man gefunden hat, daß sich das Geschäft gut rentirt, so haben wir hier eben „vorübergehend“ fast alle musikalischen Größen der Welt; „vorübergehend“ nur, weil eine Ankündigung „Nur 3 maliges oder 6 maliges Auftreten“ oder „Nur während dieses Monats“ (je nach Ruf des betreffenden Künstlers) sicherere, höhere und schnellere pecuniäre Resultate ergibt, als wenn das Publicum sich bewußt ist, daß ihm der Genuß nicht davonläuft.

Wenngleich es ja keinem Künstler zu verargen ist, daß er pecuniäre Vortheile wahrnimmt, so kann ich hier doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß ihnen doch ihr künstlerischer Stolz höher als das Geld stehen sollte, und es hat mich mit Staunen erfüllt, Virtuosen allerersten Ranges auf einer ihrer so unwürdigen Scene, wie es die der „Promenade concerts“ im Coventgardentheater ist, auftreten zu sehen. Um das zu erklären, ist es nöthig, auf die genannten Concerte, welche überdies hier eine hervorragende Stellung einnehmen, näher einzugehen. Nach Schluß der italienischen Oper, Mitte Juli, werden Bühne und Parquet des Coventgardentheaters zu einem Saale vereinigt, in dessen Mitte ein mächtiges Orchester mit seiner Deckung nach den Rängen des Zuschauerraumes hin errichtet wird. Auf der Bühne, die durch Gruppen, Wasserfälle u. dgl. prächtvoll decorirt ist — etwa nach Art des Berliner Opernhauses zu den Subscriptionssälen — sind lange Buffets aufgestellt, und Stühle und Tische bieten die nöthige Bequemlichkeit zur Verzehrerung der Erfrischungen. (Keine Getränke — kein Stuhl, da letztere Eigenthum des Buffetinhabers sind.) Im Parquet ist ein Raum unmittelbar am Orchester abgegrenzt und mit Stühlen besetzt (stalls), während der übrige große Raum leer und zur Promenade bestimmt ist. Hier gibt nun ein großes Orchester, das durch eine Militärcapelle noch verstärkt ist, unter Leitung des bekannten italienischen Walzercomponisten Arditì jeden Abend während der bereits genannten Monate Concerte mit gar buntem Programm; da habe ich unter Anderm ein Potpourri aus Lohengrin gehört, „eigens für diese Concerte von Arditì arrangirt“, ein Gemisch von Wagner'schen Melodien mit Arditì'schen Modulationen und Uebergängen, und hinterher kam eine ebenfalls eigens für diese Concerte componirte Quadrille, in denen die neuesten Gassenhauer Londons verarbeitet waren, zum Jubel des Publicums, das den zwar etwas mißhandelten, aber doch noch tiefes, inniges Leben athmenden Lohengrin soeben mit einem „succès d'estime“ abgepeist hatte. Und wer ist dieses Publicum? In den stalls und Rängen sitzen die Familien, die gekommen sind, sich einen angenehmen musikalischen Abend zu bereiten, so wie die guten Berliner etwa zu Bisse wandern. Dieses ist indessen der bei weitem geringste und

außerdem der passive Theil des Publicums, obgleich es die eigentlichen „Zuhörer“ sind, während sich die Masse des tonangebenden Publicums unten an den Buffets und auf der Promenade befindet. Dieser größte Theil setzt sich zusammen aus Damen der Demimonde und unverheiratheten Herren (oder solchen, die es sein wollen) aller Stufen und Stände. Ehepaare sieht man sehr selten, und diese wenigen sind wohl ausschließlich Fremde; Ladies, oder die auch nur den geringsten Anspruch machen wollen, es zu sein, natürlich nie. Und in diesen Concerten und vor diesem Publicum treten nun auch Künstler und Künstlerinnen von Ruf auf, um ihre oft kostbaren Perlen vor die Säue zu werfen! Wie weit sich ein so zusammengesetztes Publicum für Kunst interessieren kann, ist wohl leicht zu beurtheilen. Sie kommen, um sich zu unterhalten und zu scherzen, und das geht viel ungezwungener unter den Klängen der Musik, mögen dieselben nun aus Lohengrin oder Troubadour sein, möge da das Weber'sche Clavierconcert von einer deutschen Künstlerin ersten Ranges gespielt werden, oder möge eine direct verschriebene Italienerin Arditì's „Il Baccio“ abtrillern: das ist im Grunde Alles ganz egal. Da darf man sich schließlich nicht wundern über Scenen, wie die folgende, welcher ich im jüngsten Herbst dort beigewohnt habe. Ich hatte mich möglichst nahe an die Barriere gedrängt, welche stets einschließt, und die stets — der Wahrheit die Ehre — von einer Schaar meist Deutscher und Franzosen besetzt wird, welche gekommen sind, um den oder jenen Künstler billig zu hören. (Promenade kostet 1 Sh. Entrée.) Ich lauschte mit Jenen den herrlichen Klängen des Mendelssohn'schen Violinconcerts, welches Meister Wilhelm mit bekannter Würde und Virtuosität vortrug, und gab mir die möglichste Mühe, das Getöse der Menge hinter mir nicht zu hören. Da, wie der Künstler gerade einen Ton vom zartesten Pianissimo zum Forte langsam anschwellen läßt, reißt ein Engländer dicht hinter mir seinen Mund gewaltig auf und begleitet den Ton der Violine mit einem herzhaften tiefen Gähnen! Darauf dreht er sich kurz um und kneift einem gerade vorbeigehenden Mädchen in die Backen, das Publicum lacht und amüßet sich über den „guten Witz“, Herr Wilhelm spielt mit der ihm ja stets eigenen Ruhe weiter, aber um meine Andacht war's geschehen! Ich bin übrigens noch zweimal Zeuge grober Excesse dort gewesen, welche nur durch Entfernung der Betheiligten aus dem Saale geschlichtet werden konnten. Die nöthige Anzahl Polizisten ist stets in Uniform da, und Signor Arditì hat, als ihm der Lärm zu laut wurde, mit stoischer Ruhe zweimal im Stücke aufhören und wieder anfangen lassen. — Das ist nicht der Ort, wo Künstler von Gottes Gnaden auftreten sollen, weil sie gut bezahlt werden! Da bietet sich ihnen doch auch in London passendere und würdigere Gelegenheit, den Theil des Publicums, welcher wirklich Musik hören will, mit ihren Talenten erfreuen zu können. Und hier komme ich nun auf die Concerte, welche wohl mit Recht als der Centralpunkt alles wirklich künstlerischen Schaffens in London bezeichnet werden dürfen, ich meine die Monday & Saturday popular concerts in der St. James Hall.

Die Monday (& Saturday) popular concerts dauern von Mitte October bis zum Juni und werden von Sir Julius Benedict mit künstlerischem Geschick geleitet. Sie sind wohl die einzigen Concerte, auf denen die Weihe einer Berliner Singakademie liegt, und sie vermögen es denn auch oft, den Zuhörer in einer vollkommen harmonischen Stimmung und in jener Befriedigung scheiden zu lassen, mit der man etwa eine Joachim'sche Quartettsoirée zu verlassen pflegt. Das Programm ist meist ein classisches. Es besteht gewöhnlich aus zwei Trios oder Quartetts von Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Haydn, Schubert u. dgl., denen sich Solovorträge Einzelner der ausführenden Künstler und Gesangsvorträge anschließen. Den Letzteren wird vom Leiter weniger Sorgfalt zugewendet, da dieselben — meist von Damen ausgeführt — wohl mehr eine angenehme Erholung zwischen den einzelnen anderen Nummern des Programms, als eine selbstständige künstlerische Gabe sein sollen. Der instrumentale und Haupttheil der Concerte dagegen bietet viel des Guten, in der Wahl der Stücke sowohl wie in deren Ausführung, welche stets eine gediegene ist, und oft sogar den allerhöchsten Anforderungen vollkommen entspricht. Um solche Resultate zu erreichen, muß Herr Benedict natürlich in die Ferne schweifen, da London oder England keine musikalischen Größen zu geben vermag. Und wir sehen denn auch, daß das Programm, wie es einerseits nur nichtenglische Componisten aufweist, andererseits auch fast ausschließlich fremde Künstler nennt. So wirkten vor Kurzen ein aus den Herren Joachim, B. Nieß, Zerbini und Piatti zusammengesetztes Quartett, Frau Clara Schumann und Fr. Marie Krebs, und ich hatte

Gelegenheit, im Laufe des Winters dort u. A. Herrn Wilhelm und Fr. Anna Mehlig zu hören, alles Namen, die wohl genügend klar machen, was in diesen Concerten geboten wird. Ich will hier eine besondere Einrichtung erwähnen, die der Nachahmung in Deutschland werth ist, ich meine die Art der Programme. Diese bestehen nämlich aus Büchern, in denen die zur Aufführung gelangenden Stücke einzeln besprochen werden. Jeder solcher Aufsatz bringt zuerst Geschichte und Daten der Entstehung eines Werkes und gibt nachher in recht klarem Drucke die einzelnen Themata jedes Theils, so daß auch Derjenige, welcher das betreffende Stück nicht genügend oder gar nicht kennt, mit Hilfe seines Programms (der Melodie) gut folgen kann. Ein derartiger Leitfaden ist besonders zum sofortigen Verständnisse von Trios und Quartetts, die dem Hörer neu sind, nicht zu unterschätzen, und zeugt von dem auch auf musikalischem Gebiete stets praktischen Sinne der Engländer. Ob aber trotz eines solchen Programmes alle Zuhörer das ihnen Gebotene verstehen, ist eine Frage, die der Besucher und Beobachter dieser Concerte schwer zu beantworten vermag. Jedenfalls thun sie Alle so, und das ist ja genügend, um den Genuß des Nachbars nicht zu stören. Ein Schließen der Thüren während der einzelnen Theile ist allerdings noch nicht eingeführt, und was ferner das so sehr störende Toilettemachen und sogar Fortgehen vor Schluß betrifft, so ist ja ein großer Theil unseres musikalisch hochgebildeten deutschen Publicums darüber auch noch nicht hinaus.

Die Zuhörerschaft der Monday popular concerts ist mit derjenigen der Promenade concerts nicht zu vergleichen, und wird hauptsächlich schon dadurch eine wesentlich andere, daß hier jeder Einzelne wirklich des Concertes wegen kommt, und sich dessen auch bewußt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß von den London bewohnenden Engländern eine nur ganz verschwindend geringe Anzahl reißt, das in den Monday popular concerts Gebotene wirklich zu verstehen, während andererseits der Einfluß nicht zu unterschätzen ist, den diese Concerte auf den Geschmack und so auf die musikalische Bildung des englischen Publicums ausüben. Der Engländer weiß seit langer Zeit, daß er auf dem Felde der Musik weit, weit hinter den Völkern des Continents zurück ist, und hat die Werke und Meister Italiens und Deutschlands, die den Weg nach England fanden, Anfangs einfach mit Gleichgültigkeit angestaunt und sich darüber amüßirt. Wozu sich auch selbst quälen und Musik studiren, um das zu erreichen, was wir so bequem und so willig von Andern haben können? Sind wir doch die Beherrscher des Handels und damit des Reichthums, und für unser Geld können wir uns ja musikalische Genüsse aus Italien und Deutschland verschreiben, mehr als wir verdauen können! — Diese frühere Ansicht des stolzen Englands hat indessen in neuerer Zeit einer ganz anderen, grundverschiedenen Platz gemacht. Der Engländer ist sich endlich bewußt geworden, daß die Musik nicht nur Eigentum weniger auserlesener Künstler, sondern Eigentum der Nation sein soll, und bemüht sich mit der ihm eigenen Energie, von dieser Erkenntnis zu profitiren. Da werden denn Akademien zur Förderung des Unterrichts eingerichtet und die Lehrer aus den musikalischen Ländern des Continents verschrieben; es werden Gesang- und Musikvereine gebildet, und auswärtige Musiker mit deren Leitung betraut; deutsche und italienische Lehrbücher werden in's Englische übersetzt und in den Musikschulen eingeführt; man läßt fremde Künstler kommen, nicht nur, um sich durch dieselben zu amüßiren, sondern um ihnen nachzuahmen, von ihnen zu lernen; und so herrscht jetzt auf musikalischem Gebiete eine rege Thätigkeit, deren wohlthätiger Einfluß auf die Gesamtheit schon heute keineswegs zu verkennen ist. Jeder Vater, der es irgend im Stande ist, hält es bereits für seine Pflicht, den Kindern Musikunterricht erteilen zu lassen, und man findet hier in London fast in jedem Hause das Clavier als nicht zu entbehrendes Möbel. Allerdings darf man nach der Art der meisten dieser Instrumente nicht fragen, denn die Zahl derer, welche mehr den Namen „Klapperkasten“ als „Clavier“ verdienen, ist unendlich. Aber sie sind doch da, und die Kinder nehmen Clavierunterricht. (Violine oder gar Violoncello wird in Privathäusern noch äußerst selten gelehrt.) Die Resultate des Unterrichts sind im Großen und Ganzen noch recht mangelhafte; theils weil den Kindern die nöthige richtige Anregung von Seiten der Eltern fehlt, welche letzteren sich noch nicht recht klar sind, wie sie das Ding eigentlich zu packen haben; zur Hauptsache aber, weil es noch sehr an tüchtigen Lehrern gebricht. Diesem Mangel wird indessen durch die in den Akademien von guten Lehrern Ausgebildeten immer mehr und mehr abgeholfen, und so ist nicht zu bezweifeln, daß die musikalische Bildung des englischen Volkes schnell weitere erfreuliche Fortschritte machen wird. Das in

Manchem heimlich schlummernde Talent muß eben geweckt werden, um nicht unerkannt zu verkümmern, und da man auf dem besten Wege ist, die Musik zum Gemeingute Aller zu machen, so dürfte der Tag nicht zu fern sein, wo sich England aus seinen eignen Söhnen und Töchtern tüchtige Musiker bilden wird, und so activ auf einem Gebiete auftreten wird, auf dem es bis jetzt nur passiv dasteht. Eine Nation musikalisch zu bilden, dazu gehören viele Menschenalter; aber England wird es durchsetzen, denn es hat den Willen, die Energie und — das Geld dazu! — Wie es mit der Zeit schon ganz selbstverständlich geworden ist, daß jeder Gebildete auch Musikfreund sein muß, so gehört es für die wohlhabenderen Stände mit zum guten Ton, die bedeutenderen Concerte, unter denen die Monday popular concerts den ersten Platz einnehmen, öfter zu besuchen; und da findet es sich denn gar manchmal, daß Diejenigen, welche Anfangs nur durch die Pflicht hingetrieben wurden, später wirklich aus Liebe zur Kunst hingehen. Ein überaus großer Theil der Concertbesucher recrutirt sich übrigens aus den hier lebenden 120,000 Deutschen und aus der gleichfalls bedeutenden Menge hier wohnender Franzosen.

Neben den Monday popular concerts müssen die stark besuchten Sonnabend-Concerte des gut geschulten Mannschen Orchesters, des besten in London, im Krystal-Palast genannt werden, welche sich ebenfalls zur Aufgabe gestellt haben, classische und gute neuere Musik einzuführen. Neben den Orchesteraufführungen treten gewöhnlich auch die sich hier gerade aufhaltenden Künstler in Solovorträgen auf, und verleihen den Concerten dadurch einen doppelten Reiz. —

Außer den von mir beschriebenen Arten findet man in den Zeitungen natürlich täglich einige Concerte angezeigt, welche theils von einzelnen Künstlern, theils von Vereinen arrangirt werden. Da sind die Concerte der Philharmonic society, die London Ballad concerts, die Concerte des Dilettanten-Orchestervereins, welche durch die stete Mitwirkung des Herzogs von Edinburg als ersten Violinisten besonderen Reiz erhalten, und einige andere, in denen est manches Interessante geboten wird. Doch brauche ich auf dieselben hier nicht näher einzugehen, da sie zur Vervollständigung des Gesamtbildes der hiesigen Concertverhältnisse nichts Neues beitragen. Von besonderer Interesse sind noch die Aufführungen der Sacred harmonic society in der Exeter-Hall und diejenigen der Royal Albert Hall choral society in der Royal-Albert-Hall. Diese Gesellschaften pflegen, gewöhnlich durch einige andere Gesangsvereine noch verstärkt, Aufführungen von Oratorien zu veranstalten, mit besonderer Bevorzugung derjenigen von Händel, den die Engländer in Ermangelung eines anderen als ihren Nationalcomponisten betrachten. Diese Concerte werden auch von dem wenig wohlhabenden Mittelstande stark besucht. Bei den Sinen hat sich dadurch, daß sie von frühester Jugend zum häufigen Kirchengehen angehalten werden, ein gewisses Interesse für Kirchenmusik entwickelt, das durch den Musikunterricht, der hier auf die „sacres music“ großes Gewicht legt, noch verstärkt wird. Andere sind entweder selbst Mitglieder irgend eines Gesangsvereins, oder sie haben doch einen nahen Verwandten darin, der vielleicht gar an dem betreffenden Abende selbst mitwirkt. — Wenn sich bei diesen Monstreaufführungen auch Vieles über ungleichmäßige Einsätze oder Unreinheiten sagen läßt, so muß doch andererseits das oft harmonische Zusammenwirken der Massen bewundert und anerkannt werden; und wenn die erhabenen Händel'schen Chöre von 1000 bis 2000 Sängern unter Begleitung eines Orchesters und der gewaltigen Orgel in dem gigantischen Prachtbau der Albert-Hall so mächtig wiederhallen, wird der musikalisch Gebildete wie der weniger Gebildete wohl gleichmäßig bis in's Innerste gepackt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Der eingebildete Kranke.“ Posse in 3 Aufzügen von Molière, deutsch von Wolf Grafen Daudissin.

„Der eingebildete Kranke“ ist das zweite Molière'sche Stück, das wir von den Meininger gesehen haben. Die Aufführung gehört zu dem Vorzüglichsten, was die Meininger bieten. Herr Weilenbeck zeigt in der

allerdings außerordentlich dankbaren Hauptrolle des Organ liebenswürdigen, herzlichsten und discreten Humor, und Frau von Moser-Sperner ist eine so ausgelassene dralle Coquette, wie man sie nur wünschen kann. Unter den Rollen, welche in zweiter Reihe stehen, sind als ergötzliche Chargen besonders hervorzuheben der Doctor Diafoirus Vater des Herrn Haffel und vor Allem der junge Thomas Diafoirus des Herrn Chronogt. Wollte man den Verdiensten oder zum mindesten den Wünschen jedes Einzelnen gerecht werden, so müßte man nach der beliebtesten Manier den Theaterzettel von Anfang bis zu Ende abschreiben und den Namen jedes Darstellers mit einem freundlichen Prädicate schmücken. Das ist ein so mittelmäßiges Vergnügen, daß man es mir hoffentlich verzeihen wird, wenn ich es weder den Anderen noch mir bereite. Ich wende mich daher ohne Weiteres von den Einzelleistungen zu allgemeineren Bemerkungen über die Aufführung, namentlich über die Decoration und die Costüme, die bei den Meiningern immer eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Das Krankenzimmer, in welchem die Handlung vor sich geht, ist von der deutschen Regie mit viel größerer Beobachtung aller möglichen Kleinigkeiten ausgestattet worden, als von dem Théâtre français. Das Pariser Haupttheater begnügt sich mit einer ganz einfachen und wirkungslosen Decoration, die, wie ich mich überzeugt habe, in den letzten fünfzehn Jahren nicht verändert worden ist; sie ist daher auch ziemlich schäblich und reizlos. Man beachtet sie gar nicht. Gleichwohl muß ich gestehen, daß mich diese äußerste Einfachheit in der decorativen Ausstattung niemals gestört hat, daß sie mir sogar nicht einmal aufgefallen ist. Ueber unvergleichliches Spiel der französischen Darsteller und der Lustigkeit des Molière'schen Schwanks konnte man das äußerliche allerdings leicht vergessen. Ein paar einfache Stühle, darunter der alte wurmfressige Sessel mit zerrissenem Lederpolster, den die Leichtgläubigen als den „Beinseß Molière's“ bezeichnen, und der hochbeinige Kinderstuhl für die kleine Louison, ein einfacher Tisch, — das ist das ganze Mobiliar, dessen die französische Regie bedarf. Der Franzose braucht auch keinen besonderen Rahmen für ein Bild aus Molière'scher Zeit; er bringt schon von vorn herein die richtige Stimmung mit in's Theater. Die Meininger haben sich bemüht, diese Stimmung bei den Deutschen durch eine minutiöse Ausstattung hervorzuheben. Dem Zuschauer soll, nach ihren Absichten, schon auf den ersten Blick hin klar werden, daß er vom Dichter verseht wird in die Häuslichkeit eines vermögenden Pariser Bürgers aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der krank ist oder sich einbildet, krank zu sein. Für die Wohlhabenheit des Herrn Organ zeugt die ganze Einrichtung, der behäbige Luxus, den er sogar in seinem Krankenzimmer aufgehäuft hat. Prachtvolle Gobelins bedecken die Wände; die Möbel sind reich geschnitten und so zahlreich, daß sie nicht nur mit Hinsicht auf die unmittelbare praktische Verwertung, sondern auch durch den künstlerischen Sinn ihres Besitzers gewählt sind. Bei der Zusammenstellung ist die Zeit scharf beobachtet worden, und man gewinnt sofort die Ueberzeugung, daß man sich nicht in einem modernen Zimmer befindet. Das durch Gardinen verhängte Bett und die große Anzahl von Medicinflaschen und Mixturen, die auf einer Etagede terrassenartig aufgestellt sind, lassen endlich erkennen, daß der Inhaber dieses Zimmers ein wirklicher oder vermeintlicher Patient ist.

Die Costüme gehören ohne Ausnahme dem Zeitalter Ludwigs XIV. an. Sie sind also, wenn man will, richtig; aber die Meininger Regie hat bei der Wahl derselben mehr darauf Bedacht genommen, kleidsame und reiche Trachten zu wählen als diejenigen, die der Dichter vorgeschrieben hat, und die in Paris noch heute getragen werden. Es läßt sich dagegen wenig sagen; denn es ist wirklich ziemlich gleichgültig, ob das Costüm mehr oder weniger reich ist; nur in Betreff des Herald bin ich mit der Meininger Wahl nicht einverstanden. Herald erscheint bei den Meiningern in dem kurzen jupe-artigen Rocke, den die Stutzer zu Beginn der Regierung Ludwigs XIV. zu tragen pflegten. Vernünftige, gesunde Männer haben diese Kleidung überhaupt nicht angelegt. Nun ist Herald ein ganz verständiger, ruhiger, ernsthafter Mann, gerade der Verräter des Correcen gegenüber der Extravaganz, des Nüchternen und Verständigen gegenüber der unverständigen Ausschweifung. Ein solcher Mann macht die Tollheiten der Mode nicht mit; und Molière hat es überdies selbst bestimmt und ausdrücklich ein schlichtes Costüm vorgezeichnet. Herald trägt nach der Angabe des Dichters „das Kleid eines bescheidenen Cavaliers“ (en habit de cavalier modeste).

Da wir gerade von den Costümen sprechen, so will ich die Angaben,

welche sich in der ersten Gizebr-Musgabe, Amsterdam 1674, über diese Einzelheit vorfinden, hier wiedergeben. Organ soll als Kranker gekleidet sein mit dicken Strümpfen, Morgenschuhen, enganliegenden Kniehosen, einer rothen Jacke mit etwas Spitzen besetzt, das Tuch mit breiter Borde um den Hals geschlungen, und einer mit Spitzen besetzten Nachtmütze. Die drei Aerzte, Purgon, Diafoirus und sein Sohn Thomas sollen schwarz gekleidet sein, die beiden ersteren in dem gewöhnlichen Anzuge der Aerzte, der letztere mit einem großen, breiten Halskragen und einem langen Mantel, der ihm bis über's Knie reicht. Auch für den Apotheker Meurant ist die schwarze Kleidung vorgeschrieben mit einer kurzen Schürze; „er hat eine Nystierspritze in der Hand und trägt keinen Hut“.

Die Meininger geben das Stück, wie die Franzosen, ohne Fallen des Vorhangs. Die Franzosen sind an diese Art von Vorstellungen ohne Unterbrechung gewöhnt; die drei bekannten Schläge mit dem Holzhammer auf die Bretter bezeichnen bei ihnen den Beginn eines neuen Actes. Für uns ist das etwas Ungewohntes, und die Meininger haben daher die Pausen durch stummes Spiel sehr witzig und wirkungsvoll ausgefüllt.

Nach dem ersten Acte tritt Coquette auf und nimmt die verschiedenen Kissen, die von dem lächerlichen Kissenbombardement zwischen ihr und ihrem Herrn noch verstreut am Boden umherliegen, auf, glättet sie, legt sie sorgfältig auf's Bett, faltet die Tischtücher zusammen, rückt die Stühle und geht dann ab. Dieses stumme Spiel wirkt sehr komisch, und Frau von Moser-Sperner wurde lebhaft beklatscht. Nach dem zweiten Acte, der hier mit der 11. Scene endigt, während die 12. Scene zum dritten Acte herübergezogen ist, erscheint ein Diener, der das Zimmer aufräumt.

Noch eine Kleinigkeit in Betreff der Aussprache hätte ich zu bemerken. Der sehr häufig wiederkehrende Name des „Dr. Diafoirus“ wird von den Meiningern beständig „Diafoarüh“ ausgesprochen; das ist nicht richtig; es ist kein stummes s; die Franzosen sprechen das s in den lateinischen Endungen ebenso aus wie wir. Die allerdings nicht sehr kostspielige Komik, welche dieser Eigennamen im Französischen besitzt, geht, wie auch bei dem Namen Purgon, durch Beibehaltung der französischen Eigennamen uns verloren. Es ist kein Unglück, daß Dandissin auf diese Gefährdlosigkeit der Molière'schen Zeit verzichtet und statt uns mit einem Dr. Virginius und Dr. Clivirius zu begnügen — Dr. Purgon und Diafoirus beibehalten hat. Die Uebersetzung ist eine anerkannt vorzügliche. Zum Glück für uns hat Molière das Stück in Prosa geschrieben, und unser Ohr wird also nicht durch die holperigen, schlechten und mühseligen Verse, die wir in den „Gelehrten Frauen“ zu hören bekamen, gemartert.

Die Meininger lassen sich durch die Beseitigung der burlesken Doktorpromotion eine große komische Wirkung entgehen. Die Ceremonie ist eine der gelungensten Parodien, die je geschrieben sind. Es würde für die Regie eine Kleinigkeit sein, sich die Pariser Einrichtung mit der alten Musik zu verschaffen, und die Meininger könnten uns dann ein ebenso lustiges wie charakteristisches Schauspiel aus dem XVII. Jahrhundert bieten. Ich empfehle ihnen daher auf das Angelegentlichste das Nachspiel, welches den allein richtigen Schluß des Lustspiels bildet, mit aufzuführen. Es verlohnt der Mühe.

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß das auch bei uns heimisch gewordene geflügelte Wort „Apothekerrechnung“ seinen Ursprung in der ersten Scene dieses Lustspiels hat.

Die Molière'sche Posse ist nach unserem Geschmack in vielen Punkten ohne Zweifel veraltet. Einige ihrer Verhältnisse erscheinen uns geradezu anstößig; aber es ist in dem Ganzen eine solche Fülle unverwundlicher Laune, und selbst die Joten — es gibt keinen anderen Ausdruck — sind zum Theil so überaus belustigend, daß die Meininger sehr recht daran gethan haben, dieses Stück auch bei uns bekannt und beliebt zu machen. Das Publicum amüßte sich denn auch vom Anfang bis zu Ende köstlich und, ohne allen kritischen Verdruß, fröhlich und guter Dinge nahm es mit breitem Lachen sogar die verwegensten Scherze auf — Scherze, denen nur ihr ehrwürdiges Alter auf der Bühne die Berechtigung zugehen konnte und die, wenn sich ein Moderner vermaßen wollte, dergleichen loszulassen, unzweifelhaft das entsetzte „Au“ der kritischen Ablehnung oder das überzeugte „Pfui“ der sittlichen Entrüstung hervorrufen würden.

Vom Standpunkte der Bühnentechnik aus gehört „Der eingebildete Krank“ mit zu dem Vorzüglichsten, was Molière geschrieben hat. Dieser Ansicht ist auch Goethe, der namentlich für die allerliebste Scene zwischen Organ und seinem Töchterchen Louison die Gefühle höchster Bewunderung

empfindet. Er nennt diese Scene das „Symbol einer vollkommenen Breiterkenntniß“. „Ich meine die Scene“, sagte er zu Eckermann, „wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen. Nun hätte ein Anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Factum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre gethan gewesen. Was bringt aber Molière durch allerlei retardirende Motive in diese Examination für Leben und für Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst thun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie Alles wisse,* dann, von der Ruthe bedroht, wie todt hinfällt, dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder schelmisch dem Vater entgegen springt und zuletzt nach und nach Alles gesteht. Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben dieses Auftritts nur den allermagersten Begriff, aber lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werthe; Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten ist, als in sämtlichen Theorien.“

Ich habe schon früher ohne Rücksicht auf die Meininger Aufführung, die ich bisher nicht kannte, über das letzte Molière'sche Lustspiel in diesen Blättern eingehend geschrieben. Ich will auf die Einzelheiten nicht zurückkommen; nur das Eine möchte ich bemerken, weil es sich mir auch jetzt bei der jüngsten Aufführung, die ich hier von den Meinigern gesehen, immer wieder und wieder aufgedrängt hat: wie auf einen Faden, der Molière's Leben kennt und weiß, unter welchen Umständen dieses Stück geschrieben ist, die übermüthige Posse gerade in ihren tollsten Scenen wie ein Trauerspiel wirkt. Als Molière dieses Stück schrieb, war er dem Tode nahe; er selbst spielte die Hauptrolle als Sterbender und verlor auf der Bühne bei der vierten Vorstellung dieses Stückes gegen den Schluß desselben die Besinnung. Er wurde nach Hause getragen und starb noch an demselben Abend. Denkt man daran, so kann man unmöglich lachen, wenn man Argan, den Molière spielte, von seinem eingebildeten Leiden sprechen hört; und das Zwiegespräch zwischen ihm und Berald kann unmöglich eine komische Wirkung hervorbringen. „Dieser Molière,“ sagt Argan, sagte also Molière selbst, „das wäre mir gerade der Rechte mit seinen unverjämten Komödien! Als ob er der Mann darnach wäre, die Arzneiwissenschaft zu meistern. Wie darf solch ein dreister, vorwitziger Faselhans sich erlauben, über Consultation und Recepte sich aufzuhalten, an der ganzen Facultät sich zu vergreifen und so ehrwürdige Personen wie unsere Doctoren auf sein Theater zu bringen. Wenn ich wie die Aerzte wäre, ich rächte mich an ihm für seine Frechheit, und wenn er krank wäre, ich ließe ihn ohne Hülfen sterben. Dann möchte er thun und lassen, was er wollte, ich beordnete ihm nicht den kleinsten Aderlaß, nicht das kleinste Klystier und spräche zu ihm: Fahre du nur ab; das wird dich lehren, ein ander Mal deinen Witz an der Facultät auszulassen!“ Baudissin hat hier noch gemildert. Es heißt im Original „und würde ihm sagen, crepire nur, crepire!“ Molière hat richtig prophezeit; der erste Arzt, zu dem geschickt wurde, als sich der Blutsturz bei ihm einstellte, weigerte sich, zu dem Spötter zu kommen und hat ihn wirklich „crepire“ lassen! Der tragische Tod des Dichters war den Zeitgenossen aber noch nicht tragisch genug. Sie haben ihn dadurch noch theatralischer zu machen gesucht, daß sie sagten, Molière wäre in der Scene, in der er sich todt stellt, plötzlich gestorben. Darauf beziehen sich verschiedene Epitaphie, die aus jener Zeit stammen, so das lateinische:

Dum ludit mortem, Mors indignata jocantem
Corripit et mimum fingere saeva negat;

und die französische Umschreibung:

Cy-git qui parut sur la scène
Le singe de la vie humaine,
Qui n'aura jamais son égal,
Qui, voulant de la mort ainsi que de la vie
Être l'imitateur dans une comédie,
Pour trop bien réussir, y réussit fort mal;
Car la mort en étant ravie,
Trouva si belle la copie
Qu'elle en fit un original.

P. L.

*) Eckermann fällt hier in dem Berichte über die Goethe'sche Auseinandersetzung aus der Construction.

Notizen.

Der Thronwechsel in Constantinopel ist von größtem Interesse, hat außerordentliches Aufsehen gemacht, wird unübersehbare Folgen haben, eröffnet für die orientalische Frage ganz neue Perspektiven, läßt alle bisherigen Combinationen in den Hintergrund treten und so weiter, und so weiter. Salte der Leser finden, daß er sich das Alles selbst sagen konnte, so wäre man zu wissen begierig, was er Anderes seit der letzten Zeit zu Gesicht bekommen hat. Es versteht sich, daß Niemand überrascht war, alle Zeitungen vielmehr das Ereigniß vorhergesehen und an dem und dem Tag, deutlich prophezeit hatten. Auch unsere Wochennotiz, die vor der Kunde des Thronwechsels nach Leipzig expedirt war, ist in diesem Punkt nicht zurückgeblieben, hat sich vielmehr in der vorigen Nummer die Frage erlaubt, wozu all das Conferiren und Deliberiren der Mächte nützen solle, es käme ja doch immer anders! Mehr durften wir nicht sagen, aber wer aufmerksam unsere Worte studirte, wird schon errathen haben was gemeint war. Jemand, dem bei dieser Gelegenheit der Weltblick der modernen Journalistik gepriesen wurde, bemerkte freilich, wenn die Herren nach dem Ereigniß stets so vortrefflich wüßten, daß es so kommen mußte, und sie es auch bestimmt vorhergesehen, wie schade wäre es, daß sie nicht die Freundlichkeit hätten, anzugeben, was sich nun jetzt ereignen werde! Die Türkei hat jedenfalls Luft bekommen. Man gab ihr zuerst die Note Andraffy als ein vortreffliches Recept gegen die Schärfe, an welcher sie laborirte. Die Pforte machte ein laures Gesicht, schluckte aber die fünf Pillen nach einigem Sträuben. Noch ehe sie dieselben verdaut hatte, wurde ihr von Rußland ein neues Medicament verschrieben, mit der Versicherung, es sei ihr heilsam und schmede sogar vortrefflich. Diesmal indessen war die Türkei widerständig und wollte darauf antworten lassen, daß man ihr noch wirksamere Mittel in Aussicht stelle. Während die Mächte indessen mit der definitiven Präparation der Arznei beschäftigt waren, welche man dem Sultan wider dessen Willen administriren wollte, verschwand dieser in einer Verjenkung des Welttheaters und Kaiser Murad erschien auf der Scene, umgeben von dem Glorienchein liberaler Reformen, die hoffentlich nicht am Tageslicht zu rasch verblichen werden. Es ist Sitte, daß jeder neue Herrscher seinem Volke und der Mitwelt solche freisinnige Morgengaben widmet und man begreift nicht, warum der Sultan und die verjüngte Türkei nicht ebenfalls ihre Fittlerwochen feiern sollten. Es sind da allerdings die Insurgenten und hinter ihnen die Serben, Montenegroiter und andere angebliche Christen. Diese wollten zum Polterabend des in Constantinopel neuermählten Paares eine Kagenmußt aufführen, die für Europas Ruhe störend ausfallen konnte. So stand wenigstens, wie russische Stimmen unter dem ersten Eindruck insinuirten, zu besorgen, und, wenn es nach Rußlands Wunsch ging, würden Sultan und Türkei ihre Hochzeitsreise nach Asien angetreten haben. Dazu schienen sie jedoch wenig geneigt und man konnte ihre Unlust begreiflich finden. So dunkel indessen auch die Vorgänge am goldenen Horn erscheinen mochten, darüber war kein Zweifel, daß der russische Botschafter Ignatieff bei dem Zutrittquenspiel in Stambul den Kürzeren gezogen hat. Europa jedoch dürfte den kühnen Diplomaten, der sich in seine eigenen vielfach verschlungenen Projecte verstrickt hatte, aus der Klemme zu ziehen kein dringendes Bedürfniß empfinden. Während des ganzen Verlaufs der orientalischen Crisis, namentlich seit Jahresfrist, waren offenes Spiel und kleinstädtische Aufrichtigkeit so sehr in die Brüche gegangen, daß, wenn auch einmal die kluge russische Diplomatie sich verrechnet haben sollte, Heulen und Wehklagen darüber nicht gerade unumgänglich erscheinen. Eine Regierung, die über achtzig Millionen Seelen verfügt, hat deswegen noch nicht immer gleich die geistigen Gaben dieser ungeheuren Menschenmenge potenzirt in sich vereinigt. Auch sie kann irren; und wenn ihr ein solcher Fehler politischen Calculs passirt, so sollte, möchte man glauben, ganz Europa nicht immer dafür aufkommen müssen. Das Alles unbeschadet der friedlichen Nothwendigkeit des Dreikaiserbundes, wovon Jedermann nach wie vor überzeugt ist. Aber einige Selbstständigkeit des Denkens und Fühlens seitens der Presse ist damit selbst dem besten Allirten gegenüber wohl nicht ganz ausgeschlossen. War doch vorherzusehen, daß man in Petersburg selbst die Sache nach einiger Zeit ungleich kühler ansehen werde. Besonnene Leute waren denn auch der unmaßgeblichen Meinung, man solle der Türkei etwas Zeit lassen, daß die neue Regierung zeige, was sie zu leisten vermag. Die gegenwärtigen türkischen

Machthaber bedürfen vor Allem zweier wichtiger Dinge: Geld und Ideen. Die letzteren sind fast das wichtigste Element, denn sie können zuweilen das erstere, nämlich das fehlende Geld, herbeischaffen. Bis diese Requisiten ausreichend vorhanden, möchte allerdings Niemand für den dauernden Erfolg des neuen Regime einstehen. Man muß immer vorsichtig sein und dem Unbekannten eine Thür oder wenigstens eine Spalte offen halten. Hat sich doch gerade jetzt wieder im Orient der von tiefer Staatsweisheit getragene Spruch bewährt, daß Alles möglich ist und Niemand weiß, was kommen kann.

* * *

Vom Büchertisch.

Eduard Engel, „Lord Byron“. Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen. Mit Einleitung und Erläuterungen. (Berlin, Stührsche Buchhandlung.) Das Buch nennt sich einen „Ergänzungsband zu Byrons Werken“ und hat dazu die vollste Berechtigung. Der leitende Gedanke des Herausgebers war, eine Charakterisierung des englischen Poeten zu geben, die ganz von diesem selbst herrührt und zugleich den Zweck haben soll, die ungerechte Beurtheilung, unter welcher der Mensch Byron auch in Deutschland leidet, zu beseitigen. Die Einleitung ist von enthusiastischer Liebe zu dem Titanen des Welt Schmerzes erfüllt, und auch die Ueberschriften, mit denen Engel die einzelnen Bruchstücke aus Tagebüchern und Briefen versehen hat, beweisen, daß er seinen Heros in das beste Licht stellen will. Aber nicht nur das; er versucht es, den Leser in den inneren Entwicklungsgang des Dichters einzuführen und bietet wirklich viel Interessantes. Daß die strenge Objectivität in diesem Falle nicht gefordert werden kann, ist selbstverständlich; gar manche Anschauung ist schief, aber stets für Byron im höchsten Grade charakteristisch. Eine Bude hat das Buch in Bezug auf den ehelichen Zwist; man gewinnt wohl die moralische Ueberzeugung, daß der Dichter den kleinsten Theil der Schuld getragen hat, aber die factische Gewißheit über die Art des Verwürrnisses wird nicht einmal durch das „Fragment einer Novelle“ (S. 122) geboten.

Sehr rückhaltlos ist eine Bemerkung über Schlegel, der in seinen Vorlesungen bemerkt: „Dennoch bedurfte es (Dantes Gedicht) auch für sie (die Italiener) eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italienischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist.“ (Fr. Schlegels sämmtl. Werke II. B. S. 17.) Diese Stelle hatte Byron, der deutschen Sprache unkundig, wahrscheinlich in irgend einer Uebersetzung gelesen, die des deutschen Kritikers Ausspruch, der vollständig wahr ist, etwas verändert wiedergab. „Dante war nie sehr beliebt bei seinen Landsleuten.“ Dazu hatte Byron noch irgendwo — wir können uns der betreffenden Stelle zwar nicht mehr entsinnen — die Bemerkung entdeckt, daß man auf dem Arno mit Gondeln fahre. „Aehnlich spricht dieser gute Deutsche auch von Gondeln auf dem Arno! — und solch ein Kerl wagt es, über Italien zu schreiben!“

Sehr interessant sind die Briefe des Lords an seinen Verleger Murray, in denen er sich mit der vollsten Offenheit einer freiheitsliebenden Natur über die Gesellschaft, besonders die englische, über Dichter und Dichterverke und über Privatangelegenheiten ausspricht.

Man darf dem Autor des Buches für seine Arbeit dankbar sein, und nur Eins scheint uns unnötig gewesen zu sein, die Polemik gegen Gracbe, — „dessen poetische Producte sich zwischen geistiger Impotenz und bombastischen Delirien bewegen.“ Ein, wenig objectives Urtheil!

Von Lieferungswerken liegen uns folgende vor:

„Lehrbuch der praktischen Pflanzenkunde in Wort und Bild für Schule und Haus, für Gebildete aller Stände.“ Herausgegeben von Carl Hoffmann (Stuttgart, Carl Hoffmann). Das Werk ist auf 40 Bogen in Folio in 20 Lieferungen berechnet, von denen uns zwölf vorliegen. Die vorzügliche Ausstattung, der Reichtum an Holzschnitten und colorirten Tafeln und die Billigkeit, 1½ Mk. pro Heft, sichern dem Unternehmen den Erfolg. Ueber den wissenschaftlichen Werth bringen wir nach Vollendung des Werkes eine Besprechung.

„Die Rheinfahrt“ in Schilderungen von Karl Stiebr, Hans Wachenhufen und F. W. Hackländer (Stuttgart, A. Kröner), liegt bis zur 16. Lieferung vor. Das Werk ist bisher stets auf der gleichen Höhe geblieben, der Text ist anmuthend und anschaulich und die Illustrationen von Seite der Künstler, wie des Holzschnitzers Adolf Stöß, kleine Cabinetstücke. Besonders gelungen sind die Lendruckbilder der letzten

Lieferungen „Der Kobenstein“ von G. Franz, und „Am Scheveninger Strand nach Sonnenuntergang“ von A. Nehenbach, ein meisterhaftes Stimmungsbild. Das Werk wird, wenn vollendet, einen bleibenden Werth haben und ein ehrenvolles Zeugniß für die deutsche Kunst ablegen.

Als ebenbürtig steht der „Rheinfahrt“ „Das Schweizerland“ (Stuttgart, J. Engelhorn) zur Seite, dessen fünfte Lieferung fast durchgängig vorzügliche Schnitte bringt; für die Güte des Textes bietet der Name Woldemar Baden vollste Gewähr.

„Die Classifier der Malerei“ (Stuttgart, Paul Neff), herausgegeben von Krell und Eisenmann, sind bereits zur achten Lieferung vorgeschritten, die Peruginos, Sibyllen und Propheiegruppe aus dem Cambis zu Perugia“ und Rafael's „Madonna Franz des Ersten“ (Louvre) bringt. Das Werk gereicht dem Verlag zur größten Ehre, nicht nur wegen der Vollendung der einzelnen Blätter in Phototypie, sondern noch viel mehr wegen des Muthes, der sich in der Uebernahme eines so theuren Verlagartikels ausspricht. Bei dem reger werdenden Kunstsinne unseres Volkes ist eine große Verbreitung zu hoffen, die in diesem Falle sehr verdient ist.

Wiederholt machen wir auf die illustrierte Monatschrift „Deutsche Jugend“ aufmerksam, herausgegeben von F. Lohmeier, unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch (Leipzig, Alphons Dürr). Diese Blätter sind unbestreitbar das Beste, was man Kindern in die Hand geben kann. Fern von jenem läppischen Ton, der manche derartige Zeitschrift kennzeichnet, ist doch der ganze Text auf das kindliche Verständnis berechnet, und so edel und rein, wie Alles sein soll, was die Jugend zu lesen bekommt. Die Illustrationen, fast durchaus von Künstlern ersten Ranges herrührend, sind vortrefflich ausgeführt und recht geeignet, die werdende Phantasie auf gute Bahnen zu leiten. Die „Deutsche Jugend“ sollte in keiner Familie fehlen. G. v. L.

* * *

Schöne Literatur.

Friedrich von Bärenbach, Vom Baume der Erkenntniß. Novellen. (Wien, Carl Gerold.)

August Hagen, Norica, das sind Nürnbergsche Novellen aus alter Zeit. 5. Aufl. (Leipzig, F. F. Weber.)

Josephine Gräfin Schwerin, Drei Jahre. Roman. (Wolfsenbüttel, Zul. Zwißler.)

Albert Jänich, Lieb und Leid. Vier Novellen. 2 Bde. (Berlin, Weidmann und Schöner.)

Hermann Schmid, Der Bauernrebell. Roman aus der Tyroler Geschichte. 2 Bde. (Stuttgart, Hallberger.)

Hans Blum, Aus unseren Tagen. Roman. 2 Bde. (Magdeburg, A. & N. Faber.)

Levin Schücking, Der Doppelgänger. (Stuttgart, C. E. Simon.)
M. Wibbern, Im Doctorhause. 28. Bd. der Biblioth. für Haus und Reise. (Berlin, Albert Goldschmidt.)

Heinrich Laube, Französische Lustschlösser. Erzählungen. 2 Bde. Der gesammelten Schriften Band 4. 5. (Wien, Braumüller.)

Friedr. Gerstäcker, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. 25. Bd. Sennor Aquila. (Jena, Costenoble.)

Berth. Auerbach, Waldfried. A family story from the Fatherland. Translated by S. A. Stern. (Stuttgart, Aug. Berth. Auerbach.)

Trois-Etoiles (Grenville Murray), Der Abgeordnete für Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Aus d. Engl. von Helene Lobedan. 3 Bde. (Leipzig, Bernhard Schilde.)

Edward Bulwer, Pausanias der Spartaner. Nachgel. hist. Roman. Uebersetzt von Emil Lehmann. 2 Bde. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteurs oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,
adressiren zu wollen.

Inserate.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ebenbürtig.

Roman in Versen

von

Adolf Friedrich von Schack.

8 Broch. M. 3. — Elegant gebunden M. 4. —

Reiche komische Erfindung und scharfe Satyre, durch welche doch oft ein voller Klang höherer Poesie hindurchklingt, zeichnen diese humoristische Dichtung aus.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Heinrich Pott.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der

Phlogistontheorie

von

Dr. Robert Pott,
Privatdocent an der Universität Jena.

Preis: 1 M.

Jena, Mai 1876. Hermann Dufft.

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen

von

Hans Hopfen.

8. Broch. 7 M.

In lakonischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesamten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Stil und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe Seitens Hans Hopfens ist bekannt und zumal bei den Streitfragen weiß er die Beweisführung in die wichtigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von Eduard Trewendt, Breslau.

Soeben erschienen:

Die Vagabunden.

Roman

von

Karl von Holtei.

Fünfte Auflage.

Drei Theile in einem Bande.

In illustriertem Umschlag sauber geheftet.
Preis 4 M. 50 S.

Dass Karl von Holtei's „Vagabunden“ in unserer Literatur einen hervorragenden Platz sich errungen haben, beweist das Erscheinen dieser fünften Auflage des Werkes, — ein Erfolg, der nur den vorzüglichsten Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Romanliteratur zu Theil zu werden pflegt.

Die Ausstattung dieser neuen Auflage ist eine sehr elegante.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von B. Schott's Söhne in Mainz.

Der Ring des Nibelungen.

Ein Bühnenfestspiel

von

Richard Wagner.

Das Rheingold. Musik-Drama in 4 Scenen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 63.—

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 16.75.

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 10.50.

Die Walküre. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 94.59.

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 22.—

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 14.75.

Siegfried. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 94.59.

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 25.25.

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 17.75.

Götterdämmerung. Musik-Drama in 3 Aufzügen.

Vollständige Orchester-Partitur n. M. 120.—

Vollständiger Clavier-Auszug n. M. 30.—

Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen n. M. 25.—

Textbücher hierzu, jedes n. 80 S.

Grosser Fest-Marsch von Richard Wagner.

Partitur n. M. 15.—. Orchesterstimmen n. M. 15.—. Für das Pianoforte n. M. 3.50.

Soeben ist in unterzeichnetem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Papieren

des

**Ministers und Burggrafen von Marienburg
Theodor von Schön.**

Zweiter Theil. Dritter Band.

gr. 8. eleg. geb. Preis 15 M.

Der vorliegende, 35 Druckbogen starke dritte Band dieses hochinteressanten Werkes bietet ein für die Geschichte der ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts geradezu unschätzbares Material. Aus bisher zum größten Theil noch nicht zur Veröffentlichung gelangten Briefen und Aktenstücken bestehend, liefert derselbe für das Verständnis einer der bewegtesten Entwickelungsperioden unseres Vaterlandes eine Fülle neuer Beiträge, die für die Kenntniss jener Zeit, ihrer maßgebenden Persönlichkeiten, ihrer mannigfachen Erömungen und Kämpfe für den Geschichtsforscher wie den Politiker als geradezu unentbehrlich betrachtet werden müssen, die aber zugleich dazu angethan sind, das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln. Als Beilage eines Schreibens Schön's an Friedrich Wilhelm IV. erscheint hier auch das Facsimile des Originalmanuscriptes von dem berühmten Stein'schen politischen Testament vom 24. November 1808, wie es von Schön entworfen und von seine Hand niedergeschrieben worden.

Berlin. W. Potsdamerstraße 20.

Franz Duncker.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sine türkische Reise

von Karl Braun-Wiesbaden.

Erster Band. Die Donau. — Serbien. — Rumänien.

32 Bogen. 8. Preis 5 M.

Inhalts-Verzeichniss.

Widmung.

Erster Abschnitt: Von der schönen blauen Donau.

- I. Die große Metropole des Stromes.
- II. Wiener Witz und Wiener Mut.
- III. Desterreich-Ungarn und Deutschland.
- IV. Ritter Anton von Schmerling.
- V. Wien im Sommer 1875.
- VI. Desterreich und der Orient.

Erstes Intermezzo: Von Wien bis Belgrad.

Zweiter Abschnitt: Serbische Skizzen.

- I. An der Pforte des heiligen Kriegees.
- II. Im Kanonier-Thal.
- III. Der Schatz von Avala-Gora.
- IV. Weltliche und geistliche Gütergemeinschaft in Serbien.
- V. Belgrad und Semlin.
- VI. Serbische Finanzen.

Zweites Intermezzo: Von Belgrad bis Kuchitschuk-Dschurdschewo.

Dritter Abschnitt: Rumänische Plandereien.

- I. Erste Eindrücke. Die Stadt Bukarest.
- II. Die Stadt aus der Vogel-Perspectiv.
- III. Moltke. Die Walachen von 1835. Rumänien I. S. 1875.
- IV. Walachisches High-Life.
- V. Controversen über die rumänische Sprache.
- VI. Das Latein im Orient.
- VII. Daco-Romantisches Cultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert.
- VIII. Rumänische Sitten und Zustände.
- IX. Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen.
- X. Ein walachisches Märchen.

Verlag von August Auerbach in Stuttgart.

Hierzu eine Beilage.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung. Von Karl Blind. — Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: George Sand †. Von Paul Lindau. — Freiligrath und Bret Harte. Von Hermann Rindt. — Der „Salon“ von 1876. Von Albertus. II. — Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal. II. — Notizen. — Inserate.

Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung.

Von Karl Blind.

Mit Einem Ruck ist England in der türkischen Frage zu seinen überlieferten Grundsätzen zurückgekehrt. So lange es sein Reich in Asien aufrecht halten, so lange es das Mittelmeer, durch welches der kürzeste Weg für seine Truppensendungen nach Indien geht, nicht von russischen Geschwadern erfüllt sehen will, wird England im entscheidenden Augenblick stets so handeln müssen, wie es eben jetzt wieder gehandelt hat. Diese seine Staatskunst steht innerlich fest, weil sie auf das Wesen der Dinge gegründet ist. Jeder Abgang von derselben beschwört für Englands Machtposition die furchtbarsten Gefahren herauf.

Aus Rücksicht auf die innere Parteilage, und von dem Wunsche befeelt, so lange wie möglich eine Entscheidung hinauszuschieben, die zu einem Weltkriege führen kann, mögen die englischen Staatsmänner zeitweise in ihrer orientalischen Politik zu schwanken scheinen. Sobald jedoch der Drang der Verhältnisse an sie herantritt, dürfen sie nicht zaudern — denn ein Reich steht auf dem Spiel.

Lord Derby war unter den konservativen Führern bisher der gefügigste gegenüber der Petersburger Regierung gewesen. Auf ihn schien ganz besonders das bekannte Wort McNeil's anwendbar, daß „die europäischen Kabinete die Werkzeuge sind, mit denen Rußland arbeitet“. Gleichwohl hat das Ministerium Disraeli-Derby die Welt durch das Suezgeschäft überrascht und dieser Ueberraschung eine zweite hinzugefügt, indem es sich plötzlich von den anderen Großmächten losriß, den Beitritt zu der Berliner Denkschrift verweigerte, und mit seiner Flotte neben der Türkei Stellung nahm.

Wer da glaubt, England dürfe je leichten Kaufes den Bestand des Ottomanischen Reiches preisgeben, etwa um Egypten bei der allgemeinen Rappuse für sich zu erlangen, der mißkennt die Lage von Grund aus. Daß Egypten nicht in französische Hand falle, ist für die Engländer ein politisches Gebot. Aber Rußland nicht die Ringmauer durchbrechen zu lassen, die den Suezkanal vom Czarenreiche scheidet, ist ihnen sogar noch von ungleich höherer Wichtigkeit. Die Türkei bildet diese Ringmauer, diesen schützenden Wall. Sie also muß erhalten werden — um so mehr, da Rußland, nicht länger durch Polen von Europa getrennt, mit aller Wucht nach dem Mittelmeere hindrängt.

Türkische Mißverwaltung mag es einem Londoner Ka-

binete, je nach der parlamentarischen Lage, manchmal erschweren, den Inhalt seiner orientalischen Staatskunst offen einzugehen. Sobald jedoch der Ernst der Verhältnisse sich zeigt, muß alle Rücksicht schwinden. Unser Auge mag beleidigt sein durch die unschöne Gestalt einer Mauer, die unseren Grund und Boden vor dem Eindringen eines verwüstenden Flugsandes, oder uns selbst vor dem drohenden Einbruche der Wassermassen schützt. Aber so lange diese Gefahr droht, werden wir nicht so thöricht sein, die Mauer abzubrechen, ehe nicht vor ihr eine andere aufgeführt ist.

Bricht die Türkei zusammen, ohne daß Rußland, mit General Fodejeff zu sprechen, mittlerweile „hinter den Dnieper zurückgegangen“ ist, so liegt auf England eine kaum mehr zu ertragende Last der Selbstverteidigung. Im Vergleich zur Ausdehnung seines Reiches auf alle fünf Welttheile ist sein Heer winzig klein. Die Sipyoenpörung hat gelehrt, daß einheimische Truppen in Indien nicht verläßlich sind. Rußland aber stürmt in Mittelasien durch ein Khanat der ehemals unabhängigen Tatarei nach dem anderen, sucht den Weg entlang des Altref — mit anderen Worten: steht im Begriff, an den Thoren Indiens zu pochen. Bei solchen Verhältnissen ist es für die Engländer nicht gleichgültig, ob der kurze Weg durch den Suezkanal mittelst des im Halbkreise gegen Rußland hin liegenden Ottomanischen Reiches gedeckt bleibt, oder ob die Russen am Goldenen Horn und an den Dardanellen in Zukunft mit ihren Truppen und Flotten lauern.

Czar Nikolaus suchte bekanntlich England für seinen Plan der Zerstörung der Türkei zu ködern, indem er ihm Egypten anbot. Heute ist Egypten allerdings für England von zehnfach erhöhter Bedeutung. Aber auch um das Zehnfache ist seit Eröffnung des Suezkanals die Nothwendigkeit gestiegen, Rußland nicht näher an diese Wasserstraße heranzulassen, deren Bau zu verhindern die englische Regierung sich so beharrlich bemüht hatte.

Aus allen diesen Gründen erklärt sich zur Genüge die feste Wiederaufnahme einer orientalischen Politik von Seiten Englands. Unter der liberalen Partei des Landes herrscht zwar, oder herrschte wenigstens bis vor Kurzem, die Neigung vor, innerhalb des Rahmens der Türkei die Bildung von Halbstaaen zu befördern, durch die der ottomanische Stamm allmählig zurückgedrängt, und zugleich ein Gegengewicht wider das Czarenreich geschaffen werden sollte. Auch die Gläubigsten sind indessen an der Vortrefflichkeit dieses Mittels neuerdings stark irre geworden. Sie haben gesehen, wie der Häuptling von Montenegro, der mit 8000 Dukaten Jahresgehalt in Solde des Czaren steht, gleich einer Drahtpuppe von den

Petersburger Befehlen abhängt. Sie haben gesehen, wie der moskowitzische Einfluß den Aufstand in der Herzegowina je nach Bedürfnis hebt, und legt, und wiederum hebt. Sie haben zu ihrem größten Erstaunen gesehen, daß das sogenannte „radikale“ Kabinet Nistich in Belgrad den General Tschernaieff, aus den Kriegen in Turkestan bekannt, nebst einem Duzend anderer russischer Offiziere zur Leitung des serbischen Heeres berufen und eine gleiche Einladung an den General Fadejeff gerichtet hat, dessen vielgenannte Schriften die Eroberung nicht bloß der Türkei und Griechenlands, sondern sogar Ungarns und unserer ehemaligen Bundesländer Böhmen und Mähren predigen.

Auch unter der liberalen Partei Englands sind daher schwere Bedenken aufgetaucht, ob es in jetziger Lage besonders rathsam sei, die von Rußland betriebene Zerstückelung der Türkei noch weiter zu fördern. Könnte irgend etwas dazu beitragen, diese Bedenken zu stärken, und die liberale Meinung wieder zu der früheren orientalischen Politik Englands zurückzuleiten, so war es die seither erfolgte Umwälzung in Konstantinopel. Vor Allem sind die Engländer ein Volk des unmittelbar praktischen Verfahrens. Sie lassen nicht leicht den Sperling aus der Hand, um die Taube auf dem Dach zu kriegen. In der Bewegung der Sostas und der Jungtürken, in der Entthronung des Abdul-Usz, in den Kundgebungen für Einführung der parlamentarischen Verfassungsform erblicken sie Anzeichen einer Wiebergeburt des Ottomanischen Reiches von Innen heraus. Ohne sich in allzu großen Hoffnungen zu wiegen, benutzen sie diesen so unerwarteten Umschwung gern als eine Waffe gegen Rußland. Für die spätere Zukunft lassen sie die Zukunft sorgen.

II.

Ich habe oben des Generals Fadejeff erwähnt, dessen Schriften zwar viel genannt, aber nicht nach Gebühr in ihrem Inhalte bekannt sind. Ein paar genauere Hinweise mögen gerade jetzt, wo dieser Prediger der russischen Weltherrschaft zwischen Kairo, Petersburg und der europäischen Türkei hin und her eine Rolle spielt, von Nutzen sein.

Mit anerkenntswerther Offenheit gibt Fadejeff das Ziel der von ihm vertretenen Kriegspartei an. Es lautet auf Zertrümmerung der Türkei, Zertrümmerung Oesterreichs, Vorschlebung der russischen Herrschaft bis an's goldene Horn und die Dardanellen — bis an die Südspitze Griechenlands — bis an's adriatische Meer — bis nach Böhmen und Sachsen hinein!

Mit einem nicht mehr ungewöhnlichen Kunstgriffe zählt Fadejeff zu den „Familienmitgliedern Rußlands“ nicht bloß alle slavischen Stämme, sondern auch alle sog. rechtgläubigen Bevölkerungen des Ostens. Auf diese Weise wird es ihm leicht, vierzig Millionen Menschen zusammenzurechnen, die den das russische Reich bewohnenden fünfundsiebzig Millionen hinzugefügt werden sollen. „Jeder Russe, jeder Slave und jeder rechtgläubige Christ muß,“ zufolge Fadejeff, „den Wunsch hegen, daß das regierende Haus Rußlands den befreiten Boden von Osteuropa mit seinen Zweigen bedecke, daß die Oberherrschaft und die Führung dort dem Czaren von Rußland zufalle, der längst in der Erwartung des Volkes als der unmittelbare Erbe Constantins des Großen anerkannt ist.“

Ueber die „Erwartung des russischen Volkes“ wollen wir kein Wort verlieren. Sie erinnert uns an die Aeußerung Alexander Herzogs, daß Konstantinopel zur Hauptstadt der Vereinigten Gräko-Slaven gemacht werden müsse, weil der Mujik, der rechtgläubige russische Bauer, seinen Sinn darauf gerichtet habe! — Genug, daß General Fadejeff dem Czaren die Erbschaft Constantins des Großen zuweist, daß die Kriegspartei, für die er das Wort führt, das Vordringen Rußlands nach der Donau und den Dardanellen als das Mittel betrachtet, auch Ungarn dem Moskowitenthum einzuverleiben, durch Böhmen in's Herz Deutschlands vorzudringen, und so

die Vorherrschaft des Czarenthums in Europa zu gründen.

Was als störend zwischen Rußland und seinen Zielpunkten liegt, wird nach Fadejeffs Plan einfach mit Gewalt umklammert und erdrückt. Die Polen sind ein solches störendes Hinderniß. Gerade deswegen müssen die Süd- und die äußersten Westslaven mit Rußland vereinigt werden, um die Polen in die Mitte zu nehmen, einzumauern, zu zerquetschen. Dasselbe Mittel ist auf die Rumänen und die Magyaren anzuwenden. „Die Rumänen müssen mit uns, oder untergehen.“ General Fadejeff meint in einer seiner Schriften*): Viele hielten wohl seine Pläne für Poesie! Er ist mit dieser Ansicht sehr rückwärtsvoll gegen sich selbst. Viele werden seine Pläne vielmehr für eine Anempfehlung des massenhaften Völkermordes halten.

Daß Fadejeff von der Unmöglichkeit des Gedankens überzeugt ist, etwa die Deutschen, die Holländer, die skandinavischen Völker und die Engländer als Germanen in einen Bund zu sammeln, versteht sich von selbst. Er sieht sogar merkwürdig genau, was England und Irland noch innerlich scheidet; und was im Neapolitanischen an Gegensätzen wider die errungene italienische Einheit fortbesteht. Auch erzählt er von der „Opposition der höheren Stände in Hannover und Frankfurt“. Diese seine sachlichen Andeutungen hängen vielleicht mit einem, bei einem Prediger der russischen Weltherrschaft erklärlichen Wunsche zusammen. Man muß der Gerechtigkeit halber anerkennen, daß General Fadejeff auch über die Schäden, an denen Rußland leidet, kein Blatt vor den Mund nimmt. Er weiß zum Beispiel, daß „die polnische Frage noch keineswegs für Rußland in Ordnung gebracht ist“. Er hegt die feste Ueberzeugung, daß Oesterreich, und vollends Oesterreich-Ungarn im Verein mit Deutschland, eine Trumpfkarte gegen Rußland mit jener Frage auspielen könnten. Das Alles erhöht jedoch bei ihm den dringenden Wunsch, Oesterreich-Ungarn sowohl, wie die Türkei zu zertrümmern.

„In Bezug auf Rußland,“ sagt Fadejeff, „kann die europäische Türkei mit einer starken Schatzkiste verglichen werden, zu der Oesterreich den Deckel bildet. Ohne den Deckel zu heben, kann man aus der Kiste nichts herausnehmen“. Möglicherweise ist dies der Grund, warum Rußland neuerdings sich bemüht hat, die Türkei durch Oesterreich selbst anzubohren. Diese Art der politischen Schatzgräberei dürfte jedoch eben so wenig Oesterreich-Ungarn, wie Europa im Großen und Ganzen zuträglich sein.

Uebrigens ist das Bild, das General Fadejeff für die von ihm empfohlene Politik gebraucht, eben so bezeichnend, wie einige andere seiner Feder entfloffenen Andeutungen. Er erklärt z. B. mit rührender Einfachheit, man müsse auf die völlige Berruffung der westlichen Reichsländer „einige zehn Millionen Kubel“ verwenden, denn jede zehn Million, die man rechtzeitig zu solchem Zweck jenseits des Dnieper verausgabte, erspare hundert Millionen im Falle eines ausbrechenden Krieges. Diese Kubelpolitik ist auch kaum neu.

Böhmen ist dem General Fadejeff ganz besonders an's Herz gewachsen. „Ohne Böhmen,“ schreibt er**), „ist die slavische Frage auf immer verloren. Böhmen ist der Kopf, der erste Posten aller Slaven; es ist jener Eisbrecher, an welchem sich bis jetzt der Einfluß der Deutschen auf die Südslaven gebrochen hat. Sobald dieser Eisbrecher für das Slaventhum verloren geht und verdeutsch wird, wird er selbst Germanien aufbauen helfen“. Fadejeffs rednerische Bilder sind zwar meist

*) „Meinung über die orientalische Frage.“

**) S. General R. Fadejeffs „Neueste Schriften“. Ich will hier bemerken, daß die in Leipzig (1871) erschienene Uebersetzung derselben, anscheinend von einem Nicht-Deutschen besorgt, auffällige Fehler hat. Die Bestimmung des Uebersetzers mag, wie sich aus der Vorrede ergibt, eine gute sein. Aber wenn er, nach dem russischen Texte, von „Kammitgam“ (Canning) und „Arni Marten“ (Henri Martin) spricht, so verräth dies doch eine bedenkliche Unkenntniß und macht auch der Sorgfalt der Verlagsbuchhandlung wenig Ehre.

sonderbar; aber verständlich bleibt er bei alledem. Ganz verständlich spricht er auch, wenn er rund heraus erklärt, es handle sich darum, welches Volk in der nächsten Zukunft das erste in der alten Welt sein solle: das russische oder das deutsche.

Sich glaube nicht, daß viele Deutsche beanspruchen, das erste Volk in der alten Welt zu sein. Es genügt den meisten wohl, daß Deutschland sich selbst wiederfindet. General Fadejeff aber will Rußland an die Spitze von ganz Europa stellen. Er ist nur so gütig, die russische Herrschaft nicht auf den ganzen Erdball ausdehnen zu wollen. „Heißt denn die Errichtung eines Slavenreiches“ — so fragt er wörtlich — „die Beherrschung der ganzen Welt? Durchaus nicht; aber sie bedeutet das Recht des Vorranges in der alten Welt“. Gleich darauf prophezeit er, daß der Tag kommen werde, wo das nicht-russische Europa „gleich einer Treibhaus-Pflanze eingeengt“ nur noch die Bedeutung haben werde, die gegenwärtig etwa Holland oder der Schweiz eigen ist, oder die Venedig früher besaß.

Wer aus den Schriften der russischen Propaganda weiß, wie diese seit bald dreißig Jahren unter den verschiedensten politischen Aushängeschildern betrieben wird, kann sich kaum wundern, daß auch der Weltverjünger Fadejeff Europa für „krank und mit dem kalten Fieber kämpfend“ erklärt, ihm Tage zuschreibt, wo es im Todesschauer zu liegen scheint, dagegen Rußland für kerngesund ausgibt — was ein wenig im Widerspruch steht mit seinen anderen Ausführungen. Dieß Gerede von der russischen Jugendkraft und der Ertrankung Europas ist übrigens wiederum nicht neu. Es steht schon in dem gefälschten letztwilligen Vermächtniß Peters I.; und wir haben es seitdem aus allen Tonarten wiederholen hören — auch aus einer scheinbar revolutionären.

III.

General Fadejeff will bekanntlich*) die Befestigung des altersschwachen Europa dadurch herbeiführen, daß er den russischen Heerschaaren „Brust- und Kopfschutze von Filzstoff“ anzieht und sie mit dem Bajonett voranstürmen läßt, da nach ihm die kalte Waffe vorzugsweise die russische ist. Man darf über diesen Vorschlag lächeln. Doch wird es gut sein, deshalb die politischen Zukunftssträume dieses Herolds der russischen Weltherrschaft nicht unbeachtet zu lassen. Er spricht offenbar nicht bloß in seinem eigenen Namen. Man kann daher aus seinen Schriften immerhin Einiges lernen.

Der Zweck der gegenwärtigen russischen Staatskunst ist es, Ungarn nicht zum festen Ausbau seiner Verfassungszustände gelangen zu lassen. Ein in seiner Verfassung gefestigtes Ungarn verstärkt nämlich den Deckel, der auf der orientalischen Schatzkiste liegt. An Ungarn zu rütteln, ist für die von Rußland verfolgte Politik eine Nothwendigkeit. Darum wäre man in Petersburg wohl geneigt gewesen, dem Wiener Hofe ein Stück Bosnien-Herzegowina zu überlassen, dessen slavische Bevölkerung gewissermaßen das trojanische Pferd bilden sollte, mit dessen Hilfe Rußland selbst eines Tages nach Ungarn einzusteigen gedachte.

Die Umwälzung in Constantinopel hat nun augenblicklich die Lage geändert. An Rußlands Wünschen, Zielen und Zwecken ändert sie nichts. Bei der Stellung aber, die England jetzt wieder eingenommen hat, wird Oesterreich-Ungarn, sofern es nicht dereinst doch noch den russischen Machtgelüsten zum Opfer fallen will, gut daran thun, seinerseits feste Stellung zu nehmen. Das deutsche Volk, dessen großer südlicher Fluß nach Osten geht, dessen alte Ostmark, obwohl seit zehn Jahren von ihm losgerissen, nimmermehr in fremde Hand fallen kann, ohne daß ihm dadurch ein Lebensnerv unterbunden wird — das deutsche Volk ist naturgemäß der Gegner der Bestrebungen, die auf die moskowitische Vorherrschaft in Europa gerichtet sind.

Nicht unnöthig wird zwar Deutschland, das eben mit dem Feinde im Westen erfolgreich gerungen, in einen Kampf im Osten eintreten. Allein eine rechtzeitige Erklärung, daß Deutschland, nach den in der Türkei eingetretenen Ereignissen, mit

England in der orientalischen Frage zusammengeht, wäre das beste Mittel, den Weltfrieden zu wahren. General Fadejeff selbst gesteht, daß nichts geeigneter wäre, dem weiteren Vordringen Rußlands Halt zu gebieten, als ein solches Zusammenstehen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands mit England. Er hält dies für „gefährlicher noch, als ein Bündniß der Westmächte“. In dieser Beziehung mag er als Prophet gelten; und möge Deutschland sich aus seinem Geständnisse eine Lehre ziehen!

Die Chinesenfrage in Californien.

Von Theodor Kirchhoff.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir jetzt das chinesische Volkselement in seiner engeren hiesigen Heimat, dem Chinesenviertel der californischen Handelsmetropole, etwas genauer, und wir werden ein Bild finden, wie etwas Ähnliches in keiner zweiten vorwiegend von Weißen bewohnten größeren Stadt auf dieser Erde anzutreffen ist.

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San Francisco ist genügend, um Jeden, der für chinesische Auswanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Duzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an jenen charmanten Arbeitern auszuweisen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten Jene dieselben Afiaten an Plätzen sehen, wo sie wie hier in Menge zusammengepfercht wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Pöppelträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, und es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Afiaten ein gemüthliches Unterkommen finden); die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit den rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Britischen daliegen und im Genuße der narlotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten; die 200, sage zweihundert scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug sind, um sich darin umdrehen zu können; die Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüthigen Orgien feiert, und das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jedem civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel ist namentlich ein chinesisches Nationalflaster. Nach Angabe eines hiesigen Geheimpolizisten gibt es, mit Einschluß der chinesischen Waschküchen, wo überall Lotterieloose feilgeboten werden, nicht weniger als 500 chinesische Spielhöhlen in San Francisco. Im Chinesenviertel befinden sich nach Angabe des Senatscomités wenigstens 150 öffentliche chinesische Spielhäuser, über deren Thüren die Worte „Friede und Glückseligkeit“ — „Reichthum und Zufriedenheit“ in tartarischer Schrift paradien, und in deren Räumlichkeiten Tag und Nacht Hazard gespielt wird. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamis-standal herrscht.

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft. —

*) S. sein Wort: „Ueber Rußlands Kriegsmacht“.

eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont gewesen zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege, wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden, auf und ab und schnattern ihr Kauferwälsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefel sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerer adoptirt worden —; die Frauen tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, und nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pauschhofen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Paarputz zc., höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen, oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Lantams; vor den Fochhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Gözen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimstram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren“ (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren auspricht; die Waschkücher mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbügelnden; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren- und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelangen verschmizt anblinzeln. — Interessant ist es, nach dem Landen eines Dampfers den Transport der Neuankömmlinge nach dem Chinesenviertel zu beobachten. Durch die Hauptstraßen der Stadt fährt ein offener Wagen nach dem anderen, jedes Gefährt mit einem Duzend bis zu zwanzig Chinesen voll gepackt, die zwischen und auf den Bündeln, Bambusrohren und unennbaren Gepäcksstücken hocken und erstaunt die ihnen fremde Umgebung anstieren. Diese Neuinportirten haben alle den tartarischen Champignonstroh- oder Zeugtappen, die den Studentenmützen auffallend ähnlich sind, auf, tragen hellblaue, an den Knöcheln zusammengebundene Beinkleider aus Baumwollenzeug und sind von den hier Einheimischen leicht zu unterscheiden. Stundenlang passirt fast in jeder Woche einmal eine solche mit Chinesen besetzte Wagenkarawane die Stadt, wird von den weißen Einwohnern mit verhaltener Wuth betrachtet und bildet einen Gegenstand des Erstaunens für jeden Fremden.

Zumittern der Stadt liegt das Chinesenviertel und breitet sich nach allen Richtungen fortwährend, wenn auch langsam, aus. Keiner anständigen weißen Familie ist es zu verargen,

wenn sie nicht in unmittelbarer Nähe einer Chinesenwohnung leben mag. Sobald als möglich wird sie die unliebame Nachbarschaft verlassen, und der Hauseigenthümer wird gezwungen sein, sein Eigenthum an Asiaten zu vermieten, oder es leer stehen zu lassen. Sobald der schlaue Mongole eingezogen ist, der aus je einem Zimmer sofort vier, mit mehreren Etagen darin, macht, worin statt einer Familie an fünfzig Bezopfte ein Unterkommen finden, die nie ausfegen oder die Farbe der Wände renoviren, die auf offenen Eisenschalen auf den Corridors kochen und eine Uebersion gegen Licht, Reinlichkeit und Schornsteine zu haben scheinen, — wird sein nächster weißer Nachbar, dem der Gestank und der Schmutz und der kreischende Lärm von chinesischen Geigen und das Geschnatter nebenan bald ganz unerblicklich werden, Reißaus nehmen; und so wiederholt sich dies; und die Chinesen drängen die Weißen aus bei Haus zurück. Ganze Straßen, in denen früher gar keine Chinesen wohnten, haben diese gleichsam erobert und bringen bereits in die Hauptstraßen der Stadt vor. Ein ganzer Stadt-district (der nördlich gelegene) ist durch das ekelhafte Chinesenquartier von den Hauptstraßen abgeschlossen worden. Anständige Familien, denen es nicht zuzumuthen ist, durch das Chinesenviertel zu gehen, um nach den Geschäftsstraßen der Stadt zu gelangen, verlassen täglich ihre Wohnungen und siedeln nach anderen Stadttheilen über, wo sie von der mongolischen Nachbarschaft vorläufig befreit sind.

Betrachten wir jetzt die Rehrseite dieses Bildes. Man gehe in die Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort vielfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden. Sie sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, und sind mit einem Worte ganz vorzügliche Diensthöten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häusergeviert ein chinesisches Waschkhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Chinesen fleißig beim Bügeln beschäftigt. In diesen Localen sieht es sauber und nett aus, und es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die im Chinesenviertel, wo sie massenweise zusammenhocken, in Schmutz und Unrath fast verkommen. In den Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider- zc. Fabriken, überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, sind sie zu Tausenden thätig und als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agriculturdistricten ist es ebenso. Zur Erntezeit sieht man die Chinesen schaarentweise auf allen Feldern thätig, und viele Landwirthe erklären, ebenso wie die Fabrikbesitzer, daß sie ohne die billige und zuverlässige Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten. Beim Eisenbahnbau, in den Goldwäschereien findet man die Asiaten überall an dieser Küste in vorwiegender Zahl als fleißige Arbeiter thätig.

Aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt! Niemand traue der Ehrlichkeit der Chinesen zu viel zu! — Es ist eine traurige Erfahrung, daß der scheinbar ehrlichste Chinese, nachdem derselbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide u. s. w. verschwindet. Die Fabrikbesitzer machen wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von diesen, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt haben, verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen (in Genossenschaften) an, haustren ihre Waaren von Thür zu Thür, verkaufen billiger als es den Weißen möglich ist und ruiniren die Preise. Schritt vor Schritt erobern sie so das Land und monopolisiren einen Handelszweig nach dem andern. Die Fabrication von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pan-

toffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Risten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Lauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. sind ganz in ihren Händen. Fast alle leichte Handarbeit haben sie monopolisirt. Dagegen scheinen sie sich vor harter Arbeit zu scheuen, welche hier zu Lande meistens die Irländer versehen. Beim Häuserbau, in Quarzminen u. finden die Chinesen noch keine Beschäftigung. Vor Pferden haben sie namentlich eine kindische Furcht, so daß die Kutscher und Fuhrleute vor der Concurrenz der Asiaten ziemlich sicher sind. Ihr im Allgemeinen schwächerer Körperbau verhindert sie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun. Besäße der Chinese die physische Kraft des Weißen, so könnte hier überhaupt kein weißer Arbeiter mehr Beschäftigung finden.

In den Landdistricten sind die Mongolen in Schaaren beim Pflücken der Erdbeeren, beim Einheimsen von Obst, beim Weinbau u. s. w. beschäftigt. Aber auch hier verstehen sie es, ihren Vortheil zum Schaden ihrer Arbeitgeber wahrzunehmen. Erst machen sie sich unentbehrlich und drängen dann die Farmer aus ihrem Besizthum. Im Santa Clara-Thale haben sie z. B. das profitable Erdbeerengeschäft selbst in die Hand genommen. Sie ziehen die Beeren gegen Abgabe des halben Gewinns an die Bodeneigenthümer und überschwemmen den Markt mit billigem Obst, und bereits kann kein Weißer dort mehr mit ihnen concurriren.

In den Placermine waschen die Chinesen das Gold aus, wovon ein großer Theil nach China geht — sie haben uns in 25 Jahren an hundert Millionen dorthin entführt, wovon nur ein Minimumanteil hierher zurückgekehrt ist! — In feinen Netzen fangen sie die jungen Fische aus den Baien und Strömen weg und verhindern den Nachwuchs der jungen Brut (wird doch der Werth der von ihnen im vergangenen Jahre nach China gesandten Fische, die dort meistens als Dünger verwandt werden, allein auf fast eine Million Dollars geschätzt). — Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Alles, was sie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis u. Alles importiren sie selbst und kaufen von den Weißen fast gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwängen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Controle halten soll, damit besolden zu können. Nach Angabe des Steuereintnehmers der Stadt San Francisco haben sämtliche hier wohnende Chinesen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu versteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesammte Steuercapital unserer Stadt 300 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie thun die Chinesen factisch gar nichts. Sie setzen kein Geld hier in Circulation, fast ihr ganzer Verdienst kommt China zugut, wohin sie den Uberschuß ihres Baargeldes entsenden. Allerdings empfängt Californien den Nutzen ihrer billigen Arbeit; aber der ganze Verdienst der Arbeitenden bleibt diesem Lande auf immer verloren.

Und hier komme ich auf den Kern der Chinesenfrage, auf ihre ernsteste Seite — die Concurrenz der freien weißen und der asiatischen Massen- und Sklavenarbeit: denn weiter als dies ist die Chinesenarbeit im Großen und Ganzen in den pacifischen Staaten Nordamerica's nichts. Die freie Arbeit als solche wird durch die Mitbewerbung der Kuliarbeit degradirt, und der Verdienst so weit herabgedrückt, daß der Arbeiter nach und nach allen höheren Ansprüchen auf das Leben entsagen muß. Die europäische Immigration der asiatischen gleichstellen zu wollen, ist absurd. Die europäischen Einwanderer sind von derselben Race und haben dieselben Lebensbedürfnisse wie der Americaner, und dieser fürchtet nicht ihre Concurrenz; im Gegentheil, er befürwortet die europäische Immigration aus ganzem Herzen, weil dieselbe sich hier ganz einbürgert. Die africanische Sklavenwirtschaft im Süden der Union war gewiß schlimm genug; aber zehn Mal besser für dies Land, als

die jekige Kulieneinfuhr; denn was die Neger erwarteten — für sich oder für ihre Herren — blieb im Lande und mehrte den Nationalreichthum, wogegen bei den Kulis gerade das Gegenteil der Fall ist, — ganz abgesehen davon, daß die Neger Familien erziehen und America als ihre Heimat betrachten, wogegen die Chinesen dieses nur als eine fette fremde Weide ansehen, die sie abzugrasen hergekommen sind.

Wie schon bemerkt wurde, vermögen die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, nicht mit den Chinesen, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu concurriren; die Frauen und Kinder finden aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken; unsere Jugend, die keine ehrenhafte Beschäftigung finden kann, wächst im Müßiggang auf und wird noch obendrein durch das Beispiel der ihr tagtäglich vor die Augen tretenden sittlichen Verkommeniß der Asiaten verderbt, und viele Hunderte von Frauen, denen von den Mongolen die Möglichkeit der ehrlichen Arbeit genommen worden ist, werden der Schande in die Arme getrieben. Ein Chinese lebt splendid von sage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Dasein von denselben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte. Jener ist im Stande, drei und vier Mal so billig als ein Weißer zu arbeiten, weil er lebt, wie es kein weißer Arbeiter thun kann; er befriedigt seine Bedürfnisse mit ein paar Händen voll Reis und einigen Tassen Thee, betrachtet getrocknete Fische und halb verkaufte Obst und Gemüse als Luxusartikel, unterzieht sich ohne Murren Entbehrungen, die einen Weißen zum Selbstmord bringen würden, und lebt, ohne Anspruch auf Familie und Häuslichkeit, mit hundert anderen in Löchern zusammengepfercht.

Man rühmt es den Chinesen nach, daß sie die Central-pacificbahn gebaut haben; zugegeben! — wären aber 10,000 weiße Arbeiter anstatt der Chinesen, die mit ihrem Erwerb wieder fortgezogen sind, beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, so hätte das Land so viele permanente Ansiedler gewonnen. Befänden sich an Stelle der 200,000 Chinesen (etwa ein Fünftel der weißen Bevölkerung an der pacifischen Küste) so viele Weiße im Lande, so würden dafür zehntausende von Familien hier ein behagliches Dasein führen und ihre ganze Arbeitskraft und ihr ganzer Erwerb käme diesem zugut. Würde die Stelle der in unserer Stadt lebenden Chinesen durch so viele Weiße eingenommen, so hätten diese hübsche Wohnungen und zahlreiche Familien, wogegen wir jetzt am Chinesenquartier einen Stadttheil besitzen, der allem Familienleben Hohn spricht und an Unsauberkeit und Verderbniß aller Art kaum ein Seitenstück in der civilisirten Welt findet. Die Asiaten haben Tausende von nützlichen weißen Arbeitern aus den östlichen Staaten von hier fern gehalten. In einem Lande wie Peru, wo keine einheimische zuverlässige Arbeiterklasse existirt, mögen die Asiaten ein nicht zu unterschätzendes nützliches Volkselement sein; hier in Californien liegen die Verhältnisse aber ganz anders. Die weiße Arbeit hier durch Concurrenz mit der chinesischen auf den Standpunkt eines Paria herabdrücken zu wollen, ist ein Verbrechen an der Menschheit!

Es wäre Thorheit, zu glauben, daß sich die Chinesen in America je auf die Bildungsstufe der freien weißen Arbeiterklasse emporzuschwingen, oder daß sie hier je eine ebenbürtige Stellung mit den Weißen einnehmen werden. Sie wollen dies auch gar nicht und haben weder Zuneigung noch Achtung vor unserem Lande und vor unseren Sitten und Gebräuchen. Die tausend Chinesen, welche sich in San Francisco dem Namen nach zum Christenthum bekehrt haben, sind moralisch nicht um einen Deut besser als ihre heidnischen Landsleute; diese ganze Chinesenbekehrung ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand! — Die Idee, die Chinesen uns assimiliren zu wollen, ist einbarer Unsinn. Selbst solche von ihnen, die bereits seit zwei Decennien hier leben, sind fast ganz und gar der Kleidung, den Sitten, der Lebensanschauung ihrer Väter treu geblieben und pflegen mit den Weißen gar keinen Umgang. Ihre heidnischen Lebensanschauungen und Gebräuche sind ein sittlicher Scandal in einem Lande christlicher Cultur:

sie fennen nicht die Heiligkeit des Eides und benutzen den Meineid bei jeder passenden Gelegenheit, um sich der Strafe der Gerichte zu entziehen; sie haben nicht die geringste Ehrfurcht vor dem Gesetz, und die Gefängnisse sind stets von ihnen überfüllt. Ihre Grausamkeit gegen Kranke und Altersschwache ist entsetzlich und ein Seitenstück zu dem in China bekanntlich tolerirten Kindesmord. Einen Todkranken werfen sie herzlos vor die Thür und überlassen der Polizei die Sorge für denselben.

Die ganze europäisch-americanische Civilisation wird durch die uns bedrohende Masseneinwanderung der Afiaten aus dem 400 Millionenreiche in Frage gestellt, deren Anschauung von Recht und Moral der unserigen schnurstracks entgegenläuft. Die Chinesen denken auch gar nicht daran, unsere Civilisation zu adoptiren; sie bemühen sich nicht im geringsten, die Landessprache zu erlernen und radebrechen davon, mit geringen Ausnahmen, nur so viel, als zum Verständniß unumgänglich notwendig ist. Dabei bilden sie einen Staat im Staate, der mit den americanischen Gesetzen fortwährend in Conflict liegt. Ihre Nationaltugenden, Fleiß und Frugalität, sollen hiermit gewiß nicht unterschätzt werden; aber ihre sittliche Verderbtheit überwiegt jene derartig, daß die Befürwortung einer fortgesetzten Masseneinwanderung dieses entarteten Volkes in das freie America, die noch dazu mit der Zeit nur Reiche und Sklavenarbeiter hier bestehen lassen könnte, sich bloß durch eine gänzliche Unkenntniß der Sachlage entschuldigen läßt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

George Sand †.

In George Sand, die am 8. Juni auf ihrem Besitzthum zu Mohant im Alter von 72 Jahren gestorben ist, verliert Frankreich seine größte Dichterin, verlieren wir alle das hervorragendste schriftstellernde Weib, das je gelebt hat.

Bis in ihr hohes Alter hat sich die Dichterin in ihren dichterischen Werken das schöne künstlerische Maß, die natürliche Frische und Einfachheit der Erfindung und den unwiderstehlichen Zauber des Stils zu bewahren gewußt. Ihre letzten Romane sind zwar ruhiger und weniger auffällig als die Dichtungen aus der Zeit ihrer stürmischen Jugend, aber sie verrathen nirgends Ermattung und Abnahme der ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten.

Noch in den zuletzt erschienenen findet man Seiten, die zu dem Besten gehören, was George Sand überhaupt geschrieben hat. Ihre Arbeitskraft war bis zum Tode der Dichterin eine so unverminderte, daß sich die Phantasie des Lesers die Schriftstellerin noch immer jugendlich vorstellte, und daß man jetzt, bei der Meldung ihres Todes, von ihrem hohen Alter gleichsam überrascht wird. Sie erschien uns wie eine Art geistiger Ninon de Valencis, der selbst das grausame Alter nichts von ihrem jugendlichen Schmelze, von ihrer heiteren Frische zu rauben vermocht hat.

So hat sie rastlos geschaffen bis zu ihrem letzten Athemzuge — rastlos seit nahezu einem halben Jahrhundert. Ihre Production ist daher auch quantitativ eine sehr bedeutende; ihre Romane allein füllen mehr denn 70 Bände. Es bedarf nur der Anführung dieser einen Thatfache, um diesen flüchtigen Zeilen jede Präterition zu nehmen. Es kann hier nicht auf die Würdigung eines so reichen dichterischen Schaffens abgesehen sein. Die schriftstellerische Individualität der Sand gehört eben nicht zu denen, die sich mit wenigen Worten abfertigen lassen. Jedes ihrer charakteristischen Werke fordert zu einem längeren Ver-

weilen: zum Widerspruch, zur Polemik, zum mindesten zur Discussion und Auseinandersetzung auf. Diese charakteristischen Werke — merkwürdiger Weise sind es nicht die bedeutenderen — gehören fast sammt und sonders der ersten Epoche ihrer dichterischen Production an. Sie bekunden einen bis aufs Aeußerste verwegenen, bisweilen geradezu halzbrecherischen Radicalismus in der sittlichen, religiösen und politischen Auffassung der Verfasserin. In ihnen tritt die Tendenz mit jenem übermüthigen und siegesgewissen Selbstvertrauen auf, das nur der Jugendlichkeit eigen ist. Je älter die feurige Schülerin Jean Jacques' wird, desto mehr erblaßt die Tendenz, ohne daß ihre schriftstellerischen Eigenschaften im mindesten darunter zu leiden hätten. Ihr Geist bewahrt seine durchdringende Schärfe, ihre Empfindung die Herzlichkeit und Tiefe, ihr Stil seine köstliche Harmonie, seinen Wohlklang und seine Glodenreinheit. Aber sie fühlt eben augenscheinlich in den vorgerückteren Jahren nicht mehr das Bedürfniß, so viel zu beweisen wie in ihrer Jugend. Sie ist nun eine ruhige, gelesene Frau geworden, die sich in ihrem ländlichen Aufenthalt zu Mohant in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde wohl fühlt und an den Aufregungen der großen Stadt nicht mehr directen Antheil nimmt. Sie lebt einfach und correct und braucht daher auch nicht mehr zu demonstrieren, daß sie einfach und correct lebt.

Ihrer Freude am Landleben verdanken wir die vorzüglichsten Meisterwerke dieser großen Dichterin, unter denen die Dorfgeschichten „François le Champi, la mare au diable, la petite Fadette“ obenan stehen. Es sind Dichterwerke allerersten Ranges, von einer wahrhaft entzündenden Frische und Wärme, und in der Form vollendet. Die Naturschilderungen der Sand gehören zu dem Allerbesten, was in französischer Prosa überhaupt geschrieben worden ist. „La petite Fadette“ ist, wie man weiß, von unserer Birch-Pfeiffer unter dem Titel „Die Grille“ sehr geschickt für die Bühne bearbeitet worden, „François le Champi“ von der Sand selbst; und dieses Bühnenstück wie „Claudie“ und „Le Marquis de Villemer“, der ebenfalls von ihr nach einem ihrer Romane bearbeitet worden ist, errangen als Schauspiele großen Erfolg. Im Uebrigen war George Sand in ihren Versuchen, für das Theater zu schreiben, nicht glücklich; außer den eben genannten hat keines ihrer Stücke irgend welchen Eindruck hervorzubringen vermocht.

Von ihrer politischen Thätigkeit soll hier gar nicht die Rede sein, obgleich dieselbe früher nicht ohne Bedeutung war. Sie stellte der Republik ihre mächtige Feder zur Verfügung und redigirte einige der wichtigsten Actenstücke für das Ministerium von 1848. Sie gründete auch zu jener Zeit ein Wochenblatt: „Die Sache des Volks“, um für die neuen Ideen Propaganda zu machen. Nach den bewegten Zeiten zog sie sich von den Tageskämpfen zurück, um sich wieder ganz der Dichtung zuzuwenden. Der Krieg von 1870 veranlaßte sie zu einer neuen Serie von „Briefen eines Reisenden“, in denen sie als gute Patriotin uns Deutschen das Unverbindlichste nachsagte. Aber sonst verhielt sie sich in den letzten 20 Jahren sehr ruhig und war eifrig bemüht, die öffentliche Aufmerksamkeit möglichst von sich abzulenken. Sie kam fast nie mehr nach Paris. Sie blieb allem Lärm und allem Skandal fern. Ihr ganzes Leben gehörte der einsamen, redlichen, ernstlichen Arbeit an.

Anders war es in ihrer Jugend, in den dreißiger Jahren. Da wiesen ihre Handlungen Mancherlei auf, was ein nüchterner Beurtheiler mit dem Hergebrachten und als richtig Anerkannten nicht ohne Weiteres vereinbaren konnte. Die Schriften aus dieser ersten Zeit haben daher eigentlich keinen anderen Zweck als den, nachzuweisen, daß jener nüchterne Beurtheiler Unrecht hat, daß sie aber im Rechte sei. Es sind, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, individuelle Tendenzschriften; wunderbar geschickte

und hochpoetische Plaidoyer für die Berechtigung ihrer Auffassungen und ihrer Handlungen gegenüber denen der Uebrigen, die sie als Engherzigkeiten und Kleinlichkeiten einer überwundenen Zeit bekämpft. Unter allen Umständen hält sie ihre Eigenthümlichkeiten für berechtigte, und nie und nimmer wollte sie zugeben, daß sie besonders oder gar leichtsinnig gehandelt habe. Sie begnügte sich nicht bloß damit, das in ihrem Wesen Auffällige und von der Norm Abweichende als gerechtfertigt darzustellen, sie ging noch weiter: gerade in dem, was die Alltagsmoral und Tugendweisheit verurtheilte, erblickte sie den Ausdruck einer Art von höherer Mission. Knüpfte sie ein inniges Verhältniß mit diesem oder jenem bedeutenden Manne an, so war dies nicht die gewöhnliche Liebenschaft, die zur Sittenstrenge im Widerspruch stehen könnte, — nein, sie hatte eine feierliche Sendung zu erfüllen, die der vulgäre Kleingeist vielleicht nicht zu fassen vermochte, die ihr aber das stolze Bewußtsein geben durfte, vor dem Richterstuhl einer höheren Moral doch Recht zu behalten!

Das äußerste Zugeständniß, zu dem sie sich herbeiließ, war: daß sie eine ungewöhnliche Natur besitze. Aber auch dafür wußte sie triftige Gründe anzugeben. Ihr umfangreiches Werk „Die Geschichte meines Lebens“ ist eigentlich nichts Anderes als der versuchte Nachweis, daß ihre Ungewöhnlichkeiten lediglich das Vermächtniß ihrer Voreltern seien. Sie beruft sich auf ein System von der Erbllichkeit der Eigenart (*hérédité des organisations*) und führt aus, daß das Blut ihrer Ahnen sie genau zu dem haben machen müssen, was sie geworden ist: zu der hochbedeutenden, aber seltsamen Frau, die sich nicht nach dem Maßstabe des Gewöhnlichen bemessen läßt. Diesem Nachweis zu Liebe ist die „Lebensgeschichte“ der George Sand etwas ganz Anderes geworden, als das, was man allgemein erwartet hatte. Alle diejenigen, die in diesen Memoiren irgend welche Mittheilungen über das interessante Leben der Dichterin und ihre Beziehungen zu den bedeutendsten Zeitgenossen, irgend welche pikanten Aufschlüsse zu finden hofften, wurden bitter enttäuscht. Mit äußerster Discretion vermied es die Dichterin das zu geben, was der Titel vermuthen ließ. Sie beschränkte sich vielmehr darauf, in allen Einzelheiten den physiologischen und psychologischen Ursachen, als deren Product sie sich betrachtete, nachzuforschen und sich aus den Bedingungen heraus, unter denen sie geboren, aufgewachsen, erzogen und gereift war, zu erklären. Als Anhängerin des eben erwähnten Systems von der „Erbllichkeit der Eigenart“ mußte sie sich also zunächst die Aufgabe stellen, ihre Voreltern zu charakterisiren; und sie hat dies mit einer Objectivität gethan, die ihr seiner Zeit sehr verübelt worden ist und an deren Stelle man lieber etwas weniger historische Treue und etwas mehr schönfärbende Pietät gesehen hätte. Die ersten sechs Bände dieser „Memoiren“ bezeugen und sollen nur bezeugen, daß die Unehelichkeiten ihrer Familie zu den Eigenarten gehören, für die sie das System von der Erbllichkeit anruft. Erst am Ende des sechsten Bandes wird die Heldin geboren.

George Sand leitet mit einem gewissen Gefühle des Stolzes ihren Stammbaum auf August den Starken zurück. Der uneheleiche Sohn Augusts und seiner Geliebten, Aurora von Königsmark, Moriz von Sachsen, knüpfte mit einer Dame vom Theater, die auf dem Zettel Mademoiselle Verrières genannt wurde, ein intimes Verhältniß an und die Tochter des Herzogs Moriz und dieser Mademoiselle Verrières verheirathete sich mit einem Herrn Dupin. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der den Namen seines Großvaters Moriz führte, und dieser Moriz Dupin verliebte sich in ein „echtes Pariser Kind“, wie George Sand von ihrer Mutter sagt, in Sophie Delaborde, die in ihrer Jugend ein sehr leichtes Leben geführt hatte (*livrée dans la jeunesse à des hasards effrayants*), und einen Monat vor der Geburt ihrer Tochter Aurora — das ist George Sand — von Dupin ge-

heirathet wurde: „Cet accident de quitter le sein de ma mère m'arriva à Paris, le 16 messidor an XII (5 juillet 1804), un mois juste après le jour où mes parents s'engagèrent irrévocablement l'un à l'autre“.

Diese Genealogie, welche George Sand in den ersten sechs Bänden ihrer Lebensgeschichte mit einem „Luzus von Informationen“ ausstattet, von denen Pontmartin in seinen „Causeries littéraires“ sagt: „es gehe ihm der Sinn für deren Nothwendigkeit und Decenz ab,“ ist eben offenbar darauf berechnet, dem genialen Sproß jener Familie durch das Geburtsrecht gewisse Privilegien einzuräumen, die das erste beste legitime Product der spießbürgerlichen Ehrbarkeit auf keinen Fall beanspruchen dürfte. Die große Schriftstellerin hätte sich deswegen sicherlich nicht so viel Mühe zu geben brauchen! Bei einem Dichter, wie sie es war, kommt es auf das Urtheil der Zeitgenossen über diese oder jene Privatfache schließlich gar nicht an. Kommt es zu guter Letzt sogar auf die Privatfachen selbst kaum an. Die Nachwelt ist allen denen gegenüber, die Unsterbliches geschaffen, mit Recht von einer wunderbaren Milde und Toleranz. Die Zeit verweht die Spuren aller Fehltritte, und das Werk des Dichters, das ewig bleibt, steht keusch und makellos vor der Bewunderung der dankbaren Nachwelt.

Wer fragt denn heutzutage schon den Dichter von „Indiana“, „Delia“, „Mauprat“, „Consuelo“, „Jacques“ u. nach dem „Systeme von der Erbllichkeit der Eigenart“ oder nach sonst einem Systeme? Wer wird gar in 50 Jahren danach fragen wollen? Schon heute sind die Werke der George Sand durch ihre große poetische Bedeutung den persönlichen Einflüssen, unter denen sie entstanden sind, entrückt. Schon heute läßt man sich willig von dem wunderbaren Zauber, der in den ersten „Briefen eines Reisenden“ waltet, umgarnen und gibt sich der reinen Freude am Schönen widerstandslos hin, ohne sich darum zu kümmern, ob George Sand mit diesen leidenschaftlichen und beredten Seelenschilderungen ihre Trennung von Alfred de Musset genügend gerechtfertigt hat oder nicht. Schon jetzt hat in ihren monumentalen Werken die dichterische Fiction das Wirkliche gänzlich verdrängt, und schon jetzt gestaltet die zeitgenössische Legende aus den Romanen der George Sand eine phantastische Persönlichkeit, die mit der wahren Aurora Dubevant, gebornen Dupin, kaum noch einen ähnlichen Zug aufweist.

Das Werk des Dichters oder Künstlers trägt fast immer in mehr oder minder scharfer Prägung den charakteristischen Stempel seines Schöpfers; und aus diesen charakteristischen Eigenschaften des Werkes drängt es den Leser oder Zuschauer, einen Rückschluß auf den Urheber zu machen, sich die Individualität gleichsam aus der Schöpfung herauszulesen, herauszuschauen: denn die Vorstellung von der Art des Verfassers belebt die Theilnahme und erhöht den Genuß an den Werken desselben.

Nun mußte es aber ein ganz sonderbarer Zufall sein, wenn aus diesem umständlichen und mühevollen Proceß die Identität zwischen der dichterischen und der wirklichen Persönlichkeit ganz unversehrt hervorginge. Der Dichter legt doch nur einen Theil von seinem eigensten Wesen in das Werk, aus diesem Theil aber construirt sich die Phantasie des Lesers ein Ganzes. Da ist es denn natürlich, daß die auf diese Weise aus dem Werke hergestellte Persönlichkeit des Dichters von der wahren oft eine bis zur Unkenntlichkeit verschiedene wird. So ist es auch George Sand ergangen. Man hat sie selbst für eine der leidenschaftlichen, wilden, regellosen Naturen gehalten, mit denen sie ihre Heldinnen auszustatten liebte, während sie in Wahrheit mit diesen nichts weiter gemein hat, als den Mangel an Beständigkeit. Aber trotz des Wechsels, der sie in ihren Zuneigungen beglückte, dessen sie bedurfte, war sie vielmehr eine ruhige, verständige, reflectirende und beinahe kühle Natur, die sich niemals auf den Rausch der Sinne, auf den Taumel der Leidenschaft berufen mochte, und die

für alle ihre Herzensangelegenheiten correctere, ich möchte sagen salonfähigere Motive geltend machte.

Ist es nicht charakteristisch, daß gerade ihren beiden berühmtesten Verhältnissen, nach ihren eigenen Aussagen, die eigentliche Liebe fehlte? Daß sie, wie sie sagte, an den ungekrümmten, zügellosen Alfred de Musset nur gefesselt wurde durch die Gefühle der Mütterlichkeit, der Schwesterlichkeit? Und an den kränklichen, schwachen Chopin nur durch Mitleid und samaritische Barmherzigkeit? Alles wollte sie gelten lassen, nur nicht die Liebe sans phrases. Sie selbst bezeichnet ihr Verhältniß zu Alfred de Musset als eine „Aufgabe, die sie sich auferlegt, als eine Pflicht, die sie kalt erfüllte“. (Un devoir qu'elle accomplissait froidement.)

Sie erzählt, wie ihre Zuneigung zu Alfred de Musset entstanden sei, in folgender Weise: Unter ihrem ruhigen und überlegenen Aeußeren habe sie eine enthusiastische Künstlernatur verborgen und dem jungen Musset, oder vielmehr dem Dichter, der Musset hätte sein können, wenn er es hätte werden wollen, eine Art von Culsus geweiht. Sie habe für ihn Mitleid empfunden und ihn verhätscheln wollen wie ein kleines Kind und habe doch das Genie des Jünglings, der auf Irwegen taumelte, bewundert und respectirt. Sie habe ihn streicheln und verzärteln wollen wie einen Sohn und oft — schon zu einer Zeit, als sie noch nicht im vertrautesten Verkehr mit einander lebten — ernstliche Mühe gehabt, sich des vertraulichen „Du“ in der Unterhaltung mit ihm zu erwehren. Sie habe für ihn die Gefühle einer Mutter empfunden und niemals an sich selbst gedacht. Es habe ihr genügt, zu wissen, daß Musset bei ihr die Ruhe und den Frieden seiner Seele finde. So konnte sie auch lange Zeit den Bestürmungen des ganz verliebten Musset widerstehen, und als sie sich ihm hingab, geschah es nicht in leidenschaftlicher Aufwallung; es geschah ruhig, nach reiflicher Ueberlegung, mit klarer Erkenntniß und nüchternen Erwägung aller zu berücksichtigenden Momente (ce fut par un acte de ma volonté, après des nuits de méditations douloureuses). „Jetzt will ich wie Du willst,“ sagte sie zu ihm, „weil wir jetzt dahin gelangt sind, wo der Fehler, der begangen werden soll, eine Reihe von Fehlern, die wir schon begangen haben, wieder gut machen muß. Du bist meiner Freundschaft überdrüssig geworden; solltest Du je auch meiner Liebe überdrüssig werden, so vergiß nicht, daß nicht ein Augenblick von weltentrücktem Wahnsinn mich in Deine Arme geworfen hat, sondern eine edlere Regung meines Herzens und ein zärtlicheres und dauernderes Gefühl als der wollüstige Rausch. Ich bin nicht stärker als andere Frauen und mache mir nicht das Recht an, unverwundbar zu sein; aber ich habe Dich so innig und so heilig lieb, daß ich mit Dir nie gefehlt haben würde, wenn Du durch meine Kraft hättest gerettet werden können. Auch Du glaubtest einst, daß meine Kraft Dir von Nutzen sein könnte, daß sie dazu dienen würde, Dir das Bewußtsein der Deinigen wiederzugeben und Dich von einer schlechten Vergangenheit zu läutern. Jetzt bist Du vom Gegentheil überzeugt, und nun geschieht auch das Gegentheil. Du wirst bitter, und wenn ich Dir länger widerstehe, so fürchte ich, daß Du mich hassen und wieder in Dein Leben voll Ausschweifungen zurückfallen wirst, unsere arme Freundschaft verfluchend. Nun, für Dich bringe ich das Opfer meines Lebens. Habe ich unter Deiner Natur und unter Deiner Vergangenheit zu leiden, wohlan, es sei! Ich bin belohnt genug durch den Gedanken, Dich von dem Selbstmord errettet zu haben, den Du im Begriff warst zu begehren, als ich Dich kennen lernte. Gelingt es mir nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan, und Gott wird mir eine Ergebenheit verzeihen, die freilich unnütz, aber von der er weiß, wie aufrichtig sie war.“

Von dem himmlischen Egoismus der thörichten, der wahren

Liebe sind, wie man sieht, die Gefühle der George Sand weit entfernt. Ein bedeutender Schriftsteller hat von ihrer Liebe gesagt, sie stelle sich dar „geschmückt mit allen Reizen einer Arznei und ausgestattet mit den Unnehmlichkeiten einer medicinischen Cur“.

Auch die Vorstellung, die man sich nach ihren geistprühenden Werken von ihrer Unterhaltung im intimen Verkehr und in der Gesellschaft machen müßte, wäre unberechtigt. George Sand sprach wenig und was sie sagte, zeichnete sich nicht durch etwas Besonderes aus. Das Beste behielt sie für sich und ihre Werke. In ihren eigenen Schriften, in denen sie von sich selbst redet, und in den Schriften der Zeitgenossen, welche von ihr reden, finden sich zahlreiche Hinweise auf diese Eigenthümlichkeit.

„Eine Tischunterhaltung, wo es des Witzes und der Leichtigkeit bedarf, das ist nicht Deine Sache,“ sagte ein Freund zu ihr*). „Dein Geist arbeitet langsam; kommt in der Unterhaltung zufällig ein ernsthaftes Thema zur Sprache, eine Frage, die ein tieferes Eingehen bedingt, so ist es schon möglich, daß Du einen sinnreichen Gedanken ausdrückst und einen neuen Gesichtspunkt aufstellt; geschieht das nicht, so wirfst Du nur durch den Reiz, die Toilette und die Bescheidenheit Deines Geschlechts glänzen.“

Alfred de Musset sagte zu ihr: „Nimm es mir nicht übel, aber Du hast gar keinen Witz! Du bist ganz aus einem Stück, monoton und auf Deine angeblühte „Mäßigung“ eitel bis zum Exzeß! Ich bin verrückt, unbeständig, undankbar, alles Mögliche! Aber ich bin wenigstens aufrichtig, ich rechne nicht, ich gebe mich hin ohne Hintergedanken, und das reiht mich immer wieder heraus“.

Sie selbst schildert sich in ihrem Verhältniß zu Musset in folgender Weise: „Die Lustigkeit Musset's war strahlend von Farbe und Geist wie sein Talent und um so natürlicher, als sie ganz ursprünglich war. George Sand aber hatte weniger Witz als er, sie neigte mehr zur Träumerei hin und war träge im Sprechen; sie bedurfte gerade der Lustigkeit anderer, um sich zu beleben. Dann freilich war ihre Fröhlichkeit nicht ganz ohne Reiz, wenn sie auch keinen eigenen Glanz besaß“.

Ganz dasselbe sagt auch Heine von ihr: „Das Organ der George Sand ist ebensowenig glänzend, als das, was sie sagt. Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Ihrer Schweigsamkeit liegt aber weder Bescheidenheit noch sympathisches Versinken in die Rede eines Andern zu Grunde. Sie ist einsilbig vielmehr aus Hochmuth, weil sie Dich nicht werth hält, ihren Geist an Dir zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste Deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand im Gespräch nichts zu geben und immer etwas zu nehmen versteht, ist ein Zug, auf den mich Alfred de Musset einst aufmerksam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns anderen, sagte Musset, der die beste Gelegenheit hatte, sie gründlich kennen zu lernen. Wie sagt George Sand etwas Witziges, wie sie überhaupt eine der unwitzigsten Französinen ist, die ich kenne. Mit einem lebenswürdigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn Andere reden und die fremden Gedanken, die sie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Mambik ihres Geistes weit kostbarer hervor. Sie ist eine sehr feine Hörerin“.

In einem Briefe, den ich von George Sand besitze, klagt sie ebenfalls über ihr täppisches, ungelenes Benehmen. „Namentlich wenn ich eine Person zum ersten Male sehe, bin ich so ungeschickt und dumm wie nur möglich,“ schreibt sie.

*) Lui et elle. Pag. 30.

George Sand war eine schöne Frau; in ihrer schönsten Zeit hat Couture sie gezeichnet, und dieses Portrait ist das beste, das von ihr existirt. Es zeigt die regelmäßig geschnittenen Züge von einem ganz seltsam wehmüthigen Ausdruck, die nicht hohe aber gedankenvolle Stirn, das träumerisch matte Auge, den schön geformten Mund mit den starken Lippen — „die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit“, sagt Heine. George Sand war eher klein als groß und von etwas gedrungenen Gestalt. Die Schönheit ihrer Hände und Füße war in Paris sprüchwörtlich.

George Sand hinterläßt zwei Kinder aus ihrer Ehe mit Dubevant. Ihr Sohn Moriz, der den durch seine Mutter berühmten Dichternamen Sand angenommen hat, ist ein talentvoller Maler und Schriftsteller. Er hat ein sehr tüchtiges Werk über die Anfänge der italienischen Komödie geschrieben und mit Zeichnungen von seiner Hand ausgestattet. Ihre Tochter Solange ist mit dem Bildhauer Clesinger verheirathet.

Mit George Sand ist eine der größten Dichterinnen aus unserer Mitte geschieden, eine Künstlerin von erstaunlichem Willen und von erstaunlichem Vermögen. Die glänzende Schaar von Dichtern, die in den dreißiger Jahren in Frankreich aufstauchten und den literarischen Ruhm ihres Landes in diesem Jahrhundert begründeten, ist jetzt bis auf einen Einzigen zusammengeschmolzen: bis auf den großen Dichter des „Hernani“, der „Orientales“ und der „Misérables“, bis auf den 74-jährigen Victor Hugo, der wohl kaum daran gedacht hat, daß sein bekannter Vers:

Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là,

eine solche Anwendung auf ihn finden würde. In George Sand betrauert Victor Hugo die letzte Genossin seiner größeren Zeit, und er allein ist übrig geblieben:

Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht.

Paul Lindau.

Freiligrath und Bret Harte.

„Der neue americanische Dichter, den ich in diesen Blättern als den „Goldgräber“ oder den „Californier“ beim deutschen Publicum eingeführt habe, heißt Francis Bret Harte, ist gegenwärtig in der Mitte der Dreißiger und lebte (oder lebte wenigstens vor kurzem noch) als Herausgeber der Zeitschrift „Overland Monthly“ zu San Francisco. Gleich vielen seiner Landsleute, die es in der Literatur oder in der Politik zu etwas gebracht haben, ist er aus engen und bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen und hat das Ziel, an welchem wir ihn jetzt angelangt sehen, eine Popularität, die von den Gestaden des Stillen Meeres bis zu den englischen Ufern der Nordsee reicht, nur auf Umwegen und unter Hindernissen gewonnen. Auf Umwegen und unter Hindernissen freilich, welche der Eigenartigkeit seines Talents nicht ungünstig gewesen sind, oder richtiger, welche diese Eigenartigkeit erst zur Erscheinung und Reife gebracht haben.“ Mit diesen Worten leitete in dieser Zeitschrift („Gegenwart“, 27. Juli 1872) vor beinahe vier Jahren Ferdinand Freiligrath einen „Der Goldgräber“ betitelten, warmempfundenen Aufsatz über den seit jener Zeit auch in Deutschland allgemein bekannt gewordenen Verfasser der westamericanischen Sittenschilderungen ein und nimmt so das Recht in Anspruch, Bret Harte zuerst in Deutschland eingeführt und das Lesepublicum auf die eigenartige literarische Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben. Gerade das Eigenartige in der Wahl der Stoffe und das in der Behandlung des Gegenstandes mitunter gemeinsame Empfinden mit dem deutschen Dichter selbst, zog diesen an, der ursprünglichen Wals- und Wildnißjournalistik eine so warme Begeisterung zu zeigen. „Mein Lob (wie immer, wenn mich etwas „packt“, um mit meinem alten Meister Chamisso zu reden) klingt vielleicht über-

schwänglich. Ich muß es also wohl, um nicht der Kritiklosigkeit beschuldigt zu werden, ein wenig modificiren. Und gebe darum willig zu, daß, wenn wir strengere Maßstäbe anlegen, nicht Alles, was Bret Harte geschrieben, als Kunstwerk Probe hält. Sein Realismus, immer herzlich und herb, wird zuweilen unschön; der californische Slang und die abgeriffene Sprechweise in einigen seiner Gedichte machen ihn manchmal dunkel und „nicht Jedwem genießbar“; zuletzt sei noch gestanden, daß, wie eigenthümlich auch in der Wahl seiner Stoffe und in der Behandlung derselben, er dennoch, besonders in Bezug auf die Form, fremde Einwirkungen keineswegs verleugnet. — — — Aber er bleibt darum dennoch, der er ist! Der „Californier“ und der „Goldgräber!“ Und schön schließt der deutsche Dichter das Lob des fernen Dichters, der ihn „gepackt“: „Das Gold aber, nach dem er gegraben und das er gefunden hat, ist nicht das Gold in den Rinnalen der Flüsse, nicht das Gold in den Schächten der Berge: es ist das Gold der Liebe, der Güte, der Treue, der Menschlichkeit, das selbst in harten und wilden Herzen, das selbst unter dem Schutte von Laster und Sünde ewig unverilgbar ruht!“ Die Freunde der westamericanischen Literatur haben dieses warme Lob unbedingt unterschrieben, wenn auch die Geschmacksrichtung hinsichtlich der literarischen Verdienste Bret Hartes eine getheilte ist. Wie fast bei jedem neueren englisch schreibenden Schriftsteller, so ist auch Bret Harte mit Charles Dickens verglichen worden, allein comparisons are odious sagt das englische Sprüchwort. Auch fehlt dem californischen Dichter — und so mögen wir ihn noch gern nennen, obwohl er seine angenommene westliche Heimat längst mit dem Osten der Staaten vertauscht hat — der zarte, wenn auch oft etwas caricirende Humor des unerreichbaren englischen Dichters. Bret Hartes Portrait, das uns, wie auch den letzten größeren Roman des Verfassers, „Gabriel Conroy“, das von Ferdinand Freiligrath so schön geleitete „Hallbergers Magazine“ bringt, zeigt uns ein kräftiges, männliches Gesicht mit klaren Augen und kräftiger, bedeutender Nase, ein Gesicht, dem selbst der verrufene Dandarearhbart nichts schadet. In „Gabriel Conroy“ sind die Naturschilderungen des fernen Westens besonders schön und herrlich. Selbst der Schneesturm — ein modernes Element des englischen Romans scheint es — hält Probe mit den so überaus herrlichen Schneesturmschilderungen in Blackmores „Lorna Doone“ und „Alice Lorraine“ und in Farjeons „Bread and Cheese and Kisses“, Schriftsteller, denen bis jetzt ebenfalls die Würdigung und Kenntniß des nur deutsch lesenden Publicums durch gute Uebersetzungen fehlt.

Obiges schwebte mir vor, als ich einen Brief Freiligraths zur Hand nahm — und jetzt, wo die lieben frischen Zeichen seiner Güte fehlen, da beschäftigt sich die trauernde Erinnerung gern mit dem, was seine treue Hand einst in so reichem Maße für den Einzelnen aufzeichnete. Der Brief datirt aus der Zeit des Entstehens des benannten Aufsatzes über den „Goldgräber“ und das Herz des Schreibers ist voll des Gedankens an ihn. Was er derzeit — Anfang October 1872 — schrieb, und seine Bemerkungen über zwei andere americanische Dichter (von denen Walt Whitman ebenfalls ein Schützling Freiligraths ist) dürfte jetzt auch den Freunden und Lesern beider Dichter — Freiligraths und Bret Hartes — von Interesse sein.

„Herzlich freut es mich,“ heißt es in dem Briefe, „daß Sie fortfahren, an meinem Bret Harte Theil zu nehmen. Ich sage „meinen“, denn ich nehme wirklich das Verdienst in Anspruch, den originellen Mann bei uns eingeführt und die Augen des Publicums auf ihn und seine Dichtung gelenkt zu haben. Die „Rheinische Zeitung“ brachte ohnlängst zwei seiner Prosafassungen in nur mittelmäßiger Uebersetzung, und jetzt kündigt auch Rauchnitz im Buchhändler-Börsenblatte an, daß er diesen „jetzt populärsten americanischen Dichter“ seiner „Collection“ einverleiben werde. Beides Resultate (wenn mich nicht Alles täuscht) meines dreifachen Vorgehens! Denn Bret Harte ist bei uns nicht Jedem genießbar; er ist zu eigenthümlich, um Allen gefallen zu können, und es gehört darum schon eine Art von Kühnheit dazu, als sein Apostel aufzutreten. Allein seine in rascher Folge uns gegebenen Skizzen, Erzählungen, Gedichte sind bald durch kecken Humor

unwiderstehlich hinreißende, bald durch einfaches aber nicht minder wirksames Pathos tief ergreifende Schöpfungen. Seelengemälde von überraschender Feinheit und Schärfe; Charakterbilder, wie nur ein Dichter, ein echter rechter Dichter sie zu entwerfen im Stande ist! Ich arbeite nun in der Stille weiter, und hoffe zunächst mit einer Auswahl Bret Harte'scher Gedichte in einem besonderen Bändchen hervorzutreten. Meine Uebersetzung von „Dickens in Camp“*), deren Verlust Sie beklagen, erfolgt hierbei. Die dieses Gedicht betreffende Stelle in Forsters „Life of Dickens“ ist mir ebenfalls nicht entgangen, und ich las sie mit doppeltem Vergnügen, als ich erst darauf stieß, nachdem ich die herzigen Strophen Bret Harte's übersetzt hatte. Die Stelle war mir eine willkommene Bestätigung meines eigenen Urtheils. Wie ich aus Ihrem Briefe zu schließen glaube, lesen Sie die „Gegenwart“ nicht regelmäßig, und mein Veruch einer Charakteristik des „Goldgräbers“ ist Ihnen vielleicht fremd geblieben. Ich möchte aber gern, daß Sie sie kennen, und schicke Ihnen darum heute die betreffende Nummer, mit noch ein paar andern Blättern, unter besonderem Streifband. Dank auch für Ihre Notizen über Bret Harte, die mir freilich nicht alle neu waren, da ich kürzlich durch eine junge Dame aus Boston, Miß Charlotte Dana (Tochter des Verfassers von „Two Years before the Mast“, Enkelin des Dichters von „The Dying Raven“) Mancherlei über Bret Harte und seine Uebersiedelung in die östlichen Staaten gehört hatte. Die „Revue des deux Mondes“ sehe ich nur ab und zu, und der von Ihnen erwähnte Artikel darin über Walt Whitman ist mir entgangen. Man sagte mir jüngst auch, daß ein Artikel über Bret Harte darin gestanden habe. Ist dem wirklich so, oder hat mein Berichterstatter die beiden Poeten mit einander verwechselt?

„Joaquin Miller, über dessen neuestes Gedicht Sie mir den interessanten Ausschnitt aus dem „San Francisco Weekly Bulletin“ schickten, war mir durch seine „Songs of the Sierras“ bereits bekannt. Er ist ein großes Talent. Bluthvolle, farbensprühende Bilder wildbewegten Abenteuerlebens in Urwald und Steppen, — darin ist er stark, das ist seine Specialität.**) Wilde Fahrten und wilde Herzen, er versteht sie beide zu schildern. Ist übrigens nicht selten kraß und outrirt, wo er einfach „powerful“ sein könnte. Aber, wie gesagt, ein großes Talent, vor dem man Respect haben muß! Eine Buchhandlung forderte mich jüngst auf, die „Songs of the Sierras“ für sie zu übersetzen: ich habe aber abgelehnt, weil ich, ohnehin mit Bret Hart und Anderem beschäftigt, nicht ganz und gar in Uebersetzen aufgehen mag, und vor allen Dingen, weil ich dergleichen nicht auf Bestellung machen kann.“ — In einem späteren Briefe heißt es über Joaquin Miller, der zu der Zeit durch ein Reisebuch, seinen Besuch in England und seine Scheidung viel von sich reden machte: — „Die freundlichst gesandten Ausschnitte aus dem „Overland Monthly“ haben mich in hohem Grade interessiert. Joaquin Miller ist gewiß ein höchst talentvoller Dichter, das beweisen wieder die von D. M. mitgetheilten Proben aus „The Isles of the Amazons“. Daß dennoch etwas Ungefundenes in seinem Wesen ist, beweist der Bericht über die gar wunderliche Vorlesung seiner von ihm verlassenen Frau. Welche Thorheit, welche Unnatur — in ihm wie in ihr! Genialität à tout prix! Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht, im Leben, ein Lord Byron zu sein! Es ist in der That mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man diese arme Mrs. Minnie Miller über ihr durch den genialen Herrn Gemahl zerbrochenes Lebensglück auf öffentlicher Plattform peroriren und den Mann noch dazu rechtfertigen sieht. „Joaquin Miller is not my property; he belongs to the world of poetry and letters!“ — All very well, aber er könnte der Welt gehören und ihr dazu! Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt,

— auch für den Genius! Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen!“

Gerhard Kindt.

Der „Salon“ von 1876.

II.

Paris, Mai.

Sylvester, mit dessen „Nero und Locusta“ ich meinen ersten Bericht schloß und der seitdem dafür mit einer Medaille erster Classe mehr als hinreichend, und mit dem „Salonpreis“ überschwänglich belohnt wurde, findet zahlreiche Concurrenten, die sich bemühen bei nervenschwachen Zuschauern durch Darstellung physischer Leiden eine Gänsehaut hervorzubringen, wie es ebendem den Erzählern von schauerhaften Mordthaten und greulichen Gespenstergeschichten bei den Abonnenten der Leihbibliotheken gelungen ist. Ich weiß nicht, was die jungen Künstler und darunter viele talentvolle verführt, dieses klägliche Genre zu cultiviren, wenn ihnen eine reiche Auswahl von freundlicheren Stoffen zu Gebote steht, worin sie auch ihre in anatomischen Studien erlangte Kunstfertigkeit zeigen könnten. Sollte sie vielleicht der heute noch unbegreifliche Erfolg des jungen Eleven Cabanel's, Pierre Lehon verleitet haben, der vor zwei Jahren durch die mächtige Protection seines Lehrers, des einflußreichen Präsidenten der Prüfungskommission, den „Salonpreis“ für seinen auf dem Kofte bratenden heiligen Lorenz erhalten hat, was ihm eine fünfjährige Pension in der römischen Akademie eintrug. Unflugerweise hat er der Jury mit der Einsendung seines total verfehlten Machwerkes, „Samson“ betitelt, im vorigen Jahre einen bösen Streich gespielt. Wer noch daran gezweifelt hatte, erlangte die Ueberszeugung, daß die Protestationen seiner Zeit gegen die Ertheilung des bedeutenden Preises gegründet waren, und daß der hohe Rath der Akademie sich in seiner Beurtheilung der Leistungen junger Künstler öfters wesentlich irrt.

Wie dem nun auch sein mag, wir sind mit Leichen, Vergiftungen, Marterscenen aller Art förmlich überschnemmt. Der Saal IX ist damit angefüllt und wird deshalb vom Publicum die „Morgue“ genannt.

Ein junger Künstler, Aublet, Schüler von Gérôme, hat denselben Stoff wie Sylvester auf dieselbe Weise und in fast gleichen Dimensionen behandelt; der ganze Unterschied besteht darin, daß die Giftmischerin Locusta nicht in so traulichem Verhältnisse zum Nero wie beim Sylvester dargestellt ist, der auch dafür stark getadelt wird, und daß das Vergiftungsexperiment nicht an einem weißen Sklaven, sondern an einem am Boden sich in Krämpfen windenden Negerknaben gemacht wurde. Einige im Hintergrunde liegenden Negerleichen deuten an, daß Nero von den ersten Proben der Locusta nicht ganz zufrieden gestellt war. Wenn auch die Auffassung in beiden Bildern identisch ist, so steht in künstlerischer Ausführung das Aublet'sche Bild dem des Sylvesters allerdings nach. Der Abstand zwischen beiden ist aber nicht so schreiend als die Cabanelianer behaupten wollen.

Die Künstler scheinen sich verabredet zu haben, das moralische Ungeheuer, die Locusta, zu verewigen. Es ist abermals ein Schüler von Cabanel, der unter dem Titel: „Zerstreuung einer Courtisane“ die Locusta in ihrer Glanzperiode, als junge Hetäre in einem luxuriösen Gemache, reichgeschmückt mit sichtbarem Vergnügen die von ihr vergifteten Sklaven auf dem schwellenden Fußteppich sich im Todeskampf windend betrachten läßt. Man hat nicht Zeit, das künstlerische Verdienst des Autors in der Behandlung der Figuren und der Ausstattung des schimmernden Bewerkes zu prüfen; man wendet sich rasch hinweg, um den peinlichen Eindruck einer solchen bestialischen Verkommenheit so schnell als möglich los zu werden.

Einen womöglich noch grauenhafteren Eindruck macht die entsetzliche Marter des „Tyron“ in der Unterwelt von Delaunay. In einer vom Feuer gerötheten Atmosphäre sieht man den vom Jupiter zur ewigen Agonie verurtheilten unglücklichen Liebhaber

*) Tauchnitz ed. Vol. pp. 270—272. Freiligrath's Uebersetzung des schönen Gedichtes erschien in der „Gegenwart“.

**) Wir bringen nächstens die Uebersetzung eines Gedichtes dieses Poeten, das dessen Eigenart im glänzendsten Lichte zeigt. D. Red.

der Juno an ein blutiges, sich fortwährend drehendes Rad mit nach rückwärts hängendem Kopfe von scheußlichen Schlangen festgebunden, die an ihm nagen. Die Schilderung der christlichen Höllestrafen sind im Grausenhaften von der Mythologie überboten. Man fragt sich, wie Delaunay, ein Künstler von Ruf, der schon so viele große Erfolge namentlich mit seiner „Fest in Rom“ erlangt hatte, einen so widerwärtigen Stoff zum Gegenstande einer übrigens gelungenen Kunstleistung wählen konnte. Man muß annehmen, daß er ihn für eine anatomische Studie geeignet fand, die er etwas forcirt, aber, abgesehen von dem mühsam studirten Effect, in Zeichnung und Colorit regelrecht durchgeführt hat.

Nach dem unheimlichen Eindruck, den „Tyron“ hinterläßt, wirkt das auch nicht besonders freundliche Bild von Jean Paul Laurens „François Borgia vor dem Sarge der Isabella von Portugal“ beinahe wie eine Erholung. Laurens hat längst den Ruf eines der ausgezeichnetsten lebenden Historienmaler. Seine Kollegen nennen ihn den „Benedictiner“, weil er mit Vorliebe halb vergessene Stoffe aus alten Kirchenhistorien hervorkübelt, denen er die Bedeutung eines Dramas abzugewinnen versteht. Sein vor zwei Jahren ausgestelltes Bild: „Der heilige Bruno die kostbaren Geschenke des Grafen Roger von Calabrien zurückweisend“, wurde, obwohl allgemein als ein Meisterwerk anerkannt, von seinen beiden vorjährigen Bildern: „Der über Robert den Frommen verhängte Bannfluch“ und dessen Pendant: „Der Kirchenbann“ noch übertroffen. Wer eine lebhaftere Erinnerung an diese ergreifenden Gemälde sich bewahrt hat, wird von dem diesjährigen Bilde des Meisters weniger befriedigt sein. Das Sujet wird im Texte folgenderweise erklärt: Der junge François Borgia, Grand von Spanien, Stallmeister der Kaiserin, nachmaliger General der Jesuiten, und nach seinem Tode heilig gesprochen, erhielt von Karl V. den Auftrag, die Leiche seiner Gebieterin Isabella von Portugal nach Granada zu begleiten. Gewissenhaft in der Erfüllung seiner Mission, wollte er sich überzeugen, daß der Sarg auch wirklich die Ueberreste Isabellens enthalte. Er ließ ihn öffnen, und man sieht im festlichen Gewande, geschmückt mit Juwelen, das erdahlte Gesicht der Kaiserin. Der Kopf ruht auf einem rothsammetnen Kissen; das kostbare Diadem, das er trägt, die heiteren Farbentöne von Rosa und Grün im Anzug bilden einen unheimlichen Contrast mit der in Verwesung übergehenden Leiche und sollen wahrscheinlich eine schneidende Ironie auf die eingebildeten Herrlichkeiten der vergänglichen Macht haben. In Borgia's Gesicht malt sich keine Gemüthsbewegung, nichts als ein finsterner Ernst. Unwillkürlich entblößt er seinen Kopf und verbeugt sich vor seiner ehemaligen Souveränin. Der moralische Effect, den der Künstler gesucht hat, ist vollständig erreicht und theilt sich der Stimmung der Zuschauer mit. Dicht am Sarge liegt eine Krone und im Hintergrunde brennt eine mit Wappen versehene mächtige Wachskerze; im Vordergrund zeugen die einem Rauchfaße entsteigenden Wölkchen für die Vorsicht, mit der man sich vor der Ausströmung des Sarges bewahren wollte. Neben Borgia steht die Hofdame der Kaiserin, Eleonora de Castro, und ein Bischof in sehr würdevoller Haltung. Die Gruppierung der Personen, die architektonischen Verzierungen, kurz alle Details sind, wie bei allen Bildern von Laurens, vortrefflich entworfen und ausgeführt. Wenn das Bild nicht dieselbe Sensation erregt, wie dessen Vorgänger, so ist das unerquickliche Sujet schuld daran, dem wohl eine moralische Reflexion, aber keine dramatische Wirkung abzugewinnen war. Außer diesem Bilde stellt Laurens sein eigenes Portrait aus, daß für die vom ehemaligen Großherzog begonnene und von der italienischen Regierung fortgesetzte Gallerie der Künstlerportraits in Florenz bestimmt ist. Das Interesse der Florentiner an diesem mit seltener Präcision und sicherer Hand ausgeführtem Porträt wird durch dessen frappante Ähnlichkeit mit ihrem großen Landsmanne Michel Angelo erhöht. Man kann die Sorgfalt für individuelle Charakterisirung bei einem Porträt nicht weiter treiben.

Wenn ich das ganze Inventarium der gewaltigen Effecte in dem Saale IX (der sogenannten Morgue) die Revue passiren lassen wollte, so könnte ich ein langes Register anlegen. Ich

übergehe deshalb die Mehrzahl dieser mittelmäßigen Bilder und erwähne davon nur einige, die über dem Niveau des Gewöhnlichen stehen.

Toudouze ist 1871 beim Concurs um den Preis von Rom Sieger geblieben, und hat mit seinem vor zwei Jahren eingesandten Bilde: „Cros und Aphrodite“ die von seinem Debut angeregten Erwartungen nicht gerechtfertigt. Er versucht sich diesmal, nach der Gewohnheit der römischen Pensionäre, im ernstesten Genre. Er hat aber kein Zeug zum Tragischen in sich, und seine „Alytämnestra“, wofür ihm die Jury eine Medaille dritter Classe zuerkannt hat, kann keinen Anspruch auf die Bedeutung eines Dramas machen, obwohl Toudouze mit großer Sorgfalt alle Einzelheiten behandelt hat. Die Leiche des ermordeten Agamemnon, der, man weiß nicht warum, grüne Spuren von vorgeschrittener Verwesung an sich trägt, während eine Blutlache deutlich zeigt, daß die Missethat soeben vollbracht wurde, liegt am Rande des Weihers. Alytämnestra sitzt finster aussehend, aber anscheinend theilnahmslos, gestützt auf das blutige Beil, wie ein Scharfrichter, der sein Tagewerk vollbracht hat und sich ausruht. Die auf lebhaften Effect berechnete Scene ist kalt und schwülstig.

Bedeutender in Composition und Colorit ist die „Steinigung des heil. Stephan“ von dem talentvollen Elsäßer Maler Wender. Das Bild verräth einen denkenden Künstler mit lebhafter Phantasie, der die Handlung klar darzulegen und die handelnden Personen gut zu gruppiren versteht. Er hätte mehr verdient als die „mention honorable“, eine für den „Salon“ neu eingeführte Auszeichnung, die ihm die Jury theilte.

Um die Serie der Greuelthaten abzuschließen, muß ich noch ein Bild anführen, dessen Autor, Motte, ein Schüler von Gérôme, sich vor zwei Jahren mit seinem gigantischen „Trojanischen Pferde“ bemerkbar gemacht hat. Motte sucht mit Vorliebe Stoffe aus der grauen Vorzeit auf, wofür weder Bildwerke noch Sculpturen Vorbilder hinterlassen haben. Seine Compositionen sind die Kinder seiner Phantasie, deren archaische Genauigkeit Niemand controlliren kann. Seine Wahl ist gewöhnlich glücklich, und er stattet seine Bilder mit so raffinirtem Anstrich der Wirklichkeit aus, daß sie selbst die nicht in der alten Geschichte bewanderten Laien interessiren. Er hat diesmal zum Stoff gewählt: „Baal verschlingt die Kriegsgefangenen in Babylon“. Der scheußliche, mit Menschenopfern gefüllte Göze hat im Hintergrunde seinen glühenden Rachen, einem Hochofen ähnlich, aufgesperrt. Sklaven treiben mit Peitschenhieben die gefesselten Gefangenen zu der begonnenen Opfereceremonie an. Trotz der schaurigen Idee, die dem Motive zu Grunde liegt, erscheint die Scene nicht so widerwärtig als die abscheulichen Vergiftungsscenen. Der rohe Fanatismus ist nicht so empörend wie die berechnete Grausamkeit. Wäre Motte ein Schüler von Cabanel, so hätte er sicher für das gut ausgeführte Bild eine Medaille erhalten.

Im ehemaligen Ehrensalon hängt ein Bild von ziemlich umfangreicher Dimension, zu dem sich Alles drängt und das namentlich von Damen förmlich belagert wird. Es ist die mit einem unendlichen Fleiße ausgeführte panoramaartige Ansicht des „Blumenmarkt am Quai“ von Firmin Girard. Was man an dieser colorirten Photographie, welche den Anspruch auf ein Genrebild macht, bewundert, das ist die minutiöse Sorgfalt, mit der jedes einzelne der Tausende von in Bündeln, in Sträußchen und in Blumentöpfen zum Verkaufe ausgestellten Blümchen bis auf deren Staubfäden ausgeführt ist. Diese Geduldsmalerei, auf einzelne Gegenstände, wie Bouquets, Möbel, Schmucksachen zc. beschränkt, hat ihre Berechtigung und kann den Werth einer wahren Kunstleistung erreichen. Auf solche Massen aber in tausend Wiederholungen angewendet, wird sie zur Spielerei und rangirt als Kunstwerk mit den chinesischen Filigranarbeiten von Elfenbein. Außerdem ist der optische Effect des Ganzen unwahr. Wenn man eine so ausgedehnte Fläche, wie sie der „Blumenmarkt“ repräsentirt, überschaut, so können die entfernteren Objecte in der Wirklichkeit nicht so klar in's Auge springen wie die nahe stehenden. In diesem „Blumenmarkt“ sind aber die unzähligen Vergißmeinnicht, Maiblumen, Aukeln, Röschen zc., in welche Perspective sie auch placirt sind, so ausgeführt, daß man sie zäh-

len könnte. Es ist derselbe Fehler, den man Meiffonier in seinem an den Americaner Stewart für 300,000 Frs. verkauften Bilde mit Recht vorwarf. Bei einer Caballeriecharge kann man unmöglich jeden Gamaschenknoß, jede Schmalze bei jedem einzelnen Reiter so klar in's Auge fassen, wie es Meiffonier auf Kosten der Wahrheit in seinem Bilde mit übertriebener Genauigkeit dargestellt hat. Was die Mehrzahl der Besucher des „Salons“, welche den „Blumenmarkt“ in's Herz geschlossen haben, verführt, das ist der heitere Anblick des mit einem Lichtströme übergossenen Bildes, und ein paar anmuthige Käuferinnen in eleganter Toilette, begleitet von einem schmucken Dandy. Firmin Girard hat nicht seine Zeit und Mühe verloren. Sein Bild reizt die Kauflust vieler Liebhaber. Der bekannte Kunsthändler Goupil hat ihm 40,000 Frs. dafür geboten; Girard will aber einen amerikanischen Käufer, einen zweiten Stewart abwarten.

Während diese Augenweide, die alles Denken ausschließt, sich die Gunst des Publicums erworben hat, bleibt merkwürdigerweise ein Bild von entschiedenem Kunstwerth, dem eine Idee von bedeutender moralischer Tragweite zu Grunde liegt, gänzlich unbeachtet, was viele Ihrer Leser befremden wird. „Der Morgenanbruch“ von Herrmans hat, ehe er in den Pariser „Salon“ gelangt ist, auf seiner Rundreise durch mehrere Hauptstädte ziemlich Aufsehen erregt und die Feder aller deutschen Kunstkritiker in Bewegung gesetzt. Die meisten Ihrer Leser werden dies auch in Berlin ausgestellt gewesene Bild gesehen haben, und ich kann deshalb dessen Beschreibung sparen. Diese Gleichgültigkeit ließe sich vielleicht durch die Blasirtheit der Pariser erklären, die solche Scenen so oft am Ausgange des Maison Dorée, Cafe Anglais und anderer für nächtliche Orgien bis zur Morgenstunde offen gehaltenen Restaurants zu sehen Gelegenheit hatten. Es ist aber dabei scheinbar eine Art nationaler Eifersucht im Spiele, die den Franzosen nicht erlaubt, sich für ein Kunstproduct zu interessieren, das, von Deutschland kommend, von den dortigen Journalen enthusiastisch gepriesen wurde. Die Berichterstatter der Journale scheinen es absichtlich todtschweigen zu wollen, und die Wenigen, die davon Notiz nehmen, finden daran zu tabeln, daß der Autor mit zu großer Präntension eine so einfache, schon so oft ausgenützte Idee: „den Contrast zwischen der Schwelgerei der Reichen und den Entbehrungen der Arbeiter“ zum Gegenstand eines großen Bildes gemacht habe, während derselbe Stoff von französischen Künstlern viel drastischer im bescheidenen Format behandelt wurde. Als Beispiel führen sie eine Lithographie von Gavarni an, die seiner Zeit unter dem Titel: „Wenn Peter aufsteht, legt sich Paul zu Bette“, sehr verbreitet war. In der Zeichnung Gavarnis kehrt ein Dandy in weinseligen Zustande mit allen Zeichen einer durchschwelgten Nacht heim und begegnet an der Hausthüre einem munter aussehenden Arbeiter, der mit heiterer Miene in der frühen Morgenstunde mit seinem Handwerkszeuge zu seinem Tageswerke eilt. Dieser Vorwurf steht aus wie eine gewaltthätige Chicanerie. Das Verdienst der einen Auffassung vermindert nicht den Werth der anderen. Es handelt sich hier darum, ob das Bild Herrmans, vom künstlerischen Standpunkte beurtheilt, so bedeutungslos ist, daß man es keiner Aufmerksamkeit würdigt. Auf die Beantwortung dieser Frage haben die verkürrten Kritiker wohlweise sich nicht eingelassen.

Albertus.

Die musikalischen Verhältnisse in London.

Von Hugo Rosenthal.

II.

Nachdem ich so gezeigt habe, wie — obgleich die englische Bevölkerung Londons im Allgemeinen noch auf einer niedrigen Stufe musikalischer Bildung steht — in den Concerten doch oft Großes und Bedeutendes geleistet wird, komme ich jetzt zu dem anderen nicht minder wichtigen Theile des musikalischen Lebens, welches hier noch arg darniederliegt, ich meine zur Oper.

Opernaufführungen finden in dem jetzt ca. 4¼ Million Einwohner zählenden London nur in den drei Monaten April, Mai und Juni statt, während welcher Zeit zwei Impresarii mit ihren aus allen Welttheilen zusammengeschickten Gesellschaften im Coventgarden- und Drurylanetheater Vorstellungen, und zwar in italienischer Sprache geben. Eine stehende Oper, wie sie in Deutschland fast jede größere Provinzialstadt hat, besitzt London nicht! — Hierin liegen viele der Ursachen, aus denen die traurigsten Folgen für das Wohl der Oper entspringen. Es ist ganz natürlich, daß bei einem Personale, welches aus Künstlern aller Länder gebildet wird, um für drei Monate in den verschiedensten Opern aufzutreten — ich habe bereits früher erwähnt, daß das Repertoire der Coventgardengesellschaft dieses Mal 52 Werke umfaßt — von einem guten Zusammenspiele nicht die Rede sein kann. Jeder Künstler macht deshalb aus seiner Rolle, was er machen kann, und kehrt sich dabei an die Mitwirkenden nur soviel wie nöthig ist, um dem Fortgange der Handlung nicht geradezu störend zu sein. So kommt es denn, daß die Oper in ihre einzelnen Acte zerfallen wird, welche letzteren allerdings oft vorzüglich vorgetragen werden, während das Recitativ wie ein überflüssiger Ballast behandelt wird, von dem man sich auf möglichst bequeme Weise loszumachen sucht. Die Solofänger, welche für die bestimmten Rollen engagirt sind, wissen nun wenigstens ihre Partien zu singen, Jeder, so gut er es vermag. Wie soll es aber möglich sein, einen guten Chor zu bilden, der nach dreimonatlicher Thätigkeit auf neun Monate auseinandergeht? Es ist eben einfach unmöglich, und die oft geradezu ungenügenden Leistungen des Chors geben hierfür den Beweis. Aehnlich verhält es sich mit dem Orchester, welches der Begleitung italienischer Polka- und Walzermelodien wohl gewachsen ist, indessen nur Unvollkommenes leistet oder gar ganz versagt, sobald höhere Anforderungen an dasselbe gestellt werden.

Den größten Theil des Repertoires nehmen, wie meine frühere Aufstellung zeigt, italienische Componisten ein. Dem großen Publicum ist die leichte italienische Oper höchstes Ideal, und der Impresario kommt den Wünschen des Publicums gern entgegen, da er so die vollsten Häuser und das meiste Geld erzielt. Und daß die italienische Oper den ersten Platz behauptet, ist noch ein Glück, weil in ihr alle die großen Mängel am wenigsten zu Tage treten. Sie stellt die geringsten Ansprüche an Chor und Orchester, und in ihr ist es am wenigsten störend, wenn jeder Sänger, an den die Reihe kommt, vor an die Rampe tritt, um seine Dya-vourarie, gewöhnlich mit einem da capo, vorzutragen. Wie wird es nun aber unter solchen Verhältnissen in den Gounod'schen und Meyerbeer'schen, wie gar in den Wagner'schen Opern? Ich will zur Beantwortung dieser Frage die erste Lohengrinaufführung, welche im Drurylanetheater während der Season 1875 stattfand, skizziren.

Die häufigen schreienden Annoncen, daß Richard Wagner's berühmte Oper Lohengrin mit Christine Nilsson als Elsa zum ersten Male, und zwar mit ganz neuen Decorationen und Costümen, aufgeführt werden solle, hatten stalls und untere Ränge des Theaters mit einem Theile des englischen Opernpublicums gefüllt, während die oberen Ränge von einer dicht geschlossenen Phalanx Deutscher besetzt waren, die fest entschlossen schienen, der deutschen Freundin einen glorreichen Empfang zu bereiten, und dabei in ihrem Eifer für die gerechte Sache oft etwas zu weit gingen. — Signor Costa, der Capellmeister, erscheint in weißen Handschuhen an seinem Pult und wird, wie gewöhnlich, mit starkem Klatschen von den unteren Reihen begrüßt. Nun hebt das Vorspiel an und wird recht mittelmäßig durchgeführt. Doch kaum ist der letzte Ton desselben eingesetzt, als auch schon der Beifallssturm der oberen Reihen losbricht und nicht eher ruht, bis das Vorpiel wiederholt wird. Die Capelle arbeitet sich auch das zweite Mal glücklich durch, unter den einleitenden Accorden hebt sich der Vorhang und, — o Wunder! fünfzig Ritter in ganz nagelneuen, blanken Costümen stehen auf der Bühne. Da können sich die unteren Reihen kaum vor Entzücken halten, und sie klatschen so wacker, daß die Musik aufhören muß. Nachdem die erste Ueberführung vorbei ist, beginnt das Orchester noch einmal, und die Handlung geht nun ohne Unterbrechung vor sich, bis Tetramund auf die unglückliche Idee kommt, dem Könige sein Weib Ortrud-Titiens vorzustellen, und die unteren Reihen hierdurch veranlaßt werden, der Frau Titiens, sowie sie sich von ihrem Sitze erhebt, die Begrüßung zu klatschen. Auf diese Weise bleibt die Stimmung eine recht animirte. Sobald eine neue Hauptperson auftritt, oder sich sonst etwas von Bedeutung ereignet, wie z. B. beim Erscheinen des Schwans, beginnen die unteren Reihen zu klatschen, und die oberen Reihen, denen es heute ganz gleichgültig ist,

warum applaudirt wird, fallen freudig ein; und sobald eine Arie oder Episode beendet ist, bricht der Beifall in den oberen Reihen aus und zieht die unteren Reihen mit sich. Bei diesem fortwährenden Lärm und den Unterbrechungen wird ein aufmerksames Folgen der Oper zur Unmöglichkeit. Aber auch der unaufmerksame Zuhörer mit nur etwas gebühtem Ohre kann die unreinen und oft falschen Chorgesänge nicht überhören, welche sich manchmal, unbekümmert um das ebenfalls nicht standhafte Orchester, im allgemeinen Wohlgefallen aufzulösen scheinen, bis sich plötzlich Alles wie durch ein Wunder wieder im geraden Geleise befindet. Signor Costa arbeitet und telegraphirt genug von seinem Pulke aus; an ihm liegt die Schuld hierfür gewiß nur zum geringsten Theile. Aber es ist eben nicht so einfach, einem Chöre, der bisher fast nur italienische Melodien mittelmäßig gesungen hat, eine Wagner'sche Oper einzustudiren. Wohl jedoch ist es ein Fehler des Herrn Costa, wenn die meisten Tempos zu langsam genommen werden, und sich jeder Sänger ganz willkürliche Aenderungen der Partitur erlauben darf. Es liegt nicht im Zwecke dieser Abhandlung, auf die Einzelleistungen einzugehen, und ich will deshalb nur über den Träger der Titelrolle sprechen, weil dieses zur Charakteristik der Ganzen beitragen soll. Herr Campanini-Lohengrin hat in seiner Figur, seinen Manieren und auch seinem Gesichte große Ähnlichkeit mit Herrn Pander vom Berliner Residenztheater, dem Darsteller des Bühnenaugenoperateur im „Heinrich Heine“. Wenn so sein Auftreten schon wenig vertrauenerweckend ist, kann man nach den ersten Worten, die er gesungen, bereits vollkommen beurtheilen, was man von diesem Lohengrin zu erwarten hat. Mit süßem, sanft durch die Lippen säuselndem Schmelztonore, der mir stets wie der Klang eines einsaitig bespannten Klaviers vorkam, hebt der Ritter des Graal, der kleine Campanini, im langsamen Tempo sein „Heil, König Heinrich“ an, und setzt gleich auf das folgende „Heil Dir“ eine lange Fermate. Wie kispitanerhaft mußte der winzige Italiener Jedem erscheinen, der den gewaltigen Hünen Niemann als Lohengrin gehört hat! Schleppende Tempos und Fermaten gehörten zu den Regelmäßigkeiten; ich erinnere mich u. A., daß beim ersten Acte die Worte „Elsa, ich liebe Dich“, deren erste Silbe „E!“ von Herrn Campanini so lange ausgehalten wurde, wie sein Athem reichle, dem Sänger einen donnernden Applaus einbrachten, und man hätte über diesen italienisirten Lohengrin manchmal empört werden können, wenn er nicht so gar komisch gewesen wäre. — Ich habe auch in der vorigen Season einer denkwürdigen Vorstellung der „Africanerin“ im Coventgardentheater beigewohnt, die zu Ehren des hier seiner Zeit anwesenden Sultans von Zanzibar gegeben wurde. Nach einem quasi-Vorpiel, in dem die einzelnen Personen eingeführt wurden — es war ein kurzer Auszug aus dem ersten Acte — begann der dritte Act, oder vielmehr es wurden Evolutionen auf Strickleitern ausgeführt, denen ein Ueberfall der Indianer folgte: Gruppen, bengalische Flammen, und der Vorhang fiel. Der vierte Act bestand aus einem wilden Potpourri von Tänzen, zu denen die Musik aus allen möglichen anderen Opern zusammengestohlen war, und mit einer abermaligen Gruppe und unter bengalischer Beleuchtung schloß der vierte Act. Der Sultan mit sein Gefolge verließen das Haus, während der größte Theil des Publicums seinen Platz behielt und wohl noch so etwas wie eine Scene unter dem Manzanillobaum zu erwarten schien. Da zeigte sich in dem bereits leeren Orchester ein Herr und erzählte den in den ersten Reihen Sitzenden, daß die Oper (?) zu Ende sei, und unter Lärmen und Pfeifen leerte sich das Theater allmählich. Die Vorstellung hatte etwa zwei Stunden gedauert. — Man baut jetzt rüstig an einem neuen Opernhaus, das womöglich noch diese Season eröffnet werden soll und in dem man eine stehende Operngesellschaft während des ganzen Jahres zu halten gedenkt. Falls sich diese Absicht verwirklicht, dürfte dadurch vielen Uebelständen abgeholfen werden, und es würde damit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan.

Man darf annehmen, daß mit dem Wachsen der allgemeinen musikalischen Bildung auch die Zustände im Opernwesen allmählich geändert und verbessert werden. Nur muß man sich dabei nicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben. Denn wenn London auch auf musikalischem Gebiete rüstig vorwärts schreitet und gewiß noch gute Erfolge erringen wird, so, fürchte ich, wird ihm doch durch sein eigenes Wesen auf dieser Bahn ein Ziel gesteckt werden, über das es nicht hinauszukommen vermag. Der junge Engländer genießt einen genügenden Musikunterricht, und es scheinen sich in ihm recht gute Keime zu entwickeln, da muß er hinaus in's Leben, zur City! Er wird Advocat oder Kaufmann, kurz er ergreift

einen Beruf, und nun ist er so ganz Advocat, so ganz Geschäftsmann, daß sein ganzes „Ich“ in dem Beruf aufgeht und er, wenn das tägliche Jagden nach dem Gelde und der City zu Ende ist, Abends zu abgespannt und zu unlustig ist, um noch Musik zu pflegen. Seine gesellschaftliche Bildung ist mit seinem Eintritte in die City vollendet; sein Sinn steht jetzt nach Höherem, nach Gewinn! Und so wird jener Factor, welcher der musikalischen Bildung zu ihrem Eintritte die Thür öffnete, das Geld, zugleich der Grenzstein, über den hinaus jene Bildung nicht zu kommen vermag! —

Sehr vortheilhaft zeichnete sich gegenüber dieser Darstellung des Lohengrin die erste Tannhäuser-Aufführung aus, der ich einige Wochen später beiwohnte.

Das große und schöne Coventgarden-Theater war dicht besetzt von einer Versammlung, die sowohl ihrem Erscheinen als auch ihrer musikalischen Bildung nach würdig schien, die für England neue Oper Richard Wagners in London zu begrüßen, wie solches einerseits die glänzenden Toiletten, andererseits die zahlreichen Clavierauszüge in den Händen des Publicums auf den ersten Blick zeigten. Doch kann die Zuhörerschaft kaum als eine Empfangsdeputation Englands betrachtet werden, da das deutsche Element in ihr so stark vertreten war; und dieses machte einen wohlthunenden Einfluß auf das Verhalten des Gesamtpublicums geltend, weniger dadurch, daß es zur Zeit das Zeichen zum Applaudiren gab, als dadurch, daß es die wiederholten Versuche der Menge, die Handlung durch unzeitgemäßes Klatschen zu unterbrechen, stets energisch und erfolgreich unterdrückte. — Die Darstellung ihrerseits hatte sowohl in musikalischer als in decorativer Beziehung Alles aufgeboten, um dem Werke so gerecht wie möglich zu werden, und so darf die erste Aufführung des Tannhäuser in jeder Beziehung ein Erfolg genannt werden. — Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß auf die Einfubrirung des Orchesters und der Chöre außergewöhnliche Sorgfalt verwandt ist; und wenn im Orchester auch besonders die Blechinstrumente Vieles zu wünschen übrig lassen, und die Chöre auch oft unrein sind, namentlich sobald sie hinter der Scene zu singen haben, so muß man hierbei doch das Berücksichtigte, was ich früher über die Organisation der hiesigen Oper gesagt habe; und von diesem Standpunkte aus betrachtet, waren die Leistungen über Erwarten gut und verdienen volle Anerkennung. Der erste Preis des Abends gebührt der Darstellerin der Elisabeth, Fel. Wani! Trotzdem ihre Stimme noch manchmal zum Tremoliren neigt, ist sie doch eine Sängerin und Künstlerin allerersten Ranges, welche schon im vorigen Jahre durch ihre musterhafte Wiedergabe der Elsa im Lohengrin erhöhtes Interesse und allgemeine Bewunderung erregt hat, und zu deren Lob bei dieser Gelegenheit nicht mehr gesagt werden kann, als daß ihre Elisabeth ihrer Elsa würdig zur Seite gestellt werden darf. Der Wolfram des Herrn Manuel steht ihr zunächst, und auch der Tannhäuser des Herrn Carpi ist eine ziemlich befriedigende Leistung, bei der nur sein so sehr steifes Spiel oft störend wirkt. Wenn er es ferner nicht vermag, seinen Worten jene wilde Leidenschaft aufzuprägen, welche das Lied an die Königin der Liebe und die Erzählung im dritten Acte verlangen, so reicht hierzu weder seine Stimme, noch seine schauspielerische Fähigkeit aus. Er kann eben nie aus sich heraus! — Die übrigen kleineren Rollen sind auch recht gut besetzt. — Das Publicum war, wie ich schon andeutete, nicht so rücksichtslos stürmisch, wie im vorigen Jahre bei der ersten Lohengrin-Aufführung, sorgte indessen bei passender Gelegenheit mit seinem Beifalle keineswegs. So wurde gleich die Ouvertüre unter ununterbrochenem donnerndem Applause da capo verlangt und auch in ihrer ganzen Länge wiederholt. Das Interesse ermattete gegen Schluß des ersten Actes etwas, wurde indessen mit Beginn des zweiten Actes wieder sehr rege, und steigerte sich dann anhaltend bis zum Entfesslungsact; und wer den stürmischen Beifallsdonner nach dem dritten Acte gehört hat, konnte unmöglich vermuthen, daß solcher von nur etwa noch halbbesetztem Hause gesendet wurde. Es war nämlich inzwischen drei Viertel auf Eins geworden, und da ist es kaum zu verwundern, wenn ein Theil des so schwere Kost nicht gewöhnten Publicums das Theater vor Schluß verließ. Viele mögen wohl auch aus Scheu, den Sonntag zu entheiligen, vor Mitternacht entflohen sein, da die Vorstellung am Sonnabend stattfand. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß Tannhäuser demnächst viele Wiederholungen erleben wird, und auch fernerhin neben Lohengrin eine feste Herde und ein Hauptziehungspunkt des Repertoires bleiben wird! —

Die Vorstellungen der anderen italienischen Operngesellschaft haben

auch wieder begonnen, und zwar im alten Drurylane-Theater statt wie erwartet im neuen „National-Opernhaus“, da die Ausrüstung des letzteren nicht fertig geworden ist. Das Repertoire bringt keine neue Oper. Die ersten Sängerinnen, Christine Nilsson, Trebelli-Bettini, Titians, sind bereits in der Eröffnungswoche aufgetreten. Als noch zu erwartende Sterne sind Faure, der bisher am Coventgarden-Theater sang, angekündigt, und ein Fräulein „Mila Rodano from Milano“. Ueber Letztere bemerkt die „Times“ in ihrer Besprechung des Prospect's, daß „in sie große Erwartungen gesetzt werden, welche, wie wir hören, auch berechtigt sind“. — Die Vermuthung liegt nahe, daß Milano dieses Mal am grünen Strand der Spree liegt, und daß es das kleine Schönbröschgen gefügt hat, ihr Glück in London zu versuchen. Ob die „Times“ in diesem Falle als gut unterrichtet bezeichnet werden darf?

Notizen.

Die Bildung neuer Parteien in inneren Angelegenheiten wird während des Sommers und bis zu den Wahlen wohl ein stehendes Thema der öffentlichen Discussion bleiben. Wer Lust und Zeit hat, für oder wider eine Lanze zu brechen, mag an dem Windmühlentrieg teilnehmen. Ohne Hant und Streit kann die Politik nicht bestehen, und wo die natürlichen Angriffsubjecte fehlen, müssen sie erjunden werden. In auswärtigen Fragen geht es nicht besser zu. Selbst der Tod des letzten Sultans hat eine heftige Polemik hervorgerufen. Wer die Möglichkeit des Selbstmordes zuließ, galt für leichtgläubig und die Zweifler kamen sich wie sehr gewiegte, scharfblickende Leute vor. Der Verdacht ist nach Lamartine von jeher die unumgängliche Waffe der Parteien gewesen. Neulich bemerkte jemand, es habe ihn stets gewundert, daß man Robespierre nicht beschuldigt, er hätte Ludwig XVI. auf das Schaffot gebracht, um dessen Wittve Marie Antoinette ungestört heirathen zu können, und diese alsdann aus dem Wege geschafft, weil sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Das Urtheil über den tobtten Abdul Aziz hat die gewöhnlichen Wandlungen erlitten. So lange er existirte, hieß es überall, er sei verrückt. Als die Nachricht eintraf, er habe seinen jähen Sturz nicht überleben können und in einem letzten Anfall von Wahnsinn sich selbst entleibt, galt das wieder für undenkbar. Die Luft von Stambul ist in Wahrheit dem Gleichgewicht der geistigen Fähigkeiten seiner Bewohner niemals förderlich gewesen. Hat doch ein Kenner behauptet, Botschafter und Gesandte, wenn sie nach Constantinopel kämen, verlören nach einiger Zeit regelmäßig den Kopf. Ja noch mehr. Man sollte oft glauben, daß schon die Beschäftigung mit orientalischen Dingen auch an anderen Orten die Leute toll macht. Größere Thorheiten, als während der letzten Zeit in einer erheblichen Zahl von Blättern zu Tage gebracht wurde, waren seit Decennien nicht zu lesen gewesen. Rußland und England waren auf dem Punkt, sich in die Haare zu gerathen, und es bedurfte des Aufwandes aller Mittel bald Deutschlands, bald Frankreichs, um den Ausbruch der Feindseligkeiten wenigstens für einige Zeit hinauszuhalten, wobei der Erfolg der Friedensstiftung noch obendrein sehr zweifelhaft war. Wie viel krauses, verworrenes Zeug die Behandlung sogenannter hoher Politik entstehen lassen kann, davon haben wir seit vierzehn Tagen Erstaunliches erlebt. Die haarsträubendsten Cuten schwirren umher und wurden von neugiertheitshungrigen Personen wie gebratene Tauben unbesehen verschluckt. Die Gazette de France in Paris hatte vor 1830 eine eigene Aubrit eingewichtet, unter dem Titel: Mensonges du jour! Obgleich von einem legitimen Blatt angewendet, verdiente die Methode vielleicht jetzt bei uns Nachahmung. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß, wenn unsere Blätter alle journalistischen Erfindungen, handgreiflichen Widersprüche, hirnlosen Conjecturen und, um es einfach auszudrücken, den ganzen literarischen Unsinn sammeln wollten, ihre Spalten dafür nicht ausreichen würden. Auch die angeblichen officiösen Parolen würden ein erkleckliches Contingent liefern. Unsjägliche Verwirrung wird dadurch gestiftet, daß dieselben Federn, die gewöhnlich damit beschäftigt sind, klüffinnig auszumalen, was wohl Fürst Bismarck möglicher Weise beabsichtigen könnte, vorkommenden Falles sich auch in unendlichen Betrachtungen darüber ergehen, von welchen Intentionen Rußland geleitet sein dürfte! Die Erfahrung lehrt, wie sie in der Regel neben der Wahrheit bleiben und in

ihren Vermuthungen durchweg fehlgreifen. Die Hoffnung aber, daß es doch einmal besser gelingen werde, schwindet ihnen niemals. Buchstäblich schlagen sie sich, wie ein bezeichnender französischer Ausdruck lautet, in der leeren Luft umher und überschlagen sich gelegentlich selber, ohne daß ihre Gemüthsruhe dadurch sonderlich gestört scheint. In Summa läßt sich nach den letzten Wahrnehmungen wieder feststellen, daß Deutschland nicht nur das Land der Wissenschaft ist, sondern auch der ergiebige Boden für politische Kannegießerei. Möglich, daß sich das ändert, wenn einmal die Parteien regierungsfähig geworden sind und die Verantwortlichkeit für ihre Aeußerungen übernehmen müssen. Das kann indessen nach jüngster ministerieller Versicherung noch lange währen. Und so wird sich das Publicum in Geduld fassen müssen.

Das neue holländische Theater.

Die gewaltige Bewegung, die sich in diesen Tagen in der holländischen Theaterwelt kund gibt, beabsichtigt — und verspricht auch — eine so durchgreifende Verbesserung nicht nur in der Verwaltung der Theater der beiden Hauptstädte Amsterdam und Haag, sondern auch in der künstlerischen Leitung und Formung, in ihrem Wirkungskreise und Zweck, daß sie der Aufmerksamkeit aller Theaterfreunde im hohen Grade werth ist, und wohl verdient, auch außerhalb des Gebiets des kleinen Staatenbruders Jan, den der große deutsche Michel an der linken Hand hält, in ausführlicher Behandlung bekannt zu werden. Vorläufig dürfte jedoch für die allgemeine Kenntnißnahme deutscher Leser der folgende Umriss genügen.

Bis zur Stunde war das Amsterdamer Theater — ich will dies bei meinem kleinen Versuch hauptsächlich in's Auge fassen — Unternehmern überlassen worden. Es war somit eine rein gewerbliche Geschäftssache, und die am Ruder stehende Verwaltung, gleichgültig ob sie als ein Triumvirat, eine Monarchie oder ein Duumvirat auftrat, blieb sich zu allen Zeiten darin gleich, daß sie das bekannte selbstthätige Kinderdicitum: „Erst ich, und dann ihr noch lange nicht“, in ausgedehntester Weise zur Anwendung brachte. Geld zu machen war die Hauptfache, und um dies zu erreichen, gab man selbstverständlich meist „padende“ Stücke, die das Haus und die Casse füllten. Um den dramatischen Werth derselben kümmerte sich Niemand, und so kam es, daß das Verzeichniß der Stücke, welche auf dem Amsterdamer Stadttheater gespielt wurden, einen trostlosen Anblick gewährte. Schauerdramen, große Spectakelstücke, mordreiche Trauerspiele, altfränkische Mantel- und Degenstücke, noch dazu meist Uebersetzungen, waren darin hauptsächlich vertreten. — Dieser Zustand war nicht länger haltbar, und bald erhoben sich denn auch bedeutende und geachtete Stimmen in der Presse für die Hebung des Theaters. In Folge dessen wurde auf der literarischen Zusammenkunft in Löwen im Jahre 1869 ein Ausschuß ernannt, dem es oblag, Mittel zur Verbesserung der Schaubühne zu finden, und dieser fing auch das große Werk mit Kraft und Eifer an. Sein Wirken offenbarte sich denn auch bald in zwei großen und weittragenden Unternehmungen, und zwar geistig in der Errichtung des Theaterbundes (tooneelverbond), aus welchem bald nachher die Theaterchule und die Gesellschaft zur Hebung und Förderung des Schauspielwesens als unmittelbarer Leiter hervorging, und stofflich in dem Um- und Neubau des Stadttheaters in Amsterdam. Statt des alten Schauspielhauses, welches im Jahre 1772 durch eine Feuersbrunst zerstört worden, war nämlich vorläufig ein hölzernes Hülfsgebäude errichtet worden, gemeinhin „de honten Kast“ genannt, und erst nach einem vollen Jahrhundert fühlte man die dringende Nothwendigkeit eines besseren Theatergebäudes. Da die Stadt dazu ungefähr 250,000 Gulden bewilligte, so wurde denn auch der Bau den Stadtbaumeistern de Greef und Springer übertragen, und derselbe gegen Ende des Jahres 1873 beendet. Das neue Schauspielhaus, im sogenannten Renaissancestil gebaut, ist jetzt in jeder Beziehung ein der Hauptstadt würdiges Gebäude mit 982 Sitzplätzen, geräumigen Gängen, nebst allem sonstigen Comfort, und wurde am 2. Februar 1872 feierlich eingeweiht. — Der Theaterbund steht unter der Leitung des bekannten dramatischen Dichters H. J. Schimmel, welcher von noch fünf Mitgliedern, die die oberste Verwaltung bilden, unterstützt wird. Schon am 15. Januar 1875 zählte der Bund 11 Abtheilungen mit ungefähr 680 Mitgliedern, die jährlich 5 Gulden Beitrag bezahlten. Seine wichtigste Arbeit war die Errichtung einer Theaterchule in Amsterdam, welche am 1. December 1874 unter der fähigen Leitung J. H. Kennesfelds, dem ein Ausschuß von tüchtigen Männern zur Seite steht, eröffnet wurde.

Der Unterricht dauert 3 Jahre, das Schulgeld beträgt für alle Fächer nur 50 Gulden jährlich und müssen die aufzunehmenden Schüler das Alter von dreizehn Jahren erreicht haben.

Somit war schon ein großer Schritt vorwärts gethan, aber als sich durch den Ablauf der Pacht der letzten Verwaltung des Stadttheaters (des Duumbirats Abrecht und van Olfen) eine günstige Gelegenheit darbot, unmittelbar auf das Theater zu wirken, so durfte diese nicht unbenutzt gelassen werden. Einige Mitglieder des Theaterbundes traten mit kunstfreundlichen Capitalisten zusammen, brachten ein Vermögen von 100,000 Gulden zusammen, engagierten eine Gesellschaft der besten Künstler Hollands und bewarben sich selbst um die Leitung der Stadttheater in Amsterdam und Haag, welche ihnen auch bereitwillig verliehen wurde. Obgleich der Wunsch vorlag, auch Rotterdam zu erwerben, so mußte doch dieser Plan aus verschiedenen Gründen vorläufig aufgegeben werden. Der Verein trägt den Namen: Het Hollandsche tooneel, und wird den Verwaltungsrath ein Ausschluß von Literaten, dramatischen Schriftstellern und Künstlern bei seiner Aufgabe unterstützen.

So wird denn am 1. September d. J. eine neue und, wie zu hoffen, bessere Aera in der holländischen Theaterwelt anfangen, denn die Männer, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, bürgen dafür. Wie ich höre, wird die neue Verwaltung einen classischen Anlauf nehmen, und die Reihe der Vorstellungen mit der „Antigone“ eröffnen. Eben wie bei uns die literaturgeschichtlichen Theaterabende und die Aufführung griechischer und römischer Stücke, wird dies als Seltsamkeit bei der gebildeten Welt allgemein Beifall finden, es ist jedoch zu hoffen, daß die blinden Verehrer der Classiker, deren Stücke, gleichgültig ob es steife französische Perrückenträuerspiele, veraltete griechische Tragödien mit den unmöglichen Chören, oder zerrissene und zerhackte Shakespeare'sche Dramen sind, nicht mehr auf die heutige Bühne gehören, und von denen Rückert mit Recht jagt:

... wer sie heut noch gelten
Machen will, den muß ich scheuten,
Wo sie stehen auf den Brettern
Wird die Zeit herab sie schmettern,

nicht die Oberhand gewinnen. Eine solche Verkennung der Jetztzeit wäre umsomehr zu beklagen, da sich unter den neueren dramatischen Dichtern Hollands ein frisches und kräftiges Leben fund gibt, das schon manche Perle zu Tage gefördert hat. Möge man darum des Spruchs eingedenk sein: In our time, for our time!

Sonsbeek bei Arnhem.

Albert Säger.

* * *

Schöne Literatur.

Von Walter Scotts Romanausgabe des Verlags von G. Grote, Berlin, liegt jetzt Quentin Durward vollendet vor. Maurus Jokai, die Komödianten des Lebens. Roman. 5 Thele. in 3 Bdn. (Berlin, Otto Zante.)

Bohrmann-Kiegen, Verlorne Ehre. Charakterbild in 3 Acten. (Preßburg.)

F. v. Heinemann, Der Waffenschmied von Braunschweig Drama in 5 Aufz. (Braunschweig, D. Häring & Co.)

Alfred Oeffermann, Ariadne. Tragödie in 5 Aufz. (Wien, Verl. v. Perf.)

E. Wertheimer, „Cromwell“. Tragödie in 5 Aufzügen. (Leipzig, E. J. Günther.)

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteurs oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin NW., Louisestrasse 32,

adressiren zu wollen.

ABONNEMENT DER „Gegenwart“ PRO III. QUARTAL 1876.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift durch die Post erhalten, erinnern wir hierdurch an die Erneuerung ihres Abonnements pro III. Quartal 1876, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit No. 26 geschlossenen IX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von 1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisestrasse.

EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART“.

Insertate.

Allgemeiner Verein

für Deutsche Literatur.

Der 1. Band der III. Serie ist schon erschienen und an die Mitglieder des Vereins besandt worden:

Titelblätter aus dem Morgenlande

von S. Wamböry.

Der Inhalt der weiteren Bände dieser Serie ist:

Wolkenkuckuck, Fr., Der Sängler von Schiras, Saffische Lieder.

Wächner, L., Aus dem Getreideleben der Thiere.

Dingelstedt, Franz, Literaturbilder.

Goldsbaum, W., Entlegene Eutturen.

Bindau, Paul, Alfred de Musset.

Born, Hieronymus, Philosophie der Sageszeiten.

Für Nichtvereinsgenossen werden diese Werke mit später und zu erhöhtem Preise abgegeben.

Gesammelte Bände sind elegant in engl. Bindungen mit reicher Verkleidung gefunden.

Statuten und Prospect des Unternehmens sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 Mk.

Berlin, 15. Mai 1876.

Verlagsgesellschaft von A. Hofmann & Co., Kommiss. 17.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Mk 50 S., gebd. m. Goldschn. 2 Mk 50 S.

Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von Karl Kraut-Wisbaden.

8. brosch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 5 Mk 60 S.

Der Inhalt: Eine Entdeckung in das Kaiserreich. — Söktai Mör. Ein magyarischer Dichter.

— Ein Ungar in Frankreich 1870/71. (Nach dem „Blutigen Grab“ des Jókai Mör.) — Ein

Penelope in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Nachrichten“ des Malers Lancelot.)

— Unterfuchungen über den Deutungsstab in Ungarn. — Künstler Schätze. (Ein Lebenslauf

in auf- und absteigender Linie.)

Verlag von
Duncker & Humblot in Leipzig.

Soeben ist erschienen und durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Halb-Asien.

Culturbilder aus Galizien, der Buko-
wina, Südrussland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

2 Bände. 8. 44 Bogen in elegantester
Ausstattung.

Geheftet 10 M. (6 fl. 6. W.); in 2 Calico-
bänden 12 M. (7 fl. 20 kr. 6. W.)

Inhalt:

I. Band. „Aus Halb-Asien“ (Einleitung).
— Der Aufstand von Wolowce. — Jü-
dische Polen. — Schiller in Barnow. —
Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen
Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest
(Das Jubiläum der Bukowina; die Grün-
dung der Universität Czernowitz). —
Rumänische Frauen. — Jancu der Rich-
ter. — Gouvernanten und Gespielen. —
Tote Seelen. — Ein jüdisches Volks-
gericht. — Der schwarze Abraham. —
Nur ein Ei.

II. Band. Kossuth-Jagden. — Auch ein
Hochverräther. — Der lateinische Kano-
nier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare.
— Wladislaw und Wladislawa. — Im
Hafen von Odessa. — Die Leute vom
„wahren Glauben“. — Der Richter von
Biala. — Nikolaj Pawloff.

Der bekannte Sittenschilderer des
Ostens bietet hier ein Werk, welches
bedeutenden culturhistorischen Werth
mit farbenfrischer und anziehender Dar-
stellung verbindet. Mit den Verhält-
nissen der geschilderten Länder auf das
Innigste vertraut, von grösster Unbefan-
genheit und strenger Wahrheitsliebe
geleitet, mit seltenem Schilderungstalent
ausgestattet, hat er ein Buch geschaffen,
dessen Werth als orientierende und un-
terhaltende Lectüre ein bleibender sein
dürfte. Wir empfehlen das Werk allen
Freunden ethnographischer und cultur-
historischer Literatur. [H. 32309]

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters
in Deutschland und Frankreich

von Paul Lindau.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 M.

Bergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen
von Paul Lindau.

Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.

Inhalt: Am Rhein! Am Rhein! — No-
landsch, Emß, Stolzenfels. Eine Pfingstreise.
(Mai 1864.) In Coblenz. — Begegnung des
Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan
Abdul Aziz. (Juli 1867.) In Eisenach. — Bei
Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) Auf
Wilhelmshöhe. — Ankunft des gefangenen Kaisers
Napoleon. (September 1870.) Schandau. —
Sommerferien. (Mai 1872.) In Bremen und
Wilhelmshafen. — Mit den Gesehgebern des
Deutschen Reichs. (Juni 1873.) In Versailles. —
Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.)
In Wien. — Bei Hans Matart und Johann
Strauß. (November 1874.) Am Pfälzer. —
Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde die schönsten Bäder und die reinste Seeluft; wegen letzterer ist Helgoland auch als klimatischer Kurort sehr besucht. Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnete gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechslungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Sommerfang, sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven“, Capitain Köhrs.

Vom 10. bis 24. Juni jeden Sonnabend. Vom 25. Juni bis 9. September jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom 10. bis 30. September jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom 1. bis 9. October jeden Sonnabend. — Von Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Samstags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr. Biletverkauf an Bord des Schiffes, desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen. — Von Bremerhaven-Geeftemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende Doppelschrauben-Dampfer

„Nordsee“, Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhaven-Geeftemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammenfällt. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig

jeden Montag von Bremerhaven-Geeftemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Kurort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Ujchen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft erteilen.

Helgoland, April 1876.

Die Direction des Seebades.

BAD HOMBURG

1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus. Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer Villegiatur.

Im Park Skating Rink (Sommerschlittschuhbahn).

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der sächsischen Schweiz gelegene Ort bietet zu den lohnendsten Partien die bequemste Gelegenheit, ist zur längeren Sommerreise vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.

— Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen. —

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola“,

nebst den Dependenzen „Villa Rosa“ und „Villa Bellevue“ liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte Pension nach Schweizer Art.

Soeben erschienen: „Die Antwort“. Eine apologetische und historische Zeitschrift, herausgegeben von D. Paulus Cassel, P. P. 27 S. 50 S. Inhalt: Einleitung. Anti-

kritik gegen Prof. Conrad Bursian. Das Stachelschwein (Name und Symbol). Durch die Post, durch Calvary & Comp. in Berlin und den Herausgeber zu beziehen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro doppelte Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. II. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Opt Feld allein. Von Klaus Groth. — Ueber George Sand. Von B. L. — Macaulay als Schriftsteller. — Das Leben der Seele. Von A. Horwicz. — Karl Braun-Wiesbaden. Von Friedrich Rapp. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Von M. Carriere, C. Walcker und Gerhard von Amhutor. — Inserate.

Die Chinesenfrage in Californien.

Von Theodor Kirchhoff.

(Schluß.)

II.

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: wie ist es möglich gewesen, daß ihr Californier diese Chinesenwirthschaft so lange in eurem Lande geduldet habt? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Afiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissensscrupel anstellte, und kümmerte sich wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Capital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Chinesenviertel handelte; unserer hochlöblichen Polizei waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllenlocale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Duzend Himmlische bei den Köpfen zur Belustigung des Publicums in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest“; aber halb war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kulieneinfuhr beschäftigten selbst die Afiaten; das Publicum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, und Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit unsere „Hoodlums“ (Straßengefindel) sie in diesem gelagten Lande empfangen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten, daß hier Geld zu verdienen sei und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Veruchung für chinesische Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienten, in Californien einen Tagelohn von fünfzig

Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten zu können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums“ Jene von hier fortgehalten hätte; sie ließen sich bereitwillig von den Compagnien als Kulis hierher schaffen, mit der Aussicht, nach einigen Jahren selbstständig und vermögende Leute zu werden. Nun, da die Chinesen, welche wir selbst hergelockt haben, das ganze Land zu überschwemmen drohen, sollen die Unterlassungssünden auf einmal wieder gut gemacht werden. Aber der pfiffige John kennt seinen Vortheil, und es wird schwer halten, ihn, ohne zu Gewaltmaßregeln zu greifen, von diesen Küsten fern zu halten. Diejenigen Chinesen, welche einmal hier sind, werden sich so wie so nicht abschütteln lassen, zumal sie sich zum größten Theil unentbehrlich gemacht haben; es handelt sich jetzt nur darum, die fernere Massenimportation von Afiaten zu verhindern.

Leider haben sich die californischen Staatsgesetze als ganz unzureichend gegen den Influx der Mongolen bewiesen. Die Vereinigten Staaten haben nämlich seit Jahren einen Vertrag mit China, den sogenannten „Burlingame treaty“ (der durch den chinesischen Gesandten Burlingame, einen geborenen Americaner, vermittelt wurde), und den einzelnen Unionsstaaten ist nach der Constitution einem Vertrage mit dem Auslande gegenüber nicht das Recht der Souveränität eingeräumt worden. Nach jenem Vertrage ist es den Americanern gestattet, nach China zu gehen, dort zu wohnen und Geschäfte zu betreiben, und den Chinesen ist dasselbe Recht in America eingeräumt worden. Kulieneinwanderung nach den Vereinigten Staaten ist aber ausdrücklich darin untersagt worden.

Die sechs großen chinesischen Compagnien in San Francisco, welche das ganze Menschenimportgeschäft in Händen haben, verstanden es aber von jeher, den hiesigen Behörden ein X für ein V zu machen; sie haben die Einwanderung nach Californien so eingeleitet, daß die Importation von Kulis ihnen nicht bewiesen werden kann, obgleich kein Vernünftiger daran zweifelt, daß dies der Fall ist. Dabei sind sie reich — sehr reich! — und Meister im Lügen und Bestechen. — Obgleich nun den wenigen in China anässigen Americanern dort gar nicht das Recht der Freizügigkeit nach allen Theilen des himmlischen Reiches eingeräumt worden ist, und es lächerlich wäre, zu behaupten, Jene hätten dort dieselben Rechte, wie hier die Chinesen, hat die Regierung in Washington doch bis jetzt die Gültigkeit des Vertrags, der längst von den Chinesen gebrochen worden ist, aufrecht erhalten. Man scheint dort zu glauben, daß die Handelsverbindung mit China diesem Lande von unendlichem Nutzen sei, daß die Chineseneinwanderung nach Californien uns Californiern speciell einen immensen

Vortheil bringe. Die gänzliche Unkenntniß des chinesischen Nationalcharakters und der hiesigen Zustände entschuldigt die Regierung zum Theil; aber nachgerade scheint ihr doch die Ueberzeugung aufzudämmern, daß die Chineseneinwanderung nach Californien ihre sehr schlimmen Seiten haben muß, da die gesammte weiße Bevölkerung der pacifischen Küste so energisch dagegen protestirt. Was die Handelsvortheile für America anbetrifft, so sind diese, mit Ausnahme des Nuzens, den die Pacificdampfschiffahrtsgesellschaft von der chinesischen Einwanderung erzielt und des Verdienstes, den die Pacificbahn durch den Theetransport gewinnt, ziemlich problematisch. Der directe Handel zwischen San Francisco und China ist, außer der Einfuhr von Thee und von solchen chinesischen Producten, welche die Compagnien zum Bedarf der hiesigen Chinesen selbst importiren, nicht von besonderer Bedeutung; der Export besteht meistens aus Silber.

Als vor nun drei Jahren die Chineseneinwanderung ganz bedenkliche Verhältnisse annahm, ging man in San Francisco zum ersten Male energisch zu Werke, dieselbe auf ein Maß des Erträglichen einzuschränken. Ohne an die Regierung der Vereinigten Staaten um Abhülfe zu appelliren, versuchten es unsere Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter diesen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, womach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern verhindert, und dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie befehen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Böpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die neuerlassenen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöhlen zc., eine Taxe auf Washhäuser zc. wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus“ 1873, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperrn? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, und er freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faulenzeln zu können! Alle Uebelthäter einzusperrn, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisiren — und die im Geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien gaben schließlich die annehmbarsten Ueberzeugungsgründe.

Nach einer Zwischenpause von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen die Importation von chinesischen Dirnen, sowie andere speciell gegen die Chinesen gerichtete Anordnungen, um diesen das Hierkommen gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellirten gegen diese Gesetze, als gegen den Burlingamevertrag verstößend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington annullirte im März 1876 alle gegen chinesische Einwanderung und speciell die gegen lieberliche Frauenzimmer gerichteten Gesetze des Staates Californien als unconstitutionell. Gleichzeitig mit dieser unsere Menschenrechte gleichsam verhöhnenden Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen Ueberfluthung hilflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer

während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Aulis nach San Francisco im voraus gechartert seien, daß extra Dampfer und Segelschiffe für den Transport von chinesischen Auswanderern gemiethet wären und bereits 500 von diesen Hongkong verlassen hätten. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken in's Pulverfaß, und jeder Vernünftige in San Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende asiatische Masseneinwanderung zurückzuweisen.

Die diesmalige Antichinesenbewegung hatte etwas Impo-
santes in der kalten Ruhe, dem furchtbaren Ernste in allen Schichten der Bevölkerung, mit der sie in's Werk gesetzt wurde. Die Behörden gehen einmüthig mit dem Volke zusammen systematisch auf dem Wege des Gezeßes vor. Die sich gegenwärtig im Lande befindenden Chinesen sollen nicht belästigt oder gar vertrieben werden; aber die Völkerwanderung neuer asiatischer Horden nach Californien soll und muß aufhören: gesetzlich, wenn irgend möglich — sonst mit Gewalt!

Literatur und Kunst.

Opt Feld alleen.

Von
Klaus Groß.

Ik hör de Abendkloeken gan,
As ik der gah op't stille Feld.
Geest sáben Slág' — denn sangt je an —
Un um mi ligt en anner Welt.

Twar's Bóm un Blóm un Gras un Korn
Se blivt desülwen as tobör,
Un ówer'n Ort hin wintt de Thorn,
Un achter't Land weg blinkt dat Meer.

Doch in min Dgen as en Schin,
Un in min Hart rin as Gesang —
So treckt wat ówer't Feld darhin,
As Morgenlicht un Dsterklang.

De Dlen je sünd dar un hört,
De lewen Fríinn — ik seh je all —
De Dag weer ut, to Hus war kehrt —
Wa selig klung de Klockenschall!

Dree korte Slág' — de Schall vertreckt —
As in en Netwel dukt de Schin.
Un grön un schön un eenjam streckt
Dat wide Feld sit um mi hin.

Ueber George Sand.

Aus ihrem Leben.

Der Redaktionssecretär des Pariser „Figaro“, Herr A. Perivier — einer der gewandtesten und tüchtigsten französischen Journalisten, der gelegentlich der Verhandlungen des Processes Arnim sich längere Zeit in Berlin aufhielt, und über das, was er in Deutschland gesehen und gehört hatte, eine Reihe von Aufsätzen im „Figaro“ veröffentlichte, die sich durch Unbefangtheit, Objectivität und guten Witz sehr vortheilhaft vor den geistlosen Schmähartikeln der meisten anderen Correspondenten französischer Blätter auszeichneten, und die daher auch in Deutschland

die wohlverdiente Beachtung fanden — hat die Sonntagsbeilage des „Figaro“ diesmal ausschließlich dem Leben der George Sand gewidmet. Er hat aus den Werken der großen Schriftstellerin die auf ihre interessantesten Erlebnisse bezüglichen Stellen excerpirt und aus ihren Briefen an eine Freundin, die ihm zugänglich gemacht worden sind, längere Auszüge mitgetheilt. Im Anschluß an unsern in der vorigen Nummer erschienenen Aufsatz, in dem wir über das Leben der George Sand wenig oder garnichts sagen konnten, und nur an der Hand ihrer eigenen Mittheilungen, oder Mittheilungen der ihr Nächstehenden eine Charakteristik derselben versuchten, wollen wir hier nach dem Material, welches der „Figaro“ bietet, nun noch einige Nachträge geben, von denen wir voraussetzen, daß sie das Interesse unserer Leser hervorzu-rufen geeignet sind.

Es ist bekannt, daß George Sand als Kind wie die meisten kleinen Französinen zunächst der klösterlichen Erziehung überwiesen wurde. Das Kind, das bis dahin sich nur in der freien Luft auf dem elterlichen Gute zu Mohant herumgetummelt hatte, wollte sich in die Einsamkeit des Klosters nicht recht schicken.

„Das Klosterleben sagte mir ganz und gar nicht zu. Das Essen war zwar ziemlich gut, aber darum habe ich mich immer am wenigsten bekümmert. Auf das grausamste hatten wir indessen von der Kälte zu leiden, und gerade in jenem Jahr war der Winter ungewöhnlich streng. Die festgesetzten Stunden zum Aufstehen und zum Zubettgehen waren mir eben so nachtheilig wie unangenehm. Ich bin immer gern spät auf-geblieben und bin nie gern früh aufgestanden. Zu Hause, in Mohant, hatte man mich frei schalten und walten lassen. Abends las oder schrieb ich in meinem Zimmer, und man zwang mich nicht, der Frühlänge zu trotzen. Mein Blutumlauf ist träge, und das Wort „Kaltblütigkeit“ gibt, physisch wie moralisch, eine richtige Vorstellung von meinem Wesen. Ich gehörte zu den ungezogenen Mädchen, ich war außer Stand und Wand. Aber die tollsten Streiche vollführte ich mit einem Ernste, der meine kleinen Mitschuldigen höchlich ergötzte. Die Kälte lähmte mich förmlich, namentlich während der ersten Hälfte des Tages. Die Schlaf-zimmer, die unter dem mansardirten Dache lagen, waren so eifrig kalt, daß ich nicht einschlafen konnte und eine Stunde der Nacht um die andere traurig vom Kirchturm abschlagen hörte. Um sechs Uhr Morgens wurden wir von den beiden Mägden unbarmherzig aus dem Schlafe gerüttelt. Es ist mir immer als etwas sehr trauriges erschienen, bei Nicht aufstehen und sich anziehen zu müssen. Man wusch sich in Wasser, dessen Eiskruste zerschlagen werden mußte, und das gar nicht wusch. Man bekam Frostanschwellungen, und die Füße bluteten in den zu engen Schuhen. Bei Kerzenbeleuchtung ging man zur Messe; der Frost schüttelte Einen durch und durch, wenn man auf der Bank saß, oder man schlief knieend ein in der Haltung der andächtigen Sammlung. Um 7 Uhr Morgens wurde gefrühstückt: ein Stück Brod und eine Tasse Thee. Endlich, wenn man in die Schule kam, sah man zuerst einen hellen Schein am Himmel und ein Wischen Feuer im Ofen. Ich thaut erst gegen Mittag auf; ich hatte furchtbaren Schnupfen und in allen Gliedern heftige Schmerzen. Ich habe über 15 Jahre daran gelitten. Ich sah gelb aus, war apathisch und stumm; und man hielt mich in der Schule für das ruhigste und folgсамste Kind. Ich war nie vorlaut, ich gab keine Antwort, ich brauste niemals auf. Selbst in den Tagen, in denen ich die tollsten Streiche ausführte, wurde ich allgemein geliebt, sowohl von den griesgrämigsten Mitschülerinnen, als auch von den strengsten Lehrkräften und Nonnen. Die Oberin sagte zu meiner Großmutter, daß ich ein „stilles Wasser“ sei. Das Kloster hatte in mir den fieberhaften Drang nach Bewegung, dem ich in Mohant nachgegeben hatte, erstarrt. Das verhinderte aber nicht, daß ich im Monat December auf den Dächern entlang lief, und lange Abende ohne Kopfbedeckung mitten im Winter im Garten zubachte. Waren die Thüren geschlossen, so kletterten wir aus dem Fenster in den Garten. In diesen Stunden lebten wir nur durch das Gehirn, und ich merkte gar nicht, daß ich noch einen Körper mitzuschleppen hatte. Trotz meines bleichen Gesichts und meines eingefrorenen Aussehens war ich innerlich fröhlich. Ich selbst lachte sehr wenig, aber das Lachen der Anderen erreichte meine Ohren und mein Herz. Bei einem tollen Streiche sprang ich nicht vor Lust in die Höhe; aber ich setzte noch einen tolleren darauf.“

Im Kloster hatte George Sand auch eine glänzige Epoche. Ueber das, was sie ihre „Bekehrung“ nennt, spricht sie sich folgendermaßen aus:

„Meine plötzliche Bekehrung ließ mich gar nicht zu Athem kommen. Ich hatte mich meiner neuen Liebe ganz und gar hingegeben und wollte alle Freuden derselben kosten. Ich suchte meinen Beichtvater auf und bat ihn, mich officiell mit dem Himmel auszusöhnen. Es war ein alter Priester, väterlich, einfach, aufrichtig, keusch, wie nur einer, und es war doch ein Jesuit. Aber er hatte einen geraden Sinn und Barmherzigkeit. Am 15. August, Maria Himmelfahrt, nahm ich das Abendmahl. Ich war 16 Jahre alt. Am Abend des 4. August hatte ich jenen unbekanntem Drang, jene geheimen Regungen in mir empfunden, die ich meine Bekehrung nannte. Man sieht, ich ging gerade Wegs auf mein Ziel zu und verlor keine Zeit, um meinen Glauben zu bekräftigen und, wie man sagt, vor dem Herrn Zeugniß zu geben. Dieser Tag, an dem ich das Abendmahl nahm, erschien mir als der schönste Tag meines Lebens. Das Herz war mir voll zum Ueberfließen, und ich fühlte in meiner Zuversicht Kraft.

Wie ich es angefangen habe, um zu beten, — ich weiß es nicht mehr! Die von Alters her festgesetzten Formeln genügten mir nicht; ich las sie freilich aus meinem Gebetbuch ab, um den Vorschriften der katholischen Kirche zu genügen, aber darauf verbrachte ich lange Stunden, während deren ich allein in der Kirche betete, aus dem Vollen heraus, meine Seele ausgoß zu den Füßen des Ewigen und mit meiner Seele meine Thränen, meine Erinnerung an die Vergangenheit, mein schwungvolles Streben in die Zukunft, meine Liebe, meine Ergebenheit, alle Schätze der von Gluth ergriffenen Jugend, die sich weicht und sich rückhaltslos hingab einer Idee, einer unerreichbaren Herrlichkeit, einem Traume inniger Liebe.

Der Sommer ging für mich vorüber in der vollkommensten Seelenfreudigkeit. Ich ging alle Sonntage in die Messe und zuweilen zwei Tage hintereinander. Seitdem bin ich von der verkörperten Idee, das Fleisch eines Gottes zu essen und sein Blut zu trinken, zurückgekommen und finde sie fabelhaft und unerhört; aber damals — was machte ich mir damals daraus?! Ich dachte gar nicht daran. Ich stand unter dem Einfluß eines Fiebers, das nicht nach Vernunftgründen suchte, und ich fand meine Freude darin, nicht zu vernünfteln. Man sagte mir: „Gott ist in Dir, er schlägt in Deinem Herzen und erfüllt Dein ganzes Wesen mit seiner Göttlichkeit; die Gnade läuft in Dir durch das Blut Deiner Adern“.

Diese vollständige Identificirung mit dem Göttlichen fühlte ich wie ein Wunder in mir. Ich brannte, wörtlich, wie die heilige Theresese! Ich schlief nicht mehr, ich aß nicht mehr, ich ging, ohne die Bewegung meines Körpers zu bemerken. Ich legte mir Kasteiungen auf, die ohne besonderes Verdienst waren, da ich nichts mehr in mir zu opfern, preis-zugeben, zu zerstören hatte. Die Länge des Fastens bemerkte ich nicht. Ich schlang mir als Brustgürtel einen Rosenkranz aus Draht um den Hals, der mir die Haut zerriß. Ich fühlte die warme Friese meiner Brusttropfen; anstatt des Schmerzes aber, empfand ich eine angenehme Reizung dabei. Mit einem Worte, ich lebte in der Ekstase. Mein Körper war unempfindlich, er war gar nicht mehr vorhanden. Meine Gedanken schweiften auf ungewöhnlichen und unmöglichen Gebieten umher. Waren es immer dieselben? Nein! Die Mystiker denken nicht; sie träumen ohne Unterlaß, sie leben in Beschaulichkeit, sie sinnen, streben und trachten; sie brennen und verzehren sich wie die Kerze; sie legen sich selbst keine Rechenschaft von diesem Dasein ab, das ein ganz besonderes ist und sich mit nichts vergleichen läßt.“

Ueber die ersten Tage ihrer Selbständigkeit in Paris und über die Gründe, die sie veranlaßt haben, Männerkleider zu tragen, gibt George Sand folgenden Aufschluß:

„Ich fand auf dem Quai St. Michel eine Wohnung, die ungefähr 300 Francs jährlich Miete kostete; ich hatte drei kleine reinliche Zimmer mit einem Balkon, von dem aus ich die Seine und vor mir die riesenhaften Denkmäler von Notre Dame, St. Jacques und die Sainte-Chapelle sehen konnte. Die fünf hohen Treppen waren mir sehr beschwerlich; ich bin nie ein guter Treppensteiger gewesen. Aber da half nichts! Ich mußte eben hinauf, und oft sogar mit meiner wohlgenährten Tochter im Arme! Ich hatte kein Dienstmädchen. Die Portierfrau, die sehr sauber, sehr treu und sehr gut war, unterstützte mich im Haushalte gegen eine Entschädigung von 15 Francs

monatlich. Das Essen ließ ich mir von einem kleinen Gartoch in's Haus bringen; es kostete mich täglich zwei Francs. Meine feine Wäsche wusch und plättete ich selbst. Ich bemerkte, daß ich innerhalb der Grenzen meiner Pension ungefähr auskommen konnte. Die größte Schwierigkeit war die Anschaffung von Möbeln. Ich entfaltete keinen Luxus, wie man mir glauben wird; man schenkte mir Credit und allmählich trug ich meine Schulden ab. Aber so bescheiden meine Einrichtung auch war, sie ließ sich doch nicht von einem Tage zum andern bewerkstelligen. Es vergingen mehrere Monate, bevor ich meine Tochter Solange aus ihrem „Palaste“ zu Nochant — es war verhältnißmäßig ein Palast zu nennen — in meine Dürftigkeit bringen konnte, ohne daß sie darunter zu leiden hätte, ohne daß sie es überhaupt nur bemerkte. Mit der Zeit ordnete sich Alles, und sobald ich sie bei mir hatte, konnte ich mein Leben zu einem ganz stabilen machen; ich ging nur bei Tage aus, um sie im Garten des Luxembourg spazieren zu führen, und verbrachte alle Abende am Schreibtische bei ihr. Der Himmel kam mir zu Hülfe. Während ich auf meinem Balcon einen Keschadtopf pflegte, machte ich die Bekanntschaft meiner Nachbarin, die sich den größeren Luxus, die Pflege eines Orangentopfes auf ihrem Balcon, verstatten durfte. Ihr Mann war Elementarlehrer; sie hatte eine reizende Tochter von 15 Jahren, die sanft und bescheiden war, mit blonden Haaren und niedergeschlagenen Augen, und die mein Kind von Herzen liebte. Diese liebenswürdige Familie bot mir an, meine Kleine mit andern Kindern, die beim Lehrer Unterricht nahmen, spielen zu lassen, wenn sie sich in meinem Dachstübchen langweilen sollte oder der Gleichartigkeit derselben Vergnügungen überdrüssig würde . . .

Bis dahin, das heißt, bis zu dem Augenblick, wo meine Tochter mit mir in Paris war, hatte ich ein weniger bequemes und sogar sehr ungewöhnliches Leben geführt, das aber schnurgerade auf mein Ziel zuing. Ich wollte mein Budget nicht überschreiten, ich wollte mir kein Geld leihen. Meine Schuld von 500 Francs, die einzige, die ich in meinem Leben gehabt habe, hatte mich genug gequält! Und wenn Herr Dubevant*) die Zahlung verweigert hätte! Er zahlte übrigens ohne den geringsten Anstand, aber ich habe sie ihm doch erst in dem Augenblick zu entdecken gewagt, als ich sehr krank war, und fürchten mußte, „insolvent“ zu sterben. Ich suchte Arbeit, ich fand sie nicht. Ein kleines Portrait von mir war im Schaufenster des Kaffeehauses in demselben Hause, in dem ich wohnte, ausgestellt; aber es kamen keine Käufer. Ich hatte die Portierfrau portraitiert, aber die Ähnlichkeit war verpufft, und das konnte mir in der Nachbarschaft schaden!

Ich hatte Lust zu lesen, aber ich hatte keine tüchtigen Bücher. Außerdem war es Winter, und es ist nicht sehr ökonomisch zu Hause zu bleiben, wenn man die Holzschette zählen muß . . . Ich hatte den sehnlichen Drang, den Provinzialen abzustreifen und mich von den Dingen, den Ideen und den Formen meiner Zeit zu unterrichten; ich fühlte die Nothwendigkeit heraus, ich hatte die Wißbegierde dazu. Von den modernen Künsten kannte ich außer den hervorragenden Werken so gut wie nichts. Besonders lebhaft war in mir der Wunsch, das Theater kennen zu lernen. Ich wußte sehr wohl, daß eine unvermögende Frau in Paris sich diese Vergnügungen nicht gestatten konnte. Balzac hat gesagt: „Wenn man nicht 25,000 Francs Rente hat, hat man nicht das Recht in Paris eine Frau zu sein“. Dieses elegante Paradoxon wurde für ein Weib, das eine Künstlerin sein wollte, zur Wahrheit. Doch sah ich, wie meine Landsleute, meine Jugendfreunde in Paris mit eben so wenig auskamen, wie ich hatte, und dennoch von Allem, was vorging und was die gebildete Jugend interessieren kann, Kenntniß nehmen konnten. Die Vorgänge auf literarischem und politischem Gebiete, die Aufregungen des Theaters und der Museen, der Clubs und der Straße, — sie sahen Alles, sie waren überall. Ich hatte eben so gute Beine wie sie; hatte jene guten kleinen Füße aus dem Bern, die auf schlechten Wegen zu gehen, und in dicken Holzschuhen die Balance zu halten verstanden. Aber auf dem Pflaster von Paris war ich wie ein Schiff auf dem Eise. Die feinen Schühchen plakten mir in zwei Tagen auf; die Absätze machten mich stolpern; ich verstand es nicht, das lange Kleid aufzuraffen. Ich beschmuzte mich, ermüdete mich, erkältete mich und sah, wie meine Schuhe und meine Kleider, — von den kleinen Sammtstückchen, die von den Dachrinnen begossen wurden, gar nicht zu reden, — mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit in Stücke gingen. Diese Beobachtung und Erfahrung hatte ich schon gemacht, bevor ich noch daran gedacht hatte, mich in Paris niederzulassen, und ich hatte meiner Mutter dies Problem

vorgelegt, da diese ein ganz behagliches und elegantes Leben mit einer Pension von 3500 Francs geführt hatte. Wie kann man in diesem abhüchlichen Klima die Ansprüche der bescheidensten Toilette befriedigen, wenn man nicht von acht Tagen sieben in feinen vier Pfählen eingeschlossen bleiben will? Meine Mutter hatte mir geantwortet: „Das ist sehr leicht möglich, wenn man mein Alter und meine Gewohnheiten hat. Als ich aber jung war, und dein Vater kein Geld hatte, war er auf den Gedanken gekommen, mir Knabenkleider anzulegen. Meine Schwester machte es ebenso, und nun gingen wir zu Fuß überall hin, mit unsern Männern in's Theater, auf alle Plätze.“ Dabei machten wir in unserm Haushalt eine Ersparniß von 50 Procent“. Das erschien mir zuerst lustig und dann geradezu jünnreich! Ich hatte schon in meiner Kindheit Knabenkleider getragen, war in Blouse und Camaschen auf die Jagd gegangen und fand gar nichts Außerordentliches dabei, eine Kleidung wieder anzulegen, die mir nicht neu war. Zu jener Zeit unterstützte überdies die Mode eine solche Verkleidung in ungewöhnlicher Weise. Die Männer trugen lange Ueberrocke, die bis zum Haden hinabgingen und die die Form der Hüfte so wenig zeigten, daß mein Bruder, als er in Nochant seinen modernen Rock anzog, mir lachend gesagt hatte: „Nicht wahr, das ist doch sehr hübsch? Es ist modern und genirt nicht! Der Schneider nimmt sein Maß nach einem Schilderhaus und es paßt dann dem ganzen Regiment!“ Ich ließ mir also so einen „Ueberrock à la Schilderhaus“ machen — aus grauem Tuch; und aus demselben Stoff Hose und Weste. Mit meinem grauen Hut auf dem Kopfe und mit einem dicken wollenen Halsstuch sah ich genau aus wie ein junger Student im ersten Semester. Ich kann gar nicht beschreiben, welches Vergnügen mir meine Stiefel bereiteten! Ich hätte am liebsten damit geschlafen, wie es mein Bruder in seiner Jugend gethan hatte, als er das erste Paar bekommen hatte. Mit den eisenbeschlagenen kleinen Absätzen stand ich fest auf dem Pariser Pflaster. Ich durchstreifte Paris von einem Ende bis zum andern; ich glaube, ich hätte so eine Fußpartie durch die Welt machen können! Meine Kleider brauchten nicht geschont zu werden, ich konnte bei jeder Witterung ausgehen, und konnte zu jeder beliebigen Stunde nach Hause kommen, konnte in's Parterre aller Theater gehen, kein Mensch beachtete mich und keiner hatte eine Ahnung von meiner Verkleidung. Abgesehen davon, daß ich mich ganz behaglich darin fühlte, beseitigte auch der Mangel aller Kofetterie in der Kleidung wie in der Physiognomie jeden Verdacht. Ich war zu schlecht angezogen und sah zu einfach aus, — zerstreut, beinahe verduht, wie gewöhnlich, — um die Blicke auf mich zu lenken oder an mich zu fesseln. Gewöhnlich verstehen die Weiber es nicht, sich zu verkleiden, nicht einmal auf der Bühne. Sie wollen die schlanke Feinheit ihrer Taille nicht opfern, nicht die Niedlichkeit ihrer Füße, die Anmuth ihrer Bewegungen und den Glanz ihrer Augen. Es gibt aber eine Art und Weise überall unterzuschlüpfen, ohne daß irgend Jemand darauf achtet, und mit leiser und gedämpfter Stimme zu sprechen, die nicht wie eine Flibe in die Ohren der Nachbarn schallt. Wenn man als Mann nicht auffallen will, muß man allerdings schon die Gewohnheit angenommen haben, auch als Weib nicht auffällig gewesen zu sein.

Ich ging übrigens nicht allein in's Parterre, nicht weil ich dort nüchternere Menschen gefunden hätte als wo anders, aber wegen der bezahlten und unbezahlten Claque, die damals sehr streitsüchtig war. Namentlich bei den ersten Vorstellungen gab es Stöße und Püffe, und ich war nicht kräftig genug, um gegen die Menge zu ringen. Ich stellte mich immer in die Mitte eines kleinen Bataillons mir befreundeter Landsleute, die eine Art Schutzmauer um mich bildeten. Eines Tages aber, als wir sehr nahe dem Plage unter dem Kronleuchter standen,***) und ich ohne Biererei, aber ganz treuherzig und unbefangen gähnen mußte, hätte nicht viel gefehlt, daß ich mit den Claqueurs Skandal bekommen hätte. Sie nannten mich einen Friseurgehülfsen. Bei der Gelegenheit bemerkte ich, daß ich auch zornig werden konnte, und wenn meine Freunde nicht zahlreich genug gewesen wären, um die Claque zum Schweigen zu bringen, so glaube ich, daß ich mich hätte todtschlagen lassen.“

*) Es ist zu bemerken, daß früher in den Pariser Theatern die Damen zum Parquet und Parterre nicht zugelassen wurden; diese Einrichtung besteht zum Theil noch.

**) Die Claque befindet sich bekanntlich in den Pariser Theatern gerade unter dem Kronleuchter; die Mitglieder dieser edlen Kunst werden daher die „Ritter vom Kronleuchter“ genannt (Chevaliers du lustre).

*) Der geschiedene Gatte der George Sand.

Wir schließen unsere Auszüge mit einer kurzen Charakteristik Gambettas von George Sand, die sich in den letzten „Briefen eines Reisenden“ befindet. Diese Briefe wurden während der Kriegszeit 1870/71 geschrieben. Die Charakteristik hat deswegen Bedeutung, weil sie aus einer Zeit datirt, in der der Dictator noch auf der Höhe seiner Macht stand. Es heißt da:

„Gambetta hat eine zweideutige und heftige Art und Weise, die Dinge zu sagen, welche billige denkende Gemüther nicht ohne Weiteres überzeugt. Ich habe sehr schöne und gute Reden von dem Redner gelesen; aber der Publicist ist bejammernswürdig. Er ist wortreich und dunkel, sein Enthusiasmus hat einen gewöhnlichen Ausdruck, es ist der pathetische Wortschwall in seiner ganzen Plaktheit. Ein Mann wie er, der mit einer großartigen und verzweifelten Mission betraut ist, sollte originell, klar, bewegt sein. Gambetta scheint bei der Sucht, sich populär zu machen, seine ganze Individualität preisgegeben zu haben. . . Die Enttäuschung, die mich seit einigen Tagen ergriffen hat, — seit ich seine Circulare, die man so sehnsüchtig erwartet und so furchtbar bewundert, gelesen habe, — diese Enttäuschung wälzt auf meine Traurigkeit und auf meine Besorgniß eine neue ungeheure Last! Heute Morgen (2. Januar 1871) wurde eine neue Depesche von Gambetta, die sich schon im Druck befindet, angekündigt, und von der man sagte, daß sie sehr wichtige Nachrichten enthielte. Wir warteten mit Ungeduld darauf und hätten ihm alle Gemeinplätze gern geschenkt, wenn er uns nur einen Sieg oder nützliche Reformen hätte melden können. Aber ach, es ist die Rede, die er in Bordeaux gehalten hat, und die er uns als Neujahrsgeschenk berehrt! Die Rede ist inhaltsleer und kalt. Nur sehr wenige Redner können die Lectüre vertragen. Advocaten haben mit den Komödianten das gemein, daß sie uns sogar mit einem banalen Gedanken in banaler Form rühren und bis auf's Neueste bewegen können. Gambetta ist vermuthlich ein großer Schauspieler, denn er ist ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller.“

Am 10. Juni fand das Begräbniß der George Sand in Nohant statt. Von bedeutenden Persönlichkeiten waren Renan, Flaubert, Alexander Dumas und Prinz Napoleon erschienen. Bei strömendem Regen bewegte sich der Zug nach dem kleinen Dorfkirchhofe. Der Generalrath des Departements hielt eine herzliche Leichenrede und Victor Hugo ließ durch einen seiner Anverwandten eine von ihm aufgesetzte Rede verlesen, die indessen keinen guten Eindruck machte.

Während der letzten Tage ihres Lebens hatte ihr der Arzt verboten, viel zu rauchen und angestrengt zu arbeiten. Um sich die Zeit zu vertreiben, fing sie wieder an zu malen; und so endete die große Schriftstellerin, wie sie begonnen hatte, — mit dem Pinsel in der Hand. Ihre letzten Skizzen sollen außerordentlich originell und talentvoll gewesen sein. „Etwas Gewöhnliches zu leisten, war diese erstaunliche Frau außer Stande,“ sagt Adrian Marx, „diese Frau, die in der Vergangenheit ihresgleichen nicht gehabt hat, und wahrscheinlich auch in der Zukunft ihresgleichen nicht haben wird.“

F. L.

Macaulay als Schriftsteller.

Hat jemals ein Schriftsteller größeren Erfolg gehabt, als Macaulay? Man darf es bezweifeln. Gleich der erste Aufsatz, welchen er für das „Edinburgh Review“ schrieb, der über Milton, stellte ihn in den Augen seiner Nation auf einen Vorderplatz und er war damals doch erst fünfundschwanzig Jahre alt. Diese berühmteste aller Zeitschriften der Welt — wenn man etwa die „Revue des deux Mondes“ ausnimmt — hing dann in dem Absatz ihrer einzelnen Vierteljahreshefte Jahre lang geradezu von seinen Beiträgen ab. Er bekam das Gefühl, für seine schriftstellerischen Arbeiten jeden Preis fordern zu können. Sie gesammelt wieder herauszugeben trug er gleichwohl lange Bedenken; sie dächten ihm hastige und unvollkommene Leistungen, nach denen er, namentlich als er schon mit seinem großen Geschichtswerk beschäftigt war, sich nicht gern beurtheilen lassen wollte. Verunglückte Sammlungen ähnlicher Art von gefeierten Tageschriftstellern, wie z. B. Foublanque, schreckten ihn, und er verglich ein solches Unter-

fangen mit demjenigen eines Malers der Gegenwart, der sein Bild von der Kunstausstellung, auf welcher es eine leidliche Figur macht, wegnimmt und in die Nationalgalerie hängt unter so gefährliche Nachbarn wie die Rafael's, Rembrandt's und Claude Lorrains. Als er zuletzt aber durch die wachsende Unverschämtheit amerikanischer Nachdrucker dennoch genöthigt ward, dem Drängen seines Verlegers zu weichen, überstieg der Absatz rasch die kühnste Erwartung. Seine Essays waren bei der siebenten Auflage zu einer Zeit, in welcher seine berühmtesten beiden Vorgänger in der Edinburger Zeitschrift Jeffrey zwei und Sydney Smith vier Auflagen erlebt hatten. Longmans allein setzten 120,000 Exemplare ab; die „Reisebibliothek“ gleichzeitig von einzelnen dafür ausgesuchten Artikeln 130,000. Dabei ist der Verkauf bis heute von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen: zwischen 1843 und 53 ging die Gesamtausgabe durchschnittlich in 1230 Exemplaren jährlich, zwischen 1853 und 64 in 4700, seit 1864 in mehr als 6000 Exemplaren. Aber selbst dieser außerordentliche buchhändlerische Erfolg wurde noch durch den der „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs des Zweiten“ überboten. Die gefeiertsten Romane Walter Scott's, die Modenovellen des Tages fanden sich durch dieses Werk ernster Wissenschaft in die zweite Linie gedrängt. Ein einziger Band ging 1858 in 12,024, 1864 in 22,925 Exemplaren ab. Der amerikanische Staatsmann Everett schrieb dem Verfasser, außer der Bibel und einem oder zwei Schulbüchern sei in den Vereinigten Staaten kein Buch je zu gleicher Verbreitung gelangt. Auf dem europäischen Continent hatte Tauchnitz in einem halben Jahre nach dem Erscheinen des dritten und vierten (bei ihm des fünften bis achten) Bandes fast 10,000 Abdrücke verkauft. Zu einer und derselben Zeit waren sechs Uebersetzer in's Deutsche damit beschäftigt. In mindestens elf andere Sprachen ist das Geschichtswerk ebenfalls übertragen worden. Sein Verfasser fand auf diese Art zu seinem Verdruß, daß er nicht nöthig gehabt hätte sich nach Ostindien zu verbannen, um ein reicher Mann zu werden. Er wurde es durch seine Schriftstellerei noch einmal. Wie die Leser aber, so die Kritik. Ein politischer Gegner, den Macaulay vorläufig literarisch vernichtet hatte, war fast die einzige Stimme, welche sich abfällig vernehmen ließ. Sonst wetteiferten, wie einst bei Addison, die Tories mit den Whigs, den Musterchriftsteller der letzteren in den Himmel zu heben. Wer ihm in England noch allenfalls am wenigsten wohlwollte, schrieb seinen unerhörten nationalen Erfolg auf eine geschickte Anpassung an die Stimmung seiner Landsleute und Zeitgenossen. Aber auch diese Begrenzung greift fehl. In einer und derselben Woche des Herbstes 1849 kamen ihm einmal beifällige Anzeigen des ersten und zweiten Bandes aus Heidelberg, Charleston und Paris zu. Während er allerdings seinen nächsten Lesern nicht blos Belehrung darzubieten, sondern vor Allem auch Vergnügen zu bereiten wünschte, schrieb er doch zugleich, wie er in seinem Tagebuch erklärt, mit einer weit zurückliegenden Vergangenheit und mit einer fernen Zukunft beständig vor Augen; und wosfern nicht alle Anzeichen trügen, wird in der That sein Ruhm als Schriftsteller und Geschichtsschreiber dauern.

Einem Meister von solcher Bedeutung blickt man gern einmal in die Werkstatt. Dort läßt sich, wenn auch nicht hinter Geheimnisse kommen, dergleichen gerade die höchste Kunst ja selten hat, so doch einigermaßen das Verfahren ermitteln, aus welchem die Schöpfungen, welche uns entzücken und zur Bewunderung hinreißen, hervorgegangen sind. Die Lebensbeschreibung Lord Macaulays von seinem Neffen Trevelhan, die seit kurzem auch in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen ist, gewährt durch Briefe, Tagebuchblätter und andere Mittheilungen gerade für die Würdigung der literarischen Art und Größe ihres Gegenstandes reichlichen Stoff, von dem eine kleine Auswahl den Lesern vielleicht willkommen sein wird.

Macaulay besaß im höchsten Grade, wie er selbst von Burke sagt, jene edle Gabe, die den Menschen befähigt in dem Vergangenen und dem Zukünftigen, in dem Entfernten und in dem Wesenlosen zu leben. Aber seine Phantasie schweifte nicht ziellos im Blauen umher; ein zäh festhaltenbes, reich angefülltes Ge-

bächtniß nährte und ein klarer, gesunder, höchst entwickelter Verstand beherrschte sie. Er liebte es sein lebelang Luftschlösser zu bauen. Allein woraus bestanden sie? Aus endlosen Unterhaltungen mit den großen Männern der Geschichte über die Fragen, welche ihnen in ihrer Zeit zu schaffen gemacht hatten; aus genauen Vergewärtigungen des Lebens, das einst über die Stätten dahingegangen war, welche er gerade besuchte. Dies zog ihn mehr an als die todte Natur, selbst in der reizendsten Landschaft oder der erhabensten Wildniß. Mindestens ebenso sehr wie die politische hält die literarische Geschichte seinen Sinn gefangen; denn es waren die Höhen menschlicher Culturentwicklung, um die sein Geist zu schweifen liebte, nicht die graue Dämmerung der ersten Anfänge oder halberleuchtete, wirre Jahrhunderte. In der sogenannten antiken Welt und in der Geschichte Englands seit der Republik war er zu Hause wie kaum ein zweiter Sterblicher. Die Kraft seines Gedächtnisses grenzte an's Unbegreifliche. Er konnte beispielsweise alle Päpste hersagen, alle Erzbischöfe von Canterbury, alle Senior-Wranglers oder Primusse der Universität Cambridge. Wenn die häusliche Unterhaltung einmal stockte, so pflegte er ihr einen neuen Antrieb zu geben, indem er etwa nach den sämtlichen Staaten der Union, oder den Ministerpräsidenten von England, oder den hauptsächlichsten Schriftstellern und Künstlern eines beliebigen Landes fragte. Zwei Jahre vor seinem Tode lernte er zur bloßen Abwechslung vom Schreiben den vierten Act des „Kaufmanns von Venedig“ auswendig, die Stelle im Lucretius über den Untergang aller Dinge, alles Beste aus dem Catull und 360 Verse von Martial. Was er einmal im Kopfe besaß, wollte er auch nicht wieder verlieren. Als ihm sein Deutsch zu entweichen drohte, las er jeden Tag hundert Seiten Schiller. Er hatte es gelernt, als er im Jahre 1838 aus Ostindien heimkehrte, mit zehn Stunden täglich ein halbes Jahr hindurch. Der romanischen Sprachen hatte er sich schon vorher bemächtigt. Anzufangen pflegte er mit dem Neuen Testament, das er ungefähr auswendig wußte, und das ja leicht in jeder Sprache gedruckt zu haben ist.

An den Spielen von Gedächtniß und Einbildungskraft zugleich, wie Macaulay sie über Alles liebte, nahm eine seiner Schwestern, die spätere Lady Trevelyan, eifrigen Antheil, — was vielleicht, beiläufig bemerkt, erklärt, weshalb er sich nicht verheirathete. Ihrem Manne fiel die Art von Verkehr, welche zwischen Bruder und Schwester herrschte, Anfangs nicht wenig auf. Sie sprachen über Pepsy, Horace Walpole, Dr. Johnson, Frau von Genlis, den Herzog von St. Simon und die Umgebungen, in denen diese Herrschaften gelebt hatten, als wären sie ihre eigene Welt und Zeit. Bald benahmen sie sich wie einer der Charaktere von Miss Austens Novellen, bald redeten sie in den Phrasen des „Sir Charles Grandison“ von Richardson oder der „Selina“ von Francisca Burney. In Ermangelung seiner Schwester oder eines andern Gefährten unterhielt sich Macaulay mit seinen Lieblingsbüchern; aber nicht etwa bloß so, daß er sie gelesen und wieder gelesen hätte, sondern er füllte jeden weißen Fleck in ihnen aus mit Bemerkungen und Ausrufen von einer Lebhaftigkeit, wie man sie sonst nur im Gespräche braucht. Gespräch war überhaupt seine Leidenschaft; die stärkste, wo nicht die einzige. Schon als junger Mann erwartete er sich den Ruhm, einer der geistreichsten, unterrichteststen und unterhaltendsten Gesellschafter Londons zu sein. Lady Holland, deren Salon damals am meisten gesucht und gefeiert war, wollte ihn deshalb durchaus nicht nach Calcutta ziehen lassen. Andere berebete Männer fanden ihn allerdings erklärlicher Weise redselig, und Sydney Smith, der zu diesen gehörte, freute sich nach seiner Rückkehr von Indien, daß er nun doch auch zuweilen den glänzenden Einfall zu schweigen habe. In Deutschland sind wir bis jetzt nicht gewohnt, auf gute Unterhaltung so hohen Werth zu legen, wie das in England und Frankreich schon seit geraumer Zeit und insbesondere auch in Macaulays Schriften geschieht. Es könnte aber wohl nicht schaden, wenn unsere Cultur sich darin der englisch-französischen näherte. Es würde am Ende auch der nationalen Literatur zu Statten kommen.

Als Jeffrey den ersten Beitrag Macaulay's für das „Edinburgh Review“ empfing, war es ihm ein unlösbares Räthsel,

woher der junge Mensch seinen Stil genommen habe. Wir können daraus entnehmen, daß dieser Stil schon beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn eine nachdrücklich ausgeprägte Eigenthümlichkeit besessen haben muß. In gewissem Sinne war er mit fünfundsanzig Jahren als Schriftsteller fertig und reif. Zwischen dem letzten Bande der Geschichte Englands und dem „Milton“ oder „Macchiabelli“ ist die handgreiflichste Verwandtschaft. An Entwicklung hat es Macaulays Stil natürlich auch nicht gefehlt; und zwar war es bis zuletzt ein Fortschritt, in welchem sie sich bewegte, eine Abstreifung jugendlicher Gewaltthatigkeit und Uebertreibungslust zu Gunsten classischen Maßes inmitten der unverändert fortbauenden Fülle. Aber so stetig ist selten ein Fortschritt gewesen, so nahe liegt kaum jemals das der Vollendung nahe Ende einer literarischen Laufbahn dem glänzenden Anfang.

Macaulay spricht in einem seiner Essays beiläufig von einer Invasion deutschen Stils, die auf die früherer Herrschaft französischer Wendungen und Gedankenformen in England gefolgt sei. Es könnte wohl sein, daß es theilweis ein ziemlich bewußter Gegensatz wider das Eindringen Goethe'schen oder Jean-Paul'schen Periodenbaues war, was ihn auf seine kurzen Sätze, seine starken Beinwörter, seine harten und grellen Antithesen brachte. Die Poesie Wordsworth's, den unsere romantische Schule hauptsächlich angeregt hatte, war ihm gründlich zuwider. Er deutet auch bei der uns jetzt mitgetheilten brieflichen Erwähnung des Entschlusses Deutsch zu lernen darauf hin, daß er gegen „gewisse Deutsche“ einen fast leidenschaftlichen Widerspruch in sich empfand. Statt oder neben dem militärischen Despotismus Friedrichs des Großen sind dies möglicher Weise einige unserer berühmtesten Schriftsteller gewesen. Lessing freilich gewiß nicht; dessen „Laokoon“ erfüllte ihn mit der größten Bewunderung. Auch wohl nicht Schiller, dessen Dramen er gleich hinter Shakespeare stellte und zu dessen Geschichtschreibung er wiederholt mit Genuß zurückgriff.

Der Gefahr Manier zu werden, die in Macaulays Stile liegt, war er sich bewußt. Er hatte natürlich bei soviel Erfolg keinen Grund ihn nicht für gut zu halten; aber es sei ein Stil, sagte er doch selbst, der leicht ausarten und dann sehr schlecht werden könne. Im Allgemeinen, denke ich, hat er immerhin mehr gelungene als ausgeartete Nachfolge hervorgerufen. Die Leitartikel und Correspondenzen der englischen Presse tragen von ihm eine deutliche Spur. Auch der eine oder andere unserer schriftstellernden Landsleute schreibt ein wenig Macaulay'sch, und die gesammte deutsche Schriftstellerei, soweit sie dem öffentlichen Leben dient, ist knapper, gedrängter, kräftiger und klarer geworden, seitdem sie die fünf Bände Essays in der Tauchnitz-Ausgabe unter ihre regelmäßigen Nahrungsmittel aufgenommen hat.

Aus der Literatur allein ist diese Stilreform überhaupt nicht zu verstehen. Sie verdankt ihren Impuls dem Interesse, die breiten Schichten des mit einigem Wohlstand, einiger Muße und einiger Bildung gesegneten Bürgerthums zu ständigen Lesern heranzuziehen. Macaulay, müssen wir uns gegenwärtig halten, schloß sich der Whigpartei zu der Zeit an, als ihr Kampf gegen das ganz reactionär gewordene lange Toryregiment seine heftigste Form annahm. Es galt die Reihen der liberalen Opposition zu erweitern und in sie den Geist feurigen und entschlossenen Angriffs zu gießen. Mit gedehnten Perioden, abgegriffenen Wendungen und matter, halbdunkler Ausdrucksweise war da nichts zu machen. Die energischen Töne Burke's und Mirabeau's mußten wieder erklingen. Addison's Wig und Grazie waren gut, aber noch besser angebracht die Gewalt, mit welcher Junius einst seine Invektiven gegen die Minister und den Hof geschleudert hatte.

Nachdem dann die Wahlreform von 1831 durchgesetzt war, an der Macaulay nicht allein als Redner im Unterhause, sondern vor Allem als Regenerator des öffentlichen Stils seinen Antheil hatte, trat für seine schriftstellerische Bedeutung der äußerst günstige Umstand ein, daß er für vier volle Jahre von der Hauptbühne des öffentlichen Lebens auf eine Nebenbühne zurücktrat. In Calcutta ließen ihm die Geschäfte seines Amtes, so bedeutungsvoll sie an sich waren, Muße genug zu einer Lectüre von kolossalem Umfang. Er nahm zu ihrem wesentlichen Gegen-

stande die alten Classiker. In welchem fast erschöpfenden Umfange er sie las, und zwar zum guten Theil zweimal, dreimal und noch öfter, zeigen die gelegentlichen Uebersichten seines Tagebuchs. Daß er Zeit dazu hatte, rechnet er ohne Zweifel mit Recht zu den höchsten Segnungen seines überhaupt so glücklichen Lebens; und da es das indische Amt war, welchem er so viel zusammenhängende Muße verdankte, so ist es ihm mit diesem am Ende auch gegangen wie Saul, der seines Vaters Gelimnen zu suchen ausging und ein Königreich fand. Er übernahm es, um ein zur Unabhängigkeit ausreichendes Vermögen zu erwerben, das er seinem Geiste nicht verdanken wollte. Es trug ihm aber mehr als ein Vermögen ein, nämlich eine Erhöhung seiner schaffenden Kraft zu wahrer und voller Classicität. Die meisten Menschen geben sich mit den großen alten Autoren nur allenfalls noch als weltunkundige junge Leute oder als satte und müde Greise ab; und diejenigen, welche aus der Beschäftigung mit ihnen einen Lebensberuf machen, die Philologen von Fach, entbehren meist des umfassenden historischen Studiums, entbehren so gut wie immer der praktischen Kenntniß politischer Geschäfte und des öffentlichen Lebens, ohne welche man den Cäsar oder Cicero nur halb genießt und den Thucydides höchst unvollkommen würdigt. In letzterem, und in ihm eigentlich allein, sah Macaulay sein historiographisches Vorbild. Er nahm ihn wieder vor, so oft er einen Abschnitt seines eigenen Geschichtswerkes fertig hatte, um dann zu finden, daß das Muster noch immer unerreicht über ihm stehe, und sich so von Neuem gegen die berauschende Wirkung eines Erfolgs ohne Gleichen zu stählen. Aber nicht blos zu Hellenen und Römern, auch zu den anderen Meisterwerken der Literaturgeschichte kehrte er beständig zurück. Damit erhielt er seinen Geschmack rein und seine Darstellungsweise mannigfaltig. Da jedoch selbst für seine fabelhaft geschwinde Leseweise und die Unermüdblichkeit seiner selbst auf dem Spaziergang regelmäßig gebüßten, bis zum letzten Athemzuge vorhaltenden Leselust die Ausnahme eine Grenze hatte, so kam der Stoff, welchen jeder Tag frisch aus dem Nichts heranbringt und meistens auch sofort wieder in's Nichts hinabstürzt, über dem, welcher ein für allemal vorhanden ist und bleibt, natürlich zu kurz. Er konnte der zeitgenössischen Literatur nur in ziemlich beschränktem Maße folgen. Wir erfahren aus der Lebensbeschreibung, daß er in Buche kaum, in Carlyle und Ruskin gar nicht hineingesehen hat. Von seinen deutschen Fachgenossen scheint er außer Schiller nichts als Niebuhrs römische Geschichte und Ranke's „Päpste“ kennen gelernt zu haben. Dahlmann, Mommsen und H. v. Sybel hätten ihm sonst doch auch wohl gelegentlich ein Wort des Beifalls abgeloct.

Inmerhin ist es besser, nach dieser als nach jener Seite hin des Guten zu wenig zu thun, wenn man sich auf der Höhe des geistigen Standpunktes behaupten will. Macaulay war durch den Beginn seiner schriftstellerischen und politischen Laufbahn tief in Tagesinteressen heruntergezogen worden. Klar und gemeinschaftlich zu schreiben, auf die Durchsichtigkeit des Gedankens die äußerste Mühe zu verwenden, war ihm deshalb das erste aller Stilgebote; das zweite aber, den Leser lebendig anzuziehen, ihn gut zu unterhalten, ihm die Lectüre zum reichsten und feinsten Genuße zu machen. Im Tagebuch finden wir ihn einmal seine Verwunderung darüber aussprechen, daß so wenige Autoren sich Sorge machten um eine vollkommen durchsichtige und genaue Ueberlieferung ihrer Meinung. Daher komme es — oder komme es umgekehrt daher? — daß den Lesern für tief gelte, was lediglich dunkel sei, und nur was dunkel sei. Aber er ruft sich dann Muth zu: „Um's Jahr 2850, wo werden da eure Emersons sein? Den Herodot wird man auch dann noch lesen!“ Vielleicht schreiben wir für die „Emersons“ von 1850 heute schon soviel wie 2850.

Da er so glücklich gestellt war, nicht um des Erwerbes willen schreiben zu müssen, so schrieb er nur, wenn die goldene Ader seines Geistes willig floß. „Wie kann ein Schriftsteller hoffen, daß Andere zu lesen anüßiren wird, was ihm kein Vergnügen ist zu schreiben?“ An Rousseau — den er eigentlich haßte, obgleich er seine Büste im Arbeitszimmer stehen hatte, als ein Geschenk aus dem Nachlasse des guten alten Lord Hol-

land — erkannte er zwar die Geisteskraft und Beredsamkeit an, sprach ihm aber doch „den wichtigsten aller Reize“ ab, nämlich seinen Leser angenehm zu unterhalten. Halb im Scherze, halb im Ernste gelobte er sich, seine Geschichte so zu schreiben, daß sie für ein paar Tage wenigstens auf den Tischen der jungen Damen den neuesten Roman verdränge. Der Werth, welchen er selbst und die ihn umgebende Welt auf gute geistreiche Unterhaltung legte, das Bewußtsein seines hohen Talents zu erzählen, daß ihm aus dem wohlgefüllten Schatze des Gedächtnisses und der zu jedem Dienste bereiten zauberkräftigen Phantasie floß, dazu die Gewöhnung an ausharrenden Fleiß und die Verfügung über die reichsten Mittel, um auf jede wünschenswerthe Hülfquelle die Hand zu legen, — das Alles mußte ihn vorwärts treiben in der Richtung nach einer Kunst, der es auf nichts weiter ankam, als auf Blenden, Gefallen, Fesseln für so viele Leser wie nur immer möglich. Da sorgte denn das nie verlassende Bild der großen alten Meister dafür, daß über dem Tage, für den er zunächst schrieb, das Bild der Zukunft vor seinen Augen blieb, in die er sich wünschte an der Seite jener Unsterblichen hinauszuwandern, und die nur das Willig-Gelbe erlebt.

Macaulay war zu früh berühmt geworden und hatte seinen Ruhm sich treu genug bleiben sehen, als daß es ihm je hätte einfallen können, demselben künstlich nachzuhelfen. Er durfte gewiß in einiger Sorge sein, als er sich mit den altrömischen Volksballaden — Lays of ancient Rome — auf einem schwierigen Felde in einer ihm neuen Kunstgattung, die eigentlich über seine Kräfte hinauslag, versuchte. Trotzdem verbat er es sich auf das Bestimmteste von dem Verleger wie von seinen Freunden, das Buch irgendwie zu puffen. Das „Edinburgh Review“ durfte, so lange er ihm Beiträge lieferte, weder seines Namens noch seiner Sachen gedenken. Es war seine feste Ueberzeugung, daß jedes Buch sich seinen richtigen Platz in der Schätzung der Menschen selbst erobere, und daß die geschäftigste, geringschätzigste Kritik keinem Buche je soviel Schaden gethan habe, wie sein eigener Inhalt.

Er nahm überhaupt inmitten des Standes, welchem er angehörte, eine ungewöhnlich einsame und vornehme Stellung ein. Für die Tagespresse hat er allem Anschein nach niemals eine Zeile geschrieben; für Zeitschriften vom ersten Augenblick an nur auf seine eigenen Bedingungen hin, so daß er schrieb, was er wollte, nicht was Andere bei ihm bestellten, und Alles angenommen wurde, was er anbot, und mit geringer Ausnahme ganz so, wie er es übergab. Bulwer wollte ihn einmal bewegen, einem Schriftstellerverein beizutreten; er lehnte es entschieden ab. Die „Fehler des Standes“, deren er in den Essays wiederholt gedenkt, Empfindlichkeit, Eifersüchtelei, Eitelkeit u. s. f. schreckten ihn zu sehr. Gegen die Abhängigkeit des Schriftstellers vom Buchhändler, des schöpferischen vom handelstreibenden Factor der Literatur, war er in seinem reizbaren und wachsamem persönlichen Stolze so ängstlich auf seiner Hut, daß er deshalb hauptsächlich nach Indien in die „Verbannung“ ging, und Mißtrauen setzte in die Selbsterhaltungsfähigkeit der glänzendsten und gesuchtesten Feder, von welcher die literarische Geschichte aller Völker weiß. Aber wenn er ihr auch die Patronage einer politischen Partei vorzog, so wahrte er andererseits dieser gegenüber unbedingt seine Würde und blieb in seinem Bewußtsein immer Schriftsteller. Er hat nie den Schatten eines Gedankens aufkommen lassen, als seien die einträglichsten, ihn ernährenden und zuletzt reich machenden Aemter, welche er den Führern der Whigs verdankte, im entferntesten mehr als die angemessene Vergütung für Dienste, welche er ihnen und dem Lande leistete. In Lord Lansdowne verehrte er den Mann, welchem er unter allen Menschen am meisten zu danken habe; man lese Macaulays Briefe an ihn, ob da die Spur einer andern Unterordnung ist, als der des jüngeren gegen den älteren Mann, ob er sich ihm nicht vollständig gleichstellt! Wenn man den rechten Eindruck erhalten will, wie hoch er den Schriftstellerstand achtete und geachtet zu sehen verlangte, so muß man in dem „Essay“ über Madame d'Arblays Tagebuch die Born und Verachtung sprühende Stelle lesen, in welcher er den Eintritt der hoffnungsvollen jungen

Romandichterin Francisca Burney in ein untergeordnetes Hofamt bespricht, oder in dem wundervollen Aufsatz über Addison die Schilderung des politischen Werthes guter Stilisten und Lebensdarsteller. Macaulay war als gefeierter Parlamentsredner wie als Staatsbeamter in den höchsten Stellen bis zur Cabinetsmitgliedschaft hinauf der höchsten politischen Ehren seiner Nation theilhaftig geworden, die ihn dann schließlich auch noch unter ihren gesetzgebenden Adel im Oberhause aufnahm, aber für seinen dauerhaftesten Anspruch auf Bedeutung und Ruhm hat er stets gehalten, was er als Schriftsteller geleistet, — als Schriftsteller über wissenschaftliche Gegenstände zwar, aber nicht als Gelehrter im engeren und älteren Sinne des Wortes. Die Schriftstellergilde braucht deshalb keiner anderen Kunst, nicht der der Gelehrten und nicht der der Staatsmänner diesen, ihren erfolgreichsten Genossen zu überlassen.

Das Leben der Seele.

Ein gutes und wichtiges Buch, ein Buch, das bei strengem wissenschaftlichem Ernst und großem Tiefgehalt ein im besten Sinne des Wortes populäres genannt zu werden verdient, Lazarus' *Leben der Seele*, hat in zweiter stark erweiterter Auflage vor kurzem die Presse verlassen. Das Buch, welches in dem bescheidenen Gewande seiner ersten Auflage in weiten Kreisen fruchtbar und anregend gewirkt und Allen, die es kennen gelernt, lieb und werth geworden ist, liegt jetzt in ungleich stattlicherem Gewande vor uns da. Was Verfasser S. VII des Vorworts zur 1. Auflage mit als Zweck desselben bezeichnet, durch „eine freiere, von dem Schulzwang entseelte und der gebildeten Welt zugängliche Form“ — „einen Beitrag zur Förderung höherer Bildung“ zu liefern: das darf als im Wesentlichen von ihm erreicht bezeichnet werden. Zwar, was er uns gibt, ist keine umfassende, systematische Darstellung des Ganzen des seelischen Lebens, es sind eben Monographien, d. h. Darstellungen einzelner Theilgebiete. Wenn das Demjenigen als Mangel erscheinen mag, der par tout auf's Ganze gehen will und über alle seelischen Fragen rasche und sichere Belehrung verlangt (ein solcher mag z. B. den Lindner in die Hand nehmen), so ist es für die Gründlichkeit und Tiefe der Behandlung der einzelnen ausgewählten Stoffe vom entschiedensten Vortheil. Denn gerade durch diese Beschränkung vermag Verfasser uns in seine Stoffe so tief hinabzuführen, als es ein Compendium der Psychologie nimmermehr vermöchte. Ueberhaupt dürfte die Zeit der Compendien, d. h. der systematischen auf Alles prompte und bestimmte Antwort gebenden Lehrbücher für die Psychologie auf eine ganze Weise vorbei sein. Es gibt des Neuen so viel, das Ansehen des Alten ist so tief erschüttert, die Meinungen wirbeln so bunt und widersprüchsvoll durch einander, daß der Weg der Einzelrecherche noch für lange Zeit als der weitaus lohnendere und aussichtsvollere erscheint.

Auch das rechnen wir dem Herrn Verfasser zu nicht geringem Verdienste an, daß er sich „von dem Schulzwang entseelte“. Zwar wenn man (S. VI) liest, daß Herbart der Psychologie „ein unerlöschliches Fundament bereitet, die Bahn bezeichnet, auf welcher allein sie fortschreiten — kann“, wenn man hört, daß seine „Statik und Mechanik des Geistes“, „der Mechanik des Himmels“ nicht nur an die Seite zu setzen, sondern „weit vorzuziehen — sei“, dann muß man sich darauf gefaßt machen, nicht viel Anderes als eine Wiederholung jenes aus Drobisch, Zimmermann, Lindner, Schilling, Waiz u. A. zur Genüge bekannten Schemas zu erhalten. Indessen dazu kommt es doch nicht. Wie anderen Orthodogen geht es auch dieser so, daß, wenn erst dem Bedürfniß des Zeugnißablegens kräftig Genüge geschieht, Jeder mit seinen kleineren oder größeren Privattheorien zum Vorschein kommt. Bei unserem Verfasser vollends tritt das Zeugnißablegen ganz in den Hintergrund. Statt in verba magistri zu schwören, zieht er es vor, den Spuren der Meisterin Natur,

der einzigen Autorität, die wir anerkennen, nachzugehen. Er ist freien unbefangenen Geistes genug, von dem neueren, ganz anders gearteten Aufschwünge unserer Wissenschaft wenigstens in ihren hauptsächlichsten Vertretern Kenntniß zu nehmen. Er sondert z. B. in einer Bemerkung gegenüber Wundts *Physiol. Psychologie* seine Sache ausdrücklich von der der Herbart'schen Psychologie (S. 286) und S. 232 lesen wir: „die Psychologie ist noch zu jung, um schon als Führer dienen zu können“, ein Satz, den ein richtiger Vollblut-Herbartianer schwerlich unterschreiben würde. So finden wir die schroffsten Einseitigkeiten und Härten der Herbartianischen Psychologie vom Verfasser überall glücklich vermieden, er tritt nirgend auf als dogmatischer Schulphilosoph, sondern mehr als heuristischer Analytiker, d. h. als suchender Zergliederer.

Freilich muß man auch nach der analytischen Seite seine Anforderungen an den Verfasser sofort begrenzen. Wie er nirgend das Ganze des Seelenlebens zu behandeln unternimmt, so will er auch im Einzelnen mit der untersuchenden Sonde niemals so tief hinabreichen, daß er das dunkle zwischen Leib und Seele gelegene Zwischengebiet der primitiven Entwicklungen und Prozesse, ein Gebiet, das noch so wenig aufgeschlossen ist und so viel der beruuhigenden Zweifel und Streitigkeiten in sich schließt, zu berühren genöthigt wäre. Damit fällt es uns nicht ein, den wissenschaftlichen Werth seiner Untersuchungen herabzusetzen. Das Princip der Theilung der Arbeit, dessen Nothwendigkeit und Begrenzung Verfasser S. 38 und 71 ff. so geistvoll behandelt, erlirakt seine Geltung nicht bloß über die verschiedenen Theile einer Wissenschaft, sondern läßt auch eine Anwendung auf die verschiedenen Behandlungsweisen zu. So bleibt in der Psychologie für die rein begriffliche Analyse noch gerade genug und sogar mehr zu thun, als wir Aussicht haben in der nächsten Zeit aufzuarbeiten, und es ist daher nicht bloß zulässig, sondern nothwendig, daß ein Theil der Psychologen auf diesen Theil der Arbeit sich beschränkt, während ein anderer Theil der Arbeit allerdings darin bestehen muß, die psychologischen Begriffe, wie Vorstellen, Denken, Erinnern, Begehren, die als solche einfach, an sich aber noch höchst zusammengesetzt sind, auf einfache Elementarprocesse zurückzuführen und möglichst aus der zu Grunde liegenden physiologischen Function zu erklären. Beide Theile bedingen sich gegenseitig und werden in der Psychologie der Zukunft sich zur Einheit ergänzen. Wenn hier von einem Früher oder Später die Rede sein soll, so werden wir nicht Anstand nehmen, die psychische Begriffsanalyse für eine nothwendige Voraussetzung der physiologischen zu erklären. Wenigstens wird Niemand mit letzterer allein in dem Wirrsal der primitiven Entwicklungen Ordnung zu schaffen hoffen dürfen, bevor er sich nicht in der Technik der höher entwickelten Begriffe, die eben durch ihre Entwicklung nun als selbständige Naturproducte gegeben sind, sattelfest gemacht und an ihnen feste Zielpunkte und Leitfäden für die primitivere Analyse gewonnen hat.

Wenn wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf den speciellen Inhalt des Werkes übergehen, so finden wir den Plan der ersten Auflage im Wesentlichen beibehalten. Der vorliegende erste Band enthält wiederum wie früher die drei Monographien: „Bildung und Wissenschaft“, „Ehre und Ruhm“ und „Der Humor“. Neu hinzugefügt ist: „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit“. Der zweite Band soll wiederum wie bisher „Geist und Sprache“, „Ueber den Tact“ und „Die Vermischung und die Zusammenwirkung der Künste“ und die neue Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sitten“ enthalten. Ein dritter Band, der diesen beiden unmittelbar nachfolgen soll, wird „Vom Gedächtniß“, über „Die Freundschaft“ und „Die Spiele“ und noch ein Capitel aus der Lehre vom Gesamtgeist enthalten. Das Werk hat also eine erhebliche Erweiterung im Ganzen erfahren, abgesehen davon, daß bei den einzelnen Abhandlungen mehrfache Zusätze und Aenderungen vorgekommen sind.

Da eine gründliche Besprechung aller Abhandlungen zu viel Raum erforderte, so übergehen wir die erste „Bildung und Wissenschaft“ mit kurzer Erwähnung, nicht weil sie uns weniger gefällt oder weniger werthvoll als die andern erscheint, sondern weil sie an eigentlichem psychologischen Gehalt am wenigsten enthält und

in den Rahmen dieses Buches nicht recht hinein zu passen scheint. Die Arbeit soll die Stelle einer Einleitung vertreten, und in der That wird uns in derselben u. A. auch der Plan zu dem Werke mitgetheilt. Ueberhaupt ist sie nach Form und Inhalt der Art, daß sie eher für ein Stück aus einer Einleitung in die Philosophie als für ein ausgewähltes Capitel der Psychologie gelten kann. Dem Leser gewöhnlichen Schlages, der nicht gerade auf Psychologie verfaßten ist, geschieht damit kein Schade, er erhält, ob psychologisch oder nicht, jedenfalls etwas sehr Gutes. Die Begriffe Bildung, Wissenschaft, Polyhistorie, Philosophie werden sorgfältig fixirt, gegen einander abgegrenzt und die Gegenstände selbst in ihrem Wesen, Werth und gegenseitigen Verhalten bestimmt, und Alles das in einer so vortrefflichen populären Darstellung, daß wir jedem Gebildeten, der über das Wesen dessen, was seinen werthvollsten Besitz ausmacht, die Bildung, zu voller Klarheit zu gelangen wünscht, kaum etwas Geeigneteres und in jeder Hinsicht Förderlicheres zu empfehlen wüßten.

Den psychologisch interessantesten Theil des Buches bildet die zweite Monographie „Ehre und Ruhm“, während die dritte sich mehr auf ästhetischem, die vierte auf dem uns gleichfalls ferner liegenden völkerpsychologischen Gebiete bewegt. Wir glauben dem Leser keine bessere Vorstellung von dem Buche und keine dringlichere Anregung zu eigener Lectüre geben zu können, als wenn wir uns mit unserem Referat ausschließlich auf diese eine Abhandlung beschränken.

Die Ehre ist eins der wichtigsten Phänomene, interessant, denn sie ist wissenschaftlich noch so sehr dunkel und scheint wie ein lustiges Phantom jedes ernstlichen Versuches der Bergliederung zu spotten, wichtig, denn die stärksten ethischen, pädagogischen, politischen u. Interessen zeigen sich ganz eng mit ihr verknüpft. Sie ist so lustig, so unmaßbar wie ein elektrisches Fluidum, aber auch ganz so stark und mächtig als dieses. „Ehre hat Städte gegründet und zerstört, Kriege erweckt und geführt, Bündnisse der Völker geschlossen und gelöst, Fürsten und Staaten erhoben und gestürzt.“ Es nützt deshalb auch gar nichts, vom hohen Throne der Vernunft, Religion oder Moralität auf die Ehre als auf eine Art von moralischem Aberglauben herabzusehen. Die Ehre ist ein Ding eigener Art, sie hört nicht auf Vernunftgründe, sondern nur auf Ehrengünde. Man muß durchaus suchen, sie aus ihrem eignen Wesen zu verstehen, ehe man dazu übergehen darf, in pädagogischer oder ethischer Beziehung mit ihr das Mindeste anzufangen.

Man pflegt darüber zu streiten, ob das Wesen der Ehre zu den Gefühlen, Vorstellungen oder zu den Begierden gehört. Diese Controverse hält Verfasser für durchaus unwesentlich (S. 137). Darin möchten wir ihm nicht ganz beistimmen. Denn wenn es auch ganz richtig ist, daß, wie er bemerkt, die Ehre sowohl als Ehrgefühl wie auch als Ehrbewußtsein und Ehrbegierde auftritt, so wird doch Eins von diesen Dreien das Frühere sein müssen; und zwar wird dies wohl das Ehrgefühl sein, indem das sog. Ehrbewußtsein nur ein Bewußtsein von Ehrgefühl und die Ehrbegierde nur eine vom Ehrgefühl geweckte Begierde sein dürfte. Und thatsächlich geht auch unser Verfasser im definirenden Theil seiner Abhandlung überwiegend vom Ehrgefühl aus.

Das Ehrgefühl führt Verfasser nicht weiter als auf die beiden Begriffe des Selbstgefühls und des Selbstbewußtseins zurück (S. 131). „Diese beiden, Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, zwar für den Psychologen die schwersten Begriffe, sind doch rein thatsächlich für jeden Einzelnen durch die innere Erfahrung die sichersten und festesten.“ Das „Selbst“ ist hier nicht das reine Ich (als Fichte'sches Subject-Object), sondern das sog. empirische Ich. „Ich muß dies und das thun, unterlassen und dgl. heißt in Wahrheit: ich, der ich diese Bildung besitze, diesem Stande, dieser Familie angehöre, diese Pflichten, Pläne zu erfüllen habe, u.“ Das Selbstgefühl — oder Selbstbewußtsein — enthält außer dem Fühlen, inneren Wahrnehmen und Erfassen seines Selbstinhaltes noch eine Schätzung desselben. Zugleich haben alle psychischen Acte die wesentliche Eigenschaft, unsere Vorstellungen und Gedanken zu sein, den Inhalt unseres

Selbstbewußtseins zu bilden, daselbe gewissermaßen zu erfüllen und zu erweitern.

„Ehre und Ehrgefühl ist nun eine solche Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch sie. Daß ich auch in dem Vorstellungskreise eines Andern und nicht bloß in meinem eignen Existenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von Andern gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre.“

Es werden nun mehrere Formen und Stufen des Ehrgefühls unterschieden. Die wichtigste und durchgreifendste Unterscheidung ist diejenige der subjectiven und objectiven Ehre. Das Selbstbewußtsein als Selbstvorstellung und Selbstschätzung beruht gewissermaßen auf einer Verdoppelung des Ich, indem daselbe sich als ein zwiefaches unterscheidet, nämlich als ein solches, welches anschaut und schätzt, und als ein solches, welches angeschaut und geschätzt wird. Die Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch sie kann nun sowohl die subjective Persönlichkeit betreffen als auch die objective; „jenes, indem die Andern, wie wir selbst uns denken und schätzen, dieses, indem unsere Gedanken und Thaten von Andern nachgedacht und nachgethan, zu deren objectiver Persönlichkeit werden.“ (S. 136.) Einigermassen mit dieser verwandt, wenn auch nicht ganz mit ihr zusammenfallend ist die Unterscheidung in Individual- und Gesamt-Ehre (Standes-, Volks-, Staats-Ehre), insofern die Ehre, die unserem Stand erwiesen wird, unsere objective Persönlichkeit betrifft.

Wie sich zu diesen Unterscheidungen die nun zu besprechende Stufenfolge der Ehre verhält, ist mir nicht völlig klar geworden; irre ich nicht, so sollen die niederen Stufen mehr der subjectiven, die höheren der objectiven Ehre entsprechen und scheint zwischen beiden ein fließender Uebergang angenommen zu werden.

„Die erste Stufe ist das im Selbstgefühl keimende Streben, auch im Andern als ein Selbst gedacht zu werden, der Wunsch von den Andern beachtet, überhaupt eine Person und ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit für sie zu sein“ (S. 138). Diese Stufe, auf der es beruht, wenn dem Soldaten es schmeichelhaft ist von seinem Feldherrn beim Namen genannt zu werden, und wenn es für höchst ehrenrührig gilt, von dem Andern einfach ignoriert zu werden, wird als die des Kindes dem Erwachsenen gegenüber charakterisirt, wenngleich sie, wie angegeben ist, in allen Lebensverhältnissen vorkommt. Während diese auf der einfachen Selbsterfassung und Selbstwahrnehmung beruht, entspringt die zweite Stufe dem Selbstgefühl als Selbstschätzung. „Der Mensch will von dem Andern nicht bloß erkannt sondern anerkannt, nicht bloß beachtet, sondern geachtet sein.“ (S. 140.) Diese Stufe ist vorwiegend dem Jugendalter eigen und sie wird am meisten durch das Verhältniß des Schülers zu seinem Lehrer charakterisirt. Die dritte Stufe der Ehre ist die des Mannes unter Männern (S. 142); sie ist ihren Gründen und ihrem Wesen nach von der vorigen nicht verschieden, wie diese beruht sie auf der Selbstschätzung, welche der mittlere und durchschnittliche Begriff der Ehre ist, sie ist vorwiegend Selbstehre, nur sind ihre Wirkungen entsprechend der Altersverschiedenheit etwas andere, sie ist nicht mehr so heftig und reizbar, mehr in dem Kreise der eignen Handlungen begrenzt und gesättigt, dafür aber treten auch dem idealen Moment der Ehre vielfach äußere materielle und praktische Triebfedern hinzu; — „zur Ehre sollen die Ehren, zur Würde Würden, zur Anerkennung Geltung und Einfluß kommen.“ (S. 143.)

Im Anschluß hieran wird nun das besonders stark ausgebildete Ehrgefühl der geschlossenen Kreise: Studenten, Officiere, Adel und das damit eng zusammenhängende Duell, in ruhiger, objectiver Weise besprochen, und wie uns dünkt, völlig zutreffend charakterisirt. Ideale Momente, der Einfluß des festen, gesellschaftlichen Gefüges, die Geschlossenheit dieser Stände, die Gleichartigkeit und Einfachheit der Lebensbeziehungen (denn mit Recht bemerkt Verfasser, daß die Meinung der uns Gleichen uns noch wichtiger ist als selbst diejenige der Höherstehenden) wir-

ken mit Gewohnheit, Ueberlieferung u. A. zusammen, dem Ehrgefühl innerhalb jener Stände eine besondere Macht und Bedeutung zu verleihen.

Die Standesehre bildet bereits den Uebergang zur objectiven Ehre d. i. zur Erweiterung meiner objectiven Persönlichkeit, „indem nicht blos mein individuelles Selbst, sondern zugleich die Gesamtheit, zu welcher ich gehöre, in mir geschätzt und geehrt wird“. Auch diese Form der Ehre hat verschiedene Abstufungen. Die höchste Stufe derselben ist, „wenn der Einzelne die Ehre der Gesamtheit selbst bildet, schafft“ — „indem er der Gesamtheit den Charakter und die Vorzüge erst selbst verleiht“ (S. 192). Dieser höchste und wahrhafteste Sinn des Wortes, in welchem auch von der „Ehre Gottes“ die Rede sein darf, kommt der Hauptsache nach nur dem höchsten Adel der Menschheit, der erlesensten Geistesaristokratie, den Stiftern von Gemeinschaften, den großen Dichtern, Denkern, Entdeckern und Erfindern zu. „Jeder große Denker und Lehrer, Staatsmann oder Künstler lebt so in seiner Nation, denn seine Gedanken und Thaten werden Gedanken und Thaten der Nation“ (S. 195). Hierher gehört auch die Ehre des Fürsten, der, wie Verfasser meint, allerdings in gewissem Sinne die Nation ist, „wenn er wirklich die gesammte Lebenskraft des Staates in Bewegung setzt und wenn er — es nicht sagt, wie Ludwig XIV.“.

Diese höchste Stufe der Ehre führt zum Ruhm, welcher wie die Ehre eine Erweiterung des eignen Selbstgefühls in Andern ist und von ihr sich nur durch den Umfang des Kreises Derjenigen, bei denen man ihn sucht, unterscheidet, indem der Ruhm die Grenzen der Zeit und des Raumes überschreitet (S. 197) und auch bei Fernstehenden, Unbekannten Ehre sucht, während die einfache Ehre nur die Bekannten und Gegenwärtigen im Auge hat.

Nachdem auch noch dem Gegenpart der Ehre, der Schande, eine kurze ergreifende Darstellung gewidmet worden, wendet Verfasser sich zur sittlichen Würdigung des Ehrgefühls. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, das Ehrgefühl bekämpfen und verwerfen zu wollen, was nur blödem Rigorismus und verkehrter Kirchlichkeit beifallen kann. Das Streben nach objectiver Ehre „ist selbst nur der Ausdruck der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen“ (S. 207). Man braucht nicht eben ein Genie, eine Luther oder Goethe zu sein, um an dieser höchsten Ehrenstufe seinen Theil zu haben. Ein Stück, einen Abglanz von diesem höchsten Ehrenkleinod kann Jeder erringen, wenn er danach strebt eine Pflanze seines Standes zu sein, demselben Ehre zu machen. Aber auch die subjective Ehre darf ihren sittlichen Werth, ihre moralische Berechtigung beanspruchen. „Der Erwerb der Ehre ist nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht des Menschen“ (S. 209). „Wer das Urtheil aller Menschen verachtet ist selbst verächtlich“ (S. 210). Solcher goldenen Worte könnten wir manche ausziehen. Doch wir müssen zum Schlusse eilen.

Vor den sittlichen Verirrungen des Ehrtriebes sollen uns zwei Principien schützen. „Auch die Ehre, dies scheinbar Allerpersönlichste, soll aus einem höheren Gesichtspunkte als aus dem des Egoismus gesehen werden“ (S. 208). Natürlich, denn die Ehre kann verlangt und erlangt werden von dem Einzelnen nicht im Gegensatz zur Gesamtheit, sondern nur als Glied der Gesamtheit. Und zweitens der wahre Schwerpunkt, der Compas und das Richtmaß aller Ehre ist die Selbstschätzung, die Selbstehre. Nur wer „das Steuer seines Lebensfahrzeuges allezeit scharf und einzig in der Richtung“ dieses festen Punktes lenkt, wird die klipperreiche Schylla (ehrlöse Demuth) und die Charibdis falschen Ehrgeizes aller Art (Unmaßung, Eitelkeit zc.) glücklich durchschiffen (S. 224).

Wir können zum Schlusse nicht umhin, diesen eben so tief als wahr, eben so sittlich hoch als menschlich natürlich gedachten Grundsätzen recht weite Verbreitung und volle Beachtung in unserem Volke zu wünschen. Den germanischen Völkern ist die Ehre von jeher „eine Art von eigener Religion“ gewesen. Davin wurzelt ihre Kraft und ihr Adel, darin ihre Stärke und ihr Gedeihen. Das deutsche Volk hat insbesondere in dem nahen sprachlichen und historischen Zusammenhange der Begriffe „Ehre“

und „ehrlieh“ ein feines und tiefes Verständniß, ein ahnungsvolles Partgefühl in Sachen der wahren Ehre an den Tag gelegt. Gott verhüte, daß uns das jemals abhanden komme, daß dieser blanke Spiegel unserer Ehre sich zu trüben, diese feine und starke Triebfeder unseres sittlichen Handelns zu rosten beginne, daß uns das Wort „Ehre“ identisch werde mit dem falschen, hohlen und kahlen Flitterstaat äußerlicher Scheinehre.

A. Sorwitz.

Karl Braun-Wiesbaden.

1. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterie von Karl Braun (Wiesbaden). Fünf Bände, zweite, genau durchgesehene und fast vermehrte Auflage. Hannover 1876, Karl Kümmler.
2. Reisebilder von Karl Braun-Wiesbaden. Stuttgart 1873, August Auerbach.
3. Reisestudien von demselben und dafelbst, beide Bände unter dem gemeinschaftlichen Titel: Skizzenbuch.

Brauns Bilder aus der deutschen Kleinstaaterie haben schon bei ihrem ersten Erscheinen (1869) den unbedingten Beifall der politisch denkenden Kreise unseres Volkes gefunden und den besten Beweis für ihre allgemeine Verbreitung dadurch geliefert, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine neue Auflage und theilweise Umarbeitung des verdienstvollen Werkes nöthig geworden ist.

Es ist darum auch jeden Falls viel zu spät, diese neue Auflage in ausführlicher Besprechung der deutschen Leserkwelt empfehlen zu wollen. Dagegen scheint es mir, angesichts der neuerdings sich wieder heftig geltend machenden politischen Strömungen, eine Pflicht der Selbsterkenntnis und Selbstkritik, den eigentlichen Charakter und die bleibende Bedeutung dieses Braunschen Hauptwerkes gerade für unser heutiges politisches Leben näher hervorzuhellen.

Braun hat durch seine Kleinstaaterie ein neues literarisches Genre geschaffen. Mag es auch nicht groß sein, so ist es zum Verständniß unserer nationalen Entwicklung doch unerläßlich, und es läßt sich voraussehen, daß es Tugende von mehr oder minder glücklichen Nachfolgern und Nachahmern finden wird. Erst seit der Willkür und den schlimmen Leidenschaften des politischen Raubbaus ein fester Staatsgedanke entgegengetreten ist, erweitert sich auch der geschichtliche Blick, welcher vom neu gewonnenen Standpunkte aus zurückschauend, scharf zwischen dem Schein und dem Wesen der Dinge unterscheidet und eine höhere Anschauung von den Pflichten und Aufgaben des Staates sowie der Staatsbürger gewinnt. — So wird unwillkürlich die Freude an der Gegenwart zur Kritik unserer Vergangenheit, und die willkommenen Materialien zu dieser Kritik, die gründliche Kenntniß dieser Vergangenheit liefern uns culturgegeschichtliche Arbeiten wie die Braunschen. Schon vor ihm haben Chronikenschreiber, Localhistoriker oder Reisende manche Thatfachen aufbewahrt, welche zu kennen für uns vom größten Interesse ist; aber keiner von ihnen beherrscht dieses Gebiet wie Braun, keiner hat bewußt wie er, diese an sich oft heiteren und düsteren Bilder unter einen größern Focus gebracht, keiner sie einer höhern Idee dienstbar gemacht. „Mir ist es — sagt Braun zur Bezeichnung seines Standpunktes, Band I, S. 206 — gar nicht darum zu thun, ein Buch zu schreiben, sondern einen politischen Act zu vollbringen, um dadurch auf das gegenwärtig lebende Geschlecht einzuwirken zu dem Zwecke, daß es rascher und entschlossener an die Bewältigung der ihm in der nächsten Zukunft bevorstehenden Aufgaben herantritt. Wird dieser Zweck erreicht, dann kommt es mir gar nicht darauf an, ob meine bescheidenen Aufzeichnungen, was ich kaum zu hoffen wage, auf die Nachwelt kommen. Möge der volle Tag nur recht bald anbrechen! Was liegt daran, wenn bei seinem Anbruch die Fackel, welche durch Nacht und Dämmerung den Weg zeigte, gelöscht und weggeworfen wird? Vorwärts!“

Braun ist übrigens ein ebenso guter Darsteller und Erzähler als Volkswirth und Rechtshistoriker. Er erkennt also

nicht allein, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern weiß bei der reichen Fülle seiner Kenntnisse und der durch sie bedingten Vielseitigkeit seiner Vergleichs- und Gesichtspunkte in den Kern der Dinge einzubringen, ohne je den Leser zu ermüden oder gar ungeduldig zu machen. Dieser mag irgend einen Aufsatz aus den vorliegenden Bänden herausgreifen, er wird in jedem reiche Belehrung finden und seinen geistigen Horizont erweitern. Ja ich sage nicht zu viel, wenn ich den Satz aufstelle, daß der general reader — man verzeihe den fremden aber bezeichnenden Ausdruck! — d. h. der nicht gelehrte, der nach Bildung strebende Leser aus Brauns Büchern mehr deutsche Rechts- und politische Geschichte, mehr Volkswirtschaft und namentlich die Wechselwirkung zwischen den politischen Systemen und der wirtschaftlichen Entwicklung oder auch umgekehrt besser lernen kann, als aus einem Duzend gelehrter Compendien. Jöge Braun den gelehrten Schein und Pöppel der Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung vor, so würde er seine Arbeiten mit Citaten spicken und Anmerkung zu Anmerkung fügen, um mit seiner Quellenforschung und Belesenheit zu prunken. Er gibt sich aber einfach und natürlich wie er ist, und hält es für seine Pflicht, zu seinen Lesern zu sprechen, wie ein gebildeter Mann zu seines Gleichen, so daß ihn also auch Jedermann leicht versteht. Stillschweigend oder laut verlangend zieht sich aber durch jeden Aufsatz der Ruf nach der Größe und Freiheit des Vaterlandes, der höhern Einheit, welche erst in unseren Tagen so manche schrille Dissonanz versöhnt hat. So finden wir uns überall, auch den ferner gelegenen Jahrhunderten gegenüber, mitten in den Strömungen der Gegenwart, so gewinnen wir erst durch das Studium dieser trostlosen vergangenen Zeit das richtige Verständnis für unsere nächsten politischen Aufgaben. Dann aber, last not least, schildert Braun uns meistens mit ursprünglichem Behagen seine eigenen Erlebnisse, denn er ist groß geworden und hat selbst gelitten unter allen den Auswüchsen und dem Unfug dieser Kleinstaaterie, er hat von Jugend an nur zu reiche Gelegenheit gehabt, sie in ihren sonst unbelauschten Augenblicken sowohl als in ihren Haupt- und Staatsactionen zu beobachten, zu verachten und zu hassen. Braun liefert zu dem Bismarck'schen geflügelten Worte vom „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel deutscher Fürsten“ den erläuternden Text und Commentar, ja er läßt dem kleinstaatlichen Dünkel keinen Schlupfwinkel mehr, in welchem er seine Schande verbergen könnte.

Ich weiß, man belächelt heutzutage in manchen Kreisen diese Kleinstaaterie vornehm als einen längst überwundenen Standpunkt und thut, als ob mit der äußeren Constituirung des Reichs ein Rückfall in die alte Verkümmernng ganz unmöglich geworden sei. Als ob es keine Mittelstaaten, kein Bayern, Württemberg und Sachsen gäbe, als ob die Reichsverfassung, welche durch einen mühsamen Compromiß die ideale Grenzlinie zwischen dem Rechte des großen Ganzen und dem Ansprüche der Theile zog, nicht noch täglich von diesen Theilen in Frage gestellt oder bestritten würde? Heine sagt einmal, jeder Deutsche habe den Gensdarmen in seiner Brust. Ich möchte seinen Ausspruch heutzutage dahin beschränken, daß die große Mehrzahl der Deutschen den Particularisten in ihrer Brust hat, und daß der Particularist im Berliner ebenso mächtig ist als im Böblinger oder Frankfurter. Oder haben wir's denn wirklich schon so herrlich weit gebracht, daß wir alle Lehren der Vergangenheit in den Wind schlagen können, welche uns Braun mit so berebten Worten zu Herzen führt? Gewiß nicht! Wir brauchen uns nur im heutigen Reiche umzusehen, um uns zu gestehen, daß wir sehr wenig Ursache zur Ueberhebung haben. Vorgestern noch wurde der Kampf der Raubbanken und des ungedeckten Papiergeldes gegen das Reich geführt, gestern war es das Gelüste der Kleinstaatlichen und Junkersouveränität oder die Frechheit der Klerisei, welche einige der verlorenen Rechte (?) wieder gewinnen zu können wähten, und heute ist es die mittelstaatliche Eifersucht, welche den zur nothwendigen Reform des Eisenbahnwesens vom Reiche geplanten Ankauf der preußischen Eisenbahnen zu vereiteln sucht, nachdem sie zur Erhaltung ihres Monopols ein

wirkames Reichseisenbahngesetz verhindert hatte. Morgen wird es wieder eine andere Competenzfrage sein, die sich stets wiederholen wird, so lange der Bundesstaat überhaupt dauert. Unsere biederen Landsleute aber lassen sich im Norden und Süden, im Osten und Westen haufenweise von dem bedrängten Particularismus mit seinem Geschrei nach Centralisation fangen! Die fortschrittlichen Particularisten in Sachsen und die nationalliberalen Föderalisten in Württemberg reichen einander die Hände, weil sie über ihre engen Kirchturmsinteressen noch nicht hinausgedrungen sind, weil sie noch inmitten im engerzigsten confessionellen, landesväterlichen und provinziellen Philistertum stecken, ja sie kriechen in der Angst ihres Herzens bei denen unter, welche sie durch ihre bewusste Feindschaft gegen die Consolidirung des Reichs längst als ihre geborenen Feinde erkannt haben sollten. Der Mensch kann eben nicht im Handumdrehen aus seinem alten Adam heraus, dieser muß ihm vielmehr durch die Gewalt der Ereignisse, durch die Schläge des Schicksals allmählich hinausgejagt werden, und wie tief die Kleinstaaterie nicht bloß im politischen, sondern auch im angeblich gebildetsten, wissenschaftlichen Deutschen steckt, das beweist z. B., um hier nur ein neuestes klägliches Beispiel zu nennen, der Unfug der Doctorpromotion in absentia, mit welcher die kleinen Universitäten zum Hohn der deutschen Wissenschaft noch heute ungestraft ihren schändlichen Handel zu treiben wagen. Mögen immerhin die Klein- und Mittelstaaten, seit ihnen der Giftzahn der absoluten Souveränität ausgebrochen ist, uns nicht mehr dem Spott und Hohn des Auslandes preisgeben können, so ist doch der unpolitische Sondergeist seit Jahrhunderten zu tief, zu mächtig in das deutsche Volk eingedrungen, als daß wir nicht heute noch trotz der Einheit nach Außen wohl oder übel mit dem Particularismus zu rechnen hätten. Dieser muß vermöge seiner centrifugalen Naturanlage stets mit der consequenten Entwicklung der Reichspolitik zusammenstoßen und sucht ihr schon jetzt die Grenzen vorzuzeichnen, innerhalb deren sie sich zu bewegen hat. Die Kleinstaaterie ist aber unvereinbar mit der fortschreitenden Entwicklung, mit der Ehre und Größe unseres Volkes; sie ist heute in ihrem Wesen noch unverändert dieselbe, welche sie vor hundert Jahren war; höchstens sind die Gewänder, in welche sie sich hüllt, andere geworden. Wer das nicht weiß und wer erkennen will, daß der Particularismus vernichtet werden muß, damit das große deutsche Volk mächtig blühe und gedeihe, der möge Brauns Kleinstaaterie lesen und wieder lesen, um aus ihr Energie, Trost und Siegesgewißheit zu schöpfen und um an sich den alten englischen Spruch zu bewahrheiten, daß Geschichte die Philosophie ist, welche durch Beispiele lehrt.

Was ich hier biete, sagt Braun in der Vorrede, ist weder Politik noch Poesie, weder eigentliche Geschichtsschreibung, noch Memoirenwerk. Es sind Culturbilder, deren einziges Verdienst darin besteht, daß der Verfasser Gelegenheit hatte, Dinge zweiter und dritter Ordnung in der Nähe genau zu beobachten, ohne darüber die Ideen erster Ordnung aus dem Auge zu verlieren, und daß er bemüht war, die Figuren und die Zustände, die er gesehen hat, möglichst lebendig und anschaulich zu machen oder wenigstens ein Bild von photographischer Treue zu liefern, wobei man natürlich nichts dazu kann, wenn es nicht schön wird. . . Obgleich wir heute Manches aus einem andern Gesichtswinkel ansehen, so haben doch die Thatfachen, welche ich referire, für die Gegenwart durchaus nicht ihre Geltung und Bedeutung verloren. Ich war vor allem bemüht, in dem ersten Band einen umfassenden Rückblick auf die deutschen Zustände während der letzten drei Jahrhunderte zu eröffnen, um so die Schilderungen aus der Gegenwart in dem Lichte der Vergangenheit zeigen zu können“.

So schildern denn die beiden Aufsätze: „So war es vor dreihundert Jahren“ und „Der Rhein“, welche mir die besten und lehrreichsten der Sammlung zu sein scheinen, in anschaulichen Bildern und Beispielen die allmähliche Entstehung des Territorialsystems mit seinem natürlichen Gegensatz der Abseperungspolitik und der Unterbindung der wirtschaftlichen Freiheit, zeigen seine Unverträglichkeit mit einer gesunden Rationalökonomie

und weisen die furchtbaren Verheerungen und Schäden nach, welche es für die Culturentwicklung des Volkes nach sich zieht. So sehr nun auch des Verfassers Sorgfalt und Umsicht in Herbeischaffung der oft seltenen Quellen anzuerkennen ist, so wenig kann ich mich doch damit einverstanden erklären, daß er größere, wenn auch äußerst werthvolle Aufsätze, wie den Artikel Hüpedens über die Rheinzölle (S. 167—195) aus Schloezers Staatsanzeiger wörtlich abdruckt. Dadurch wird einerseits der Raum unnötig ausgedehnt, während andererseits die Darstellung selbst durch Benutzung der Hauptstellen entschieden gewonnen haben würde. Einer der repräsentativen men des ganzen fluchwürdigen Systems ist der kleine Nassauische Kammerprinz Hyazinth mit seiner geistigen Impotenz und seinem frechen Dynastendünkel, der Bettler bei Louis XIV. und der Mörder seiner Untertanen, die classische Verkörperung all des Glornds und Unglücks, welches in Folge des Territoriafürstenthums über Deutschland hereingebrochen ist. Die drei folgenden Bände wurzeln in der Gegenwart und gruppieren sich um das große Jahr des Umschwungs 1866 als ihren natürlichen Mittelpunkt. Wenn sie auch nicht mehr neu sind, so bringen sie in ihrer theilweise veränderten Reihenfolge doch die geschichtlich nothwendig gewordene Lösung der alten Mißstände und Zweifel zum klaren Verständniß. Die Einzelheiten aus dem Kampf der Kleinen gegen Preußen und ihr Unterliegen bei Oesterreich, kurhessische und bayrische berechnete oder vielmehr unberechnete Eigenthümlichkeiten, Kriegsz- und Parlamentsbilder wechseln in bunter Reihenfolge und schlagen, wenn auch verschiedenen Zeiten angehörend, in ihrer Auffassung und Durchführung doch denselben patriotischen Grundton an. Der fünfte und letzte Band faßt die Geschichte unserer nationalen Wiedergeburt und der Gemnisse, welche sich derselben entgegenstellten, in einem veröhnenden Gesamtbilde zusammen. So ist der Kreislauf vollendet, und das Ganze kann mit der Ruhmeshalle schließen, in welcher die Wiederhersteller des Reiches verdienter Mäßen im Vordergrund prangen, wie denn das Märchen vom Herrn Kaiser und Frau Reich schon 1869 prophetisch die zwei Jahre später erfolgende Einsetzung des Kaisertums im voraus verkündigt und allegorisch geschichtlich begründet.

Das Skizzenbuch ist von leichterem Caliber als die Kleinstaataereien, erfüllt indessen mehr als es verspricht, indem es in einer Reihe gefälliger, mit großer Liebe ausgearbeiteter Reisebilder (erster Band) und Reise Studien (zweiter Band) dem Leser nicht allein einzelne interessante deutsche Punkte, wie Wilhelmshöhe, Karlsbad, die Bernsteinküste und den Frankenwald als wohlunterrichteter Führer zeigt, sondern ihn auch über unsere Grenzen hinaus, nach Ungarn, Siebenbürgen und Lothringen führt. Am wenigsten gefielen mir die Zigeunerstudien, die ich zu breit ausgepönnen und kaum etwas Neues bietend finde. Dagegen sind Brauns eigene Beobachtungen stets sachgemäß, unterhaltend und belehrend. Seine ethnographischen Schilderungen bieten die mannichfachste Anregung und Erfrischung. Sie empfehlen sich deshalb auch als eine vortreffliche Reisellectüre, zumal sie ebensowohl praktische Winke über den Nutzen und die Kunst des Reisens geben, als auch eine reiche Fundgrube für die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Landschaften und Volksstämme bilden.

Friedrich App.

Notizen.

Der Erwerb der Insel Helgoland durch Deutschland ist auf die Tagesordnung der öffentlichen Debatte gesetzt und kein Blatt, das Anspruch auf Information und politische Urtheil macht, kann sich dieser hochwichtigen Annexionsfrage entziehen. Die Behauptung, daß darüber seit geraumer Zeit Verhandlungen geschwebt haben und dem Abschlusse nahe sind, hat sich zwar als unbegründet erwiesen, aber das schadet nichts. Es kommt gar nicht darauf an, ob eine Nachricht wahr ist oder nicht. Wenn sie nur Aufsehen erregt und eine Zeitlang von sich reden macht,

ist der Zweck schon erreicht. Vollkommen gleichgültig ist dabei, was die Helgoländer selbst dazu sagen. Schon die leiseste Vermuthung, daß sie am Ende ihrem gegenwärtigen Loose leidlich zufrieden wären und, wenn auch sympathisch für Deutschland gestimmt, sich doch nicht krank vor Sehnsucht nach dem Heimfall an das benachbarte große Reich fühlten, würde ein halber Landesverrath sein. Die Abwägung der Vortheile und Verluste, welche die Uenderung für die Einwohner der Insel haben könnte, darf daher nur ganz akademisch stattfinden und auf den Entscheid in der Sache keinen Einfluß ausüben wollen. Wenn die Helgoländer englisch bleiben, so entbehren sie erkens die Segnungen des Dreitaiferebündnisses und stehen nach wie vor in der weitmächtlichen Allianz. Auch werden sie der günstigen Ergebnisse des Kulturkampfes nicht sobald theilhaftig werden. Die deutsche Presse mit ihrer Zuverlässigkeit, ihrer selbstständigen Haltung, ihrer unverbrüchlichen Consequenz, ihren friedlichen Gefühlen, ihrer gegenseitigen Toleranz, ihrem absoluten Mangel an collegialischem Meid und gehässiger Verlästerung: diese Presse ist nicht die ihrige und die fraglichen Nordseeinsulaner können nicht stolz darauf sein. Das sind die Verluste. Ob diese dadurch ausgewogen werden, daß die Helgoländer jetzt so gut wie keine Steuern zahlen und vom Militärdienst befreit sind, mag dahingestellt bleiben. Im Uebrigen gehören sie ja doch zu Deutschland, ob die Insel für englisch gilt oder wirklich an Deutschland fällt. Man lese nur das Handbuch der Erdkunde von Hummel, der von Dünkirchen durch Antwerpen, Amsterdam und Kopenhagen bis zu den Ufern des Niemen, vom Montblanc bis zu den Karpathen, Alles zu Deutschland rechnet; der in Languedoc und dem französischen Burgund überall deutliche Spuren germanischen Blutes entdeckt hat und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Normalfranzosen bestehen läßt. Die Revue des deux Mondes hat sich neulich über diesen wissenschaftlichen Chauvinismus nicht wenig moquirt. Aber die Widerlegung jener ethnographischen Theesen ist ihr schlecht gelungen. Die Franzosen mögen sagen was sie wollen, sie werden doch ihre geistige und sittliche Inferiorität niemals verleugnen können. Ein anderer deutscher Geograph hat schon vor zwei Jahren drucken lassen, die Deutschen wären das denkende, die Franzosen das sprechende Volk; womit der intellectuelle Gegensatz erschöpft war. Was die soliden Charaktereigenschaften und die sogenannte Moralität angeht, so weiß ja Jedermann, daß wir keine Gründerproceße, keine flüchtigen Cassirer haben, und unsere Kaufleute die verkörperte Wiederkeit sind. Wenn die Eschlotzinger sich beklagen, sie hätten im früheren Verkehr mit ihren Kunden in Paris pünktliche Zahlung und ehrliche Behandlung sicherer gewärtigen dürfen als jetzt, wo sie auf stammverwandte Firmen diesseits der Bogen angewiesen sind, so ist das trotz zahlreicher ähnlicher Zeugnisse selbst von deutscher Seite doch gewiß Verleumdung und darf wenigstens öffentlich nicht zugegeben werden. Eines aber müssen den Franzosen selbst ihre erbitterten Gegner zuerkennen; sie haben ein, wenn auch oft auf Ironie gerathenes, hohes Nationalgefühl. Die französische Presse wird stets die Tugenden und Fehler des eigenen Landes widerspiegeln: sie wird nicht fremden Interessen dienen, nicht russenfreundlicher oder englischer sein, als sie mit dem eigenen Vortheil für vereinbar hält. Wir Deutsche bilden uns seit der Gründung des Reiches auf unser nationales Selbstbewußtsein nicht wenig ein, haben jedoch in praktischer Bewährung desselben noch Fortschritte zu machen. Die letzten Monate haben dafür handgreifliche Beweise geliefert. Es ist ein alter Schaden, dessen Heilung von der Zukunft erwartet werden muß.

* * *

Ein gewisser Hinge, der an der städtischen höheren Töchter Schule in Charlottenburg auf dreimonatliche Kündigung vom Magistrat angestellt war, hat von dem sogenannten „Büchtigungsrechte der Lehrer“ den erwachsenen Mädchen der höheren Töchter Schule gegenüber einen so gewaltigen Gebrauch gemacht, — er hat eines der jungen Mädchen mit dem Rohrstod über den Rücken geschlagen und einem anderen eine Ohrfeige gegeben, daß diesem die Wade dick angeschwollen ist, — daß der Magistrat in ganz richtiger Würdigung der Verhältnisse diesem Herrn Pädagogen das Handwerk gelegt und ihn Knall und Fall entlassen hat. Herr Hinge hat aber für seine gebedliche Thätigkeit noch den Bezug seines Gehaltes auf drei fernere Monate beansprucht und den Magistrat deswegen verklagt. In erster wie in zweiter Instanz ist der Magistrat zur Auszahlung der vom Kläger beanspruchten Summe verurtheilt worden. Die Gerichte sind also der Ansicht, daß ein junges Mädchen mit Stockprügeln und Ohrfeigen vom Lehrer tractirt werden darf, und

daß dem Lehrer ein Recht zusteht, welches viele Eltern sich ihren Kindern und namentlich den Töchtern gegenüber willig versagen. Wir werden anknüpfend an diesen besonderen Fall die Frage über die Zulässigkeit dieses sogenannten „Büchtigungsrechtes“ der Lehrer namentlich in den Mädchenschulen gelegentlich von einem unserer Mitarbeiter eingehender besprechen lassen.

* * *

Neue Zeitschriften. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse stets neue Journale auftauchen. Bezeichnend für den Geist unserer Tage ist, daß auch auf diesem Gebiete das Princip der Arbeitsteilung stets zu größerer Geltung gelangt, und die Mehrzahl der neuen Blätter sich an bestimmte engere Kreise wendet. Unter der Redaction des Herrn Dr. W. Jenker, des Leiters unseres Berliner mikroskopischen Aquariums, erscheint seit einigen Wochen „Der Polytyp“. Das Interesse für jene Welt zu fördern, die uns erst durch das Mikroskop zum Bewußtsein gelangte, ist der Zweck der Zeitschrift, die monatlich zweimal erscheint. Uebrigens sind naturwissenschaftliche Aufsätze von allgemeinem Interesse nicht ausgeschlossen. Die Billigkeit des Journals, 4 Mark jährlich, erleichtert die Anschaffung, für welche wir aus Ueberzeugung der rühmendsten Absicht plädiren können.

Ein guter Gedanke liegt der „Ziss“ zu Grunde, die Dr. Karl Ruff und Bruno Dürigen herausgeben und zwar als „Verkehrsblatt für naturgeschichtlichen Kauf und Tausch“. Der Inhalt ist sehr reich und besteht neben kleineren interessanten Skizzen aus praktischen Anweisungen, gibt Winke über Anlage, Förderung und Erhaltung naturwissenschaftlicher Sammlungen, über Ausstopfen höherer Thiere, über Kultur der Zimmerpflanzen u. Sehr verwendbar ist der „Naturkalender“, der anzeigt, welche Pflanzen in dem betreffenden Monat blühen, und wo ihre Fundstätten sind, welche Vögel zu der Zeit nisten, welche Schmetterlinge fliegen u. Die Anlage des Blattes scheint Bürgschaft für den guten Erfolg zu bieten. Auch dieses Journal zeichnet sich durch die Billigkeit aus (6 Mark jährlich).

Unter Redaction von H. Proelß erscheint jetzt in Dresden ein neues belletristisches Journal, „Dresdner Salonblatt“. Neben Novellen bekannter Autoren, wie Waldmüller-Duboc, Vorm u. bringt es eine große Zahl von anregenden Aufsätzen verschiedenen Inhalts, über Theater, bildende Künste, feuilletonistische Skizzen, Gedichte u. Die Ausstattung ist die des „Wiener Salonblattes“, einfach, aber geschmackvoll. Das Arrangement der uns vorliegenden drei Nummern zeigt eine kundige Hand, und läßt erkennen, daß das „Salonblatt“ danach strebt, eine selbstständige Erscheinung auf dem Gebiete der Belletristik zu werden.

Eine höchst originelle Zeitung erscheint jetzt in Paris, ein arabisches Tagblatt „Saba“, dessen Herausgeber der einstige Dollmetzsch der französischen Armee in Afrika, Herr Florian Pharaon ist. Der Inhalt ist sehr vielseitig, politische Artikel, Belehrungen über europäische Verhältnisse, über Gesundheitslehre, Handelsnachrichten. Das Interessanteste an der „Saba“ ist ihr Ton, der nach möglichster Verständlichkeit strebt und sich dem geistigen Bildungsgrade der Leser anschließt. Um bei unseren Lesern nicht die falsche Ansicht zu erwecken, als verständen wir Arabisch, bemerken wir, daß uns der Inhalt durch eine französische Uebersetzung zugänglich gemacht wurde.

* * *

A. Hartleben (Wien, Post Leipzig) gibt jetzt eine „Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge“ heraus, von der uns bis jetzt zwei Hefte vorliegen: Karl Weyprecht, „Die Nordpol-Expeditionen der Zukunft“ und Dr. Joseph Rauth, „Die geistigen Einrichtungen des Centralnervensystems“. Beide Broschüren sind vortrefflich geschrieben.

In gleichem Verlage erscheint das Lieferungswerk „Reise Sr. Maj. Corvette Helgoland“ 1873 — 75 von Leopold von Zebina, das auf 12 Hefte berechnet ist. Die Ausstattung ist, besonders was die Illustrationen anbelangt, ganz vorzüglich. Die Darstellung ist lebendig und durch das Genrehafte der Schilderungen unterhaltend.

Ein Werk von höchstem Interesse verspricht „Die Erde und ihre Völker“ von Friedr. von Hellwald (B. Spemann, Stuttgart) zu werden, von dem bis jetzt zwei Lieferungen vorliegen und auf welches wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

* * *

Kleinere Schriften von Karl Blind.

„Armin or Hermann, the liberator of Germany.“ 1875. — „Funerary among our germanic forefathers.“ 1875. — „The Flemings and the Walloons of Belgium.“ 1876. — „The life and labours of Francis Deak.“ 1876. London.

Bekanntlich ist Karl Blind nicht nur ein rühriger Freiheitsapostel, sondern auch ein unermüdlicher Verbreiter von „mehr Licht“ über deutsche und ungarische Zustände im englischen Publicum. Bei jeder Gelegenheit ist er bemüht, den wenig kosmopolitischen John Bull über das Wesen und die Verhältnisse des Auslandes bekannt zu machen. Die Blätter, die ihm in dieser Beziehung zum Sprachrohr dienen, sind unseres Wissens hauptsächlich der hochliberale wöchentliche „Examiner“ und die Monatschrift „Fraser's Magazine“, daselbe, welches, wie die Leser der „Gegenwart“ aus der „Correspondenz“ in Nr. 10 ersehen haben, kürzlich erst eine Reihe von Aufsätzen über sociale Sitten Deutschlands aus der Feder von „a lady“ brachte, deren Naivetäten . . . , doch damit haben wir's ja hier nicht zu thun, sondern wir wollen auf die obigen Schriften Blinds aufmerksam machen. Dieselben sind ursprünglich im „Fraser“ erschienen, wurden aber (mit Ausnahme des Artikels über Deak) in den letzten Monaten separat als Broschüren publicirt. *) Dieselben verdienen in's Deutsche überetzt zu werden und in der Heimat des Verfassers recht viele Leser zu finden. Besonders interessant ist Nr. 2. Dieser Aufsatz behandelt die Poesie und Geschichte altdeutscher Reichenverbrennung eingehend und mit der Karl Blind als gelehrtem Forscher altdeutscher Mythologie eigenen Gründlichkeit. In „Armin oder Hermann, der Befreier Deutschlands“ sehen wir eine interessante Schilderung jener alten Geschichtsepöche; dieser Artikel wurde anlässlich der vorjährigen Enthüllung des Hermannendenkmal's geschrieben, um die Herren Briten mit dem deutschen Nationalhelden besser bekannt zu machen. „Die Blüten und die Wallonen in Belgien“ knüpft an die Benedictinischen Annoncements-enthüllungen an und beleuchtet die Verhältnisse der beiden Belgien bewohnenden Stämme in politischer und sprachlicher Hinsicht. Einige darin ausgesprochene Meinungen dürften der deutschen Tagespresse Anlaß geben, sich mit dieser Broschüre näher zu beschäftigen. Was endlich „Franz Deak“ betrifft, so hätten wir uns bei dieser neuesten Arbeit Blinds gerne länger aufgehalten, hätte nicht die „Gegenwart“ bereits einen Aufsatz über Deak gebracht. Daher nur soviel, daß der Verfasser ein anziehendes, selbst für Eingeweihte ganz interessantes Bild von dem großen magyarischen Patrioten und seiner Zeit bietet.

* * *

Schöne Literatur.

- Johan Vibe, Alexander Mollers Erindringer. (Kristiania, Forlag af Albert Cammermeyer.)
- Eduard Jost, Christlich oder Pöpstlich? Histor. Erzählung. (Bandau, E. Jost.)
- Tagebuch eines Waters, Das Kind. 2. vermehrte Auflage. (Leipzig, H. Hartung & Sohn.)
- Richard Schmidt-Cabanis, Wenn Frauen lächeln. Humorist. Novellen und Skizzen. (Berlin, Denike.)
- A. Rittersteld, Freyr und Gerda. Ein Iyrisch-dramatisches Spiel. (Cuppen, Selbstverlag.)
- Ernst Otto Ropp, Transatlantische Stimmen. Ein Wiedererklaus aus America. (Stuttgart, Cotta.)
- Emma Brauns, Wildröschen. Idylle. (Halle, Pfeffer.)
- Wilhelm Kufeler, Nordische Fahrten. Meiner Heimath Chronik. (Berlin, Alfred Weile.)
- J. Weiß-Szegal, Hofluft. Lustspiel in 5 Act. (Budapest, Vereinsbuchdruckerei.)
- Eduard und Otto Devrient, Deutscher Bühnen- und Familien-Shakespeare. 6. Bd. (Leipzig, F. F. Weber.)
- Otto Gildemeister, Shakespeares Sonette. 2. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.)
- Percy Bysshe Shelley, Der entfesselte Prometheus. Iyrisches Drama, überetzt von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien, Rosner.)
- M. W. Götzinger, Deutsche Dichter. 12. Hef. (Aarau, Sauerländer.)
- A. Reifig, S. Bapt. Mollère's Leben und Schriften. (Leipzig, Siegiemund & Volkering.)

*) Verlag von Longmans, Green & Co.

Bunte Bilder ut min' Kinnerjohren von Genen, der sinen Namen wol für sich behallen möcht. (Neu-Strelitz, G. Barnewitz.)
 Jol. R. Ehrlich, Fabeln und Aphorismen. (Wien, Faesj & Fried.)
 Heinr. Ende, Mississippi und Rhein. Centennial-Phantaste. (Milwaukee, C. Dörflinger.)

Zur Geschichte der Literatur und der Kunst etc.

Heinrich Dünker, Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. (Stuttgart, Cotta.)
 Erwin Rohde (Prof. d. cl. Phil. in Jena), Der griechische Roman und seine Vorläufer. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)
 Hans Hopfen, Streiffragen und Erinnerungen. (Stuttgart, Cotta.)
 E. Belz, Herzog Karl von Württemberg und Franzisca von Hohenheim. 2. verm. Aufl. (Stuttgart, C. F. Simon.)
 Rud. Gottschall, Der neue Plutarch. Biogr. hervorrag. Charakt. d. Gesch., Lit. u. Kunst. 3 Theile. (Leipzig, Brockhaus.)
 F. Schnorr v. Karolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte. Bd. V. Heft 4. (Leipzig, W. G. Teubner.)
 Adolf Silberstein, Dichtkunst des Aristoteles. Versuch eines Systems der „Poetik“. Bd. I. (Pest, Wien, Leipzig, S. Zilahy.)
 N. W. Emerson, Neue Essays. (Lettres and social aims.) Uebersetzt und eingeleit. von Julian Schmidt. (Stuttgart, A. B. Nuerbach.)
 Hermann Kiegel, Gesch. d. deutsch. Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. Heft IV. (Hannover, Karl Rümpler.)
 M. Hammerich, Thordwaldsen und seine Kunst. Aus dem Dänischen. (Gotha, Gust. Schöbmann.)
 Müller u. Mothes, Illust. Archäol. Wörterbuch der Kunst des germ. Alterth., des Mittelalt. und der Neuzeit. (Leipzig, Ditto Spamer.)

Geschichte und Politik.

Constantin v. Hüfler, Der Aufstand der castilianischen Städte. (Prag, F. Tempsty.)
 Ernst Raabe, Schlacht im Teutoburger Walde. 2. Aufl. (Münster, C. W. Bertelsmann.)
 Otto Melzer, Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen. 2. ganz umgeänd. Aufl. (Dresden, G. Schönfeldt.)
 Karl von Gebler, Galileo Galilei und die Römische Curie. (Stuttgart, Cotta.)
 Heinrich Käßbebo, Bibliographie zur Gesch. d. beid. Türkenbelagerungen Wiens. (Mit lithog. Tafel und 50 Holzschn.) (Wien, Faesj & Fried.)
 Albert Forbiger, Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentl. u. häusl. Lebens. 1. Abth.: Rom im Zeitalter der Antonine. 2. Bd. (Leipzig, Fues' Verlag.)
 John Miltons Politische Hauptschriften. Uebers. und mit Anmerk. vers. von Wilhelm Bernhardi. 2. Bd. (Leipzig, Erich Koschany.)
 Charles A. Salmond, M. A., Fürst Bismarck und die Ultramontanen. Erläuterung der röm. Frage. Autor. deutsche Ausg. (Berlin, Carl Dunder.)
 Victor Hugo, Thaten und Worte. Gesammelte Reden. 1. Bd. Vor dem Exil 1841—51. Aut. deutsch. Ausg. (Stuttgart, A. Nuerbach.)
 Fr. v. Weech, Die Deutschen seit der Reformation. Bief. 3 u. 4. (Leipzig, Ferd. Lange.)

Bermischtes.

Friedr. Freihold, Die Lebensgeschichte der Menschheit. Culturgeschichtl. Forschungen und Betrachtungen. 1. Bd.: „Das erste Leben der Menschheit oder die sinnliche Richtung.“ (Jena, H. Costenoble.)
 C. Wiß, Die Arbeiter und die Strafbarkeit des Contractbruchs. (Berlin, C. Heymann.)
 H. Fischer, Die Reform der höheren Schulen. Ein Versuch zur Verstandigung.
 Ottomar Wachs, Erinnerungen eines Civilarztes an die französischen Kriegsgefangenen 1870—71. (Leipzig, Otto Wigand.)

Offene Briefe und Antworten.

In Sachen Fausts.

Herrn Professor Ehrlich!

Ich verdanke Ihnen so manche Aufklärung in musikalischen Dingen, daß ich in einer literaturgeschichtlichen und philosophischen Frage mich gern mit Ihnen verständigen möchte. Sie stellen („Gegenwart“ S. 331) Goethes Faust mit Dantes göttlicher Komödie zusammen, einem Werke, das ganz und fest auf religiös-sittlicher Grundlage und Lebensansicht ruht, jagen aber vom Faust: daß „manche Kogebue'sche Stücke viel moralischer seien“; sie sagen, die Errettung Fausts, seine Befreiung vom Teufel sei „ethisch nicht motivirt“, sei ein Werk jener „Liebe“, die den Mephistopheles schließlich anwandelt. Damit ist für jede tiefere ästhetische Auffassung der Stab über Goethes Dichtung nach Form und Inhalt gebrochen.

Das Unmoralische sieht man gewöhnlich im Verhältniß von Faust und Gretchen; ich bewundere hier gerade die sittliche Führung des Gedichtes, und wenn den Dichter ein Vorwurf treffen dürfte, so wär' es der einer harten Strenge; wie er denn auch einmal gelegentlich der Wahlverwandtschaften daran erinnerte, daß er, der sonst die Dinge so lässlich nehme, in Sachen der Ehe so strenge Grundzüge bekenne. Der Keim von Sünde und Verderben wird in das schöne Verhältniß der Liebenden schon anfänglich dadurch hineingelegt, daß Gretchen sich durch Martha zum Verheimlichen des zweiten Kätzchens, zum Betrug der Mutter, Faust sich durch Mephistopheles zu falschem Zeugniß verleiten läßt; das ist die Art, wie das Böse ehlen Naturen naht, daß sie zur Erreichung eines Lieblingswunsches, zur Erlangung eines großen Gutes auch ein schlechtes Mittel anwenden. Ferner: die echte Liebe soll das ganze Leben durchdauern, in ihm feste Gestalt gewinnen; sie soll zu völliger Hingabe der Persönlichkeiten führen; da hierauf die Erhaltung der Menschheit, die Familie und auf deren Reinheit das Wohl des Staates beruht, so verlangt der Herzensbund die öffentliche und gesetzliche Form der Ehe, und die Hingabe des Weibes außer der Ehe dürfen wir darum als eine Verletzung des Heiligthums der Familie bezeichnen, in der das Weib seine Bestimmung erreicht; so nimmt es wenigstens Goethe und knüpft daran den nicht gewollten, aber auch nicht unverschuldeten Untergang von Gretchens Familie; und Gretchen nimmt Leid und Strafe als Buße auf sich, sie will nicht fliehen, sie will durch den Tod die Schuld sühnen, und wie durch ihre sinnverwirrten Reden in der Kerker-scene doch der unverdorrene Adel ihrer Seele hindurchklingt, so ergibt sie sich dem Willen Gottes und ist gereitet! Hier ist Alles ethisch, tief und klar. Faust ist des Unheils inne geworden, das sein ungebundener Freiheitsdrang angerichtet; er ist entschlossen, die Geliebte zu retten, sein Loos an das ihre zu knüpfen; der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an, — aber er geht als Mann nicht zur duldbenden, sondern zur werththätigen Buße, durch Thaten zum Wohl des Ganzen gut zu machen, was er an dem Einzelnen verschuldet. In der Anschauung der Schönheit (Helenas) gewinnt er Maß und Klarheit auch für sein sittliches Handeln; zweckloses Treiben ist ihm zuwider, er gewinnt den Meereswellen den Boden für ein freies Volk ab, und im Bewußtsein einer fruchtbringenden guten That für's Gemeinwohl preißt er den Augenblick, der nun ihm, dem Vertrag gemäß, den Tod bringt. Aber es handelte sich darum, ob ihn Mephistopheles von seinem Urquell abziehen könne, und das ist offenbar nicht geschehen, vielmehr hat das ideale Streben Fausts eine reale Erfüllung gefunden, er hat sich mit seinem Willen der sittlichen Weltordnung angegeschlossen und dadurch, durch Vollbringen des Guten, sich die Erlösung verdient, welche die göttliche Liebe Jedem gewährt, der sie ernstlich verlangt, und so drückt der Epilog im Himmel das Siegel darauf. So ist das Ende allerdings „ethisch motivirt“ und die Dichtung der göttlichen Komödie ebenbürtig.

Zu weiterer Verhandlung gern erbötig
hochachtungsvoll ergebenst

M. Carrere.

München, 25. Mai 1876.

Carlsruhe, den 29. Mai 1876.

Geehrte Redaction!

Das pseudo-Bismarck'sche Wort über die Aufgabe der Diplomatie ist viel älter, als Oppenheim's Völkerrecht: es befindet sich bereits, wie ich mich ganz bestimmt erinnere, in J. B. Say's Cours d'écon. polit. 1828 (etwa VII Sect. 3. VIII), oder in seinem Traité d'écon. polit. 1803 (etwa III, ch. 6 — 9). Mir sind diese beiden Werke im Augenblick nicht zur Hand; es dürfte sich indeß lohnen, die betreffende Stelle aufzusuchen.

Dr. C. Walker.

* * *
zur Formulirung des Eides.

Es ist der in Nr. 22 der „Gegenwart“ (1876) unter der Ueberschrift „Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission“ veröffentlichte Artikel, der mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

Der Autor jenes Artikels scheint die neuerdings vom italienischen Parlamente angenommene, auf die Worte „ich schwöre“ beschränkte Eidesformel auch für unsern Fall als mustergeräthlich empfehlen zu wollen, da diese Eidesformel, welche den Namen Gottes gewissermaßen als unzeitgemäß, als inopportun bei Seite läßt, auch für den Unglauben des Atheisten mündrecht gemacht ist. So sehr ich mit Herrn Theobald Ziegler übereinstimme, wenn er sagt:

„Eidverweigerung von links beweist nur, daß der Verweigernde auf dem Standpunkte eines geglaubten Unglaubens stehe, und sich im Grunde doch noch vor dem fürchtet, was er leugnet“ —

so lebhaft ich mit ihm wünsche, daß sich der Reichstag nicht auf die Seite der Intoleranz stelle,

„die eines aufgeklärten Staates nicht würdig ist“, und die „den Feinden des Reiches, den inneren sowohl wie den äußeren, eine „Waffe in die Hand“ geben würde —

so glaube ich doch, daß durch die Annahme der bloßen Worte: „ich schwöre“ (nichts mehr, und nichts weniger) als Eidesformel, die schwebende Frage nicht gelöst, sondern nur für die Kurzsichtigkeit überkleistert wird.

Die empfohlene Formel kann nur der affectirten Brüderie eines mit Ostentation zur Schau getragenen Atheismus Genüge leisten, der abstrichlich gegen die Thatfache die Augen verschließt, daß von dem landläufigen Begriffe des Eides, des jus jurandum, der Begriff Gottes unzertrennlich ist, da der Eid einfach die Bekräftigung der Wahrheit unter Anrufung des Namens Gottes ist. Ein Eid, aus welchem, wenn auch stillschweigend, der Gottesbegriff eliminirt worden ist, ist kein Eid mehr; er kann immerhin noch die feierliche Bekräftigung der Wahrheit sein, nimmt er aber die Miene an, noch etwas mehr bedeuten zu wollen und die Eigenschaften des jus jurandum noch voll zu enthalten, so ist er eine Farce und eine contradictio in adjecto.

Ich kann mich daher der Ansicht des Verfassers jenes Artikels nicht anschließen, wenn er sagt:

„Tolerant also, das ergibt sich damit sofort, ist nur die Formel: ich schwöre“ —

indem ich meinerseits eine Toleranz gegen den atheïstischen Unglauben in der Beibehaltung des Eidschwurs, seine Formel mag lauten wie sie will, nicht finde. Unerkennende Duldung des Gottesleugners kam mit der Aufrechthaltung des Eides, als solchen, nicht zusammen bestehen, und will der Staat mit dem Atheisten als einem zurechnungsfähigen Factor rechnen und auch ihm gerecht werden, so muß er den Eid fallen lassen, und die Bekräftigung durch das Ehrenwort demselben substituiren.

Freilich sind dann die Bedenken, welche auch Herr Ziegler gegen diese Form der Beihenerung mit Recht anführt, nicht beseitigt; aber unter den gegebenen Voraussetzungen vor die Wahl gestellt, handelt man nur logisch, wenn man das Ehrenwort als die allein mögliche und nach keiner Seite hin anstößige Formel der Wahrheitsbekräftigung zuläßt.

Ob Herr Ziegler Recht hat, wenn er behauptet:

„Jesus allerdings hat, trotz aller theologischen Ausflüchte, das Schwören absolut verboten“,

darüber würden denn doch auch die Theologen erst gehört werden müssen; mir, dem theologischen Laien, will es scheinen, als ob die bekannte Stelle im Evangelium des Matthäus, Capitel 5, Vers 33 und ff., nur das dem Morgenländer geläufige, ausschweifende Anrufen Gottes als Beihenerung perhorrescirt, ohne sich auf das Gebiet juristischer Fragen, des Zeugeneides, des Schiedseides, des Reinigungseides, zu begeben und über dasselbe abzurtheilen.

Der gelehrte Herr Verfasser wolle diese meine Bemerkungen freundlich entschuldigen, welche nur den Bedenken Ausdruck geben sollen, die gewiß von vielen Tausenden mit mir getheilt werden, ohne daß ich damit den äußerst humanen Ausführungen desselben entgegen treten will, die meine volle Sympathie besitzen und zu denen mich überzeugt und freudig bekennen zu dürfen ich mir zur Ehre rechne. Aus vollem Herzen unterschreibe ich seinen Ausspruch:

„Der wirklich frei denkende Mensch würde, wenn es seinen Mitbürgern Vergnügen machen oder Beruhigung gewähren würde, beim Dalai Lama zu schwören, keinen Anstand nehmen, diese staatlich sanctionirte Formel qua Formel nachzusprechen; denn er schwört seinen Eid ausschließlich nur dem Staate;“

wobei ich mir allerdings den Vorbehalt gestatte, daß der frei und redlich denkende Befenner eines Gottes bei Ausspruch dieser Formel unter dem Dalai Lama das von ihm verehrte höchste Wesen zu verstehen und seinem Eide dieselbe heilige Kraft und Bedeutung beizumessen haben würde, als wenn er den Namen des Allmächtigen und Allwissenden ausdrücklich genannt hätte.

Gehard von Amptor.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglicher Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteurs oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin NW., Louisenstrasse 32,

adressiren zu wollen.

ABONNEMENT DER „Gegenwart“ PRO III. QUARTAL 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 26 schliesst das II. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um baldigste Erneuerung desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. Abonnements auf das III. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen genommen.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der vorliegenden Nr. geschlossenen IX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von 1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse.

EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART“.

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 M.
Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters
in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geb. Preis 9 M.

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**

Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.

Inhalt: Am Rhein! Am Rhein! — No-
landssee, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise.
(Mai 1864.) In Coblenz. — Begegnung des
Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan
Abdul Aziz. (Juli 1867.) In Eisenach. — Bei
Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) Auf
Wilhelmshöhe. — Ankunft des gefangenen Kaisers
Napoleon. (September 1870.) Schandau. —
Sommerferien. (Mai 1872.) In Bremen und
Wilhelmshafen. — Mit den Gelehrten des
Deutschen Reichs. (Juni 1873.) In Versailles. —
Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.)
In Wien. — Bei Hans Makart und Johann
Strauß. (November 1874.) Am Pfälzersee. —
Bei einem Wirthse wundermild. (März 1875.)

Allgemeiner Verein

für

Deutsche Literatur.

Der 1. Band der III. Serie ist soeben er-
schienen und an die Mitglieder des Vereins
besandt worden:

Sittenbilder aus dem Morgenlande

von

G. Bamberg.

Der Inhalt der weiteren Bände dieser
Serie ist:

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von
Schiras, Saffische Lieder.

Büchner, L., Aus dem Geistesleben
der Thiere.

Dingelstedt, Franz, Literaturbilder.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der
Jahreszeiten.

Für Nichtvereinsgenossen werden diese Werke
nur später und zu erhöhtem Preise abgelassen.

Sämmtliche Bände sind elegant in engl. Lei-
nen mit reicher Deckelprägung gebunden.

Statuten und Prospekte des Unternehmens
sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der
Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 M.

Berlin, 15. Mai 1876.
Verlagsbuchh. von A. Hofmann & Co., Franzstr. 11.

Im Verlage von S. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

Filippo Dr. Filippi,

Richard Wagner.

Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft.

Aus dem Italienischen von F. Furdheim.

Autorisirte Uebersetzung. 8. Sehr eleg. geheftet. Preis 2 M.



Inhalt von Band 1-3:

Dito Glogau.

Fritz Keuter u. seine Dichtungen. 2. Aufl.

Julius Wolff.

Die Calenpiegel rebusius. 4. Aufl.

Julius Wolff.

Der Ballenfänger von Hameln. 3. Aufl.

Preis pro Band 3 Mart.

Wer es liebt, in die Sommerfrische eine anregende Unter-
haltung mitzunehmen, dem können diese Bände angelegentlichst
empfohlen werden.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei Ernst Julius Günther in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung
vorräthig:

Größenwahn.

Drei Kapitel aus der Geschichte menschlicher Nartheit.

Mit Zwischenjahren.

Von

Johannes Scherr.

Ein starker Band von 30 Bogen groß 8. Preis 7 M. 50 S.; elegant gebunden 9 M.

Inhalt:

Präludium. — Mutter Eva. — Jan Bodelson, der Schneiderkönig. — Die Bekrenzigte.
Geschichte einer Heilandin. — Das rothe Quartal.

Zwischenjahre: Die Geschichte von Ambrosius Gigag, dem Ordnungsfanatiker. — Die
frohe Vortschafft aus Zora-Böhe. — Ein literarischer Dialog.

In unserem Verlag erschien soeben:

Schweden und Norwegen

nebst Führer durch Kopenhagen.

Ein praktisches Handbuch für Reisende

von

Yngvar Nielsen,

Assistent am Kgl. Norweg. Reichsarchive in Christiania.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage von Nielsen's Norwegen. — Mit 7 Karten
und Plan von Stockholm.

Preis gebunden 7 M.

Aus vorstehendem Handbuch apart:

Schweden

nebst Führer durch Kopenhagen.

Wegweiser

von

Yngvar Nielsen.

Mit Karte und einem Plan von Stockholm.

Preis eleg. cart. 2 M. 50 S.

Norwegen

nebst Führer durch Kopenhagen.

Von

Yngvar Nielsen.

Dritte gänzlich umgearbeitete Aufl.
Mit 6 Karten.

Preis gebunden 6 M.

Das Nielsen'sche Reisehandbuch hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens so sehr
die Gunst des Scandinavien bereisenden Publicums gewonnen, dass schon jetzt eine dritte
Auflage des Buches nothwendig wurde. Dieselbe ist wesentlich umgearbeitet und vermehrt,
sowie verbessert durch Hinzufügung von Karten.

Hamburg, Juni 1876.

W. Mauke Söhne, vormals: Perthes, Besser & Mauke.

Hierzu eine Beilage.

www.books2ebooks.eu